Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Hans von Bülow, Daniel Sanders, Ernest Renan.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 45. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1888.

Seite

Otto Brahm in Berlin.
Schiller auf der Stuttgarter Militärakademie 92

M. Cantor in Heidelberg.
Vier berühmte Astrologen 81

M. Corvus in Leipzig.
Doctor Lomnitz. Novelle 1

Lars Dilling †.
Des Dachdeckers Mutter. Seeländer Skizze 121

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Aus der musikalischen Vogelperspective 377

M. Folticineano in Berlin.
Land und Leute in Bulgarien 207

Hugo Göring in Berka a. d. Werra.
Wilhelm Jordans Roman „Zwei Wiegen." 265

Hans Hoffmann in Berlin.
Strandgut. Novelle 145

Karl Jaenicke in Breslau.
Der Enthusiast von Fichtenstädtel. Novelle 281

P. F. Krell in München.
Wiens architektonische Physiognomie 188 345

Hermann Kunz in Berlin.
Kaiser Wilhelm und die Reorganisation der preußischen Armee . . . 367

Paul Lindau in Berlin.
College Schnabel. Erinnerungen aus der Redactionsstube 56

Theodor Lipps in Bonn.
Ueber Formenschönheit, insbesondere des menschlichen Körpers. . . . 226
Paul Marsop in München.
Hans von Bülow. 25
August Müller in Königsberg.
Ernest Renan. 327
Dan. Sanders in Altstrelitz.
Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien. 164
R. Tereskin in Berlin.
Tarrabanoff und Sipunoff. Genrebild aus dem russischen Leben. 250 388
Bibliographie 134. 271. 408
Bibliographische Notizen. 139. 279. 414

Mit den Portraits von:

Hans von Bülow, Daniel Sanders und Ernest Renan, radirt von L. Kühn in München.

Fünfundvierzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Band 45. — Heft 133.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLV. Band. — April 1888. — Heft 133.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hans von Bülow.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

April 1888.

Inhalt.

Seite

M. Corvus in Leipzig.
Doctor Lomnitz. Novelle. 1

Paul Marsop in München.
Hans von Bülow. 25

Paul Lindau in Berlin.
College Schnabel. Erinnerungen aus der Redactionsstube. 56

M. Cantor in Heidelberg.
Vier berühmte Astrologen. 81

Otto Brahm in Berlin.
Schiller auf der Stuttgarter Militairakademie. 92

Lars Dilling.
Des Dachdeckers Mutter. Seeländer Skizze. 121

Bibliographie. 134
Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegowina, von Dr. Moriz Hoernes. (Mit Illustrationen.)

Bibliographische Notizen. 139

Hierzu ein Portrait von Hans von Bülow.
Radirung von L. Kühn in München.

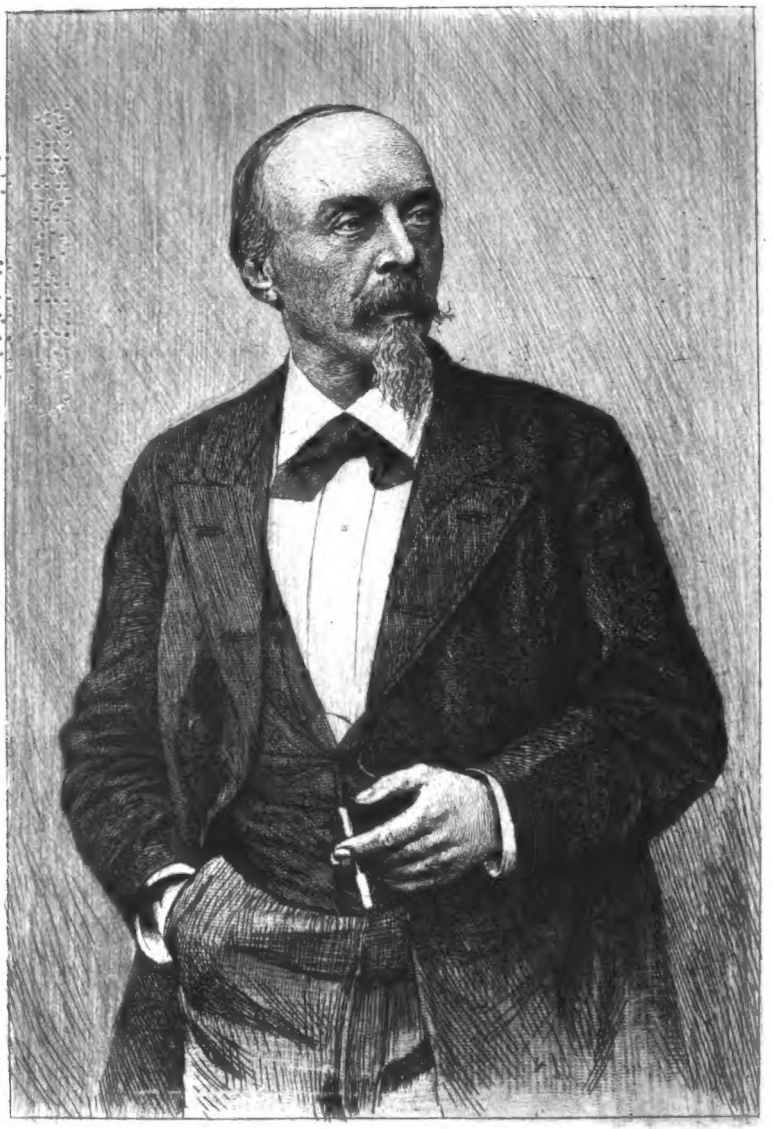
„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.



Hans v. Bülow

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Doctor Lomnitz.

Novelle

von

M. Corbus.

— Leipzig. —

Auf der Terrasse seines Schlosses Bergheim am Neckar ging Graf Wartenegg unruhig auf und nieder. Eine breitschultrige Hünengestalt, macht er den Eindruck, als ob er jedes Leid des Lebens von sich abzuwehren, imstande sei, und dennoch liegt auf seinem Gesicht ein kummervoller, gebrochener Ausdruck.

Ein junges, schlankes Mädchen von etwa siebzehn Jahren hängt an seinem Arme und begleitet ihn auf seiner unruhigen Wanderung. Eine Fülle goldblonden Haares ist in starke Zöpfe geflochten, welche über ihre Schultern lang herabhängen, einige Löckchen aber haben sich herausgedrängt und umspielen lieblich ihr Stirn und Nacken.

So oft die beiden Hinundhergehenden an einer der auf die Terrasse herausführenden Glasthüren vorüberkommen, bleibt der Graf jedesmal ängstlich horchend stehen, um dann seufzend wieder weiterzugehen.

„Lieber Papa, sei doch nicht so kummervoll und muthlos," sagte das junge Mädchen, ihre großen, dunkelblauen Augen tiefbesorgt zu dem Vater erhebend. „Du darfst doch noch nicht verzweifeln; laß uns im Gegentheil hoffen, daß der Geheimrath der armen Mama helfen werde." Und dabei war ihre Stimme so liebevoll beschwichtigend, als hätten sie die Rollen vertauscht, und sie sei die Mutter, welche beruhigend ihrem Kind zuspreche.

„Ach, Elisabeth, er sah nicht so aus, als ob er helfen könne! Der

Blick, welchen er mir zuwarf, bevor ich hinausging, war nichts Gutes versprechend," rief der Graf voll des leidenschaftlichsten Schmerzes.

„Dann müßten wir ergeben zu tragen suchen, was Gott uns auferlegt," entgegnete Elisabeth mit erzwungener Fassung, während es doch um den süßen kindlichen Mund von verhaltenen Thränen zuckte. „Jedoch Menschen können sich irren, Gottes Gnade aber kann uns helfen, und so lange noch Leben da ist, dürfen wir nicht verzagen."

In diesem Augenblick wurde die Glasthüre geöffnet und ein alter Herr trat heraus.

„Da ist der Geheimrath," flüsterte Elisabeth dem Vater zu und es war, als stocke ihr der Athem in banger Erwartung. „Sprich mit ihm, Papa. Ich will zur Mama eilen, die gewiß nach mir verlangt."

Der Graf trat auf den alten Herrn zu und blickte ihn bange prüfend an.

„Nun, Herr Geheimrath?" fragte er mit angstbeklommner Stimme.

Der Befragte zuckte die Achseln. „Beruhigen Sie sich, nahe Lebensgefahr steht nicht zu befürchten," antwortete er ausweichend.

„Aber Herstellung?"

Der Arzt schüttelte den Kopf und schwieg.

„Auch nicht durch eine Operation?" drängte Wartenegg angstvoll.

„Nein, Herr Graf," entgegnete der Arzt. „Bei einer Operation würde ein sofortiger Tod das wahrscheinliche Ergebniß sein, und ich kann daher das nicht auf mich nehmen; während die Patientin mit diesem Leiden voraussichtlich noch ein Jahr, ja vielleicht noch länger leben kann."

Der Graf rang nach Fassung; die Entscheidung war zu fürchterlich. Er hatte diesen Arzt, eine anerkannte chirurgische Autorität, aus Heidelberg hergerufen, alle Hoffnung seines Herzens auf dessen Hülfe für die Rettung der geliebten Frau gesetzt, und nun diese entsetzliche Enttäuschung! Er mußte sich erst zu fassen suchen, ehe er wieder ein Wort hervorzubringen vermochte.

„Ueberlegen Sie es noch einmal, Herr Geheimrath," bat er endlich. „Meine Frau verlangt selbst nach einer Operation, in der Hoffnung, dadurch von ihrem elenden Zustand befreit und vielleicht hergestellt zu werden. Sie setzt das lebhafteste Vertrauen in Ihre Geschicklichkeit — wollen Sie da nicht versuchen —"

„Nochmals nein, Herr Graf; ich nehme nichts auf mich, dessen Erfolglosigkeit und unbedingte Lebensgefahr ich einsehe," lehnte der Arzt entschieden ab.

„Und Sie wüßten uns an keinen anderen Arzt zu weisen? Verstehen Sie mich recht, Herr Geheimrath; ich mißtraue Ihrem Urtheil nicht; aber vielleicht wagte ein Anderer mit mehr Vertrauen auf Erfolg, was Sie für unmöglich erachten.

Der Geheimrath überlegte einen Augenblick.

„Ja, wenn Professor Lomnitz noch in Würzburg wäre! Aber er ist fort, schon seit mehr denn einem Jahr auf Reisen in fernen Ländern —"

„Lomnitz!" Wartenegg horchte bei Nennung dieses Namens lebhaft auf. Das war ja sein Jugendfreund, mit dem er in Göttingen studirte, er selbst Cameralia und jener Medicin. Sie hatten damals einen treuen Freundschaftsbund für das Leben geschlossen, er, Lomnitz und noch ein dritter: Norden. Aber wie das so oft geht, die Lebensverhältnisse hatten sie auseinander gebracht; er war in späteren Jahren weder mit Lomnitz noch mit Norden mehr zusammengekommen, auch geschrieben hatte er sich mit ihnen nicht mehr. Er wußte nur aus öffentlichen Blättern, daß Norden gestorben sei und daß Lomnitz als Professor in Würzburg habilitirt war, wo er schnell durch glücklich vollendete Kuren eine große Berühmtheit erlangt hatte. Daß er an diesen nicht schon längst gedacht! Aber das Leiden seiner Frau war langsam und anfangs wenig störend aufgetreten, so daß es nicht sehr beachtet worden war, bis es in letzter Zeit furchtbar schnell zugenommen, besorgnißerregend und für die Kranke unerträglich geworden war. Und was hätte es ihm auch genützt, an Lomnitz zu denken, da dieser doch nicht zu erreichen war!

„Und sonst wüßten Sie keinen anderen Ihrer Herren Collegen zu empfehlen?" wagte er noch einmal zu fragen, da der Geheimrath nachzusinnen schien.

„Versuchen Sie es bei Professor Holm in Jena; vielleicht ist er anderer Ansicht als ich. Aber reisen Sie bald mit Ihrer Frau Gemahlin dorthin; jetzt wird sie die Reise noch unternehmen können, in einiger Zeit dürfte das vielleicht nicht mehr möglich sein."

Mit diesem Bescheid verließ er den Grafen.

Auf einem der vielen, verschlungenen Wege, welche von der Wartburg herab durch den Wald in das Marienthal hinunterführen, schritt ein Mann einsam dahin. Er hielt die Arme auf dem Rücken verschränkt und den Kopf ein wenig vorwärts gebogen, was ihm das Aussehen eines tief in Gedanken Verlorenen gab und doch blickten seine Augen spähend umher, und es entging ihnen gewiß nichts von dem, was sich auf seinem Wege befand. Sein dunkler Bart war schon stark mit grau gemischt, obgleich der Mann nur einige vierzig Jahre zählen konnte; sein Gesicht war tief gebräunt und ernsten, fast schwermüthigen Ausdruckes.

Es herrschte eine drückende Schwüle in der Luft, und als der Weg jetzt etwas aus dem Walddickicht hervortrat, sah der Dahinschreitende, daß sich der Himmel über ihm mit schwarzem Gewölk bedeckt habe und der baldige Ausbruch eines Gewitters zu befürchten sei. Er beschleunigte darum seine Schritte, und die letzte Senkung des Berges in das Thal hinabeilend, erblickte er vor sich eine Frau, die langsam den Berg hinabging. Auf dem

Rücken trug sie ein großes Bündel trockener Reiser, während sie an der Hand ein Mädchen von etwa sechs Jahren führte. Das Kind hinkte.

Den Näherkommenden mußte das interessiren; denn er vergaß plötzlich das drohende Gewitter und hemmte seine Schritte, indem er angelegentlich das Kind beobachtete.

„Wovon kommt es, daß die arme Kleine hinkt?“ fragte er die Frau, sobald er sie erreicht hatte. In seiner Stimme lag viel Theilnahme und Wohlwollen, und wunderbar schön und fesselnd waren seine dunkeln Augen, die voll Ernst und Güte auf die Kleine blickten.

„Sie war voriges Jahr lange krank und davon ist das Hinken geblieben,“ antwortete die Frau mit der Unempfindlichkeit der Armuth gegen äußere Gebrechen.

„Haben Sie denn deßhalb keinen Arzt zu Rathe gezogen?“

„Freilich, den alten Schäfer Meier, der hat ihr auch von seiner Wundersalbe gegeben, mit welcher er schon Viele gesund gemacht hat; nur der Rieke hat sie nichts geholfen, obgleich sie viele Büchsen davon verbraucht hat.“

„Das glaube ich gern!“ rief der Mann unmuthig aus. „Zu solchen Quacksalbern laust Ihr, warum nicht zu einem ordentlichen Arzt?“

„Ja, lieber Herr, das kostet viel Geld, und wo soll das unsereins hernehmen?“

Wieder betrachtete er aufmerksam das Kind und eine lebhafte Erregung zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Es ist entsetzlich,“ sagte er zu sich selbst; „dem Kind wäre noch durch eine Operation zu helfen. Wie gern möchte ich sie vornehmen! Aber nein, wozu den Kampf erneuern und das wieder anfangen, was doch für immer abgethan sein muß. „Gute Frau,“ sagte er jetzt laut, „Sie müssen das Kind von seinem Leiden befreien lassen. Sie verkümmern ja sein Leben, wenn das nicht geschieht. Gehen Sie in Eisenach zu dem Doctor Hartmann, das ist ein geschickter Arzt, der wird helfen können, und die Kurkosten will ich bezahlen. Ich wohne hier im Marienthal, rechts in der letzten Villa am Berge, der Villa Maria.“

„Ich weiß schon, Sie sind doch der Käferdoctor,“ fiel die Frau voll Eifer ihm in das Wort. „Und wenn Sie dann so gut sein wollen, für die Rieke zu bezahlen, und auch denken, daß Ihr geholfen werden kann, so will ich gleich morgen mit ihr zu dem Doctor Hartmann gehen.“

Sie waren in das Thal hinabgekommen. Der Doctor blieb stehen und sah der Frau und dem hinkenden Kinde nach, wie diese nach der Stadt zu gingen. Ueber den Berg herüber grollte das erste Rollen des Donners, gleichzeitig erhob sich auch ein heftiger Wind, der in Wirbelwolken den Staub vor sich herfegte. Alles das störte den Dastehenden nicht. „Der Käferdoctor!“ Er wußte wol, daß hier die Leute ihn so nannten, seitdem er im vorigen Herbst hierherkam, die unbewohnte, einsam gelegene Villa am

Ende des Marienthales miethete und mit seinem alten Diener bezog, und seitdem viel in der Umgegend umher gewandert war, um Käfer und Pflanzen zu sammeln.

„Der Käferdoctor, das ist alles, mas man noch von mir weiß," sagte er mit einem Seufzer zu sich selbst und fuhr mit der Hand über die Stirn, als möchte er da eine tief eingegrabne Furche verwischen.

Da fielen die ersten, starken Regentropfen herab, dabei zuckte ein greller Blitz hernieder, dem ein heftiger Donnerschlag folgte. Das mahnte auch ihn, sich nun doch mit der Heimkehr zu beeilen. Nach einigen Schritten vorwärts goß aber schon in Strömen der Regen hernieder, welchen der entgegensegende Wind ihm in das Gesicht peitschte, so daß er nichts vor sich zu sehen vermochte. Da erhielt er plötzlich einen heftigen Stoß, daß ihm der Hut von dem Kopf fiel, und vor ihm rief eine tiefe Männerstimme: „Entschuldigen Sie!" Er war blindlings mit einem Herrn zusammengerannt, der unter dem breiten Dach eines Schirmes eilig daher kam.

Sobald der Doctor seinen Hut wieder aufgehoben hatte und empor sah, erblickte er vor sich eine blonde Hünengestalt. Betroffen musterten Beide einander, ein erstauntes Erkennen blitzte in ihren Augen auf und freudig überrascht rief jeder dem andern seinen Namen zu gleicher Zeit zu.

„Lomnitz!"

„Wartenegg!"

„Hier treffen wir uns wieder! Aber wie ist das möglich! Ich hörte doch, Du seist in Egypten."

„Ich war dort. Aber Du, wie kommst Du hierher?"

„Ich halte mich, von Jena kommend, seit einigen Tagen mit meiner kranken Frau und meiner Tochter hier auf, da die Leidende zu erschöpft war, um ohne Rast weiter reisen zu können. Heute Nachmittag ging ich mir die vielgerühmte Drachenschlucht anzusehen und bin dabei von dem Gewitter überrascht worden."

„Das nenne ich einen glücklichen Zufall, der uns hier in Sturm und Regen auf einander rennen ließ, sonst hätten wir, so nahe wir uns waren, doch einer vom anderen nichts bemerkt," rief der Doctor in herzlicher Freude.

„Zufall!" Der Graf holte tief Athem und die Stimme des starken Mannes bebte, als er fortfuhr: „Nichts da von Zufall, Freund, wo so sichtbar eine gnädige, göttliche Fügung Dich mir in den Weg führt. Lomnitz, werde Du mein Retter aus großer Noth!"

„Mein alter, guter Freund, sage mir, was ist es, das ich für Dich thun kann? Doch erst laß uns in das Trockne eilen; komm, ich wohne hier ganz in der Nähe."

Noch einige hundert Schritt in dem Thale entlang und ein Fußpfad führte sie zu der Villa „Maria" empor, die auf halber Höhe des Berges stand. Lomnitz ließ hier den Freund in sein Studirzimmer eintreten, und

während er selbst die nassen Kleider abzulegen ging, sah sich der Graf in dem Raum um. Ueberall auf dem Schreibtisch wie auf allen übrigen Tischen und Stühlen lagen und standen Schriftstücke und Bücher umher, selbst auf dem Sopha lag ein Stoß ungebundener Druckhefte.

„Verzeihe das Chaos, in welches ich Dich hinein gesteckt habe, Wartenegg," sagte der Doctor, als er wieder eintrat, und suchte schnell Raum für den Freund und sich zum Sitzen zu schaffen, sowie für Flaschen und Gläser, welche ein alter Diener hereinbrachte. „Du siehst, ich lebe nur der Wissenschaft, ein vereinsamter Junggeselle, dem keine weibliche Hand ordnend und verschönend in das Leben greift."

„Aber wie ist das möglich? Du mit Deinem warmen Herzen, Lomnitz — ich begreife nicht, daß Du einsam im Leben geblieben bist," rief der Graf und betrachtete erstaunt den Freund.

„Ich begreife es selbst nicht. Vielleicht drängten sich zu viele Menschen in die Theilnahme meines Herzens, daß ich für Eine nicht Zeit und Raum übrig hatte," meinte Lomnitz mit dem Schimmer eines Lächelns auf dem ernsten Gesicht. „Aber nun laß uns auf dieses Sturzbad ein Glas Wein trinken und das unverhoffte Wiedersehen fröhlich feiern."

„Fröhlich!" rief der Graf mit ausbrechendem Schmerz und setzte das erhobene Glas wieder nieder. „Erst hilf mir, Freund, daß ich es wieder werde."

„So sage mir nur, was Dich so sehr bedrückt, Wartenegg; ich weiß ja gar nicht, womit Dir geholfen werden muß."

Und da erzählte ihm der Graf von seiner Frau, seinen Kindern, seinem erst so glücklichen Familienleben, bis sich bei seiner Frau das furchtbare Leiden eingestellt, gegen welches er umsonst ärztliche Hülfe gesucht; wie der Heidelberger Professor sich geweigert, eine Operation vorzunehmen, indem er sie für unausführbar gehalten, aber gemeint, ein Einziger, Doctor Lomnitz, würde sie vielleicht wagen, nur sei dieser gerade abwesend.

„Um aber nichts unversucht zu lassen, entschloß ich mich, mit meiner Frau noch zu Professor Holm nach Jena zu reisen, und dabei berührten wir Würzburg, um nach Deinem Aufenthalt zu forschen; aber dort hieß es, Du seist noch in Egypten. Professor Holm dagegen lehnte, wie sein Heidelberger College, es entschieden ab, eine Operation zu wagen, weil dabei ein sofortiger Tod zu erwarten stehe. Auch er nannte Dich als den Einzigen, der sich vielleicht dazu verstehen dürfte. So waren wir denn hoffnungsloser denn je, und nur Elisabeth, unsere Tochter, wußte immer noch unsern sinkenden Muth neuzubeleben. Es schlägt ein starkes Herz in ihr; bei allem schweren Leid war sie bisher unser Trost, unsere Stütze, sie, das Kind! Und sie hat auch nicht umsonst gehofft; denn nun bist Du ja gefunden, und Du wirst wagen und helfen, wo kein Anderer wagen und helfen will," schloß der Graf zuversichtlich.

Der Doctor sah still in des Freundes erregtes Gesicht, beantwortete aber mit keinem Laut dessen Anruf an seine Hülfe.

„Nun Lomnitz, Du schweigst? So sprich doch, sage, daß Du uns Deine Hülfe bringen wirst."

„Ich kann nicht!" rang es sich endlich leise, gepreßt von des Doctors Lippen.

„Du? O Du wirst können! Komm, sieh nur erst die Kranke, dann wirst Du nicht nein sagen."

„Bitte, bringe nicht in mich, es ist umsonst," wehrte sich der Doctor dagegen, und aufstehend, begann er unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. „Sieh, ich habe seit länger denn einem Jahre alle Praxis aufgegeben und lebe nur noch schriftstellernd meiner Wissenschaft."

„Aber warum das? Du, ein so berühmter, vielgesuchter Arzt — warum Dich einem Felde entziehen, wo Du so segensreich gewirkt hast?"

„Es muß doch wohl für mich eine zwingende Nothwendigkeit dazu gegeben haben."

„Die aber jetzt nicht gelten kann. Aus Menschlichkeit wirst Du mir nicht Deine Hülfe versagen, um mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter zu erhalten. Laß Dich doch an unsre alte Freundschaft erinnern —."

„Menschlichkeit — Freundschaft!" fiel ihm der Doctor, vor ihm stehen bleibend, mit bitterem Lächeln in das Wort. „Du spielst hohe Trümpfe aus, um mich zu bewegen, und ahnst nicht, wohin mich gerade diese beiden schon geführt haben."

„Zu was immer es auch sei, zu etwas Schlimmen sicher nicht."

„Vor meinem Gewissen als Mensch: nein, — vor dem Urtheilsspruch der Gesetze: ja! Denn Deine beiden großen Trümpfe des Herzens haben mich zum — Mord getrieben."

Der Graf sprang entsetzt von seinem Platze auf.

„Mord? Das ist ja fürchterlich!" rief er in höchster Bestürzung.

„So nenne es Todtschlag, wenn Dir das milder klingt," entgegnete Lomnitz mit gepreßter Stimme.

Der Graf starrte den Freund an, als müsse er etwas Ungeheuerliches auf dessen Gesicht entdecken. Wie er aber in dieses ernste, gütige Antlitz, in diese tief traurigen und doch so warm leuchtenden Augen sah, schüttelte er ungläubig den Kopf.

„Glaube es wer mag — ich nicht," sagte er. „Du wirst einen Kranken falsch behandelt haben, eine Operation wird Dir mißglückt sein — ja, so wird es zusammenhängen, und in übertriebener Gewissenhaftigkeit wirst Du Dich nun mit diesen gräßlichen Vorwürfen quälen."

„Nein, Wartenegg. Ein jeder Mensch ist dem Irrthum unterworfen, selbst dort, wo er sein bestes Wissen und Können einsetzt, und was er da unabsichtlich fehlt, das kann ihm weder von Anderen noch von sich selbst zum Vorwurf gemacht werden. Was ich aber gethan, geschah absichtlich,

mit überlegtem Wollen, und deshalb — nun deshalb bin ich für mein heilig Amt als Arzt verfehmt."

„Du sprichst in Räthseln, — spanne mich damit nicht länger auf die Folter," rief der Graf in großer Erregung. „Hast Du mir so viel gesagt, so sage mir nun auch alles."

Lomnitz ging langsam an das Fenster und starrte in den niedersinkenden Abend hinaus. Das Gewitter hatte aufgehört zu toben, nur der Regen fiel noch leise rinnend herab. Am jenseitigen Berghang ragten die schwarzen Tannen empor und zwischen ihnen und der Villa hingen die grauen Regenschleier in das stille Thal herab — ein schwermüthig trübseliger Anblick.

Als sich der Doctor wieder umwendete, lag eine fahle Blässe auf seinem Gesicht. Langsam näherte er sich dem Freunde und einen Stuhl an den Tisch vor dem Sopha ziehend, setzte er sich dem Grafen gegenüber, — es war, als ob er eine Scheidewand zwischen ihn und sich stellen wollte.

„Wenn Du wüßtest, welchen Kampf es mich kostet, das kaum erst Ueberwundene wieder wachzurufen, vielleicht erspartest Du mir ihn!" sagte er leise mit heiserer, bewegter Stimme. „Es ist nicht gut, ein zu empfindsam reges Herz zu haben, besonders für den Arzt; mir ist es ein Hinderniß in meinem Beruf geworden. Einer sagte mir es einst voraus, daß ich nicht dazu passe, als Arzt immer dem Elend und den Leiden des Lebens in das Auge sehen zu müssen — ich meine Norden — erinnerst Du Dich seiner noch?"

„Freund Norden, den guten, lustigen Kerl, übermüthig und exaltirt, der ausgelassenste von uns dreien, ich werde ihn doch nicht vergessen haben! Wie schmerzlich hat mich sein früher Tod berührt."

„Und unsere heitere Pfingstwanderung durch den Harz, welche wir drei als Studenten damals von Göttingen aus zusammen unternahmen, denkst Du auch daran noch?"

„Als sei es gestern erst gewesen, so lebhaft steht noch Alles vor mir: die heitere, schöne Frühlingswelt, welche so voll Jubel und frischem Leben war, wie wir selbst jung und frisch und voll Lebensübermuth waren! Es wird mir warm um das Herz, wenn ich daran zurückdenke und an unser vergnügtes Wandern und Singen durch Wald und Thal. Du hattest Deinen weißen Pudel mitgenommen, den wackern Caro, und sammeltest Pflanzen und Käfer und Steine und warst wunderlich mit allem diesem Zeuge bepackt. Und auf der Roßtrappe, wo uns das Großartige der sich uns darbietenden Umsicht feierlich wie in einer Kirche stimmte, da schwuren wir uns, angesichts der schönen Gotteswelt, ewige, treue Freundschaft. Alles dessen erinnre ich mich nur zu deutlich noch, auch wie wir zum Hexentanzplatz emporkletterten und sich dort das Unglück mit Deinem Caro ereignete, der von den Felsen herunterstürzte und den wir mit jämmerlich

zerbrochenen Gliedern, unten liegend, wiederfanden. Da endetest Du die Qualen des armen Thieres, indem Du ihm von dem Gift zu lecken gabst, das Du zum Tödten der Käfer bei Dir führtest."

Lomnitz neigte zustimmend den Kopf.

„Siehst Du," sagte er dumpfen Tones, „alles das ist zur Kette von damals zu heute geworden, und ich empfand es auch damals schon, als ich erwägend zauderte, den Schwur zu leisten, daß mich etwas riesenhaft gewaltig mit eisernen Fesseln umschlinge und festhalte, indem ich Euch die Freundschaft bis zum Tode gelobte."

Er holte tief Athem, als suche er damit Kraft zu schöpfen; dann begann er zu erzählen, die traurigen Augen auf den Freund gerichtet.

„Ich war schon eine Reihe von Jahren in Würzburg habilitirt und hatte eine ausgebreitete Praxis erlangt, wie Norden als Justizrath ebenfalls dorthin versetzt wurde und wir dadurch wieder in einen regen Verkehr zu einander traten. Verheirathet war auch er nicht und wir beiden Junggesellen waren daher so viel es unsre Berufsthätigkeit erlaubte, immer beisammen. Er war noch ganz der lebhafte, lustige, etwas unbändige Mensch von ehedem, bis er plötzlich zu kränkeln begann, und ich nur zu bald erkannte, daß er ein entsetzliches, inneres Leiden habe, dem keine Heilung zu bringen, mit keiner Operation beizukommen war. Ich behandelte ihn, aber ich konnte nichts für ihn thun, als seine Schmerzen zu erleichtern und seinen Zustand so erträglich wie möglich zu machen. Als es sich mit ihm verschlimmerte, so daß er zum Liegen kam, nahm ich ihn zu mir in meine Klinik. Er wußte, daß es keine Rettung für ihn gebe, aber auch, daß der erlösende Tod noch nicht so bald seine Qualen enden werde. Leider hatten auch alle betäubenden Mittel durch zu viele Anwendung die wirkende Kraft auf ihn verloren, und mein Herz litt unsäglich mit ihm, da ich ihm so gar nicht helfen, ihm keine Erleichterung mehr bringen konnte.

Es war eine heiße Julinacht. Wir hatten das Fenster geöffnet und ich saß an seinem Bett, um bis nach Mitternacht bei ihm zu bleiben, da seine Nächte meist schlaflos waren. So viel ich konnte, hatte ich ihm Erheiterndes erzählt; theilnahmlos hatte er zugehört. Plötzlich legte er seine fieberheiße Hand auf die meinige. „Lomnitz," sagte er, „denkst Du noch an unsere Wanderung durch den Harz, wir Drei: Wartenegg, Du und ich?" Erfreut nickte ich ihm zu, denn ich bildete mir ein, das betäubende Mittel, welches ich ihm vor einer Stunde gegeben, wirke endlich einmal und sein Geist wandere, von Körperschmerz befreit, froh in die Tage seiner Jugend zurück. Aber ich wurde sehr bald enttäuscht, als er fortfuhr: „Dort stürzte Dein Caro von den Felsen herab, und als das Thier mit gebrochenen Gliedern dalag und ihm zu keiner Heilung mehr geholfen werden konnte, da halfst Du ihm mitleidsvoll zu einem leichten, schnellen Tod, damit seine Martern endeten. Ich sehe noch, wie Deine treue Hand,

welche ihm so manchen guten Bissen gereicht hatte, ihm das beste Labsal mit dem Gift darreichte, sehe noch den Blick seiner Augen, wie sie dankbar auf Dich gerichtet waren und wie schnell und leicht und süß der Tod von Deiner Hand ihm kam. Der harte Proceß Sterben, wie leicht war er mit dieser Hülfe vollbracht! So halfest Du einem armen, gequälten Thier; ist ein armer, gequälter Mensch weniger werth?"

Er hielt inne, als erwarte er eine Antwort von mir. Es kroch mir eiseskalt nach dem Herzen! Ich wußte sofort, worauf er ziele, und was ich auch als Mensch und Freund bei seinen Qualen mit ihm litt, durfte ich doch nichts thun, sie abzukürzen. Ich brachte kein Wort der Entgegnung hervor, die Zunge versagte mir den Dienst.

Da ich schwieg, seufzte er schwer auf und flüsterte mir zu:

„Verstehst Du mich nicht, oder willst Du mich nicht verstehen? Ende doch meine Qualen, — gieb mir einen schnellen Tod."

Er hatte meine Hand an sich gezogen und bittend, zitternd, mir das Herz zerreißend, drückten sich seine fiebernden Lippen darauf. Da raffte ich alle meine Kraft zusammen und sagte zu ihm: „Du vergißt Eines, Norden: der Mensch ist kein unvernünftiges Geschöpf wie das Thier. Er weiß, was ihm an Leid zu Theil wird, ist ihm von seinem Schöpfer auferlegt worden und daß er als Christ suchen muß, es ergeben zu ertragen. Und ich, der Arzt, dürfte nie thun, was Du von mir begehrst."

„Aber der Freund, der darf es thun und diesen flehe ich an. Lomnitz, droben auf der Felsenhöhe, im leuchtenden Glanz der schönen Erde, da schwuren wir drei uns Freundestreue bis zum Tod. Ja, bis zum Tod! Du weißt, mein Leben ist nichts mehr als ein furchtbar langsames, qualvolles Sterben; komm, kürze es liebevoll ab, thue für den Freund, was Du für das Thier gethan, laß' Deine treue Hand mir den schnellen, leichten, süßen Tod reichen."

Ich kämpfte mit aller Macht der Ueberredung, die mir zu Gebote stand, gegen sein Verlangen; vergebens, er drang immer verzweifelter mit Bitten in mich und da — — ach Wartenegg, da siegte der Freund über den Arzt in mir. Ich mischte die betäubenden Tropfen so stark, daß sie ihn erlösen mußten und reichte sie ihm dar. Und als er sie getrunken, sah er dankerfüllt zu mir auf — dann ein sanftes Einschlummern — und aus diesem kein Erwachen mehr."

Der Doctor seufzte schwer auf und hielt, tief erschöpft, einen Augenblick inne. Der Graf hätte gern etwas Tröstliches ihm gesagt, aber er war so bewegt, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war und er keinen Laut über die Lippen zu bringen vermochte. Endlich begann der Doctor wieder:

„Und während Norden so schmerzlos hinüberschlummerte in den Tod, saß ich an seinem Bett und übersann mein bisheriges Wirken, überdachte meinen herrlichen Beruf, die göttlich schöne Freude, die hohe Befriedigung,

welche ich darin gefunden, wie reich das mein Sinnen und Denken, mein ganzes Sein und Leben ausgefüllt und — daß ich mich nun davon trennen müsse. Als Mensch wurde ich fertig mit dem, was ich für den Freund gethan, — als Arzt hatte ich damit das Recht verwirkt, meinem Beruf ferner zu dienen. Denn ich soll Leben erhalten, so lange noch Athem in der Brust des Kranken ist, nicht aber Leben zerstören, und aus eigner Machtvollkommenheit darf ich da nicht befreiend eingreifen.

So hielt ich kummervoll bei ihm noch immer die Wacht, als schon längst der letzte Athemzug ausgehaucht war. Stunde auf Stunde saß ich bei ihm und hörte jeden einzelnen Schlag der Glocken draußen ertönen, ein trauriges Mahnen an die Zeit, über welche nun seine Seele für immer entflohen war. Und als nun die fahle Dämmerung des frühen Morgens farblos, kalt und unheimlich zu den Fenstern hereinkroch, erhob ich mich von dem Todtenbett — ein gebrochener Mann! Auch ich mußte nun todt sein für das, wofür ich bisher gewirkt, was mein höchstes Glück, meine reinsten Freuden ausmachte, — ich hatte mit meinem bisherigen Leben abgeschlossen, weil ich dem Freund die Treue bis zum Tod gehalten!"

Lomnitz schwieg; an die Lehne seines Stuhles zurücksinkend, hielt er die Hand über die Augen gedrückt.

In dem Zimmer war es düster geworden, und da nun die erschütternde Erzählung beendet war und Stille eintrat, lag diese unheimlich beängstigend auf dem Raum. Der Graf wagte kaum zu athmen, so bedrückt fühlte er sich. Endlich raffte er sich auf und zu dem Freund hintretend, legte er seine Hand liebevoll auf dessen Schulter.

„Ich bin von dem, was Du erzählt hast, so ergriffen, wie Du selbst es bist, und beklage Dich unendlich, Lomnitz, daß Du das Geschehene so schwer nimmst. Ich mag heute Abend nicht weiter mit Bitten in Dich dringen — —"

„Nein, thue es nicht," fiel ihm der Doctor hastig in das Wort. „Jetzt nicht und auch später nicht. Nun ich den harten Kampf ausgekämpft habe, führe mich nicht in die traurige Lage, denselben von Neuem beginnen zu müssen."

„Ich kann Dich aber jetzt nicht so allein hier in Deiner traurigen Einsamkeit lassen. Komm mit mir, damit Du unter Menschen bist."

„Heute nicht, Wartenegg; vielleicht besuche ich Dich morgen früh. Aber ein Stück Weges will ich Dich jetzt noch begleiten."

So gingen sie denn zusammen, aber schweigend neben einander her. Keiner wußte ein Wort zu sagen, das sich der Tragik des eben Erzählten hätte anpassen können und von den Kämpfen der Seele sich an die nüchterne Alltäglichkeit der Außenwelt anknüpfen ließ.

Es hatte aufgehört zu regnen. In dem Thal lagen schon tiefe Schatten der Dämmerung, aber als sie sich der Stadt näherten, durchbrach die untergehende Sonne noch einmal die im Westen hängende, schwarze

Wolkenwand und ließ die Wartburg im feurigen Glanz des Abendscheines über den dunklen Tannen ihres Berges aufleuchten. Wunderbar erglühten alle die Zinnen, Thürme und Mauern der großen, alterthümlichen Veste, als leuchte in dieser Strahlenglorie alles, was sie mit Ruhm umgab: die fromme Legende der heiligen Elisabeth, der Glanz der alten Sängerkriege und der große Kampf des ernsten Mannes gegen die finsteren Fesseln des Geistes wieder auf.

Die beiden Freunde blieben unwillkürlich stehen, das magisch schöne Bild zu bewundern.

Vor ihnen führte die breite Fahrstraße zu der Burg empor und dort stand, einige hundert Schritt über dem Thale, eine weibliche Gestalt regungslos da, als sei sie ebenfalls von dem Anblick festgebannt worden. Der Widerschein des Abendglanzes drang von oben gerade noch bis zu ihr und hob ihr helles Kleid und das Goldblond ihrer Haare, da sie den Hut am Arme hängend trug, wie eine Lichterscheinung gegen das unten im Thal herrschende Düster hervor.

„Elisabeth!“ rief da laut der Graf, und die tiefe Abendstille trug den Ruf zu ihr hinauf. Die Angerufene wendete sich sogleich um und eine weiche Stimme antwortete „Papa!“ Und nun bekam der Doctor den Eindruck, als trage die Luft plötzlich die leichte Gestalt hernieder aus dem Licht des Himmels in das Düster der Erde, so schwebend war ihr Gang. Ihren Kopf umfluthete am längsten noch die Helle wie ein überirdischer Glanz, und da mußte Lomnitz an die Legende der heiligen Elisabeth denken, wie diese von der Burg da oben in das Thal hinabging, die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu pflegen, die Sterbenden und Leidtragenden zu trösten.

„Kind, was machst Du denn hier?“ fragte der Graf, der Tochter entgegen gehend.

„Ich erwartete Dich, Papa,“ antwortete sie. „Als das Gewitter vorüber war, bestand Mama darauf, obgleich ich mich dessen weigerte, daß ich noch etwas in die frische Luft hinaus gehe, und so wanderte ich Dir entgegen.“

„Wie geht es Mama?“

„Leidlich, sie hat ein wenig geschlafen.“

„Denke, Elisabeth, welche Freude mir unterdessen zu Theil geworden ist: ich habe meinen alten Freund, Doctor Lomnitz, hier wiedergefunden.“

„Doctor Lomnitz? Der, welcher vielleicht allein noch Mama helfen kann?“ rief sie lebhaft erregt. „O Papa, welches Glück ist das! Aber wo ist er? Weshalb zauderst Du, ihn zur Mama zu führen?“

„Dort steht er, aber —“ er dämpfte seine Stimme, „er weigert sich entschieden zu helfen.“

„Er weigert sich?“ Sie ließ es außer Acht, daß der Vater Letzteres nur leise gesagt hatte, und eilte auf den Alleindastehenden zu. Er war ihr

der ersehnte Erretter, kein Fremder, mit dem sie erst förmlich bekannt gemacht werden mußte.

„Nicht wahr, Papa hat nicht recht verstanden?“ redete sie ihn an. „Es ist doch nicht anders möglich! Warum sollten Sie sich auch weigern, uns zu helfen?“ drang sie mit ihrer sanften Stimme in ihn, aus großen, unschuldigen Kinderaugen bittend, zu ihm aufsehend. Auch die schlanke Gestalt sah noch so kindlich aus, ihrem Gesicht aber war der Stempel tiefen Ernstes aufgedrückt, als habe die Sorge um die kranke Mutter sie früh gereift.

„Wenn Sie wüßten — ich kann nicht anders,“ versuchte der Doctor tief verlegen, ihr Drängen von sich abzuwenden. „Bitte, lassen Sie sich von Ihrem Vater Alles sagen, was ich ihm mitgetheilt habe, und dann werden Sie meine Weigerung verstehen. Gute Nacht!“

Dabei zog er schnell seine Hand aus der ihrigen los, grüßte und ging eilenden Schrittes seinen Weg zurück.

Der Doctor hatte die Nacht schlaflos verbracht. Das Leid des Freundes, dessen drängende Bitten lagen ihm schwer auf der Seele und das um so mehr, weil er auf seiner gegebenen Ablehnung beharren mußte. Es war ja auch überhaupt zweifelhaft, da alle anderen Aerzte eine Operation für unmöglich erklärten, daß er im Stande sein würde, eine solche zu unternehmen. Damit könnte er sich eigentlich von allem Drängen des Grafen frei machen, wenn er sich entschloß, die Kranke zu sehen und dann die Unmöglichkeit einer Operation erklärte. Doch wenn dieselbe das nicht wäre? Er hatte schon einmal eine ähnliche und mit glänzendem Gelingen vorgenommen. Als er daran dachte, regte sich plötzlich wieder der kühne Operateur in ihm, welcher selbst unmöglich scheinende Curen mit Glück zu vollführen verstanden hatte. Sein Herz schlug höher, indem er sich dessen erinnerte der Freude gedachte, welche er bei jedesmaligem Erfolg, ebenso wohl der Wissenschaft wegen, wie um des Leidenden willen, empfunden, und indem das wieder lebendig vor seiner Seele stand, fühlte er nur zu gut: wenn er eine Möglichkeit für das Gelingen der Operation erkennen sollte, würde er sich nicht mit einer Lüge von des Freundes Bitten losmachen können. Wozu also erst die Kranke sehen und damit nutzlos einen Kampf heraufbeschwören, da er doch nicht wieder beginnen durfte, was nun einmal abgeschlossen hinter ihm lag? Nein, es war besser, er entzog sich allen diesen, ihn bedrängenden Schwierigkeiten, indem er den Grafen gar nicht erst wiedersah, sondern am frühen Morgen auf einige Zeit von hier verschwinde. Ja, das war entschieden das Beste, und um ganz sicher jeder nochmaligen Begegnung zu entgehen, beschloß er, gar nicht die Stadt zu berühren, um zu dem Bahnhof zu gelangen, sondern zu Fuß den Weg

über Wilhelmsthal einzuschlagen, um irgend eine Eisenbahnstation zu erreichen, von wo er, sei es, wohin es wolle, auf einige Wochen verreise.

Einmal diesen Entschluß gefaßt, schrieb er auch gleich ein paar erklärende Worte an den Grafen, welche sein Diener diesen Morgen nach dem Hotel in der Stadt tragen sollte.

Als er seine Zeilen schloß und den Namen Warteneggs darauf schrieb, stand plötzlich die Lichtgestalt des jungen Mädchens wieder vor seiner Seele. Wieder sah er sie den Berg herabkommen, wie getragen von der Luft, und unwillkürlich sprach er laut die Worte aus, an welche er bei ihrem Anblick gedacht: „Die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu heilen, die Sterbenden und Leidtragenden zu trösten.“ Ja, sie wird die sterbende Mutter trösten und dem Vater sein Leid tragen helfen, und es war ihm wie eine Erleichterung der Seele, das denken zu können und den jungen Schultern schon soviel der Stärke zuzutrauen, daß sie solche Last zu tragen vermöchten.

Immer mit diesem, ihn beruhigenden Gedanken erfüllt, übergab er seinem Diener den Brief, hing eine Tasche mit den nöthigsten Bedürfnissen für die Reise um und ergriff nun seinen Hut, um zu gehen. Es war zwar erst sieben Uhr am Morgen, aber eine innere Unruhe, eine Angst vor Ueberraschung, trieb ihn schon fort.

Ein frischer, lieblicher Morgen war nach dem gestrigen Gewitter angebrochen; Lomnitz bemerkte jedoch nichts von dessen Herrlichkeit, nichts von allem dem glitzernden Glanz auf Baum und Strauch und auf dem Rasengrund des Thales. Eilig stieg er den Weg von der Villa hinab, um so schnell als möglich in der, der Stadt entgegengesetzten Richtung zu verschwinden.

Doch wie er jetzt in die breite Straße des Thales einbiegen wollte, sah er auf einem Steinblock am Wege eine schlanke Mädchengestalt sitzen: lange Zöpfe goldigen Haares hingen unter ihrem Hut herab, und bei dem Schall seiner eiligen Schritte kehrte sich ihm ein Gesicht entgegen, an das er noch eben voll erleichternden Trostes gedacht, das ihn aber jetzt mit Schreck erfüllte, da er diese Augen mit dem großen, ernsten Kindesblick auf sich gerichtet sah. Peinlich überrascht blieb er stehen, tief erröthend unter diesem Blick, der ihn wie eine Anklage traf.

„Guten Morgen, Herr Doctor. Ich warte schon seit einer Stunde hier auf Sie,“ sagte Elisabeth so ruhig, als sei nichts Ungewöhnliches damit verbunden, und erhob sich. „Papa hat mir gestern Abend Alles erzählt, und da fühlte ich mit Gewißheit, Sie würden sobald als möglich von hier fortgehen, um allen unseren ferneren Bitten zu entrinnen.“

Obschon Lomnitz es sich als richtig und allein zweckdienlich eingeredet hatte, durch ein schnelles Verschwinden jedes weitere Drängen im Voraus abzuschneiden, verdroß es ihn doch, sich von diesem noch halben Kinde so scharf und klar durchschaut zu sehen.

„Sie haben allerdings richtig gefolgert," sagte er ärgerlich. „Freilich war das nicht schwer, da Sie selbst einsehen werden, daß ich doch alle weiteren Bitten Ihres Vaters ablehnen müßte."

„Das denn doch nicht, Herr Doctor," antwortete sie gelassen. „Sie selbst würden ja auch nicht zur Flucht Ihre Hülfe genommen haben, wenn Sie sich mit Ihrer Weigerung im Recht fühlten."

Er starrte sie betroffen an und wußte nicht gleich, was er ihr erwidern solle; sie verwirrte ihn mit ihren schlichten Worten, erweckte aber auch zugleich den Wunsch in ihm, sich vor ihr zu rechtfertigen.

„Sie sind noch zu jung, als daß Sie verstehen könnten, wie sehr ich als Arzt gefehlt, und mir nachzuempfinden vermöchten, wie tief ich unter diesem begangenen Unrecht leide," sagte er endlich.

„O doch, ich kann das verstehen und fühlen, und es erbarmt mich in tiefster Seele, Sie so schwer unter diesem Drucke leiden zu sehen," rief sie lebhaft und legte treuherzig ihre Hand auf seinen Arm, als könne diese sanfte Berührung etwas von der Qual seines Innern sänftigen. „Aber warum nur wollen Sie deshalb auch Andre leiden lassen, indem Sie ihnen Ihre Hülfe entziehen? Haben Sie als Arzt so sehr gefehlt, weil Sie ein dem langsam qualvollen Tod verfallenes Leben mitleidig abkürzten, so können Sie doch das in Ihrem Beruf wieder sühnen, indem Sie so viel Leben als möglich zu retten und zu erhalten suchen. In Ihrer Hand liegt es, das Geschehene tausendfach wieder gut zu machen."

„Aber, Kind, begreifen Sie denn nicht, wie ich der Weichmüthigkeit meines Herzens mißtraue, die mich immer wieder in dieselbe schreckliche Lage zwischen Menschlichkeit und Arztespflicht bringen kann?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein," sagte sie zuversichtlich, „dagegen wird Sie nun die bestandene Selbstqual gefestigt haben. Und wenn doch jemals wieder die Menschlichkeit von Ihnen fordern sollte, das Nämliche zu thun, giebt es denn kein Schiedsgericht, das Sie zu Ihrer Berechtigung anrufen können? Ach, ich bin so unwissend und verstehe nicht, ob das möglich ist," fügte sie schüchtern hinzu und richtete die großen Augen, wie um Nachtsicht bittend, zu ihm auf. „Aber Eines weiß ich: daß Sie helfen müssen, wo Sie helfen können, und daß Sie Muth fassen sollten im Vertrauen auf Gott, der Sie den rechten Weg wird finden lassen, welchen Gewissen und Pflicht Ihnen vorschreiben zu gehen."

Sie schwieg und sah ihn erwartungsvoll an, daß er ihr nun eine Zusage gebe.

Ihre Worte hatten ihn auch tief ergriffen; es war hauptsächlich deren treuherzige Einfalt, welche ihn mächtig bewegte.

„Ist es denn möglich," rief er unwillkürlich, „ein Kind kann mir, dem Manne, Muth zusprechen, eine junge Seele einer alten lehren, was ihr frommt!"

Und als beunruhige ihn dieser merkwürdige Eindruck, den sie auf ihn

übte, und als wolle er sich demselben entziehen, wendete er sich schnell von Elisabeth ab und schritt eilig vorwärts. Dabei dachte er: „Ein Schiedsgericht! Wie sie sich das wohl vorstellen mag?“ und ein mitleidiges Lächeln zuckte um seinen Mund. Aber nach einigen Schritten, die er vorwärts gethan, blieb er plötzlich stehen und wiederholte: „Ein Schiedsgericht! Und sollte es doch nicht in solchen Fällen ein Schiedsgericht von Aerzten geben, das uns befugen könnte, zu thun, was die Menschlichkeit von uns fordert?“

Der Gedanke traf ihn wie ein elektrischer Schlag, wie eine Erleuchtung in dem Dunkel seiner Seele, und er begriff nicht, daß er nicht selbst darauf gekommen war.

Er warf den Kopf herum, nach Elisabeth zu sehen. Sie stand noch immer an derselben Stelle, wo er sie verlassen, als harre sie zuversichtlich seiner Umkehr. Es lag etwas ungemein Bezwingendes in dieser Zuversicht und dem Vertrauen, womit ihre Augen seiner harrend ihm entgegen sahen. Da überkam ihn ein Gefühl tiefster Scham, daß er in Gedanken die ganze Last seines Kampfes und Leides von sich ab und auf diese jungen Schultern wälzen wollte und sich damit zu beruhigen suchte: sie werde die Mutter im Sterben, den Vater im Schmerz zu trösten wissen. Und da konnte er auch nicht länger widerstehen, er kehrte zu ihr zurück.

„O Mädchen,“ rief er und seine Lippen zuckten wie unter emporquellenden Thränen, „was hat doch Gott für eine Gewalt in Ihre unschuldige Seele gelegt, daß Sie mich also zu überwinden vermögen! Kommen Sie, — was auch daraus für mich entstehe, wir wollen zu Ihrer Mutter gehen und ich will sehen, ob ich sie zu erretten vermag.“

Er erfaßte ihre Hand, wie die eines Kindes, und zog sie vorwärts. Elisabeth wollte sprechen, ihm danken, aber sie brachte kein Wort hervor und ihre Augen standen voll heißer Thränen. Da beugte sie sich schnell auf seine Hand nieder und küßte sie dankerfüllt.

„Was thun Sie?“ rief er erschrocken und ließ ihre Hand wieder los. Es war ihm, als sei plötzlich aus dem Kind, für das er sie noch eben angesehen, eine junge Dame geworden, und befangen vermied er, sie wieder anzublicken.

Doctor Lomnitz hatte die Gräfin gesehen und ihr Leiden geprüft; die Folge davon war, daß er nun doch nach Würzburg zurückkehrte, um dort seine Klinik wieder zu eröffnen. Dann, nach einigen Wochen, war Gräfin Wartenegg in Begleitung Elisabeths zu ihm gekommen und er hatte die schwierige Operation an ihr vorgenommen. Dieselbe war über alles Erwarten geglückt und ihm wurde die hohe Freude zu Theil, seinem Freunde die Gattin, dessen Kindern die Mutter erhalten zu haben. Und dabei war die nun folgende Zeit, welche die Gräfin ihrer Heilung wegen bei ihm verbringen mußte, zu einer Zeit unendlichen Glückes für ihn geworden.

Eine wunderbare gehobene Stimmung war mit der Rückkehr zu seinem eigentlichen Beruf über ihn gekommen, eine Befriedigung erfüllte ihn, wie er sie vordem in solchem Maße nie empfunden. Nicht nur, daß er an sich die Wiedergeburt seiner ganzen Kraft, seines Wissens und Könnens feierte, er wurde auch von dem stolzen Bewußtsein der eignen Leistungsfähigkeit in dem Triumph dieser Operation getragen, da er glücklich vollbracht hatte, was außer ihm Keiner zu unternehmen wagte. In allen akademischen Hörsälen, in allen Zeitungen und Fachblättern der medicinischen Wissenschaft, wurde über diese wunderbare, von so glücklichem Erfolg begleitete Operation verhandelt und der Ruhm seines Namens drang überall hin.

Und Alles das hatte er dem jungen Mädchen zu danken, deren sanfte Gewalt ihn zwang das wieder aufzunehmen, was er glaubte unwiderstehlich meiden zu müssen. Ein warmes Gefühl tiefer Erkenntlichkeit zog ihn zu Elisabeth hin und ließ ihn freudig seine Schritte beeilen, so oft ihn am Morgen und am Abend die täglichen Krankenbesuche zu der Gräfin führten. Immer, wenn er deren Zimmer betrat, fand er Elisabeth an dem Bett der Mutter sitzend und ihre Augen strahlten ihm wie ein paar Sonnen entgegen, die zu ihm, dem Helfer in der höchsten Noth, wie zu einer Gottheit aufsahen. Das war die schönste Zeit seines Tages, welche er dort verbringen konnte, und er dehnte sie länger und länger aus, so weit es seine, nun immer mehr sich häufende Berufsthätigkeit, erlaubte. „Mein bester Assistent," nannte er Elisabeth, da sie so treulich und vorsorglich um die Pflege und Aufheiterung der Mutter bemüht war, und das Trostreiche, fröhlich Ermuthigende ihres Wesens, wirkte nicht allein auf die Kranke wohlthätig ein, sondern erwärmte auch ihn in tiefster Seele, und stets, wenn er von ihr ging, nahm er das Gefühl höheren Muthes für manche schwere, vor ihm liegende Aufgabe mit hinweg.

So waren die ersten, schweren Wochen nach der Operation für ihn zu einer Zeit unendlichen Glückes geworden. Nun ging es mit dem Besserbefinden der Gräfin stetig in gleichmäßigem Wachsen vorwärts; sie durfte zwar den Körper noch nicht bewegen, um die beginnende Heilung der Wunde nicht zu stören, aber ihre tief gesunkenen Kräfte begannen sich wieder zu heben und Wartenegg war es endlich gestattet worden, seine Frau wiederzusehen. Der starke Mann konnte erst kaum die übermächtige Bewegung beherrschen, welche die Glückseligkeit dieses Wiedersehens in ihm hervorrief; jetzt war er gefaßter, und neben dem Bett der ihm Neugeschenkten sitzend, versuchte er, sich in ruhiger Weise seines Glückes zu freuen.

Währenddem war Elisabeth, das erste Beisammensein der Eltern nicht zu stören, in das Nebenzimmer gegangen, durch welches man zu der Gräfin gelangte. Die Hände gefaltet, lehnte sie an dem Fenster und sah in den Abendhimmel hinaus. Ihre ganze Seele erzitterte in tiefer Andacht zu Gott und in einem heißen, vergötternden Empfinden für den Mann, welcher den Eltern und ihr die Seligkeit dieser Stunde geschaffen. Kein Dank

war genügend, dem einen, wie dem andern, für die Größe dessen, was ihnen geworden. Von Gott getröstete sie sich, daß er in ihrer Seele lese, was sie nicht in Worte zu fassen wußte; wie armselig gering war aber Alles, was sie Lomnitz bis jetzt zu sagen versuchte, und er konnte doch nicht ahnen, was sie nicht auszusprechen vermochte.

So versunken war sie in diesen Gedanken, daß sie nicht bemerkte, wie nach kurzem Anklopfen sich die Thür öffnete, welche nach der Vorhalle führte, und Lomnitz zu seinem gewöhnlichen Abendbesuche eintrat. Als er Elisabeth erblickte, blieb er zaudernd stehen. Die Abendsonne übergoß mit ihrer Gluth die zarte Gestalt, das goldige Haar und das süße Antlitz mit den ernsten, liebevollen Augen, so ganz das Bild der wunderthätigen Elisabeth, wie Lomnitz dasselbe bei dem ersten Anblick des Mädchens empfangen, nur liebe-, trost- und freudenspendender noch war es für ihn geworden, als das erste ihm damals sein konnte, und wie es sich nun tiefer und tiefer in seine Seele gegraben hatte.

Da er nach einigem Zaudern endlich die Thüre hinter sich zudrückte, hob sie die Augen zu ihm auf und er sah, daß sie voll Thränen standen. Sogleich eilte er auf sie zu und ergriff besorgt ihre Hand.

„Sie weinen, Fräulein Elisabeth?“ rief er erschrocken. — „Kind“ hatte er sie nie wieder genannt. „Mein Gott, ist Ihnen, ist Ihrer Mutter etwas widerfahren?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf, vergeblich sich bemühend, die heißen Thränen der Rührung zu bekämpfen, welche sich dennoch bei seinen herzlichen Worten nur um so unaufhaltsamer hervordrängten. „Es ist ja nur Freude, die mich erfüllt, — das Glück ist so groß, daß Sie uns gegeben haben. Ach, wenn ich Ihnen nur dafür danken könnte, so recht von Herzen — aber ich vermag es nicht,“ stammelte sie endlich hervor.

Ihre tiefe Bewegung theilte sich auch ihm mit und erfaßte ihn so gewaltig, daß er plötzlich ihre Hand an seine Lippen zog und leidenschaftlich küßte.

Sie war darüber so erschrocken, wie er es damals war, als sie seine Hand dankerfüllt küßte, und auch sie rief, wie er damals: „Was thun Sie?“

„Diese Hand küssen, welche mich zu meinem rechten Leben zurückgeführt hat,“ antwortete er feurig. „Ach Elisabeth, was wäre ich ohne Sie? Noch der traurige, aus seinen Bahnen gerissene Mensch. Nicht Sie haben mir zu danken, sondern ich Ihnen.“

„Nein, nein, Lomnitz, theuerster Freund,“ sagte da Wartenegg, welcher aus dem Zimmer seiner Frau hereinkam; „nie können wir Dir genug für das danken, was Du für uns gethan hast. O, daß ich Dir das jemals zu vergelten vermöchte!“

„Mir vergelten?“

Mit heißen Blicken betrachtete Lomnitz das junge Mädchen, deren

Hand er noch immer in der seinigen hielt, als wolle er sie nie wieder loslassen. Wie oft schon hatte er sich gefragt, ob es nur Dankbarkeit oder ein wärmeres Empfinden für ihn sei, das er in ihren Augen zu lesen meinte, und beklommen fragte er sich auch jetzt, was es sei, das aus ihren Thränen zu ihm sprach. Und wie er nicht auszudenken vermochte, daß er jemals wieder die Gegenwart des Mädchens missen solle, drängte ihn jetzt das leidenschaftliche Verlangen seines Herzens, sich schnell das Glück zu erringen, wenn es erreichbar für ihn sein könne. Entschlossen wendete er sich dem Freunde zu.

„Mir vergelten und viel mehr noch als mir gebührt, Du könntest es mit der Hand, welche ich halte. Würdest Du mir sie geben, wenn ich Dich darum bitten sollte?“ fragte er.

„Mit tausend Freuden, Lomnitz. Wenn Elisabeth will, Keinem lieber als Dir,“ rief der Graf freudig erregt.

„Aber Sie, Elisabeth, werden Sie wollen?“ fragte Lomnitz das Mädchen, und seine Augen suchten bange in den ihrigen zu lesen. „Haben Sie es denn erkannt, wie heiß und über Alles ich Sie liebe, und könnten Sie mich ein wenig wieder lieben, um die Meine zu werden — das Glück und der Sonnenschein, die Ermuthigung und der Trost meines Lebens?“

Er fühlte in seiner Hand, wie die des Mädchens in heftiger Erregung zitterte, ihre Augen aber blickten vertrauensvoll und glückstrahlend zu ihm auf, als sie ihm antwortete:

„Ja, ich will, denn ich liebe Sie von ganzem Herzen.“

Dann aber sank ihr Kopf, wie überwältigt von der Größe ihrer Empfindung, an seine Schulter, und seine Arme umschlangen leidenschaftlich seine wunderthätige Elisabeth. —

Das eben Vorgefallene war für alle Theile so schnell, so überwältigend gekommen, daß sie sich überrascht erst sammeln mußten, um ihre Erregung zu beherrschen, ehe eines von ihnen wagen konnte, wieder zu der Gräfin zu gehen. Lomnitz bat dringend, dieser heute noch nichts von alle Dem zu sagen, da das Wiedersehen mit dem Gatten schon der Aufregung genug für sie gewesen war, als daß noch mehr auf sie einstürmen dürfe. Er gestattete daher auch nicht, daß Wartenegg diesen Abend nochmals seine Frau sehe; er selbst machte ihr den üblichen Krankenbesuch noch, dann zog er sich mit dem Freunde zurück, und Elisabeth ging zu der Mutter.

Nun trat die gewöhnliche, abendliche Stille und Ruhe in den verschiedenen Krankenzimmern ein, nur in des Doctors Gemach saßen die beiden Freunde noch lange in lebhaftem Gespräch beisammen, beider Herzen überströmend voll des innigsten Glückes und jeder für den andern die alte Freundschaft wärmer denn jemals empfindend. Mitternacht war längst vorüber, als sie sich endlich trennten, um nun auch ihre Schlafzimmer aufzusuchen, nur Lomnitz wollte zuvor noch einen schwer Leidenden aufsuchen.

Als er leise in der Vorhalle dahin ging, wurde plötzlich eine der

Thüren aufgerissen und eine Wärterin stürzte mit dem entsetzten Ruf: „Es brennt!“ aus einem der Zimmer heraus. Sie hatte einer Kranken Medicin reichen wollen, dabei das Nachtlicht umgestoßen und dadurch die Bettvorhänge entzündet.

Lomnitz sprang in das Zimmer, wo das Feuer schon beträchtlich um sich griff; mit Mühe und Noth konnte die Kranke herausgebracht werden. Während er selbst den herbeieilenden Hausdienern half, die weitere Verbreitung des Feuers möglichst zu verhindern, bis Hülfe aus der Stadt kam, beorderte er den Assistenzarzt, zur Sicherung der verschiedenen Kranken, deren Transport in den unteren Operationssaal vorsichtig zu leiten.

Wartenegg war nicht sobald durch den entstandenen Lärm auf das Unglück aufmerksam gemacht worden, als er auch sogleich voll Angst zu den Seinen eilte. Man hatte schon ein Tragbett in das Zimmer gestellt und zwei Wärterinnen harrten nur noch auf den Assistenzarzt, um nach dessen Anordnung die Kranke hinüberzuheben, als Wartenegg herbeigestürzt kam.

„Schnell, daß wir meine Frau fortschaffen, — ich will helfen, sie hinwegzutragen,“ drängte er auf's höchste erregt. „Was zaudern Sie denn noch? So beeilen Sie sich doch und heben Sie die Kranke in das Bett hinüber; es wächst ja die Gefahr!“

So getrieben und fortgerissen von des Grafen Angst, hoben sie die Gräfin an Armen und Füßen in das Tragbett hinüber. In diesem Augenblick trat der Assistenzarzt ein, tief erschreckend bei dem Anblick dieses Vorganges.

„Wie können Sie die Kranke so herausheben,“ flüsterte er bestürzt den Wärterinnen zu. „Sie wissen doch, daß es nur mit dem Bettlaken geschehen darf.“

Doch es war jetzt nicht Zeit zu weiteren Erörterungen; Wartenegg hob ungeduldig das Tragbett mit auf und half die Gräfin fortbringen.

Unterdeß war man mit äußerster Anstrengung bemüht, des Feuers Herr zu werden, und es glückte auch, es nur auf das eine Zimmer zu beschränken. Lomnitz war unausgesetzt mit thätig gewesen, bis alle weitere Gefahr beseitigt war und die Kranken wieder zurück in ihre Räume geschafft werden konnten.

Sein erster Besuch galt der Gräfin, da er voll Sorge war, die Beunruhigung dieser Nacht möchte sie angegriffen haben. Als er an ihr Bett trat, sah sie ihn mit schmerzverstörtem Antlitz an.

„Ich habe furchtbare Schmerzen, Herr Doctor,“ klagte sie, „so heftig, wie noch nie in diesen Wochen.“

Lomnitz löste den Verband der Wunde ab, und zu Tode erbleichend, wäre er fast vor Schreck zurückgetaumelt; denn die Wunde war aufgerissen und klaffte ihm fürchterlich entgegen.

„Was ist denn mit mir geschehen?“ fragte die Gräfin angstvoll, da sie sein bleiches Gesicht sah.

„Beruhigen Sie sich, nichts, dem nicht abgeholfen werden könnte. Seien Sie nur standhaft, die Wunde hat sich etwas geöffnet und wir müssen sie gleich wieder schließen.“

Aber im Herzen fürchtete Lomnitz, daß nun Alles verloren sei. Und leider täuschte er sich nicht, es zeigte sich sehr bald an dem verschlechterten Zustand, daß eine Rettung nun unmöglich war. Der Rückschlag war zu entsetzlich, nachdem sie eben noch das wiedergewonnene Glück fest zu besitzen geglaubt, und Lomnitz konnte es nicht über sich gewinnen, den Freund und die Geliebte von dem Fehlschlagen ihrer Hoffnungen in Kenntniß zu setzen. Es war ihm daher eine Erleichterung, daß Wartenegg dringender Geschäfte wegen wieder abreisen mußte, und er den besorgten Fragen desselben vor der Hand entgehen konnte. Elisabeth suchte er noch so viel als möglich zu trösten, wenn sie die qualvollen Schmerzen der unglücklichen Mutter mit ansehen mußte, ohne das eine Möglichkeit war, ihr helfen zu können.

Eines Tages, als Lomnitz gerade allein bei der Kranken war, ergriff diese seine Hand und sah ihn forschend an.

„Lieber Ernst,“ begann sie leise zu sprechen, — sie wußte natürlich, in welchem Verhältniß er nun zu ihr stand, — „nicht wahr, jetzt ist keine Rettung mehr für mich?“

Er hatte eine quälende Angst, ihr die Wahrheit zu sagen; der Gedanke an Norden stand immer schreckhaft vor ihm da.

„Fassen Sie Muth, es sind schlimmere Kranke geheilt worden,“ antwortete er so zuversichtlich als möglich, obgleich er wußte, wie er log.

„Sollte aber keine Rettung mehr für mich sein, dann bitte, sagen Sie es mir. Werden Sie es thun?“

„Ja,“ sagte er und vermied, ihr in die Augen zu sehen.

„Ich leide so unsagbar,“ fuhr sie seufzend fort, „daß, wäre keine Hoffnung mehr, ein schneller Tod eine große Gnade für mich sein würde.“ Sie sah ihn flehend an, als wolle sie mehr sagen; aber, wie sehr ihn auch der Blick schmerzte, that er doch, als sähe er ihn nicht, sprach ihr noch ermuthigend zu und eilte, wie ein Schuldbewußter, sie so schnell wie möglich zu verlassen.

Im Nebenzimmer traf er auf Elisabeth, welche zu der Mutter gehen wollte. Er umarmte sie heftig und zog sie an das Fenster.

„Mein Lieb,“ sagte er mit eigenthümlicher Hast, „ich habe Dich schon immer fragen wollen, ob Dein Vater die traurige Erzählung über den Tod unsres Freundes Norden Dir allein mitgetheilt hat oder auch Deiner Mutter?“

„Mir allein, Ernst,“ antwortete sie. „Er verbot mir sogar, Mama davon zu sagen, weil wir sie doch damals für verloren hielten und sie mit so Traurigem nicht aufgeregt werden solle.“

„Das war weise, meine Elisabeth, halte fest daran; denn vor Kranken soll man nicht solche Nachtbilder des Leidens aufdecken," sagte Lomnitz und athmete erleichtert auf.

Um vieles zuversichtlicher ging er am andern Morgen zu der Gräfin; es war ihm, als sei er selbst einer großen Gefahr entronnen. Aber er hatte sich getäuscht, denn als er sich nach einiger Zeit erhob, um wieder zu gehen, rief sie ihn leise bei seinem Namen. Er beugte sich zu ihr nieder, da legte sie den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf zu ihrem Mund herab.

„Ernst, darf der Arzt helfen, daß der Tod schnell einen furchtbar und unrettbar Leidenden erlöse?" flüsterte sie ihm zu, die brennenden Augen in Todesqual auf ihn gerichtet.

„Nein," entgegnete er, so fest als möglich.

„Auch nicht, wenn der Kranke es wünscht, darum bittet, als um das letzte Labsal, nach dem er lechzt?"

„Auch dann nicht," sagte er fast rauh in der Angst seines Innern.

„Ach!" seufzte sie schwer auf, „wie grausam doch oft der Mensch in rauher Pflichterfüllung ist. Wem dient er damit? Nicht Gott, nicht der Menschheit."

Sie hatte nur zu sehr Recht; er kam sich hart, grausam, unmenschlich vor, aber er zwang sich ihr gegenüber dazu. Als er jedoch in seinem Zimmer war, drückte er verzweiflungsvoll die Hände vor das Gesicht und stöhnte in tiefstem Jammer auf. So sollte denn dieser fürchterliche Kampf zwischen Pflicht und Menschlichkeit abermals beginnen, fürchterlicher noch wie damals, als Norden in ihn drang, und er dem erlag. Die Mutter seiner Elisabeth! Er wußte, wie sie litt, wie entsetzlich, wie rettungslos und doch vielleicht wie lange noch. Sein Herz blutete, das mit ansehen zu müssen, wie viel mehr aber noch, wenn sie nun von ihm die Erlösung anflehte, welche er nicht bringen durfte.

Da, als er verzweiflungsvoll nach Festigkeit für seine harte Aufgabe rang, fiel ihm ein, worauf ihn Elisabeth brachte, um ihn zu ermuthigen, seinen alten Beruf wieder aufzunehmen. Ein Schiedsgericht! Konnte er das nicht bei seinen Collegen finden, eine Zustimmung für solchen Fall von ihnen erhalten?

Sofort eilte er zu dem ersten Professor der Medicin an der Universität, einem alten Herrn, der schon die siebzig überschritten hatte. Ihm trug er in bewegten Worten den hoffnungslos gewordnen Fall, das qualvolle Leiden und Flehen der Unglücklichen vor.

Der alte Herr blickte ihn theilnehmend an, da er sah, wie tief Lomnitz als Mensch unter dieser Härte seines Berufes litt.

„Lieber College," sagte er mitleidsvoll, „denken Sie denn nicht, daß ich alter Mann in meiner beinah fünfzigjährigen Praxis nicht auch schon oft, wie Sie jetzt, vor diesem großen Conflict gestanden habe, wo ich

wünschen mußte, Erlösung zu bringen und das doch nicht durfte? Und so wenig wie Sie selbst das Recht haben, die befreiende Hülfe zu bringen, können auch Ihre Collegen nicht, trotz ihrem zustimmenden Urtheil, Ihnen das Recht dazu geben, so lange uns nicht der Staat als Richter darüber einsetzt und uns die Entscheidung verleiht, wo in verzweifelten Fällen aus Menschlichkeit die nutzlosen Qualen des Leidenden beendet werden dürfen. So aber, wie es jetzt steht, müssen Sie, wie wir alle, treu der Pflicht Ihres Berufes warten, und wie hart es Ihnen auch ankommen mag, die natürliche Anschauung des Menschen dem gegenüber zu unterdrücken suchen."

So mußte denn Lomnitz den schweren Kampf wieder auf sich nehmen, dem er schon einmal unterlegen war und nimmermehr ein zweites Mal unterliegen durfte, obgleich er schwerer noch als der war, den Norden ihm bereitet hatte: eine schwache Frau, mit den süßesten Banden des Herzens an ihn geknüpft, nicht wagend, das Labsal eines schnellen Todes direct von ihm zu begehren, und doch bei jedesmaligem Sehen ihm diese Bitte herzzerreißend nahe legend. Mit gefolterter Seele ging er zu der Kranken, begegnete er ihren flehenden Augen, hörte er ihre verzweifelte Frage: „Ist denn wirklich noch Hoffnung da?" und nach Standhaftigkeit ringend, log er sie mit einem Ja an, da er nicht den Muth besaß, ihr die Wahrheit zu sagen.

Aber vor Elisabeths Augen vermochte er nicht lange mit seiner innern Qual zu entrinnen. Ihr feines Gefühl machte sie zu scharfsichtig, als daß ihr entgehen konnte, wie in seiner Seele noch etwas andres als Sorge um den verschlimmerten Zustand ihrer Mutter ringe. Angstvoll suchte sie in des Geliebten Augen zu lesen, und da er ihren forschenden Blicken auszuweichen suchte, folgte sie ihm in das andre Zimmer nach.

„Ernst, nicht wahr, es steht sehr schlecht um die arme Mama?" fragte sie, seine Hand festhaltend.

Er zog die Geliebte an sich und umschlang sie mit seinen Armen. Sie vermochte er nicht zu täuschen.

„Du bist meine starke Elisabeth, Dir kann ich die Wahrheit sagen. Ja, Geliebte, ich vermag nicht mehr, die theure Mutter zu retten.

„O Gott, keine Hülfe mehr, nachdem schon Alles gewonnen war!" stöhnte sie auf. „Und weiß sie, daß sie verloren ist?"

„Sie ahnt es wenigstens."

„Sie fragte Dich danach?"

„Ja, so oft ich zu ihr komme, und ich habe nicht den Muth, ihr die Wahrheit zu sagen, denn sie —" Er brach ab, er hatte auch nicht den Muth, der Tochter zu sagen, um was die Mutter ihn anflehe.

Elisabeth aber begriff Alles sofort.

„Denn sie fleht Dich an, ihr den Tod zu geben," flüsterte sie, seine Worte ergänzend. „O meine arme, gequälte Mutter!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte herzbrechend auf,

die ganze Gestalt im tiefsten Weh erschütternd. Aber nur einmal ließ sie sich so vom Schmerz übermannen, dann unterdrückte sie auch dieses Aufschreien desselben, — sie wußte, was er, der bei ihr stand, litt und sie durfte ihm das Schwere nicht noch schwerer machen. Plötzlich warf sie die Arme um seinen Hals und preßte ihn an sich.

„Und zu denken, daß ich es war, die Dich dazu drängte, die in diesen Kampf Dich wieder gezogen hat, da Du ihn meiden wolltest!" sagte sie. „Aber sei getrost, Geliebter, ich will ihn Dir mit keiner Klage, keiner Bitte erschweren, sondern der armen Mama beistehen, ihre furchtbaren Leiden zu tragen und sie in Gott zu trösten suchen."

„O meine Elisabeth," rief er, und die heißen Thränen traten ihm ihn die Augen, „wie habe ich doch gleich, als ich Dich sah, geahnt, welche Größe in Dir liegt, und was ich einst selbstsüchtig und vermessen Dir aufbürden wollte, weil ich meinte, Du seiest so stark, es tragen zu können, das hat nun ein hartes Geschick Dir auferlegt: die Leidtragenden und Sterbenden zu trösten!"

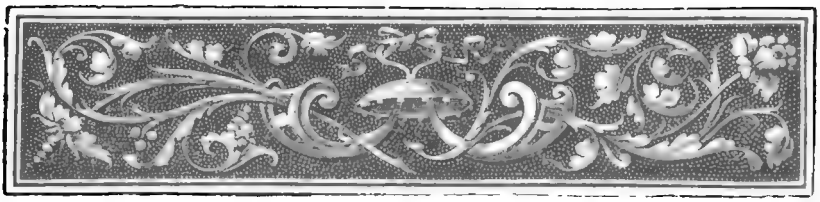
Sie hielt den Geliebten fest umschlungen und küßte ihm die Thräne von dem Auge weg, indem sie die eignen zurückzudrängen suchte, und er fühlte sich stärker werden in der Kraft dieser durch selbstloseste Liebe wunderthätigen Seele seiner Elisabeth.

Da wurde hastig die Thüre geöffnet und die Wärterin trat sichtlich erschrocken herein.

„Bitte, Herr Doctor, kommen Sie schnell zur Frau Gräfin," rief sie besorgt, „es ist plötzlich eine merkwürdige Veränderung mit ihr vorgegangen."

Und als Lomnitz mit Elisabeth an das Bett der Kranken eilte, sahen sie dieselbe mit geschlossenen Augen auf dem Kissen ruhen. Da war nichts mehr von Schmerz und Qual auf diesem Antlitz zu lesen, ein Lächeln des Friedens verklärte die stillen Züge. Ein Blick darauf genügte dem Arzt, zu wissen, wie es stehe. Er zog Elisabeth mit sich nieder und sagte feierlich:

„Knie und danke mit mir, Elisabeth. Eine höhere Hand hat erlösend geholfen, wo meine es nicht durfte, — ein Herzschlag hat unsere Mutter von ihren Qualen befreit!"



Hans von Bülow.

Von

Paul Marsop.

München.

I.

Die Wissenschaft der Musikhistorie hat sich im Vergleich zu den verwandten Zweigen der Literatur- und Kunstgeschichte seither nur in bescheidenen Verhältnissen entwickelt. Man hat dies auf mannigfache Weise zu erklären versucht, hat mit diesen Erklärungen viel Zeit verloren, die auf die Fortführung der historischen Arbeiten besser hätte verwendet werden können und ist in der Hauptsache nicht weiter gekommen. Inzwischen erlebte man jedoch das in Deutschland seltene Vorkommniß, daß die Theorie durch die Praxis überflügelt würde. Das Wirken Hans von Bülows, wie es sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts entfaltete, ist lebendige Musikgeschichte. Bülow zog von den ersten Anfängen deutscher Tonkunst an bis zu den Ereignissen der jüngstverflossenen Tage die Summe unserer musikalischen Vergangenheit. Unermüdlich wies er in Text und erläuternden Beispielen auf Gesetze musikalischer Entwickelungslehre hin; er ließ die geistigen Wechselbeziehungen, welche zwischen den großen Meistern bestanden, in voller Deutlichkeit heraustreten und zeigte die Fäden auf, welche Altes und Neues untrennbar mit einander verknüpfen. Durch Bülow ist auf musikalischem Gebiete erst das rege geworden, was den, welcher nicht nur genießen, sondern auch erkennen will, lehrt, eine Kunst in ihrer Wesenheit zu erfassen: der historische Sinn.

Wie die Componisten, deren Werke er, ein ihnen nicht Unebenbürtiger, nachschafft, kann auch Bülow nur im Zusammenhange mit seinen künstlerischen Vorfahren begriffen werden. Die letzte individuell bedeutsame Erscheinung

jenes außerordentlichen Virtuosengeschlechtes, welches, ideell in Mozart wurzelnd und praktisch durch Hummel begründet, sich in so zahlreichen Linien über Deutschland und Frankreich verzweigte, ist er der erste unter den ausführenden Musikern, welcher den „Erdenrest zu tragen peinlich" — eben das Virtuosenhafte — völlig von sich abgestreift hat und ganz Künstler geworden ist. Hatten Clementi und Cramer die Grundlagen der modernen Claviertechnik festgestellt, war das Mechanische der pianistischen Leistungsfähigkeit durch Thalberg und die Pariser Schule bis zur Vollkommenheit gesteigert worden, so brachte Liszt das geistig belebende Element hinzu. Dies stellte sich bei ihm als lebendige, meist hinreißende, aber im Wesentlichen nicht allzu objective Auffassung dar; er gab damit noch nicht das Höchste des Erreichbaren, aber das Dämonische der Künstlernatur schlug in ihm so übermächtig vor, daß er zündendere Wirkungen hervorrief, als irgend einer der Clavier-Gewaltigen vor und nach ihm. Neben ihn trat dann, in annähernd großen Verhältnissen, der sarmatische Liszt: Anton Rubinstein. Liszt war freigebig mit Geist, theils mit seinem eigenen, der nicht so leicht auszuschöpfen war, theils mit dem der Componisten; hinter dem letzteren mit seinem Selbst ganz zurückzutreten, ihn allein, aber auch in vollem Umfange walten zu lassen, das vermochte er noch nicht. Dieser idealen Forderung wurde erst Bülow gerecht. Er hat sich das technische Vermögen wie die Vortragskünste seiner Vorgänger zu eigen gemacht; dann jedoch hat er sich von ihnen wie — von sich selbst emancipirt, sodaß er allein die Sprache des Componisten redet, in dessen Dienst er sich stellt. So wurde ihm das Clavier nur Mittel zum Zweck; so trat er vom Flügel zum Directionspulte und hat den Commandostab, welchen Liszt stets nur für Zeit und Weile ergriff, nie wieder aus der Hand gelegt. Der letzte Virtuose großen Stiles wurde zum ersten der Capellmeister.

Sollte es nur ein Spiel des Zufalls sein, daß mit ihm gerade dann das reproducirende Genie die höchste Stufe der Entwickelung erklomm, als bedeutsame Epochen des producirenden sich ihrem Ende entgegenneigten?

Als die Dichter pausirten, kamen die Recensenten und schrieben Literaturgeschichten. Als die absolute Musik in den bislang entwickelten Formen das Höchste ausgesprochen, als Richard Wagner die große, musikdramatische Bewegung zu einem vorläufigen Abschluß geführt hatte, da kam Bülow, sammelte die Kleinodien der Tonkunst, welche, mit dem Staub des Alltagstreibens bedeckt, hierhin und dorthin verstreut waren und stellte den unermeßlichen Besitz wohlgeordnet wie in einer Schatzkammer auf. Funkeln uns jetzt diese Kostbarkeiten in schönstem Glanze entgegen, so haben wir das Bülow zu verdanken.

Wollen wir ihn verstehen, wie er ist, so haben wir zu verfolgen, wie er geworden ist.

Mehrere Jahrzehnte, ehe Hans von Bülow das Licht der Welt erblickte, hatte sich bereits ein anderer Sproß des vielverzweigten Geschlechtes

einen guten Namen als Musiker erworben: es war dies kein Geringerer als Friedrich Wilhelm von Bülow, der ruhmgekrönte Sieger von Großbeeren und Dennewitz. Mit bemerkenswerthen Anlagen ausgerüstet, selbst nicht ohne Talent für Composition, genoß er den Unterricht Zelters und versuchte er sich mit Erfolg in den größeren Formen geistlicher Musik; Adjutant und Freund des genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen war er mit diesem durch die Gemeinsamkeit der künstlerischen Interessen innig verbunden. In der engeren Familie Hans von Bülows scheinen dagegen literarische Neigungen vorherrschend gewesen zu sein. Sein Vater, der Kammerherr Eduard von Bülow, war ein Mann von wählerischem poetischen Geschmack, der um seiner Belesenheit wie um seines frischen novellistischen Talentes halber sich über den Kreis seiner zahlreichen Freunde hinaus allgemeiner Werthschätzung erfreute; er trug insbesondere den Romantikern die wärmsten Sympathieen entgegen und unterhielt mit Ludwig Tieck Jahre lang einen regen Verkehr. Der Tonkunst stand er ferner; seine musikalischen Verdienste beschränkten sich darauf, daß er sich, wenn auch erst nach langem Widerstreben, schließlich mit dem Künstlerberuf seines Sohnes zu befreunden vermochte. Im Jahre 1828 siedelte er sich in Dresden an und dort wurde, am 8. Januar 1830, Hans Guido von Bülow geboren. Auch diesem hätte, als er noch in den Kinderschuhen stack, Niemand prophezeihen können, daß in ihm einer der bedeutendsten Musiker des neunzehnten Jahrhunderts erwachsen würde; überhaupt schienen nicht ungegründete Zweifel darüber zu bestehen, ob aus dem stillen und schwächlichen Jungen jemals etwas Rechtes werden möchte. Ganz unvermuthet brach in seinem zehnten Jahre, unmittelbar nach einem heftigen Anfall von Gehirnentzündung, das musikalische Talent durch und mit einem Eifer, der für die spätere unbeugsame Energie des Mannes bedeutsam war, ging der Knabe jetzt an die pianistischen Studien. Das Geschick wollte ihm wohl: es ließ ihn, nachdem er sich bei einer tüchtigen Elementarlehrerin die Grundlagen der Technik angeeignet hatte, die Unterweisung des vortrefflichen Friedrich Wieck, des Vaters und künstlerischen Berathers einer Clara Schumann genießen. Der sittliche Ernst, das Gediegene, Herbe, aber durch und durch Lautere dieses Meisters mußte nicht allein der pianistischen Ausbildung, sondern auch der Charakterentwickelung des Schülers förderlich sein. Wieck, in seinen ästhetischen Anschauungen ein eigensinniger Liebhaber des Rococo in der Tonkunst, war andererseits seiner und der heutigen Zeit insofern vorangeeilt, als er den „Clavierlehrer" dazu berufen hielt, durch eine nach strengen pädagogischen Grundsätzen durchzuführende musikalische Schulung auch an der Erziehung des Menschen mitzuarbeiten. Man darf wohl annehmen, daß das Ehrenfeste, Zielbewußte, bis zur Hartnäckigkeit Ueberzeugungstreue, welches den Mann Bülow auszeichnet, aus Keimen herauswuchs, die der wackere Dresdener Meister in das empfängliche Kindergemüth streute. Als die alte Schule dem Knaben ihr Bestes

gegeben hatte, streifte ihn alsbald der Athem einer neuen Zeit. Henry Litolff, einer jener wunderlichen Sturmvögel der großen musikalischen Revolution, die sich pomphaft ankündigten und sich hernach im Gewühl der Straße verloren, kam im Jahre 1844 nach Dresden und führte in das Haus, das der Vater Hans von Bülows zu einer der letzten Herbergen der literarischen Romantik geweiht hatte, auch die musikalische ein. Diese herrschte zur gleichen Zeit fast unumschränkt auf der Dresdener Opernbühne und mochte wohl die zu eigenem Leben erwachende Phantasie des feurigen Jünglings mit zauberischen Klängen und verlockenden Bildern erfüllen. Richard Wagner hatte als Dirigent wie als schöpferisches Genie das künstlerische Erbe Webers angetreten: ihm, dem Tondichter des „Tannhäuser" standen zwei hohe, edle Gestalten zur Seite: Wilhelmine Schröder-Devrient, noch einmal, ehe ihr Gestirn erbleichte, mit dionysisch-trunkenem Blick auf die Ruhmesbahn unvergeßlicher Jahre zurückschauend, und Johanna Jachmann-Wagner, damals eine Novize im Tempel der Kunst, der die Auguren voraussagten, daß sie bald am Altare stehend als Hohepriesterin herrschen würde. Welche Fülle der Gesichte! Eine flüchtige Begegnung mit dem an Jahren noch jungen, an Erfahrungen und Schmerzen schon überreichen Meister — und Bülow mußte Elb-Florenz den Rücken kehren. Aus dem kunst- und lebensfreudigen Dresden ging es nach dem stillen, trockenen, tonarmen Stuttgart, woselbst der Lindpaintner'sche Zopf noch in breitgedehnten Schwingungen den Tact angab. Gering war die Ausbeute, welche das Musikleben dieser Stadt dem jungen Kunstbeflissenen bot; seine einschlägigen Studien nahmen keinen entsprechenden Fortgang; doch war er schon so weit vorgeschritten, um sich zum ersten Male vor einem Publikum und zwar mit Mendelssohns D-moll-Concert nicht ohne Erfolg hören lassen zu können. Immerhin war der Stuttgarter Aufenthalt nicht ganz bedeutungslos für ihn; er lernte ebendort in Joachim Raff einen Mann kennen, mit dem er stets in aufrichtiger Freundschaft verbunden blieb und dessen künstlerische Eigenart ihn besonders ansprach.

Inzwischen hatte er seine Gymnasialstudien zu Ende geführt und es trat nunmehr die Frage der Berufswahl an ihn heran. So sehr er die Tonkunst liebte, so wenig dachte er damals schon daran, in der Ausübung derselben seine Lebensaufgabe zu sehen. Er gab daher den Wünschen seines Vaters, welche darauf hinausgingen, daß er sich den Rechtswissenschaften widmen sollte, um dann in die Beamten- oder diplomatische Laufbahn einzutreten, ohne Weiteres Gehör und bezog zu Ostern 1848 die Universität Leipzig. Bereits ehedem hatte er von Dresden aus das alte Handels- und Musik-Emporium aufgesucht und war dort im Hause des Professor Frege, in welches ihm verwandtschaftliche Beziehungen den Zugang eröffneten, noch mit Felix Mendelssohn in Berührung gekommen. So fand er auch als Student daselbst ein gastliches Heim und zugleich Vieles, was ihn der Musik näher und näher führte. Bei Frau Livia Frege, die sich vor ihrer

Verheirathung als Sängerin einen namhaften Ruf erworben hatte, ging Alles aus und ein, was das künstlerische Leipzig, das in jenen Jahren seine Blütheepoche durchlebte, an Berühmtheiten und angesehenen Namen in seinen Mauern barg. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht ausbleiben, daß Bülow seine praktischen und theoretischen Musikübungen wieder aufnahm; er wurde Schüler Moritz Hauptmanns, des geistreichen, etwas verbissenen Vorkämpfers der Mendelssohn'schen Schule und machte sich unter seiner Leitung die Wissenschaft des Contrapunktes zu eigen.

Kaum war dieser Unterricht abgeschlossen, als Bülow in den Kreis des literarischen Bannerträgers der neuen Aera trat; ein Empfehlungsschreiben Robert Schumanns vermittelte ihm die Bekanntschaft mit Franz Brendel, der, nachdem Schumann von der Redaction der „neuen Zeitschrift für Musik" zurückgetreten war, die Leitung dieses Blattes übernommen hatte und als erster der modernen, musikalischen Journalisten die große Fehde der Jungen gegen die Philister von dem legendenhaften Turnierplan der Phantasieritter Florestan und Eusebius auf den realen, sehr heißen Kampfboden Neu-Weimars hinüberspielte. Es ist eine wunderliche Laune des Geschicks, daß gerade Schumann, der zwischen dem Nach-Classicismus der Mendelssohn und Hauptmann und den Umsturzideen der Programmatiker, wenngleich unfreiwillig, die historische Vermittelung übernehmen mußte, auch Hans von Bülow an die Sphäre Franz Liszts heranführte. Alsbald ist auch der Erstere in Weimar, um bei dem Groß- und Hochmeister des Clavierspieles sich Raths zu erholen, ob man sich von seiner pianistischen Begabung Gutes versprechen dürfe. Liszt hatte für den jungen Genossen mehr als ein freundliches Wort, nicht nur, weil es ihm, wie sonst so oft, in seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit schwer wurde, Nein zu sagen, sondern diesmal, weil er die Ueberzeugung hegte, daß der, der vor ihm stand, eine künstlerische Zukunft haben würde. Noch aber hielt es den Strebenden nicht in Weimar fest; noch vermochte er es nicht, sich dem Banne der strengen Göttin Themis ganz zu entziehen. 1849 ging er nach Berlin, mit der ausgesprochenen Absicht, dort seine „Berufsarbeiten" in emsiger Thätigkeit abzuschließen. Doch bald legte er die Pandekten bei Seite, um sich kopfüber in das politische Parteileben jener gährenden Zeiten zu stürzen. Er, der einen der stolzesten Namen des Königreiches trug, warf sich blindlings der extremen Linken in die Arme und schrieb in der „Abendpost" Artikel, in denen der Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftseinrichtungen mit unverblümten Worten gepredigt wurde. Nach und nach verlor er den Geschmack an diesem socialistischen Theaterfeuerwerk; aber die einmal in ihm erwachte Kampfeslust war zu mächtig geworden, um sich wieder einschläfern zu lassen: mit der Klinge, welche er zuvor gegen die politischen Reactionäre geschwungen hatte, ging er jetzt den Kunstfeudalen kräftig zu Leibe. Man beachte: auf dem Umwege über die politische Kritik gelangt Bülow zum musikalischen Schriftstellerthum.

In den Aufsätzen, in welchen er dazumal seine Meinung verfocht, zeigt sich zum erstenmale der Polemiker Bülow in seiner vollen Eigenart. Sich auf seinen unerschütterlichen Glauben an das Ideal wie auf einen unantastbaren Besitz stützend, tritt er in bündiger, gedrängter Vortragsweise mit glänzender Dialektik für die Theorieen des musikalischen Jungdeutschland ein; satirische Ausfälle wechseln mit den Ergüssen einer hinreißenden, nichts weniger als einer kühlen Natur entsprechenden Beredtsamkeit. Ohne Schonung wird der Feind in die Enge getrieben, um dann erbarmungslos zermalmt zu werden, aber auch des Freundes Herz daraufhin geprüft, ob ja kein Falsch an ihm sei. Der höchste Adel der Gesinnung paart sich mit verwegener Freiheit des Ausdrucks. Was auch die Jahre noch brachten, diese Züge haben sich in der strengen, ausdrucksvollen Physiognomie des Schriftstellers Bülow unverändert erhalten.

Wie viel nur immer solche literarischen Arbeiten zur geistigen Förderung Bülows beitrugen: der Hauptgewinn, den er aus ihnen zog, war, daß er nunmehr deutlich erkannte, welche Ziele er im Weiteren zu verfolgen haben würde. Ein künstlerisches Ereigniß, das er miterlebte, brachte den Plan, die Juristerei an den Nagel zu hängen, endlich zur Reife. Im Jahre 1850 fand in Weimar unter der Leitung Liszts die erste Aufführung des „Lohengrin" statt; Bülow wohnte derselben bei, und der Eindruck, welchen er von dem Werke erhielt, war ein so übergewaltiger, daß er jetzt der Musik ewige Treue gelobte. Wie vorauszusehen war, widersetzte sich seine Familie diesem Entschlusse nach Kräften; als der junge, feurige Musiker und „erste Wagnerianer" wußte, welchen Weg er zu gehen hatte, fand er denselben mit Hindernissen übersäet. Doch in der Ueberwindung derselben stählte sich sein Charakter, verdoppelte sich seine Energie. Wohl oder übel mußte er jetzt für seine Zukunft sorgen. Was thun? Ohne langes Zögern eilte er zu dem verbannten Haupt des neuen Bundes, zu Richard Wagner selbst. Wagner, der in den Jahren des Leidens und des Exils einen schärferen Blick für Menschen und ihre Begabung besaß, als späterhin in den Tagen seines Glückes, erkannte sofort, welch' Geistes Kind er vor sich hatte. Wie er den grandiosen Egoismus des Genies niemals denen gegenüber bethätigte, die ihrerseits einer Hülfe bedurften, so nahm er sich jetzt nach bestem Vermögen Bülows an. Er verschaffte ihm die Stelle eines Musikdirectors in Zürich; er opferte ihm das Kostbarste, was ein Richard Wagner an Jemand wenden konnte, seine Zeit und wurde nicht müde, den heißblütigen, aber noch ein wenig naturalistischen Dirigenten in den Kunstgriffen der Kapellmeister-Technik zu unterrichten. Bald konnte der Schüler dem Meister Ehre machen; auf einer Reise, welche er im Jahre 1851 mit der St. Gallener Wanderoper unternahm, erntete er die uneingeschränkte Anerkennung der Fachvertrauten ein. Aber er, der von Jugend auf strenge Selbstprüfung geübt hatte, fand, daß sein Talent für öffentliches Wirken noch nicht genügend geschult sei; es drängte ihn, die Einzel-

kräfte noch gründlicher und vielseitiger auszubilden. Wiederum lenkte er seine Schritte nach Weimar.

Hier konnte man den musikalischen Herzschlag der Zeit verspüren; hier führte Liszt mit der unversieglichen Frische des trotz aller Triumphe des Virtuosen und Kunstcavaliers noch Unblasirten und der diplomatischen Grazie, die auch dem späteren Abbé noch so wohl anstand, die Herrschaft. Er ließ sich huldigen, aber er huldigte auch der Kunst. Er empfing viel, aber er gab noch mehr; der Vorrath seiner guten und geistreichen Gedanken schien nicht abzunehmen und sein Eifer, den Fähigen zu fördern, war ebensogroß als seine Liebenswürdigkeit. Wem konnte er nicht etwas mit auf den Weg geben, wer ließ sich nicht von ihm bestricken! Weilte nicht Berlioz, der ewig Mißtrauische, weltschmerzlich Grübelnde, vor unbefriedigtem Ehrgeiz sich verzehrende, Woche über Woche mit leidlich ruhigem Behagen in Weimar? Saßen nicht die vornehmsten und erlesensten Geister des Schumann'schen Kreises, ja Clara Schumann selbst an der vielsprachigen Tafelrunde Liszts friedlich mit den neudeutschen Himmelsstürmern beisammen? Gediehen nicht schaffende und reproducirende Talente in überreicher Fülle auf diesem vulkanisch-fruchtbaren Boden? Aus solchem bewegten, jeweilig fieberhaft vorwärts treibenden Leben erwuchsen für Bülow die nachhaltigsten Anregungen; im Verkehr mit begabten, theilweise bedeutenden Berufsgenossen aus aller Herren Ländern erweiterte sich sein Gesichtsfeld und klärte sich sein Urtheil. Durch Liszt erhielt er die pianistischen Weihen; durch ihn wurde er auch bestimmt, mit seiner Feder für die Programmmusik einzutreten. Es erscheint dies vollkommen begreiflich. Wer war je mit Liszt zusammen, ohne durch den großen Bezauberer fascinirt zu werden? Wer gab sich nicht, mit mehr oder weniger unfreiem Willen, dieser einschmeichelnden Vertraulichkeit, diesem unwiderstehlichen Dämon der Ueberredungskunst gefangen, unter dessen Händen jede enharmonische Extravaganz zu Musik und auf dessen Lippen jedes glänzende Sophisma zum Prophetenwort wurde? Und wer unter den Jüngeren vermochte es, wenn er aus dieser mit narkotisch berauschender Treibhausluft erfüllten Welt einmal herausgetreten war, sich so bald auf sich selbst zu besinnen und die Empfindungen für das Natürliche, Gesunde und Gesetzmäßige wieder in ihr Recht treten zu lassen? Auch Bülow, der anderweitig bereits Schein und Wesen zu sondern gelernt hatte, blieb für Zeit und Weile in den Nachwirkungen dieser Magie befangen; alsdann hat er mit bündiger Entschiedenheit die alten Fesseln von sich abgestreift.

Um ein vollgemessenes Theil Menschenkenntniß und Kunstwissen bereichert, einen schon mehr abgeklärten Idealismus im Herzen und mit den Plänen eines musikalischen Welteroberers im Kopfe verließ Bülow im Jahre 1853 Weimar, um seine erste Concertreise anzutreten. Dieselbe war nicht übermäßig vom Glück begünstigt; die Wiener und Pester, denen er sich zuvörderst vorstellte, sahen in ihm einen Pianisten wie andere mehr; man hatte noch nichts über ihn im Wochenblättchen gelesen; man war vielleicht

nicht abgeneigt, für ihn zu schwärmen, aber man wußte noch nicht recht, weshalb. Einen besseren Erfolg gewann er sich auf dem Musikfest in Karlsruhe und weiterhin in norddeutschen Städten. Man begann der Individualität Bülow gerecht zu werden, im Besonderen überzeugten sich die Musiker davon, daß der merkwürdige College, welcher sich bereits in seinen schriftstellerischen Arbeiten so unliebsam als selbständiger Kopf geltend gemacht hatte, nicht nur die Gebrechen anderer schonungslos aufzudecken wußte, sondern auch mit eigenen, nicht unbeträchtlichen Vorzügen für sich einstehen konnte. Zwischen diese erste und eine zweite ausgedehntere Kunstfahrt fiel eine kleine Schulmeister-Episode; ein Rittergutsbesitzer im Posen'schen kam auf den Gedanken, es mit einem aristokratischen Hauslehrer zu versuchen, der seine Kinder — so hoffte er wenigstens — zu musikalisch gesinnungstüchtigen Staatsbürgern heranbilden sollte. Bülow hatte indessen kaum sein erstes pädagogisches Frucht- und Dornenstück gewunden, als er sich von den ihm wenig zusagenden Verpflichtungen frei machte, um von Neuem als Clavierspieler, dessen Name fortan mit jedem ferneren Auftreten an Klang gewann, kreuz und quer durch Deutschland zu streifen. Freilich gab es noch immer genug des Kopfschüttelns! Ein Virtuose, der sich mit Paraphrasen, Transscriptionen, Phantasieen über beliebte Motive — ein jedes Motiv war beliebt, wenn nur der musikalische Schnellmaler etwas damit anzufangen wußte — kaum noch abgab, der, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, seine eigenen Erzeugnisse sich allein zur eigenen Erbauung vorspielte und in seinen Concerten „nur" gehaltvolle Compositionen zum Vortrag brachte, der schließlich Richtung — Richtung sein ließ, für alles eintrat, was schön und gediegen war, Schumann neben Beethoven und Chopin neben Mozart ein Plätzchen einräumte — ein solcher Virtuose war noch nicht dagewesen! Jedoch „Virtuose" mußte er sein; denn reiste er nicht herum, spielte er nicht Clavier, nahm er nicht Geld ein und brachte er nicht Hexereien zuwege, die Niemand erklären, geschweige denn nachahmen konnte, wenn er beispielsweise die Fuge der großen Hammerclaviersonate öffentlich und noch dazu aus dem Gedächtniß vortrug? Das war das allgemeine Urtheil.

Nur Wenige dachten anders. Sie sahen in der neuartigen Erscheinung den Musiker, der nichts sein wollte, als der Mandatar des Componisten; sie erkannten in ihm den heranreifenden Pädagogen großen Stiles, in welchem Genie und System, Logik und Phantasie zu einem so wunderbar harmonisch bisher noch niemals verschmolzenen Ganzen vereinigt waren. Zu diesen Wenigen gehörten die Leiter des ersten großen Berliner Conservatoriums, Julius Stern und Adolph Marx — dieser Schöngeist, der mit Hingebung in Gluck und Beethoven, noch lieber aber in philosophisch-künstlerischen Utopieen schwelgte, jener rühriger Geschäftsgeist, fast Materialist, aber ehemaliger Freund Mendelssohns, Musiker von feinstem Gehör und Dirigent von starkem Temperamente. Sie wußten Bülow festzuhalten, ehe

er Zeit hatte, sich ganz in die Neigungen des zigeunernden Musikerthums einzuleben; neun Jahre lang, von 1855 bis 1864 wirkte er an ihrem Institute. In dieser Stellung sammelte er, Tag für Tag rastlos im Lehren lernend, den besten Theil jener Erfahrungen, welche er später für seine Musterausgaben der Classiker (unter welchen er alle Componisten von Bedeutung versteht), verwerthete; dort war er für die Ausbildung so mancher tüchtigen Kraft thätig, welche späterhin das musikalische Leben der Reichshauptstadt mitbegründen half. Doch dieses Arbeitsfeld, welches die Leistungsfähigkeit einer minder nervigen Persönlichkeit bereits voll und ganz in Anspruch genommen haben würde, genügte dem Eifer Bülows nicht. Außerhalb des Conservatoriums war er nicht weniger thätig; er zählte zu dem spärlichen Häuflein, welches das nach dem Aufflackern und Emporbrausen der achtundvierziger Zeit dumpf und unfroh gewordene, vor dem Beginn des Schleswig-Holsteinischen Feldzuges nicht recht wieder auflebende Berlin bald mit der Feder bald mit dem Tactstock aufrüttelten. Schon damals war die Atmosphäre in weitem Umkreise um Bülow herum mit Elektricität geladen. Wie fühlten sich die philiströsen Gemüther darob beklommen, daß sich keiner von ihnen versehen konnte, an welcher Stelle es zunächst einschlagen würde! Auf der Bank der Spötter, auf der damals noch die jungen Kalisch, Dohm und Glasbrenner, die Schöpfer des neuberlinischen Humors, die ersten Plätze einnahmen, hatte sich Bülow alsbald als Gleicher unter Gleichen niedergelassen; die Spreeluft schlug seinem angeborenen Sarkasmus, seinem unaufhörlich geschäftigen Zergliederungstrieb vortrefflich an. Wo Bülow hin traf, da verdorrte die Weide der Dunkelmänner, aber dafür schlug des Lebens gold'ner Baum starke Wurzeln. Vielbefeindet wie der rüstige Streiter war, wußte er Alle in Athem zu erhalten; einem Bülowschen Orchesterconcert, einem von Bülow gegebenen Kammermusik-Abend mochten auch seine erbittertsten Gegner nicht fernbleiben. Nicht er nahm zu ihnen, nein, sie mußten zu ihm Stellung nehmen und das war, insofern er seine geistige Uebermacht dadurch deutlich erwies, für die damaligen Verhältnisse schon genug.

Bald nachdem er sich in Berlin niedergelassen hatte, verheirathete er sich mit der jüngeren Tochter seines Lehrers und Freundes Liszt, Cosima. Bei der Unzuverlässigkeit aller persönlichen Beobachtungen, bei dem erklärlichen Mangel an actenmäßigem Material, das über die Beziehungen dieser seltenen Geister zueinander allein sichere Aufschlüsse geben könnte, ist es schwer, auch nur Muthmaßungen darüber anzustellen, was sie zusammen führte. Vielleicht trat wieder einmal das Gesetz der Anziehung durch die Gegensätze in Kraft. Bülow hat, wie ehedem Richard Wagner, wie das wahre, große Genie überhaupt das weiche, zartfühlende und — so leicht verletzliche Gemüth der Kindesseele; ungeachtet seiner Spottsucht, seiner scheinbar für die Beurtheilung seines Charakters ausschlaggebenden glänzenden Verstandeseigenschaften, ist er innerlich durchaus Herzensmensch;

wäre er es weniger, so würden ihm viele Bitternisse erspart geblieben sein. Cosima Wagner — das Urtheil glaubt Schreiber dieser Zeilen verantworten zu können — erscheint dagegen zwar auch als eine den geistigen Durchschnitt unverhältnißmäßig überragende, ja als eine der begabtesten und allerbedeutendsten Frauen dieses Jahrhunderts, aber als ein Charakter, dessen Ehrgeiz unstillbar ist, der in feinster Berechnung, durch keine sonderliche Wallung des Gefühles beunruhigt und daher empfindungsreichere Seelen mit unheimlicher Gewalt durchschauend und lenkend noch heute Männer bester Art, mögen sie auch noch so selbständige Künstler und freie Philosophen sein, widerstandslos in seinen Bann zwingt. Wie sollte man es auch für möglich halten, daß eine Natur, welche väterlicherseits die Erbschaft ungarisch-internationalen und mütterlicherseits diejenige französischen Blutes antrat, sich aus innerster Seelenverwandtschaft zu zweien in ihrem Gemüthsleben, in ihrem Denken und Schaffen, in ihren riesenhaften Vorzügen und kleinen menschlichen Schwächen so ganz deutschen Meistern hingezogen fühlte! Noch einmal: wir sind heute keineswegs in der Lage, diese unsere Ansicht über eine hochgeniale Frau, welche etwas vom Dämon ihres Vaters in sich hat, durch unumstößliche „Gründe" zu stützen; ob wir richtig fühlen, das muß die Zukunft lehren.

So sehr sich Bülow durch die im Einzelnen gewonnenen Resultate seiner Berliner Wirksamkeit befriedigt fühlen durfte, so wenig konnte er sich mit dem Gedanken befreunden, daselbst für sein ganzes, weiteres Leben auszuharren. Nicht als ob er des Kampfes überdrüssig geworden wäre; er hat jeden Tag seines Daseins als einen verlorenen angesehen, an welchem er keinen Waffengang thun und für seine Ideale nicht wenigstens einen Zollbreit Bodens erobern konnte. Es gelüstete ihn jedoch, andere Schlachtfelder und Gegner zu suchen, die ihm etwas Neues sagen konnten. Ohnedies war, seit seinem ersten Eintreffen in Berlin, kein Jahr vergangen, in welchem er nicht „zur Erholung" künstlerische Streifzüge durch das In- und Ausland unternommen hätte. Bald durchkreuzte er Rußland, bald Belgien und Frankreich, allerorten als Spieler wie als Dirigent Triumphe feiernd, die Geister aus träger Muße aufstachelnd und das Evangelium des Beethoven'schen Geistes predigend. Besondere Festtage waren für ihn die, an welchen er, und zwar meist in Paris, mit Richard Wagner zusammentraf; je mehr er seine eigenen Kunstanschauungen läuterte, um so enger fühlte er sich jenem verwandt. Trat er fernerhin noch hier und da für Liszt ein, so bewog ihn dazu die Pflicht der Dankbarkeit, welcher er sich niemals entzog; zeigte er sich unablässig darum bemüht, Wagnerische Bestrebungen zu fördern, so trieb ihn auch sein Herz an, aber sein Verstand sagte Ja und Amen dazu. Wo es galt, für das große Reformwerk einzustehen, da war Bülow dabei, feuerte die Kleinmüthigen an und drückte, ein musikalischer Bismarck, die Gegner an die Wand. Auch er war Zeuge der Pariser Tannhäuser-Katastrophe vom Jahre 1861 und bewährte sich

in der allgemeinen Verwirrung als entschlossener, helfender Freund. Wagner hatte mehr wie eine Schuld an ihn abzutragen. Er ließ es nicht an sich fehlen. Kaum hatte sich nach der Thronbesteigung Ludwig II. das Blatt zu jenes Gunsten gewendet, als auch schon von höchster Stelle die Berufung Bülows nach der baierischen Residenz erging. Was die beiden Künstler in vereintem Bemühen daselbst schufen, das ist mit goldenen Lettern in die so junge und doch schon so ereignißreiche Geschichte der Kunststadt München eingetragen. Wie das München der bildenden Kunst unter den Auspicien Ludwig I. den großartigsten Aufschwung nahm, so errang sich das musikalische unter dem zweiten Ludwig seinen Weltruf. Aber diese Lorbeeren wurden nicht mit leichter Mühe gepflückt. Wer nur die heutige, künstlerisch so fortschrittsfreudige Isarstadt kennt, vermag es sich kaum recht vorzustellen, welcher Trotz und Eigendünkel alteingesessener Musikanten-Herrlichkeit damals gebrochen, welche cultur- und kunstfeindlichen, antideutschen Strömungen überwunden, welche lichtscheuen Geister zurückgedrängt werden mußten, ehe für einen freien, musikalischen Flügelschlag der Seele Raum geschafft war. Wie eigen erfaßt es uns, wenn wir die Blätter wieder durchmustern, auf denen die Vorkommnisse jener sturmbewegten Tage verzeichnet sind! Welcher Geist der Leidenschaftlichkeit war doch in die sonst so gleichmüthigen Münchener gefahren! Keine Stunde, die nicht an Aufregungen reich war. Am liebsten hätten die Finsterlinge einen Volksaufruhr in Scene gesetzt und es dahin gebracht, daß die kecken Neuerer, wie einstmals Lola Montez, mit Schimpf und Schande die Stadt verlassen mußten. Hier war Bülow in seinem Elemente; je größer der Widerstand war, welchen er zu überwinden hatte, um so mehr wuchs seine Kraft: mit der Einstudirung und Leitung von Wagners „Tristan und Isolde" vollbrachte er im Jahre 1865 sein erstes Münchener Meisterstück. Der deutsch-österreichische Krieg unterbrach für kurze Zeit das Zusammenarbeiten Wagners und Bülows. Auch Letzterer ging nach der Schweiz, wurde aber im Frühjahr 1867 vom Könige zurückberufen und zum ersten Kapellmeister der Oper ernannt. Als solcher schuf er die seiner Leitung anvertraute Bühne in kürzester Zeit zu einem Musterinstitute um. Man brach durchweg mit den Gewohnheiten der alten Zeit, aus der noch der ehrenwerthe, tüchtige, pedantische Meister der Tabulatur, Franz Lachner, wie eine einsame Säule in das neue Leben hineinragte. Es wurde fortan mit der denkbar größten Gründlichkeit studirt; der frische Geist, welcher mit dem neuen Dirigenten einzog, theilte sich Sängern wie Orchestermitgliedern mit und brachte Leistungen zu Wege, die im Vergleich zum früheren „Opernbetriebe" als unerhörte zu bezeichnen waren. In kürzester Zeit führte Bülow die werthvollsten Novitäten der letzten Jahrzehnte dem Publikum vor und arbeitete das ganze alte Repertoir von Grund aus um. Im ausgesprochensten Gegensatz zur alten Methode, deren höchster Triumph darin bestand, wenn es oben auf der Bühne und

unten im Orchester besonders schön „klappte", ließ Bülow jeden Componisten seiner Individualität gemäß zu Worte kommen, dirigirte den „Fidelio" in großem symphonischen Zuge und brachte den „Troubadour" mit so schneidiger Rhythmik und solch' südlichem Feuer heraus, als ob er unter den Augen Rossinis und Verdis groß geworden wäre. Ob die „Entführung" oder der „Tristan" gegeben wurde — die Partitur ließ Bülow unaufgeschlagen und da er in Allem und Jedem über der Sache stand, war das Auswendig-Dirigiren für ihn kein Prunken mit der Virtuosität des Gedächtnisses. Vielmehr vermochte er auf diese Weise jede musikalische Einzelheit mit der größten Sorgfalt auszugestalten, ohne daß der dramatische Fluß des Ganzen irgendwie gehemmt wurde. Der schönste Ehrenabend seiner Münchener Kapellmeisterzeit war der, an welchem er nach monatelangen, mit dem höchsten Eifer geförderten Vorbereitungen die erste Aufführung der „Meistersinger" leitete.

Parallel mit seiner Thätigkeit an der Oper ging die an der königlichen Musikschule, deren Leitung ihm gleichfalls übertragen worden war. Als Organisator ersten Ranges unterwarf er das Institut einer durchgreifenden Umgestaltung und wußte es binnen Kurzem auf eine erstaunliche Höhe der Leistungsfähigkeit zu führen. Wie nicht anders zu erwarten war, wandte er dem Unterricht in den Clavierklassen seine besondere Aufmerksamkeit zu: hier war es ihm noch beschieden, sich darüber zu vergewissern, welch' gute Frucht seine Lehre zeitigte. Auf anderen Gebieten sah er nicht mehr alles, was er in's Leben gerufen hatte, in gedeihlicher Entwickelung heranreifen. Mancherlei war es, das ihn zu dem Entschlusse brachte, die Weiterführung des so vortrefflich Eingeleiteten Anderen zu überlassen. Es nagte an ihm, daß es der schwarzen Camarilla auf Schleichwegen gelungen war, den Plan Wagners, mit königlicher Unterstützung sein Festspielhaus in München selbst zu errichten, zu vereiteln und damit das Reformwerk, gerade als es im besten Fortgange begriffen war, zu hemmen. Auch machte sich eine körperliche Abspannung bei ihm geltend; selbst er, der eiserne Kapellmeister, hatte nicht ungestraft zuviel auf seine Schultern laden dürfen. Dazu kam, daß das Drama, welches in seiner Familie spielte, einen unerwartet jähen Abschluß fand. Es ist ebenso müßig, in dieser Angelegenheit Anklagen zu erheben, als Rechtfertigungsversuche zu machen; da Niemand außer den drei Betheiligten über den wirklichen Verlauf der Geschehnisse unterrichtet sein konnte, hatte und hat auch Niemand das Recht, darüber ein unumwundenes Urtheil auszusprechen. Die Mitwelt muß sich daran genügen lassen, zu wissen, daß Cosima Bülow von ihrem Manne in aller Form geschieden wurde und späterhin mit Richard Wagner eine neue Ehe einging. Das Gebahren der Sitten- und Splitterrichter, welche dem Künstler Wagner das zum Verbrechen anrechnen wollten, was der Mensch vielleicht gefehlt haben mochte, ist längst allgemein verurtheilt worden.

Bülow verließ München und mit seinem Scheiden wurde manche Hoffnung zu Grabe getragen. Für die nächsten Jahre nahm er seinen Wohnsitz in Florenz; kaum hatte er den Reisestaub von seinen Schuhen geschüttelt, als er sich ein neues Ziel steckte: den Sinn für deutsche Musik in Italien zu wecken und zu pflegen. Und er wäre nicht Bülow gewesen, wenn er diesen Vorsatz nicht mit Beharrlichkeit durchgeführt haben würde. Er verpflanzte das Zarteste und Innerlichste deutscher Instrumentalschöpfungen, die Kammermusik der classischen Meister, in den fremden Boden und hatte die Genugthuung zu erleben, daß sie dort gedieh; er erzog sich in begabten italienischen Musikern Schüler, welche sein Werk in seinem Sinne fortsetzten. In den Florentiner Jahren schloß er auch sein redactionelles Hauptwerk ab: seine Ausgabe der Beethovenschen Sonaten von op. 53 an. In die Zeit von 1872—1879 fallen dann weitere Kunstfahrten durch Europa und Amerika. Vorübergehend bekleidete Bülow hierauf den Posten eines Hofcapellmeisters in Hannover, sagte sich indessen bald von der dortigen Oper los, um einem Rufe des Herzogs von Meiningen als Intendant der Hofmusik und Dirigent der herzoglichen Capelle Folge zu leisten. Welche Ziele er als Führer dieser Körperschaft erreichte, welche blitzartig zündende Wirkung durch das Auftreten der „musikalischen Meininger" allerorten hervorgerufen und welcher Umschwung durch das kräftige Einsetzen eines solchen reformatorischen Hebels im Concertleben unserer Musikcentren herbeigeführt wurde: all' das haftet noch frisch in Aller Gedächtniß. Nachdem diese Aufgabe als gelöst betrachtet werden konnte, kam wiederum der Beethovenspieler zu Wort. Den „Vortragsabenden", an denen er die „fünf letzten Sonaten" zu Gehör brachte, folgte der Beethovencyclus, welcher den Entwickelungsgang des gewaltigen Tonmeisters von den ersten Jugendwerken an bis zu den überirdisch-weihevollen Schöpfungen der letzten Periode getreulich darlegte. Neuerdings hat Bülow sich in Hamburg angesiedelt; er nimmt sich eifrig der dortigen Opernbühne an und dirigirt, mit Courierzug von einer Probe am einen zu einer Aufführung am anderen Orte eilend, in derselben Saison die philharmonischen Concerte in Berlin, Hamburg und Bremen — ein echt Bülow'sches Stück. In der behaglichen, wohlthuenden Ruhe eines freundlichen Heims, das ihm seine zweite Gattin, die anmuthig-kluge und liebenswürdige, ehemalige Hofschauspielerin Marie Schanzer, geschaffen, sammelt er jeweilig frische Kräfte, um neue Strapazen bestehen zu können.

II.

Der Clavierspieler Bülow ist kein Pianist. Deshalb greift man falsche Noten, wenn man ihn mit irgend einem solchen vergleicht. Liszt und Tausig waren, Rubinstein und d'Albert sind Pianisten, die, so Außerordentliches, Riesenhaftes, Unbegreifliches sie vollbrachten und vollbringen, doch oft an sich und an das Instrument dachten und denken. Bülow ist

nur Musiker, nichts als Musiker. Er liebt das Clavier nicht sonderlich; er braucht es, er duldet es. „Bei Beethoven heißt Sonate: Instrumentaldichtung", sagt er. Nun gut: aber diese Instrumentaldichtung ist für Clavier geschrieben: er muß sie daher spielen, wie sie gesetzt ist — und so gut, als er es kann. Das heißt: besser als die Pianisten. Wäre er Pianist, so ließe sich unschwer folgende Schlußkette herstellen: Es hat Niemand etwas Bedeutenderes für Clavier geschrieben als Beethoven; Niemand wird Beethoven besser gerecht als Bülow; also — wäre Bülow der größe Pianist. Aber er ist keiner; er singt wie eine ideale Mozartsängerin, instrumentirt wie Hector Berlioz und dirigirt wie er selbst am Clavier, doch er spielt es nicht. Demzufolge kann man auf die Frage: Wer ist der größere Clavierspieler, Bülow oder Rubinstein, nur antworten: Bülow ist der größere Musiker. Für Liszt war das Clavier „was dem Araber sein Pferd" — bedauerlicherweise ritt er oft durch die Wüste, besonders beim Componiren. Für Rubinstein ist es eine Favoritin, welche er heute mit Geschmeide überhäuft, mit orientalischem Confect überschüttet und morgen prügelt. Für Bülow ist sein Bechstein, je nach Laune und Stimmung, eine Kanzel, ein Katheder, eine Rednertribüne, ein Idealtheater in Arkadien.

Sich eine makellose Technik, wenn man will, Mechanik des Spielens erworben zu haben, das ist für ihn etwas Selbstverständliches, von dem weiter kein Aufhebens zu machen ist. Er wird über jede Schwierigkeit Herr, aber er prahlt niemals mit seiner Geschicklichkeit. Er ist durch und durch Mann und überläßt das Zuschautragen äußerer Vorzüge denjenigen Virtuosen, welche mehr Weib oder Neutrum sind als Musiker. Weder sich noch dem Publikum rechnet er die Arbeit vor, die er es sich kosten läßt, um mit häkeligen Läufen, kniffflichen Figuren, übermäßigen Spannungen fertig zu werden. Er spricht von der Aussicht, welche die Gipfel der Alpen bieten, aber niemals von den Mühseligkeiten, ohne die es nicht abgeht, wenn man hinaufgelangen will. Wohlgemerkt: als Spieler; als Pädagog ist er der zuverlässigste, behutsamste Führer. In Bülow's Sinne ist zu sagen: damit die Idee des Componisten in voller Klarheit heraustreten kann, darf sich, beim öffentlichen Vortrage, nicht die geringste Reibung oder Stockung im Mechanischen wahrnehmbar machen; sonst bleibt das Stück besser ungespielt. Für Bülow ist die Bewältigung der materiellen Hemmnisse erste und einfachste Anstandspflicht gegen den Tondichter. Sich dessen rühmen? Es möchte dies Bülow ebenso seltsam dünken, als wenn es sich ein Schauspieler zum Verdienste anrechnen wollte, daß er klar und deutlich ausspricht. Freilich, wie wenigen schlägt das Gewissen, wenn sie lispeln oder stammeln, gleichviel, ob auf den Brettern oder am Flügel. Sei es, daß Bülow seine und Anderer Gedanken auf einem Bogen Postpapier, sei es, daß er sie auf der Claviatur entwickelt: er schreibt stets eine leserliche Hand. Er mag einmal weniger hinreißend wirken, wenn

seine Stimmung getrübt ist — nur der mittelmäßige, aber nicht der echte Künstler ist stets „gleich gut disponirt", — aber er wird niemals unsauber oder verschwommen spielen. Er hat graue Tage, doch er läßt sich nie gehen. Er kann schlecht aufgelegt sein, seine Logik nie. Sein Vortrag mag größere oder geringere Frische und Wärme athmen: unter allen Umständen versteht man, was er sagt. Das ist unendlich viel.

Diese Tugend ist ihm um so höher anzurechnen, als er Hindernisse zu überwinden hatte, welche ihm die Natur selbst in den Weg legte. Er war von Haus aus nicht überkräftig, aber er stählte und härtete seinen Körper durch gymnastische Uebungen so lange, bis er fähig war, die Anstrengungen eines dreistündigen Claviervortrages ohne die geringste Unbehaglichkeit zu ertragen. Er hat eine kleine Hand: er brachte es durch eisernen Fleiß dahin, jede auch noch so weit ausgelegte Arpeggie gleichmäßig, rein und klangschön auszubreiten. Er trillert mit dem vierten und fünften Finger ebenso vollkommen, wie mit Daumen und Zeigefinger — und wie ist dieser Triller ausgearbeitet! So zart an- und abschwellend, so glatt und rund, so unmerklich an die vorangehende Note angeschlossen und zur folgenden überleitend — ein Triller von bester, altitalienischer Art, wie ihn zu haben jeder Gesangskünstler sich glücklich preisen könnte! Bülows Hand ist an sich eine Merkwürdigkeit: sie hat im Grunde gar keinen „vierten" und „fünften" sondern fünf „erste" Finger. Man beobachte sie, wie sie gelegentlich eines lang ausgehaltenen Accordes auf den Tasten ruht oder bei hurtigen Läufen graziös über die Claviatur hingleitet: sie hat ihre besondere Physiognomie. Sie steht über der Sache, über allem, was als mechanische Schwierigkeit anzusehen ist, wie der Kopf Bülows über allem, was Andere als intellectuelle betrachten. Man mag noch so scharf hinblicken, man wird an dieser Hand niemals die geringste Unruhe, das leiseste nervöse Beben entdecken. Sie ist dazu geschult, selbständig zu sein, für sich zu arbeiten, man ist fast versucht zu sagen: zu denken. Sie ist ihrerseits vom Gelenk so emancipirt, wie der Ellbogen vom Oberarm. Eine Hand? Ja, es ist durchaus gleichgültig, welche Hand bei Bülow die Melodie führt und welche begleitet; seine Linke ist ebenso gleichmäßig ausgebildet, ebenso kräftig, geschmeidig und rhythmisch unabhängig wie seine Rechte. Sind beide in voller Arbeit, so glaubt man, wenn man die Augen schließt, daß ihrer drei oder vier thätig seien. Dazu besitzt jeder der durch zweckmäßige, ununterbrochen fortgesetzte Uebungen zugleich hammerstark und elastisch gewordenen Finger doppelte Leistungs- und außerordentliche Vertretungsfähigkeit. Die Theorie des Fingersatzes hat Bülow zur Kunst entwickelt; wenn es ihm beliebte, könnte er eine Philosophie des Ueber- und Untersetzens schreiben. Er spielt Terzen- und Sextenpassagen mit derselben Leichtigkeit wie einfache Läufe; er bindet, wo andere springen müssen, bewegt sich auf dem unebenen Boden der Obertasten mit gleicher Leichtigkeit wie auf dem glatten der C-dur-Tonleiter und schüttelt Octaven wie impro-

visirte Bonmots aus dem Aermel. Wie jedes wahre Genie ist er im Einfachen gleich groß wie im Kunstfertigsten: seine Tonleiter (ohne Hindernisse) ist vielleicht sein wundervollstes mechanisches und rhythmisches Meisterstück. In gleichen, fast unmerklichen Abständen, getrennt und doch wohlverbunden reiht sich ein Ton an den anderen, wie die Wellen eines Baches in harmonischem Flusse dahinrauschen. Im Auf- und Abwogen dieser Scalen aber pulsirt, aller Ebenmäßigkeit der Darstellung ungeachtet, ein in den feinsten, dynamischen Schwellungen und Abstufungen sich kundgebendes Leben.

Das Wort „unclaviergemäß" kennt Bülow nicht. Die widerhaarigsten, sprödesten Stellen in den Sonaten des letzten Beethoven, in Schumann'schen und Brahms'schen Charakterstücken bringt er mit der größten Freiheit und Leichtigkeit heraus. Er geht, productiv wie die Bedeutendsten unter den Reproducirenden, den Componisten bis in die geheimsten Schlupfwinkel ihrer Gedankenwerkstatt nach, spürt dort die Idee, welche sich bei ihnen nicht zu ganz plastisch-verständlichem Ausdruck hindurchringen konnte, auf und verdeutlicht sie, ohne an ihrer äußeren Gestalt das Geringste zu ändern, mittelst der Energie des Willens, welche auch das scheinbar Unmögliche möglich macht. Allerdings setzt er auch beim Hörer voraus, daß dieser zum Mindesten den Wunsch hege, an dem seelischen Processe, welchen das Versenken in ein edles, nicht leicht verständliches Kunstwerk bedingt, Antheil zu nehmen. In solchen Fällen gleicht er dem Bergmann, der die Wunder der Tiefe für den Bequemen nicht zu behaglichem Anschauen an die Oberfläche rücken kann, aber dem Willigen und Erkenntnißfreudigen mit wohlgeschirmtem Lichte voraufgeht, ihm Muth einspricht, wenn ihn einmal das Verzagen faßt, und ihm unten im märchenhaften Grunde das geheimnißvolle, schöpferische Wirken der Natur weist.

So sehr jedoch Bülow vor Allem auf Klarheit des Spieles bedacht ist, so sehr er auf tadellose Reinheit der Linien hält, so wenig bedeutet ihm die Schärfe der Umrisse das allein Erzielenswerthe. Vielmehr ist alles, was er bietet, von blühendem, quellendem Leben erfüllt. Niemand hat ein feineres Gefühl für den Mangel an Tonschönheit, sinnlichem Reiz und Modulationsfähigkeit, welche der Fluch des Clavieres ist, wie er — und Niemand versteht es, wie er, diese Erbarmuth liebenswürdiger, mit mannigfacheren Mitteln zu verhüllen. Die scheinbar unerschöpfliche Verschiedenartigkeit seiner Anschlagsnuancen, das rhythmische Blut, welches er in den Organismus des Tonstückes einströmen läßt und mit welchem er denselben bis in seine kleinsten Glieder durchdringt, endlich seine meister- und musterhafte Pedaltechnik sind die vorzüglichsten derselben. Er verfügt über die erlesensten Manieren der Tongebung: bald gebieterisch, bald schmeichelnd gewinnt er dem Instrumente Klänge ab, die den Hörer derart im Innersten ergreifen, als ob jenes ein lebendes Wesen wäre, das zu ihm spräche. Bülow hat, von seiner nimmer rastenden Klangphantasie geleitet, zwischen

Legato, Portamento und Staccato eine Reihe der merkwürdigsten Anschlagsvarianten ausfindig gemacht; er spielt Frage-, Ausrufungszeichen und Gedankenstriche; er überflügelt die Natur des Claviertones und scheint ihm ein Zu- und Abnehmen abzugewinnen. Er denkt sich hier ein schwermüthiges Ineinander von Bratschen, Clarinetten und tiefen Horntönen, dort ein lustiges Oboengezwitscher mit Violinen abwechselnd — und man glaubt nimmermehr, daß es Claviersaiten sind, denen solch' leuchtende, ja brennende Tonfarben abgewonnen werden. Mit geschmeidigen Pedalkünsten weiß er auf seiner musikalischen Scene die wunderbarsten Beleuchtungswirkungen hervorzurufen. Ein leiser Druck — und über Alles ergießt sich eine Fluth grellen und blendenden Sonnenlichtes; ein anderer — eine Wolke zieht über die Landschaft und vor den schweren, dunklen Schatten fliehen Frohsinn und Glück bang davon.

Der Clavierspieler Bülow ist für den Orchesterleiter nichts weniger als maßgebend; wohl aber übt der letztere einen starken Einfluß auf den ersteren aus. Manch' schöne Tugend, manch' kleine Eigenheit desselben erklärt sich aus diesem Umstande. Bülows Spiel ist durchaus orchestral. Er versteht zuviel vom Gesang, um homophon gesetzte Stücke anders als gut vorzutragen, aber sein Herz geht erst auf, wenn etwas polyphon Geschriebenes an der Reihe ist. Er spielt stets Partitur, auch wenn er nur ein Clavierstück reproducirt. Ob er den Tactstock schwingt, ob er am Flügel sitzt: er hält streng darauf, daß jede einzelne Stimme deutlich hervortritt. Während eines Bülow'schen Orchester- oder Claviervortrages in einer Partitur oder einem Sonatenbande nachzulesen ist im Grunde genommen überflüssig und höchstens deshalb zweckmäßig, weil man auf diese Weise, ohne erst sechs bis sieben Ausgaben miteinander vergleichen zu müssen, am schnellsten die Stichfehler in seinem Handexemplar, gemäß der stets verläßlichen Wiedergabe des Interpreten, verbessern kann. Bülow mag das Allerverwickelteste spielen: man sieht mit einem Blicke den Aufbau der übereinandergethürmten, durcheinandergeschlungenen Stimmen und zwar mit allen Bindebogen und Staccatopunkten vor sich. Seine architektonische Phantasie ist fast noch stärker als seine malerische. Wenn Bülow Bach erläutert, so ist es dem Zuhörer zu Muthe, als ob ein Münster aus der Erde herauswachse. Bei ihm heißt es nicht: Zahlen beweisen, sondern Stimmen beweisen. Aber er entwickelt nicht mit dem spröden Abwägen und der berufsmäßigen Kühle des Mathematikers, sondern mit der Folgerichtigkeit der jedes Glied organisch fortbildenden und sie alle durch wechselseitige Einwirkungen fördernden Natur — der größten, unerreichbaren Meisterin polyphoner Gestaltungen. In der Natur, in der classischen Instrumentalmusik und im Orchester des gesungenen Dramas sprechen die Stimmen durcheinander — dennoch versteht man jede einzelne, wenn man's recht anfängt. Wie schade, daß nicht ein jeder sie mit dem inneren Ohr eines Bülow in sich aufnehmen und sie mit der kosmischen Directionsbe-

gabung eines solchen wiedergeben kann! Der Erdgeist am Flügel müßte spielen wie Bülow. Freilich ist, um mehrstimmig denken zu lernen, nicht nur Anlage, sondern Uebung, sehr viel Uebung, erforderlich. Daran ließ es Bülow von Jugend auf nie fehlen. Er hat stets mit seinem Fleiß seine Begabung vervielfältigt: er hat sich eine musikalische Gedächtnißtechnik eigener Art ausgearbeitet. Er verfolgt ein Stimmengewebe wie der geübte Leser oder Hörer die sich kreuzenden Fäden der Intrigue eines französischen Lustspieldichters (die Comödien der Deutschen sind von Natur aus einstimmig oder bestehen nur aus Begleitstimmen ohne führende Melodie); ist das Stück zu Ende, so braucht er es nicht von Neuem wieder vorzunehmen, sondern hat es bereits beim Lesen auswendig gelernt. Gehört ein Componist zu den meist unfreiwilligen Verehrern des homophonen Satzes, so muß er, wie Chopin, neben viel Erfindungsgabe sehr viel allgemeines Formgefühl besitzen, um vor Bülow's Augen Gnade zu finden.

Für diese unschätzbaren Vorzüge des Kapellmeister-Spieles nimmt man etliche wenige Menschlichkeiten gern mit in den Kauf: sie sind die unvermeidlichen kleinen Fehler seiner Tugenden. So das jeweilig bei ihm wahrnehmbare, nicht ganz praecise Zusammenschlagen der Hände. Woran liegt das? Von einem Mangel an Schneidigkeit kann bei dem meisterlichsten aller Rhythmiker keine Rede sein, ebensowenig ist Willkür die Ursache davon, sondern allein der Wunsch, das Ineinander-Wirken der Motive plastisch darzustellen. Aehnliche Absichten liegen den mitunter etwas auffallenden Temporückungen, den vor Beginn einer neuen Phrase oder vor überraschenden Ausweichungen in andere Tonarten eingestreueten Minimalpausen, den „Bülow'schen Rommata" zu Grunde; man hat hier an den Dirigenten zu denken, der die angestauete Fluth der Orchesterklänge einen Augenblick zurückhält, um die neue Richtung des Strombettes deutlich erkennen zu lassen. Es handelt sich hier nicht um einen Zwang, der dem natürlichen Gefühl angethan wird, sondern es macht sich nur die berechtigte Sorge des temperamentvollen Musikers bemerkbar, nicht von der Gewalt des subjectiven Empfindens derart fortgerissen zu werden, daß man dem Zuhörer unverständlich sei. Dazu sind solche Mittel, deren sich allerdings nicht jeder Beliebige bedienen darf, sehr geeignet, um die zerstreuten und blasirten Hörer, welche stets in der Ueberzahl sind, zu besserem Aufmerken anzuspornen; die Minderzahl derjenigen, welche gewohnt ist, sich in Selbstdisciplin zu nehmen und nur „so gerade zu genießen" möchte, wird freilich mit davon betroffen; dafür hat sie hinwiederum den Vortheil, darin unterrichtet zu werden, wie man ein Publikum künstlerisch erzieht.

Die besagten kleinen Eigenheiten haben mit dazu beigetragen, das Vorurtheil zu nähren, daß es dem Spiele Bülows an „Wärme" fehle. Es ist nun nicht gut möglich, daß in einem Musiker, wenn anders er eine entsprechende Doppelbegabung besitzt, eine warme Dirigenten- und eine kalte Pianisten-Seele friedlich nebeneinander hausen. Man kann für

den Beethoven der letzten Sonaten nicht anders fühlen, als für den der „neunten Symphonie". Alle Welt ist jedoch mit sich darüber einig, daß der Orchesterleiter Bülow Feuer genug entwickele: demnach kann doch wohl der Clavierspieler nicht kühlherzig sein? Hier durch und durch Gefühlsmensch, dort berechnende Verstandesnatur — das geht nicht gut an.

Wir meinen, daß man sich über den Begriff der „pianistischen Wärme" nicht ganz klar ist. Sicherlich ist eine kräftige, naive Sinnlichkeit die Voraussetzung für alles Kunstschaffen; auch laufen wir gerade heutzutage unzweifelhaft in musikalischen Dingen Gefahr, uns derart zu vergeistigen, daß wir fast zu befürchten haben, mit Nächstem den Boden unter den Füßen zu verlieren. Indessen muß, so viel Berechtigung man auch einer gutartigen Freude am Stofflichen zugestehen mag, vor Allem auf das Material Rücksicht genommen werden, mit welchem im besonderen Falle gearbeitet wird. So kann man der Violine nicht über ein gewisses Maß hinaus großen und warmen Ton abgewinnen, beim Claviervortrag nicht über eine zulässig-bestimmte Häufung von sinnlich-reizvollen Klangwirkungen und Accenten der Erregung hinausgehen, ohne daß das Wichtigste, die Deutlichkeit der musikalischen Phrasirung, Einbuße erleide. Die Grenze haben drüben Wilhelmj, hüben Rubinstein überschritten. Vor der Rubinstein'schen Gluth mit ihrem versengenden Athem welkt die Grazie dahin, welche im Reiche der Kunst der Leidenschaft stets zur Seite stehen soll. Anders Bülow. So sehr er darauf bedacht ist, dem spröden Clavierton mit Zuhülfenahme der orchestralen Phantasie den gefälligen Schein blühenden Lebens anzudichten, so sehr er sich für den Gegenstand seiner Darstellung, mag er ihn auch bereits noch so oft behandelt haben, stets von Neuem erwärmt, so sehr läßt er es sich angelegen sein, daß das Temperament dem Geschmack nicht über den Kopf wachse. Das erstere macht sich dessenungeachtet in seinen Claviervorträgen noch zur Genüge geltend. Wärme ist Leben, Leben Wärme und wo gäbe es mehr Leben als bei Bülow? Als gesunde, kräftige Natur kennt er auch die ungestümeren Wallungen des Blutes, aber er läßt es nie zur Fieberhitze aufsieden. Er bändigt das Materielle, er weiß es nutzbar zu machen, doch er verliert nie die Herrschaft über sich selbst. Bülow hat rhythmische Wärme, Rubinstein nur eine gesteigert animalische.

Deshalb kann auch Rubinstein weder sich noch andere dirigiren. Deshalb weiß Bülow mit dem Tactstock Wunder zu wirken.

Bülow steht an der Spitze des Orchesters. Eine höflich-winkelige Verbeugung und ein gutmüthig-ironisches Lächeln für das Publikum, ein kameradschaftlicher Gruß, ein anfeuernder Wink für „seine Leute": dann ergreift er das Stäbchen. Ein scharfes Aufklopfen, dem ein latentes rhythmisches Motiv zu Grunde zu liegen scheint, der Arm hebt sich und sausend wie ein Fallbeil durchschneidet der Tactstock die Luft. Im gleichen Augenblick setzt das Orchester mit erdenklichster Genauigkeit ein. Bülows kluges, graublaues Auge strahlt vor Vergnügen; die Gestalt streckt sich:

der erste Accord schlug ein — wie ein Schuß in's Schwarze — und sobald der Werth der auszuhaltenden Note zu Ende, ist wieder mit einem Ruck Alles verstummt. Wie vorher der Ton, so redet jetzt die Pause. Man glaubt die vielköpfige Truppe unisono Athem holen zu hören: dann folgt der nächste Schlag. Jeder Musiker hängt am Blick des Capellmeisters, als ob er sich das Bülow'sche Gedächtniß zu Eigen gemacht hätte und seinen Part längst auswendig könnte. So geht es dann fort und fort. Allerdings läßt sich Bülow an dem Wink des Stäbchens nicht genügen; wie ihn die Composition, die er zur Aufführung bringt, ganz erfüllt, so spricht sie auch aus dem ganzen Menschen. Das Auge überwacht die Holzbläser, während die linke Hand zu den zweiten Violinen hinüber droht; bei einem großen Crescendo schwingt jede Fiber des Körpers mit. Bülow verkehrt während des Concertes mit dem Orchester in einer besonderen, pantomimischen Sprache, die er, wir meinen fast, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, zu seinem eigenen Gebrauche ausgebildet hat, die die Nichteingeweihten im Publikum hier und da ein wenig befremdlich bedünken mag, die jedoch, worauf es allein ankommt, niemals ihre Wirkung verfehlt. Wenn er ein Mozart'sches Menuett dirigirt, so spricht aus den Tönen die ganze himmlische Grazie des Wiener Meisters. Was braucht es weiter? Soll der Dirigent vielleicht noch mit den Verneigungen eines Rococo-Cavaliers dazu posiren? Er will ja auch dem Publikum keinen Augen- sondern einen Ohrenschmaus bieten; er hält dafür, daß die Leute in's Concert gehen, um zu hören und setzt sein Alles daran, daß sie das Tonstück so hören, wie es dem, der es schuf, wohl vorgeschwebt haben mag. Machen es sich viele wohl klar, welch' ungeheuere Verantwortung auf den Schultern des Dirigenten lastet, wie er auf hundert Dinge zu gleicher Zeit aufmerken muß, wie das Versagen des geringsten Rädchens den ganzen Riesenorganismus in's Stocken bringen kann? Handelt man nicht viel rücksichtsvoller gegen die Zuhörer, wenn man ihnen durch die beispiellose Kraft und Energie der Führung jeden Zweifel, als ob auch nur ein augenblickliches Schwanken eintreten könnte, gleich im Vornherein benimmt, als wenn man durch sorgfältig ausgeklügelte Eleganz der Bewegungen sie zu der Vorstellung verführt, es walte gar kein Musiker, sondern ein ästhetisch gebildeter Tanzmeister des Dirigentenamtes?

Bülow vermag es, wie kein Zweiter der Mitlebenden das Orchester zusammenzuhalten, durch die zwingende Macht seiner Persönlichkeit seine Untergebenen an sich zu fesseln und fortzureißen. Jedoch vertraut er nie seinem guten Stern allein, läßt es nie auf das gute Glück der Stunde ankommen. Er tritt mit keiner Orchesterleistung hervor, die nicht mit erdenklichstem Fleiß, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vorbereitet wäre. Wenn einer der deutschen Capellmeister — die französischen und italienischen sind des öfteren nicht so universell begabt, wie jene, aber fleißiger — dazu fähig ist, den Begriff der „Probe" erschöpfend zu definiren, so ist es

Hans von Bülow. Setzt er eine solche an, so bedeutet das vorerst für ihn, daß er bei sich zu Hause unter vier Augen, das heißt unter seinen eigenen und denen des verstorbenen oder abwesenden Componisten in einer genügenden Anzahl von Vorproben Auffassung und Tempi für das in Rede stehende Werk bis in die geringste Einzelheit hinein feststellt. Ein Schwanken, Versuchen, Abwägen beim Zusammenarbeiten mit seinen Instrumentalisten giebt es für Bülow nicht. Sobald das Studium eines Werkes unter seiner Leitung beginnt, weiß er mit untrüglicher Sicherheit, wie alles klingen muß; jedes Zurückhalten und Vorwärtsdrängen, jede Abmessung der Stärkegrade verschiedener Instrumentalgruppen, für den ganzen Satz wie für besonders schwer herauszubringende Partieen, ist im Voraus bestimmt. Auf dieser vorzüglichen Selbstvorbereitung beruht zum guten Theil die Autorität, mit welcher er die ihm unterstehende Capelle beherrscht; er braucht sich bei den Proben mit der Partitur nicht abzumühen und kann seine ganze Aufmerksamkeit der Ausführung zuwenden. Hierbei unterstützen ihn wesentlich sein außerordentlich feines Gehör, das gegen die geringste Unreinheit empfindlich ist und seine Geistesgegenwart, welche ihn unter keinen Umständen in Stich läßt. Die zweiten Geigen sitzen in seinem Rücken — die Scene spielt im Orchesterraum eines Theaters —: beim ersten Tact bemerkt Bülow, daß eine E-Saite um ein Komma zu tief steht; er dreht sich um und bezeichnet aus einer Zahl von zehn Spielern sofort denjenigen, welcher rein einzustimmen hat. Ein schüchterner Mißklang wird vernehmbar: Bülow läßt sich, ohne einen Augenblick des Besinnens und ohne die Partitur auch nur mit dem Auge zu streifen, das Heft des zweiten Clarinettisten herrüberreichen und hat den Schreibfehler im Umsehen verbessert. Ueber die Eigenart der von ihm beim Studiren befolgten Methode wird viel gefaselt: so, daß er die einzelnen Stimmen von A bis Z zuerst allein probiren, dann die verschiedenen Gruppen gleichfalls von Anfang bis zum Schluß ihre Partieen ausführen und schließlich erst, noch dazu in möglichst kleinen Absätzen, das volle Orchester in Thätigkeit treten lasse. In Wahrheit huldigt Bülow der Anschauung, daß es für die Schulung von Orchestern wie für jedes andere Erziehungsfach keine unter allen Umständen maßgebenden Systeme, sondern nur einzelne Fälle gebe, daß jede musikalische Vereinigung ihrer Eigenart, ihrem besonderen Können und den zur Zeit noch hervortretenden Mängeln entsprechend zu behandeln sei. War es, als er daran ging, die Meininger Hofkapelle für weitgehende künstlerische Ansprüche concertfähig zu machen, geboten, in vielen Dingen ab ovo zu beginnen und beispielsweise mit den Vertretern des zweiten Fagotts oder der Pauke längere Zwiesprache zu pflegen, so konnte an dergleichen, wenn mit dem Münchener Hoforchester die „Meistersinger“ oder mit den Berliner Philharmonikern eine Beethoven-sche Symphonie studirt werden sollte, nicht im Entferntesten gedacht werden. Bülows Wahlspruch heißt nicht: der Dirigent hat sich den Instrumentalisten

durch die Strafmittel der Disciplin sclavisch dienstbar zu machen, sondern: er hat es, in Berücksichtigung der besonderen, jedem Künstler zu Gebote stehenden Einsicht, ihm nahe zu legen, wie er den durch den Tondichter gestellten Anforderungen am besten gerecht wird und so sein Vermögen von Leistung zu Leistung steigert. Er befolgt auch wohl einmal, seinen Musikern gegenüber, die ihn überhaupt sehr anmuthende sokratische Methode, er führt den Ausübenden an allen Möglichkeiten, das Ding falsch zu machen, vorbei, bis zuletzt mit Nothwendigkeit allein das Richtige übrig bleibt.

Kein wirklich verständiger Instrumentalist ist auch jemals so thöricht gewesen, es Bülow zum Vorwurfe zu machen, daß letzteres Intelligenz die höhere sei; sondern männiglich hat sich, wenn es auch zum Anfang nicht ohne leiseren und lauteren Seufzer abgehen mochte, den, wie es die Umstände erforderten, mit collegialer Liebenswürdigkeit oder mit durchgreifender Entschiedenheit vorgebrachten Wünschen des genialen Mannes unterworfen. Und fürwahr: klein sind die Ansprüche nicht, welche Bülow an die Ausdauer und den Fleiß seiner Capellisten stellt. Da er indessen nichts Besonderes darin sieht, wenn er sich selbst, dem doch immer der Löwenantheil an Mühe und Aergerniß zufällt, das Unerhörte an Anspannung zumuthet, so nutzt er auch die Kraft seiner Untergebenen nach Möglichkeit aus. In Ehrfurcht vor der Größe des schaffenden Genius befolgt er freudig das Gebot: Du sollst Beethoven mehr lieben als dich selbst! Ist es da verwunderlich, wenn er auch von Anderen verlangt, daß sie dieser Satzung mit Selbstverleugnung nachleben?

Die äußere makellose Correctheit der Wiedergabe stellt sich im Verlaufe der durch Bülow geleiteten Studien von selbst ein. Seine Hauptsorge ist nicht, daß sein Orchester mit der Genauigkeit eines großen Uhrwerkes arbeitet, sondern daß es mit vollem Verständniß für den Charakter des vorzuführenden Tonstückes mitschafft. Aus dem braven Geiger, der gewohnheitsmäßig und nicht ohne einiges Pflichtgefühl Tag für Tag seinen Part abspielt, macht er eine überlegende, künstlerische Individualität. Er überwindet die Gedankenlosigkeit der Handwerksarbeit, gegen die sonst selbst Götter vergebens kämpfen und formt, als moderner Prometheus, Musiker nach seinem Ebenbilde. Wenn man es erlebte, wie das Meininger Orchester in der Zeit, als Bulow das musikalische Scepter über das Herzogthum schwang, die Begleitung zu den Brahms'schen Clavierconcerten in D-moll und B-dur ohne irgend welche Direction und in geistvoller Durchdringung eines außerordentlich verwickelten, meisterlich polyphon geführten Stimmengewebes ausführte, so blieb kein Zweifel darüber, daß dergleichen durch keine noch so vorzügliche Dressur zu Stande gebracht, sondern nur durch ein einträchtiges Zusammenwirken selbstthätiger, künstlerischer Kräfte ermöglicht werden konnte.

Man wurde der wackeren Schaar des Hofmusikintendanten Bülow

keineswegs gerecht, wenn man sie etwa dem Meininger Hofschauspiel für „ebenbürtig" erachtete. Man trat ihr mit solcher Schätzung sogar empfindlich zu nahe. Wie verhielt es sich denn thatsächlich mit den beiden „Schwesterinstituten"? Man begann allerdings hier wie dort damit, aus Kräften zweiten und dritten Ranges ein gut durchgearbeitetes Ensemble zu schaffen. War aber einmal ein gewisses Zusammenstimmen im Aeußerlich-Technischen erreicht, so gingen die Wege Chronegks und von Bülows weit auseinander. Jener kam über seine organisatorischen Kleinkünste, über seine scenischen Verblüffungen, seine mit einer gewissen Kenntniß der Natur der Bühne und des Zuschauers ausgeklügelten Praktiken nicht hinaus. Dieser zeigte sich seinestheils als hervorragendes, organisatorisches Talent, zudem jedoch noch als etwas anderes: als ein Genie, als ein gottbegnadeter Künstler. Es standen sich also der sorgsam ordnende Durchschnittsverstand und die unwiderstehlich fortreißende Willensmacht einer in ihrer Art und Anlage einzigen Persönlichkeit diametral gegenüber. Der erstere mußte es mit der Methode halten, die nach einem im Voraus für „alle" Fälle entworfenen Regelschema die Fähigen wie die Unfähigen der gleichen Zucht unterstellt; der Letztere ließ den Geist walten, der da lebendig macht. Auch in den Jahren, in denen das System Chronegk seine besten Trümpfe ausspielte, in denen noch ein frischerer Zug durch das Meininger Schauspiel ging — dieselben sind freilich schon lange vorüber — hat Schiller, hat Shakespeare durch dasselbe nie so unmittelbar zu uns gesprochen, wie späterhin Beethoven durch Bülow. Auf der einen Seite wurden wir ergötzt, gelegentlich auch wohl befriedigt — wir „gewannen in einer Stunde mehr für unsere Sinne als in des Jahres Einerlei" — aber wann wurden wir jemals erhoben, wann begeistert, wann erschüttert? Und mit welch' furchtbarer Gewalt packte uns eine Egmont-, eine Coriolan-Ouverture, wenn sie uns Bülow mit „seinen" Meiningern vorführte! Ist eine größere Verschiedenheit des Könnens überhaupt denkbar? So durfte denn Bülow zu seinen Instrumentalisten sagen: Wir haben uns über das, was wir gemeinsam bieten wollen, verständigt; jetzt zeigt einmal, was Ihr ohne mich könnt!" Dem gegenüber stelle man sich vor, die Meininger Schauspielregie hätte eines Abends die Drähte aus der Hand gelegt und es ihren Schutzbefohlenen überlassen, sich nach eigenem Gutdünken als natürliche Menschen auf der Bühne zu bewegen! Welcher Anblick würde uns wohl zu Theil geworden sein!

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß jemals für die Bestrebungen der Meininger Theaterführung andere Zwecke in Betracht gekommen seien als rein künstlerische; ist derselben jedoch, wie Bülow, das Verdienst zuzusprechen, eine reformatorische Bewegung zugleich eingeleitet und durchgeführt zu haben? Wir glauben: Nein. Die „Ausstattungsfrage" hat das deutsche Theater schon lange vor dem Auftreten der Meininger ernstlichst beschäftigt. Haben nicht — von Besonderheiten, von dem in unseren Tagen etwas mehr geläuterten, historischen Stilgefühl und größerem Prunkaufwande abgesehen

— bereits Goethe in Weimar und Tieck in Leipzig und Dresden nach „Meininger Principien" inscenirt? Insgleichen wird der Streit, ob das Shakespeare-Theater oder die mit allen maschinellen Verbesserungen der in jedem Jahr erfindungsreicheren Neuzeit ausgestattete Luxusbühne den würdigeren Rahmen für die Darstellung der dramatischen Meisterwerke abgäbe, von den Theoretikern schon seit Jahrzehnten mit unersättlicher Kampfbegierde geführt. Vollends häuften sich seit der Mitte unseres Jahrhunderts Beispiele über Beispiele, welche die Lehre von der „sinngemäßen und harmonisch-reichen Ausstattung" illustriren. Der englische Speculationsgeist gerieth auf den Gedanken, aus einem „Kaufmann von Venedig", einem „Richard III." ein die breite Menge anlockendes Schaustück zu machen; Dingelstedt stellte in Weimar und München seine geistreichen Versuche an, bei denen dem classischen Text nicht immer sehr freundlich mitgespielt, die Staffage jedoch stets liebevoll berücksichtigt wurde; die durch die ersten Decorationsmaler der Welt ausgestattete Pariser Feerie wurde in Deutschland mit offenen Armen aufgenommen. Endlich zeigten sich die Meininger auf dem Plan. Sie haben von Anbeginn entschieden Farbe bekannt — mitunter nur allzuviel — haben manches Gute gefördert und Schule, um nicht zu sagen, Mode gemacht, sie sind hier und dort bereits übermeiningert worden — aber der Kampf, in den sie eintraten, war kein Kampf der großen Geister und die Ideen, welche sie verfochten, waren nicht neu.

Wie anders Bülow! Als geborener Reformator trat er mit seiner Schaar in die Schranken und als solcher hat er seine Mission erfüllt. Hier handelte es sich in erster Linie nicht um das Wie, sondern um das Was. Es ging hier nicht darum, einen canonischen Text, über dessen Wortlaut und Geist keine Meinungsverschiedenheit bestand, mit äußerlichem Schmuck noch etwas aufzuputzen, sondern darum, das Meisterwort von den Entstellungen, welche Unverstand und Schlendrian ihm zugefügt hatten, zu reinigen und in voller Deutlichkeit sprechen zu lassen. Mit dem ersteren kam man nicht recht weiter, mit dem letzteren drang man durch. Ist die Inscenirungsfrage auch durch die Regiestudien der Meininger und die Arbeiten ihrer literarischen Vorkämpfer nicht gelöst worden, so hat dagegen Bülow mit seiner Devise: Laßt den Geist sprechen, auf allen Linien gesiegt.

Wie Wagner die Oper in neue Bahnen lenkte, so hat Bülow das Concertleben reformirt. Man hat sich so rasch an das Bessere gewöhnt, daß viele sich dessen kaum bewußt wurden, welcher Umschwung durch ihn hervorgerufen worden ist. Die Aufstellung gediegener, oft nach historischen Gesichtspunkten geordneter Programme, die Ausführung derselben in der Weise, daß man jeden Componisten seiner Zeit und seiner Begabung gemäß sprechen ließ, die Beschränkung der „Solo" recte Virtuosenvorträge in symphonischen Concerten auf ein bescheidenes Maß, der festlich-feierliche Ernst, welcher heute jede Orchesterveranstaltung großen Stiles charakterisirt: wann wurden darauf hinausgehende Forderungen in früherer Zeit anders

als ausnahmsweise erfüllt? Sicherlich hat es vor Bülow ausgezeichnete Dirigenten gegeben; nur waren sie noch nicht selbstlos und uneigennützig genug, um mit ihrem eigenen Ich hinter der künstlerischen Persönlichkeit der Componisten ganz zurückzutreten; dazu konnten sie sich, so verdienstlich ihr Streben auch sein mochte, nicht über den Kreis ihrer engeren Thätigkeit hinaus geltend machen. Zweifellos sind auch vor der Meininger Bülow-Epoche gute Programme aufgestellt worden: aber wie selten geschah das und wie viele Capellmeister und musikalische Genossenschaften empfanden die innerliche Nöthigung, solch' vereinzelte Beispiele nachzuahmen? Als jedoch Bülow mit seiner unerbittlichen Hartnäckigkeit, mit seiner die gesammte Reproductionskraft zeitgenössischer Begabungen zusammenfassenden Intelligenz die Führung übernahm, da durfte Niemand zurückbleiben — er mochte wollen oder nicht. Konnte nunmehr auch nicht jeder Orchesterleiter minderen Ranges „den Bülow spielen", so begann man allerorten wenigstens mit Fleiß und Sorgsamkeit zu studiren, ging eifriger den schon halbverwischten Spuren authentischer Ueberlieferungen nach und fing an, innerhalb der Orchesterverbände wiederum mehr auf die für die Erzielung einer einheitlichen Gesammtwirkung so nothwendigen Disciplin zu halten, welcher der deutsche Musiker, vorgeblich um seine geistige Selbständigkeit nicht einzubüßen, in der That aber aus Bequemlichkeitsrücksichten, sich so gern zu entziehen pflegt. Noch bleibt ja Verschiedenes zu erstreben übrig. Der alte Schlendrian ist noch nicht überall mit der Wurzel ausgerottet; das Virtuosenwesen macht sich selbst an den Stätten ernsthafter Kunstpflege noch über Gebühr breit; die componirenden Localberühmtheiten drängen sich in die heiligen Hallen der Haydn und Mozart noch immer hinein und mancher privilegirte Taktschläger arbeitet noch durchgehends mit Metronom und Clavierauszug. Andere hinwiederum sind schon nahe daran, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, kein harmloses Weber'sches Strophenlied zu begleiten, ohne etwelche eigene Auffassung zum Besten zu geben, keine Aufführung der Haydn'schen „Symphonie militaire" zu unternehmen, ohne vorher eine Separatprobe mit dem Triangelspieler abzuhalten. Dergleichen will jedoch wenig besagen. Die Saumseligen werden sich zu einem rascheren Tempo bequemen, die Unselbständigen auf eigene Füße stellen oder abtreten, die Geistreichler wieder natürlich und vernünftig reden müssen: das alles gleicht die Zeit aus. Die Hauptsache ist, daß Bülow gezeigt hat, wie man die Pflege der Werke unserer großen Meister zugleich mit Pietät und Nachdenken betreibt. Er hat uns eine neue Straße gewiesen, uns auf derselben eine gute Strecke weit geleitet: wir haben nichts nöthig, als ruhig fortzuschreiten und werden keine anderen Hindernisse außer denen vorfinden, die wir uns etwa selbst in den Weg legen möchten. Bülow hat als einzelner ein Werk vollbracht, an dem sonst Generationen thätig sind: er hat innerhalb kürzester Zeit ein Stück künstlerischer Tradition geschaffen. Was Richard Wagner in seiner Schrift „Ueber das Dirigiren"

von einem idealen Kapellmeister verlangte, Bülow hat es erfüllt. Die Stilbildungsschule für die musterhafte Wiedergabe der symphonischen Literatur, welche in's Leben zu rufen dem Bayreuther Meister nicht mehr vergönnt war: Bülow verkörpert sie heute in sich.

Das Beste von Bülows Liebe gehört den großen Meistern des polyphonen Stils: den Bach, Mozart und Beethoven. Für sie kann er sich nie genug thun. Ihnen gegenüber ist er ein Schuldner, der seine Gläubiger täglich überzahlt. Während bildende Künstler darin miteinander zu wetteifern scheinen, in das Antlitz der Tonheroen, dem Ideal eines photographischen Verlages entsprechend, immer mehr Süßliches und Gelecktes hereinzutragen, zeigt Bülow, wie jene in Wahrheit aussahen. Er stäubt den Puder nicht aus den Locken Mozarts und verhüllt den derben, mannskräftigen Nacken Beethovens nicht durch den Faltenwurf einer modernsentimentalen Auffassung: aber er ist zu wenig Naturalist, um nicht zu fühlen und in seiner nachschaffenden Darstellung hervortreten zu lassen, daß auch die Wahrheit, welche unseren verwöhnteren Sinnen sich nicht so leicht einschmeichelt oder uns gar durch die Herbheit des Unbedingten und Unversöhnten fast zurückstößt, ihre eigenthümliche Schönheit in sich trägt. Kein Meister, dem er nicht in seiner Art gerecht wird. Er wahrt Bach die Würde und Erhabenheit, bringt seine Contrapunktik in Fluß, ohne sie zu modernisiren, beweist, wie man jedes Fugenthema gesangsmäßig spielen oder spielen lassen kann und setzt den oft vernachlässigten Melodiker Bach in seine gebührende Herrschaft ein. Niemand hat diesen Göttlichen in seiner unermeßlichen Bedeutung für die deutsche Musik besser erfaßt, als er. So sagt er: „Wie es einst zu Florenz und auf anderen italienischen Universitäten eine Dante-Facultät gab, deren Mitglieder ihre philologische Thätigkeit lediglich auf die Räthsel dieser gewaltigen Sphinx beschränkten, so möchte an musikalischen Hochschulen eine ähnliche Specialisirung des Studiums des nur mit einem Dante vergleichbaren deutschen Ton-Riesengeistes Bach am Platze sein dürfen." *) Ist jemals ein tiefsinnigerer Ausspruch über Bach gethan worden? Doch Bülow ist für Bach mehr als ein feuriger Lobredner; er hat so manchen seiner herrlichsten, zuvor schon fast verschollenen Tondichtungen wieder ihr Recht werden lassen. Was Mendelssohn für das Wiederaufleben der großen Chorcompositionen Bachs, das war Bülow für das Neuerstehen vieler seiner Clavierwerke.

So innig er dem Größten der Großen anhängt, so wenig geht er in einem einseitigen Cultus desselben auf. Wer, der nicht selbst davon Zeuge war, möchte es dem Manne mit den strengen, scharfen Zügen zutrauen, daß er die zarten Besonderheiten Mozart'scher Anmuth und Liebenswürdigkeit so entzückend herauszuarbeiten verstehe? Daß er überdies ein untrügliches

*) Siehe das Vorwort zur Bülow-Ausgabe der Cramer'schen Etuden; ein „Vorwort" für Clavier-Pädagogik überhaupt!

Feingefühl für Mozart'sche Tempi hat, macht ihn zu einem Unicum unter Capellmeistern und Spielern der Gegenwart. Was er vollends für die Erkenntniß Beethovens leistete, darüber ließen sich ganze Bände schreiben. Er hat dessen fast vergessene Jugendwerke wieder hervorgezogen und zu Ehren gebracht; er hat die noch vor Kurzem vielumstrittenen Schöpfungen der letzten Periode — wenigstens unter Musikern — beinahe populär gemacht. Ueber das Bekannte und Bekannteste verbreitet er hinwiederum, ohne irgendwie manierirt zu werden, ein ganz ungewohntes, zauberisches Licht; man mag der Meinung sein, daß man einem Sonaten- oder Quartettsatz Beethovens in langjährigem Studium annähernd gerecht geworden sei; hört man ihn alsdann in Bülow'scher Ausführung, so wird man sich erst bewußt, wie wenig man zuvor davon verstand, wie viele Feinheiten einem entgangen waren. Bülow spricht Beethoven wie ein großer Schauspieler Shakespeare; der Zuhörer hat, bei allem Schwung, bei aller rednerischen Fertigkeit des Vortrages nie die Empfindung des Declamirten, sondern immer des Miterlebten. Bülow enthüllt die so unendlich reiche Gefühlswelt des Tonmeisters bis in ihre geheimsten Tiefen; die leisesten Seelenregungen, die fast unmerklichen Stimmungsübergänge spiegeln sich in seiner Darstellung wieder. Psychologen, welche es lieben, die große Scala der Mitteltöne zwischen schmerzlichen und freudigen Regungen zu durchmessen, müssen Bülow Beethoven interpretiren hören. Sie können dadurch fernerhin die Erkenntniß dessen gewinnen, was Pathos, Sentimentalität und Humor in der Tonkunst sei. Der letztere, wie er sich in Beethoven so herrlich offenbart, ist Bülow vornehmlich an's Herz gewachsen. Mit sonderlicher Lust läßt er ihn in all' seinen Spielarten schillern und ist König Lears Narr, Johannes Kreisler und Jean Paul in einer Person.

Zu jedem Beethoven-Denkmal, welches in den letzten dreißig Jahren errichtet wurde, hat Bülow nach Vermögen, das heißt, großherzig wie er ist, weit über dasselbe hinaus beigesteuert. Das schönste der vorhandenen Monumente aber hat er ganz aus eigenen Mitteln errichtet: seine Ausgabe der Beethoven'schen Compositionen für Pianoforte. Dieselbe, schon deshalb von hohem Werthe, weil sie einen starken Bruchtheil der zur Zeit thätigen Clavierlehrer entbehrlich macht, kann, was Vorzüglichkeit der Textkritik anlangt, mit jeder Musterleistung eines classischen Philologen den Vergleich aushalten*). Die Anmerkungen zu ihr lesen sich wie eine selbständige, an sinnigen, musikalischen Kernsprüchen und Parallelen reiche, das Nachdenken des Lesers beflügelnde, dazu mit Bülow'schen Sarkasmus hinlänglich durchtränkte Schrift.

---

*) Sie ist leider noch unvollständig; sie umfaßt die bez. Werke von op. 53 bis op. 129 in historischer Folge; dazu sind einzelne Compositionen mit niedrigeren Opus-Nummern in Sonderausgaben erschienen. Bisher hat der Vielthätige leider noch nicht die Muße gefunden, um das wundervolle Werk zu Ende zu führen. Ehe das nicht

Bülow wurzelt in Bach, lebt in Beethoven und erfrischt sich durch Wagner. Nichtsdestoweniger ist er zu sehr Historiker, um es die dii minorum gentium entgelten zu lassen, daß sie keine Beethoven sind. Er spielt die „Wanderer-Phantasie" mit solch' gewaltigen, durchaus zu rechtfertigenden Steigerungen, daß die Theorie von der „Formlosigkeit" Schuberts einen argen Riß erhält. Er hat Mendelssohns Bild von den überflüssigen, coloristischen Zuthaten der unberufenen Tadler wie der übereifrigen Lobhudler gereinigt und in das rechte Licht gerückt; so erscheint es in seiner Auffassung als das eines Componisten von liebenswürdig-melancholischem Charakter und bestem gesellschaftlichen Schliff, der neben den poetischesten Märchenouverturen auch akademische Preismusik und neben marklosen Tonspielereien auch die prachtvollsten Fugen schrieb. Schumann und Chopin, die weiblichsten unter den schöpferischen musikalischen Individualitäten, hat er stets mit behutsamer Zärtlichkeit gepflegt; sein Chopin-Anschlag ist das Denkbarste an nachfühlender Delicatesse — Thautropfen, die auf ein Rosenblatt fallen — und in seinen Nacherzählungen Schumann'scher Stimmungsphantasieen ist er der anspruchsloseste und sinnigste Traumdeuter.

Für Johannes Brahms hat Bülow nicht nur eine Gemeinde, sondern auch ein Concertpublikum geschaffen. Das zeugt ganz besonders dafür, daß er nicht zu den Einseitigen gehört. Es wollte Den und Jenen verwunderlich bedünken, daß er in den letzten Jahren mit gleichem Eifer für den Meister des „Deutschen Requiem" Freunde warb, mit welchem er früher die Rekruten zur Fahne Wagners trieb. Wir sehen darin keine „Gesinnungswidrigkeit". Vorerst: was hat der Concertsaal mit der Oper, was hat Brahms mit Wagner zu thun? Als ob derselbe Schriftsteller nicht Schiller und Rückert feiern könnte! Sodann und hauptsächlich: Bülow hätte sich selbst untreu werden müssen, wenn er anders gehandelt haben würde. Huldigten nicht Brahms wie Wagner (das heißt der spätere Wagner, der des „Tristan" und der Meistersinger") in gleicher Weise, jeder der von ihm behandelten Kunstform entsprechend, dem polyphonen Princip? Genügen der formell schön entwickelte, übersichtlich aufgebaute Instrumentalsatz und das streng durchgeführte, in symphonischem Zuge ausgestaltete Leitmotivsystem nicht einer wie das andere den Anforderungen einer straffen musikalischen Logik? Bülow, der unermüdlichste und treueste

---

geschehen ist, — wir sagen das, ohne die außerordentlichen Verdienste Thayers auch nur im Mindesten schmälern zu wollen, — kann auch die classische Beethoven-Biographie nicht geschrieben werden. Und, um noch einen weiteren Herzenswunsch der musikalischen Welt zu erwähnen, wann erscheint, als Gegenstück zur Beethoven-Ausgabe, Bachs „wohltemperirtes Clavier", wohlrevidirt durch Hans v. Bülow? Eine Bitte, deren Erfüllung selbst einem Arbeitsgenie wie ihm die Anstrengungen von Jahren kosten würde. Aber er hat uns daran gewöhnt, selbst das Unbezwingliche durch ihn überwunden zu sehen.

Vorkämpfer des Kunstwerkes der Zukunft, schwor also keineswegs sein früheres künstlerisches Glaubensbekenntniß ab, als er Brahms' eine Gasse bahnte. Ob er nicht, durch die ihm so sympathische Brahms'sche Mehrstimmigkeit ein wenig zu dessen Gunsten voreingenommen, dem Gegenstand seiner Verehrung noch etwas mehr an melodischer Ursprünglichkeit und reifer Instrumentaltechnik zuschreibt, als derselbe in der That besitzt, das ist eine weitere Frage, welche wir, die wir uns zu den wärmsten und aufrichtigsten Brahms-Verehrern zählen, indem wir sie aufwerfen, bereits in aller Bescheidenheit beantwortet zu haben glauben. Dennoch wäre, falls selbst ein Mann von der Competenz eines Bülow Brahms etwas überschätzen sollte, damit dem Letzteren noch immer keine ausreichende Genugthuung dafür gegeben, daß ihn die öffentliche musikalische Meinung so lange unterschätzt hat.

Wie Bülow der deutschen Musik in der Fremde erfolgreich Bahn gebrochen hat, so ist er auch unablässig darum bemüht gewesen, fesselnden und bedeutsamen Erscheinungen auf dem Felde der ausländischen Musik-Literatur bei uns Eingang zu verschaffen. Eine außerordentliche Hochschätzung hegt er für Berlioz. Obschon er, seinem heutigen Standpunkt gemäß, dessen Programmmusik principiell ebenso ablehnt wie die Liszts, ehrt er doch in Ersterem den Erfinder kühner und selbständiger musikalischer Gedanken, das in seiner Art einzige Instrumentationsgenie, den wählerischen Rhythmiker, vornehmlich aber die kräftig ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit. Er hat uns die Bekanntschaft mit Berlioz'schen Tonstücken vermittelt, die, wie die Corsar-Ouverture, selbst angesehenen Pariser Musikern so gut wie unbekannt sind. Von neueren französischen Componisten hält er am meisten auf Bizet und Saint-Saëns. Diesen bevorzugt er augenscheinlich seiner vortrefflichen Fachkenntnisse, insbesondere seiner ausnehmenden contrapunktischen Fertigkeit halber. An der „Carmen", die als „überaus melodiöses Werk" im Repertoir nach Möglichkeit abgenutzt und durch den Schlendrian der Primadonnen-Gewohnheiten zur Operetten-Oper geworden war, hat er eine künstlerische Ehrenrettung vollzogen. Unter seiner Direction trat der bemerkenswerthe tragische Zug, der das Werk charakterisirt und der sich schon bei einer aufmerksamen Durchsicht des Textes offenbart, (wenn man nämlich nicht die Zigeunerin, das Weib mit vielseitigster Vergangenheit und ohne Zukunft, sondern José als den „Helden" betrachtet) wieder hervor*).

In höherem Grade hat Bülow sein Interesse der neuerdings in üppiger Fülle aufsprießenden slavischen Musik zugewendet. Ohne es sich verhehlen zu können, daß sich in den Arbeiten der Tschaikowski, Cui, Borodin noch viel des Ungegohrenen findet, daß in ihnen die Leidenschaft

*) Deshalb darf die Rolle des José auch nicht einem lyrischen (verstandesarmen) Tenor zugetheilt worden.

stark begabter, aber nicht selten maßlos überschäumender Naturtalente noch nicht genügend durch westliche Cultur gebändigt ist*), erfreut er sich doch an dem frischen und herzhaften, aus einem noch nicht ausgesogenen Boden reicher nationaler Volksmelodik in Saft und Kraft erwachsenden musikalischen Empfinden jener Talente. Näher stehen ihm natürlich die Czechen, Smetana und Dvorak, in deren Compositionen, unbeschadet der originellen Thematik, der naiv-starken Selbständigkeit, Sinn für Ordnung und Ebenmaß sich schon mehr bemerkbar macht. Bülow zu insinuiren, daß nicht allein musikalische, sondern auch politische Sympathieen ihn zu den Czechen hinziehen, das ist als ein Stückchen seiner Neider anzusehen, welches zu kläglich ist, als daß man darüber noch weitere Worte verlieren sollte. Er, der Bach und Beethoven so in sich verarbeitet hat, wie Keiner außer ihm, muß vom Scheitel bis zur Sohle deutsch gesinnt sein.

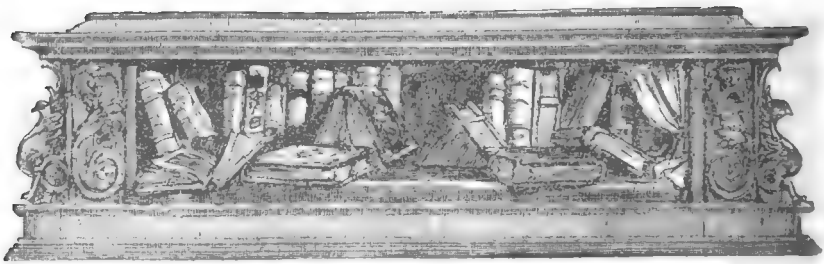
Für jeden Musiker, der keine Alltagsphysiognomie hat und mit eigenem Können vor die Welt trat, hat Bülow gearbeitet, sich gemüht, gekämpft. Nur für einen nicht: für sich selbst. Sollen wir von seiner beispiellosen Uneigennützigkeit, seiner nie ermüdenden Opferwilligkeit, seiner Selbstlosigkeit und Ritterlichkeit sprechen? Wer ihn kennt, dem würden wir damit nichts neues sagen und wer ihn verkennen will, den vermöchten auch wir nicht eines Besseren zu belehren.

Nehmt Alles nur in Allem: er ist ein Mann!

Ein Mann, der Schicksale ungewöhnlichster Art durchlebt, der eine Musikerlaufbahn durchmessen hat, auf der jeder Zoll mit Dornen und Lorbeeren besteckt war. Zuerst ein Kampf um das künstlerische Dasein, dann ein Kampf für die Kunst! Ein musikalischer Achilleus auf rastloser Wanderschaft! Alle Bildungsmomente einer scheidenden, an stiller Arbeit der Dichter und Denker reichen Zeit und alle einer neuen, in hartem, drängendem Leben vorwärts eilenden Epoche kamen Bülow zu Gute; die meisten bedeutenden geistigen Gegensätze des Jahrhunderts spielen in dieses Dasein mit hinein. Kein Feld des Ringens und Strebens der moderneu im unausgesetzten Versuchen begriffenen Menschheit, auf dem er sich nicht herumtummelte, kein Reiz der Contraste, den er nicht voll auskostete. Wie viele namhafte Zeitgenossen giebt es, deren Pfad er nicht gekreuzt, mit denen er sich nicht zu gemeinsamem Vorgehen verbunden oder mit denen er sich nicht in Wort und That gemessen hätte! Es war fürwahr kein enger Kreis, dem er seine Bildung dankte. Er hat, in traumumfangener Jugend stehend, die zarte Romantik Mendelssohns und Schumanns noch an der Schwelle ihres Scheidens gegrüßt; er hat den wunderthätigen Magus Liszt in der Lohe der Extase aufflammen und in der koketten

*) Gerade wie in den Werken der Tolstoi und Dostojewski, der Wereschagin und Aiwasowski. Aber welche Stellung wird diese Nation noch einmal auf künstlerischem Gebiete einnehmen, sobald sich der geistige Klärungsproceß in ihr vollzogen haben wird!

Sentimentalität des musikalisch so unbußfertigen Weltpriesters abblassen sehen; er hat die festesten Bausteine zur Errichtung des Bayreuther Werkes aufgeschichtet, um es hernach im Bogen umgehen zu müssen. Er hat Joachim Raff und Hector Berlioz bis über's Grab hinaus geehrt und Johannes Brahms zum Tempel des unvergänglichen Ruhmes geleitet. Er ist zu den ästhetischen Optimisten in die Schule gegangen und mit den Bußpredigern des Nirwana Arm in Arm gewandelt. Er bewegte sich stets gleich zwanglos in der Werkstatt des Blousenmannes und in den Salons der Aristokratie; er war Ferdinand Lassalles Freund und ist an vielen Hoftafeln ein gern gesehener Gast. Er hat im nüchternen Norden und im gemüthreichen Süden Deutschlands Heimstätten gehabt; er hat den Franzosen der Revanche, den Altrussen, Jungczechen und die übrigen interessanten Völkerschaften des deutsch-feindlichen Europa genugsam studirt. Er hat die alte Welt ertragen, die neue achten, über Männer zu siegen, über Frauen zu philosophiren gelernt und liebt — „seine Welt". Aus Bülows Umgang zu schließen, wer er sei, wäre ein schweres Stück: denn mit wem ist er nicht umgegangen? Er gehört zu den Wenigen, die mit allem fertig werden und mit denen man nie fertig wird. Er ist kein Geheimnißkrämer und giebt keine psychologischen Räthsel auf — wenn man sich anders die Mühe nimmt, über ihn nicht nur zu schreiben, sondern auch nachzudenken — aber er stellt dem, der sich über ihn klar zu werden ernsthaft gewillt ist, alle Tage neue Aufgaben. Ein lückenloses Verzeichniß all' seiner Fähigkeiten und Künste anlegen zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen: das, was heute bei einem Bülow noch als schüchterner, kaum erkennbarer Blattansatz erscheint, kann morgen schon neue, vollaufgeschlossene, eigenartige Blüthe sein. Ueberhaupt lassen sich die Eigenschaften der Größten nicht katalogisiren. Je gewaltiger das Genie ist, um so mehr ist von dem, was es bietet, auf Rechnung der Stimmung und Stunde zu setzen: wer will da nun bis in's Kleinste abcirkeln, was aus der Eingebung des Augenblickes herausgeboren wird und was ein nur zeitweilig hervortretender künstlerischer Charakterzug ist? Man muß sich damit begnügen, auf solch' außerordentliche Persönlichkeit oft und scharf hinzublicken; glaubt man, daß man dabei etwas gelernt habe, so mag man daran gehen, von derartigen Wahrnehmungen Anderen Rechenschaft abzulegen. Da jedoch das Beobachtungsfeld ein übergroßes ist und auch der Aufmerksamere seine Augen nicht vervielfältigen kann, dürfen seine Aufzeichnungen nur auf den Werth eines Versuches Anspruch machen.



College Schnabel.

Erinnerungen aus der Redactionsstube.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Eine kleine Schaar von Leidtragenden umstand die offene Gruft. Wir waren unser Alles in Allem sieben Personen: der Verleger der Zeitung, der Buchhalter der Expedition, meine beiden Collegen in der Redaction, der Factor der Druckerei, ein fremder Herr und ich. Sonst Niemand, kein Anverwandter, kein Freund. Der arme Willibald Schnabel, den wir da begruben, stand ganz allein in der Welt. Während der zwei Jahre unserer gemeinsamen Arbeit in der Redaction einer Provinzialzeitung hatte ich ihn nie einen Brief erhalten oder schreiben sehen. Er hatte niemals mit mir, obwohl wir auf sehr gemüthlichem Fuße standen, von irgend einem seiner Anverwandten gesprochen, und bis auf den heutigen Tag habe ich nicht erfahren, woher er stammte und wer seine Eltern waren. Ich muß allerdings hinzusetzen, daß ich mich niemals darum gekümmert habe.

Von den Menschen war nicht viel geschehen, es war so gut wie nichts geschehen, um das Begräbniß stimmungsvoll zu machen. Schnabel war an einem Herzübel, zu dem Wassersucht hinzugekommen war, nach längerem Leiden im Krankenhause gestorben. Die Direction hatte uns, den Verleger und mich, durch eine nüchterne Anzeige von diesem Todesfall und von der zum Begräbniß angesetzten Stunde in Kenntniß gesetzt, und das Letzte, was für den armen Schnabel noch geschehen mußte, geschah mit Vermeidung aller überflüssigen Ausgaben. Der schwarzgestrichene Holzsarg schmucklosester

Art wurde auf der Bahre von den Trägern nach dem nahegelegenen Kirchhof gebracht. Von unbekannter Hand war ein verhältnißmäßig schöner Kranz mit der auf der Schleife angebrachten Aufschrift: „Dem edlen Freunde" gespendet worden, und diese Liebesgabe stand zu der lieblosen Dürftigkeit des Ganzen in schneidendem Widerspruch. Sonst nichts. Der Anstaltsgeistliche, der den Verstorbenen gar nicht gekannt, sprach einige wenige allgemeine Worte über des Menschen Leben, das da ist wie Gras, und schloß hastig mit dem Vaterunser. Die Erdschollen kollerten auf den Sargdeckel, und nach einer kleinen Viertelstunde war Alles vorbei.

Aber das, was die Menschen versäumt hatten, machte die Natur wieder gut. Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen, ein Sonntag. Der Flieder stand in vollster Blüthe, und die Sonne schien warm. Und in demselben Augenblicke, als der Geistliche sein Amen gesprochen hatte, setzten alle Glocken wie auf ein Stichwort ein, und in seiner Schlichtheit, ja Armseligkeit, hatte diese Bestattung doch etwas merkwürdig Feierliches und Schönes. Einen wahrhaft tiefen Schmerz empfand wohl keiner der Wenigen, die dem armen Schnabel das letzte Geleit gegeben hatten, aber es gab auch wohl Keinen unter diesen, der in jenem Augenblicke nicht ein ernstes wehmüthiges Bedauern empfunden hätte.

Nicht ohne Rührung gedenke ich auch jetzt wieder des armen Burschen, und bei der Erinnerung an ihn und an jenen sonnigen Frühlingstag, an dem wir ihn begruben, vergegenwärtigt sich mir mit sonderlicher Schärfe jene Zeit meiner journalistischen Thätigkeit, in der ich an jedem jungen Morgen mein politisches Licht leuchten ließ und allwöchentlich drei- oder viermal in größeren, wohlerwogenen Leitartikeln die Leiter der europäischen Staaten auf unverzeihliche Versehen aufmerksam machte. Ich stellte an Bismarck die verfängliche Frage: ob er sich denn auch wohl überlegt habe, wie bedenklich es sei, dem König Georg von Hannover eine so bedeutende Abfindungssumme zur Verfügung zu stellen? Ich eiferte gegen den Grafen Leo Thun und gegen dessen schroffe Haltung in der Ehegesetzdebatte. Ich sagte Serrano beinahe verletzend schroffe Wahrheiten. Ich hatte an der Kriegführung Englands in Abessinien mancherlei auszusetzen. Ich unterstützte Thiers und bekämpfte Lamarmora. Aber sie Alle, Bismarck und Thun, Disraeli und Serrano, Thiers und Lamarmora, kümmerten sich nicht im Geringsten um das, was ich sagte und in so überzeugenden Worten niederschrieb. Damals war mir bitterer Ernst, was mir jetzt so wenig ernsthaft erscheint. Ja, man wird alt! Zwanzig Jahre sind darüber vergangen, und von denen, die damals während der Redactionsarbeit meine ständige Umgebung bildeten, ist auch nicht ein Einziger mehr am Leben.

* * *

Unsere Redaction verfügte über zwei Räume. In dem vorderen, kleineren, befand sich nur ein Stehpult, an der Wand ein Zeitungsregal

ein Tisch und zwei Stühle vervollständigten die Einrichtung. In diesem Raume wirkte mein Freund Zeisig, ein Anverwandter des Verlegers, über dessen mannigfache Thätigkeit ich gleich sprechen werde.

Das Mobiliar in dem größeren Zimmer nebenan war auch nicht viel reicher. An den beiden Fenstern standen zwei Arbeitstische, deren Erhöhungen mit Nachschlagebüchern und Zeitungen Rücken gegen Rücken standen und so zwischen den beiden Pulten die Scheidewand bildeten. An dem einen Tisch saß ich als Chefredacteur — ich hatte natürlich den guten Platz —, mir gegenüber, aber unsichtbar für mich, saß der alte Doctor, ein Inventarstück der Redaction, der schon verschiedene Geschlechter von Hauptredacteuren überdauert hatte, von uns immer „das Männchen" genannt, und dem beim Schreiben der Schatten der Hand auf das Papier gefallen wäre, wenn er überhaupt geschrieben hätte; er beschränkte sich indessen darauf, die Zeitungen zu lesen, anzustreichen und auszuschneiden.

Hinter dem „Männchen", an der Wand mir gegenüber, arbeitete an einem Stehpulte auf dem Drehschemel mein tüchtiger und liebenswürdiger College Dr. Engelmann, mit dem ich innig befreundet war. Wir kannten uns schon von Halle her und waren Duzbrüder. Wir Beide erledigten nahezu die ganze Arbeit.

Wenn ich daran denke, was ich in jener Zeit zusammengeschrieben habe, überfällt mich noch jetzt ein gelindes Grauen. Es war keine Seltenheit, daß in einer Nummer der täglich zweimal erscheinenden Zeitung von mir ein Leitartikel, die politische Uebersicht, ein Feuilleton, eine Theaterkritik und womöglich noch ein Bericht über eine interessante Gerichtsverhandlung oder dergleichen stand, Alles in größter Hast und beinahe ohne die Möglichkeit einer aufmerksamen Correctur niedergeschrieben.

Mein Freund Engelmann bekümmerte sich besonders um das Abendblatt und half mir sonst auch bei allem Möglichen, namentlich bei der Erledigung der parlamentarischen Verhandlungen, die zu seinem besonderen Arbeitsfeld gehörten. Von Zeit zu Zeit schrieb er auch Leitartikel; die waren aber nicht viel werth. Er hatte eine verhängnißvolle Vorliebe für verlassene Bruderstämme, und seitdem die Schleswig-Holsteiner dem Kreise seiner Betrachtungen entzogen waren, war er ziemlich hülflos. Er wußte es indessen doch so einzurichten, daß er wenigstens alle vierzehn Tage einmal ein kräftiges Wort über die Ostseeprovinzen oder über die Sachsen in Siebenbürgen sagen konnte. Im Nothfall begnügte er sich auch mit Glaubensenclaven; namentlich für die Waldenser erglühte sein Herz. Er war klug, gebildet, gewandt und fleißig. Ich habe niemals einen angenehmeren Collegen gehabt.

Das „Männchen" war eine rührende Erscheinung. Er war nahezu siebzig Jahre alt, klein, mager, gebückt; der völlig von Haaren entblößte Schädel war mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt. Er trug eine große Hornbrille. An seinem schwarzen Anzuge war nie ein Stäubchen

zu sehen. Er trug stets eine weiße Halsbinde und sah aus wie ein alter Schullehrer; ich glaube, er war auch in seinen jungen Jahren Lehrer gewesen. Er war sehr schwerhörig, beinahe taub, und die Verständigung mit ihm infolgedessen ziemlich beschwerlich. Wenn ich ihn irgend etwas zu fragen hatte, schrie ich, daß die Wände zitterten; aber er hörte es gewöhnlich doch nicht. Dann drehte sich entweder mein Freund Engelmann auf seinem Drehschemel herum und stieß ihn von seinem erhabenen Sitze leise mit dem Fuß an, oder ich ballte eine alte Zeitung zusammen und warf diese über das Bücherreck auf unserm Pulte zu ihm hinüber. Dann stand er sofort auf und erkundigte sich mit anmuthigem Schmunzeln nach meinem Begehr. Ich hatte immer nur die eine Frage an ihn zu stellen: ob wir diese oder jene Nachricht schon gebracht hätten? Das wußte er, aber etwas Anderes wußte er auch nicht. Mit Bienenfleiß trug er aus den Provinzialblättern alle Nachrichten zusammen, von denen er voraussetzte, daß sie interessant seien. Er irrte sich gewöhnlich; vier Fünftel von dem, was er auf mein Pult legte, wanderte in den Papierkorb. Aber er war unermüdlich in seinem Eifer. Es war mir, dem so viel Jüngeren, oft recht peinlich, den braven, alten Herrn so rücksichtslos behandeln zu müssen; aber er nahm es mir nicht weiter übel, meine Vorgänger hatten ihn schon daran gewöhnt. Er hatte immer dasselbe freundliche Lächeln im Gesicht, und unbekümmert um das, was mit seiner Auslese geschehen mochte, schnitt er vergnügt drauf los und beschränkte sich darauf, die Quelle anzugeben oder zu vertuschen.

Viel mannigfaltiger gestaltete sich die Thätigkeit des Herrn Zeisig, der eine Zwischenstellung zwischen Redaction, Expedition und Druckerei einnahm. Er hatte zunächst die ehrenvolle Aufgabe zu lösen, Besuche zu empfangen oder abzuweisen, er ordnete in jede Nummer unserer Zeitung die Manuscripte ein und beschrieb im Blatte die honorarpflichtigen Aufsätze mit den Namen der Mitarbeiter; er redigirte den Handelstheil, er las die Correcturen der Annoncen; vor Allem aber wirkte er als Localberichterstatter. Das war sein besonderer Stolz.

Er hatte sich nach erlauchten Vorbildern einen eigenthümlichen, bilderreichen Stil angeeignet. Wenn ein Taschendiebstahl vorgekommen war, so schrieb er regelmäßig: „Gestern versuchte wiederum ein lustiger Bruder, in den Taschen seines Nachbars Fingerübungen zu machen.“ Groß war er in der Darstellung von Bränden. Die schaurigen Beleuchtungseffecte schilderte er mit den glühendsten Farben. Er verstieg sich sogar zu biblischen Bildern und sprach bei diesem Anlaß auch einmal von dem feurigen Wagen des Elias. Seine größten journalistischen Triumphe feierte er an hohen Festen und an den Wendetagen der Jahreszeiten. Da schrieb er stimmungsvolle kleine Aufsätze über die christlichen Feiertage, über Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sie zeichneten sich allerdings durch eine gewisse Gleichartigkeit aus. Kurz vor Pfingsten mußte ich ihn regelmäßig bitten:

„Liebster Zeisig, wollen Sie mir einen Gefallen thun? Sprechen Sie diesmal nicht vom ‚lieblichen Feste‘, sagen Sie einmal etwas Anderes.“ Sein Weihnachtsaufsatz begann unweigerlich mit den Worten: „O du fröhliche, o du selige“. Zu Ostern citirte er aus dem Anfange des „Faust“. Sehr tiefsinnig waren seine Sylvesterbetrachtungen. Am 21. März begann sein Aufsatz immer mit den Worten: „Und wieder ist es Frühling worden“. Nicht um Alles in der Welt hätte man ihn dazu bewegen können, „geworden“ zu schreiben. Den Sommer begrüßte er mit den Worten: „Der Sonnengott schießt seine feurigen Geschosse auf uns herab“. In der Herbststimmung wurde er trübe: „Der scharfe Wind aus dem Osten zerzaust die Bäume, das Laub raschelt.“ Aber der Winter stimmte ihn wieder fröhlich — er lief nämlich gern Schlittschuh —, und da, als ob er Julius Wolff vorgeahnt hätte, frohlockte er gewöhnlich: „Heia und Heissassa! Heia hei! Das ist ein lustiges Treiben!“ Er war in der ganzen Stadt bekannt. Manchmal erlaubte man sich auch unziemliche Späße mit ihm, und an einen denke ich noch immer mit einem gewissen Schauer.

Es wurde uns gemeldet, daß eine Bäckerfrau sich vergiftet habe. Zeisig stürzte natürlich sogleich nach dem Orte der That. Er traf den Arzt, einen sehr vergnügten Herrn, der immer zu Späßen aufgelegt war, und ließ sich von diesem die Einzelheiten der traurigen Geschichte erzählen. Der Arzt war des trocknen Tones satt und spielte den Teufel; es langweilte ihn, auf all die Fragen des wissensdurstigen Zeisig zu antworten. Schließlich sagte er, als Zeisig von ihm erfahren wollte, welches Gift den Tod der Unglücklichen herbeigeführt habe: „Sie hat zwei Gran Natron bicarbonicum genommen.“ Zeisig schrieb's in sein Notizbuch: „Natron bicarbonicum“ und kam in größter Hast kurz vor Schluß des Blattes auf die Redaction zurück. Alles, was er soeben gehört und gesehen hatte, brachte er getreulich zu Papier und gab das Manuscript in die Druckerei. Wir, Engelmann und ich, saßen längst beim Frühschoppen.

Am Abend stand dann in der Zeitung, daß die Kunde von einer grausigen That sich mit Windesschnelle im Laufe des heutigen Vormittags in unserer Stadt verbreitet habe. Die ehrsame Bäckerfrau X. X., die Freude ihres Gatten, die Liebe ihrer Kinder, der Stolz ihrer Eltern, habe sich in einem Augenblick unerklärlicher, geistiger Umnachtung aus der traurigen Gewißheit des Diesseits in die unerforschte Fragwürdigkeit des Jenseits hinübergeschafft. Ein tödtliches Gift habe das junge Leben zerstört. Zwei Gran Natron bicarbonicum hätten die Schreckensthat vollbracht!

Wie auf Verabredung erhielt ich am andern Morgen von allen meinen Freunden wahre Schiffsladungen von Natron, jenem schrecklichen Gifte, von dem man immer gesunder wird, je mehr man davon nimmt. Vierzehn Tage lang durfte ich mich an meinem Stammtisch nicht blicken lassen. Ich sah mich schon im Briefkasten des „Kladderadatsch“. Aber zum Glück wurde

die Sache von den Zeitungen nicht bemerkt, jedenfalls wurde sie nicht beachtet. Ich kam mit den kleinen localen Unannehmlichkeiten davon.

Der brave Zeisig hatte auch sonst noch manchmal Malheur. Er war der Letzte, der die Redaction verließ, und wenn kurz vor Thoresschluß noch eine Depesche einlief, so hatte er sie zu redigiren. Da fand ich denn eines Tages als letzte Nachricht, in recht augenfälligen Lettern gedruckt, Folgendes:

„Stuttgart. Die Minister haben um Mitternacht ihre Entlassung eingereicht."

Wir zerbrachen uns den Kopf, was die Minister zu diesem Entschlusse gerade zu so ungewohnter Stunde bewogen haben könne. Es mußte ja ganz ungewöhnlich dringlich sein! War denn Revolution in Stuttgart? Oder was war denn sonst da los? Ich erbat mir das Originaltelegramm, und da stand denn, daß der Minister Mittnacht seine Entlassung eingereicht habe. Auch von diesem Schnitzer wurde zum Glück keine Notiz genommen.

Man macht als Redacteur überhaupt ganz merkwürdige Erfahrungen, welche Unglaublichkeiten unbeanstandet vorübergehen. Ein Fall dieser Art ist mir im Gedächtniß geblieben, ein so unwahrscheinlicher Fall, daß ich selbst kaum noch daran glauben würde, wenn ich nicht die betreffenden Belegstücke bis zu dieser Stunde mir bewahrt hätte. Es ist allerdings das Tollste, was mir in meiner journalistischen Erfahrung begegnet ist.

Es war im Hochsommer des Jahres 1868. Unsere gewöhnliche Gesellschaft war beim Frühschoppen vereinigt, und wie immer brachte mir ein Bursche aus der nahegelegenen Druckerei das eben fertig gewordene feuchte Blatt herüber. Ich sah es mir flüchtig an und wollte es eben in die Tasche stecken, als mein Blick eine Nachricht streifte, die mich stutzig machte. Ich las nun die betreffende Notiz, die sogar eine bevorzugte Stelle im Blatte einnahm. Ich traute meinen Augen kaum. Ich las sie wieder und wußte immer noch nicht, was ich sagen sollte. Da stand wörtlich das Folgende:

„Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, theilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen, die er eingezogen habe, versichern dürfe, Bismarck denke allen Ernstes daran, einen großen Schlag auszuführen und über den Bundestag hinweg mit der Regelung der deutschen Frage an das deutsche Volk unmittelbar heranzutreten. In diplomatischen Kreisen Frankfurts wolle man mit aller Bestimmtheit wissen, daß Bismarck nichts Geringeres beabsichtige, als die Einführung des gleichen allgemeinen und directen Wahlrechts."

Das stand in unserer Zeitung, im Hochsommer 1868. Inzwischen war im Februar 1867 bereits der norddeutsche Reichstag durch allgemeine gleiche und directe Wahlen gebildet worden. Der Bundestag hatte seit 1866 aufgehört und diplomatische Kreise gab es in Frankfurt überhaupt

nicht mehr. Ich war sprachlos vor Entsetzen. Wer um Gottes willen hatte uns dieses Kuckucksei in die Zeitung gelegt?

Ich stürze auf die Redaction und finde da noch meinen Freund Engelmann, der gerade im Begriff steht, seinen Arbeitsrock mit seinem Straßenanzug zu vertauschen, um mich beim Frühschoppen aufzusuchen.

„Hast Du denn gelesen, was heute in unserer Zeitung steht?" frage ich ihn in äußerster Erregung.

„Noch nicht," giebt er mir zur Antwort. „Was ist denn los?"

Ich zeige ihm das Fürchterliche. Er liest die Notiz einmal, zweimal, er liest sie dreimal und fragt mich dann: „Was soll denn das bedeuten? Wer hat uns denn das geschrieben?"

„Aber Unglücksmensch! merkst Du denn nicht, daß es sich um eine empörende Mystification handelt? Wir haben doch das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht! Und es giebt doch keinen Bundestag mehr!"

„Ach richtig! Ich hatte es wahrhaftig übersehen. Ja, wer kann denn den Unsinn geschrieben haben?"

Wir begeben uns in den Setzersaal, zu dem vom Flur aus nächst dem Eingange unserer Redaction eine dunkle Treppe von einigen Stufen hinaufführt. Die meisten Setzer haben Mittagspause gemacht, aber der Factor ist noch da.

„Wie kommt denn die Notiz in die Zeitung?" frage ich.

Der Factor stellt Nachforschungen an und bringt nach einiger Zeit ein ganz schmutziges, zertretenes Manuscript von meiner eigenen Hand.

„Das habe ich doch aber jetzt nicht gegeben."

„Wir haben es heute bekommen."

Es werden weitere Ermittlungen angestellt, und es ergiebt sich nun Folgendes: Der Druckerjunge, der während der Redactionsstunden die Manuscripte von der Redaction in die Druckerei zu befördern hatte, war auf der dunklen Treppe gestolpert und hatte die Manuscripte fallen lassen. Er hatte sie wieder aufgelesen und dabei aus einem Winkel auch ein altes, längst beseitigtes Manuscript mit aufgerafft, das sich zufällig in eine Ecke verkrochen und den schüchternen Reinigunsversuchen, die in langen Zwischenräumen in diesem Theile des Hauses vorgenommen wurden, entzogen hatte. Auf diese Weise war das Manuscript, das aus dem Frühjahr 1866 stammte, im Hochsommer 1868 noch einmal gesetzt, corrigirt und veröffentlicht worden.

Wir waren natürlich sehr bestürzt. Wir standen damals gerade in einer sehr lebhaften Polemik mit einem benachbarten Blatte und mußten natürlich darauf gefaßt sein, nun nach allen Richtungen hin gründlich lächerlich gemacht zu werden. Das war ja für den lieben Collegen nebenan ein gefundenes Fressen! Wir beriethen lange, was wir nun thun sollten. Mein Freund Engelmann war der Ansicht, daß wir die Geschichte der Wahrheit gemäß in möglichst launiger Form unsern Lesern erzählen sollten. Wir wollten eine Humoreske daraus machen und versuchen, die Lacher auf

unsere Seite zu bringen, und zwar gleich in der nächsten Nummer, ehe es uns von Andern aufgemuzt werden konnte. Wir machten den Versuch, zunächst Jeder für sich und dann mit vereinten Kräften. Aber es wurde nichts Gescheidtes daraus. Wir waren Beide nicht zum Lachen aufgelegt. Schließlich kamen wir überein, aus der Noth eine Tugend zu machen und zu warten, bis sich das freundnachbarliche Blatt melden würde, um dann das Starke mit dem Zarten, Grobheit mit Humor lieblich zu paaren. Nach vierundzwanzig Stunden erhielten wir in der That eine Nummer jenes Blattes, welche von unserer Mittheilung Notiz nahm. Wir lasen da Folgendes:

„Die ‚X. X.-Zeitung' (und nun war unsere Zeitung, die sonst niemals als Quelle angegeben wurde, mit vollen Buchstaben bezeichnet) schreibt: ‚Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, theilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen'" 2c.

Und nun war unsere ungeheuerliche Nachricht einfach abgedruckt, und die fremde Redaction hatte zum Schluß nur noch bemerkt: „Wir geben diese Nachricht unter allem Vorbehalt."

Als uns die betreffende Nummer zuging, erstaunten wir noch mehr, aber diesmal war das Erstaunen ein freudiges. Wir lachten wie die Kobolde, und unsere Freude sollte sich noch verstärken; denn am andern Tage hatten aus jenem größeren Blatte Dutzende von andern Blättern dieselbe Nachricht mit demselben freundlichen Vorbehalt abgedruckt, und es ist niemals von irgend einer Seite ein Wort dagegen gesagt worden. Ich habe auch das Geheimniß bis zu dieser Stunde bewahrt, und mein guter Freund Engelmann hat es mit ins Grab genommen. Und da spricht Lassalle von der Gedankenlosigkeit der Zeitungsredacteure und der Zeitungsleser!

* * *

Solche und ähnliche Versehen waren bei den durchaus unzureichenden Arbeitskräften, über die die Redaction verfügte, unvermeidlich. Unser umfangreiches Blatt, das täglich in zwei Ausgaben erschien, wurde thatsächlich von uns Beiden allein gemacht, von Dr. Engelmann und mir. Das gute „Männchen" leistete eigentlich gar nichts; der brave Zeisig kümmerte sich ausschließlich um den localen Theil und um die Handelsnachrichten, und die Ueberwachung seiner Wirksamkeit auf diesem Gebiete nahm unsere Zeit ebenfalls noch stark in Anspruch. Ich hatte meinem Verleger wiederholt ernsthafte Vorstellungen gemacht, und endlich entschloß er sich auch, meinem immer wiederholten Verlangen zu entsprechen, noch einen Redacteur, auch wenn diesem nur ein ganz bescheidenes Gehalt angewiesen werden könne, fest anzustellen.

Ich stand gerade im Begriff, mich nach einem solchen umzusehen, als

sich eines Tages ein Herr bei mir meldete, der mir einen Empfehlungsbrief von einem lieben Collegen aus Düsseldorf überbrachte. Der Herr hatte mir durch Zeisig den Brief in mein Zimmer geschickt und wartete auf Antwort. Der Brief lautete so:

„Lieber Freund! Der Ueberbringer dieser Zeilen ist Dr. Willibald Schnabel, ein sehr fähiger, sehr unterrichteter Mann, der gutes Deutsch schreibt und schnell arbeitet. Wenn Sie ihn sehr straff halten, wird er Ihnen gute Dienste erweisen können. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß er einigermaßen zum Bummeln neigt; namentlich ist er den geistigen Getränken stark zugethan. Aber Sie werden es kaum bemerken. Ich kenne ihn seit unsern Universitätsjahren und habe ihn niemals angetrunken gesehen. Er ist ein kreuzbraver Kerl, und ich bin überzeugt, Sie werden gut mit ihm auskommen können. Seine Ansprüche sind bescheidenster Art. Ich würde Ihnen indessen rathen, ihm nie einen Vorschuß zu bewilligen. Lassen Sie sich durch diese offenherzige Schilderung nicht etwa abschrecken. Ich wiederhole Ihnen und spreche sehr ernsthaft: Dr. Schnabel wird Ihnen gute Dienste leisten, und Sie werden einen liebenswürdigen Mann um sich haben."

Ich bat Zeisig, er möchte den Herrn eintreten lassen. Es war in der Pause zwischen der Abgabe des letzten Manuscripts und dem Eintreffen der ersten Correctur. Das „Männchen" saß noch immer in seine Zeitungen vertieft und schnitt aus, ohne irgendwelchen Sinn für alle andern Vorgänge der Außenwelt. Er merkte gar nicht, daß Jemand in's Zimmer getreten war. Engelmann drehte sich auf seinem Schemel herum, ich beseitigte von dem einzigen noch unbesetzten Stuhl die daraufliegenden Zeitungen und bat Herrn Dr. Willibald Schnabel, den ich mit meinem Freunde Engelmann bekannt machte, sich zu setzen.

Dr. Willibald Schnabel war eine lange Hopfenstange, an sechs Fuß fehlte ihm gewiß nur eine Kleinigkeit. Sein Gesicht war mager, die Backenknochen standen stark hervor. Sein langes Haupthaar und sein Bart waren dunkelbraun und struppig. Er hatte eine große, starke und leicht geröthete Nase. Seine wasserblauen Augen hatten einen unendlich milden, friedlichen Ausdruck, wie er oft durch den Genuß des Alcohols bewirkt wird. Auffallend lang waren seine Arme und seine Hände. Er trug einen abgeschabten, aber ziemlich saubern grau melirten Anzug, der etwas schlotterig saß und fertig gekauft zu sein schien, Papierkragen und Papiermanchetten.

Nachdem wir einige allgemeine Redensarten ausgetauscht hatten — anknüpfend natürlich an unsern gemeinsamen Freund —, ging ich sogleich auf mein Ziel los und befragte ihn über seine journalistischen Erfahrungen und dergleichen. Er antwortete darauf sehr verständig und gefiel uns Beiden, meinem Freunde Engelmann und mir, auf der Stelle. Bei irgend einer scherzhaften Bemerkung, die Einer von uns machte — es war nicht der Rede werth —, brach unser Dr. Willibald Schnabel in ein so fürchterlich

dröhnendes Gelächter aus, daß das „Männchen" erschrocken in die Höhe fuhr. Ich habe nie einen Menschen so lachen hören. Es war, als ob sich Böllerschüsse aus seiner Kehle entlüden, und man war auf diese Salven gar nicht vorbereitet. In unserm späteren Verkehr stellte sich oft heraus, daß Schnabel irgend etwas komisch gefunden hatte, was wir gar nicht komisch finden konnten, und dann krachte er regelmäßig mit seinem Lachen los, daß die Wände zitterten.

Natürlich konnte von einer sofortigen Einigung über das Verhältniß, in das wir zu einander treten wollten, noch nicht die Rede sein. Wir verabredeten vielmehr ein Provisorium von vierzehn Tagen, nach dem der eigentliche Vertrag zwischen meinem neuen Collegen und dem Verleger geschlossen werden sollte.

Nach dieser geschäftlichen Vorbesprechung machte ich es meinem Besuche so deutlich wie nur irgend möglich, daß ich unsere Rücksprache nunmehr als geschlossen ansähe, und daß wir uns vor der Hand nichts weiter zu sagen hätten. Aber Willibald Schnabel blieb, vollkommen unempfindlich gegen meine zarten Andeutungen, ruhig auf dem Stuhle sitzen, wartete die Correcturen ab und wich und wankte nicht von der Stelle. Er verließ mit mir gemeinsam die Redaction, und ich mußte ihn natürlich auffordern, mit mir zum Frühschoppen zu kommen. Er nahm die Einladung freundlich an und begleitete mich nachher in meine Wohnung. Auch da blieb er als treu ergebener Freund an meiner Seite. Er theilte mein frugales Mittagsmahl und begleitete mich am Nachmittag wieder auf die Redaction. Nach Schluß der Redaction schloß er sich mir an, als ich zum Abendessen ging. Dann folgte er mir nach unserer Stammkneipe und hatte die Artigkeit, sich davon zu überzeugen, daß ich auch gut nach Hause käme. Als ich das Haus aufschloß, trat er mit mir ein und begab sich mit mir auf mein Zimmer. Nun erlaubte ich mir die Frage an ihn zu stellen, ob er die Absicht habe, nach Düsseldorf zurückzukehren; der letzte Zug verlasse unsern Bahnhof in zwanzig Minuten. „Nein," sagte er, „ich habe in Düsseldorf nichts mehr zu thun. Wenn Sie erlauben, bleibe ich hier."

„Haben Sie sich denn schon nach einem Unterkommen für die Nacht umgesehen?" fragte ich.

„Nein, aber ich brauche auch keins. Wenn Sie mich nicht hinauswerfen, so bleibe ich hier. Ein Stuhl genügt mir."

„Ich kann Ihnen sogar ein Sopha anbieten. Aber ich habe nur ein Bett, und es ist eine alte dumme Gewohnheit von mir, daß ich immer darin schlafe. Sie nehmen mir das nicht weiter übel?"

„Aber durchaus nicht. Ich brauche nicht einmal ein Sopha."

„Sie gestatten mir doch, daß ich noch etwas arbeite? Ich habe für morgen früh einen Leitartikel zu schreiben."

„Worüber?"

„Ueber die Marine-Anleihe, anknüpfend an Moltkes Rede."

„Für oder gegen?“ fragte mich Schnabel.

„Für, natürlich.“

„Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen. Ich kann ja die zweite Hälfte machen. Schlüsse gelingen mir gewöhnlich ganz gut.“

„Also schön, machen Sie den Schluß.“

Schnabel setzte sich an den einzigen Tisch, der noch in meinem Zimmer stand, einen kleinen ovalen Tisch, dessen Platte bei jedem Druck des Armes krachte, und schrieb bei einem flackernden Lichte den Schluß des Leitartikels, während ich an meinem Pulte bei der Lampe den Anfang aufsetzte. Es machte sich ganz gut. Die beiden Theile wurden mühelos zusammengeschweißt.

Gegen ein Uhr ging ich in mein Schlafzimmer und legte mich zu Bett. Schnabel blieb vollkommen bekleidet auf dem Sopha sitzen. Er schlief eher ein als ich, denn ich hörte ihn alsbald fürchterlich schnarchen.

Ich mußte am andern Morgen vor ihm die Wohnung verlassen, da ich zu verhältnißmäßig früher Stunde auf der Redaction die Morgenpost zu erledigen hatte. Schnabel suchte mich etwa anderthalb Stunden später auf, in bester Laune und frisch gewaschen. Meine Zahnbürste hatte ich vorher verschlossen.

So angenehm mir die Gesellschaft meines neuen Collegen auch war, so mußte ich mir doch sagen, daß dieses siamesenhafte Zwillingsverhältniß zwischen uns ein dauerndes nicht sein konnte. Und da der lange Willibald nicht die geringsten Andeutungen machte, daß ihm an einer Lösung unseres soeben gestifteten Bundes gelegen sei, so war ich genöthigt, die Initiative zu ergreifen. Als wieder die Ruhepause zwischen Abgabe des letzten Manuscriptes und Eintreffen der ersten Correctur eingetreten war, sagte ich ihm:

„Wenn Sie wollen, stelle ich Sie nachher meinem Verleger vor. Er wird auf meinen Vorschlag einer vorläufigen, für keinen Theil bindenden Thätigkeit von etwa vierzehn Tagen gegen eine gewisse Entschädigung sicherlich eingehen. Ich würde Ihnen dann rathen, Ihre Sachen aus Düsseldorf kommen zu lassen und sich nach einer kleinen Wohnung umzusehen.“

„Das können wir machen,“ sagte Willibald. „Meine Sachen sind in einem Koffer wohlverpackt in Düsseldorf geblieben. Ich habe da nämlich noch elf Thaler zu zahlen. Ich brauche doch auch etwas Geld, um mich hier einzurichten. Könnten Sie Ihren Verleger nicht veranlassen, mir einen Vorschuß von zwanzig Thalern zu geben?“

„Aha,“ dachte ich, „der Vorschuß!“

Und in dieser Beziehung war mein Verleger, wie viele andere, nicht zum Spaßen aufgelegt. Ich machte mir aber klar, daß das Verlangen des guten Schnabel doch ein ganz gerechtfertigtes war, und daß er wirklich etwas Geld haben mußte, um die Uebersiedelung bewerkstelligen zu können. Ich ging also zu meinem Verleger hinüber, vermied ängstlich das leidige

Wort „Vorschuß", das immer eine verstimmende Wirkung übte, und sagte nur, daß ich einen tüchtigen Menschen gefunden zu haben glaubte, mit dem wir es zunächst einmal auf vierzehn Tage versuchen wollten, daß ich diesem dafür eine Entschädigung von fünfundzwanzig Thalern angeboten hätte, und daß es mir recht und billig erschiene, dem armen Teufel diese Summe pränumerando auszuzahlen. Der Verleger machte zwar auch zunächst einige Schwierigkeiten, aber schließlich gab er doch seine Einwilligung. Ich vermittelte die Bekanntschaft zwischen ihm und Dr. Schnabel. Schnabel erhielt von der Kasse seine fünfundzwanzig Thaler, war überglücklich und fuhr mit dem Mittagszuge nach Düsseldorf zurück. Am Abend traf er mit seinem Koffer ein und am andern Morgen erschien er pünktlich auf der Redaction.

Schnabel arbeitete schnell und gut und war uns Beiden eine wirkliche Hülfe. Er war tactfest und sicher und hatte ein sehr feines Stilgefühl, das er sich selbst in der immer hastigen Zeitungsarbeit sorgfältig bewahrt hatte. Das Zeitungsdeutsch mit seinen widerwärtigen Mißbildungen machte ihn geradezu wild, und wenn er beim Lesen der Blätter auf eine dieser Ungeheuerlichkeiten stieß, gab er laute Klagetöne von sich. Der ziemlich einsilbige Mann hatte eben die Eigenthümlichkeit, seine seelischen Affecte sehr geräuschvoll auszudrücken. Wie er schallend und dröhnend lachte, so war auch sein Seufzen und Stöhnen gewaltsam und ungewöhnlich stark. Bei dem geringsten Unbehagen entrang sich seiner Brust ein Laut, als ob er aus tiefster Noth aufschreie.

Die Wörter, die ihm diese Jammertöne entrissen, waren vor Allem jene abscheulichen Vermanschungen und Verpantschungen, die sich aus den Kundgebungen irgend einer Subalternbehörde in die Zeitungsspalten eingeschmuggelt hatten und dort wie das Unkraut weiterwucherten, also Wörter wie „diesbezüglich", „desfallsig", „anläßlich", oder aus der Briefschreiberei halbgebildeter Commis in die Schriftsprache gepascht waren, wie „umseitig", „antwortlich" und dergleichen.

Eines Tages stöhnte er jammervoll auf, als ob er von einem schweren körperlichen Leide geplagt werde.

„Da haben die Schurken schon wieder ein neues Wort gebildet!" rief er mit tragischem Pathos aus. „Und das Wort ist so schauderhaft, daß es unbedingt eine glänzende Laufbahn haben wird. Es stammt aus der Familie der nichtswürdigen ‚Austrägalinstanz': ‚culturell'!! Was sagen Sie dazu? Hier sprechen die Leute von der ‚culturellen' Aufgabe der Deutschen in Oesterreich! Ist das nicht fürchterlich? Diese empörenden Sprachverhunzer sollten wie die Buben, die die Denkmäler besudeln, auf öffentlichen Märkten gestäupt werden!"

Von diesen seltenen Zornesausbrüchen abgesehen, war unser Willibald im Allgemeinen durchaus friedfertiger und langmüthiger Natur. Es brachte ihn sonst so leicht nichts in Harnisch. Auch von der verhängnißvollen Hinneigung zum Genusse alcoholhaltiger Getränke, auf die mich unser gemein-

samer Düsseldorfer Freund aufmerksam zu machen für seine Pflicht gehalten hatte, merkten wir nicht das Geringste, oder richtiger gesagt: merkte ich nicht das Geringste. Denn Engelmann, der eine sehr feine Nase besaß, behauptete, doch mitunter durch die Vermittelung des Geruchssinnes zu einer Bestätigung der Düsseldorfer Meldung gelangt zu sein. Bei der Arbeit trank Schnabel aber immer nur Wasser und in kleinen Zügen. Er ließ in der ersten Zeit jeden Morgen vom Druckerjungen die Wasserflasche frisch füllen. Aber das Wasser unserer Redactionspumpe war wirklich recht schlecht. Er beklagte sich oft bitter darüber. Er machte mich aufmerksam auf die unheimlichen faserartigen Dinge, die darin herumschwämmen, und auf den bedenklichen grünen Bodensatz, der sich bildete, wenn das Wasser einige Zeit in der Caraffe gestanden hatte, und den er mir jeden Morgen alsdann mit bitterer Beschwerde über das abscheuliche und gesundheitsgefährliche Trinkwasser zeigte.

Zum Glück hatte er einen sehr guten Brunnen in der Nähe seiner Wohnung, und da er an das Wassertrinken in den Vormittagsstunden gewöhnt war, füllte er sich eine kleine Flasche und brachte diese jeden Morgen auf die Redaction mit. Er leerte den Inhalt sofort in das Glas und trank dann in kleinen Schlücken mit den Zeichen des offenbaren Wohlbehagens das bessere Getränk.

Eines Tages, wieder in der Pause nach Abschluß des Blattes, die gewöhnlich zu einer gemeinsamen Unterhaltung benutzt wurde, erzählten wir uns allerlei. Engelmann war von seinem Drehschemel heruntergesprungen und stand am Tisch neben Schnabel, in meiner nächsten Nähe. Wir rauchten. Engelmann hatte im Eifer der Unterhaltung seine Cigarre herumgedreht und das brennende Ende in den Mund gesteckt. Er schnitt ein Gesicht, sprühte und, um den unangenehmen Geschmack und die Asche von den Lippen loszuwerden, griff er nach dem Glase Schnabels und that einen kleinen Schluck. Er machte große Augen.

„Nanu! was ist denn das?“ rief er. „Das ist doch kein Wasser!“

Es war Getreidekümmel.

„Hohohoho!“ schmetterte Schnabel mit brüllendem Gelächter los, und wir Beide stimmten in das Gelächter ein. Das „Männchen“, das immer hinter seinem Pulte saß und immer weiter Unbrauchbares ausschnitt, blickte über seine große Brille ganz erstaunt zu uns herüber und bedauerte offenbar, die Veranlassung zu unserer Heiterkeit nicht verstehen zu können.

Obwohl ich jünger war als Schnabel, hatte ich mir doch ihm gegenüber einen gewissen väterlichen Ton angewöhnt. Wann immer sich die Gelegenheit bot, ließ ich es an guten und weisen Ermahnungen nicht fehlen. So hielt ich ihm auch jetzt eine gehaltvolle und in der Form untadelhafte Standrede über die verhängnißvollen Folgen der Unmäßigkeit, der Völlerei und der Trunksucht. Ich bedauere, sagen zu müssen, daß meine Rede, wenn auch nicht völlig wirkungslos blieb, doch die gewünschte Wirkung durchaus

verfehlte. Willibald begleitete meine ernsthaftesten Vermahnungen mit den brüllenden Stößen seines ungestümen Lachens. Aber der Schluß verstimmte ihn einigermaßen.

„Schnabel," sagte ich zu ihm, „Doctor und Collega! Sie geben der Jugend ein schlechtes Beispiel. Das geht nicht. Unser Zeitungsjunge Fritz, der hier beständig ein- und ausgeht, und der das vierzehnte Lebensjahr kaum überschritten hat, darf dem betrübenden Schauspiel nicht beiwohnen, daß Kümmel, in den frühen Morgenstunden genossen, der sündigen Creatur Behagen bereiten kann. Das geht nicht. Wenn Sie Wasser trinken wollen, so steht Ihnen die Redactionspumpe zur unbeschränkten Verfügung; aber ihr Specialbrunnen muß versiegen. Sie begehen eine verhängnißvolle Verwechselung zwischen Redaction und Destillation. Hier wird kein Schnaps getrunken, und ich muß Sie dringend ersuchen, Ihre Wasserflasche nicht wieder mitzubringen."

Das Fläschchen entschwand denn auch unsern Blicken, von Stund ab aber auch Schnabel öfter als gewöhnlich. Er suchte immer einen Vorwand, um irgend eine Zeitung im Nebenzimmer einzusehen oder dergleichen. Kurz und gut, im Laufe des Vormittags verließ er das Zimmer fünf- bis sechsmal, und wenn er wiederkam, machte er immer eigenthümliche Bewegungen mit den Lippen, die uns Beiden sehr verdächtig vorkamen.

Wir Collegen nahmen im Uebrigen die Sache nicht allzu tragisch. Wir wußten ja, daß wir dem guten Willibald den Kümmel nicht mehr verleiden konnten. Zu Weihnachten schenkten wir ihm sogar eine große, große Flasche Gilka, die er am Heiligabend mit der von allen Redactionsmitgliedern, auch vom ahnungslosen „Männchen", unterzeichneten Widmung auf seinem Schreibtisch fand:

Daß Du Wasser nur getrunken,
Das zu glauben wird uns schwer.
Jene Röthe Deiner Nase
Rührt wohl nicht vom Wasser her.

Aber die Hauptsache hatte ich ja erreicht: Schnabel trank nun heimlich, und die Jugend wurde durch böses Beispiel nicht mehr verdorben.

Mit unserm Zeitungsjungen Fritz war ich überhaupt nicht sehr zufrieden. Der Junge machte auf uns den Eindruck, als ob er auf krummen Wegen ginge, und wir überwachten ihn scharf. Ich hatte nämlich gemerkt, daß meine Cigarrenkiste, deren Inhalt damals nicht so werthvoll war, als daß ich sie hätte besonders zu verschließen brauchen, sich ungewöhnlich schnell leerte. Engelmann hatte Fritz eines Sonntags mit der brennenden Cigarre spazieren gehen sehen, und da der Junge zu jedem Augenblick, ob wir nun da waren oder nicht, in der Redaction ein- und ausgehen konnte, lenkte sich auf ihn der Verdacht, daß er von meinen Cigarren seine Rauchbedürfnisse befriedigte. Ich zählte die Cigarren nach und stellte nun in der That fest, daß wöchentlich vier bis fünf Cigarren gestohlen wurden.

Engelmann, mit dem ich Alles besprach, also natürlich auch die Cigarrenfrage, war der Ansicht, daß der Uebelthäter eine derbe Lection empfangen müsse. Es handelte sich vor allen Dingen darum, ihn zu erwischen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihm das Rauchen fremder Cigarren gründlich zu verleiden. Wir verfielen also auf den teuflischen Einfall, den wir den Secessionisten, welche Torpedos in die für die Schiffe bestimmten Kohlen einschmuggelten, abgelauscht hatten. Ich kaufte eine sogenannte „Solferino-Cigarre"; bis auf den heutigen Tag habe ich nicht erfahren, weshalb sie so genannt wurde. Unter dem tückischen Deckblatt verbarg diese ganz unverfänglich aussehende Cigarre kleine Feuerwerkskörper, die nach wenigen Zügen durch den glimmenden Tabak entzündet wurden. Diese also, die sich äußerlich von meiner Sorte wenig oder gar nicht unterschied, legte ich in meine Kiste. Jeden Morgen sahen wir nach, Engelmann und ich, ob die strafende Solferino-Cigarre schon in die Hände des Frevlers gefallen sei. Eines Morgens fehlte sie.

Es war wieder die bewußte Pause, wir hatten uns wieder zusammengesetzt, Engelmann, Schnabel und ich, und schwatzten und rauchten. Auf einmal entlud sich Schnabels Cigarre mit einem lauten Knall. Ein köstlicher Feuerregen von Gold mit himmelblauen und tiefrothen Leuchtkugeln sprühte lustig, Herz und Auge erfreuend, aus der Cigarre hervor, die Schnabel entsetzt von sich schleuderte, während wir Beide nun in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Nachdem sich Schnabel von seinem Entsetzen erholt hatte, lachte er brüllend mit. Diesmal theilte auch das „Männchen", der das schöne Feuerwerk sah, wenn er auch den Knall nicht gehört hatte, unsere Freude.

Nachdem wir uns endlich beruhigt hatten, gedachte ich wieder meiner väterlichen Pflichten Schnabel gegenüber und hielt ihm wiederum eine große Rede.

„Doctor," sagte ich zu ihm, „Sie nehmen kein gutes Ende! Sie vergreifen sich an fremdem Eigenthum, und diese Aneignung fremden Eigenthums ist bei Ihnen nicht mehr Sache der günstigen Gelegenheit, sie ist schon eine unheilvolle Gewohnheit geworden. Das betrübt mich tief. Ich könnte Sie dem irdischen Richter übermitteln, aber Sie wissen eben, daß ich Sie väterlich liebe, und bauen, leider mit Recht, auf meine väterliche Nachsicht. Aber Willibald, machen Sie sich denn nicht klar, daß Sie damit die strafwürdige Aneignung fremden Gutes noch durch Vertrauensbruch verschärfen? Und vergegenwärtigen Sie sich denn nicht, daß Sie durch Ihr schnödes Verfahren einen Unschuldigen mit einem schimpflichen Verdachte belasten: unsern armen Knaben Fritz? Schnabel, Willibald! Gehen Sie in sich und versprechen Sie mir, nie wieder Cigarren von mir zu nehmen! In der Kiste sind noch acht Stück, die will ich Ihnen schenken, denn sie haben mir nie geschmeckt. Aber damit muß es sein Bewenden haben."

Schnabel war gerührt. Er nahm die acht Cigarren, und ich glaube nicht, daß er mir noch einmal welche genommen hat.

* * *

Diese kleinen Scherze störten im Uebrigen keineswegs das gemüthliche Verhältniß, das sich zwischen uns Dreien herausgebildet hatte, und das mit der Zeit ein wahrhaft sympathisches geworden war. Schnabel war ein durchaus guter und liebenswürdiger Mensch. Seine Gefälligkeit kannte keine Grenzen, und in der Redaction war er vollkommen verläßlich. Ich bin nie mit einem Menschen näher zusammengekommen, über dessen persönliche Erlebnisse ich so wenig erfahren hätte. Er sprach niemals über seine Angelegenheiten, und wir fragten ihn natürlich auch nicht danach. Ganz zufällig erfuhren wir bei irgend einer Gelegenheit, daß er einmal in Amerika gewesen war. Er wußte da sehr gut Bescheid. Dann hörte ich auch von einem Bekannten, ebenfalls rein zufällig, daß er längere Zeit in einer größeren Stadt Westfalens eine Zeitung redigirt hatte. Das war Alles.

Ich hatte ihn auch niemals über körperliche Beschwerden klagen hören. Um so mehr überraschte es mich, als ich eines Morgens von ihm einen Brief empfing, in dem er mir mittheilte, daß er seit einer langen Reihe von Monaten kaum erträgliche Schmerzen aushalte und sich endlich dazu habe entschließen müssen, den Arzt im Krankenhause aufzusuchen. Dieser habe nun bei ihm ein schweres Herzleiden gefunden. Auf den Rath des Arztes habe er sich in das Krankenhaus aufnehmen lassen. Er halte es nun für seine Pflicht, mir zu sagen, daß ich mich nach einem andern Redacteur umsehen möchte, denn er glaube nicht, daß er das Krankenhaus lebend verlassen werde.

Wir wußten, daß Schnabel keine sentimentalen Redensarten machte, und sein Schreiben erschreckte und betrübte uns sehr.

Noch im Laufe desselben Vormittags besuchte ich Schnabel, und nun fiel mir in der That sein Aussehen auf. Er war im Uebrigen wie immer guter Laune und vollkommen gefaßt. Er las Lucians Gespräche.

Der Arzt des Krankenhauses, zu dem ich mich alsdann begab, bezeichnete den Zustand unseres Collegen als hoffnungslos. Wir besuchten den guten Willibald während seiner Krankheit fast täglich und versorgten ihn mit Lectüre und allerlei Kleinigkeiten, die ihn erfreuen konnten. Er war uns sehr dankbar dafür. Er wurde zusehends hinfälliger und schwächer, und etwa zwei Monat nach seiner Aufnahme in das Krankenhaus starb er . . .

Als wir ihn begraben hatten und den Kirchhof verließen, trat der einzige Fremde, der der Bestattung beigewohnt hatte, an mich heran und stellte sich mir als Landgerichtsrath Fabricius vor. Er war ein Jugendfreund Schnabels, hatte mit ihm zusammen studiert und war ihm auch auf seinem späteren Lebenswege begegnet. Zur Zeit, als Schnabel Redacteur

des westfälischen Blattes war, war Fabricius Untersuchungsrichter in derselben westfälischen Stadt, und da führte der Zufall die Beiden in einer ganz eigenthümlichen Situation zusammen.

Der Landgerichtsrath, der die Nachricht vom Tode unseres Collegen in unserer Zeitung gelesen hatte und eigens herübergekommen war, um dem verstorbenen Freunde die letzte Ehre zu erweisen, hat mir diese sonderbare Begegnung am Tage des Begräbnisses ausführlich erzählt, und so, wie ich sie gehört und in meinem Gedächtniß bewahrt habe, will ich sie hier wiedererzählen.

* * *

„Es war in den ungemüthlichsten Tagen des Verfassungsconflictes," so begann der Landgerichtsrath seine Geschichte, während wir in der Frühsonne des herrlichen Tages langsam durch die noch menschenleeren Anlagen der Stadt einherschlenderten. „Ich war erst vor wenigen Wochen als Untersuchungsrichter an das Landgericht versetzt worden und hatte mich gefreut, in der mir fremden Stadt einen alten lieben Freund wiederzufinden. Schnabel, der immer der gemäßigten Partei angehört hatte, redigirte das Localblatt mit Geschick und großem Erfolge. Unter seiner Leitung hatte es sich in unserer Stadt neben den großen, mit ganz andern Mitteln ausgestatteten Organen eine ansehnliche Stellung zu verschaffen gewußt. Er war in allen seinen öffentlichen Aeußerungen sehr vorsichtig und gemessen, und die Gefahr, daß wir, die wir alte Freunde waren, einmal an einander gerathen würden, daß ich in meiner amtlichen Eigenschaft als Untersuchungsrichter mit dem verantwortlichen Redacteur in unliebsamer Weise verkehren müßte, war als ausgeschlossen zu betrachten. In unserm täglichen Verkehr vermieden wir es übrigens durch stillschweigende Uebereinkunft, jemals das politische Gebiet zu streifen.

Kurze Zeit nach meiner Uebersiedelung erging von dem damaligen Justizminister ein Erlaß an die staatsanwaltlichen Behörden in der Provinz, von dem auch die richterlichen Beamten Kenntniß erhielten, der im Uebrigen aber unter dem Schutze des dienstlichen Geheimnisses bleiben sollte.

Eine Zeit lang wurde dies Geheimniß auch streng gewahrt, aber nach einigen Wochen sickerte es doch durch. Zeitungen der Hauptstadt und große Organe der Provinz brachten mehr oder minder richtige Mittheilungen darüber, und der Erlaß, der in der That sehr anfechtbar erschien, wurde auch von den gemäßigten Organen scharf kritisirt.

Ich war ein noch junger Beamter. Jener Erlaß hatte mich schwer verdrossen. Ich hatte in ihm gewissermaßen einen Eingriff in die Unabhängigkeit der Richter erblickt und meine Mißstimmung meinen Collegen gegenüber bei mannigfachen Gelegenheiten in ziemlich schroffer Weise ausgesprochen. Ich stand mit dieser Meinung nicht allein da; im Gegentheil,

wir Alle fast ohne Ausnahme, mit dem Präsidenten an der Spitze, verurtheilten diese Aeußerung der obersten Justizbehörde in derselben Weise.

Als nun die Zeitungen die ersten Mittheilungen über das Actenstück brachten, erhob sich fast in der gesammten Presse ein wahrer Sturm. Einige Tage lang war von nichts Anderm die Rede.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß in unseren täglichen Zusammenkünften zwischen Schnabel und mir von den Tagesfragen eigentlich niemals die Rede war. Aber gerade diese Frage hatte mich ungewöhnlich erregt, und eines schönen Tages, als Schnabel sich bei mir erkundigen wollte, ob die Zeitungsmittheilungen denn wirklich richtige seien, ließ ich mich im vertraulichen Gespräch dazu hinreißen, an dem Erlasse meines höchsten Vorgesetzten eine sehr starke, ja leidenschaftliche Kritik zu üben.

„Du solltest mir etwas darüber schreiben," sagte Schnabel. „Ich beherrsche den Gegenstand nicht genügend, um mit dem erforderlichen Nachdruck davon zu sprechen, und zu allgemeinen Redensarten ist die Sache doch zu ernst. Schreibe mir etwas! Du kannst ja so vorsichtig und zurückhaltend sein wie Du willst!"

„Gut," sagte ich, „das will ich gern thun, denn es ist viel dummes Zeug über die Sache geschrieben worden, und das, was ich schreibe, werde ich vor meinem Gewissen ruhig vertreten können."

Noch an demselben Abend setzte ich mich nieder und schrieb einen Aufsatz, der in der Form so gemessen und unbedenklich wie nur möglich war. Ich bildete mir ein, daß ich damit wirklich nützen und auf einen offenbaren Mißgriff in bescheidenster Form aufmerksam machen könne. Der Aufsatz muß wohl auch nicht ganz schlecht ausgefallen sein, denn er fand weit mehr Beachtung, als ich hatte erwarten dürfen. Aus dem bescheidenen Provinzialblatt, in dem er zuerst erschienen war, wurde er von den wichtigsten Blättern der Hauptstadt nachgedruckt und mit beifälligen Commentaren begleitet. Ich empfand eine besondere Genugthuung darüber, daß er wenigstens seine Adresse nun wohl erreichen würde.

In dieser Beziehung täuschte ich mich denn auch nicht. Der Aufsatz wurde im Ministerium gelesen.

Ich hatte vorausgesetzt, daß ich meinen Ausführungen nur solche Mittheilungen zu Grunde gelegt hatte, die bereits von anderen Blättern gebracht worden waren; denn thatsächlich war nahezu der Gesammtinhalt jenes Erlasses bekannt geworden. Aber ich hatte mich doch getäuscht. Unvorsichtigerweise hatte ich eine kleine Stelle aus dem Erlasse wörtlich, und durch Gänsefüßchen als Citat bezeichnet, in meinem Aufsatze wiedergegeben, und gerade diese Stelle war in keiner der bisher erschienenen Mittheilungen enthalten gewesen. Ich wurde erst später darauf aufmerksam gemacht.

Der Justizminister ließ sich die betreffende Nummer der Schnabel'schen Zeitung kommen und erließ nun an unseren Staatsanwalt die Weisung,

den Verfasser zu ermitteln, gegen den wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses amtlich eingeschritten werden sollte.

Der Staatsanwalt beauftragte mich, den Untersuchungsrichter, Dr. Schnabel als Zeugen zu vernehmen und durch seine Aussage zu ermitteln, wer der Verfasser sei. Es wurde mir bedeutet, daß ich bis an die äußersten Grenzen meiner amtlichen Befugniß gehen solle, um die geforderte Auskunft vom Zeugen zu erlangen, daß ich auch vor dem äußersten Mittel des Zeugnißzwangs nicht zurückschrecken dürfe.

Es war mir nicht angenehm zu Muthe, als ich die Vorladung des Zeugen Schnabel unterschrieb. Und ich mache Ihnen kein Geheimniß daraus, daß mir das Herz wirklich klopfte, als ich am andern Morgen in der Amtsstube saß, und die Stunde, in der Zeuge Schnabel vernommen werden sollte, heranrückte.

Selbstverständlich hatte ich es vermieden, seit jenem Tage, an dem ich meinem Freunde das Manuscript anvertraut hatte, über das Schicksal des Aufsatzes auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln. Am Abend vorher waren wir wie gewöhnlich zusammengetroffen. Schnabel hatte seine Vorladung bereits erhalten; aber auch er berührte die Sache mit keiner Silbe.

Für mich stand sehr viel auf dem Spiele. Ich war verlobt. Mein Schwiegervater war ein streng conservativer Beamter, und ich wußte ganz genau, welche Wirkung es auf ihn machen würde, wenn er erführe, daß gegen mich wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses, wegen einer an meinem Vorgesetzten öffentlich geübten Kritik das Disciplinarverfahren eröffnet werden würde. Ich wußte auch, welchen Einfluß diese Angelegenheit auf meine ganze Lebensstellung auszuüben wohl geeignet war. Ich machte mir freilich klar, daß ich eine Ungehörigkeit begangen hatte; aber ich sah auch ein, daß ich diese nicht durch eine neue verstärken dürfe, und daß es mir absolut untersagt war, den Zeugen, den ich zu vernehmen hatte, in irgend einer Weise zu beeinflussen.

So saß ich also in recht unbehaglicher Stimmung in meiner Amtsstube; neben mir der Schreiber, dem ich die Protocolle der Vernehmungen dictirte.

„Der Zeuge Dr. Schnabel soll eintreten," befahl ich dem Gerichtsdiener, der an der Thür wartete.

Gleich darauf trat Schnabel ein. Er grüßte mich höflich und förmlich, und ich erwiderte seinen Gruß ebenso. Wir waren Duzbrüder, aber hier durfte auf unseren vertraulichen Verkehr keine Rücksicht genommen werden.

„Wollen Sie sich setzen," redete ich ihn an.

Nachdem die Personalien und sonstigen Förmlichkeiten erledigt waren, begann ich:

„Sie sind der verantwortliche Redacteur der X. X.-Zeitung?"

„Jawohl."

„Sie haben in Ihrer Nummer vom soundsovielten vorigen Monats

einen Aufsatz über einen geheimen Erlaß des Justizministers veröffentlicht. Hier ist der Aufsatz. Ist Ihnen derselbe bekannt?"

„Jawohl."

„In diesem Artikel ist namentlich eine Stelle, die darauf schließen läßt, daß derselbe von einer Person geschrieben worden ist, die in der Lage war, von dem Wortlaute jenes Actenstückes Kenntniß zu nehmen. Da der Erlaß aber von der obersten Behörde als ein vertraulicher bezeichnet worden ist, so würde sich entweder der Verfasser, wenn ihm in seiner amtlichen Eigenschaft der Erlaß zugänglich gemacht worden ist, oder die Person, welche diesen Erlaß dem Verfasser des Aufsatzes zur Verfügung gestellt hat, einer Verletzung des Dienstgeheimnisses schuldig gemacht haben, und es würde gegen den Betreffenden eingeschritten werden müssen. Ich habe Sie daher als Zeugen vorgeladen und nun zunächst die Frage an Sie zu richten: Wer hat den Aufsatz verfaßt?"

Ich war auf Schnabels Antwort sehr gespannt. Absichtlich vermied ich es, seinem Blicke zu begegnen. Ich stöberte in meinen Acten herum und wartete. Es verging eine Pause, die mir sehr lang erschien. Schnabel räusperte sich und antwortete dann:

„Ich bedauere, Ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben zu können."

„Geben zu können oder geben zu wollen?" fragte ich wieder.

„Geben zu wollen," versetzte Schnabel. „Der Verfasser hat mich nicht besonders ermächtigt, ihn im Falle einer amtlichen Anfrage als solchen zu bezeichnen, und nach allgemeinem Redactionsbrauche ist in diesem Falle der Redacteur verpflichtet, das Geheimniß zu wahren."

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," entgegnete ich ihm, „daß wir uns hier um das, was Redactionsbrauch ist oder nicht ist, gar nicht zu kümmern haben. Sie sind hier Zeuge und haben als Zeuge die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, auch wenn diese für Diesen oder Jenen unliebsam sein sollte."

„Sie müssen mir gestatten, Herr Untersuchungsrichter," fiel Schnabel ein, „daß ich das, was ich für meine Pflicht halte, selbst bemesse. Ich werde den Verfasser auf keinen Fall nennen. Das ist mein erstes und letztes Wort, und dabei bleibe ich. Und ich wäre wirklich begierig, zu sehen, welche Zwangsmittel Sie anwenden könnten, um mich von meinem Vorhaben abzubringen."

„Diese Zwangsmittel sind doch wohl stärkere, als Sie glauben," versetzte ich. „Ich ermahne Sie noch einmal und auf das Allerdringlichste, meiner Aufforderung, den Verfasser jenes Aufsatzes zu nennen, Folge zu leisten. Beharren Sie bei Ihrer Weigerung, so würde ich mich zu meinem Leidwesen gezwungen sehen, zum Aeußersten zu schreiten: ich würde Sie hier einfach festhalten, und zwar so lange, bis Sie andern Sinnes geworden

sind, Ihre Zeugenpflicht erkennen und schließlich das thun, was Sie in Ihrem wohlverstandenen Interesse sogleich thun sollten."

„Es steht in Ihrem Belieben, Herr Untersuchungsrichter, jedes Mittel, das Ihnen gesetzlich zu Gebote steht, gegen mich anzuwenden. Ich glaube aber noch immer nicht, daß Sie damit etwas erreichen werden."

„Noch einmal muß ich Ihnen in unzweideutiger Weise zu verstehen geben, daß ich hier nicht etwa einen Einschüchterungsversuch vornehme und es nicht etwa bei der Drohung bewenden lassen werde. Ich gebe Ihnen ferner zu bedenken, daß nach menschlicher Berechnung Sie die Geduld früher verlieren werden als wir; denn wir können sehr lange warten. Uns ist es schließlich einerlei, ob Sie hinter Schloß und Riegel sitzen. Es belästigt uns nicht! Ihnen allein stehen sehr ernsthafte Unannehmlichkeiten bevor. Ich will Ihnen also noch eine kurze Bedenkzeit lassen. Ich will einstweilen von dieser Unterredung kein Protocoll aufnehmen lassen und Ihre Vernehmung auf eine Stunde später verlegen. Das ist Alles, was ich für Sie thun kann. Aber ich ermahne Sie noch einmal sehr dringlich, sich Alles das zu vergegenwärtigen, was Ihnen bevorsteht. Verweigern Sie mir bei der späteren Vernehmung die Aussage mit derselben Entschiedenheit wie jetzt, so werde ich Sie unbedingt auf der Stelle einsperren lassen. Das kündige ich Ihnen hiermit an, und ich scherze nicht."

„Der Respect, den ich Ihrem Amte schulde, untersagt auch mir jeden Scherz, Herr Untersuchungsrichter, ich spreche ebenfalls sehr ernst und wohlerwogen. Es ist durchaus überflüssig, daß Sie die Vernehmung hinausschieben und mir noch eine Bedenkzeit geben. Es ist Alles bedacht. Ich bitte Sie also, das Protocoll sogleich zu dictiren und dann zu thun, was Sie zu thun für Ihr Recht und Ihre Pflicht halten."

„Wenn Sie es denn ausdrücklich wünschen, gut!"

Ich dictirte also das Protocoll: daß der Zeuge, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekannt gemacht, seine Aussage unbedingt verweigere und bei dieser Weigerung auch verharre, nachdem er auf die Folgen seines Verhaltens in nachdrücklichster Weise von dem Untersuchungsrichter aufmerksam gemacht worden sei. Der Schreiber verlas den trockenen Bericht: „Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben", reichte meinem Freunde die Feder, und dieser unterschrieb: „Dr. Willibald Schnabel".

Schnabel sah mich einen Augenblick fragend an. Ich hatte geschellt. Der Gerichtsdiener war wieder erschienen.

„Führen Sie den Herrn ab, in Untersuchungshaft."

Schnabel erhob sich. Ich glaube, er machte eine Verbeugung; ich habe es nicht genau gesehen, denn ich blätterte emsig in meinen Acten. Ich war so erregt, daß ich alle meine geistigen Kräfte anwenden mußte, um die mir noch obliegenden amtlichen Angelegenheiten zu erledigen. Ich machte meinen Bericht und ging nach Hause.

Eines stand für mich fest: meinen Freund durfte ich auf keinen Fall

seinem Schicksal überlassen. Tausend Gedanken wälzten sich in meinem Gehirn hin und her. Ich fand keinen andern Ausweg als den, mich selbst anzuzeigen und ein umfassendes Geständniß über den wahren Sachverhalt abzulegen. Wohin das für mich führen mußte, wußte ich nur zu gut. Und gerade diese Erkenntniß meiner mißlichen Lage war es, die mich dazu bestimmte, noch nicht sogleich den entscheidenden Schritt zu thun. Ich kannte ja meinen Freund Schnabel ganz genau. Ich wußte, daß seine Haft für ihn zunächst nur eine komische Bedeutung haben konnte; von tragischer Freiheitsberaubung war einstweilen noch nicht die Rede. Ich durfte mir also auch ohne irgendwelche Gewissensbisse ruhig Zeit gönnen, meinen Entschluß ausreifen zu lassen.

Von der Verhaftung Schnabels, die einer der ersten Fälle dieser Art war, wurde in unserer Stadt und namentlich in unseren juristischen Kreisen natürlich viel gesprochen. Obgleich ich mir die größte Mühe gab, mich zu beherrschen, merkten mir meine Collegen, die mit mir davon sprachen, doch an, daß mich die Sache in ungewöhnlichem Maße aufregte. Sie sprachen ihre Verwunderung über meine Empfindsamkeit aus.

Ich verließ das Casino, in dem wir uns allabendlich trafen, früher als sonst. Ich wollte arbeiten, es war mir nicht möglich; ich wollte mich durch leichtere Lectüre zerstreuen, Alles umsonst! Um ganz ehrlich zu sein, darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich eigentlich an den braven Schnabel, der auf meine Verordnung in der Zelle saß, weniger dachte als an mich selbst. Bis tief in die Nacht ging ich in meinem Zimmer auf und nieder, und die Zukunft, wie sie sich mir zu gestalten drohte, vergegenwärtigte sich mir mit widerwärtiger Schärfe. Ich sah das erzürnte Gesicht meines Schwiegervaters, sah meine Braut in Thränen; ich sah mich selbst wie einen armen Sünder schuldbeladen vor den Meinigen. Es war höchst unangenehm, es war mehr als das! Meine unerquicklichen Grübeleien verallgemeinerten sich zu tiefsinnigen Betrachtungen über die Unverhältnißmäßigkeit, die oft zwischen der begangenen That und der Strafe besteht. Es half Alles nichts. Meine Erkenntniß, daß ich das, was ich gethan hatte, vor meinem Gewissen ruhig vertreten konnte, und daß ich eben nur durch eine geringfügige Unbesonnenheit in meine jetzige Nothlage gedrängt worden war, änderte an der Sache nicht das Geringste. Es blieb mir nichts Anderes übrig, ich mußte mich anzeigen, das Disciplinarverfahren gegen mich veranlassen und alle Folgen über mich ergehen lassen.

In jener Nacht schlief ich sehr wenig.

Ich war froh, als mir am andern Morgen in aller Frühe ein Brief mit dem Vermerk „Dringlich" gebracht wurde, an dessen Aufschrift ich die Hand meines Freundes Schnabel erkannte. Ich war besonders froh über den Inhalt. Dr. Schnabel schrieb mir ganz förmlich: er bitte mich um Anberaumung einer neuen Vernehmung, und zwar so bald wie möglich, da er mir eine neue wichtige Mittheilung zu machen habe.

So hatte das erzwungene Alleinsein denn doch die gewünschte Wirkung erzielt und Schnabel von der Vergeblichkeit seines Widerstandes überzeugt!

Es war mir wirklich lieb, daß Schnabel die Initiative ergriff und der Sache selbst ein schnelles Ende machte.

Ich kleidete mich schnell an und war schon gegen acht Uhr im Gerichtsgebäude. Ich gab sogleich den Befehl, Dr. Schnabel vorführen zu lassen. Der Bote kam indessen mit dem Bescheide zurück, daß Dr. Schnabel aus festem Schlafe hätte geweckt werden müssen, und daß daher einige Zeit vergehen könne, bis er kommen würde.

Schnabel beeilte sich. Nach kaum einer Viertelstunde erschien er, von dem Beamten gefolgt, in der Amtsstube. Diesmal begrüßten wir uns zwangloser und lächelten Beide.

„Also setzen Sie sich," sagte ich ihm. „Haben Sie sich eines Bessern besonnen? Das freut mich! Was haben Sie mir nun zu erklären?"

„Ihr Haftsbefehl," nahm Schnabel das Wort, „kam mir gestern allerdings etwas überraschend, und ich hatte nicht recht Zeit, mich zu sammeln. Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mir die nöthige Zeit zu gönnen und mir alle äußeren Bedingungen der Sammlung zu gewähren. Ich bin vollkommen ungestört geblieben. Und da habe ich allerdings eingesehen, daß ich mit meiner einfachen Verweigerung des Zeugnisses nicht zum Ziele kommen würde. Ich habe mich also zu etwas Anderm entschlossen."

„Also bitte!"

„Ich muß eine allgemeinere Bemerkung vorausschicken. In meiner Eigenschaft als Redacteur erhalte ich täglich eine sehr erhebliche Anzahl von schriftlichen Zusendungen, Correspondenzen, Aufsätze und dergleichen. Diejenigen, die ich zur Aufnahme in die Zeitung bestimme, sind sehr selten so beschaffen, daß sie unverändert aus meinen Händen in die Druckerei gehen könnten. In den meisten Fällen sehe ich mich vielmehr veranlaßt, diese und jene Veränderung in der Form oder im Inhalt vorzunehmen. Auch im Inhalte — ich bitte Sie, das besonders zu beachten! Es ereignet sich täglich der Fall, daß ich in den Einsendungen dies oder das erheblich abschwäche oder wesentlich verschärfe. Seit der Veröffentlichung jenes Aufsatzes, über dessen Urheber Sie mich befragt haben, sind nun aber drei, vier Wochen vergangen, und seit jener Zeit habe ich hunderte von solchen Einsendungen erhalten und beinahe an ebensovielen starke Aenderungen, wie ich sie eben bezeichnet habe, vorgenommen. Es wäre mir durchaus unmöglich, heute mit aller Bestimmtheit anzugeben, ob und welche Veränderungen ich an einem Manuscripte, das mir vor einigen Wochen zugegangen ist, vorgenommen habe. Es kann daher auch sehr wohl möglich sein, daß ich mich an dem Manuscripte jenes Aufsatzes als Redacteur stark betheiligt habe, daß ich wesentlicher Mitarbeiter an demselben geworden bin. Und der Fall ist nicht undenkbar, daß ich vielleicht gerade solche Sätze oder Wörter hineingeschrieben habe, die nach der Auffassung des

Staatsanwalts den strafbaren Charakter des Aufsatzes verursacht haben können. Nun sagt mir aber mein Rechtsgefühl, daß ich doch unmöglich da Zeuge sein kann, wo ich vielleicht Thäter bin. Ich bitte Sie also, meine Erklärung in diesem Sinne zu Protocoll zu nehmen. Es ist gar nicht nöthig, daß hier eine Verletzung des Dienstgeheimnisses vorliegt, und wenn das der Fall sein sollte, könnte ich kaum sagen, wem die Schuld beizumessen wäre. Ich habe über jenen Erlaß in vielen Blättern lange Aufsätze gelesen, habe mit Dutzenden von Leuten darüber gesprochen, mit Beamten und Nichtbeamen — das Genaue kann ich heute nicht mehr wissen. Ich will nicht mit apodiktischer Bestimmtheit behaupten, daß sich die Sachen so verhalten, wie ich sage, aber die Möglichkeit ist vorhanden. Es ist sehr wohl denkbar, daß ich nicht blos als verantwortlicher Redacteur, sondern als wirklicher Miturheber jenes Aufsatzes zu betrachten bin. Ich bitte also unbedingt, die Anklage auch auf mich auszudehnen, und ich glaube nicht, daß Sie in diesem Falle in der Lage sind, mich jetzt noch als Zeugen zu vernehmen."

Es war mir im ersten Augenblicke zweifelhaft, ob diese Erklärung Schnabels als ein genügender Grund zu seiner Haftentlassung angesehen werden müsse. Ich beschränkte mich vorläufig darauf, ein genaues Protocoll seiner Erklärung aufzunehmen. Ich sprach mit dem Staatsanwalt und mit dem Präsidenten, und Beide erklärten sich mit meiner Auffassung, das unter diesen Verhältnissen die Haft kaum aufrechterhalten werden könne, wenn auch nicht rückhaltlos, einverstanden.

Gegen Mittag wurde Schnabel auf freien Fuß gesetzt.

Der Staatsanwalt erhob nun die Anklage gegen ihn. Schnabel wurde in der ersten und zweiten Instanz freigesprochen, und die Sache hatte damit ihre Ende.

Wir haben wohl noch ein Jahr in derselben Stadt zusammen gelebt, wir haben uns nach wie vor fast täglich gesehen. Schnabel hat mir gegenüber niemals jene Angelegenheit auch nur mit einem Worte berührt. Als er unsere Stadt verließ und mir seinen Abschiedsbesuch machte, wollte ich davon anfangen. Es drängte mich dazu. Ich wollte ihm ein Wort des Dankes sagen. Aber er schnitt mir das Wort sofort ab:

„Thu mir den Gefallen und sprich nicht von Sachen, über die ich nicht sprechen darf. Das ist Redactionsgeheimniß. Also lebe wohl!"

Wir haben uns noch manchmal geschrieben. Ich wußte, daß es ihm schlecht erging, und es würde mir eine aufrichtige Freude gewesen sein, dem lieben treuen Mann irgendwie nützlich sein zu können. Er ist niemals mit irgend einer Bitte an mich herangetreten, und ich habe es selbstverständlich niemals wagen dürfen, ihm eine Unterstützung anzubieten, die er nicht begehrte.

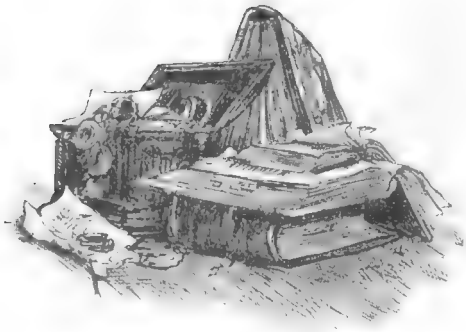
Glauben Sie mir," schloß der Landgerichtsrath, „der arme Freund,

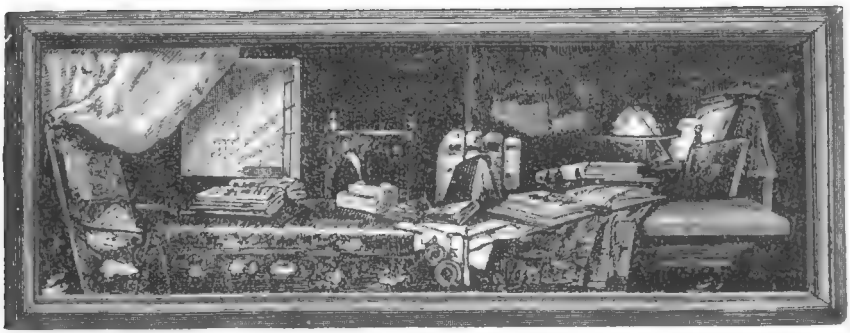
den wir eben begraben haben, war ein selten guter und zuverlässiger Mensch, ein edler Freund!"

Nun wußte ich auch, wer den schönen Kranz auf den Sarg gelegt hatte.

* * *

Als ich neulich meine alten Papiere ordnete, fand ich zufällig einen Zettel mit Schnabels Handschrift, und da erinnerte ich mich des guten Menschen, und mit der Erinnerung an ihn vergegenwärtigten sich mir auch die Persönlichkeiten und gewisse kleine Erlebnisse aus meiner Redactionszeit in der Provinz. Und im Gedenken an diese Vergangenheit habe ich diese Zeilen niedergeschrieben.





Vier berühmte Astrologen.

Von

M. Cantor.

— Heidelberg. —

Wer heute in Gegenwart auch nur halbweg gebildeter Leute die Sterndeutung als eine Wissenschaft bezeichnen wollte, der man mit persönlichem Vortheile ebensowohl als zum Nutzen der Menschheit sich widmen dürfe, liefe Gefahr, daß man die Gesundheit seiner Geisteskräfte anzweifelte. Daß es sich früher nicht so verhielt, weiß gleichfalls Jedermannn. Aber über die zeitliche Begrenzung dieses Wortes „früher" sind vielfach irrige Vorstellungen vorhanden.

Wir wollen nicht darauf Gewicht legen, daß noch 1816 Joh. Wilh. Andreas Pfaff eine Astrologie in Druck herausgab und doch den Glauben an seine Befähigung dadurch so wenig erschütterte, daß er als Professor der Mathematik 1817 nach Würzburg, 1818 nach Erlangen berufen wurde. Wir haben Gelehrte von viel fester begründetem, viel weiter verbreitetem Weltruhme im Auge, deren Zeitalter allerdings um mehrere Jahrhunderte früher liegt, von deren Beziehungen zur Wissenschaft der Sterndeutung die Meisten jedoch darum nicht besser unterrichtet sind. Ihre astrologische Thätigkeit zu schildern, vorher mit wenig Strichen ein Bild davon zu entwerfen, wie die Astrologie entstand, wie sie zur Wissenschaft anwuchs, wie sie gradezu fruchtbringend war, das soll unsere Aufgabe sein.

„Und Gott machte zwei große Lichter: ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne."

Erst nach der Schöpfung von Sonne, Mond und Gestirnen läßt der biblische Schriftsteller, hierin sicherlich das Richtige treffend, lebende Geschöpfe,

zuletzt den Menschen entstehen, und wollten wir seine Gedankenfolge in die Bildersprache eines anderen Glaubenskreises kleiden, wir dürften sagen: An der Wiege der Menschheit stand schon Urania, die Muse der Sternkunde.

War doch die Sonne bei Tag, waren doch Mond und Sterne bei Nacht Uhr und Wegweiser zugleich für die Menschen von Anfang an.

Leiteten, regierten sie ihn doch da, wo er zuerst und am Unentbehrlichsten der Leitung bedurfte. Was Wunder, wenn er die Stellung jener Lichter am Himmel genauer und genauer beobachtete, wenn er insbesondere auf sieben derselben, die ihre Stellung rascher und häufiger als die anderen veränderten, sein Augenmerk richtete? Was Wunder, wenn er in ihnen zur Leitung auserkorene Wesen, Götter erkannte, denen einzelne Zeitabschnitte hindurch die Regierung der Welt angehörte? In dieser Weise etwa mag unter dem klaren Sternhimmel Mesopotamiens die Anbetung der sieben Himmelsgottheiten und die durch sie beeinflußte siebentägige Woche zu Stande gekommen sein.

Und nun ergab eine weitere Folgerung sich von selbst. Wenn Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond (um die heute gebräuchlichen Namen anzuwenden) die sieben Zeitregenten waren, so mußte ihre Stellung zu einander und zugleich zu den übrigen Gestirnen des Himmels, so mußten ganz besonders außerordentliche Erscheinungen, wie die Verfinsterung von Sonne und Mond, für die Geschicke der Menschheit von höchster Wichtigkeit sein.

In der That hat sich bis auf den heutigen Tag ein Vorbedeutungskalender erhalten, verfaßt für König Sargon, der etwa um das Jahr 1700 vor dem Anfangspunkte der christlichen Zeitrechnung lebte. In diesem Kalender ist angegeben, von welchen Folgen es begleitet sei, wenn eine Sonnen- oder Mondfinsterniß an diesem oder jenem Tage des Jahres eintrete.

Die Griechen dürften, wie so manches Morgenländische, auch den Glauben an vorbedeutende Finsternisse erst mit dem Alexanderzuge erworben haben, aber doch ist es allbekannt, daß Thales den Namen des Weisen erhielt, weil er für das Jahr 585 vor Christus eine Sonnenfinsterniß ankündigte, die am 28. Mai wirklich eintrat, während eine Entscheidungsschlacht zwischen Medern und Lydern wogte.

Wichtiger noch als die großen Geschicke der Menschheit pflegen dem Einzelmenschen die Schicksalsereignisse zu erscheinen, welche ihn selbst betreffen. Und sollten die Götter nicht jedem Einzelnen mit gleichem Rechte seine Freuden und Schmerzen, seine Erfolge und Niederlagen bei der Geburt bestimmen? Sollte diese Vorbestimmung nicht, ähnlicherweise wie es Zeichen großer Weltereignisse gab, äußerlich erkennbar für den Wissenden in dem Stand der Gestirne zu lesen sein, sei es, daß man diesen im Augenblick der Geburt des Einzelnen, sei es in besonders bedeutungsvoller

Stunde seines Lebens beobachtete? Gewiß, so mußte es sein! Und auch nachdem die Planetengötter vom Weltthrone gestürzt waren, als andere Gottheiten anderen Ursprunges in anderen Himmelsgegenden dem angeborenen, natürlichen Glaubensbedürfnisse der Völker Befriedigung gewährten, schrieben die dort heimischen Götter noch immer in Sternenschrift das Leben der Menschen am Himmelsgewölbe nieder. Diese Schrift zu entziffern, bildete den höchsten Gipfel der Wissenschaft von den Sternen.

Man wäre beinahe versucht zu fragen, wie eine Sternkunde von der Art, wie wir sie eben in flüchtigen Umrissen gezeichnet haben, zur modernen beobachtenden und rechnenden Astronomie werden konnte, welche Himmelserscheinungen keinerlei vorbedeutende Rolle zuweist als höchstens im Gebiete der Witterungskunde. Die Beantwortung dieser Frage ist eine mehrfach gespaltene. Erstens waren die Griechen, von welchen unsere ganze europäische Wissenschaft, so weit sie überhaupt eines alten Ursprunges ist, sich herleitet, wie oben bemerkt, bereits im Besitz einer Sternkunde, die rechnend die Wiederkehr der Finsternisse ermittelte, ehe sie zu dem wurde, was wir im Gegensatze zur Astronomie die Astrologie zu nennen pflegen, und daß bei jenem durchaus mathematisch angelegten Volke ein solcher lebensfähiger Keim, einmal vorhanden, nicht verkümmerte, war begreiflich. Dann aber war es zweitens für die Astronomie selbst von unermeßlichem Werth, daß die Astrologie hohe Ziele an die genaue Beobachtung des Standes der Himmelskörper knüpfte. Nicht für jeden Menschen wurde in der Stunde der Geburt die Beobachtung wirklich angestellt, welche zur Ermittelung seiner Zukunft erforderlich war. Gelangte aber irgend eine Persönlichkeit zu hoher Stellung, so war es erwünscht, rückwärts eine solche Nativität zu stellen, um des späteren Kunstwortes uns zu bedienen. Man mußte also in der Lage sein, ohne Beobachtung genau anzugeben, wie an einem gegebenen Orte an einem gegebenen, vergangenen oder künftigen Tage zu gegebener Stunde der Stand der Gestirne war. Mann mußte rechnend Tafeln herzustellen lernen, aus welchen Solches zu entnehmen war, sogenannte Ephemeriden, deren der heutige Astronom so wenig entrathen kann als der Astrolog, für den ihre Berechnung erdacht wurde. So zeigt auch hier sich, wofür die Geschichte der Wissenschaften so viele Beispiele darbietet, der Segen, den das Streben nach hohem Ziele selbst dann mit sich führt, wenn jenes Ziel als unerreichbar sich erwies, wenn es, eine Fata Morgana für den Geist, dem, der sich nähern will, in Nichts zerfließt! So entstand die Phosphorgewinnung beim Aufsuchen des Steines der Weisen; so wurde Amerika entdeckt, indem Columbus auf viel zu klein angenommenem westlichem Wege Indien zu erreichen suchte.

Und zerfloß wirklich die Astrologie bald und vollständig in Nichts? Wir haben die Frage in unseren Anfangsworten bereits verneint. Wir kommen jetzt zu unserem eigentlichen Gegenstande, indem wir zeigen wollen, wie die neuere Sternkunde, deren Anfang man in das XVI. und

XVII. Jahrhundert zu setzen pflegt, der älteren Sterndeutung so wenig widerstrebte, daß die Männer, welchen unsere Sternkunde ihren Ursprung verdankt: Coppernicus, Brahe, Galilei, Kepler selbst fest in den astrologischen Banden ihrer Zeit gefangen lagen.

Nikolaus Koppernigk, geboren zu Thorn am 19. Februar 1473, Frauenburger Domherr seit August 1497, Doctor beider Rechte seit dem 31. Mai 1503 in Folge einer an der Universität Ferrara bestandenen Prüfung, Leibarzt seines Onkels des Bischofs Lucas Watzelrode, aber auch des Bischofs Mauritius Ferber in den Jahren 1506 bis 1537, Uebersetzer griechischer Briefe des Theophylaktus Simokatta ins Lateinische vor 1509, erster Verwaltungsbeamter der kirchlichen Güter bei Allenstein um 1520, Verfasser eines deutsch geschriebenen Gutachtens für Münzeinigung 1519 bis 1522, wäre, selbst wenn er sein großes Lebenswerk von der Bewegung der Himmelskörper nie geschrieben hätte, durch die vielfache, fast alle Gebiete menschlichen Denkens berührende Thätigkeit, die wir soeben in trockener Reihenfolge der Jahreszahlen, an die sie sich knüpfte, aufzählten, ein Beispiel seltener Bildungsbreite und Bildungstiefe gewesen. Und nun vollends jenes unsterbliche Werk, begonnen zwischen 1506 und 1512, bei Seite gelegt und wieder aufgenommen, gefeilt und überarbeitet wie kaum ein zweites wissenschaftliches Werk unter stets neuen Beobachtungen, neuen Rechnungen! Nach mehr als dreißigjährigem Brüten läßt der Verfasser sich zur Veröffentlichung bewegen. Das erste gedruckte Exemplar — so erzählt die Sage — wird 1543 in die Hände des sterbenden Coppernicus gelegt.

Wenn gleich die Kenntniß von dem coppernikanischen Weltsysteme heute Gemeingut aller Gebildeten ist, so dürfte doch eine rasche Gegenüberstellung dessen, was man früher für richtig hielt, und dessen, was Coppernicus behauptete, für unsere Zwecke nicht überflüssig sein. In der Mitte des Weltalls, so sagten die Alten und am Deutlichsten unter ihnen Claudius Ptolemäus etwa um das Jahr 160 nach Christi Geburt, ruht die Erde. Um sie kreisen die sieben Wandelsterne in regelmäßiger Bewegung. Die längste Zeit von 29½ Jahren braucht Saturn, bis er wieder den Platz, von dem er ausging, erreicht hat. Jupiter demnächst braucht 12, Mars 2 Jahre, die Sonne 1 Jahr. Noch kürzer sind die Umlaufszeiten von Venus, Merkur und Mond, welche auf ⅔, ¼ und 1/12 Jahr sich bemessen. Das war ein ungemein einfacher Gedanke, aber er widersprach den Beobachtungen. Der Stand der Planeten war nun einmal, wenn man ihn mit den einfachsten Meßwerkzeugen zu verschiedenen Zeiten beobachtete, nicht so, wie es eine einfache Kreisbewegung des Wandelsterns mit sich brachte, und man mußte zu einer Veränderung sich herbeilassen, welche den Grundgedanken von dem Feststehen der Erde, um welche — oder sollen wir sagen um derentwillen? — die anderen Himmelskörper sich bewegten, nicht antastete. Man fand Befriedigung durch

die Annahme, die Erde ruhe außerhalb des Mittelpunktes jener Kreisläufe, sie sei excentrisch, die Kreisläufe seien aber demnächst auch nicht einfache, sondern beständen in Kreisbewegungen um einen selbst kreisenden Mittelpunkt, die Bahn eines Wandelsterns sei mithin epicyclisch ähnlich wie die Bahn, welche ein Punkt der äußeren Wand eines Kinderkreisels beschreibt, während der Kreisel selbst von der Peitsche des Kindes getrieben mit seiner wirbelnden Spitze einen Kreis durchläuft. Je schärfer die Beobachtungen wurden, um so gezwungener wurden die Erklärungsversuche. Einfache Epicyclen genügten später nicht mehr, man mußte mehrfache ersinnen, um richtige Ephemeriden berechnen zu können, auf deren Vorhandensein, wie wir sahen, soviel ankam. Und nun die Lehre des Coppernicus, freilich nicht ganz neu und unvorbereitet, geahnt bereits von einzelnen griechischen Gelehrten ein halbes Jahrtausend vor Ptolemaeus, aber noch nie genau rechnungsmäßig geprüft und bewiesen. Ruhend ist nach dieser Lehre im Mittelpunkte die Sonne, während die Erde, gleich den anderen Planeten um die Sonne den Kreislauf vollzieht.

Welche sittliche Kraft, von der mathemathischen Feinheit und Schwierigkeit der Untersuchung für die damalige Zeit nicht zu reden, war erforderlich, um die Erde und mit ihr die Erdbewohner hinauszustoßen aus der Mittelpunktsstellung, an die man sich stolz gewöhnt hatte! Nur der Mond blieb der treue Trabant der Erde, eine Erinnerung an frühere Zeiten vergangener Machtfülle, gleichsam ein Vermittlungspfand des Friedens zwischen der alten und der neuen Zeit. Konnte die Lehre des Coppernicus, so dem selbstgefälligen Menschenbewußtsein in's Gesicht schlagend, auf Beifall von Seiten der Laien rechnen? Gewiß nicht, und in der That finden wir unter ihren Gegnern Nichtastronomen von sonst unabhängigster Geistesfreiheit wie Melanchthon, den Anhänger weitestgehender Neuerungen im Bereiche der Kirche und Schule. Daß aber Fachmänner sich eines Jahrhundertelang begangenen Irrthums so leicht zeihen lassen sollten, ist in der Geschichte der Wissenschaften noch weit beispielloser.

Doch wir haben es nicht unmittelbar mit der Geschichte des coppernikanischen Weltsystems zu thun, sondern nur mittelbar, soweit die Astrologie die Einwirkung der Geltung des neuen Systems zu empfinden hatte. Ihr gab nämlich die coppernikanische Anordnung des Weltganzen den gefährlichsten Stoß. Die Erde und der Erdenmensch aus dem Mittelpunkte entrückt, konnten unmöglich mehr alle Stellungen der Himmelskörper auf sich beziehen. Und Coppernicus selbst, der Urheber dieser Wandelung, sollte es noch gethan haben?

Es ist nicht zum leisesten Zweifel Raum, daß wir diese Frage mit Ja zu beantworten haben. In einem Buche aus dem Besitze des Coppernicus findet sich handschriftlich eine Planetenstellung astrologischer Natur eingetragen, und sollte, wie Manche annehmen, dieser Eintrag nicht von Coppernicus selbst, sondern von seinem Schüler und Freund Georg Joachim

von Lauchen, Rhäticus genannt, herrühren, so ist er nicht weniger beweiskräftig, denn Rhäticus hat in einem unter des Coppernicus Augen, unter seiner Billigung entstandenem Werke eine entschiedene Lanze für die Wahrheit der Astrologie gebrochen.

Wollen wir es begreiflich finden, daß Coppernicus solch geistigem Widerspruche verfiel, so dürfen wir nicht den Astronomen in ihm, sondern in erster Linie den Arzt verantwortlich machen. Wenn die Anatomie das rechte Auge der Medicin ist, hieß es damals, so ist die Astrologie ihr linkes. Insbesondere galt dieser Ausspruch für die italienischen Hochschulen, an welchen Coppernicus sich zum Arzte ausgebildet hatte. Wissen wir doch, daß 1499 Valerio Superchio als Professor der Astronomie in Padua eine Antrittsvorlesung hielt, in welcher er erklärte, er habe bisher mit Vorliebe Philosophie und Arzneikunst geübt, daneben aber auch mathematischer Studien sich befleißigt, und auf eigenen Wunsch, wie nicht minder auf den seiner Zuhörer wende er sich jetzt dem Unterrichte in diesen Wissenschaften zu. Der eigentliche Gegenstand dieser neuen Vorlesungen hieß Astronomie, doch dürfen Namen uns nicht irre leiten. Astronomie und Astrologie wurden damals als gleichbedeutend gebraucht, und mit beiden Namen vereinigte man bald kein Beiwort, bald das Beiwort giudiziaria. Die Astronomie und die Astrologie schlechtweg entspricht unserer heutigen Astronomie; die judiciäre hängt nicht etwa mit gerichtlichen Dingen zusammen, wie bei der Wortverbindung gerichtliche Medicin, sondern bezeichnet die Kunst, aus den Sternen zu beurtheilen, mithin unsere Astrologie. Superchio aber kommt im weiteren Verlaufe seiner Rede gerade auf die Judiciärastrologie zu sprechen, deren Nutzen er auf's Höchste preist. Diese Rede hat freilich Coppernicus nicht gehört. Sein Aufenthalt in Padua fällt erst auf 1503 etwa, und 1499 befand er sich in Bologna, wo er seit dem 18. Januar 1497 eingezeichnet ist in die sogenannten Annalen der Studenten deutscher Nation. Dort übte er sich in der Beobachtung des Himmels unter Domenico Maria Novara, aber auch dieser zweifelte nicht im Mindesten an der Wahrheit der Judiciärastrologie, welche in Bologna wie anderer Orten gelehrt wurde.

Diese allgemeine Werthschätzung blieb der Hülfswissenschaft der Medicin durch das ganze XVI. Jahrhundert und darüber hinaus erhalten. Daß ein Cardanus, dessen Einbildungskraft an Ausschweifung nur von seinem Lebenswandel übertroffen wurde, eifriger Astrologe war, läßt sich denken. Daß er so wenig als Andere durch die Seltenheit zufälligen Eintreffens der verkündeten Ereignisse sich beirren ließ, ist aus der Genügsamkeit zu erklären, an welche damalige Aerzte gewöhnt waren. Rühmt sich doch derselbe Cardanus am Ende einer fünfzigjährigen Ausübung der Heilkunde, daß ihm 180 Kuren gelungen seien, darunter 40 wahrhaft glänzende.

Ein weiter hinzutretender Umstand ist der schon früher angedeutete, daß viele Nativitäten niedrig Geborener und dann zu Rang und Würde

Gelangter nachträglich gestellt wurden, daß somit die Vorverkündigungen in diesen Fällen vielfach Nachverkündigungen waren, und daß solche rückwärts gerichtete Weissagungen zuzutreffen pflegen, davon weiß nicht allein die Geschichte der Astrologie oder der Arzneikunde zu erzählen. Aus Ersterer können wir ein hervorragendes Beispiel anführen.

Eine auf das Dänische Staatswesen bezügliche Weissagung meldet für die Jahre 1628, 1643, 1659 Kriege als bevorstehend, in welchen die Dänen wiederholte Niederlagen erleiden würden. Auf 1661 wird eine Veränderung in der dänischen Regierung verkündet. Alle Gebräuche und Gesetze würden nach fremdem Zuschnitt geändert werden, und dieser Zustand werde dauern bis 1667, in welchem Jahre das unterdrückte Dänemark wieder zu Freiheit und Wohlstand gelange.

Diese Prophezeihung, die in allen Theilen sich erfüllte, wurde, wie man bei ihrer Verbreitung erzählte, im Jahre 1597 von Tycho Brahe in den Sternen gelesen, und ihre Veröffentlichung habe ihn bei König Christian IV. in Ungnade gebracht, der darauf den vorlauten Unglücksweissager aus seinem Reiche verbannte. Es ist nur Schade, daß diese Erzählung selbst sammt dem Wortlaute der Verkündigung erst nach 1667 auftaucht, mithin nach dem letzten der darin angesagten Ereignisse. Die Ungnade Brahes und seine Abreise aus Dänemark, für welche ganz andere Gründe bekannt sind, bilden das allein Geschichtliche an der spät erfundenen Fabel.

Daß sie bereitwillig Glaube fand, dazu führte die feststehende Thatsache, daß Tycho Brahe ebenso wie seine um zehn Jahre jüngere Schwester Sophie an Astrologie glaubte und sie praktisch ausübte.

Am 29. December 1566 ist der eben 20 Jahre alt gewordene Tycho Brahe in Rostock. Er besteht einen Raufhandel mit Manderup Parsberg, der diesem Streite es zu verdanken hat, daß die Geschichte ihn kennt. Brahes Nase wird abgehauen. Auf dem Krankenlager vergleicht er dieses Ereigniß mit seiner Geburtsstunde; er findet, sein Vater müsse sich geirrt haben, als er ihm angab, er sei am 14. December 1546 zwischen 9 und 10 Uhr geboren; er müsse erst um 10 Uhr 47 Minuten geboren sein.

Und noch einige Monate früher gab ein anderes Ereigniß Brahe Gelegenheit zu einer Weissagung. Er berechnete zum Voraus eine Mondfinsterniß auf den 28. October 1566. Er behauptete, sie bedeute den Tod des türkischen Kaisers Solimian II. Nun starb Soliman allerdings bei der Belagerung von Szigeth, aber schon am 5. September 1566, also vor jener Mondfinsterniß. Tycho Brahe wußte sich damit auszureden, er habe den Tod eigentlich nach Solimans Nativität ausgerechnet, die von der Mondfinsterniß unabhängig sei.

Zwanzig Jahre später, in den Jahren 1585 und 1586 gab Brahe astrologisch berechnete Wetterkalender heraus, so sehr sein Freund Henricus Brucaeus ihn brieflich warnte, er möge sich nicht lächerlich machen. Und

doch war Brahe weit entfernt davon, jeder wissenschaftlich verbrämten Vorspiegelung Glaube beizumessen; wieder im Jahre 1585 bezeichnete er z. B. in einem Briefe vom 25. August an Thaddaeus Hayek, den Leibarzt des Kaisers Maximilian II., die Alchymisten als Leute, deren vielfache Betrügereien offenkundig seien.

Auch Galileo Galilei wuchs am Ende des 16. Jahrhunderts noch unter allgemeinem Glauben an die Judiciärastrologie auf. Auch er verleugnete sich nicht als Sohn seiner Zeit. Wir besitzen Galileis Geldtagebuch aus dem Jahre 1603. Wiederholt treten in demselben Zahlungen von je 60 venetianischen Liren für eine Person auf „per sortem", und „sors" bedeutet hier nichts anderes als Schicksalsverkündigung. Es handelt sich also hier um die gewerbsmäßige Stellung von Nativitäten oder, wie ein anderer Kunstausdruck lautet, von Horoskopen. Im Jahre 1603 war aber Galilei der weithin berühmte Professor in Padua. Der größte Hörsaal dieser an zahlreiche Zuhörer gewöhnten Hochschule faßte kaum Alle, welche zu den Vorlesungen des in voller Manneskraft stehenden 39jährigen Lehrers sich drängten. Dem coppernikanischen Weltsysteme war Galilei damals seit sechs Jahren gewonnen.

Im Jahre 1609 nimmt Christine von Lothringen bei ihres Mannes, Ferdinand I. von Toscana, letzten Krankheit Galileis Rath brieflich in Anspruch. Er möge nach den Regeln der judiciären Astrologie den nahen Geburtstag des Kranken in Rechnung ziehen und darnach das für ihn kritische Jahr bestimmen. Galileis Antwort giebt eine günstige Prognose, gestützt auf doppelte Rechnung mittels der Prutenischen Tafeln des Erasmus Reinhold und mittels der von Tycho Brahe benutzten Tafeln. Leider starb Ferdinand I. schon 22 Tage nach Galileis Brief.

Und noch später, vermuthlich kurz vor 1630, ließ Galilei selbst durch Orazio Morandi, General des Vallombrosaner-Ordens und berühmter Astrologe, seine eigene Nativität stellen, welche im Staatsarchive in Rom aufbewahrt ist. Ihr hat man das genaue Geburtsdatum Galileis, den 15. Februar 1564 um 3 Uhr des Nachmittags, entnommen. Das Jahr 1630 aber ist dasjenige, in welchem Galilei in Rom war, um für die vollendete Ausarbeitung der Gespräche über die Weltsysteme die päpstliche Druckerlaubniß persönlich zu erwirken, nachdem sich brieflich nicht zu überwindender Widerstand gezeigt hatte.

Noch ein anderes bemerkenswerthes Ereigniß knüpft sich an das gleiche Jahr 1630, zu dessen Verständniß Einiges hier eingeschaltet werden muß. Wenn ein hoher Ordensgeistlicher, wie Morandi, ausübender Astrologe war, wenn Papst Urban VIII. selbst dieser Wissenschaft so sehr vertraute, daß er um 1627 sich durch den bekannten, unglücklichen Pater Campanella sein Horoskop anfertigen ließ, welches ihm langes Leben weissagte, so darf man deßhalb nicht wähnen, die Kirche als solche habe Sterndeutung gebilligt. Man glaubte daran, man übte sie, aber man verpönte sie! Daß Alles, was geschehe, in den Sternen vorbestimmt sei, stehe fest, sagte man, und erlaubt sei

es, dasjenige aus ihnen zu weissagen, was sich naturgemäß und nothwendig aus denselben entwickle, nicht aber dasjenige, was vom Zufall oder von menschlicher Willkür abhänge; denn solches könne nur mit Teufelshülfe aus den Sternen herausgelesen werden, und das sei Todsünde. Es ist leicht ersichtlich, daß eine gradezu unmerkliche Grenze die erlaubte von der verbotenen Gattung schied, und daß mit einigem guten Willen jedes vorverkündigende Wort bald da, bald dorthin gerechnet werden konnte. Als darum Papst Urban VIII, der Nichts weniger als beliebt war, und dessen Tod vielfach gewünscht und als erwünscht geweissagt wurde, von einer solchen Weissagung des mehrgenannten Morandi erfuhr, ließ er ihn am 13. Juli 1630 einkerkern und ein Gerichtsverfahren gegen ihn eröffnen, dem am 6. Oktober des gleichen Jahres der plötzliche Tod des Angeklagten ein wahrscheinlich sehr erwünschtes Ende machte. Erwünscht, weil eben doch Morandi eine allzuhochstehende Persönlichkeit war, als daß ein gegen ihn angestrengtes Verfahren nicht unangenehmes Aufsehen erregt hätte. Morandi war nicht bloß General eines an Mitgliedern reichen Ordens, er war auch Politiker von Gewicht, und insbesondere die sogenannten „Avvisi" zu Rom erschienen unter seinem unbestrittenen Einflusse. Diese Avvisi stellten etwa unsere heutigen Zeitungen vor. In Abschriften verbreitet lagen sie an verschiedenen Orten auf, wo man sie gegen Erlegung einer Gazzetta, d. h. eines Geldstückes im Werthe von neun Quadrini, lesen konnte. Die Entstehung des französischen Wortes Gazette für Zeitung aus dem Namen dieser Münze liegt auf der Hand. Nun war Galilei, um auf unseren Gegenstand zurückzukommen, am 3. Mai 1630 in Rom eingetroffen. Wenige Tage darauf meldeten die Avvisi die Ankunft des berühmten florentiner Astrologen, der neben anderen politischen und die päpstliche Familie der Barberini berührenden Prophezeihungen den nahe bevorstehenden Tod des Papstes selbst vorausgesagt habe. Ob diese Nachricht eine Zeitungsente war — ein Zugvogel, der sich zugleich mit den Zeitungen über Europa verbreitete — oder nicht, ob sie böswillig gemeint war oder dem Ruhme Galileis dienen sollte, gleichviel, — jedenfalls bestätigt sie, in Verbindung mit den anderen angegebenen Thatsachen, Galileis andauernde Beziehungen zur Astrologie.

Auch von dem vierten Geisteshelden, der nächst und mit Coppernicus, Brahe und Galilei, die neue Sternkunde begründet hat, von Kepler haben wir behauptet, er sei Astrologe gewesen. An der Thatsache selbst ist kein Zweifel möglich. Kalender, welche Kepler auf verschiedene Jahre anfertigte, und in welchen nach der Sitte der Zeit Witterungsverhältnisse und Weltereignisse mit gleicher Gemüthsruhe vorausgesagt wurden, sowie mehr wissenschaftliche nicht für den großen Büchermarkt hergerichtete Schriften bestätigen sie auf das Sicherste.

Bestätigt wird sie ferner durch den zweijährigen Aufenthalt Keplers mit seiner ganzen Familie in Sagan, wo er von 1628 bis 1630 in nächster Umgebung Wallensteins lebte. Veranlassung zu diesem Aufenthalte bot eine

Geldschuld der kaiserlichen Kasse an Kepler für rückständigen Gehalt und dergleichen, welche 1620 bereits die für damalige Zeit ganz ungeheuerliche Höhe von fl. 12 000 erreichte. Für diese Forderung wurde Kepler an den neuerdings mit dem Herzogthume Mecklenburg belehnten glücklichen Feldherrn verwiesen, und dieser in unentwegtem Vertrauen auf die Astrologie, wenn auch nicht auf seinen Privatastrologen Zeno — Schiller hat ihn Seni umgetauft — berief freudig den berühmten Mann an seinen Hofstaat. Keplers erster Kalender auf das Jahr 1595 hatte einen ausnahmsweise strengen Winter und Bauernrunruhen geweissagt. Beides war wunderbarer Weise eingetroffen, und Keplers Ruf war für Alle, die Kalender kauften, fest gegründet. Auch für Wallenstein war er grade die Persönlichkeit, deren er bedurfte. Kepler hatte aus den ihm übermittelten, astrologischen Angaben ohne nähere Kenntniß der Person, für welche sie galten, zu Wallensteins großem Entzücken Charakter und Gestalt der Herzogin von Friedland richtig ermittelt. Er mußte auch der Mann sein den Zeitpunkt des Eintreffens einer gewissen Planetenstellung, den Wallenstein für besonders geeignet zur Vollbringung einer großen That hielt, genau vorauszuberechnen.

Kepler allerdings brauchte seine Zeit besser. Er verwandte sie lieber und für die Wissenschaft fruchtbarer auf andere astronomische Rechnungen, aber daß er Wallensteins Auftrag grundsätzlich abgelehnt hätte, davon wissen wir nichts, und noch in den 1627 kurz vor der Uebersiedelung nach Sagan erschienenen Rudolphinischen Tafeln theilt er die unentbehrlichsten, astrologischen Regeln mit. Die alte Mutter, sagt er dabei, soll nicht klagen dürfen, sie sei von der undankbaren, stolzen Tochter verlassen und verachtet worden.

Freilich steht diese öffentliche Thätigkeit in einigem Widerspruche zu Briefstellen. An seinen alten Lehrer Mästlin schreibt Kepler einmal: Wenn Gott jedem Thiere Organe zur Beschaffung des Lebensunterhaltes gegeben hat, kann man tadeln, daß er dem Astronomen zu gleichem Zwecke die Astrologie verlieh? Und ein anderes Mal schreibt er dem kaiserlichen Geheimenrath Wakher von Wakenfels: Damit die Ehre des Kaisers, bei dessen Kammerbefehlen ich verhungern müßte, geschont wurde, schrieb ich nichtswürdige Kalender und Prognostica; das ist etwas besser als betteln. Endlich auch in einer Druckschrift (Tertius interveniens von 1610) äußert sich Kepler das später in den Rudolphinischen Tafeln gebrauchte Bild in umgekehrter Verwandtschaftsfolge benutzend: „Es ist wohl diese Astrologie ein närrisches Töchterlein, aber lieber Gott, wo wollt ihr Mutter die hochvernünftige Astronomia bleiben, wann sie diese ihre närrische Tochter nit hette . . . Und seind sonsten der Mathematicorum salaria so seltzam und so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter Nichts erwürbe."

Solche Aussprüche bilden eine schwer zu umschiffende Klippe für den Geschichtschreiber. Müssen wir, um Keplers Wahrheitsliebe in einem Falle

zu retten, ihn das andere Mal einen Lügner schelten? Brachte er wirklich der Nothwendigkeit für seine Familie Brod zu erwerben das Opfer, Dinge zu verkünden, von deren Grundlosigkeit er überzeugt war?

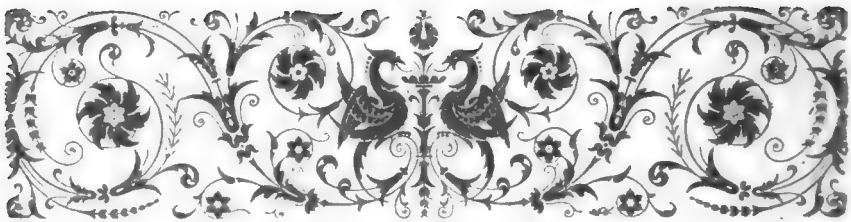
Glücklicherweise verhält es sich nicht ganz so. Kepler glaubte und glaubte nicht an die Astrologie. Man wäre beinahe versucht, den Satz in der Form auszusprechen, daß Kepler, der deutsche Protestant, der Astrologie in dem Sinne huldigte, in welchem die römische Kirche sie gestattete. Er glaubte nicht daran, daß bestimmte Einzelereignisse in den Sternen geschrieben seien, aber er glaubte mit fester Ueberzeugung an den allgemeinen Einfluß der Stellung der Himmelskörper auf Geist und Herzensrichtung der unter dieser Stellung Geborenen. Er glaubte an erregende, gewissermaßen optisch harmonische Wirkungen der Gestirne auf das Seelenleben. Das geht am Unzweideutigsten aus Briefen hervor, die Kepler im Mai und August 1599 an den bairischen Kanzler Herwart von Hohenburg gerichtet hat.

Unsere Aufgabe ist erfüllt, die Betheiligung von Coppernicus, von Brahe, von Galilei, von Kepler an den astrologischen Träumereien ihrer Zeit festgestellt. Soll damit nur ein einziges Blatt aus dem Ruhmeskranze der vier Männer, welche die Nachwelt zu bewundern liebt und bewundern muß, preisgegeben werden? Gewiß nicht. Unsere Absicht war und ist eine ganz andere.

Wir wollten vielmehr gerade an diesem auffallenden Beispiele zeigen, wie es in der Geschichte der Wissenschaften zwei Kräfte giebt, aus deren Wechselwirkung Alles entsteht: Die treibende Kraft des Genius, die erhaltende Kraft der Unwissenheit.

Auch der Genius kann sich dieser letzteren nicht vollständig entziehen. Auch er haftet in dem Schlamme, den Jahrhunderte angesammelt haben, und den er nicht ganz von seinen Sohlen zu schütteln vermag. Aber daß er trotz dieser Hemmniß auf stolzen Schwingen sich zur Himmelshöhe emporheben kann, das gerade zeigt seine Größe.

Daß also Coppernicus, Brahe, Galilei, Kepler auch Astrologen waren, macht sie nicht klein; daß sie im Zeitalter allgemeinen Glaubens an die Astrologie Reformatoren der Astronomie wurden, zeigt sie uns als Riesen.



Schiller auf der Stuttgarter Militärakademie.

Von

Otto Brahm.*).

— Berlin. —

I.

Friedrich Schiller stand im Beginn seines siebzehnten Lebensjahres, und drei Jahre bereits gehörte er zu den Eleven des von Herzog Karl begründeten Institutes, welches unter dem späteren Namen der „Karlsschule" einen Weltruf gewonnen hat, als der württembergische Herrscher sich entschloß, seine Akademie von der Anhöhe der „Solitude" fort in die Hauptstadt zu verlegen. Zur gleichen Zeit aber errichtete er eine neue Facultät: die medicinische; und auf seine Frage, wer diesem Studium sich zuwenden wolle, meldeten sich zunächst sieben Eleven: darunter zwei Freunde Schillers, Hoven und Elwert, — und Schiller selbst. Mit dem Wechsel des Fachs aber verband sich für Schiller alsbald ein Wechsel seiner Stellung innerhalb der Akademie: in der Jurisprudenz, der er bisher angehört, hatte er übel bestanden; jetzt aber that er nicht nur in seiner Wissenschaft sich hervor, auch seine schriftstellerischen Gaben wurden erkannt und der Akademie nutzbar gemacht; und selbst in der „Conduite" nahm er, durch die Energie seines Wollens, einen Aufschwung: er brachte es zu Stande, den zwangvollen Gesetzen des Instituts, den kleinen und den großen, zu gehorchen, so viel sie ihm auch widerstreben mochten; und während er

*) Wir veröffentlichen hiermit einen Abschnitt aus der von dem Verfasser vorbereiteten großen Schillerbiographie. Die Redaction.

auf der Solitude in kurzer Weile sechs tadelnde „Billets“ empfing, ging er die fünf Jahre der Stuttgarter Zeit hindurch straffrei aus. Nur in scharfen, sarkastischen Anspielungen sprach er seinen Unwillen gegen die Quälereien der Aufseher zuweilen aus, in schlagenden Wendungen, welche diese sehr schlecht, die Eleven um ihn herum aber sehr gut verstanden: denn nun war er seiner selbst sicher geworden, und indem die Kamaschen ihn zu meistern glaubten, hatte er sein Spiel mit ihnen.

Es war am 18. November 1775, daß die Zöglinge der Akademie, in militärischem Zuge, nach Stuttgart hinuntermarschirten, auf der Hälfte des Weges vom Herzog empfangen, in der Stadt durch Zuruf und durch Blumen jubelnd begrüßt von den beglückten Stuttgartern. In der Einförmigkeit des akademischen Lebenslaufes änderte sich durch diese Uebersiedelung äußerlich nicht viel: die Eleven blieben eingeschlossen in die Pforten ihres Gebäudes, einer ehemaligen Reiterkaserne hinter dem Schloßbau, deren Bezirk zu überschreiten, Schildwachen verwehrten; Spaziergänge fanden nur selten, in soldatischer Ordnung und unter Führung eines Offiziers, statt; und auch auf die Maimesse, in's Theater, auf die Redoute wurden die Eleven „commandirt“. Die spärliche Berührung mit dem Leben draußen vor den Akademiethoren machte die Rückkehr in ihre Säle um so empfindlicher: „die Eingeschlossenen“, so sagt Caroline Wolzogen, Schillers Schwägerin, „vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, und träumten von Genüssen, die ihnen als unerreichbar doppelt reizend erschienen.“

Dennoch erfuhr Schiller, unmerklich zuerst und immer bestimmter, die Einwirkung der Hauptstadt. Mochte auch Stuttgart mit seinen 16 000 Einwohnern und dem geringen Stande seiner Cultur, den Bewegungen der geistigen Centren nur langsam folgen, — hier war nicht mehr die Abgeschlossenheit einer in Wäldern versteckten Solitude, hier strömte auf tausend geheimen Wegen Leben, das Leben des gegenwärtigen Tages in Karls Schule hinein. Das System einer künstlichen Absperrung, wie peinlich es auch angeordnet war, ließ selbst in kleinen Dingen sich nicht vollenden. Verbotene Waare, Tabak, Leckereien und allerlei Kostbarkeiten, wurden eingeschmuggelt; und ein besonders gewandter Eleve, der „Allmächtige“ nannte Schiller ihn, etablirte mit dieser Contrebande einen schwunghaften Handel. Aber auch geistige Waare drang ein: die ganze wogende Masse der jungen Literatur, welche seit der Mitte der siebziger Jahre in Deutschland aufschoß. Sturm und Drang heißt das Zeichen, unter welches Schiller nun tritt. Wie Goethe, hätte er im Rückblick auf jene Zeit von sich sagen können: „ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem ganz andern Sinne bekannt, als bisher“.

Zwar die dramatischen Vorläufer der revolutionären Bewegung, welche Deutschlands Literatur frei machte von der Oberherrschaft französischer Vorbilder, hatte Schiller schon auf der Solitude kennen gelernt: Gersten-

bergs bewundertes und verspottetes Hunger-Drama „Ugolino“ und Lessings „Emilia Galotti“; und schon hatte der geniale Erstling der hereinbrechenden Epoche, „Götz von Berlichingen“, die Gewalt eines Dichters verspüren lassen, den er bald als den überragenden Genius der Zeit erkennen sollte. „Goethe war überhaupt unser Gott“, sagt sein Mitschüler Scharffenstein; und Schiller citirt, noch im Jahre 1785, aus dem Gedächtniß eine ganze Satzreihe aus dem „Werther“, welche er „seit den Kinderjahren“ in der Phantasie festgehalten hatte.

Allein die breite Fülle der neuen Dichtung, die „hingewühlten“ Producte nicht nur des Führers, sondern der Nachahmer bis ins dritte und vierte Glied fanden erst jetzt den Weg in die Akademie: neben den „Werther“ trat sein thränenfrohes Abbild, der „Siegwart“, neben Goethes „Clavigo“ und „Stella“ die ungestümen Dramen derer, die seiner Fahne folgten am Rhein und am Main, der Klinger, Lenz, Heinrich Leopold Wagner. Von der Pfalz kam die sinnenfrohe Poesie des Maler Müller herüber, aus dem Göttinger Hain schollen die Lieder tyrannenblutdurstiger Klopstockianer, und auch die sanftere Stimme des Dichters von „Julius von Tarent“ ward deutlich vernommen. Nicht mehr Regel und Zwang — Sturm und Drang wollten jene kecken Jünglinge, die Natur heischten an Stelle der Convenienz, und das freie Schalten des Originalgenies an Stelle erlernter Vorschrift; und so stark empfand Schiller das Neue in diesen Dichtungen allen, so hinreißend wirkte auf ihn der aus dem innersten Wollen der Zeit quellende Gehalt, daß er die Unterscheidung zwischen dem Ursprünglichen und dem Abgeleiteten, welche den Nachlebenden natürlich ist, nicht immer fand: die Producte aus zweiter Hand wirkten fast stärker auf ihn als die Urbilder. Nicht nur Goethe war sein „Gott“, auch die reichlich strömende Empfindsamkeit des „Siegwart“ gewann es über ihn; und am einsamen Fenster, über Lilien, die er in Scherben sich zog, schwärmte er gern in den weichen und frommen Gefühlen, die jene Klostergeschichte erweckt hatte, in ihm, der selbst wie im Kloster dahinlebte. Nicht nur Lessings „Emilia“ in ihrer halbverschwiegenen socialen Tendenz übte tiefgreifenden Einfluß auf ihn, auch der an jenes Vorbild vielfach angelehnte „Julius von Tarent“, mit seinen kühlen Feinheiten und seinem reflectirenden und philosophirenden Subjectivismus, ward ihm zu einem Lieblingsstück auf lange hinaus; und er rühmt es an Leisewitz, daß jener der Freund seiner Helden ist, wo Lessing nur ihren Aufseher macht: „darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilia, wenngleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet“. Und Maximilian Klinger, in dessen politischen Dramen ein an Lessing und Rousseau erstarkter Sinn nach Natur und Freiheit rang, erhielt einen bevorzugten Platz unter Schillers Vorbildern: „er gehört zu denen, welche zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben; diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich“, bekennt Schiller, noch nach einem Vierteljahrhundert. Zugleich mit den Producten der Gegenwart aber zogen auch die

einer nähern und ferneren Vergangenheit in die Akademie ein, auf welchen die Goethe und Klinger fußten: Rousseaus Naturevangelium, Ossians seltsam nebelhafte und Shakespeares wunderbar feste Gestalten, zusammt den Charakteren einer größeren Vorzeit, wie sie Plutarch uns geschildert.

Wie nun aber diese bunte Menge der Producte, die eine kräftig aufstrebende Literaturepoche dem Stuttgarter Eleven in seinen Schulsaal hineinwarf, auf Schiller im Einzelnen gewirkt hat, wie er alte Vorbilder mit neuen vertauschte, Klopstock gegen Shakespeare hingab, das können wir, über die allgemeinen Linien hinaus, heute kaum mehr erkennen. Besäßen wir die „Geschichte meines Geistes", welche Schiller später einmal geplant zu haben scheint, so würden wir den hinüber- und herüberwogenden Kampf in seinem Innern deutlicher übersehen, zwischen der moralisch-theologischen Poesie, die das Ideal seiner Kindheit gewesen, und jener revolutionären Seelenstimmung, die die „Räuber" erzeugte. Schwer nur und zögernd macht sich Schiller los aus den Banden einer didaktischen Dichtung, welche auf sittliche und religiöse Wirkung eifriger als auf poetische abzielt; und die grundlegende Erkenntniß gar, daß die Kreise von Moral und Poesie excentrische sind, will erst nach einer völligen Umgestaltung in seinem ästhetischen Glaubensbekenntniß sich ihm bezeugen. „Damals war ich noch ein Sclave von Klopstock" — das ist das Gefühl, mit welchem Schiller am Ende der akademischen Zeit auf die Epoche seiner ersten literarischen Entwicklung zurücksah, und er glaubte seine Emancipation von dem Meister zu vollenden, indem er in seinen Oden, die er einst ohne Unterschied kritiklos bewundert, diejenigen mit derbem Strich durchkreuzte, welche seinem vorgeschritteneren Urtheil nicht länger behagten; aber die Nachwirkungen dieser ganzen Erbauungspoesie gingen doch tiefer in ihm, als er ahnte, und noch seine „Räuber" sind voll und voll davon.

Nicht allein stand Schiller mit seinen dichterischen Vorsätzen in der Militairakademie da. Ein ganzer Kreis von jungen Poesiebeflissenen, angeregt von seinem Eifer und dem üppig aufschießenden literarischen Treiben dieser Zeit, hatte sich um ihn geschaart: ein verjüngtes Abbild des Göttinger Hains. Hier wie dort war Klopstock ein Schutzpatron. Man arbeitete gemeinsam, kameradschaftlich, man bewunderte sich gegenseitig in zärtlicher und verzärtelnder Freundschaft, und noch fehlte viel, daß Schillers überragende Gewalt den Freunden sich bezeugt hätte: vier Eleven, Scharffenstein, Hoven, Petersen und Schiller wollten, als Gleichberechtigte, miteinander einen Roman schreiben, einen „zweiten Werther", und sie gingen, angeregt vielleicht durch den berühmten Hamburger Wettkampf jener Jahre, in welchem Leisewitz und Klinger gegeneinander stritten, auch ihrerseits eine Concurrenz ein: „Man träumte schon von drucken lassen, jeder sollte etwas machen", berichtet Scharffenstein. „Schiller machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts, Hoven einen Roman à la Werther, Petersen auch ein

weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück, wo aber nichts als nachgepfuschte Phraseologie des „Götz von Berlichingen" anzutreffen war."

„Man träumte schon von drucken lassen", sagt Scharffenstein; und die von der Atmosphäre eines literarischen Zeitalters angewehten Eleven boten darum eine ausgewählte Sammlung ihrer Gedichte einem Tübinger Verleger an — ob ihnen gleich durch ausdrücklichen Erlaß des Herzogs jede selbständige Publication „bei sonst zu befahren habender scharfer Ahndung" untersagt war: keine Antwort kam zum Verdruß der jungen Poeten, und erst spät erfuhren sie, daß der Adressat mit gutem Recht nichts erwiedert hatte: seit einigen Jahren bereits war er todt. Allein eine Gelegenheit fand sich dennoch bald für Schiller, aus seiner Abgeschlossenheit den Weg in die Oeffentlichkeit zu nehmen: einer der in Stuttgart neu hinzutretenden Lehrer, Balthasar Haug, der die Eleven in der Logik und den schönen Wissenschaften unterweisen sollte, war zugleich der Herausgeber des „schwäbischen Magazins"; und dieser war bereit, einige Schillersche Gedichte in sein Journal aufzunehmen. Eines seiner älteren Lieder „Der Abend" erschien nun, im Herbst 1776, unter der Chiffre „Sch"; und im Frühjahr 1777 folgte, mit der gleichen halben Anonymität, eine Ode „Der Eroberer" nach, welche noch ganz in Klopstocks Spuren wandelte: hatte dieser in einem Gesang des „Messias" geschildert, wie das jüngste Gericht über die Könige abgehalten wird, so stellte nun Schiller das Weltgericht an dem „Eroberer" dar, an einem ganz in's Allgemeine und Große gemalten, verheerenden Peiniger der Menschheit, über dessen bis an die Sterne fliegenden, zermalmenden Ehrgeiz der Dichter den Fluch glühenden Rachedurstes spricht; und den er sich dann vorstellt, wie er am Tage des Gerichts vor Jehovas Throne steht: die schauende Sonne, und der Mond und die horchende Sphäre, Erd und Himmel reißen an der Wage des Schöpfers; und der Fluch zuletzt aus der glühenden Brust des Dichters stürzt sie tiefer, tiefer zur Hölle hinab. Man denkt an Franz Moors Traum vom jüngsten Tage, und wie die Locke seines Vaters, in die Schaale der Sünden geworfen, sie tief zum Abgrund sinken läßt. In freien Rhythmen, Klopstock überbietend, strömt der Sang des Dichters aus; er sieht seinem Vorbilde pathetische Wiederholungen und respondirende Wendungen ab und singt:

Ha! dort schreitet er hin — dort, der Abscheuliche,
Durch die Schwerdter, er ruft (und du Erhabner hörst's)
Ruft, ruft, tödtet und schont nicht,
Und sie tödten und schonen nicht.

Von der Erfahrung, dem realen Leben des Tages entfernt Schiller sich frei, und sein politisches Freiheitsgefühl, da es zum ersten Mal sich voll ausspricht, steigt auf in's Abstracte, in die Sphäre religiöser Vorstellung und einer überirdischen Welt: kräftig strebt seine Phantasie in's Ueberlebensgroße. Mit völliger Ungezwungenheit mischt der Dichter, bei starker

Abhängigkeit von biblischer Sprache, antike und christliche Vorstellung, Erebus und Jehovah, GOtt und Elysium durcheinander und läßt „des Weltgerichts Wag durch den Olympus schallen"; darum muß er sich von seinem Lehrer, Redacteur und frühstem Kritiker „nonsense, Undeutlichkeit, übertriebene Metaphesen" vorwerfen lassen, wenngleich sein Feuer anerkannt wird und die Hoffnung ausgesprochen: er werde dereinst seinem Vaterlande Ehre machen. Aehnlich hatte Schiller für das ältere Gedicht von Haug die öffentliche Censur erhalten: er habe schon gute Autores gelesen und werde mit der Zeit os magna sonaturum bekommen.

Es läßt sich denken, mit welchem Eifer Schiller und die Freunde diese ersten literarischen Erfolge in ihrer Einsamkeit aufnahmen, besprachen, zergliederten. Ausdrücklich bezeugt Hoven, wie ihn das Lob, das Schiller durch Haug empfing, lebhafter zur Production antrieb. Deutlicher sprach sich nun aus, daß Schiller unter den Genossen die erste Stelle gehöre, der Ruf seiner Begabung verbreitete sich, auch außerhalb des engeren Kreises, in den Sälen der Akademie, und Zustimmung und Widerspruch erzeugten sich. Jetzt zuerst erfuhr Schiller einschneidende Wirkung der Kritik; und ihr Wort kostete ihn den besten, zärtlich geliebten Freund, es trennte ihn von Scharffenstein.

Georg Friedrich Scharffenstein ist unter Schillers Freunden aus der schwäbischen Zeit die kräftigste Gestalt. Hoven war ein braver Mann, Petersen ein leichtes, pfälzisches Blut; ein jüngerer Freund, Lempp, gewinnt für uns kein rechtes Leben. Schillers Herzen am nächsten stand Scharffenstein, und gerade, daß der um ein Jahr ältere Freund sich in demjenigen auszeichnete, worin Schiller zurückblieb: in der „Conduite", zog ihn an dem Genossen an. „Scharffenstein ist in allen seinen Verrichtungen pünktlich, reinlich und von seinen Kameraden vorzüglich geliebt", so meldet der Bericht des Rittmeisters Faber von 1773; Scharffenstein gehörte damals der Akademie seit zwei Jahren an und war der militärischen Abtheilung zugetheilt worden, in der er sich, trotz einer Hinneigung zur bildenden Kunst, in Ehren behauptete. Da er in Montbéliard (Mömpelgart) geboren war, so hatte er sich das Deutsche erst allmählig aneignen müssen, und ganz hat er es nie beherrschen lernen: seine Aufzeichnungen über Schiller sind ein seltsames Sprach- und Stilgemisch, das von dem „Ritterstück" des Eleven nicht eben die beste Vorstellung erweckt. Doch scheint literarische Neigung in seiner Familie heimisch gewesen zu sein; ein anderer Scharffenstein aus Montbéliard begegnet, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als ein Voltaireübersetzer. Und die Liebe zur Kunst und Poesie erhielt sich in Georg Friedrich durch alle Wandlungen seiner militärischen Laufbahn hindurch; und der Generallieutenant und Gouverneur von Ulm nimmt an den neuen Erzeugnissen einer andern Generation so lebendigen Antheil, wie einst der Eleve an den Producten des Sturmes und Dranges. Mit freiem Sinne steht er den hereinbrechenden, reactionären

Bewegungen nach dem Jahr 1814 gegenüber; und es ist ein Wort, ganz aus Schillers Sinn, das er damals spricht: „Wenn wir in unsern Hoffnungen für diese Welt Land verlieren, müssen wir trachten, es wieder im innern Selbst zu erobern; es gilt, entweder von der Welt unterdrückt, oder von ihrem tollen Treiben auf eine höhere Stufe gehoben zu werden."

Mit schwärmerischer Hingebung schloß sich Schiller an Scharffenstein an, wie zu einem Höheren blickte er zu ihm auf. Die Abgeschlossenheit in der Akademie, welche die nächste Verbindung unter den Jünglingen begünstigte, steigerte auch in Schiller das Freundschaftsgefühl leidenschaftlich. Die ganze Ueberschwänglichkeit der Epoche trug er in diese Verbindung hinein; denn mit seinem Julius von Tarent konnte er von sich sagen: „Wie soll ich meinen Hunger nach Empfindung stillen!" In einer feierlichen „Stiftungsstunde" wählte er Scharffenstein, dessen festes Auftreten gegenüber einem Vorgesetzten seinen Sinn für „Kraftäußerung" lebhaft erfreut hatte, zu seinem Freunde, seinem einzigen, wahren Herzensfreund; und in stiller Sternennacht am Fenster, oder auf verschwiegenen Wegen einsam wandelnd, sagten sie sich mit Blicken, was unaussprechlich schien. Zwei reife Männer, um die nämliche Zeit, schlossen in einer Mondnacht am Rhein den gleichen, enthusiastischen Seelenbund: Fritz Jacobi und Goethe. Unzerreißbar schien die Harmonie der Empfindungen: „eine Freundschaft wie diese errichtet", rief Schiller, „hätte die Ewigkeit durchwähren können". Nur Freundschaft lebte in seinen Gedichten: er gab sich und dem Freunde die Namen Selim und Sangir, er schilderte Scharffensteins „Kraftäußerung" in einer Ode und sang in einer zweiten:

Sangir liebte seinen Selim zärtlich
Wie Du mich mein Scharffenstein
Selim liebte seinen Sangir zärtlich
Wie ich Dich mein lieber Scharffenstein.

Auch das Freundschaftsgefühl übertrug sich so für Schiller unmittelbar in dasjenige Gebiet, welchem er nicht mehr entrinnen konnte: in das poetische.

Aber grade diese Verbindung von Leben und Dichten sollte dem Bunde Unheil bringen. Es kam zu einem völligen Bruch zwischen Schiller und Scharffenstein; und Schiller, der in seiner Isolirung beides, die Freuden der Welt und ihre Leiden, nicht gekannt hatte, erfuhr nun den ersten großen Schmerz seines Lebens.

Zwei Landsleute Scharffensteins waren es, Masson und Boigeol, welche die Trennung herbeiführten: ein Gegensatz der Abstammungen drang in den Bund ein. Die „aesthetische Association" verspottete der „französisch gebliebene Masson" in einer derben Posse: „wir sahen uns kleinlaut an", sagt Scharffenstein, „und unsere Effervescenz von Autorschaft hatte vor jetzt ein Ende." Und Boigeol und Scharffenstein gemeinsam begannen, Schillers Gedichte zu kritisiren: von feuriger Bewunderung ging Scharffenstein über zu Angriffen auf die Originalität dieser Poesie und auf die Echtheit ihrer

Empfindung: nur Klopstock ahme sich nach, nur in der Feder liege ihr Gefühl. Schillers Herz traf dies um so schmerzlicher, als derjenige, der ihm solches vorwarf, der Nämliche war, dem alle seine Lieder galten, sein Sangir, sein Einziger; nicht nur seine Eigenliebe, sein Stolz, Laster, deren Druck er lebhaft zu fühlen bekannte, waren verletzt, auch die anspruchsvolle Eifersucht der ersten Freundschaft, die keinen Dritten im Bunde dulden wollte, regte sich leidenschaftlich, und in einem langen Herzenserguß an Scharffenstein, der zugleich ein Scheidebrief ward, sprach er seine ganze Seele aus: „nie ist eine totale Broullerie zwischen Verliebten so affectvoll geschrieben worden," sagt Scharffenstein. Der Bruch, von dieser Zeit an, war besiegelt, und bis zum Austritt Scharffensteins aus der Akademie redeten die Freunde miteinander kein Wort.

Tief hatte Schiller die Vorwürfe der Scharffenstein und Boigeol empfunden: daß er „blos Dichter" sei, daß nicht aus dem Herzen seine Lieder frei entquollen, sondern nur „bei Lesung Klopstocks" wurden. Wohl mochte es wahr sein, daß erst nach „langen Einsammeln erhaltener Eindrücke, nach vielen angestellten Bilderjagden" Schillers zuerst spröde Production in Fluß kam, daß seine Phantasie erst allgemach beweglich und geschmeidig ward, und daß er, wie ein jeder, schreiben lernen mußte; aber der Stärke seiner Empfindung durfte er darum nicht minder gewiß sein, und sie, sie zumeist wollte er anerkannt wissen: er wollte nicht nur Dichter, er wollte Christ, Freund sein. Ganz im Geiste der ablaufenden Zeit sucht er in der Gesinnung zuerst den Werth seiner Poesie, nicht im Künstlerischen. Oft, wenn er mit Scharffenstein in guten Tagen zusammensaß auf seinem Bette, hatte er in diesem Sinne mit „thörichtem Eigenlob" sich seiner Dichtung erfreut; nicht auf „Dichternamen" zielte er ab, nur der Fülle seines Gefühls ward er inne, und nur in dieser, nach Art der empfindsamen Epoche, schwelgte er in der Stille der Nacht. Gott und die Ewigkeit ruft er zu Zeugen an, daß er wahr, lauter, ehrlich rede; und die Bilder der theologischen Welt, Vergeltung im Jenseits und das Angesicht des himmlischen Vaters, grenzen, wie bisher, auch hier noch den Vorstellungskreis des Dichters völlig ein: „Gott weiß es, Gott hört es, Gott richte, wenn ich falsch geredet," so ruft er aus, indem er dem Freunde vorwirft, daß dieser nur in Augenblicken des Zornes und vor Fremden, nicht, wie der wahre Freund soll, in ruhiger Offenheit und in der Stille seine Fehler ihm genannt habe: „möge das dich nicht treffen wie der Donnerschlag . . . . möge diese Thräne nicht heiß auf deine Seele fallen!"

In einer wohlüberlegten Form, die bei aller pathetischen Uebertreibung auf stilistische Feinheiten zu achten die Ruhe hat, und die dennoch von der heftigen Erschütterung des jugendlichen Gemüths in jeder Zeile Zeugniß ablegt, scharf und doch wiederum milde spricht Schiller sich aus; sein weiches Herz leidet mit, wenn sein klarer Verstand dem Freunde unnachsichtlich sein

Vergehen vorwirft, und das Wort: Vergebung! sobald die harte Anklage geendet ist, drängt sich auf seine Lippe: „Und darum vergebe ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lange mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Thränen zu verbergen." Ueberlegter noch giebt Schiller sich in einem Briefe an Boigeol aus den gleichen Tagen; ruhig spricht er seinen Vorzug vor dem Genossen aus: daß er „ein Jüngling von feinerem Stoff als viele" ist; und eine weltschmerzliche Stimmung erfaßt den, welcher der Welt noch kaum gewahr worden: „Sie kennen ja die Menschen" ruft er Boigeol zu, „Haben wirs nicht offt miteinander selbst gesagt, wie wenig wir unter ihnen zu suchen hätten? Müssen wir denn von ihnen geliebt werden, wenn wir sie lieben?" Und er wendet sich, aus dieser verfrühten Resignation heraus, zu Gott zurück, zu einer „höheren Welt, nach der sein Herz glüht", und findet in ihr dem Drange seiner Seele Ruhe und eine mächtige Stütze.

„Es war ohnehin um die Zeit", so sagt Scharffenstein, indem er von jenen Erlebnissen und der Satire des Masson berichtet, „wo die Zöglinge genug zu thun hatten, in den Pensis nicht zurückzubleiben"; und in der That datirt von diesen Tagen, etwa seit Anfang 1778, eine ernstere Hinwendung Schillers zu seinen medicinischen Studien. Die Dichtung hatte ihm schlimme Erfahrungen gebracht; so warf er sich mit einem plötzlichen Entschluß ganz in die Sphäre der Wissenschaft, und aller Production wollte er entsagen. Hatten die beiden Jahre 1776 und 77, unter den starken Einwirkungen der neuen Literatur, das mannigfachste poetische Streben gebracht, so gehörten nun 1778 und 79 seinem Fachstudium: „Plötzlich", so bekennt er später, „machte ich eine Pause in meiner Poeterei und widmete mich zwei Jahre lang ausschließend der Medicin."

Als Schiller den Uebergang zur Medicin genommen hatte, da bestimmte ihn, nach Hovens Zeugniß, nicht eine ausgesprochene Vorliebe für das neue Fach, sondern die Erwägung, daß „die Medicin mit der Dichtkunst viel näher verwandt schien, als die trockene Jurisprudenz". Als ein lebendiges Beispiel dafür stand Albrecht von Haller da, als Arzt und Dichter gleich gerühmt. Schiller fuhr also fort, auch als Mediciner, zu dichten, wie er als Jurist zu dichten begonnen hatte; aber eine allmähliche Wandlung in seinen Anschauungen griff nun Platz, eben durch die strengere Beschäftigung mit der Wissenschaft, und bis in sein poetisches Streben hinein fiel ihre Wirkung: erst von dem Augenblick an, da er ernsthaft Mediciner geworden, läuft die theologische Zeit Schillers ab. Den überlieferten Vorstellungen des Glaubens steht er nun freier gegenüber; und indem er mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens sich in sein Fach hineinbegiebt, findet er sich schnell zurecht und nimmt Stellung in den entscheidenden, wissenschaftlichen

Fragen der Zeit. Es ist das Resultat dieser Entwickelung, welches uns in der akademischen Probeschrift vom Herbst 1779 vorliegt: „Philosophie der Physiologie".

Gleich der Titel zeigt an, daß der Verfasser nach zwei Wissenschaften zumal ausschaut: sein Interesse wacht da am lebhaftesten auf, wo Medicin und Weltweisheit sich treffen. Für die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts mehr, als für die des 19., gab es Berührungspunkte solcher Art; und die Betrachtung von Schillers Fachstudium darf daher von der philosophischen Seite aus sicher einsetzen. Um so sicherer, als des Dichters liebster Lehrer ihm grade in der Philosophie lang fortwirkende Unterweisung gegeben hat: Jakob Friedrich Abel, der „engelgleiche Mann".

Als ein junger, beweglicher Mann war Abel auf die Akademie gekommen und hatte schnell die besondere Zuneigung seiner Zöglinge gewonnen. Schiller, welcher auch durch Familienbeziehungen mit ihm verbunden war, schloß sich nahe an ihn an und widmete ihm in der Folge den „Fiesko"; durch ihn zuerst, in einer Lehrstunde, hat er von Shakespeare erfahren, und er ward, trotz der „Kälte", die ihn an dem objectivsten Dramatiker abstoßen wollte, unwiderstehlich immer von Neuem zu ihm hingezogen. Abel war klein von Gestalt, etwas dick, aber äußerst lebhaft; selten verblieb er auf seinem Katheder, sondern lief, ein moderner Peripatetiker, im Hörsaal schnellen Schrittes auf und ab, ohne übrigens im Inhalt seiner Vorlesungen von diesem raschen Lauf zu profitiren. Er war ein vermittelnder Geist, der auf der breiten Basis des Leibniz-Wolffschen Optimismus behaglich stand, aber auch zu der Erfahrungslehre und der Moralphilosophie der Engländer und Schotten eine Verbindung fand, gleich den Popularphilosophen jener Zeit, den Sulzer, Mendelssohn, Garve. An Garve zumal schloß Schiller sich, Abel folgend, an: er citirt ganze Sätze Garves in seinen medicinischen Abhandlungen und ausdrücklich nennt Caroline Wolzogen als Schillers „Liebling" Garve, „dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie er beinahe auswendig wußte".

Die Grundanschauungen dieser englisch-deutschen Lehre, mit welchen zu operiren auch Schiller durch viele Jahre sich nun gewöhnte, liegen in den Begriffen: Tugend, Vollkommenheit, Glückseligkeit. Philosophen und Dichter folgen ihnen, Klopstock als ein fester Leibnizianer, Wieland als ein Schüler Shaftesburys, bis daß Herder und Goethe Spinoza neu entdecken und Kant in den drei „Kritiken" der dogmatischen Weltweisheit des 18. Jahrhunderts den Garaus macht. Der literarisch einflußreichste unter diesen Philosophen ist Shaftesbury gewesen, dessen weitverzweigte Wirksamkeit durch Diderot nach Frankreich überspringt, durch Ferguson-Garve nach Deutschland. Ferguson, dessen Vermittlung Schiller erst die Begriffe Shaftesburys überlieferte, ist für seinen Vorgänger etwa geworden, was Christian Wolf für Leibniz war: er brachte die Philosophie Shaftesburys in ein festes System, er errichtete ein wohlzugemessenes, populäres Lehr-

gebäude, wo jener die Fülle origineller Anschauung zwanglos entwickelt hatte. Ein jeder, so lehrten nun Shaftesbury-Ferguson und die Deutschen, die sich an sie anlehnen, bis zu Abel hin, ein jeder sucht Glückseligkeit: Glückseligkeit aber ist nichts anderes, als die möglichst reiche Anschauung, welche der Mensch von dem Weltplan gewinnt und seiner künstlerischen Vollendung: „Der Zustand einer Seele", sagt Ferguson-Garve, „die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist unter allen übrigen der ergötzendste." Schiller selbst wiederholt diese Sätze eines „Weisen" im Eingang seiner „Philosophie der Physiologie" und nennt die so beschaffene Seele kurzweg: „die glücklichste Seele". Indem der Mensch aber die Vollkommenheit des Weltplans nachdenkt, wird er selbst vollkommen, wird er selbst tugendhaft: und Tugend ist das höchste Gut, ein Gut an sich, auch ohne die Verheißungen der Religion, welche auf ein Jenseits hinweisen. An allen diesen Grundbegriffen der Schule nimmt Schiller Theil; und wie dann weiter Shaftesbury-Ferguson von dem Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen, der selbstischen zu den geselligen Empfindungen gehandelt hatten und gelehrt, in dem Schaffen fremder Glückseligkeit die eigene zu finden, so sagt nun Schiller: „Ein weises Gesetz hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden . . einzig aus dieser Absicht, die Vollkommenheit des Nebenmenschen zu befördern." Der Begriff der „Liebe", in dem Sinne, den Schiller hier gefunden, gewinnt für ihn nun den weitesten Werth; und während er den andern Vorstellungen jener vorkantischen Philosophie eine selbständige Wendung nicht gegeben hat, läßt er die Vorstellung der „Liebe", unter mannigfachen, eigenen Variationen, immer von Neuem wiederkehren.

Von philosophischen Betrachtungen aus tritt Schiller so in die Physiologie ein: da der Mensch den Weltplan erkennen soll, auf welche Weise, fragt er, erfährt er die Wirkung der Welt auf sich? Als der sicherste Ausgangspunkt erschien die Weltweisheit, wo in der medicinischen Wissenschaft alles Fundamentale unsicher und strittig blieb. „Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein" — lautet der Beginn der philosophischen Darlegungen Schillers; für die physiologischen Grundlagen aber schien ihm nichts fest erwiesen, vielmehr alles problematisch und discutabel. Zwei Gegensätze zumal befehdeten sich in der Medizin der Zeit, welche durch die Namen Boerhave und Brendel bezeichnet werden; und während der Eklektiker Abel deutsche und englische Philosophie, die Leibnizianer und die Lockianer unter einen Hut zu bringen wußte, kamen die Gegensätze der Humoral- und der Nervenpathologen auch innerhalb des medicinischen Lehrkörpers zur Geltung: auf die „Säfte", im Sinne der großen Leydener Arzneischule, gründeten die Schüler Boerhaves ihre Heilkunde, das Recht der Nerven verfocht Johann Friedrich Consbruch, der hervorragendste

medicinische Lehrer Schillers, welcher in Göttingen durch Brendel selbst die modernen Theorien empfangen hatte, und sie nun, vorsichtig noch und mit halber Kraft, seinen Jüngern mittheilte. Auch Schiller und Hoven traten in diese Bestrebungen ein, und sie wendeten sich derjenigen Schule zu, welche die neue, zukunftsreiche war: Schiller selbst schrieb sich die Hefte der Brendel'schen Vorlesungen zu seinem Gebrauch ab, welche, als ein kostbares Besitzthum, Consbruch aus Göttingen mitgebracht hatte. Sein „Vorurtheil für neue Theorien und den gefährlichen Hang zum besser wissen" muß sich darum Schiller ausdrücklich von den Lehrern der älteren Richtung vorwerfen lassen; und daß er den „unsterblichen Haller so beleidigend angreiffet", wird ihm um so übler vermerkt, als er ohne diesen „doch gewiß ein elender Physiologus wäre". Schillers Lehrer, in diesem Punkte, hatten so Unrecht nicht: das beste Material der Abhandlung war aus Hallers Physiologie geschöpft; aber die Waffen, welche Schiller von dem großen Berner entlehnt hatte, waren nun zum Kampf gegen ihn gewendet: denn auch Haller, trotz manchen Fortschritts in den Theorien, war einer von den alten, ein Schüler Boerhaves.

Nur aufräumen mit diesem Alten will Schiller, nicht Neues hat er im Grunde an seine Stelle zu setzen. Als ein rechter Schüler des Sturmes und Dranges erklärt er: „Ich find es meiner Absicht gemäßer, Theorien umzustoßen, als neue und bessere zu schaffen oder schaffen zu wollen." Den größten Autoritäten der Zeit, den Haller und Bonnet, macht er den Krieg, so keck, wie die Goethe und Lenz die Gesetzgeber der Aesthetik, Aristoteles und die Franzosen, bekämpften. „Deutschheit emergirend", das Schlagwort, mit welchem Goethe die Stimmung seiner Straßburger Zeit bezeichnet, gewinnt Geltung auch für Schiller; und mit einer über den wissenschaftlichen Gegensatz weit hinauszielenden Heftigkeit greift er Charles Bonnets Hypothesen über die Organe von Vorstellung und Wahrnehmung an: „Mit unverzeihlichem Leichtsinn hüpft der französische Gaukler über die schwersten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweisen kann, zieht Folgen daraus, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann. Seine Theorie mag seinem Vaterland gefallen; der schwerfällige Teutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen, und unten nichts als Luft sieht." Und der nämliche, tiefe Gegensatz der Meinungen, welcher Goethe und seine Freunde in ihrer Abneigung gegen das französische Wesen bestärkte, giebt auch Schillers Opposition den letzten Halt: wie jene die Literatur der Franzosen „bejahrt und vornehm", ihr Système de la nature „grau, cimmerisch, todtenhaft" fanden, so wendet sich Schiller von dem Materialismus und Atheismus dieser „unvollkommenen Geister", von einem Lamettrie und Voltaire, völlig ab: die Anschauung, daß Denken Bewegung sei, hat an ihm den entschiedensten Gegner, und es ist das Hauptinteresse seiner Schrift, den Bedingungen zwischen Materie und Geist, als den zwei großen, getrennten Bezirken, nachzugehen. Die

Frage: wie wirkt auf die Seele die Welt, beschäftigt ihn intim; und da er die Meinung, daß Denken „eine Folge des Mechanismus" sei, weit von sich fortweist, und die Selbstherrlichkeit des Geistes ihm eine tiefempfundene, innerste Anschauung bleibt, so greift er, um die von einander so bestimmt abgesonderten Reiche doch in Verbindung zu bringen, zu der Setzung einer Mittelkraft, „meiner Mittelkraft", wie er sie zuversichtlich nennt.

Nur ein Bruchtheil der „Philosophie der Physiologie" ist mit dieser Darlegung gekennzeichnet, und nur ein Bruchtheil ist auf uns gekommen: 11 Paragraphen von mehr als 40. An der Stelle, wo die Betrachtung zu der Lehre von den Empfindungen kommt und von hier aus einen Uebergang in die Aesthetik nehmen will, bricht das Fragment ab. Sein Interesse für uns liegt nicht nur in den Ideen, sondern ebenso sehr in der Form: in der kühnen, energischen, entschlossenen Haltung, welche der zwanzigjährige Eleve grundlegenden Fragen seiner Wissenschaft gegenüber behauptet. Es liegt etwas von der kecken Zuversichtlichkeit des Goethe'schen Baccalaureus über dieser Darstellung, die durch „tausend Zweifel", wie sie übertreibend sagt, sich hindurchgearbeitet hat und nun siegesgewiß, mit einem äußerst geringen Respect vor allem, was ihr voraufging, dasjenige aufzustellen wünscht, was man Probleme der Zukunft nennt. Auch wo sie die Schwäche ihrer Position selber erkennt, wagt sie sich muthig in „dunkel gelehrte Wildnisse", wie Schillers Lehrer es nennt, und in kurzen, eindringlichen Sätzen spricht sie sich kraftvoll aus:

> Es ist wirklich eine Kraft zwischen der Materie und dem Geiste vorhanden. Diese Kraft ist ganz verschieden von der Welt und dem Geist. Ich entferne sie: dahin ist alle Wirkung der Welt auf ihn. Und dannoch ist der Geist noch da. Und dannoch ist der Gegenstand noch da. Ihr Verlust hat einen Riß zwischen Welt und Geist gemacht. Ihr Dasein lichtet, weckt, belebt alles um ihn. Ich nenne sie Mittelkraft . . . Die Erfahrung beweist sie. Wie kann die Theorie sie verwerfen? . . . Ich bin in einem Feld, wo schon mancher medicinische und metaphysische Donquixotte sich gewaltig herumgetummelt hat, und noch izo herumtummelt. Soll ich nun mit den alten Einwürfen die Geister der Todten in ihren Gräbern beunruhigen, oder die reizbaren Seelen der Schriftlichtoden wider mich aufreizen?

Man kann nicht verächtlicher auf seine Gegner, die wirklichen und die „Schriftlichtodten" herabblicken, nicht ungenirter den Sturm- und Drangstil in die Wissenschaft überführen. Schnell ist Schiller bereit, mit verblüffender Sicherheit, eine neue Terminologie aufzustellen, seiner Mittelkraft eine „Schutzkraft" und „Unterkraft" zuzufügen, aber schneller stürzt er das eben Festgesetzte schon wieder um, vertauscht die Namen und nennt die eben „Mittelkraft" getaufte Größe plötzlich den „Nervengeist". Mit einem „diss ist mir gleichgültig" schwingt sich der ungestüme Jünger über Hemmnisse weg und sieht mit selbstgewisser Zuversicht voraus, wie die ihm feindliche Theorie bald vollends ihr Haupt sinken lassen wird". Sich in Wendungen

von dichterischer Anschauung so auszusprechen, treibt es Schiller fort und fort an: das Universum schildert er, wie es zur Wirklichkeit, im Anfang aller Dinge, „hinrann"; und sucht den „Anker des Verstandes im sternenlosen Meer" der Meinungen. Er schlägt einen feierlichen, an das Biblische gemahnenden Ton an, als es gilt, den Zustand des Geistes zu schildern, wenn die Wirkung der Welt auf ihn abgeschnitten wäre: „Todt muß ihm ja die lebensvolle Schöne der Schöpfung seyn, todt schlummern seine thätige Kräfte im unendlich fruchtbaren Wirkungs Krais; aber todt schlummert er nicht im unendlich fruchtbaren Wirkungs Krais. Todt ist ihm ja die lebensvolle Schöne der Schöpfung nicht". So fanden Schillers Lehrer nicht nur seine Meinungen „selbst vor einen Dichter zu kühn", sondern sie tadelten auch die „blühende Schreibart", die „aufbrausenden" Gedanken; und die Arbeit zum Druck zu geben, wollten sie „niemalen vor rathsam halten", wenn sie gleich die Genialität ihrer Anlage vollkommen anerkannten, mit diesen Worten: „Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen Plans untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten, jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten". Und Herzog Karl, dem Urtheil der Professoren folgend, belobte den Fleiß und das „viele Feuer" des Eleven; und wenn nur dieses Feuer in dem Lehrjahr, welches Schiller noch vor sich sah, ein wenig gedämpft werde, so habe er alle Aussicht einmal „ein recht großes Subjectum" zu werden. Schiller hat dies Wort Karls, wenn auch nicht in Karls Sinne, wahr gemacht: er fuhr fort „fleißig" zu sein und dichtete, in dem letzten Jahr seiner akademischen Zeit, die „Räuber".

II.

Im Herbst 1797 schreibt Schiller einmal an Goethe: „Dieses ist das Balladenjahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden". Man kann, nach diesem Vorgange, das Jahr, welches von Ende 1779 bis Ende 1780 läuft, das „Räuber"-Jahr nennen. Anfänge des Dramas scheinen bis 1777 zurückzureichen, aber die große „Pause in der Poeterei" unterbrach das Begonnene, zu seinem Vortheil, wie Schiller selbst erkannte; und mit Stolz erinnerte er sich später daran, daß das „erste Product nach diesem Intervall doch gleich die Räuber" waren. Immer wieder, mannigfache Ableitungen und Hemmungen nicht achtend, kehrt Schiller zu diesem ersten, entscheidenden Werke, zurück.

Aeußere Gründe zunächst konnten anregen, die Dichtung jetzt aufzunehmen. Die Probearbeit war geliefert, und somit ein gewisser Abschluß der Studien erreicht; zwar nicht ein ganzer Erfolg war Schillers Schrift zu Theil geworden, aber sie hatte doch in einigen Ehren bestanden, und auch drei Preise hatten seinen Fleiß belohnt. Eine freiere Muße brachte

nun das letzte Studienjahr, in dem nur wenig Vorlesungen noch zu besuchen waren, und in dem die Eleven meist zu klinischen Beobachtungen auf die Krankenzimmer geschickt wurden. Auch Hoven, dessen Bestrebungen den Schiller'schen überall parallel liefen, hat aus dieser Zeit von einer Erneuerung seiner poetischen Arbeiten zu berichten; und es fehlt an Zeugnissen nicht, welche uns Schiller vorführen, wie er am Bette der Kranken, statt zu befragen und zu beobachten, ganz von seiner Dichtung fortgerissen wird und des Gegenwärtigen vergißt: so zwar, daß die „Zuckungen und brausende Bewegung" des Poeten den Kranken selbst besorgt macht um den Arzt, der gekommen war, ihn zu heilen. So fand Schiller, so suchte er sich Gelegenheit, sein poetisches Gebilde zu formen: denn ein lang zurückgehaltenes Wollen regte sich nun ungestümer in ihm, und an's Licht strebte es empor.

Aber noch ein anderer Vorgang trat von Außen hinzu, Schiller zur Poesie zurückzuleiten. Karl Eugen erhielt fürstlichen Besuch; und der Herzog führte, nach alter Gewohnheit, auch in die Akademie seine Gäste, den Mann darunter, der für Schiller der merkwürdigste unter allen Deutschen sein mußte: Goethe.

Acht Tage machten Goethe und sein herzoglicher Freund in Stuttgart Halt, von der Schweiz zurückkehrend: „in allem Betracht ein sehr merkwürdiger und instructiver Aufenthalt", schreibt Goethe der Frau von Stein. Sie nahmen die Sehenswürdigkeiten Stuttgarts, die Prachtbauten Karls in Augenschein, und traten am 12. December 1779, die öffentlichen Prüfungen näherten sich eben ihrem Ende, in die Räume der Militairakademie ein. Zwei Tage später, am Stiftungstage des Instituts, nahmen sie Theil an den feierlichen Veranstaltungen, am Gottesdienst, an der Mittagstafel und der Preisvertheilung im weißen Saal des Schlosses; 124 Medaillen verlieh Herzog Karl, zu dessen Rechten Karl August von Sachsen-Weimar, zu dessen Linken Goethe Platz gefaßt hatte; und unter denen, welche vortraten, die Preise in Empfang zu nehmen, war auch ein hochaufgeschossener, rothhaariger Eleve, von nachlässiger Haltung, mit langem Hals, einer stark vorspringenden Nase, etwas entzündeten Augen und vielen Sommersprossen im Gesicht: Schiller. In der Fülle seiner Kraft und Schönheit stand Goethe vor ihm: „noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe", schreibt Hufeland. Unendliches mußte in Schiller die Erscheinung des Mannes anregen, der sein „Gott" geworden; der der Freund der Musen und der Fürsten vor ihm stand. Ein Blick auf den Platz, den der Frankfurter Bürgerssohn behauptete neben dem obersten Landesherrn, lehrte, wie hoch den Dichter das Glück tragen könne, in der deutschen Gegenwart. „Das Anschauen Goethes erregte Schiller mächtig", berichtet Caroline Wolzogen. „Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen! Goethe konnte nicht ahnen, daß

ihn ein Geist begrüßte, ihm ein Herz zuschlug, dem erst eine späte Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen".

Dennoch hatte Goethes Erscheinen in der Akademie eine unmittelbare Folge für Schiller. 1779 war von Hauptmann Fischer ein kleines „Comödienhaus" erbaut worden, in welchem die Eleven bei festlichen Anlässen Aufführungen veranstalten sollten. Schon war der Geburtstag Franziskas von Hohenheim, der schönen Freundin des Herzogs, durch die Darstellung des Dramas „Sophie oder der gerechte Fürst" gefeiert worden. Nun stand der Geburtstag Karl Eugens vor der Thür, der auf den 11. Februar fiel, und Schiller erhielt den Auftrag, als der bekannte Schöngeist der Anstalt, ein Stück vorzuschlagen und die Rollen zu vertheilen: er wählte ein Goethesches Drama aus, den „Clavigo", und nahm für sich die Titelrolle in Anspruch, ob ihm gleich die energische Gestalt des Beaumarchais von je die liebste im Stück gewesen war. Die Ausführung mißlang, so weit es sich um Schiller handelte: seinen ganzen aufgeregten Subjectivismus warf er in die Rolle hinein, und das zügellose Uebermaß der Mimik, die Heftigkeit seiner Declamation, die ohne Rücksicht auf ein ungeschultes Organ zum höchsten Pathos emporstrebte, brachte die Hörer zum Lachen.

Für seinen Clavigo hatte Schiller keinen Dank gehabt; aber einen Monat früher, wiederum an Franziskas Geburtstag, hielt er die feierliche Rede: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet", von welcher das „Schwäbische Magazin" lobend bemerkt: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militair-Akademie, hat am 10. Januar in dem Examinationssaal vor dem durchlauchtigsten Herzog und Hof, eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: Von den Folgen der Tugend." Es ist an dieser Stelle, daß Schillers Name zum ersten Male öffentlich genannt ward. Das Jahr zuvor hatte Schiller, beim gleichen Anlaß, eine Rede gehalten über die Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?" 28 Mitschüler Schillers hatten ähnliche Aufgaben vom Herzog erhalten und wie ein Refrain klingt durch alle das nämliche Wort hindurch: Tugend. Ob Tugend eine bloße Kunst sei, ob alles lebende der Tugend fähig, ob Tugend Verwandtschaft hat oder ein absolutes Individuum ist, — sollen die Eleven entscheiden; ja selbst über die „zu erwartende Standhaftigkeit tugendsamer Frauen" sollen die Jünglinge handeln, zu Ehren des Geburtstages der Franziska. Der populäre und der philosophische Sprachgebrauch mischen sich hier so seltsam, daß dem hohen Auftraggeber, der selber dereinst „über Tugenden und Laster" eine Untersuchung geliefert hatte, die Entscheidung möchte schwer gefallen sein: welche Art von Tugend in jedem Augenblick in Frage stand. Der ungemessene Gebrauch des Wortes mußte auffallen; und es hat ohne Zweifel einen sehr bestimmten Sinn, wenn Schiller später in dem Gedicht von dem „schlimmen Monarchen" die Fürsten anspricht:

Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand.

Aber noch war er zu so freier Stellung gegenüber Herzog Karl nicht gelangt. Vielmehr in schwungvoller Rede spricht er huldigende Worte, zum Preise des großen Karl, der eine bildungslose Jugend aus allen Gegenden der Welt in seine väterlichen Arme rief; der Strahlen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen goß; und durch neue Solone, neue Platone der Zukunft in die Harmonie des Ganzen hineinwirken wird. Die Worte könnten befremden, aus dem Munde des Dichters, der die „Räuber" mit sich trug, wenn nicht in aller Naivität neben die Verherrlichung Karls flammende Entrüstung träte gegen die Feinde der Freiheit: die „Domitiane" nicht nur und ihre schwankenden, irdischen Throne, auch Julius Cäsar und Augustus sind für die von Plutarch geleitete Anschauung des Redners ein Gegenstand des Hasses, und abscheulicher erscheint ihm ihr verlarvtes Laster, als Ravaillacs Königsmord selbst und Catilinas Mordbrennerei. Nicht seinen Standpunkt verleugnet Schiller darum, wenn er Karl, den Menschenbildner, preist; ihn sieht er in der Reihe tugendhafter Marc Aurele einherschreiten, und sein von akademischem Weihrauch verdunkelter Blick erkennt die Gestalt nicht, welche ihm so nahe ist. Er stimmt ein in den Ton, welcher diese Säle durchklingt, stets und stets; und sein „alles durchsuchender Geist" hält noch inne vor den Stufen von Karls Thron, vor der Huld und Güte des „Vaters". Doch wagt sich eine leichte Ironie wohl hervor, und streift den Herzog, wie sie die Aufseher der Akademie streifte zum Ergötzen der Eleven, wenn der Redner etwa den Vers des Ossian mit seiner Sympathie begleitet: „Cathmor verbarg sich tief in den Wald, die Stimme des Lobs nicht zu hören"; denn wo hätte man jemals vernommen, daß Karl diesem heidnischen Beispiel gefolgt wäre, Karl, dessen überquellende Gnade alle Lippen priesen, dessen Ruhm akademische Spatzen von allen Dächern pfiffen, dessen stolzes Bild von allen Wänden aller Säle herniedersah auf seine „Söhne"?

In dem allgemeinen Gedankengehalt seiner beiden Reden folgt Schiller den nämlichen Anschauungen von Tugend und Glückseligkeit, wie in der medicinischen Abhandlung. Eine strengere Systematik war weder gefordert noch geliefert; und schon der Titel der ersten Rede zeigt, wie es um die Logik hier bestellt ist: gehört allzuviel Güte und Leutseligkeit zur Tugend, war gefragt, — wo doch das „allzuviel" die Antwort bereits einschloß. In freier, der poetischen Form zustrebender Rede, entwickelt Schiller sein Thema, energisch, in knappen Sätzen, mit ungebundenen Wortstellungen und Inversionen, mit Gedankenstrichen und gehäuften Ausrufungszeichen, nach dem Muster der Klopstock und Herder. Man mag denken, daß er, wie als Schauspieler, so auch als Redner sich voll Pathos ausgesprochen hat, mit lebhaften übertriebenen Bewegungen, und in jenem breiten, schwä-

bischen Dialekt, den er damals noch sprach und den er völlig niemals ablegte. Kräftig schreitet der jugendliche Rhetor einher, sicher und selbstgewiß: „Mich soll die glänzende Außenseite prangender Thaten nicht verblenden", ruft er, „dringen will ich und forschen in ihre innerste Quelle, nach dem Begriff von Tugend will ich sie richten — auf dieser Wage will ich sie wägen! Entzückungen ergreifen ihn und reißen ihn fort, als er das Wesen der Liebe, das Wesen der Weisheit, als welche miteinander die Tugend constituiren, schildern will: „Was ist also die Krone der Tugend! Du o Liebe, Erstgeborene des Himmels, schönste, herrlichste im Angesicht Gottes! Beuge dich nieder, blühende, jauchzende Natur; beuge Dich nieder o Mensch, beuge Dich Seraf am Thron! Durch die Liebe jauchzet ihr, prangt ihr! durch die Liebe! beugt euch vor der Liebe!... Betet an vor der Weisheit. Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit. Betet an vor der Tugend!" Als Schiller in der zweiten Rede, von 1780, das nämliche Thema wieder aufnimmt, da hat er, aus seinen naturwissenschaftlichen Studien her, ein neues Bild gefunden, die allgemeine Liebe zu erläutern: er vergleicht sie, nach Newtons Gesetz, mit der allwirkenden Kraft der Anziehung, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält: würde diese Macht der Anziehung aufgehoben, so stürzte die Körperwelt zusammen, — gleichwie das Geisterreich in anarchischem Aufruhr dahintobte, wenn die Seelenfeßlerin Liebe erstürbe. In diesen philosophischen Gedankengang aber mischen sich noch immer Bilder der religiösen Welt, welche den ewigen Richter über Gerechte und Ungerechte malen, wie er am jüngsten Tag den Werth der Menschheit wägt: wenn dann dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichtes Jubellied ist, werden die Bösen und die Tyrannen erzittern vor dem Rächer. Vorwärts und rückwärts können wir diese Anschauung bei Schiller verfolgen: bis zu dem Traume des Franz Moor vom jüngsten Gericht hin, und zurück zu dem Plane eines Gedichts „Die Gruft der Könige", das im Stile der Schubartschen „Fürstengruft" den Hohen dieser Welt die Vergänglichkeit alles Irdischen malen sollte. Der Gegensatz von Freiheit und Tyrannendruck, der hier sich nach Aussprache drängt, wird nun für Schiller zur alles beherrschenden Vorstellung; in Reden und Gedichten nicht nur kommt er zum Ausdruck, auch in ein freundschaftliches Stammbuchblatt überträgt er sich: „O Knechtschaft, Donnerton dem Ohre, dem Herzen quälendes Gefühl" so schrieb Schiller einem seiner Freunde ins Album, dem Heilbronner Ludwig Orth.

Von einem zahlreichen Kreis näherer und fernerer Freunde sehen wir Schiller in dieser Zeit umgeben. So eng, wie an Scharffenstein, hatte er sich an keinen mehr angeschlossen; aber in die Stelle des aus dem Dichterbund Ausgeschiedenen waren längst andere getreten, junge Poeten, Künstler, Verehrer der Dichtkunst, wie sie jenen literarischen Zeitläuften gemäß waren. In Haug, dem Sohne von Schillers Lehrer und Redacteur,

lernte er ein epigrammatisches Talent kennen, das seinen eigenen Trieb zur Satire kräftiger aufschießen ließ; in dem schweren Streit um die Derbheit und Grobheit nahm er es mit ihm auf, und eine neue Preisconcurrenz ward eröffnet über das Thema: „Rosalinde im Bade". Hatte über dem ersten Bunde Klopstock als Schutzpatron gewaltet, so kündete diese neue Aufgabe die Oberherrschaft Wielands an; und in der That findet jetzt der Eleve der Medicin in der Anschauung des „Agathon"-Dichters, welche das Recht der „sublunarischen Welt" zu verfechten liebt gegenüber dem verstiegenen Pathos des Messias-Sängers, je länger je mehr seine eigene Auffassung wieder. Andere Freunde waren Dannecker und Heideloff aus der Künstlerabtheilung, und Zumsteeg, der Musiker; hing Heideloff mit dem Theaterwesen zusammen und brachte er Schiller in Beziehung auch zu dem praktischen Mechanismus der Bühne, so war Zumsteeg sein erster Componist und die Gedichte Schillers, sogleich wie sie entstanden waren, setzte er in Musik.

Nur die, welche durch die Güte des Herzens und durch Charakter das Gefallen Schillers fanden, hatten Zutritt zu diesem Kreise; ihnen schloß er sich auf, während er solche, die durch Niedrigkeit mißfielen, fernhielt, und eine Schärfe und Kälte ihnen entgegenkehrte, welche die Eleven in Erstaunen setzte. Und derb und neckend sprach er auch den Freunden gern sich aus; und als ihn ein ausgezeichneter Esser um ein Albumblatt einst bat, zeichnete er ihm das Gedenkwort ein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und notabene satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben." Längst war die Schüchternheit und linkische Verschlossenheit, in der Schiller einst auf die Akademie gekommen, von ihm abgefallen; das Gefühl aufquellender Kraft erfüllte ihn und gab ihm Freiheit des Geistes und Sicherheit im Auftreten; seine hohe Gestalt schritt aufrecht durch die Gänge der Akademie, und eine brave Schwäbin, als sie den Eleven so stolz einhergehen sah, rief aus: „Sieh doch, der bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Württemberg!"

In diesem Kreise entstanden, seinen Verkehr spiegeln die „Räuber". Was im Ton und im Geist ein gesteigertes Abbild verstohlenen Treibens in den Räumen der alten Reiterkaserne war, ward unmittelbar im Werden den Freunden anvertraut, nach Gunst der Stunde: wo immer sie sich trafen, an entlegenen Ecken des weitverzweigten Baus, auf Spaziergängen mit den Vorgesetzten, oder im Garten und den Höfen der Akademie ward das neu Geschaffene mitgetheilt, in fliegender Hast, in verschwiegener Heimlichkeit. Der Reiz des Verbotenen umgab das Entstehende und stärkte seinen Zauber; der Beifall der Genossen steigerte die Kraft des Ausdrucks, und kein Wort schien zu stark, tief empfundenen Groll auszusprechen. Eine Skizze Heideloffs hat von dieser Zeit ein Bild uns aufbehalten: Schiller inmitten seiner Freunde, wie er an einsamer Waldesstelle Scenen des Karl Moor recitirt. An einem schönen Maimorgen, so wird erzählt,

spazierte eine Abtheilung der Akademisten über die Weinsteige nach dem „Bopser", unter der Führung eines Offiziers; seine Nachsicht gestattete größere Freiheit, und so sonderte sich eine kleine Gruppe der Eingeweihten vorsichtig ab, tiefer in den Wald hineinstrebend. Hier, unter den kräftigen Fichten, lagerten sie sich, während Schiller, auf einer mächtigen Baumwurzel stehend, zu lesen begann: ruhig zuerst, heiter gestimmt von der Frische des Morgens und der vertraulichen Lust des Augenblicks, aber bald sich steigernd zu affectvollem Pathos: und als er an die Scene am Thurm kam, wo Karl Moor den todtgeglaubten Vater wiederfindet und Rache schwört seinem Peiniger, da wurden die Freunde von der Unmittelbarkeit der Dichtung und des Vortrages so lebhaft ergriffen, daß ihre Bewunderung in tobenden Beifall ausbrach. Diesen Moment der stärksten Wirkung hat Heideloff aufgefaßt: Schiller, in voller Erregung, mit aufwärtsgerichtetem Blick, jede Fiber gespannt, spricht begeistert, sein Buch bei Seite lassend, flammende Worte; voll Staunen und Verwunderung lauschen die Freunde, und das Ueberraschende des Eindrucks ruft fast etwas wie Bestürzung auf ihre ehrlichen Gesichter: enthusiastisch, mit ausgebreiteten Armen und offenem Munde blickt Kapff zu dem Dichter auf; Hoven erhebt schon die Hände zum Applaus, während Heideloff noch ganz dem Vortrag hingegeben ist; und still lauschend steht Dannecker da, die gedrungene Gestalt mit dem breiten, schwäbischen Kopfe bedächtig aufgepflanzt.

Allein in diesen Freundeskreis, heischend und zerstörend, trat der Tod ein. Zum ersten Mal stand Schiller am Sarge eines geliebten Lebens, und ganz gab er sich dem Gefühl der Trauer und der Melancholie hin, welches dieser Verlust in ihm weckte. Ja, in seinem „Hunger nach Empfindung", bei der Abgeschlossenheit seiner Existenz, steigerte er wohl noch den Eindruck des Erlebnisses in sich und sah in einem braven Musterschüler einen „herrlichen Jungen". Der jüngere Hoven, ein begabter Eleve der Jurisprudenz, erkrankte, und Schiller blieb, „als Mediciner und als theilnehmender Freund", ihm zur Seite; er durchwachte eine Nacht an seinem Bette, und als der neunzehnjährige Jüngling im Juni 1780 gestorben war, besang er ihn in einer „Leichenfantasie". Der Blick des Dichters erschaut die Bestattung des Todten in der Dunkelheit der Nacht, beim erloschenen Mondesschein und dem Schauer der Nebelwolken, entlang an todtenstillen Hainen; und den Vater schaut er, wie er gramgebeugt dem Sohne folgt, seiner Wonne und seinem Paradies. Zu der eiskalten Ruhe des Todes in diesem Sarge setzt er in Contrast das reiche, freudige Leben des Jünglings; die Schilderung geht in ein neues, dactylisch hüpfendes Versmaß über, als sie in blühender, von der Wirklichkeit frei entfernter Darstellung den Todten vorführt, der wie ein Frühligstag durch's Dasein flog, in's Gewühl der Menschen muthig hineinsprang und Mädchen in liebender Gluth auf lachenden Wiesen jagte. Die Phantasie Schillers, wie sie hier das stille Leben des Akademisten kühn überfliegt, bewegt sich

in starken Uebertreibungen ohne Scheu; aber ein rhythmischer Zug und Schwung trägt darüber hinweg, und bei aller Naivität erzielt der Dichter doch, durch den Wechsel des Versmaßes und respondirende Strophen, kunstmäßige Wirkungen.

Die Theilnahme an Hovens Tod, welche die „Leichenfantasie" ausspricht, wiederholt Schiller mit noch stärkerer, subjectiver Färbung in einem Brief an den Vater des Verstorbenen. In melancholischer Verstimmung blickt er herab auf den „bestandlosen Tand der Welt" und preist den glücklich, der in der reinsten Unschuld des Herzens, eh er noch den Wechsel der Dinge erfuhr, zur Ewigkeit einging. Wieder ergreift, wie in der Zeit des Bundes mit Scharffenstein, eine empfindsame Trauer das Herz des Dichters: „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können." In einem Briefe an seine Schwester Christophine aus diesen Tagen spricht es der Dichter noch einmal aus, daß keine Heiterkeit in seiner Seele wohnen will: „Du weißt nicht wie ich so sehr im Innern zerstört bin. Auch sollst Du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt." Was seine Kräfte untergräbt? Wenig später, in seiner zweiten, medicinischen Abhandlung, scheint er es anzudeuten, wenn er von jenem „schleichenden Zorn" redet, „den man Indignation nennt," und der „gleichsam an den Grundfesten des Körpers nagt." Seit Schiller dem Tod so nah ins Angesicht geschaut, will der Glaube an ein frühes Scheiden auch ihn erfassen: „Ich bitte Dich, Schwester," ruft er, „wenn es geschehen sollte, so sei klug und tröste Dich, und tröste Deine Eltern." Der Gedanke, was die zärtliche Mutter, noch mehr, was der ehrwürdige, der beste Vater, der „so viel auf ihn rechnet," gelitten hätte, wenn an Stelle Hovens er getreten wäre, beschäftigt ihn; nicht ohne selbstquälerisches Behagen steigert er in sich die Empfindung der Melancholie, und sein Ausdruck nimmt eine dichterische Färbung an: „wer hier in die geheimen Bücher des Schicksals schauen könnte," ruft er emphatisch aus, er sagt sich selber vor: „ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen"; und er nennt, im Tone der „Räuber", den älteren Hoven seines Vaters „großen Sohn", gleichwie Schweizer den Karl Moor „großer Hauptmann" nennt und der alte Moor jammernd ruft: „Ich bin der Vater, der seinen großen Sohn erschlug." Der Ausdruck, zumal in dem Brief an Hovens Vater, ist überlegt, gefeilt, mit rednerischen Wiederholungen kunstvoll gesteigert; seinen vorzeitigen Weltschmerz spricht der Schreiber ruhig aus, „aus einer traurigen Erfahrung" will er dies wahre Gefühl seines Herzens geschöpft haben. In den „Räubern" klingt der nämliche Ton wieder: „Sollten Sie schon diese

traurige Erfahrung gemacht haben?" fragt Karl Moor, und Amalia ruft aus: „Es reift keine Seligkeit unter dem Monde."

Doch mußte es beruhigend auf Christophine wirken, wenn der Bruder, die Todesgedanken erledigt, auf die Dinge dieser Welt mit Umsicht eingeht: „Die Wäsche besorge bald", bittet er. „Auch die Schuhe. Mahne die liebe Mama an Strümpfe, und bitte Sie, sie möchte mir ein Hemd ohne Manschetten zum Nachthemd zurechtmachen. Es darf von grober Leinwand sein." Und daß er auch des Dichtens nicht vergißt, darüber giebt der Wunsch für den Vater Aufschluß: „Bitte den lieben Papa, daß er mir ein Buch Papier schicke und einige Kiele." Hauptmann Schiller, als er die Bitte erfüllte, mochte nicht ahnen, welch brausende „Räuber"-Poesie, auf dies Papier, mit diesen Kielen, sollte geschrieben werden.

Zu gleicher Zeit mit Hovens Tode trat die Erkrankung eines andern Mitschülers ein, des Eleven der Medicin Grammont aus Montbéliard, welche den Dichter nahe in Anspruch nahm. Grammont wurde unter Beobachtung Schillers und der andern jungen Mediciner gestellt; und in sieben Rapporten vom Sommer 1780 gab Schiller über Art und Grund der Erkrankung dem Herzog Rechenschaft und legte das eigenthümlich zwischen körperlicher und seelischer Verstimmung schwankende Befinden Grammonts mit einem feinen Eindringen dar, an welchem der Freund und der Arzt, der Dichter und der in den nämlichen Empfindungen befangene Eleve Karls den gleichen Antheil hatte. Schillers und Grammonts Leiden trug denselben Namen, es hieß: die Militairakademie. Nur fort aus der Schule wünschte sich Grammont mit leidenschaftlicher Heftigkeit; die Unterbrechung seiner Carriere, die Ungnade des Herzogs, alles achtete er für nichts: lieber ein „Tagelöhner", ein „Bettler" in der Freiheit wollte er sein, als länger in diesem vergoldeten Käfig verharren. Auch als Karl selbst ihn seines „Wahns" berauben wollte, bestand er auf dem Einen Gedanken: „Alles sei ihm hier zuwider", so äußerte er gegen Schiller. „Alles zu einförmig. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger." Wie eine fixe Idee erschien den untersuchenden Aerzten dieser hartnäckige Wunsch, und auch Abel, als Psychologe zugezogen, erklärte, daß Grammont durch religiöse Grübeleien, Spitzfindigkeit und Zweifelsucht bis zu „einem kleinen Grad des Wahnwitzes" gelangt sei. In Uebereinstimmung mit ihnen, aber doch eigenartig und klug, in einer ruhigen und sichern Sprache berichtet Schiller über das Befinden des Kranken: ihn quäle eine wahre Hypochondrie, ein Zustand, welcher aus der genauen Sympathie im Menschen zwischen dem Unterleib und der Seele entspringt: „das genaue Band zwischen Körper und Seele," sagt er, „macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Uebels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei." Als ein rechter Seelenarzt gewinnt Schiller vor allem das Vertrauen des Kranken; er geht auf alle seine Vorstellungen ruhig ein und weiß ihn, als er die Nahrung verweigert,

doch zum Genuß zu bereden, er heitert ihn auf und unterhält ihn durch Vorlesung aus Plutarchs Biographien. Mit gutem Bewußtsein übt er die „Künste der Freundschaft", und es gelingt ihm, Grammont vom Selbstmord zurückzuhalten; seine Behandlungsweise zu rechtfertigen, sagt er ausdrücklich: „Widerspruch und Gewalt kann vielleicht dergleichen Kranke darniederschlagen, aber sie gewiß niemals kuriren. Das Vertrauen eines Kranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese General-Regel war auch die Richtschnur unserer Behandlung." Solche Rechtfertigung war für Schiller nöthig, denn obgleich er in seinem Rapport sich ganz auf den Standpunkt des Herzogs gestellt und die Wünsche Grammonts als „irrige" und krankhafte bezeichnet hatte, war er doch geheimer Sympathie mit dem Patienten, nicht ganz mit Unrecht, angeklagt worden. Daß man ihm aber gar zutraute, einen Mitschüler verdächtigt zu haben bei Grammont, erregte seinen lebhaftesten Widerspruch: „noch keinem Menschen," sagt er, „bin ich unter dem Charakter eines Ohrenbläsers bekannt geworden." Vielleicht ist der genaue Verkehr mit Grammont der Psychologie der „Räuber" zu Gute gekommen, die ihren Helden gleichfalls bis an den Vorsatz des Selbstmordes führten, und „Spitzfindigkeit und Zweifelsucht" Gestalt gewinnen ließen in Franz Moor; die geringe Berührung Schillers mit der Welt mußte ihn für die Erlebnisse innerhalb der Akademie um so empfänglicher stimmen.

Nicht blos als Arzt, auch als Patient betrat Schiller die Krankenzimmer in jener Zeit. Der Trieb zur Production hatte ihn so lebhaft erfaßt, und sie wurde so mächtig in den Stunden der Nacht, wenn die Eleven, nach den Gesetzen des Instituts, das Licht ihrer Säle zu löschen hatten, daß Schiller sich häufig krank meldete, lediglich, um in den Besitz einer Lampe zu gelangen. „In solcher Lage", sagt Frau von Wolzogen, „wurden die Räuber zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes, medicinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft."

Die Muße, welche Schiller dieses letzte akademische Jahr gewährte, benutzte er, wie für seine Production, auch für eine erneute Umschau in den Hörsälen der Schule: er besuchte eifrig die Vorlesungen des Professor Nast über Homer und hörte erfreut, begeistert, den Lehrer Gesänge aus Gottfried August Bürgers „Ilias"-Uebertragung recitiren; und da Schiller zur gleichen Zeit den Vorlesungen des Professor Drück über Virgil beiwohnte, so fühlte er sich angeregt, auch seinerseits eine Uebertragung zu versuchen: er wählte ein Stück aus dem ersten Buch der „Aeneide" aus, und ließ den „Sturm auf dem Tyrrhener Meer" im „Schwäbischen Magazin", das seit dem „Eroberer" keinen Beitrag von ihm gebracht hatte, erscheinen. Noch einmal ertheilte ihm Haug eine Censur: „Probe von einem Jüngling", meinte er, „die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel,

viel dichterisches Feuer!" Die Uebersetzung hält die Form des Originals fest, und Schiller tritt mit diesen Hexametern in die Reihe derjenigen, welche das antike Versmaß am frühsten in Deutschland anwenden und so auf den Vossischen Homer vorbereiten; dem Inhalt folgt der Dichter weniger treu und es ist merkwürdig zu beobachten, wie er den Sturm- und Drangstil, mit seiner Vorliebe für das Starke und Crasse, für Wiederholungen einzelner Worte und gehäufte Ausrufungszeichen, unwillkürlich auch in diese Nachdichtung hineinträgt. Wie die Auswahl der „Sturmes"-Schilderung charakteristisch ist für die Stimmung Schillers, so geht er am freisten und kühnsten da vor, wo die Schilderung lebhaft, „ungestümm" wird, wie er mit Vorliebe sagt:

Sprachs und hastig in's hohle Gebirg den eisernen Stachel
Niedergeschleudert, und hastig wie Heerschaar hervor die Orkane,
Fürchterlich aus der geborstnen Kluft, und hastig von dannen
Brausend und sausend und ungestümm hin über Thal und Gebirge
Sturm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Hagler,
Stürzen über den Pelagus her, und rühren den Grund auf . . .
Da entreißen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel und Tag, der Pelagus wallt in Mitternachtsschauern,
Himmel donnert, und Himmel flammt auf in Tausendgeblize
Tod Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen die Donner.

Während hier der Dichter noch ganz im Banne des Stofflichen steht, hat er die nämliche Vorlage in freiem, künstlerischen Spiel geformt in seinen späteren Uebertragungen von „Dido" und der „Zerstörung von Troja"; und die graziösen Stanzen dort bilden zu den wuchtigen Hexametern hier einen prägnanten Gegensatz. Auch für seine „Räuber" hat Schiller aus diesem Stoffgebiet unmittelbar gewonnen: das Lied von „Hektor und Andromache".

Ueber alledem war die Zeit herangekommen für die letzte akademische Prüfung Schillers: die fünf Jahre medicinischen Studiums gingen zu Ende, seine Entlassung stand bevor. Zwei Arbeiten legte er seinen Lehrern zum November 1780 vor; die eine von specifisch medicinischem Gehalt, die andere aus dem Grenzgebiet der Physiologie und Psychologie, auf welchem er mit Vorliebe sich bewegt. Von den entzündlichen und den faulen Fiebern handelte jene, in lateinischer Sprache verfaßte Abhandlung; die Professoren fanden in ihr eine löbliche Einsicht in den behandelten Gegenstand und erkannten an, daß der Eleve, bei dem Mangel eigener Erfahrung, die Beobachtungen des Hippokrates, sowie seiner akademischen Lehrer schicklich benutzt habe. Doch wird einiges getadelt, weil es zu „Irrungen in der Cur" Anlaß geben könne und weil ein vorsichtiger Arzt nicht da stehen bleiben dürfe, wo Schiller beruhigt stand; und da man auch überall bemerken wollte, daß der Verfasser wenig Zeit auf die Verfertigung dieser Schrift verwandt habe, so konnten die Herren Consbruch,

Reuß und Klein Drucklegung nicht empfehlen. Besser erging es der zweiten Abhandlung, dem „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"; er ward des Druckes für würdig befunden und erschien alsbald bei Christoph Friedrich Cotta, Hof- und Canzlei-Buchdrucker in Stuttgart.

Die Abhandlung, welche in ihren grundlegenden Anschauungen abermals auf der Philosophie der Zeit fußt, wie sie durch Abels Anregung den Akademikern überliefert ward, berührt sich in zahlreichen Punkten mit der „Philosophie der Physiologie"; aber sie zeugt zugleich von einer energischen Annäherung an denjenigen Gedankenkreis, von welchem Schiller noch vor Kurzem mit Abscheu sich entfernt hatte: den der Bonnet und Genossen. Wie Bonnet den Menschen als ein „être mixte" aufgefaßt hatte, so zeigt Schiller den untrennbaren Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur im Menschen auf, „das genaue Band zwischen Körper und Seele", wie er im Rapport über Grammont gesagt hat; und er verficht, im Verfolg seiner medicinischen Erfahrung, energisch das Recht der Sinnlichkeit gegenüber denjenigen, die den Körper einen Kerker des Geistes heißen, welcher „seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme". Mehr gegen diese, die Spiritualisten, will er sich wenden, als gegen ihren Widerpart, die Materialisten, welchen ehemals sein Zorn galt; Abel, dessen Sache Entschiedenheit nicht war, fand darum, daß die Abhandlung viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen angenommene Sätze enthalte, und auch die medicinischen Lehrer tadeln es, daß der Eleve im Streit der Meinungen nicht unparteiisch genug sich hält, vielmehr wider die Spiritualisten zuviel eingenommen ist. Hatte Schiller früher, von der theologischen Gedankenwelt aus, die Märtyrer, christliche und heidnische, oft und oft verherrlicht, so macht sich nun ein Widerspruch gegen die Ueberspannung und die Ueberschätzung des Geistigen geltend: „Wer bewundert nicht", ruft er, „den Starksinn eines Cato, den Gleichmuth eines Seneca? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will; ein System, daß sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt". Auch Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, sagt er, leidet Schmerz, so gut wie der weichste Wollüstling; und stets ist die größte Seelenlust mit dem Zustand höchsten körperlichen Wohlbefindens verbunden. Auch dies erregt den Widerspruch der Lehrer; und sie weisen den Eleven ernst auf die Sterbestunde des Christen hin, der im Augenblicke der Auflösung noch unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die selige Ewigkeit empfindet. Die Wandlung, welche Schiller durchgemacht hat, ist unverkennbar; im Kampf mit seiner eigensten Natur, die an eine zweigetheilte Welt und an das höhere Recht des Geistes glaubte und immer von

Neuem glaubt, hat er die Anschauung gewonnen: daß Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit ist; und noch spiegelt sich der Widerstreit in ihm selbst, der Streit zwischen Schiller und dem Eleven der Medicin deutlich ab, wenn er, wie in einem Rückfall, den Menschen elegisch mit Haller das „unselige Mittelding von Vieh und Engel" nennt.

In Haller zieht Schiller einen Zeugen an, der als Arzt so gut wie als Dichter Autorität behauptete; aber mit großer Unbefangenheit ruft er im Verfolg seiner feinen und reichen Darlegung auch eine Reihe anderer Schriftsteller sich herbei, seine Theorie zu stützen. Wie er Abel in der Lehrstunde den „Othello" hatte citiren hören, um über das Wesen der Leidenschaften die Schüler aufzuklären, so citirt er nun seinerseits, im bunten Durcheinander mit medicinischen und naturwissenschaftlichen Größen, mit Harvey und Boerhave, Linné und Newton und Sydenham, auch eine ganze Reihe seiner Lieblingsschriftsteller: Ovid und Shakespeare, Garve und Goethe, Addisons „sterbenden Cato" und Gerstenbergs „Ugolino". Auch die Bibel wird, mit einer Anspielung auf das Buch Hiob, einmal gestreift. Aus Shakespeare kommt Lady Macbeth und Richard, Julius Cäsar und der Winchester des Heinrich VI. zu Wort, und des Autors Verehrung spricht vertraulich von „unserem Shakespeare;" und selbst in der lateinischen Dissertation von Faulfieber ruft er mit Hamlet aus: „There are more things in Heaven and Earth than are dreamt of in our philosophy". Neben diesen Engländer aber stellt der Dichter als einen zweiten einen gewissen Krake, dessen Werk er also benennt: „Life of Moor. Tragedy by Krake": es sind die „Räuber" Schillers, welcher unter dieser Verkleidung sich den Lehrern, als eine psychologische Autorität, keck präsentiren. Der Einfall, bei allem Uebermuth, hat doch einen tieferen Sinn für Schiller: was er in Franz Moor hatte Gestalt gewinnen lassen, war der Niederschlag aus seinen gesammten medicinisch-philosophischen Studien; die poetische Praxis war hier nur die Folge wissenschaftlicher Theorie, und darum setzte er nun wiederum das „Integralbild des Traumes" von Franz als einen Beweis für seine psycho-physischen Anschauungen ein. Noch auf andere Dichtungen Schillers richtet sich von hier aus der Blick, zum Zeichen der Geschlossenheit seiner Welt- und Kunstanschauung: nachdem er in den Worten „jenes Banditenwerbers", der den Grundsatz predigte: „Man muß Leib und Seele verderben", den Spiegelberg der „Räuber" gestreift, führt er, als ein neues Beispiel für den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur den Fiesko auf: „Ein durch Wollüste ruinirter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der seinen Körper gesund hält. Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dörffen glaubte". Wenn er dann weiter feststellt: „daß die Bösartigkeit der Seele" sich auch im Körper ausprägt, so erinnert man sich an Figuren wie den Wurm in „Kabale und Liebe", in denen die Natur „verhunzte

Arbeit" geliefert. Und in den Betrachtungen über den Einfluß des Klimas auf die Cultur, und über die Anfänge des Menschengeschlechts in den Urzeiten, welche Schiller auf Schlözers Spuren anstellt, sieht man die Gedanken der culturhistorischen Gedichte von der Art des „eleusischen Festes" zum ersten Mal aufleuchten.

An den zahlreichen Proben aus poetischem Bereich nahmen die Lehrer Schillers keinen Anstoß; dagegen tadeln sie jene „poetischen Ausdrücke, welche so oft den ruhigen Gang des philosophischen Styls unterbrechen." Sie merken als Beispiele „nur einige dergleichen Stellen" an: „Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur; der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang; dann grub er aus dem Bauch der Gebirge den allwürckenden Merkur; so hat uns die Pest einen Sydenham geboren." Hier, urtheilten sie, hat sich der Verfasser zu viel von seiner Einbildungskraft fortreißen lassen; aber er hat ein schweres Thema mit vielem Genie behandelt, und dafür verdient er Lob. Beides, Anerkennung und Tadel, hält sich in ruhigeren Formen als gegenüber der medicinischen Abhandlung, denn Schiller selbst war ruhiger geworden; die „Philosophie der Physiologie", bei aller Unreife, war vielleicht großartiger, der „Versuch" war gleichmäßiger, runder.

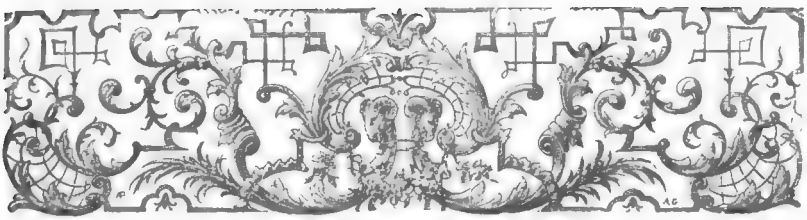
Schiller hatte auf dem Titelblatt seiner Abhandlung bemerkt, daß er sie „während der öffentlichen, akademischen Prüfungen vertheidigen" werde; ob diese Vertheidigung stattgefunden hat und wie sie verlaufen ist, erfahren wir jedoch nicht. An einer andern, wie es scheint, medicinischen Disputation nahm Schiller lebhaften Antheil, und ein junger Stuttgarter Musiker, der den Eleven hier zum ersten Mal sah, Andreas Streicher, empfing von seiner Persönlichkeit den stärksten Eindruck, ob er ihm gleich völlig unbekannt war, bis auf den Namen hin: „die röthlichen Haare", so berichtete er viele Jahrzehnte später, „die gegen einander sich neigende Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf Streicher. Er hatte den Jüngling unverwandt in's Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn an und prägten den ganzen Auftritt ihm tief ein". Nach Beendigung der Prüfung gingen die Akademisten in ihren großen, säulengeschmückten Speisesaal, auf dessen geweißte Flächen eine enge Gallerie herabsah, von welcher aus Streicher auch dem Verlauf der Abendtafel noch folgte; der Herzog aber, welcher in dem runden Raume vor dem Speisesaal, dem sogenannten „Tempelchen", im Kreise seiner Getreuen zu speisen und von dort aus durch die geöffneten Thüren zu den Eleven hinüberzublicken pflegte, ging an diesem Abend, zum Erstaunen Streichers, auf jenen unbekannten Jüngling zu, und unterhielt sich lange auf das

Gnädigste mit ihm, den Arm auf seinen Stuhl gelehnt: und Schiller „behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte". Der Speisesaal, um diese Zeit, präsentirte sich eben in einem neuen Bilderschmucke, welcher Schiller noch einmal vor seinem Austritt aus der Akademie an die gnädige Güte Karls erinnern konnte: Professor Guibal, ein Schüler des Raphael Mengs, der die Württembergischen Schlösser mit ungezählten Gemälden versah, hatte im Auftrag des Herzogs eine Darstellung begonnen, für welche als Thema aufgegeben war: „die Huld des Fürsten und die Dankbarkeit der Zöglinge". In zahlreichen Compositionen voll abstracter Figuren hatte Guibal, von Heideloff unterstützt, die Aufgabe gelöst; er zeigte die schönen Künste, wie sie beschäftigt sind, seiner Hochfürstlichen Durchlaucht ein Ruhmesdenkmal zu errichten, er stellte die Durchlaucht in der Gestalt des Mars da, zu dem Apollo und Minerva dankerfüllt aufblicken, und an dessen Seite eine hehre Figur thront: die Tugend; und die Musen malte er, wie sie unter dem Schutz seiner Hochfürstlichen Durchlaucht gedeihen, daneben die Undankbarkeit, Unwissenheit und Trägheit, welche von einem Genius vertrieben werden; unnöthig zu sagen, daß dieser Genius gleichfalls: die Tugend hieß.

Auch durch Schillers Schwester Christophine ist es bezeugt, daß Schiller die besondere Gunst Karls genoß: der Herzog, sagt sie, „zog ihn immer vor und unterhielt sich mit ihm". Um so auffallender, daß Schiller, als er am 15. December der Schule endlich ledig ward, eine Anstellung erhielt, welche von gnädiger Gesinnung keineswegs zeugte. In der an Karl gerichteten Vorrede seiner Dissertation hatte er noch einmal angedeutet, wo seine wissenschaftlichen Ziele lagen, indem er es an dem Herzog rühmte, daß er die Hippokratische Kunst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschaft in den höheren Rang einer philosophischen Lehre erhoben habe; und aus seiner Geringschätzung der praktischen Thätigkeit hatte er kein Hehl gemacht. Seine Wünsche gingen etwa auf einen Lehrstuhl der Physiologie hin, und ihre Erfüllung, nach einigen Reisejahren vielleicht, schien nicht unmöglich, oft genug hatte der Herzog Leute in jungen Jahren zu Professoren erwählt. Allein ganz anderes ward Schiller zu Theil: er empfing den Rang eines Medicus beim Regiment Augé, das heißt eine völlig untergeordnete Stellung, eines aufstrebenden Geistes unwürdig.

Ein Grund für diese offenbare Zurücksetzung ist nicht auf uns gekommen, und Gründe anzugeben, war auch Karls Art nicht: er befahl und so geschah es. Aber etwas wie Ungnade gegen Schiller muß in der Luft gelegen haben, in diesen Tagen. Hatte seine selbstgewisse Freimüthigkeit, sein Lächeln und sein Augenblinzeln, welche Streicher so sehr bewunderte, dem Fürsten mißfallen? Hatte die Achtsamkeit der Aufseher die Vorsicht der Eleven doch überwältigt und ahnte man, daß der Entlassene verbotene Waare mit sich aus der Akademie hinaustrug? Auch daß Schiller bei den

zahlreichen Preisvertheilungen dieses Jahres völlig leer ausging, fällt auf. Mit einem halb noch verschwiegenen Mißton endigte seine akademische Zeit; und es klingt wie eine Ahnung kommenden Conflictes, wenn Schiller in der Vorrede seiner Dissertation, nachdem er dem Herzog für achtjährige väterliche Führung und für seinen „unvergeßlichen, mündlichen Unterricht auf das Kindlichste" gedankt, ausspricht, daß nur dann es in Zukunft ihm fehlen wird, „wenn seine eigenen Bestrebungen sich mit den Absichten des besten Fürsten durchkreuzen". Dieser Fall trat ein, als die „Räuber" erschienen; und der Gegensatz zwischen den Gesinnungen Karls und den Anschauungen seines Zöglings trieb den Dichter aus der Heimat, er kostete ihn, nach seinem Wort, „Familie und Vaterland".



Des Dachdeckers Mutter.

Seeländer Skizze

von

Lars Dilling †.

Dicht an der Kirchhofsmauer wohnte des Dachdeckers Mutter. Das Haus war eins der ärmlichsten in dem kleinen, seeländischen Dorfe. Die Wänden waren einst mit Kalkfarbe weiß angestrichen gewesen, aber jetzt waren sie schmutziggrau, beinahe schwarz, mit großen ausgefallenen Mauerstücken, und die eine Seite des Hauses war mit Stroh bekleidet, um es gegen den Wind zu schützen.

Trotzdem der Sohn Dachdecker war, war das Strohdach doch brüchig und schwarz vor Alter, halb von Moos bedeckt mit einigen hellgelben Streifen dazwischen, wo man die schlimmsten Löcher mit neuem Stroh ausgebessert hatte.

Der Garten war angedeutet durch eine verfallene Steinmauer und ein paar verkrüppelte Johannisbeersträucher, von denen die Insecten und der Wind alle Blätter abgerissen hatten, so daß die Beeren an den dürren Zweigen hingen. Sonst war er mit aufgestapelten, alten Baumwurzeln und einem Haufen Brennholz angefüllt.

Beide Halbthüren des Hauses waren offen. Man konnte dadurch in eine dunkle Küche sehen, wo ein Hund ausgestreckt in dem Sonnenstreif lag, der durch die Thür fiel.

Draußen auf dem Wege kam des Dachdeckers Mutter gegangen und schob eine kleine, einrädrige Kummetkarre vor sich her.

Es war nicht leicht zu sagen, wie alt sie war; denn solche kleine, dürre Gestalten halten sich fast unverändert vom Zahn der Zeit. Das

Gesicht war scharf und sonnenverbrannt mit rothen Backen und einer spitzen, rothen Nase, und glattgekämmtes, gelbes Haar sah unter der schwarzen Bauernhaube hervor. Sie trug eine große Brille mit dicker Horneinfassung und Holzschuhe an den Füßen, und ihre Kleidung bestand in einem grünen Warprock mit rothkarrirter Baumwollschürze und einem kurzärmeligen dunkelblauen Leibchen, welches ihre dürren, braunen Arme sehen ließ. Wie sie so dastand, klein und sämmächtig, dürr und scharf, hatte sie die ganzen Jahre her ausgesehen, so lange man sie kannte.

Der Vater war auch Dachdecker gewesen, und die Eltern hatten schon das Häuschen, wo sie noch wohnte, und ein Stückchen Land dazu besessen.

Einstmals, als Sidse — so hieß sie nämlich — noch viel viel jünger, aber im übrigen schon gerade so braun und trocken war, wie jetzt, war ein reisender Handwerksbursch zu dem Hause gekommen. Er wohnte dort eine Woche lang und zog dann weiter. Man sah ihn nie wieder; aber Sidse behielt ein Andenken an ihn, ein Andenken für das ganze Leben — ein Kind.

Es war ein häßlicher kleiner Junge mit großem Kopf und ein paar großen erstaunten braunen Augen, die um sich sahen, als ob er darüber verwundert wäre, daß er zur Welt gekommen war, und seine Mutter war das auch. Sie hatte ihn so von ungefähr bekommen und legte keinen großen Werth auf diese Erinnerung an den Gesellen. Wäre er zu finden gewesen, so hätte sie wahrscheinlich ihren Aerger an ihm ausgelassen; nun aber mußte der Sohn des Vaters Sünden entgelten, und der kleine Matz bekam früher Prügel, als Zähne.

Um die Zeit war es, daß Sidse sich die kleine einrädrige Karre anschaffte, die sie ihr ganzes Leben hindurch begleitete.

Um für den gemeinsamen Unterhalt etwas beizusteuern, hatte sie angefangen, in den Bauernhäusern herum waschen zu gehen und sonst allerlei Handreichung zu thun. Dabei mußte sie das Kind mitnehmen; denn ihre Mutter war eben gestorben, und es war Niemand da, den Kleinen zu warten; der Vater war den ganzen Tag auf Dachdeckerarbeit aus, und die Hausthür wurde abgeschlossen.

Der kleine Matz wurde auf die Kummetkarre gesetzt und bis dorthin gefahren, wo Sidse den Leuten zur Hand gehen wollte. Da saß er in einer Ecke und knabberte an einer Brotkruste und sah sich mit seinen erstaunten braunen Augen um, bis die Zeit ihm zu lang wurde und er anfing zu schreien. Dann lief Sidse von ihrem Waschtrog herzu und gab ihm seinen gewohnten Klaps, und durch diese kleine Zerstreuung aufgemuntert, verhielt er sich dann wieder eine Zeit lang ruhig.

So wuchs er auf, bekam Prügel in der Dorfschule und Prügel daheim, wurde confirmirt und fing an, dem Großvater bei der Dachdeckerarbeit zur Hand zu gehen.

Der Großvater starb und Matz setzte das Geschäft fort.

Die Jahre gingen dahin und Alles ging seinen alten Gang. Matz machte Dachdeckerarbeit, und die Mutter karrte herum von Haus zu Haus. Es war nur der Unterschied, daß Matz nicht mehr auf der Karre saß. Jetzt hatte sie gewöhnlich ein Bund Gras für die Kuh, ein Säckchen Mehl aus der Mühle oder etwas schmutzige Wäsche darauf, wenn sie nach Hause kam.

Matz war ein langer, hochaufgeschossener Bursche von einigen zwanzig Jahren geworden, so lang, daß die Mutter nicht mehr heranreichen konnte, wenn sie ihm ein Kopfstück geben wollte, ohne auf einen Schemel zu steigen, sie half sich übrigens gewöhnlich mit einem Scheit Brennholz, einem Besenstiel oder was sie sonst in der Hand hatte.

Sidse nannte ihn immer ihren häßlichen Bengel, und eine Schönheit war er auch gewiß nicht. Jedenfalls that er nicht das Mindeste dazu gut auszusehen. Er war ziemlich krumm im Rücken, denn er hatte die Gewohnheit, sich zu ducken, den Kopf zwischen den Schultern, so oft die Mutter ihn schlug, offenbar ohne einen anderen vernünftigen Grund, als um es ihr bequemer zu machen, ihm eins zu versetzen. Das dunkle Haar hing ihm struppig in die Augen und verbarg die ganze Stirn, und das Gesicht war gewöhnlich voll Staub und Schmutz. Das Schönste an ihm war noch der frische Mund mit den weißen Zähnen und die großen erstaunten braunen Augen.

Er sah noch immer so aus, als wäre er verwundert darüber, daß er zur Welt gekommen war, und er hatte auch Grund dazu; denn die Welt hatte nicht viel Freude von ihm und er nicht viel Freude von der Welt. Keins von den Mädchen lächelte den langen schmutzigen Tölpel freundlich an, und keiner von den Burschen des Dorfs mochte ihn leiden; denn wenn sie zu Tanz und Lustbarkeit gingen oder sich einen Rausch im Kruge holten, saß er zu Hause und ließ sich von der Mutter mit Kopfstücken regaliren.

Seine einzige Freude war des Sonntag Nachmittags, wenn er sich gewaschen hatte, in reinen Hemdärmeln unter den alten Pappelbäumen an der Kirchhofsmauer zu sitzen und auf die Grabhügel und die schönen Blumen zu sehen. Ein paar Mal, wenn er am Vormittag freie Zeit gehabt, hatte er auch seine Holzschuhe ausgezogen und war auf den Socken in die Kirche geschlichen und hatte an der Thür gestanden und den Priester so schön reden hören von der Liebe, dieser schönsten aller Gottesgaben, die selbst den geringsten und ärmsten Sterblichen läutert und erhebt.

Das konnte er nun zwar nicht recht verstehen; aber es war ja auch nicht leicht für einen armen unstudirten Bauern Alles zu verstehen, was so ein gelehrter Mann sagt.

* * *

Das Dorf lag wie ausgestorben im Sonnenschein. Nur ein paar alte Weiber saßen in ihren Hausthüren und strickten, und ein paar Kinder lagen und wühlten im Sande. Sonst war alles still, denn es war die

Zeit der Heuernte, und alle, die arbeiten konnten, waren draußen auf dem Felde.

Selbst das große hellgelbe Schulhaus, wo es immer von jugendlichen Stimmen zu summen pflegte, lag in Schweigen gehüllt, denn die Kinder hatten Ferien.

Matz, der Dachdecker, saß hoch oben und arbeitete an dem neuen Strohdach mit Hülfe eines schmächtigen Jungen, der den mehr bezeichnenden, als wohlklingenden Namen Faul-Lars führte.

Matz saß fleißig bei seiner Arbeit, legte das Stroh zurecht, schnitt es mit einem großen Messer durch und ließ die Dachnadel auf- und niedergehen. Diese war eine Art Weberschiffchen von Eisen, mit Stahldraht umwickelt, und Faul-Lars, der drinnen auf dem Boden stand, reichte sie immer wieder herauf, wenn Matz sie durchgesteckt hatte, um das Stroh mit dem Stahldraht fest an die Sparren zu heften.

Unten im Garten ging des Schullehrers Stine und hängte Wäsche zum Trocknen auf.

Der Schullehrer war ein alter Junggeselle, und Stine war seine Haushälterin. Sie hatte früher in der Stadt gedient und sich dabei feinere Manieren angewöhnt, war aber frisch und blühend wie ein Landmädchen.

Matz, der Dachdecker, konnte sich nicht enthalten ein bischen nach ihr zu schielen. Sie nahm sich recht hübsch aus in ihrem frischgewaschenen Kattunkleide und dem kleinen seidenen Halstuch. Ihr Gesicht war freundlich und rothbäckig, das glänzend braune Haar lag in dicken Flechten um den Hinterkopf, und wenn sie ihre runden bloßen Arme in die Höhe streckte, machte sich ihre volle kräftige Figur bemerklich.

Jetzt war sie fertig und ging hinein.

Gleich darauf kam sie wieder heraus, sie trug ein großes Glas Weißbier.

„Sie werden durstig sein, Dachdecker," sagte sie mit freundlichem Lächeln. „Wollen Sie nicht etwas zu trinken haben?"

Man konnte hören, daß sie ein Mädchen von Bildung war. Sie sagte „Sie". Das war ihm noch nie vorgekommen.

„Schön Dank, Mamsell," sagte er. Er wollte auch zeigen, daß er Bildung hatte.

Sie that ein paar Schritte auf der Stiege und reichte ihm das Glas hinauf. Er bog sich über, um es zu fassen; aber das Stroh war glatt; er stürzte kopfüber herab und blieb an der Erde liegen, das eine Bein zwischen zwei großen Steinen eingeklemmt.

Stine setzte das Glas von sich und eilte zu ihm.

„Haben Sie sich sehr weh gethan?"

„Das — das Bein thut weh."

Er versuchte mit ihrer Hülfe aufzustehen, aber er sank halb ohnmächtig zurück.

„Es ist wohl sehr schlimm — wie?"

„Ach es ist nicht so gefährlich," sagte er mit einem matten Lächeln. „Ich — ich habe nur das Bein gebrochen."

„Großer Gott! — Lars lauf hin und hole des Dachdeckers Mutter!"

Faul-Lars eilte davon.

„Ich bin so durstig."

Sie hielt das Bierglas an seinen Mund und stützte ihn, während er trank. Er sah sie mit einem dankbaren Blick aus den erstaunten, braunen Augen an. Er war verwundert darüber, daß ihm jemand so viel Freundlichkeit zeigen konnte.

Sidse kam an, und hinter ihr Faul-Lars. Sie hatte die Karre mit und war böse.

„Nun seh' einer, Du häßlicher Bengel, bist Du nun gefallen und hast Dich zu Schanden geschlagen? brach sie aus. Niemals hab' ich was anderes als Aerger gehabt von dem Schlingel. Nun wird er natürlich wochenlang liegen bleiben und die paar Brocken verzehren, die ich verdienen kann — gar nicht davon zu reden, was daraufgeht für den Doctor und die Medicin."

„Schämen Sie sich, Sidse," sagte Stine. „Sie sollten ihn trösten, den Armen, und statt dessen schelten Sie ihn aus."

„Paß Du auf Dich selbst," sagte Sidse. „Du wirst wohl an allem Schuld haben. Er wird wohl gesessen und mit Dir geschäkert haben, bis er heruntergeplumpt ist."

Stine ließ betroffen den Kopf hängen. Gewissermaßen war es ja ihre Schuld. Sie hätte ihm das Glas nicht heraufreichen sollen. Aber sie that es ja in der besten Meinung, sagte sie.

„Das dacht' ich mir wohl," sagte Sidse. „Aber jetzt wollen wir ihn auf die Karre legen, und ich will sehen, wie ich ihn nach Hause bekomme."

Sie hoben ihn auf, und Sidse karrte fort mit Hülfe von Faul-Lars. Aber Matz litt schrecklich durch die Fahrt. Das verletzte Bein hing außen an der Karre.

Stine sah es und eilte ihnen nach.

„Lassen Sie mich mithelfen," sagte sie, indem sie an der Seite ging und das gebrochene Bein stützte.

„Danke, wir behelfen uns schon."

„Das ganze Unglück ist ja doch meine Schuld," sagte Stine sanftmüthig, „darum ist es auch meine Pflicht, zu helfen."

Sidse antwortete nichts, ließ sie aber mitgehen.

Matz lag halb bewußtlos vor Schmerz. Dann und wann öffnete er die erstaunten, braunen Augen und sah sich mit einem verwunderten Blick um.

Er wußte nicht recht, wie dies alles vor sich gegangen war. Er fuhr ja nach Hause in der Schubkarre, wie damals, als er ein kleiner Junge war, und die Mutter hatte ihn gewiß tüchtig auf den Kopf geschlagen. Er fühlte es noch; er war ihm so schwer, so schwer.

Als sie ihn in das Haus getragen hatten, ging Stine fort, und Sidse brachte ihn zu Bett mit Hülfe von Faul-Lars, der dann nach dem Doctor geschickt wurde. Dieser kam am Nachmittag und verband das Bein.

Am andern Morgen mußte Sidse waschen gehen. Matz hatte in der Nacht starkes Wundfieber gehabt, und lag jetzt im Halbschlummer. Sidse stellte einen Topf Milch und eine Tasse Wasser auf einen Holzstuhl neben sein Kopfende und ging ihrer Wege, nachdem sie die Thür zugeschlossen und den Schlüssel in das offene Fenster neben dem Bett gelegt hatte.

Später am Vormittag kam Stine und steckte den Kopf durch das Fenster hinein. Sie hatte Sidse fortgehen sehen.

„Wie geht es Ihnen, Matz?"

„Danke, es geht schon etwas besser. Wollen Sie nicht hineinkommen? Der Schlüssel liegt im Fenster."

Jetzt stand sie drinnen und sah sich um. Gestern hatte sie sich so schnell fortgemacht. Es war da nicht besonders reinlich. Sidse wusch offenbar mehr bei den Fremden, als bei sich selbst. Der Fußboden war ziemlich schmutzig und die kleinen Fensterscheiben auch nicht besonders rein. Das Hausgeräth bestand in zwei Stühlen, einem Klapptisch und einem rothangestrichenen Spind. Matz lag auf seiner Bettstelle in der Ecke. Die Thür zum Nebenzimmer stand offen und man sah drinnen Sidses altes Himmelbett mit bunten Kattungardinen.

Stine brachte einen Topf Hafersuppe mit, die mit Himbeersaft angemacht war. Sie war so warm und nahrhaft und löschte den Durst so schön. Dann legte sie das Kopfkissen zurecht und ging in die Küche, von wo sie mit einem Handtuch wiederkam, das in kaltes Wasser getaucht war. Damit säuberte sie ihm Gesicht und Hände und strich das Haar von seiner hohen Stirn zurück.

Matz lag still und schweigend und ließ sich behandeln wie ein Kind. Nur seine großen braunen Augen sprachen. Sie waren ein erstauntes Ausrufungszeichen über alle diese Güte.

„Geht es nun besser?"

„Ja, danke, viel besser. Sie sind so gut. Gegen mich ist bis jetzt Niemand gut gewesen."

„Jetzt muß ich gehen. Aber ich werde wiederkommen und nach Ihnen sehen. Adieu."

„Adieu und besten Dank!"

„Die großen, erstaunten braunen Augen folgten ihr hinaus.

Matz lag still und zufrieden mit gefalteten Händen. Nie zuvor in seinem Leben hatte er sich so glücklich gefühlt. Er hätte wünschen mögen, daß er sich das Bein schon lange, lange vorher gebrochen hätte.

* * *

Die Sonne brannte heiß. Aber unter den großen Pappelbäumen an der Kirchhofsmauer war es frisch und kühl, und die Prachtblumen des Herbstes auf den Gräbern standen in vollem Flor.

Es war ein Werktag; aber Matz der Dachdecker saß dennoch im Sonntagsputz mit reinen Hemdärmeln auf einem großen Stein im Schatten der Pappeln. Er war nun bald ganz geheilt und war ausgegangen auf einen Stock gestützt, um frische Luft zu schöpfen.

Die Krankheit hatte ihn gar nicht entstellt. Im Gegentheil. Sein Gesicht war ein wenig bleich geworden, sah aber desto feiner aus, und die großen, erstaunten, braunen Augen strahlten vor Zufriedenheit, als wären sie verwundert darüber, wie schön doch die Welt eigentlich war. Der schwarze, krause Bart, den er sich hatte stehen lassen, als er krank lag, hob seinen frischen, rothen Mund mit den weißen Zähnen vortheilhaft hervor. Selbst den Kopf trug er nun hoch und frei. Das kam vermuthlich davon, daß er sich so lange nicht heruntergedrückt hatte, um sich schlagen zu lassen.

Die junge Frau des Hülfspredigers kam eben aus der Kirchhofspforte mit ihrem kleinen Mädchen an der Hand. Sie war die Tochter des alten Pfarrers und war drinnen gewesen, um ihrer Mutter Grab zu schmücken.

„Guten Tag, Dachdecker Matz," sagte sie freundlich. „Nun, wie geht es denn mit der Gesundheit?"

„Danke, jetzt bin ich bald so rüstig, daß ich wieder anfangen kann zu arbeiten."

„Das wäre ja schön."

Das kleine Mädchen lief zu ihm hin und steckte ihm eine große Rose in die Hand, dann versteckte es sich hinter Mutters Rock und biß verlegen in seine Hutbänder.

Die Frau ging wieder davon mit einem freundlichen Gruß, und Matz blieb sitzen mit der Blume in der Hand. Es war das erste Mal, daß er so eine schöne Blume in der Hand hielt. Wie schön sie war, wie süß sie duftete! Es war überhaupt merkwürdig, wie viel Schönes es in der Welt gab, und wie viel freundliche Menschen man finden konnte, wenn man erst einmal so glücklich gewesen war — das Bein zu brechen. Selbst seine Mutter war jetzt weit milder gewesen. Sie hatte ihm in den letzten sechs Wochen kein Kopfstück mehr gegeben.

Matz saß vertieft in diese Betrachtungen, die Augen auf die Rose geheftet, als er leise Tritte neben sich hörte.

Stine stand da.

„Guten Tag, Matz."

„Guten Tag, Stine."

Er war ebenso roth im Gesicht, wie die Blume, die er in der Hand hielt.

„Ach, wie wohl Sie aussehen!"

„Ja, ich fühle mich sehr wohl."

Sie nahm an seiner Seite Platz. Er reichte ihr die Blume.

„Bitte schön. Ich habe sie von dem kleinen Pastorfräulein bekommen."

„Danke. Soll ich die schöne Rose haben?" sagte sie und befestigte die Blume kokett an ihrer Brust.

„Es ist nichts zu schön und zu gut für Sie, Stine, denn es ist Niemand im ganzen Kirchspiel, ja in der ganzen Welt so schön und so gut wie Sie, in meinen Augen."

„Aber Matz, Sie machen mich ja schamroth."

Er hörte nicht auf sie, sondern fuhr fort:

„Was wäre wohl aus mir geworden, wenn Sie nicht gewesen wären? Ich hätte liegen und sterben können ganz allein, ohne daß ein Mensch, selbst nicht meine eigene Mutter, sich im mindesten darum gekümmert hätte; aber Sie kamen und trösteten mich und halfen mir und waren so gut gegen mich armen, häßlichen, dummen Burschen."

„Sie sind weder häßlich noch dumm, Matz."

„Doch, das habe ich gehört seit der Zeit, wo ich nicht größer war, als so."

„Sie — Sie sind im Gegentheil hübsch, wenigstens in meinen Augen."

Die erstaunten braunen Augen sahen doppelt erstaunt aus.

„Stine, Sie haben mich doch nicht zum Besten? Das ist nicht schön von Ihnen."

„Nein, Matz, das thu' ich nicht."

„Sollten — sollten Sie wirklich etwas von mir halten können?"

„Ich habe schon lange viel von Dir gehalten, Matz."

Ihre Hand lag in der seinigen.

Ihn schwindelte. Sollte es wirklich möglich sein? Dies hübsche Mädchen, die stattlichste im ganzen Dorf, war sein. Nein — das mußte ein schöner Traum sein — so einer, wie die, welche er hatte, als er krank lag. Er wollte doch erst versuchen, ob er wohl einen Kuß bekommen könnte, denn dann war es gewiß richtig.

Er sah sich um. Es war kein Mensch in der Nähe.

Ja, es war richtig! Er bekam nicht nur einen, er bekam viele Küsse.

„Ich bin doch neugierig, was meine Mutter sagen wird," sagte er, als sie eine Weile gesessen hatten. Sie wird gewiß bös und giebt mir eins an den Kopf."

„Aber das darfst Du Dir nicht gefallen lassen."

„Ach, es thut nicht weh, und sie mag es immer thun, wenn es ihr Spaß macht."

Von dem Tage an war Matz wie ein neuer Mensch. Er fing bald wieder an zu arbeiten und arbeitete mit Lust und Kraft, aber er lieferte nicht mehr, wie früher, all sein Geld an die Mutter ab. Sie schalt ihn

und schlug ihn auf den Kopf; aber das half nichts. Sie bekam trotzdem nichts.

Der Winter verging.

Die Leute im Dorf redeten leise davon, daß Matz und Stine verlobt wären. Aber niemand wagte Sidse danach zu fragen, und sie selbst sprach nie ein Wort davon.

In der ersten Frühlingszeit riß Matz das alte Strohdach ab und legte ein neues, das Haus wurde abgeputzt und geweißt und der Garten aufgeräumt. Er füllte Erde in die Beete und pflanzte Fruchtbäume darein und längs der Hauswand Hopfen und wilden Wein.

„Es ist ja großartig, wie Du das Haus aufputzest," sagte Sidse eines Tages in spitzem Ton. „Wir werden ja jetzt fein wohnen.

Matz saß auf der Bettstelle und aß sein Abendbrot.

„Ja, ich denke daran, mich zu verändern."

„Woran denkst Du?" fragte sie giftig, indem sich sich umwandte.

„Mich zu verheirathen," sagte er, den Mund voll Grütze.

„Ich werde Dich verändern, Du dummer Schlingel," rief sie, indem sie auf ihn zulief und mit allen Kräften auf ihn los drosch.

Matz saß still wie gewöhnlich und duckte den Kopf zwischen die Schultern, während sie schlug. Als sie aufhörte, sagte er ganz ruhig:

„Du kannst mich immer schlagen, so viel Du willst. Aber verheirathen thu' ich mich doch. Morgen geh' ich zum Pfarrer und verlange das Aufgebot."

Sidse lief in ihre Kammer hinein und schlug die Thür hinter sich zu.

Den nächsten Tag ging er zu seiner Arbeit, wie gewöhnlich, und zwischen Mutter und Sohn wurde kein Wort mehr über die Sache gesprochen.

* * *

Eines Sonnabends, etwa einen Monat später, stand Sidse fertig zum Ausgehen.

„Du kommst erst heut Abend zurück?" fragte Matz, „denn morgen will ich Hochzeit machen."

„Willst Du wirklich?" sagte sie und zitterte ein wenig in der Stimme. „Ich komme ein paar Tage nicht nach Hause. Ich bleibe bei dem Weber. Seine Frau ist krank."

„Das ist Schade. Ich hoffte, Du würdest das Fest mitmachen."

„Oh, ihr könnt das Fest gewiß gut ohne mich feiern," sagte sie, indem sie ihre Schubkarre nahm und davon ging.

Als sie fort war, lief Matz zu Stine herüber, und sie fingen an aufzuräumen und umzuziehen; denn Stine war ein ordentliches Mädchen, die sich während ihrer Dienstzeit Betten und Hausrath angeschafft hatte.

Den nächsten Tag nach dem Gottesdienst wurden sie getraut.

Stine sah recht hübsch aus in ihrem neuen, schwarzen Kleid, mit einem

Kranz von gewachsenen Blumen im Haar. Sie hatte zwar Lust gehabt, Myrthenkranz und Schleier zu tragen, wie eine Stadtbraut; aber sie wollte doch lieber dem alten Dorfbrauch folgen, als daß die Leute sagen sollten, sie kleide sich über ihren Stand.

Matz hatte sich neue Kleider bei dem Schneider in der Stadt gekauft und nahm sich stattlich aus mit dem weißen Kragen und dem schwarzen Halstuch. Er hatte sogar ein Schnupftuch in der Rocktasche, das erste, das er je besessen hatte.

Die Trauung war sehr feierlich. Stine weinte, wie es sich für eine wohlerzogene Braut ziemte, unaufhörlich in ihr mit gehäkelten Spitzen besetztes Taschentuch. Matz stand geduckt mit hochgezogenen Schultern da, als wartete er immer darauf, daß ihn der Pastor auf den Kopf schlüge.

Es war der junge Hülfsprediger, der die Trauung vollzog. Er redete so schön von der Liebe, dieser schönsten aller Gottesgaben, die selbst den geringsten der Sterblichen läutert und erhebt, und nun verstand der Dachdecker Matz es alles viel besser, als damals, wo er auf den Socken an der Kirchthür gestanden hatte.

Der Schullehrer und Stines Bruder aus der Stadt waren Trauzeugen, und das Hochzeitsmahl, das bei dem Schullehrer gehalten wurde, lief still und bescheiden ab.

Am nächsten Tage war Matz wie gewöhnlich bei der Arbeit. Sidse kam am Vormittag nach Hause.

Frische Buchenzweige waren über der offenen Thür befestigt. Sie ging in die Küche, wo weißer Sand auf den Fußboden gestreut und Alles blank geputzt und gescheuert war. Dann trat sie in die Stube hinein. Es war niemand drinnen, und des Dachdeckers Mutter blieb verwundert stehen, denn Alles war so verändert. Die kleinen Fensterscheiben waren hell und glänzend und hatten schneeweiße Gardinen bekommen, und statt der alten, halbverwelkten Balsaminen in Flaschenscherben standen neue Töpfe mit blühenden Pelargonien da. Das roth angestrichene Spind war weggenommen, an seinem Platz stand Stines neue Kommode mit einem Gipsengel und zwei Porzellanvasen, und darüber an der Wand hing ein Spiegel und zwei Oeldruckbilder von dem König und der Königin. Auf dem Tische lag ein rothes Tischtuch, welches Stines Bruder den Neuvermählten verehrt hatte, und mitten darauf stand eine große Petroleumlampe, ein Geschenk des Schullehrers; in der Ecke war ein großes, neues Bett aufgestellt mit einer weißen Decke darüber.

Sidse versank in Gedanken. „So sieht es also aus bei ein paar Neuverheiratheten," murmelte sie. Sie hatte es ja auch immer sagen hören, daß man es so gut hat und so glücklich sein soll, wenn man verheirathet ist, besonders im Anfang.

Sie öffnete hastig die Thür zu ihrer eigenen Stube. Stine stand

mitten darin mit aufgekrämpten Aermeln und war fleißig beim Scheuern. Sie sah nicht ganz gnädig aus.

„Guten Tag," sagte Sidse ziemlich kleinlaut.

„Guten Tag," antwortete Stine ziemlich barsch.

„Du hast wohl viel zu thun."

„Ach ja," sagte die junge Frau, „man hat seine Mühe damit, all den alten Schmutz herauszubringen, der überall zolldick liegt."

In Sidse brauste etwas von der alten Heftigkeit auf.

„Hier in meiner eigenen Stube werde ich es wohl noch rein halten können, ohne daß Du Dir Ungelegenheiten machst, sagte sie, und wollte Stinen den Besen wegnehmen.

„Laß den Besen los!"

„Gieb ihn her!"

„Willst Du mich etwa schlagen?" sagte Stine und stellte sich in Positur, den Besen in der einen Hand, und die andere in die Seite gestemmt.

„Du denkst wohl, daß Du Herr im Hause spielen kannst, wie früher. Aber daraus wird nichts. Wenn Matz noch Prügel nöthig hat, was Gott verhüte, so will ich das schon selbst besorgen, das und alles andere im Hause."

„Sei nicht so grob zu mir, Stine."

„Du bist selbst grob gewesen,"

„Du hast gut reden," sagte Sidse. „Du ziehst in Dein neues Heim als eine ehrbare Frau. Ich bin gegangen und habe die Schande getragen ein ganzes Leben. Da wird man leicht bitter."

Sie sank auf das Bett und hüllte das Haupt in ihre rothcarirte Schürze.

Stine stellte den Besen weg ging und zu ihr.

„Na, Mütterchen, so schlimm war es nicht gemeint," sagte sie und klopfte ihr auf die Schulter. „Es war ja außerdem das Beste, daß wir uns gleich die Meinung sagten, da brauchen wir später nicht so zu gehen und uns schief anzusehen."

Sidse trocknete ihre Augen mit der Schürze. Es war so lange her, daß sie nicht geweint hatte. Dann nahm sie ihr Strickzeug und setzte sich still hin.

Als Matz der Dachdecker Abends nach Hause kam, saßen seine Mutter und seine Frau in aller Gemüthlichkeit zusammen und plauderten, und dieses gute Verhältniß blieb ein dauerndes.

Den Sommer durch ging alles seinen gewöhnlichen Gang, und das Glück schien in dem kleinen Hause Wurzel gefaßt zu haben und sproßte so üppig, wie die Weinranken an der frischgekalkten Wand.

Matz hatte Arbeit vollauf. Stine hielt sein Haus rein und sauber,

Sidse ging mit ihrer Schubkarre in den Häusern herum und half bei der Wäsche und wo sonst etwas zu thun war.

Sie trug jetzt kein Geld mehr zur Haushaltung bei, und die jungen Leute verlangten auch nie etwas von ihr. Sie hatten es Gott sei Dank! nicht nöthig; und wenn sie etwas zurücklegte, so waren sie ja doch diejenigen, die es mit der Zeit erben mußten.

* * *

Zwei Jahre waren vergangen, seit Matz mit des Schullehrers Stine Hochzeit gehalten hatte. Es war wieder Frühling. Die Pappeln längs der Kirchhofsmauer standen frisch und grün, und in des Dachdeckers Garten blühten junger Flieder und Rothdorn.

Draußen auf dem Wege kam des Dachdeckers Mutter gegangen und schob, wie gewöhnlich, ihre Kummetkarre vor sich her. Sie war jetzt ziemlich alt, aber sie hatte sich im Lauf der Jahre wenig verändert; sie ging immer noch einher, wie früher, klein und schwächlich, dürr und scharf mit ihrer spitzen, rothen Nase, ihrer dicken Hornbrille, der schwarzen Haube und dem kurzärmeligen, dunkelblauen Leibchen, welches ihre dünnen, braunen Arme sehen ließ.

In der letzten Zeit war sie zu schwach gewesen, um in den Häusern umher waschen zu gehen. Wenn sie jetzt mit ihrer Schubkarre ausging, lagen keine Mehlsäcke mehr darin, oder Gras für die Kuh, sondern etwas viel Kostbareres. Das war die kleine Sidse, des Dachdeckers Kind.

Als das kleine Mädchen vor Jahresfrist zur Welt gekommen war, roth und zornmüthig, war es sicherlich ebenso häßlich, wie der arme Matz in demselben jugendlichen Alter gewesen war. Aber sie wurde von der Großmutter dennoch wie die leibhaftige Schönheit angesehen.

Es schien beinahe, als ob Sidse all die Liebe, die sie ihrem Sohne vorenthalten hatte, bei Seite gelegt hätte, um sie an sein Kind zu verschwenden. Denn seit dem Augenblick, wo das kleine Geschöpf geboren war, hatte die Großmutter mit einer beinahe gierigen Zärtlichkeit sich seiner bemächtigt.

Heute hatte sie es, wie gewöhnlich, unter die alte Pappel an der Kirchhofsmauer gefahren und saß mit ihrem Strickzeug an seiner Seite. Aber mit einem Mal überkam sie ein Schwindel. Mit Noth und Mühe vermochte sie noch die Karre den Weg zurückzuschieben, und Stine mußte das Kind hineintragen.

Matz saß gerade in der freundlichen Stube und trank seinen Kaffee, als Stine mit der Kleinen auf dem Arm sich in der Thür zeigte. Er war etwas voller geworden, und der dunkle krause Bart reichte ihm lang bis auf die Brust; sonst war er ziemlich unverändert, und seine erstaunten braunen Augen weilten jetzt strahlend auf der Eintretenden, als ob er

darüber verwundert wäre, daß er es wirklich war, der eine so schmucke Frau und ein so niedliches Kind hatte.

Sidse kam wankend hinterher. Die Beine konnten sie kaum tragen, und Stine half ihr zu Bett, während Matz das Kind hielt.

Am nächsten Tag wurde es schlimmer mit ihr. Sie merkte, daß es bald zu Ende gehen würde und wünschte mit dem Pfarrer zu reden.

So kam denn der Hülfsprediger und saß neben ihrem alten Himmelbett und redete so schön von der Liebe, von der großen Liebe Gottes und von der Liebe, welche wir Menschen uns unter einander erweisen sollen; denn die Liebe ist die schönste aller Gottesgaben, und sie läutert und erhebt selbst den Geringsten und Armseligsten der Sterblichen.

Als der Prediger gegangen war, rief Sidse ihren Sohn zu sich. Er setzte sich zu ihr auf den Bettrand.

Des Dachdeckers Mutter erhob ihre braune zitternde Hand. Matz duckte unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern. Vielleicht hatte sie Lust ihn noch einmal auf den Kopf zu schlagen, wie in alten Tagen — aber nein. Die zitternde braune Hand strich ihm freundlich über das Haar. Das war die erste Liebkosung, die des Dachdeckers Mutter ihrem Sohne gönnte.

„Sei mir nicht böse, Matz, weil ich so hart zu Dir war."

„Ich verdiente es alles," sagte Matz mit gutmüthigem Lächeln, die Augen voll Thränen, „ich war ein rechter Dummkopf."

„Du wärst besser gewesen, wenn ich freundlicher zu Dir gewesen wäre," murmelte Sidse. „Aber Du hast ja trotzdem doch Liebe genug gefunden, und ich — ich habe zuletzt auch ein wenig davon bekommen. Ich habe mich danach gesehnt mein ganzes Leben lang.

Sie sank zurück und wurde schwächer und schwächer.

„Dort in dem Schrein in der obersten Schublade liegen ein paar hundert Thaler, die ich zusammengespart habe. Das soll für mein Begräbniß sein und das Uebrige soll die kleine Sidse haben, wenn sie groß geworden ist. Gebt gut Acht auf sie, aber seid nicht zu streng mit ihr. Denkt daran, was der Priester gesagt hat von der Liebe. Sie ist — "

Das Uebrige verlor sich in einem undeutlichen Flüstern. Des Dachdeckers Mutter war zur Ruhe gegangen in ihrem alten Himmelbett mit den bunten Kattungardinen.

Illustrirte Bibliographie.

Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina von Dr. Moriz Hoernes. Mit 50 Abbildungen und einer Karte. Wien, Verlag von Carl Graeser.

Es ist sehr erfreulich, daß Hoernes, welcher schon eine stattliche Reihe von Einzelschriften archäologischen und culturgeschichtlichen Inhalts über die von Oesterreich 1878 occupirten Länder verfaßt hat, dem größeren Publikum nunmehr auch eine zusammenhängende Darstellung Bosniens und der Hercegovina darbietet. Er geht bei dieser Arbeit von dem richtigen Gesichtspunkt aus, daß die Zustände der Gegenwart nur aus ihrer Entwickelung in der Vergangenheit zu begreifen sind, und er betrachtet daher die heutige Landschaft und ihre lebenden Bewohner mit culturhistorischem Blicke, indem er die Denkmäler im weitesten Sinne von den Tumulis und Monolithen der Urzeit und des Mittelalters bis zu den in Sagen und Liedern, Sitten und Gebräuchen erhaltenen Zeugnissen berücksichigt. Der Verfasser hatte das Hinterland Dalmatiens bereits während des Occupations-Feldzuges im Verbande der mobilisirten Streitkraft Oesterreich-Ungarns kennen gelernt; aber erst auf mehreren Reisen, welche er im Auftrage des Unterrichtsministeriums zur Aufsuchung und Beschreibung der Alterthümer Bosniens und der Hercegovina unternahm, gewann er einen tieferen Einblick in die wenig bekannten und vielfach entstellten oder unverstandenen Verhältnisse, welche unmittelbar nach der Pacification geherrscht haben. Ist also auch das Bild, welches der Verfasser von jenen Landschaften entrollt, im Großen und Ganzen eine Wiedergabe der Zustände vom Ende des vorigen Decenniums, so werden doch auch die Fortschritte der civilisatorischen Mission Oesterreichs bis auf den heutigen Tag genau verfolgt und die Errungenschaften einer verständigen Verwaltung, welche jene Gegenden so lange entbehren mußten, in gebührender Weise gewürdigt.

Nachdem der Verf. in einer Einleitung die Länder der Balkanhalbinsel einer allgemeinen geographischen Betrachtung unterzogen hat, geht er im I. Abschnitt auf die Beschreibung des Thals der Narenta über, in der uns die Schilderung der türkischen „Waldmenschen" (S. 66 ff.) am meisten interessirte. Der II. Abschnitt behandelt Sarajevo, die gegenwärtige Hauptstadt Bosniens. Hierbei kommt Verf. auch auf die Sitten der türkischen Frauen zu sprechen und sagt u. a. (S. 99): „Es scheint, als ob der Türke die ganze Last der Exclusivität auf die Schultern der Weiber abgewälzt

Orthodoxer Hercegoviner. Aus: Moriz Hoernes. Dinarische Wanderungen. Carl Graeser, Wien.

illyrischen, celtischen, römischen und mittelalterlichen Ueberreste an Grabsteinen und Inschriften, um einheimische und fremde Kunst, um Handel und Bergbau u. a. m. Mit der schriftlichen Ueberlieferung von den Schicksalen Bosniens und der Hercegovina ist es dagegen sehr schlecht bestellt; dieselbe „gewährt dem Forscher kein sehr klares Bild von der Cultur und dem Geiste, die während verflossener Weltepochen in diesen Ländern geherrscht haben."

Wenn wir den Verfasser recht verstanden haben (S. IV.), so gedenkt er dieser vorliegenden, kurzgefaßten, aber klaren Darstellung eine noch umfassendere über dasselbe Thema folgen zu lassen. Für Angehörige des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates und für Specialgelehrte mag das eine angenehme Aussicht sein; den meisten werden die „dinarischen Wanderungen" genügen, um sich über zwei bisher wenig erforschte und durch ihre landschaftlichen Schönheiten und historischen Denkmäler ausgezeichnete Provinzen ausreichend zu orientiren. Ein besonderes Lob gebührt dem Verf. wegen der angenehmen Sprache, deren er sich befleißigt. Es verdient dies deswegen hervorgehoben zu werden, weil die Schreibweise der österreichischen Gelehrten oft gar zu curios, um nicht zu sagen undeutsch, ist. Derartige abscheuliche Wort- und Satzbildungen haben wir bei Hoernes glücklicherweise nicht entdecken können. Von der Gediegenheit der dem Buche beigegebenen Illustrationen mögen sich unsere Leser aus den hier mitgetheilten Proben selbst überzeugen: die beigefügte, im Maßstabe von 1: 1 500 000 gehaltene Karte reicht zur Erläuterung des Textes vollkommen aus. — Wir können das durchweg verständige und solide Werk warm empfehlen. H. J.

Bibliographische Notizen.

Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Dargelegt von Filippo Mariotti. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. 2 Bde. Hamburg, Verlag von J. F. Richter.

Zur fünfundzwanzigsten Todtenfeier Cavours hat ein Mitglied des italienischen Parlaments ein Werk veröffentlicht, welches uns Deutschen ebenso wichtig und interessant sein muß, wie den eigenen Landsleuten des Autors. Ich sollte lieber sagen: des Sammlers. Denn Mariotti hat von Ausführungen oder erklärenden Noten fast ganz Abstand genommen und sich begnügt, aus den Reden des Fürsten Bismarck und des Grafen Cavour Ansichten über Ereignisse und Personen zusammenzustellen. Die Zusammenstellung aber verdient die höchste Anerkennung; sie ist mit feinstem Tacte und mit großem Geschick in der Anordnung gemacht. Ueber den Zweck des Buches, welches in Italien einen glänzenden Erfolg errungen hat, können wir nichts Treffenderes sagen, als was der Uebersetzer M. Bernhardi im Vorwort seiner deutschen Ausgabe sagt: „Das Werk berührt die verschiedensten Gegenstände und schließt die

vielumfassendsten Ideen in sich . . . es wird nicht nur Staatsmännern, Politikern und Legislatoren willkommen sein, sondern auch den Gelehrten und Gebildeten aller Stände, welche weder Zeit noch Veranlassung finden, Cavours und Bismarcks umfangreiche Parlamentsreden zu studiren . . . In vorliegender Sammlung vernehmen wir das lebendige Wort, wie es unmittelbar, nach bestimmtem Ziel und Zwecke strebend, aus dem Kopfe über die Lippe fließt; wir können den durch Zeit und Verhältnisse bedingten Modificationen der Ansichten folgen, können den höchst interessanten Vergleich der verschiedenen Mittel aufstellen, welche die beiden in ihrer Individualität so völlig entgegengesetzten Männer zur Erreichung gleicher Zwecke — Einigung Italiens — Einigung Deutschlands — anwendeten." Wir wollen nicht unterlassen hervorzuheben, daß die Ausstattung des Buches eine vornehme und gediegene ist.

Sternatlas von Hermann J. Klein. Leipzig, Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Vor etwa Jahresfrist zeigten wir an dieser Stelle das Erscheinen der ersten Lieferungen von Kleins Sternatlas an, und heute liegt uns, wie in dem Programm in Aussicht gestellt wurde, die Schlußlieferung vor. Die ersten zwölf auf das Exacteste gezeichneten und mit größter Sorgfalt ausgeführten Tafeln des Atlas stellen die sämmlichen Sterne 1. bis 6,5. Größe zwischen dem Nordpol und 34. Grad südlicher Deklination, d. h. alle im mittleren Europa mit dem bloßen Auge sichtbaren Sterne, dar. Ein übersichtliches Verzeichniß giebt eine Darstellung alles dessen, was von den einzelnen in die Karten eingetragenen Objekten wissenschaftlich bekannt ist. Auf sechs weiteren Tafeln werden eine Reihe interessanter Einzelobjekte z. B. Sternhaufen, Nebelflecke ꝛc., zur Anschauung gebracht. Dieselben sind theilweise vermittelst der Photographie, die wie auf so vielen anderen wissenschaftlichen Gebieten, auch auf dem der Astronomie in den letzten Jahren völlig dunkle Gebiete erhellt hat, erst dem menschlichen Auge zugänglich geworden. Ist doch die photographische Platte ein viel feineres Reagens für Lichteindrücke, als selbst das mit dem schärfsten Fernrohr bewaffnete, menschliche Auge. Mit einem Instrument von 340 mm. Objectiv-Durchmesser und 3 bis 4 m. Brennweite ist es gelungen, Sterne bis zur 16. Größe zu photographiren, d. h. Sterne, die so lichtschwach sind, daß man sie in demselben Instrument direct mit dem Auge gar nicht zu sehen vermag. Man darf dieser Thatsache gegenüber im eigentlichen Sinne des Wortes von einer Astronomie des Unsichtbaren sprechen, und es darf als einer der größten Fortschritte moderner Technik bezeichnet werden, daß sie es ermöglicht hat, auf der photographischen Platte die Bilder von Gestirnen zu sehen, die mit Anbeginn der Dinge niemals ein menschliches Auge unmittelbar erblickt hat. Allen Freunden der Himmelsbeobachtung sei der vortreffliche Atlas auf das Wärmste empfohlen.

cht.

Geschichte der sächsischen Klöster in der Mark Meißen und Oberlausitz, von Hermann Gustav Hasse. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Es ist schon oft mit lebhaftem Bedauern constatirt worden, daß in der deutschen historischen Literatur ein Werk fehlt, in welchem die Geschichte der im Mittelalter nach Hunderten zählenden Klöster in übersichtlicher Darstellung geboten ist. Die Franzosen besitzen bekanntlich ein solches Werk in ihrer „Gallia Christiana", aus einer Zeit, da die Benedictiner Mönche von der Congregation des heiligen Maurus die bedeutendsten Vertreter der historischen Wissenschaft waren. Mannigfache Versuche, die in Deutschland gemacht wurden, scheiterten; die Forderungen, welche die heutige Wissenschaft an ein solches Werk stellt, sind höhere geworden und darum schwieriger zu erfüllen. Aber man nähert sich der Ausführung durch Bearbeitungen einzelner Gebiete, wie es Hasse in dem vorliegenden Buche über die Klöster der Mark Meißen und Oberlausitz gethan hat.

mg.

Die Anfänge des Christenthums im Rahmen ihrer Zeit. Von Dr. B. Volz. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Wir haben es hier nicht mit einer wissenschaftlichen, sondern mit einer populären Schrift zu thun, welche die Resultate der neueren, kirchengeschichtlichen Forschungen zu einem klaren und übersichtlichen Bilde verarbeitet hat. Das Buch ist vermuthlich aus Vorträgen entstanden, wie sie etwa in der Prima eines Gymnasiums gehalten zu werden pflegen, um erwachsenen Schülern bedeutsame historische Erscheinungen verständlich zu machen. Die Bedin-

gungen der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums sind in so ansprechender Weise auseinandergesetzt, daß selbst akademisch Gebildete nicht ohne Nutzen das kleine Buch lesen werden. sk.

Oliver Cromwell. Von Fritz Hoenig. Erster Band. I. Theil: 1599—1642. Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin.

Wer es heute unternimmt, die Geschichte Oliver Cromwells im größten Umfange darzustellen, bedarf nach den Arbeiten von Guizot, Ranke, Macaulay, Pauli und Brosch einer Rechtfertigung seines Unternehmens. Fritz Hoenig, der als Militärschriftsteller bekannt ist, findet diese Rechtfertigung darin, daß die militärische Bedeutung Cromwells bisher noch gar nicht gewürdigt sei; und doch ist Cromwell „der größte Reitergeneral der Weltgeschichte, der eigentliche Begründer der Reiterei als Waffe im großen Stile; er ist es, der aus den Ueberlieferungen des Mittelalters den großen Schritt in's moderne Dasein der Völker zuerst gethan hat, der einem wesenlosen Feudalheer ein nationales Heer gegenüberstellte, dessen Strategie alle die großen Gedanken der Gegenwart enthält, und dessen Heer selbst auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht errichtet wurde." Wenn dem Verfasser dieser Nachweis gelingt, dann wird sein Buch ein bleibendes Verdienst in der historischen Literatur sich erwerben. Vorläufig aber müssen wir mit unserem Urtheil zurückhalten. Denn von den vier Bänden, auf welche das Werk berechnet ist, liegt bis jetzt nur der erste vor, der die Geschichte der puritanischen Revolution bis zum Protestantenmord in Irland und dessen unmittelbaren Folgen führt, und über Cromwells militärische Bedeutung zu sprechen, war in diesem Bande noch wenig Gelegenheit gegeben. lp.

Parzival. Das Lied vom Parzival und vom Gral. Nach der Quelle des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troies für das deutsche Haus bearbeitet von Emil Engelmann. Mit 3 Facsimiles der St. Gallener Handschrift, 6 Lichtdruckbildern und 67 Illustrationen im Text von Th. Hoffmann, E. von Wörndle u. a. Stuttgart, Paul Neff.

Der Herausgeber dieses hervorragenden Prachtwerkes hat sich durch seine ähnlich ausgestatteten Bearbeitungen des Nibelungen- und Gudrunliedes bereits so genügend bewährt, daß ein derartiges Unternehmen schwerlich von berufeneren Kräften unternommen werden konnte. Wir haben seinerzeit darauf aufmerksam gemacht, wie gerade eine moderne Umdichtung, denn mit einer solchen haben wir es zu thun, nicht mit einer Uebersetzung der mittelalterlichen Epen, ein Bedürfniß sei, denn mit der Entfernung des Mittelhochdeutschen aus den Gymnasien wird der Kreis derer, die den Urtext lesen, von Jahr zu Jahr kleiner, und die Uebersetzungen, selbst die besten nicht ausgenommen, sind nicht frei von Dingen, die ihre Einführung in Haus und Schule als nicht wünschenswerth erscheinen lassen. Daß Engelmann sich nunmehr an die tiefsinnigste Dichtung des deutschen Mittelalters, vielleicht aller Zeiten und Völker, gewagt hat, war ein kühnes Unternehmen; aber seinem energischen Fleiße, seinem feinen Sinn für dichterischen Wohllaut und geschmackvolle Composition ist es gelungen, auch hier ein genießbares, wir möchten sagen, ein schönes Werk zu schaffen. Er hat seinen Stoff ganz neu angelegt, aus den 16 Büchern Lachmanns sind 32 Abschnitte geworden; der Zusammenhang der Handlung ist dadurch völlig gewonnen; die paarweise gereimten, vierhebigen Verse gleiten wunderbar leicht dahin. Ueber den reichen, bildnerischen Schmuck des Buches läßt sich ebenfalls nur Rühmenswertses sagen; unter den technisch vortrefflich ausgeführten Lichtdruckbildern nach Zeichnungen von E. von Wörndle ist besonders anmuthig das „Anfortas und der Gral" betitelte. Gewiß hat der Dichter seinem Buche die richtige Prophezeihung mitgegeben in den schönen Schlußworten der „Zueignung":

„Auch heute noch, ich sag' es laut,
Manch sinnend Aug in Thränen thaut,
Hört es den alten Heldensang
Der die Jahrhunderte durchklang,
Das ewig neue alte Lied,
Das nie aus Menschenherzen schied,
Das Lied von Lieb und Leide
Ihr lernet kennen Beide,
Ihr deutschen Herzen allzumal,
Aufs neu im Lied vom Parzival."

Bei der besonderen Begabung Engelmanns für derartige Umdichtungen möchten wir wünschen, daß er uns bald mit ähnlichen Gaben, etwa dem „armen Heinrich" oder „Tristan und Isolde" beschenkte. fv.

Der Bubenrichter von Mittenwald. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, deutsche Verlagsanstalt.

Die Bewohner der bayerischen Alpen,

welche in der schroffen Abgeschlossenheit ihrer Berge sich ihre Ursprünglichkeit und Eigenart bewahrt haben, boten schon einer Reihe von Autoren dankbaren Stoff zu novellistischer Ausgestaltung, so daß die bayerische Dorfnovelle bereits eine Specialität in der belletristischen Literatur repräsentirt, welche ihre großen Verehrer besitzt. — Zu dieser Gattung gehört auch der Bubenrichter von Mittenwald. Die Erzählung besitzt viele der Vorzüge, welche bei Ganghofer und Stieler so außerordentlich ansprechen: die markige Charakterisirung eines Volksstammes, welcher noch so viele Originale besitzt, die sich unter dem nivellirenden Einfluß des Weltverkehrs in der Ebene, immer mehr verlieren; außerdem die stimmungsvollen Naturschilderungen, die nicht nur ein decoratives Beiwerk sind, sondern gewissermaßen in organischem Zusammenhang mit der Handlung stehen. Aber der Verfasser hat sich in der Person des Helden vergriffen, dieser haltlose hin- und herschwankende, unmännliche Lautenspieler Jakl, vermag uns nicht zu erwärmen und unser Mitgefühl nicht anzuregen, so daß sein Untergang nicht die tragische Wirkung hat, die wohl mit demselben erzielt werden sollte; wir betrachten ihn als die Lösung einer unhaltbaren Situation, der wir theilnahmlos und ungerührt gegenüberstehen. Auch schadet sich der Verfasser durch Weitschweifigkeit. Eine knappere Form würde der Darstellung sehr zum Vortheil gereichen und den Genuß des Lesers an seinen kernigen Gestalten bedeutend erhöhen. mz.

Der stille Theilhaber. Frei dem Englischen der Miß Stuart Phelps nacherzählt von A. v. Schäffer. Hameln. Th. Fuendeling.

Diese Erzählung ist keine Unterhaltungslectüre im landläufigen Sinne, sie repräsentirt ein Genre für sich und zwar ein Genre, für welches wir in der deutschen Belletristik vergeblich nach analogen Erscheinungen suchen. Eine armselig kleine Fabel, kaum ausreichend, eine kleine Novelle auszufüllen, müßte sie bei dem großen Umfange geradezu unerträglich werden, wenn die eingeflochtenen Schilderungen den Leser nicht unwiderstehlich packten und fesselten. Das ganze Elend der Fabrikbevölkerung in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas wird von der Verfasserin in wahrhaft herzbewegender und ergreifender Weise geschildert. Sie versteht es, durch Contraste die Effecte zu steigern, indem sie für den Realismus der Erscheinung oft einen geradezu wunderbar poetischen Ausdruck findet. Einzelne Darstellungen von Scenen in den Arbeits- und Maschinenräumen und auch im Leben dieser unglückseligen Opfer der Industrie erinnern an die Kunst eines Zola im „Germinal", aber während der Franzose die heiklen Dinge mit dem brutalsten Realismus nennt, findet die Engländerin für dieselben den decentesten Ausdruck. Das einzige, was deutsche Leser abstoßen könnte, ist das frömmelnde Element, welches bisweilen das Uebergewicht gewinnt, doch können wir nur den Wunsch aussprechen, daß das Buch viel gelesen werde, namentlich von solchen, in deren Interessenkreis es liegt, wenn auch nicht Abhülfe, doch wenigstens Milderung des Elendes zu schaffen. Was wir hier von Nord-Amerika zu hören bekommen, finden wir leider auch in den Fabrikbezirken Deutschlands. mz.

Der geistliche Tod. Roman von Emil Marriot. Berlin, F. & P. Lehmann.

Emil Marriot schildert in diesem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Roman das Schicksal eines katholischen Priesters, welcher ohne Neigung für seinen Beruf, durch den Willen Anderer zu demselben gedrängt wurde und darum zu Grunde geht. Ohne jede Tendenz, nur vom rein menschlichen Standpunkt erzählt der Verfasser in durchaus schlichter und darum um so ergreifenderer Weise alle Seelenkämpfe jenes unglücklichen Priesters, welcher mit dem besten Willen sich und seinem Gelübde treu zu bleiben, doch nur ein wenig brauchbares Glied in der großen Gemeinschaft der Diener der Kirche ist und als solches in ein ödes, rauhes und armseliges Gebirgsdorf versetzt wird, dessen ungesundes Klima seine Gesundheit untergräbt und ihn der Schwindsucht anheimfallen läßt. Im Großen und Ganzen zieht Emil Marriot wohl gegen jeden Berufszwang als solchen zu Felde; selbstverständlich treten die traurigen Consequenzen bei dem aufgezwungenen geistlichen Beruf mehr hervor als bei jedem anderen, denn dieser verlangt nicht nur die volle Hingabe des ganzen Menschen, sondern zahllose Opfer an Neigungen und Wünschen. mz.

Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen von

Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Die kleinen Skizzen und fragmentarischen Erzählungen sind so weit sie sich um militärische Dinge drehen und Scenen aus dem deutsch-französischen Kriege behandeln, von wahrhaft packendem Realismus, der in Anbetracht der geschilderten Thatsachen auch vollkommen am Platze ist und wirkungsvoll von einem gesunden, erfrischenden Humor gemildert wird. Die übrigen Novelletten enthalten durchgängig Vorstellungen von der Schattenseite des Lebens; ein herzbeklemmender Pessimismus gesellt sich hier zu der naturistischen Schilderung, für welche der Verfasser große Begabung besitzt, die ihn indessen nicht behindert, manchmal auf Abwege zu gerathen, wie in der detaillirten Beschreibung der „Operation". Was wir ihm als Vorzug anrechnen; die Gabe, die eigene düstere Stimmung auf den Leser übertragen zu können, wird ihm andererseits zu einer wohl verdienten Anerkennung nicht förderlich sein; es ist nicht Jedermanns Sache, sich so verdüstern zu lassen und auch wir meinen, daß eine gerechtere Vertheilung von Licht und Schatten mehr ansprechen würde. mz.

Ausgewählte Pariser Briefe. Culturbilder von Max Nordau. Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe.)

Auch wenn man mit Nordau nicht immer übereinstimmt, man findet ihn überall anregend und belehrend. Aus diesen beiden Vorzügen, zu denen sich als dritter ein außerordentlich gefälliger Stil gesellt, erklärt es sich, daß seine Schriften einen ungewöhnlich großen Leserkreis gefunden haben. Die Pariser Briefe, welche vor drei Jahren in der Wiener Bibliothek für Ost und West erschienen, liegen bereits in zweiter Auflage vor uns. Man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er keine bloße Wiederholung seines Buches vorlegt, sondern eine vollständige Umarbeitung sich nicht hat verdrießen lassen. Denn die Erscheinung, daß ein Autor gegen seine eigenen Geisteskinder ein strenger Vater ist, tritt in der literarischen Welt äußerst selten ein. Es sind kleine Augenblicksbilder aus dem Pariser Leben und der französischen Literatur, frisch und keck hingeworfen, mehr Skizzen als Ausführungen, aber nichts destoweniger von plastischer Deutlichkeit. Zuweilen wird man den Gesichtswinkel, unter welchem Nordau Personen und Zustände ansieht, als einen zu engen bezeichnen müssen. Das Bild, das Nordau von Liszt entwirft, ist entschieden verzeichnet. Weder den Musiker noch den Menschen Liszt darf man mit dem Maßstabe messen, den Nordau ad hoc construirt. Dagegen stimmen wir — um noch einen anderen vielgenannten Zeitgenossen zu erwähnen — voll und ganz mit dem überein, was über Zola, namentlich über den Zola des „Pot-Bouille", gesagt ist.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

An Herrscherhöfen Frankreichs. Am dänischen Königshofe. Im Haag. Am Hofe des Königs der Belgier. Zweites Tausend. Berlin, Walther & Apolant.

Aus meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Aufzeichnungen nach dem Leben nebst praktischen Vorschlägen als Beitrag zur Frage der Vor- und Ausbildung der akadem. Jugend von einem jüngeren Beamten. Leipzig, Gustav Fock.

Brandeis, J., Sippurim. Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden. Volksausgabe. Herausgegeben, revidirt und geordnet. Prag, Jakob B. Brandeis.

Bruno, C. G., Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

Calderon de la Barca, Des Prometheus Götterbildniss. Dramatisches Gedicht. Mit Einleitung, theilweiser Uebersetzung, Anmerkungen und einem metrischen Anhange von Konrad Pasch. Wien, Brockhausen-Bräuer.

Der Aeolsharfenalmanach. Band 2. Herausgegeben im Auftrage des Allgemeinen Deutschen Reimvereins von Hunold Müller von der Havel. Mit Beiträgen von Theophil Ballheim, Carl Blubber, Florentine Böttcher, Heinrich Janke, Theodor Janzen, Johannes Köhnke, Guido von Posewatzky, Emil Zille u. A. Mit Heliogravüre und Holzschnitten. Zweite Auflage. Berlin, Freund & Jeckel.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl von Lützow. Heft I—XI. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Fogazzaro, A., Daniele Corsis. Roman in zwei Bänden. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von A. Dulk-Schen. (Engelhorns Allgem. Romanbibliothek IV. Jahrg. Band 13.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Frapan, Ilse, Bescheidene Liebesgeschichten. Hamburger Novellen. Neue Folge. Hamburg, Otto Meissner.

Freiberg, Günther von, Dijon-Rosen. Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Friedlor, August von, Der Liebe Fluch. Tragödie in 5 Akten. Den Bühnen gegenüber Manuscript. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius.

Gedanken zu einer allgemeinen Reichsversicherungsanstalt, zusammengefasst in 10 Paragraphen von einem Deutschen. Berlin, Walther und Apolant.

Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Mit einem Jugendbildnisse des Dichters. Leipzig, C. F, Amelang.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XVI. Grössenwahn. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Gjellerup, Karl, Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit. Dresden, Heinrich Minden.

Gosseck, Hermann. Ein Liebeleben. Dichtung. Hamburg und Leipzig, Kommissionsverlag von J. F. Richter.

Gross, Ferdinand, Lieder aus dem Gebirge. Wien, Carl Konegen.

Holzmann, Michael, Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken nach den Quellen dargestellt. Berlin, Rob. Oppenheim.

Huperz, Th., Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane. 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Neuwied, Heusers Verlag.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Freiburg i./B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr.

Kindergartenlaube. Band V. No. 1—3. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube.

Klein, August, Die Zucker-Strontian-Patente dargest. a. d. Gesichtspunkte einer Abänderung der Deutschen Patent-Gesetzgebung nebst Gesetzentwurf mit Begründung. Jena, G. Neuenhahn.

Kniescheck, Joh., Der Streit um die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift. Prag, Selbstverlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Konrad von Würzburg, Otto mit dem Bart. Epos. Uebersetzung in's Neuhochdeutsche nebst begleitendem Text von Ernst Moser. Husum, Christiansen & Böllmann.

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 50. 51. München, G. Hirths Verlag.

Kunze, C. F., Ueber die Diät. Neuwied, Heusers Verlag.

Langen. Siegfried Martin, Des Menschen Herz. Gedichte. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Laoroma, Paul Maria. Kleeblätter. Novellen-Sammlung. Görz, F. Wokulat.

Länderkunde des Erdtheils Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lieferung 46—48. Leipzig und Prag, G. Freytag und F. Tempsky.

Le Petit, Jules. Bibliographie des principales éditions originales d'écrivains français du XV. au XVIII. siècle. Ouvrage contenant environ 300 fac-similés de titres des livres décrits. Paris, Maison Quantin.

Mackay, John Henry. Fortgang. Der „Dichtungen" erste Folge. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

— Moderne Stoffe. Zwei Berliner Novellen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten und statistischen Beilagen. Vierte Auflage in zwei Theilen oder 40 Lieferungen zu 30. Pfennig. 1. Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mylius, Otfrid, Grafenkrone und Dornenkrone. Roman. Drei Bände. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rechenberg, Carl Freiherr v., Hausherr und Hausfrau. Lieferung 2. Cassel, Theodor Fischer.

Rudorff, E., Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Ruff, D. J., Die Diabetes-Cur in Karlsbad. Ein Rathgeber für Zuckerkranke. Karlsbad, Rudolf Starke.

Schmidt, Ferdinand. Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Mit zahlreichen Illustrationen etc. 3. Auflage. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Schottky, Ernst. Hannibal. Ein Drama. Zu haben bei: Feller & Gecks, Wiesbaden, und G. Stechert, New-York.

Schwarzkopf, Gustav, Lebenskünstler. Ein Sittenbild. Dresden, Heinrich Minden.

Schwabel, Oscar, Geschichte der Stadt Berlin. Zweite Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Spamers Illustrirtes Conversations-Lexicon für das Volk. Zweite Auflage. 16. Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Steinberg, S., Im Heimathshafen. Erzählung aus dem Leben. Hamburg, Hoffmann & Campes Sortimentsbuchhandlung.

Steiner, P., Offenes Sendschreiben über Weltsprache, Volapük und Pasilingua an den Ausschuss und die Mitglieder des amerikan. philolog. Vereins, und die gesammte amerikanische Nation. Neuwied, Heusers Verlag.

— Zwei Welt-Sprachsysteme. Der Volapük. Die Pasilingua. Neuwied, Heusers Verlag.

Stona, M., Buch der Liebe. Wien, Carl Konegen.

Suphan, Bernhard. Friedrichs des Grossen Schrift über die Deutsche Literatur. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung.)

Sudermann, Hermann. Geschwister. Zwei Novellen. Berlin, F. & P. Lehmann.

Sybel, Ludwig von, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Mit einer Farbentafel und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Tiersch, Otto, Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. f. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Rob. Oppenheim.

Türck, Hermann, Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.) Eine philosophische Studie. Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV., No. 10, Band XV., No. 1. Berlin, Dietrich Reimer.

Vogt, Ueber deutsche besonders Neuwieder Familiennamen. Neuwied, Heusers Verlag.

Waldburg, S., Daheim und Unterwegs. Gedichte. Cannstatt, L. Bosheuyers Buchhandlung.

Walcker, Dr. Karl. Handbuch der Nationalökonomie. Erster Band: Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie Zweiter Band: Landwirthschaftspolitik. Dritter Band: Gewerbe- und Handelspolitik. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.

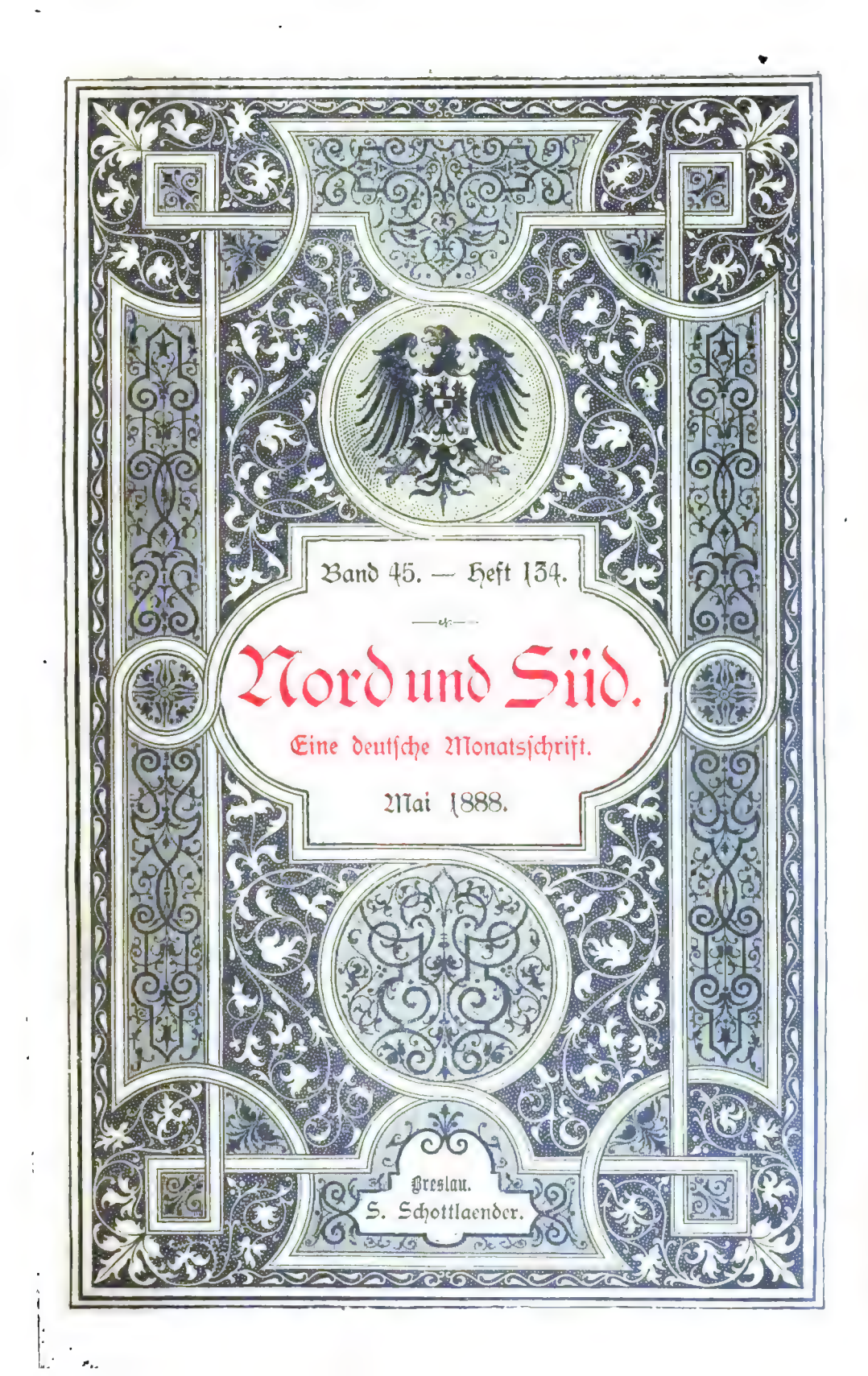
Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeschichte. 20. Auflage durchgängig revidirt, verbessert und fortgeführt. Erste Lieferung. Leipzig, Wilh. Engelmann.

Weber, Mathilde. Aerztinnen für Frauenkrankheiten eine ethische und sanitäre Nothwendigkeit. Zweite durchgesehene Auflage. Preis 50 Pf. Tübingen, Franz Fues.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.


Band 45. — Heft 134.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Mai 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XVI. Grössenwahn. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Gjellerup, Karl, Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit. Dresden, Heinrich Minden.

Gosseck, Hermann. Ein Liebeleben. Dichtung. Hamburg und Leipzig, Kommissionsverlag von J. F. Richter.

Gross, Ferdinand, Lieder aus dem Gebirge. Wien, Carl Konegen.

Holzmann, Michael. Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken nach den Quellen dargestellt. Berlin, Rob. Oppenheim.

Huperz, Th., Die Lungen-Gymnastik. Eine Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane. 3. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Neuwied, Heusers Verlag.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Freiburg i./B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr.

Kindergartenlaube. Band V. No. 1—3. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube.

Klein, August, Die Zucker-Strontian-Patente dargest. a. d. Gesichtspunkte einer Abänderung der Deutschen Patent-Gesetzgebung nebst Gesetzentwurf mit Begründung. Jena, G. Neuenhahn.

Knieschek, Joh., Der Streit um die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift. Prag, Selbstverlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Konrad von Würzburg, Otto mit dem Bart. Epos. Uebersetzung in's Neuhochdeutsche nebst begleitendem Text von Ernst Moser. Husum, Christiansen & Bollmann.

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 50. 51. München, G. Hirths Verlag.

Kunze, C. F., Ueber die Diät. Neuwied, Heusers Verlag.

Langen, Siegfried Martin, Des Menschen Herz. Gedichte. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Lacroma, Paul Maria. Kleeblätter. Novellen-Sammlung. Görz, F. Wokulat.

Länderkunde des Erdtheils Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lieferung 46—48. Leipzig und Prag, G. Freytag und F. Tempsky.

Le Petit, Jules. Bibliographie des principales éditions originales d'écrivains français du XV. au XVIII. siècle. Ouvrage contenant environ 300 fac-similés de titres des livres décrits. Paris, Maison Quantin.

Mackay, John Henry. Fortgang. Der „Dichtungen" erste Folge. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

— Moderne Stoffe. Zwei Berliner Novellen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Meyers Hand-Lexikon des allgem. Wissens. Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten und statistischen Beilagen. Vierte Auflage in zwei Theilen oder 40 Lieferungen zu 30. Pfennig. 1. Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Myllus, Otfrid, Grafenkrone und Dornenkrone. Roman. Drei Bände. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rechenberg, Carl Freiherr v., Hausherr und Hausfrau. Lieferung 2. Cassel, Theodor Fischer.

Rudorff, E., Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Ruff, D. J., Die Diabetes-Cur in Karlsbad. Ein Rathgeber für Zuckerkranke. Karlsbad, Rudolf Starke.

Schmidt, Ferdinand. Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Mit zahlreichen Illustrationen etc. 3. Auflage. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Schottky, Ernst. Hannibal. Ein Drama. Zu haben bei: Feller & Gecks, Wiesbaden, und G. Stechert, New-York.

Schwarzkopf, Gustav, Lebenskünstler. Ein Sittenbild. Dresden, Heinrich Minden.

Schwebel, Oscar, Geschichte der Stadt Berlin. Zweite Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Spamers Illustrirtes Conversations-Lexicon für das Volk. Zweite Auflage. 16. Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Steinberg, S., Im Heimathshafen. Erzählung aus dem Leben. Hamburg, Hoffmann & Campes Sortimentsbuchhandlung.

Steiner, P., Offenes Sendschreiben über Weltsprache, Volapük und Pasilingua an den Ausschuss und die Mitglieder des amerikan. philolog. Vereins, und die gesammte amerikanische Nation. Neuwied, Heusers Verlag.

— Zwei Welt-Sprachsysteme. Der Volapük. Die Pasilingua. Neuwied, Heusers Verlag.

Stona, M., Buch der Liebe. Wien, Carl Konegen.

Suphan, Bernhard. Friedrichs des Grossen Schrift über die Deutsche Literatur. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung.)

Sudermann, Hermann. Geschwister. Zwei Novellen. Berlin, F. & P. Lehmann.

Sybel, Ludwig von, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Mit einer Farbentafel und 380 Textbildern. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Tiersch, Otto, Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. f. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Rob. Oppenheim.

Türck, Hermann, Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.) Eine philosophische Studie. Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XIV., No. 10, Band XV., No. 1. Berlin, Dietrich Reimer.

Vogt, Ueber deutsche besonders Neuwieder Familiennamen. Neuwied, Heusers Verlag.

Walsburg, S., Daheim und Unterwegs. Gedichte. Cannstatt, L. Bosheuyers Buchhandlung.

Walcker, Dr. Karl. Handbuch der Nationalökonomie. Erster Band: Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie Zweiter Band: Landwirthschaftspolitik. Dritter Band: Gewerbe- und Handelspolitik. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.

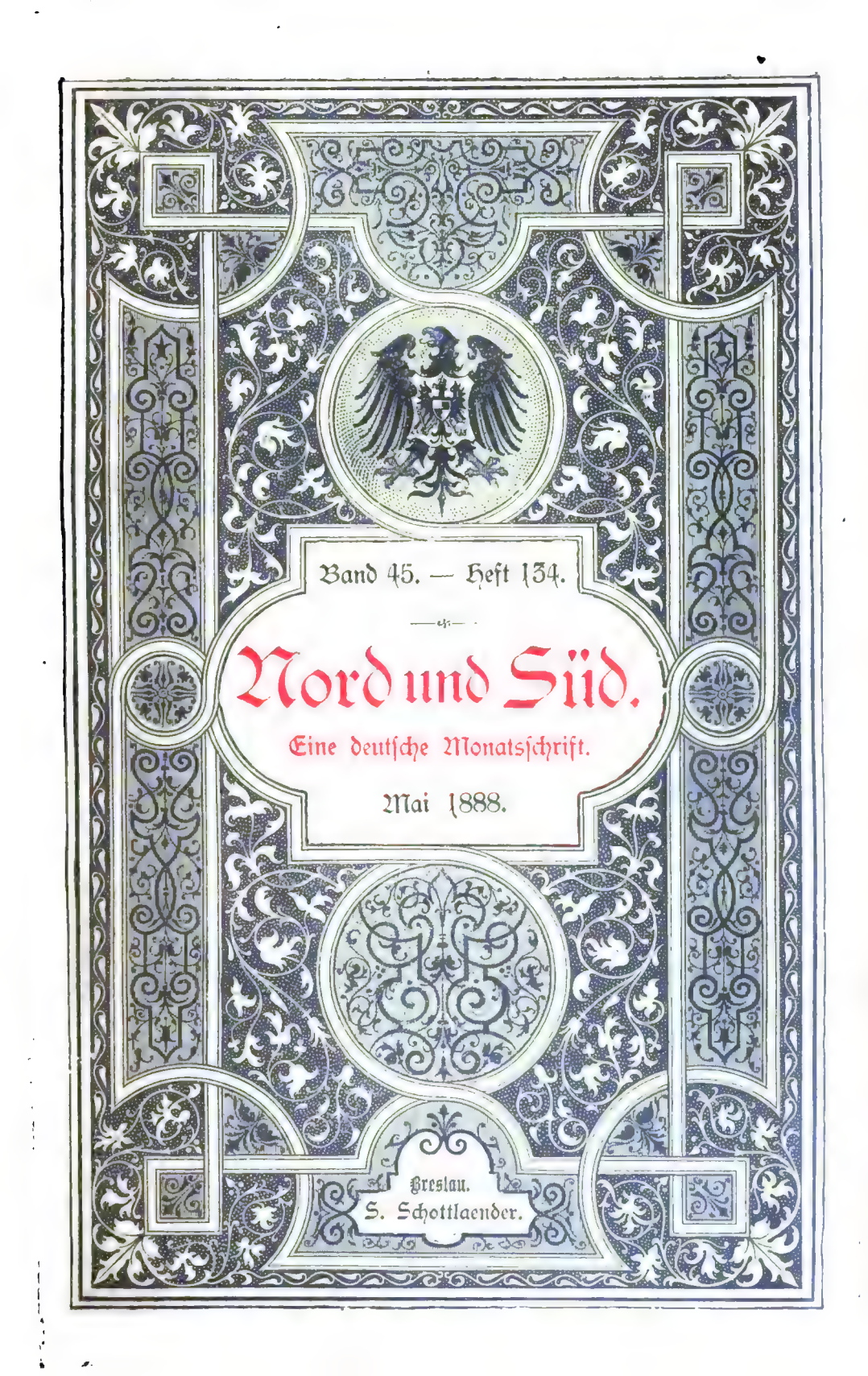
Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeschichte. 20. Auflage durchgängig revidirt, verbessert und fortgeführt. Erste Lieferung. Leipzig, Wilh. Engelmann.

Weber, Mathilde. Aerztinnen für Frauenkrankheiten eine ethische und sanitäre Nothwendigkeit. Zweite durchgesehene Auflage. Preis 50 Pf. Tübingen, Franz Fues.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.


Band 45. — Heft 134.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Mai 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Mai 1888.

Inhalt.

Hans Hoffmann in Berlin.
Strandgut. Novelle..... 145

Dan. Sanders in Altstrelitz.
Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien..... 164

P. F. Krell in München.
Wiens architektonische Physiognomie. I..... 188

M. Folticineano in Berlin.
Land und Leute in Bulgarien..... 207

Theodor Lipps in Bonn.
Ueber Formenschönheit, insbesondere des menschlichen Körpers... 226

R. Tereskin in Berlin.
Tarrabanoff und Sipunoff. Genrebild aus dem russischen Leben. 250

Hugo Göring in Berka a. d. Werra.
Wilhelm Jordans Roman „Zwei Wiegen."..... 265

Bibliographie..... 271
Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen, ein Lebensbild von Ludwig Ziemssen. (Mit Illustrationen.) — Das hohe Lied Salomonis von Daniel Sanders. — Ein Volksbuch. Lehrbuch der Weltgeschichte von Georg Weber.

Bibliographische Notizen..... 279

Hierzu ein Portrait von Daniel Sanders.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Apotheker Rich. Brandt. (Schweizerpillen.)

Daniel Sanders.

Verlag von S. Schlesinger in Berlin.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLV. Band. — Mai 1888. — Heft 134.

(Mit einem Portrait in Radirung: Daniel Sanders.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Strandgut.

Von

Hans Hoffmann.

— Berlin. —

I.

Ja, denken Sie bloß, eben telegraphirt mein Mann aus Rügen, die Ueberfahrt nach Stralsund sei unterbrochen des Eises wegen, er kann also zum Fest nicht zu Hause sein, am allerwenigsten heute Abend, ist das nicht ganz abscheulich? Aber was braucht er denn auch jetzt gerade noch eine Geschäftsreise zu unternehmen, wenige Tage vor Weihnachten! So sind die Männer; das Geschäft ist Alles, und die Frau ist nichts. Die Frau kann einsam dasitzen am Weihnachtsabend und sich grämen — es ist trostlos — haben Sie schon einmal einen einsamen Weihnachtsabend verlebt, Herr Wisbeck?"

„Das wohl schon," antwortete der Forstcandidat bescheiden, „zum Beispiel auch heute, indessen bei uns Männern ist das ja natürlich überhaupt etwas Anderes."

Die junge Frau streifte sein Gesicht mit einem ganz eigenthümlichen Blick. Etwas ängstlich, etwas überrascht, etwas verlegen:

„Ach wirklich?" sagte sie mit unsicherer Stimme, „das dachte ich gar nicht. Also Sie reisen nicht zu Ihrer Mutter, aber natürlich, das wäre ja auch zu spät heute."

„Die Mittel erlauben es leider dies Jahr nicht," bemerkte er lächelnd, „auch die weite Entfernung; solchen Luxus muß ich mir schon versagen, bis ich Oberförster bin."

„Ach, darum?" sagte sie ganz mitleidig, „darum einsam am Weihnachtsabend! Das ist auch traurig."

„Das ist's schon. Indessen man lernt eben Manchem entsagen in der Welt."

Seine Stimme zitterte ein wenig, und die hübsche Frau erröthete ein wenig und heftete die Blicke auf den Boden.

„Ja, es ist zu dumm," sagte sie, „daß mein Mann nicht hier ist; ich könnte weinen darüber; wie nett wäre es sonst, wenn Sie —"

Sie erröthete jetzt noch tiefer und lächelte sehr befangen.

„Uebrigens könnten Sie doch ganz gut im Laufe des Nachmittags auf ein Plauderstündchen zu mir herankommen," setzte sie etwas hastig hinzu, „Sie sind auch so komisch. Sie sind nicht dagewesen, seit mein Mann fort ist. Grade wo ich mich doppelt langweile; Sie könnten überhaupt manchmal ein bischen höflicher sein gegen alte Jugendfreunde. Na adieu, also — wir wollen sehen, ob Sie noch zu bessern sind!"

Sie reichte ihm lachend die Hand; aber das Lachen kam doch nicht recht frei heraus, es hatte einen seltsam beklommenen Nebenton.

Er stand einige Augenblicke und sah ihrer zierlichen Gestalt fast ängstlich nach. „Röschen!" flüsterte er ganz leise vor sich hin. Dann wandte er sich und ging nachdenklich seiner Wohnung zu.

Er kam eben vom Mittagessen, das in der kleinen Hafenstadt nach alter Landessitte sehr früh eingenommen wurde, demgemäß streckte er sich jetzt auf's Sopha und starrte den blauen Ringen seines Cigarrenrauchs nach.

Er fühlte sich in einer beträchtlich starken und noch stetig wachsenden Aufregung, gemischt aus Sehnsucht, Hoffnung, stiller Beseligung, Begierde, Schwärmerei und einer sonderbaren geheimen Angst. Das Alles erinnerte nur zu merklich an jene längstvergangenen Hochsommertage seiner jungen Leidenschaft, als Frau Consul Grunert noch Röschen Lübke in der Heimat und seine Jugendflamme war, bis es sich ergab, daß aus den herkömmlichen Gründen — er hat nichts, und sie hat nichts — die Sache aussichtslos war und sie von einander schieden mit gebrochenen Herzen, die später jedoch wieder geheilt waren —

Damals! — Und heut! — Einsam am Weihnachtsabend, die arme junge Frau! Und zwar offenkundig durch Schuld ihres Mannes, wenigstens durch dessen Unachtsamkeit. Ob Jener sie denn auch wirklich so aufrichtig liebte, wie er sich anstellte? Doch immerhin, jedenfalls hatte er sie aus Liebe genommen; das litt keinen Zweifel! Aber sie? Uebrigens ein tüchtiger und liebenswürdiger Mann, gewiß, gewiß, auch gegen den fremd hierher verschlagenen Junggesellen von wahrhaft gütiger Theilnahme; aber — die arme junge Frau einsam am Weihnachtsabend! Wenn nicht er, der treue Jugendfreund —

Die dunkle Angst ergriff ihn heftiger: aber er fand einen heimlich süßen Genuß in dieser räthselhaften Bangigkeit.

Er allein mit ihr im traulichen Stübchen zur Dämmerstunde — und dann unter dem Weihnachtsbaum — und dann — und dann —

Wie entzückend lieblich sie erröthet war!

Ganz wie damals, als sie ihn — ihn allein —

Es klopfte. Der Postbote brachte eine Kiste. Es war die Weihnachtssendung seiner Mutter; er erkannte sie auf den ersten Blick.

Er stellte sie auf den Tisch, ohne sie zu öffnen. Er empfand eine seltsame Scheu vor dem Brief, der darin war. Seine Mutter hatte eine so besondere Art zu schreiben, eine kühle, gesunde Art, die manchmal in zarte Stimmungen eindringen konnte wie ein frischer Windzug in eine berauschende Schwüle. Für träumerische Jugendlieben hatte sie nie das nöthige Verständniß, noch weniger die schuldige Hochachtung besessen. Er fürchtete sich vor dem Briefe.

Er warf sich auf's Sopha zurück und suchte seine Träume wieder. Aber die Kiste störte ihn. Und die räthselhafte Angst!

Er schritt aufgeregt in dem engen Zimmer einige Dutzend Mal auf und ab; dann holte er Hut und Mantel und eilte in's Freie. Er nahm die Richtung geradeswegs nach dem Strande zu.

Es fiel ihm plötzlich auf, daß er diesen Weg seit Wochen nicht mehr gemacht hatte, während er früher doch täglich einmal das Meer begrüßte. Seine Spaziergänge hatten ihn jetzt immer nach der anderen Seite geführt, landeinwärts; wo man an der Waldecke und — richtig! auch an dem Consul Grunert'schen Hause vorüberkam.

Heute zog es ihn an den Strand. Er fühlte ein Bedürfniß nach ganz reiner, ganz kalter Luft und nach vollkommener Einsamkeit.

Beides fand er. Ein eisiger Wind fegte den langen öden Strand hinunter; keine sterbliche Seele war oben von der Düne aus zu erblicken.

Und er fand noch eine Ueberraschung, an die er nicht gedacht hatte: die ganze weite Wasserfläche war mit Eis bedeckt. Ein fremdartiger, fast beklemmender Anblick. Daß der Winter selbst die ruhelosen Ostseewogen bändigen konnte! Der ewige Tummelplatz wild-prächtiger Bewegung war eine starre, leblose Platte geworden. Ein nur bedrückendes Schauspiel; nicht die wildlaunische Trotzgestalt des gefrorenen Wasserfalles, nicht die geheimnißvoll formende Lebenskraft des zähflüssigen Gletschers, nicht das Riesenspiel aufgethürmter Eisgebirge, sondern eine plumpe, gestaltlose Fläche, keine gebändigte, sondern erstickte Kraft, aber auch nicht der leuchtende Spiegel eines sanft überglasten Landsees, sondern wüstes Zeug zusammengefegter, frostgeleimter Schollen, stumpf und holprig, ein Riesenkirchhof erstickter Meereswogen, aneinandergequetscht wie die armen Leichen eines ungeheueren Schlachtfeldes. Eine mürrische, trostlose Wüste, als sei ein Fluch über das graue Meer gesprochen, der seine lebendigen Kinder, die Wellen, erstarrt darniederstreckte um ihrer Sünden willen.

Um ihrer Sünden willen.

Und eine mürrische Wüste war die endlose, bleiche Linie des Strandes zwischen Düne und Fluth. Langgezerrte Striche weißen Reifes schnitten über

den blaßgelben Sand, Reif hing an den dürren Halmen des Strandhafers Reif wie ein trüber Hauch an den Wipfeln der armseligen Kiefern über der Düne.

Eine häßliche Wüste ohne Sonnenglühen und Sonnenglanz. Grauverhangener Himmel, rauhe, feuchtfröstelnde Luft. Kein anderes Leben in endlose Länge als Schaaren von Dohlen im Sande hockend in schwarzen Zügen wie ein verdrießliches Leichengefolge. Und der Wind fegte unter der Düne hin und trieb den schweren Sand langrollend über den Boden und vermochte ihn nicht in die freie Luft zu erheben — verflucht am Boden zu kriechen sein Lebenlang, um seiner Sünden willen.

Erschauernden Herzens stieg der einsame Wanderer von der Düne hinab bis an den Rand des Eises. Wo sonst der muntere Schaum der Brandung sprudelnd an dem schrägen Sande auf und nieder spielt, da schied jetzt ein fußhoher schmaler Schneewall Land und Meer; weißschimmernd verlief er in's Unendliche. Auch der Schaum selbst, das flüchtigste und lockerste, das körperloseste Wesen, war mitten im spritzenden Fluge erstarrt und seine Tröpfchen zu schweren Flocken erstarrt und niedergesunken. Tod und Erstarrung überall.

Doch indem er stand und trübe staunte, vernahm sein Ohr ein seltsames, scharftöniges Rauschen der weiten Eisdecke zu seinen Füßen, ein mächtig gehäuftes Knistern und Knirschen, Zischen und Rascheln, wie ein unheimlich unsichtbares Reiben, als ob all die tausend und abertausend Schollen unter sich einen stummen, ingrimmig verbissenen Todkampf ausföchten, einander anfletschend und gierig benagend. Und als auch sein Auge aufmerksamer forschte, sah er die plumpe Decke in schweren, niedrigen, lang hingezogenen Wellenlinien sich langsam heben und senken; eine lange, zähe Woge nach der anderen schwellte und bog die gefugte Masse, ohne sie zu lösen oder zu brechen. Die geknebelte Fluth schien in röchelnder Noth mühselig nach Athem zu ringen.

Das Meer kann nicht sterben; es ist nur gefesselt und zu ewigem Leben verdammt wie Prometheus um seiner Sünden willen. Und die Töchter des Oceans stöhnen mit ihm dumpf um seine Noth und knirschen heimlich auf wider die strenge waltenden Götter.

Hastiger schritt der Wanderer am Ufer entlang durch die menschenleere Oede. Unter seinen Schritten krachte es von zerbrechenden Muscheln; hier und dort lag halb in den Sand gewühlt ein schweres Stück Holz, eine schwarze Planke; die letzten armen Trümmer eines zerschmetterten Schiffes; eine schwache Sündenspur des unbarmherzigen Meeres.

Plötzlich kam ein Krähenschwarm von der Düne herabgerauscht, alle auf einen Punkt des Eises gerichtet; aber mit verdrießlichem Gekreisch kehrten sie um und zerstreuten sich. Zwischen die Schollen geklemmt steckte dort im Eise etwas Schwarzes, das sie wohl irrthümlich für eine Beute gehalten hatten; ein verkohltes Holz vielleicht — nein, eine Flasche, den Hals emporgerichtet. Ein spielender Knabe mochte sie auf's Eis geworfen haben.

Er schritt weiter. Der Druck wich nicht von seiner Seele. Noch fühlte er das Nahen der Sünde um seine Seele wittern. Er wußte, was kommen würde, wenn er den goldenen Flug der Träume noch einmal sich nahen ließe. Und dann — und dann — was war ihm dann vorbereitet um seiner Sünden willen?

Er schritt weiter. Er wollte sich sättigen mit Einsamkeit, mit winterlicher Wüstenstimmung. Er wollte die warmduftigen Träume mit grimmiger Gewalt in sich ertödten.

Jetzt ging etwas in den Lüften vor, er fühlte es; ein scharfer Wechsel. Ein Wirbelwind erhob sich jäh und jagte den schweren müden Sand wüthend im Kreise herum. In den Kiefern auf der Düne knarrte und stöhnte es; die Dohlen flogen krächzend in Schwärmen auf.

Es war bald zu merken, daß sich der Wind gedreht hatte: frischer, mit reinerem Hauch kam er von Nordosten her über die See. Und in kurzer Frist zeigte sich die Wirkung der neuen Kraft. Die Eismasse knirschte lauter und schärfer, die zähen Wellenringe hoben sich höher; bald auch ein Krachen und Brechen, polternde, rollende, donnernde Töne; ein Schwanken und Bäumen der Schollen.

Und plötzlich da reißt die festgekeilte Masse in langer Linie dröhnend auseinander, eine mächtige Woge zischt durch die Lücke: und überall nun fahren sie jählings empor, die weißlockigen Schaumköpfe, schütteln jauchzend den unbändigen Nacken, toben, balgen sich, brausen und brüllen; allüberall reißt es und knattert und knallt; wie in wahnsinniger Angst wirbeln die aufgestörten Schollen umher, fahren widereinander und zerstoßen sich die Köpfe wie eine rasend gewordene Herde, in welche der Wolf eingebrochen ist, und die weißmähnigen Wölfe hetzen die unselige Herde in unersättlicher Mordlust, und immer dreistere, immer gewaltigere Mörder kommen vom hohen Meere her herangeschossen, und immer schrecklicher splittern und mahlen die Schollen; und zuletzt wird eine nach der andern von den hemdärmeligen Henkern abgeschleppt, noch einmal dicht vor dem Strande wild emporgerissen und dann auf die hartgefrorene Schlachtbank niedergeklatscht, daß das zermürbte, zermahlene Eis sich in wirren Trümmern auf dem Sande emporthürmt und in dicken Lagen sich übereinanderschiebt.

Mit verstörender Schnelligkeit ist die riesenhafte Decke zertrümmert, zerstäubt; entschwunden wie ein drückender Traum; und ungehemmt über die herrliche Weite rauschen in langen Heeressäulen die siegdonnernden Ostseewogen.

Tief auf athmete der Wanderer und sog begierig den Hauch des stürmisch erwachten Meeres; er ahnte daraus sich selber Befreiung von schwülen Träumen.

Er kehrte um und schritt seinen Weg zurück. Es begann nun leise zu dunkeln. Als er über eine weit vorgesprengte Scholle stieg, traf sein Fuß klingend an etwas Hartes; es war die Flasche, die er vor Kurzem

weit draußen im Eise steckend gesehen. Er wollte sie bei Seite schleudern, als er es weißlich in dem grünen Glase schimmern sah. Er hob sie auf und hielt sie gegen den Abendhimmel: ein zerknittertes Papier war zu erkennen, sie war fest verkorkt.

Eine schmerzliche Ahnung stieg in ihm auf: vielleicht der letzte Todesgruß eines gesunkenen Schiffes. Auch ein Strandgut — von welchem Werthe für ihn, dem es hier zu eigen fiel?

Er zerschlug die Flasche und sah seine Ahnung bestätigt: er fand ein ganz zerknittertes Schriftstück, mehrere Briefbogen stark, offenbar mit wirrer Hast im allerletzten Augenblick hineingestopft; es war ein jählings abgebrochenes Schreiben, der noch darunter gesetzte Namenszug völlig unleserlich. Das Unglück mußte mit ungeheurer Schnelligkeit hereingebrochen sein. Wahrscheinlich ein Zusammenstoß. Vielleicht zwei Schiffe zugleich vernichtet.

Beschleunigten Schrittes eilte er der Stadt und seinem Hause zu. Dort angekommen, glättete er die Bogen nach Möglichkeit und las beklommenen Herzens, bald mit Thränen das letzte Lebenszeichen eines wildfremden und unbekannten Menschen.

Er blieb einsam an diesem Weihnachtsabend; die Träume waren verflogen. Das Strandgut ward ihm zu einer gnädigen Gabe des unbarmherzigen Meeres; er lernte schaudern vor dem Gedanken, sich zwischen einen entfernten Gatten und sein Weib zu drängen.

Das namenlose Schreiben lautete:

Am Bord des Wladimir, am 10. December.

Mein liebes, süßes Weib!

Der letzte Schritt ist gethan, der Schritt, der endlich zur Heimat führt. Unwiderruflich! Unerbittlich! Vierundzwanzig Stunden nach Empfang des Gegenwärtigen wirst Du Deinen Gatten in Person empfangen müssen, ohne Gnade. Und dann wird es Deine erhabene Aufgabe sein, durch die Wundermacht der kgl. preußischen Cultur den sibirischen Polarbären langsam wieder zum Menschen umzuschaffen. Denn wahrlich, es will etwas sagen, zwei Jahre lang ausschließlich den Umgang mit Robben oder höchst robbenähnlichen Menschengebilden zu genießen — und das, nachdem man kaum einige Wochen lang dem bildenden Einfluß eines jungen Ehegemahls sich unterzogen! Nie seit den Tagen des verstorbenen Odysseus ist ein Schicksal grausamer gewesen. Und dies Schicksal soll man obendrein ein selbsterwähltes nennen müssen? Aber war denn das beklagte Loos des Odysseus, sich von dem Weibe seiner Jugend zu trennen, ein minder selbst erwähltes? Wer zwang ihn denn, seinen Eid zu halten und das Glück der Liebe hinzugeben um seiner Ehre willen? Und wer zwang mich, den Eid, den ich meiner hohen, himmlischen Göttin gethan, so scheußlich gewissenhaft zu halten?

O meine Liebe, Liebste, Allerliebste, jetzt endlich darf ich Dir's bekennen, wie grausam, grausam, grausam schwer mir dazumal der Abschied geworden ist, der Abschied von Dir und von allem Heil der Welt. Damals — o glaube mir, hätte ich damals nicht den grimmigen Schmerz in die allertiefste Brust zurückgepreßt, niemals würde ich ihn ertragen, nie die arctischen Meere gesehen haben: ich wäre erfunden worden als ein ungetreuer Knecht meiner Wissenschaft, der ich dienen soll. Denn es ist nicht wahr, daß Worte und Thränen den Schmerz erleichtern: nein, sie steigern ihn gewaltsam, indem sie ihn in's grelle Licht des Vollbewußtseins zerren. Nur wer den Schmerz mit Riesenkraft in sich zurückpreßt, überwindet ihn; wer ihm freien Lauf läßt, wird von ihm mit fortgerissen, wird sein Unterthan. Hätte ich je auch nur dem Papier die endlos dumpfe Qual meiner Sehnsucht anvertraut, sie wäre emporgeprasselt als verzehrende Flamme oder hätte mich jäh zurückgerissen von meiner Ehre und meiner Pflicht. Das Schweigen war mir der Morphiumrausch, durch den ich den zuckenden Gram in Dumpfheit einhüllte.

Aber nun, dem Himmel sei Dank, den Göttern sei Dank, nun mag sie aufflammen, meine Sehnsucht, nun mag ihr die Zunge gelöst sein, denn jetzt ist sie mit all ihrer stürmenden Wucht nicht mehr Qual allein, sondern in Einem zugleich unnennbar selige Freude. O süße Qual, die Stunden zu zählen! Die Minuten! Die Umdrehungen der Schraube, die mich vorwärts stößt mit köstlicher Unaufhaltsamkeit! Gesegnet sei die herrliche Kraft unseres Dampfes, den wir mit Stolz den eigensten Sohn unseres Jahrhunderts nennen, unser großer Bruder, der unser Herr und König geworden ist. Gesegnet sei er, der auch die ungeheuren Tyrannen des Menschengeschlechts, den klebrigen Raum und die gefräßige Zeit brausend überwindet. Mit welcher Wonne sehe ich die Eisenglieder der Maschine sich wälzen, höre ich ihr Zischen und Schnauben und Keuchen: ist doch kein Ton, kein Schlag verloren für mein Glück, denn jeder Schlag, jeder Ton bringt mich meinem Ziele um eine liebe Secunde näher. Eben noch waren es runde vierundzwanzig Stunden, und jetzt schon — o ich Glücklicher! Denke doch! — sinds nur noch 23 Stunden 35 Minuten und 17 Secunden! Und nun schon wieder eine Reihe von Secunden der Sehnsucht weniger. Wie köstlich klein ist unsere gute, liebe, heimathliche, unschuldige Ostsee!

Ich war eben am Bord um auszuschauen, ob nicht doch vielleicht wider alles Erwarten der Leuchthurm von Swinemünde schon sichtbar ist. Nein, doch nicht. — Und doch vielleicht. Es ist ja Nebel; wer weiß, ob ohne den der Leuchtthurm nicht dennoch zu sehen wäre. Es geschieht ja soviel Unerwartetes, Unwahrscheinliches, ja ganz Unmögliches in unserer wunderschönen Welt! Was schien mir denn vor wenigen Wochen noch unmöglicher als die Möglichkeit, daß ich jemals wieder in Deinen geliebten Armen ruhen könnte!

Mir mitten im Eise des arctischen Weltmeeres! Und doch, die Zeit ist da; es naht mit Flügeln, das himmlische Glück. Es giebt nichts Unmögliches — warum sollte es der verfrühte Anblick eines Leuchthurms sein?

Unsere liebe, unschuldige, ehrliche Ostsee! Wenn ich an die überstandenen Schauer der sibirischen Meere denke, kommt sie mir fast so harmlos vor wie unsere traulichen Havelseen. Wie friedlich ihre zarten Wellen gehen! Wie sanft sie rauschen, ein freundlicher Wiegengesang. Und diese Winterluft, die weiche, milde, ich athme sie ein wie Ihr daheim den ersten holden Frühlingshauch an den Ufern der Havel. Freilich hast Du mich auch zu denken in den dick unförmlichsten Pelz gehüllt, den Deine Phantasie in den düstersten Nachtstunden sich ersinnen könnte! O Himmel, ehe Du mich da herausgeschält hast!

Es ist eine ganz entzückende Winternacht. Hier zu Lande (oder zu Meere) freilich nennt man es Nebelwetter: aber Du lieber Gott, was wissen die guten Ostseeleute von Nebel! Ich bitte einen Menschen, das soll Nebel sein! Das ist ein zarter Dunst, ein reizend beweglicher Schleier, ein kosendes Necken anmuthiger Luftgeister.

Auf Steinwurfsweite sehe ich rings um das Schiff die ruhigen Wellen ziehen, und dann erst verliert sich der Blick in geheimnißvoll wallende, silberfarbene, monddurchglimmerte Leere. Welcher Ausblick könnte schöner sein für meine suchende Sehnsucht? Ein unbeschreiblicher Friede liegt in diesem engbegrenzten Bilde. Was wäre es, wenn ich den freien Blick hätte über die öde Unendlichkeit der gleichmäßig abschwellenden, langweiligen Wogen und wüßte immer und immer: auf so viele trübselige Meilen hin hast Du immer noch keine Hoffnung, den geliebten Strand der Heimat zu berühren! Der freie Blick in's Unendliche tödtet die Träume oder raubt ihnen die Wärme der traulichen Nähe.

Wie anders bei diesem süßtraulichen Nebelgeriesel! Was hindert mich zu hoffen, daß hundert Schritte von hier das nackte Meer ein Ende nehme, sich mit dem weichen Dünenstrande umkleide? Was hindert mich noch kühner zu träumen? Braucht es denn ein Meer dazu, diese stillen, spielenden Wellen zu werfen? Warum soll es nicht unser heimischer Havelsee sein? Und ich sehe es vor mir, das liebe Waldgewässer mit seinem weiten, weichen Blau und den Buchten, die sich wie lockende Räthsel in träumerische Winkel verlieren . . . Ja, es ist nur der hoffnungsreiche Morgennebel, der mir die langen Nadelwälder auf den Hügeln für den Augenblick noch verbirgt und die große Kuppel und all die festliche Herrlichkeit der Schlösser und Königsgärten und die einsame Säulenkirche am Wasser — und abseits von all der Herrlichkeit, klein und still, und doch das Herrlichste von Allem, das weiße Haus am See — eine Freitreppe führt vom Garten hinauf, weinum-

rankt — tausend Rosen blühen, und die letzte Nachtigall singt im Hollunderbusch — mein Boot ist heimlich gelandet — und siehe, da theilt sich der leichtflüssige Nebel, die Morgensonne quillt hindurch, und ihr erster Strahl fällt auf die Stufen der weißen Treppe: und dort oben zwischen den Säulen der Veranda steht eine süße Gestalt, eine lichtstrahlende Göttin — nein, keine Göttin, sondern ein lächelndes, erröthendes Weib mit dunkeln, sehnsuchtsvollen Augen und mit den schelmischen Lippen eines Kindes, wenn es fragt: „Was hast Du mir mitgebracht?“ Und ein Mann liegt zu ihren Füßen, liegt in ihren Armen und antwortet verschämt: „Leider garnichts, Liebste, als mich selbst, nicht einmal einen Kuchen, nicht einmal eine Eistorte, die doch am Nordpol so wohlfeil herzustellen ist — aber ich habe diese schöne Pflicht vergessen, ich hatte gar zu große Eile, heimzukommen!“ Und dieser kindische Mann bin ich, und Du blickst auf zu dem kindischen Manne und lachst und weinst und ziehst ihn mit Dir in's Haus, in ein kleines Gemach, das er kennt, von dem er zwei Jahre lang jede Nacht mit Schmerzen träumte — es sind köstliche Teppiche darin und zwei wunderweiche Polsterstühle stehen dicht nebeneinander, daß es aussieht, als steckten sie die Köpfe zusammen und flüsterten und kicherten — und sonst noch eine Kleinigkeit; und ein feiner Duft durchzieht das Gemach, sanft berauschend, und derselbe Duft haucht süß aus Deinem weichen Haar; und auf dem Schreibtischchen stehen zwei kleine Bilder, auch dicht nebeneinander, aber doch leider nicht nahe genug um zu kichern und zu flüstern — und noch jene Kleinigkeit: aber anblicken können sie sich sehnend und hoffend und träumend — Allgütiger Vater im Himmel, welche Glückseligkeit kannst Du Deinen Kindern gönnen!

Wie prachtvoll der Schaum um den Bug des Schiffes spritzt! Wie wundervoll mein wackerer Dampfer die Wogen und den Nebel theilt! Und wieviel lange Minuten sind nun wieder vergangen!

Selbst die stürmende Kraft meiner Sehnsucht hat sich gesänftigt im Anblick des ruhig wallenden Mondlichts. Ich wandere behaglich die Länge des Schiffes auf und ab; es ist, als habe ein guter Meergeist rund um das Schiff herum ein sicheres Nest gebaut aus weichem Nebel, mich und mein Glück darinnen zu bergen; mitten durch das friedliche Nest aber wandern die stillen Wellen, und jede Welle bedeutet eine verronnene Secunde, jede spült eine Schranke hinweg zwischen mir und meinem Glück —

Doch ich bin ja schon so namenlos, so unausdenkbar glücklich, es kann ja gar nichts mehr darüber geben — wer weiß denn, wer kann denn ermessen, was schöner ist im Leben, die Wahrheit oder der Traum? Nein, nein! Verzeih' mir, Geliebteste, das ist Lästerung! Die Wahrheit muß doch noch hundertfach schöner sein. Aber weil ich diese goldene Wirklichkeit in so sicherer Ruhe mir aufbewahrt weiß, eben darum ist

doch vielleicht der Traum noch schöner, weil er das Höchste noch vor sich hat — ein letztes süßes Ausruhen hart unter dem lichtstrahlenden Gipfel —

Mögen die Nebel sich dichter spinnen, was thut's? Mögen sie sich ballen zu verschlossenen, schweren Massen, mögen sie auch die nächsten Wellen zu meinen Füßen dem Blick verhüllen: die Secunden rinnen doch, und der Traum spielt nur um so freier.

Wie wunderbar, daß mir nicht die leiseste Sorge kommt, es könnte doch, es könnte noch jetzt etwas Ungeheures dazwischen treten, es könnte der Neid der Götter — nein, nein, auch das ist Lästernng, es giebt keinen neidischen Gott, es giebt nicht einmal in eines Menschen Brust einen so giftigen Neid, mir dies endloslang entbehrte Glück zu mißgönnen! — Nein, ich vermag keine Sorge zu hegen, ich vermag sie nicht einmal zu begreifen. Das Glück der vollkommenen Hoffnung hat meine Seele so fest umsponnen wie der Nebel das Schiff: es gibt keine so schreckliche Täuschung in dieser schönen Welt! O Süße, wer kann denn auch nur begreifen, wie glücklich ich bin?

Ich sehe die Wellen nicht mehr, aber ich höre ihr Murmeln und Plätschern, ihr Rieseln und Rauschen; ich höre das Wiegenlied; und mitten durch die Nebeldünste dringt noch immer leise des Mondes freundlicher Schimmer — und da ist es mir fast, als sehe ich Dein liebes Gesicht halb schelmisch hinter einen Vorhang auf mich herniederlauschen! es ist das Schimmern der letzten Seligkeit hinter einer durchsichtigen Wolke —

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!

Ja wohl, es wäre eine Thorheit gewesen, Dich um dies Vorgefühl betrügen, Dich plump überraschen zu wollen. Eben deshalb sende ich diesen Brief vorauf: vierundzwanzig Stunden muß ich Dir gönnen, Dich auf das nahende Verhängniß vorzubereiten! Wenn ich's nur aushalte, das freiwillige Warten! Zwei Jahre lang ein Mann zu sein, ist nicht zu leicht, aber es auch den letzten Tag hindurch zu bleiben, das ist fast übermenschlich schwer!

Der Nebel scheint sich wieder leise zu lösen, ich sah einige Wellen vorübertänzeln — o ihr bieder gemüthlichen Ostseewellchen!

Dabei fällt mir ein, Du arme Hausfrau mußt doch auch Zeit haben, eine Mahlzeit herzurichten, würdig des Tages! Du rufst Dir mein Leibgericht in's Gedächtniß zurück? Ja, meine Kluge, der Geschmack kann sich aber ändern! Darf ich Dir etwas vorschlagen? Eine gute Walfischleber in Robbenthran gebraten ist ein köstliches Gericht und reicht gewöhnlich für zwei Personen aus — o meine Süße, das soll ein Festmahl werden! Wir sitzen natürlich in Deinem Eckstübchen, dicht am Kamin, auf den beiden Polsterstühlen, wir flüstern und kichern und

(Der unleserliche Namenszug.)

II.

Es war eine glänzend klare Januarnacht, so vollkommen windstill, daß sich die starke Kälte kaum fühlbar machte. Der Mond stand hoch am Himmel und goß sein Licht über einen weiten Seespiegel, den waldiges Hügelufer in schöngeschwungenen Linien begrenzte; mehrere schmalere Buchten zweigten sich ab und verloren sich fern in dämmerige Waldwinkel. Weißschimmernde Häuser und gethürmte Schlösser waren zahlreich in Abständen über die Ufer zerstreut; aus einigen Fenstern strahlte röthliches Licht, die meisten aber waren einzig durch den ungewissen Schein des Mondes erhellt.

Wer sich auf den Wandel der Sterne verstand, der wußte, daß es noch früh am Abend war; und doch war es ganz menschenleer auf der großen Eisfläche und soweit man die bewohnten Gestade überschauen konnte, eine feierliche Einsamkeit. Und wo ein Ton durch die Stille drang, da kam er nicht von Menschen, sondern von den großen Gewalten der Natur, das Donnern des Eises im Frost oder das seltsame Schluchzen oder Stöhnen des Wassers unter dem Eise. Das Eis war so glatt und klar, daß es auch aus geringer Entfernung wie offenes Wasser schien, in dessen regungsloser Fluth der Mond sich ruhend spiegelte. Ueber den weiten Wäldern lag ein zarter Hauch von schimmerndem Reif und ein Duft zugleich des feinsten Nebels; die Landschaft glänzte wie ein schlummerndes Weib im Silberbrautschmuck.

An einer stilleren Bucht lag ein Gartenhaus, ein zierlicher Bau mit einer kleinen Säulenvorhalle über der Freitreppe, von fern fast einem griechischen Tempelchen gleichend in seiner festlichen Heiterkeit. Der Garten stieg langsam gegen das Wasser hinab, reich an Bäumen und Buschwerk, deren silberweißes Gezweig vom Mondlicht überrieselt war. Die Gänge dazwischen führten in tiefes Dunkel, über dem die weißen Säulen voll aufglänzten; auf dem bereiften Giebel glitzerten tausend bewegliche Funken. Hohe Birken spreizten das kunstvolle Flechtwerk ihrer tausend zarten Zweiglein gegen den lichten Schein des Mondhimmels; lange Rankengewinde schwangen sich in reizendem Bogen von Baum zu Baum, wie ein freudiger Festschmuck. Eine unendliche Stille lag über Haus und Garten.

Zwischen den Säulen hervor trat eine weibliche Gestalt, stieg langsam die Treppe hinab und wandelte zwischen den silbernen Büschen hin bis an den Rand des Wassers. Einige Stufen führten auf's Eis; mit einem ruhigen Griff legte die Frau Schlittschuhe an ihre Sohlen und schwebte über die schimmernde Fläche dahin. In den anmuthigsten Schwingungen wiegte sie sich und glitt mit vogelhafter Schnelligkeit auf den See hinaus. Eine dunkle Pelzjacke schmiegte sich fest an ihren schlanken Wuchs, ihr Gesicht umrahmte und verhüllte größerentheils ein dunkelrothes feines Tuch, dessen Enden leicht wie Wimpel hinter ihr her flatterten. Von Weitem

sah es aus, als ob sie mit jedem Zuge dem offenen Wasser entgegeneile, oder schon darüber schwebe wie ein auf der Luft ruhender Vogel oder wie in einer unsichtbaren Wolke schwimmend. Ein Mann, der sie vom Lande her erblickte, machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, sie zurückzuhalten. Immer vor ihr glänzte der Mond aus dem dunkeln Spiegel. Aber sie schwand weiter und weiter nach der Mitte hinaus, wo die Bucht sich mit verbreiterter Fluth dem großen See entgegenstreckte.

An der Waldecke stand ein Kirchlein mit einem Säulenumgang und einem abgesonderten Glockenthurm; umbiegend erblickte sie es und sah, daß es im Innern erleuchtet war; rothes Licht quoll aus den schmalen Rundfenstern greller heraus in die stille silberne Nacht, und von unten her aus dem blanken Eise kam ein fast ungetrübtes Spiegelbild herauf.

Wie ein Schreck überlief es sie, und sie wandte sich wieder mehr abseits auf die Weite des Sees hinaus. Dort ihrem Auge gegenüber schritt eine prächtige Bogenbrücke feierlich über die Einengung einer anderen Bucht, und über der Brücke erhob sich fern und doch in gewaltigem, dunkelm Rund eine wunderschöne Kuppel, an den Rändern scharf wie von flüssigen Silberstreifen umflimmert.

Sie erschrak zum anderen Mal und drängte flüchtiger hinaus; jetzt gerade über der Mitte der weitesten Wasserfülle, und jetzt schon nahe dem anderen Ufer, dessen schwärzliche Waldhöhe sich mondlos vor ihr aufhob.

Dort gab es eine langgestreckte Insel, düster, waldig und einsam, nur durch ein schmaleres Nebengewässer vom Ufer getrennt. In dieser geschlossenen Seeenge, in deren Schatten der Mondschein nur matter dämmernd eindrang, glitt ein Mann langsam auf und nieder, gleichfalls mit Schlittschuhen, die Eisfläche in stolzen Bogen durchschneidend. Die Frau rief ihn leise an, und er kam mit freudiger Antwort auf sie zugeflogen. Es war ein hochgewachsener Mann, kräftig, die Haltung frei, das Antlitz schön, kühn, lächelnd, von blondem Bart und Haupthaar üppig umrahmt. Er kam und wollte sie in seine Arme schließen.

Sie aber wehrte ihm hastig mit beiden Händen und flüsterte:

„Rühre mich nicht an, Georg, heute nicht, ich bitte Dich, heute nicht!“

Er stand verwundert und etwas erschrocken vor ihr still.

„Um Gotteswillen,“ fragte er, „was ist Dir? Du bist blaß. Was ist geschehen? Und wozu dieses wunderliche Stelldichein? Warum durfte ich heute nicht zu Dir kommen? Ist etwa gar Dein Mann schon —?“

Sie seufzte tief auf und richtete ihre dunkeln Augen schmerzlich ins Leere.

„Mein Mann,“ sagte sie dumpf, „ich habe eine furchtbare Ahnung —“

„Ahnungen, süße Edith? Leidest Du auch daran?“ lächelte er.

„Nein, also keine Ahnung, sondern etwas Schlimmeres: eine fast sichere Vermuthung.“

„Doch wohl nur die ausgebliebenen Briefe?“ warf er gleichgültig ein, „Aber wie oft schon sind die ausgeblieben und schon viel längere Zeit.

Ein wahres Wunder, wenn nicht täglich ein Brief aus dem Postamt Nordpol kommt."

„Aber er ist doch längst auf der Heimreise, Georg. Das Schiff war a gelandet."

„Nun ja, einige tausend Meilchen von hier hinten in Sibirien; das ist immer noch ein ganz ausgiebiger Spaziergang bis zu den ersten Vorstadthäusern Europas, geschweige denn bis zu unserem glücklichen Culturbrennpunkt."

„Nicht so weit, daß er nicht seit Wochen hier sein müßte oder doch ein erklärender Brief."

„Und nun fürchtest Du, er könnte eines schönen Abends ungemeldet und ohne Erlaubniß über Deine Schwelle treten und daselbst eine Entdeckung machen — hm — o süße Thörin!"

„Georg, ich bitte Dich, nicht diesen häßlichen Spott; heute wenigstens ertrage ich ihn nicht. Sieh, wenn es das wäre, würde ich ja sagen: Komm, laß uns fliehen! Mag gleich geschehen, was doch einmal geschehen muß, ob es nun Glück oder Unheil bringt. Aber es ist etwas Anderes, Schlimmeres."

„Nun, Liebste, dann beichte," sagte er ruhig, fast kühl, indem er ihre Hand ergriff und mit ihr langsam auf und nieder glitt.

„Ich las in der Zeitung," entgegnete sie rasch, „daß der Dampfer Wladimir, welcher am 8. December Abends von Helsingfors in See gegangen und bisher weder in Stettin noch in einem anderen Ostseehafen angekommen ist, nunmehr amtlich für verschollen erklärt wird. Man vermuthet einen Zusammenstoß mit einer von Hull nach Reval bestimmten englischen Brigg, die ebenfalls seit der ungefähr entsprechenden Zeit vermißt wird. Von beiden Schiffen fehlt jede Spur, man nimmt an, daß beide mit Mann und Maus gesunken seien."

„Nun, und —?" fragte er gelassen, „Du meinst also —?"

„Daß mein Mann auf jenem Dampfer war und mit ihm untergegangen ist."

„Hast Du irgend einen bestimmteren Grund zu dieser Annahme — irgend eine letzte Spur vielleicht von seiner Anwesenheit in Helsingfors oder Petersburg?

Oder doch zuletzt blos wieder eine jener thörichten Ahnungen?"

„Ich habe keine Spur, und doch weiß ich es, weiß es ganz bestimmt — trotz all Deinem Spott — schon allein weil —"

„Nun, weil —?"

„Weil es so furchtbar wäre!"

Sie schluchzte laut und deckte die rechte Hand über die Augen. Er glitt eine Weile schweigend neben ihr her; dann sprach er mit einer Stimme, die sich bemühte herzlicher zu sein:

„Süße Edith, und was wäre das Furchtbare? Ein trauriges Schicksal, gewiß, für ihn, aber ein Menschenschicksal: und für Dich — warum furchtbar für Dich und mich?"

„Georg!“ rief sie vorwurfsvoll.

Er erwiderte nach kurzem Besinnen trotzig:

„Soll ich Trauer heucheln um einen Mann, den ich nie gekannt, der für mich nichts war als ein Name, welcher lange genug meinem Glücke entgegenstand?“

„Nicht Trauer, aber Theilnahme. Er war mein Gatte.“

„Er gab Dir seinen Namen, das ist Alles. Dein Gatte war er nie: Du hast ihn nie geliebt.“

„Wie darfst Du das sagen, Georg?“ fuhr sie heftiger auf, „wie willst Du das wissen? — Freilich, es war nicht so, wie — es war nicht dieser Rausch, dieser Wahnsinn, diese Leidenschaft, die mich unterjocht, die mich zu meinem eigenen Unglück zwingt, diese schreckliche Macht war es nicht, wenn Du das Liebe nennst, Du Grausamer. Aber ich hatte wahre, herzliche Ehrfurcht vor ihm, und ich hätte ihn lieben gelernt, wenn er bei mir geblieben wäre, nur ein wenig länger; ach nur ein einziges Jahr.“

„Aber er blieb nicht bei Dir. Er schmiedete Dich nur an sich mit den plumpen Ketten der Rechtsgewalt, der gewohnheitsmäßigen Sitte, um Dich und Deinen Jugendreiz für sich aufzubewahren unter sicherem Verschluß auch wider Deinen Willen. Wer wenige Wochen nach der Hochzeit sich dem süßesten Glück der Erde kühl entreißen kann, um Jahre lang seinem Ehrgeiz zu fröhnen und den Nordpol zu umkreisen: nein, der war nicht werth, von Dir geliebt zu werden, und Du hättest ihn niemals lieben gelernt.“

„Dann doch nur darum nicht, weil er zu hoch über mir stand, weil ich ihn nur aus der Tiefe bewundern konnte. Wer jahrelang freiwillig um seiner Wissenschaft, um seiner Pflicht und Ehre willen Alles entbehren kann, was das Leben lebenswerth macht, der ist zum mindesten ein Mann.“

„Ein Mann mit einem Eisherzen, geboren für die trotzige Einsamkeit jener Polarmeere. Er hat sein ganzes Glück in seiner frostigen Wissenschaft gefunden: Dich hat er nie geliebt, Dich nie entbehrt.“

„Ja, das, Georg, siehst Du, das ist jetzt mein einziger Trost, dieser Glaube, daß ich ihm nichts Unentbehrliches geraubt habe, als ich mein Herz von ihm wandte.

Das ist meine letzte Beruhigung, wie es der erste schmeichelnde Lockruf zur Sünde war. Mußte ich anders denken, als daß sein Herz immer kühl für mich schlug, ich würde ja ganz verzweifeln, es würde mich tödten. Ach, aber das war's, selbst seine Briefe waren so still, so lauwarm, so reich an wohlfeilem Trost, an innerer Befriedigung! Hätte ich einen einzigen Ruf schmerzlicher Sehnsucht von ihm gehört — o Gott, es wäre nicht so gekommen, wie es gekommen ist!“

„Und ich wäre meines süßesten Glückes verlustig gegangen! O Edith, kannst Du denn wirklich Deine Liebe bereuen? Wozu noch jetzt diese nutzlose Selbstqual? Du warst nie wahrhaft mit ganzem Herzen sein

Weib, Du warst verlassene Wittwe seit länger als zwei Jahren — und doch hast Du gekämpft mit Deinem überzarten, verhätschelten Gewissen. Monate lang, schwere, qualvolle Monate für Dich und mich —"

„O, ja, ja!" rief sie bitterlich weinend, „das eben ist's, das Furchtbare! Das ist die Qual, die mich zerschmettert, zu wissen: wir hätten glücklich werden können ohne die Sünde, ohne die Untreue! Mit reinem Herzen dürfte ich Dich lieben, ohne Reue und Scham! O Georg, Georg, warum mußten wir das leise schon nahende Glück gewaltsam, sündhaft an uns reißen? Ich ersticke an dem Gedanken, ich könnte jetzt vor Dir stehen als eine reine Frau, mit milder Trauer um den Dahingegangenen, und dennoch glücklich, ganz glücklich — und statt dessen so — es ist furchtbar, furchtbar! — O allbarmherziger Gott, Du weißt, was ich gelitten und gerungen habe in einsamen Nächten! — Ach, Liebster, warum war jener Abend am Kamin so unsäglich schön, so verführend, so berauschend — wie der Mondschein weich durch's Fenster drang und mit den rothen Flammen des Kamins sich mischte —"

„Und der Mondschein lag auf Deinen geschlossenen Augen, auf Deinen lächelnden Lippen, und der flackernde Feuerschein auf Deinen gefalteten Händen: und ich mußte Dir küssen die geliebten Hände, ich mußte, ich mußte —"

„Ich wollte Dich von mir stoßen —"

„Aber Du konntest nicht; die lieben Hände waren klüger als Du, sie fanden keine Kraft sich gegen mich zu erheben, sie zitterten und zuckten blos — und dann legten sie sich langsam, ganz langsam um meinen Hals: siehst Du, sie konnten ja nicht anders, die armen Hände, und meine glückseligen Lippen konnten auch nicht anders: und als ich Deine weichen Arme an meinen Wangen fühlte — da waren es schon nicht mehr die Arme, da waren es Deine heißen lieben Lippen —"

„Höre auf, Georg, es ist grausam mich zu foltern mit der schrecklichen Erinnerung — seit jenem Tage sehe ich überall Gespenster, überall Drohungen und Schrecknisse: so grade jetzt, als ich hierher eilte und plötzlich das große Rund der dunkeln Kuppel über dem Wasser zu meiner Rechten aufsteigen sah, da erschien es mir wie ein dunkel drohendes Auge oder wie ein emportauchendes Rächerhaupt — ich weiß nicht wie, in wechselnden Gestalten, aber immer als die Gestalt eines mich überschattenden Schicksals — Georg, ich zittere vor meinem Rückwege, wenn ich die Kuppel wieder erblicken muß —"

„Kind, Kind, wie überschwängliche Wahnbilder, in die Du Dich verlierst! Ich bitte Dich, bleibe klar und vernünftig! Was ist's denn Großes, das Du gethan hast? Einen Mann hast Du verlassen, der Dich verlassen hatte; einen fremden Mann, dem Du kein Glück gewähren konntest, weil er es nicht verstand —"

„Nicht verlassen — betrogen habe ich ihn!"

„Du rissest Dich los von den Fesseln eines dürren Gesetzbuches

und gehorchtest dem ungeschriebenen, ewigen Recht der gottgesandten Leidenschaft — "

„Und doch nennt man das schnöde Untreue in unserer Sprache; und die Kuppel winkt es mir zu, und jeder Glockenton ruft es und jeder Orgelklang: Sünderin! Sünderin! Sünderin!"

Sie rief es mit leidenschaftlicher Heftigkeit und einem Grausen in der Stimme; sie rang heimlich, ihre Hand aus der ihres Begleiters zu befreien; doch er hielt sie fest mit ruhiger Sicherheit und sagte auf einmal:

„Wie weißt Du denn, ob jene Ehe überhaupt noch bestand in jenen Tagen unseres ersten Glückes? Vielleicht daß damals das Schiff schon gesunken, daß Du schon Wittwe warst —"

Mit einem jähen Ruck riß sie die Hand aus der seinen, stand vor ihm und starrte ihn mit entsetzten Blicken an. Er wollte sich zu ihr neigen und den Arm um sie schlingen; doch sie fuhr hastig zurück und sprach mit einer dumpfen Ruhe:

„Georg, laß mich jetzt gehen. Du hast Alles gehört, was ich zu sagen hatte. Ich vermochte es heute nicht über mich, Dich in meinem Hause zu empfangen, weil es ein Trauerhaus geworden war, und wenn es zuvor schon eins gewesen ist, um so fürchterlicher für mich! Lebe wohl. Es wird lange dauern, bis ich das verwunden habe; vielleicht bis in die Ewigkeit. Vor einem frischen Grabe schaudert auch die Sünde: und wir stehen hier auf dem Grabe meines Mannes. Lebe wohl. Gott sei uns gnädig."

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie warf sich herum und glitt auf dem mondbeglänzten Eise den Weg zurück, den sie gekommen war.

Der Mann nahm einen Anlauf ihr nachzueilen; doch als er sie am Ausgange der Bucht fast schon erreicht hatte, stieg plötzlich gerade hinter ihrer schwebenden Gestalt die dunkle Rundlinie der großen Kuppel in den reinen Nachthimmel empor. Da starrte er zurück, von einem Schauder geschüttelt und folgte ihr nicht mehr.

Sie aber glitt weiter und weiter ihren einsamen Weg. Von der Säulenkirche am Waldesrand scholl Glockenläuten herüber, ungebrochen herschwellend über die glatte Bahn. Geängstigt fuhr sie vorüber.

Als sie todesmatt durch den silbernen Garten ihr Haus erreichte, ward ihr der Besuch eines jungen Mannes gemeldet, der schon lange ihrer harre und sich nicht abweisen lasse. Der Name war ihr unbekannt: Forstcandidat Wisbeck. Sie ließ ihn in ihr Zimmer bitten, ein durchwärmtes, trauliches Gemach, wie geschaffen zum Ausruhen für Glückliche.

Der junge Mann trat ein, sie bot ihm einen Stuhl und saß ihm gegenüber am Kamin, müde zurückgelehnt; ihre dunklen Augen blickten ihm mit dem Ausdruck unendlicher Hoffnungslosigkeit entgegen. Sie sah in ein angenehmes Gesicht voll ernster Bescheidenheit, das jugendlich befangen erröthete.

„Gnädige Frau," begann er auf ihren Wink, „es ist keine heitere Pflicht, die mich zu Ihnen führt. Ich komme als Ueberbringer einer Nachricht, von der ich wünschte, daß Sie darauf vorbereitet wären."

„Die Nachricht vom Tode meines Mannes," sagte sie mit ganz ruhiger Stimme, fügte aber sogleich mit zitternder Hast die Frage hinzu:

„An welchem Tage ist das Unglück geschehen? An welchem Tage?"

„Gott sei Dank," erwiderte er leise aufathmend, „Sie wissen es schon. So ist mir das Schlimmste erspart. So ist es wohl vielmehr ein leiser Trost, den ich Ihnen bringen kann, wenn es ein Trost ist, den letzten Liebesgruß eines Verstorbenen zu empfangen."

Sie blicke ihn mit einem seltsam starren Ausdruck an, als ob sie seine Worte nicht begriffe.

„Ein wunderbarer Zufall," fuhr er fort, „hat mir einen Brief in die Hand gespielt; ich fand ihn am offenen Ostseestrand in einer verkorkten Flasche. Sie begreifen, daß es weder Unbescheidenheit noch müßige Neugier war, wenn ich las, was nur für Ihre Augen bestimmt gewesen war, die letzten Worte eines Ahnungslosen. Sie müssen auch verzeihen, daß Wochen vergangen sind, ehe ich Ihnen das Ihrige übergeben konnte. Der Brief trug keine Adresse; die Unterschrift war völlig unleserlich hingekritzelt, das Unglück muß mit unerhörter Schnelligkeit hereingebrochen sein. So war ich behufs Ermittelung des Schreibers und des Adressaten angewiesen auf den Inhalt der Zeilen selbst. Und ich fand allerdings Anhaltspunkte genug, klare Hindeutungen auf Stand und Reisezwecke des Verunglückten, und so war es mir möglich, durch Correspondenzen nach Petersburg und anderweitige Erkundigungen zuletzt den Namen und demnächst den Wohnort mit zweifelloser Sicherheit festzustellen. Aber es gingen Wochen darüber hin, weil — und dafür muß ich Ihre Verzeihung erbitten — weil ich mich nicht entschließen konnte, noch andere unbefugte Augen in das Heiligthum eines heißliebenden Herzens blicken zu lassen —"

Er hielt einen Augenblick in Verwirrung inne, denn die Frau sah ihn mit einem so räthselhaften Ausdruck eines unbegreiflichen Entsetzens an, daß ihn ein eigenes Bangen überlief, fast ein lähmendes Grauen. Doch als sie immer nur starrte und schwieg, fuhr er mit tiefer bewegter Stimme fort:

„Vergönnen Sie mir noch ein Geständniß, ehe ich Ihnen den Brief übergebe, — denn Sie dürfen ihn nicht lesen in Gegenwart eines Fremden, was darin steht, ist allzu herzbewegend schon für einen Unbetheiligten, wieviel mehr für Sie — ein schweres, beschämendes Geständniß, aber ich muß es ablegen vor irgend eines Menschen Ohr, um mich von der quälenden Last zu erlösen — und nur vor einem fremden Ohr vermag ich das: grade Ihnen aber kann das, was ich zu sagen habe, vielleicht noch einen besonderen Trost in Ihrem Schmerz gewähren, wenn Sie erfahren, daß die letzten Worte Ihres Gatten durch eine wundersame Fügung einem

Andern zu einem heiligen Segen geworden sind. Das innere Bedürfniß, Ihnen dies auszusprechen, war nicht zum Wenigsten der Grund, der mich zwang, Ihnen in persönlicher Gegenwart Ihr schmerzliches Eigenthum zuzustellen.

„Der Brief ist ein Schicksal für mich geworden, aber ein schönes, erlösendes Schicksal. An dem Tage, als das unbarmherzige Meer ihn fühllos mir zuwarf, rang ich in heißerregtem Herzen mit einer lockenden Sünde, einem niedrigen Verbrechen — ich liebte die Frau eines abwesenden Mannes, die Stimme der Versuchung raunte mir zu, die Gelegenheit heimtückisch zu benutzen — da lernte ich aus diesen Zeilen, aus diesen heißergossenen Strömen der Liebe, der Sehnsucht, der Treue, wie einem abwesenden Gatten zu Muthe ist, ich lernte die Heiligkeit eines Bandes bis in die tiefste Brust empfinden, das solche Gefühle zu erzeugen oder zu bewahren im Stande ist, gnädige Frau, lesen Sie den Brief und Sie werden mich verstehen — wie fürchterlich, wie zerschmetternd auch Ihr Verlust sein muß, doch bleibt Ihnen der letzte Trost: Sie sind von einem verschwiegenen Herzen unermeßlich geliebt worden. Und sehen Sie, da empörte ich mich über mich selbst in bitterer Scham und rettete meine Seele vor der Sünde. Das danke ich Ihnen, danke ich der Liebe des unbekannten Schiffbrüchigen zu seinem fernen Weibe — doch leider auch nur der erschütternden Grausamkeit des ewig unbarmherzigen Meeres!"

Die junge Frau war aufgestanden und bat mit stiller Stimme: „Geben Sie mir den Brief." Er gehorchte; sie reichte ihm die Hand mit einem vollen Blick: „Ich danke Ihnen," sagte sie, „aber glauben Sie mir: das Meer war barmherziger als Sie und irgend ein Mensch; und glückselig er, den seine Tiefe deckt."

Und so ging sie still hinaus und schloß die Thür hinter sich.

Der junge Mann war todtenbleich geworden; er hatte den einen steinernen Blick voll grenzenlöser Qual verstanden, besser noch als ihre Worte; er schauderte bis in's Mark; er fand noch nicht die Kraft sich zu erheben.

Seine irrenden Blicke fielen auf den zierlichen Schreibtisch und einige Bilder, die dort aufgestellt waren. Hier dies war sie: die dunkeln, schwärmerischen Augen, der volle, kindlich begehrende Mund, die sanfte Rundung der Wangen, die Wucht des üppigen Haares über der niedrigen Stirn: ein entzückendes Gesichtchen, doch wie geschaffen nur für Glück und Licht. Daneben das Bild eines Mannes. Ernst, klar, sicher, fast herbe oder nüchtern im Ausdruck, nur um die Mundwinkel spielte etwas wie ein verhaltener Scherz, und in den Augen schien fern ein weiches Leben zu schimmern wie eine Ahnung von Glück, wie eine Sehnsucht nach Glück. Seitwärts aber, mehr im Hintergrunde, doch dem Kaminsitz zugekehrt, als ob es oft von dort aus betrachtet würde, das Bildniß eines auffallend schönen Mannes, aus dessen Augen Leidenschaft und starkes Wollen spricht.

Ein Stöhnen drang aus dem Nebenzimmer, ein leises Wimmern. Es packte ihn wie eigene Qual; er sprang auf und öffnete das Fenster, die kalte Luft mit Begierde einzusaugen.

Vor ihm lag die klare, schweigende Mondnacht. Nichts regt sich im weiten Umkreis, nicht ein Zweig der silbernen Büsche im Garten, nicht ein Wipfel der Bäume. Die Wellen des Sees waren gebannt in einer todstarren, gläsernen Fläche. Als eine Sternschnuppe fiel, erschrack er fast; es war das einzige Zeichen webenden Lebens. Ein unendlicher Friede war in dem weiten Bilde, aber ein schwerer, steinerner Friede.

Er dachte an die stille Wildheit der gefrorenen Fluth am Ostseestrande, an die aufstürmende Kraft der Meereswellen, die das zwängende Eis in kurzem Zorn zerbrechen.

„O allbarmherziges Meer!" sprach er laut in die Nacht hinaus.

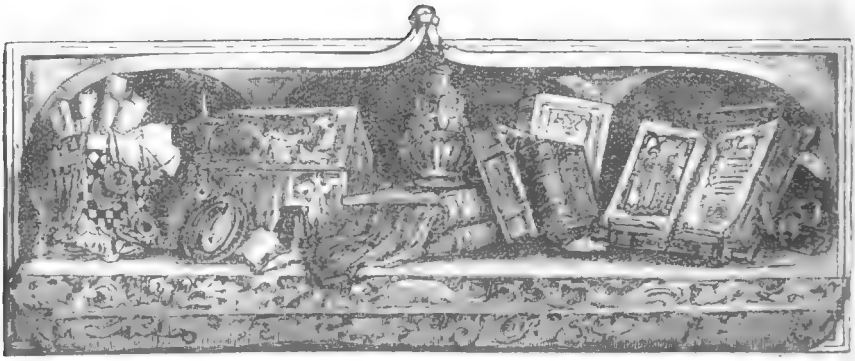
Da kam's herüber durch die stumme Nacht wie eine Antwort, ein räthselhaftes Klingen wie ein Geistergesang über den todten Wassern, langgezogen, feierlich hinhallend, unendlich erregend, unendlich beruhigend; es war der Orgelton, der von der erleuchteten Säulenkirche am Walde herüberwogte über das spiegelglatte Eis; er schien auf der goldenen Brücke einherzuwallen, die der Mond von Ufer zu Ufer baute.

Er lauschte eine Weile in schmerzlicher Andacht; da regte sich etwas zwischen den beglänzten Säulen; die Gestalt der armen schönen Frau trat heraus, ruhig, langsam wie eine Priesterin aus dem Tempel, stieg die weiße Treppe hinab und wandelte in stiller Haltung zwischen den Büschen zum See hinab. Sie trat aufs Eis und schritt fest und langsam weiter hinaus immer der goldenen Brück folgend. Es sah aus, als schreite sie über dem lebendigen Wasser und als müsse jeden Augenblick der Abgrund sich unter ihr aufthun, sie zu verschlingen. Sie aber schritt ruhig weiter und weiter hinaus wie eine Nachtwandlerin, vielleicht dem röthlichen Licht der Kirche entgegen, vielleicht in eine unbekannte Ferne der geschlängelten, geheimnißvoll sich verlierenden Seebuchten.

Der junge Mann am Fenster erschauerte tiefer; er trat zurück und suchte den Weg durch Zimmer und Gänge in den Garten. Er stieg hinab, und es ward ihm kräftiger zu Sinn; die Mondstrahlen glitzerten in tausendfacher Heiterkeit über den weißen Zweigen, die hangenden Ranken von Baum zu Baum sahen aus wie glückverheißende Festgewinde.

Als er den Uferrand erreichte und wieder den Ausblick über den See gewann, war die wandernde Gestalt verschwunden. Eine seltsame Ruhe überkam ihn. Irgendwo wird sie den Frieden gefunden haben! sprach er leise zu sich selber.

Und er staunte noch lange hinaus in den Frieden der silbernen Landschaft.



Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers.

Plaudereien

von

Dan. Sanders.

— Altstrelitz. —

In dem kurzen Vorwort, das ich meinem 1885 vollständig erschienenen „Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache" vorgesetzt, habe ich mich auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt, hier, wie bei meinem 20 Jahre früher vollendeten dreibändigen „Wörterbuch der deutschen Sprache", den mir für die Ausarbeitung beider Werke als Richtschnur dienenden und nach Kräften getreulich durchgeführten Satz auf die Vorrede ausdehnend, daß gerade derartige Nachschlagebücher am besten und sichersten für sich selbst sprechen, wenn sie nämlich die Nachschlagenden die gesuchte Auskunft in übersichtlicher Weise jedes Mal möglichst leicht und schnell und dabei möglichst vollständig und erschöpfend finden lassen und daß sie ihrem Zweck und ihrer Bestimmung auch am besten und sichersten entsprechen, je weniger der Verfasser darin mit seinen besonderen Ansichten und Meinungen hervortritt und je mehr seine Person hinter dem für sich selbst sprechenden sachlichen Inhalt zurücktritt oder am besten verschwindet.

In dem Vorwort zu dem zuletzt erschienenen Ergänzungs-Wörterbuch jedoch habe ich geglaubt, mir wenigstens die mehr persönliche Bemerkung gestatten zu dürfen:

Was ich noch weiter über das vorliegende Werk und über deutsche Wörterbücher überhaupt zu sagen habe, überschreitet bei Weitem den Raum einer Vorrede, und ich verspare es mir für eine eigene Schrift

die ich, etwa unter dem Titel: „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" in nicht allzulanger Frist zu veröffentlichen gedenke

und es ist mir zu meiner Freude und Genugthuung, wie in öffentlichen Besprechungen, so auch in Briefen von den verschiedensten Seiten die Aufforderung zugegangen, die angekündigte Schrift, der man gespannt und erwartungsvoll entgegensehe, möglichst bald erscheinen zu lassen. Und so ersuche ich denn den geneigten Leser, in meine, des Wörterbuchschreibers, Werkstatt einzutreten und sich hier meine Mittheilungen und Plaudereien gefallen zu lassen.

I.

Ich bitte, machen Sie es Sich gefälligst zunächst in diesem Zimmer vor der eigentlichen Werkstatt bequem und lassen Sie mich Ihnen hier in einer einleitenden Plauderei berichten, wie ich dazu gekommen, ein deutscher Wörterbuchschreiber zu werden.

Ob überhaupt jemals Jemand bei der Berufswahl von vorn herein zu dem Entschluß gekommen ist, ein Wörterbuchschreiber zu werden, — ich weiß es nicht, und ich bezweifle es, jedenfalls bei mir ist es nicht der Fall gewesen, so wenig wie bei den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm und bei Littré.

Dieser letztere eröffnet seine bekannte anmuthige Plauderei: „Wie ich mein Wörterbuch der französischen Sprache zu Stande gebracht habe" mit den allerdings auf die Spitze getriebenen Worten:

„Nichts hatte mich eigentlich zu einer Unternehmung der Art vorbereitet"

und Jakob Grimm, in der Vorrede zu dem von ihm und seinem Bruder Wilhelm begonnenen „Deutschen Wörterbuch" berichtet, als ihnen die erste Anregung zu dem genannten Werke 1837, wo sie ihres Amtes in Göttingen entsetzt worden, durch den Antrag der Weidmann'schen Buchhandlung gegeben worden, ihre unfreiwillige Muße durch die Abfassung eines neuen großen Wörterbuches der deutschen Sprache auszufüllen, da hätten sie zunächst einerseits sich dagegen als gegen etwas ihnen Fremdes und fern Liegendes gesträubt — „den Gedanken, den unermessenen Wortvorrath der deutschen Sprache selbst einzutragen, hatten wir nie gehegt und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen, konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Muth auf die Probe stellen," so lauten Jakob Grimm's Worte —, andererseits aber hätte auch der in dem Vorschlag liegende unwiderstehliche Reiz allen von vorn herein klar erkannten oder nur dunkel geahnten Schwierigkeiten die Spitze geboten, so daß schließlich die beiden Brüder „williges und beherztes Entschlusses ohne langes Fackeln das dargereichte Geschäft übernahmen."

Soll ich nun aber weiter von mir selbst berichten, wie ich allmählich dazu gekommen, ein deutscher Wörterbuchschreiber zu werden, so muß ich schon ein wenig weiter ausholen.

Ich habe das Glück gehabt, meine erste Jugendbildung in der Schule meines Geburtsortes Altstrelitz zu empfangen, an deren Spitze damals als Leiter Dr. J. Lehfeldt (später mit seinem Schwager Dr. Mor. Veit, Begründer und Besitzer der Veit'schen Verlagsbuchhandlung) und neben ihm als zweiter Lehrer J. Zedner (später Bibliothekar an dem brittischen Museum in London) standen. So weit ich aus meiner Erinnerung über mich selbst in jenen Kinderjahren urtheilen kann, war ich ein Knabe, der allerdings das in der Schule Gelehrte ziemlich schnell, leicht und sicher erfaßte, aber namentlich bei den häuslichen Arbeiten sich gar manche Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließ und der nach Kinderart viel mehr ans Spielen und Tollen als ans Lernen dachte. Wenn ich gefragt wurde, was ich dereinst werden wolle, lautete die Antwort: „Natürlich Kaufmann, wie mein Vater." Und was hätte der Knabe anders antworten können und sollen, der mit vollstem Rechte in seinem Vater das beste Musterbild sah und verehrte, wie er ihn in der ganzen Stadt, bei Hoch und Niedrig, bei Arm und Reich verehrt sah? Kannten diesen doch alle hier als den besten Sohn gegen seine armen Eltern, als den gütigsten und liebevollsten Vater gegen seine beiden Kinder, meinen um 2 Jahre ältern Bruder und mich, dessen Geburt meiner Mutter das Leben gekostet hatte. Kannte doch die ganze Stadt ihn als bieder und rechtschaffen, als anspruchs- und bedürfnißlos für sich, als milde und freigebig gegen Nothleidende, als nach Kräften hilfsbereit gegen Alle in allen Lagen. Ich bin auf meinen Lebenswegen sehr vielen Männern begegnet, die meinen Vater an Gaben des Geistes und an geistiger Ausbildung weit, weit überragt haben, aber keinem einzigen, der ihn an Herzensbildung, an Wohlwollen gegen alle Menschen, an Bieder- und Gradsinn übertroffen hätte, keinem, in dem mehr die Goethe'sche Forderung verkörpert zu Tage getreten wäre:

„Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut.
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen."

Als Kind hätte ich natürlich das, was ich hier über meinen Vater gesagt, nicht in Worte zu fassen vermocht und auch von Andern habe ich, so viel ich weiß, es so im Zusammenhang nicht gehört, sondern mehr nur gelegentlich in einzelnen zerstreuten und abgerissenen Ausrufen und Andeutungen; aber gefühlt habe ich es, so lange ich denken kann, wie im eigenen Herzen, so in dem von allen Bewohnern unseres Städtchens gegen meinen Vater unwillkürlich sich kundgebenden Benehmen deutlich ausgesprochen. Und heute glaube ich zu erkennen, daß ich, wenn ich als Kind auf die Frage: „Was willst Du werden?" die zuversichtliche Antwort gab: „Natürlich Kaufmann, wie mein Vater," eigentlich und im Grunde nicht den Wunsch damit ausdrücken wollte, den Beruf meines Vaters zu ergreifen, sondern

vielmehr — obgleich mir das auch im späteren Lebensalter noch lange nicht zum klaren Bewußtsein gekommen — den Wunsch, ich möchte, es sei, in welchem Beruf es wolle, meinem Vater, wenn nicht gleich, doch einigermaßen ähnlich werden, wie in der That mein Bruder, der meines Vaters Geschäft übernommen und noch heute fortführt, ihm ähnlich geworden ist.

Doch dem sei, wie ihm wolle, meine Umgebung und ich selbst faßten meinen wieder und immer wieder ausgesprochenen Wunsch, einmal Kaufmann, wie mein Vater, zu werden, so, wie er nach dem Wortlaut allerdings einzig und allein aufzufassen war, nur mein Vater selbst hatte, bestimmt durch das Urtheil meiner beiden oben genannten Lehrer über meine Begabung, einen andern Lebensberuf für mich ins Auge gefaßt, und wünschte, daß ich studiren solle. Ich bewundere noch heute den erzieherischen Scharfblick meiner beiden Lehrer, die trotz meiner oben erwähnten Flüchtigkeit und des Mangels an dem zum erfolgreichen Studium so unumgänglich nothwendigen ernsten und ausdauernden Fleiße, von welchem sie doch wohl einen, wenn auch höchst winzigen und noch sehr eingehüllten und versteckten Keim bei mir mußten entdeckt haben, mich meinem Vater wiederholt als zum Studium geeignet und berufen, bezeichnet hatten.

Die Sache kam für mich zum ersten Mal zur Sprache, als meine beiden mehr genannten Lehrer von der Schule abgingen und ich gleichzeitig auf eine andere Lehranstalt geschickt werden sollte. Als ich bei dieser Gelegenheit meinen Wunsch aussprach, Kaufmann zu werden, sagte mir mein Vater in seiner gewohnten liebevollen Weise und auch mir vollkommen einleuchtend:

„Bei einem zwölfjährigen Knaben ist es natürlich noch nicht an der Zeit, über seinen Lebensberuf zu entscheiden. Es ist mein Wunsch, daß du studirst, und ich werde dich deshalb nach Neustrelitz aufs Gymnasium geben, wo du, wie ich höre, nach Tertia kommen wirst. Sei dort recht fleißig und, wenn du dann nach Secunda gekommen und in dieser Klasse ein Jahr gewesen sein wirst, ist es immer noch Zeit genug, eine Berufswahl für dich zu treffen.“

So kam ich denn auf das Neustrelitzer Gymnasium nach Tertia. Vor meinen neuen Mitschülern hatte ich eine tüchtige Grundlage im Englischen und Französischen voraus, welche beide Sprachen auf der Altstrelitzer Schule mit als Hauptgegenstände behandelt worden waren, während auf dem Gymnasium damals vom Englischen überhaupt nicht die Rede war und im Französischen auch nur Privatunterricht ertheilt wurde, an welchem nur Einzelne theilnahmen, und auch diese meistens mehr, um allerlei Ungehörigkeiten und Unfug zu treiben als um wirklich die Sprache zu erlernen. Dagegen war in der Altstrelitzer Schule das Griechische gar nicht gelehrt worden, allerdings hatte mein Vater mir in der letzten Zeit bei einem tüchtigen Primaner Privatunterricht im Griechischen ertheilen lassen; aber das, was ich mir hier in den verhältnißmäßig wenigen Stunden hatte

aneignen können, reichte doch für das in Tertia Geforderte nicht aus und hier hatten meine neuen Mitschüler einen bedeutenden Vorsprung vor mir. Das fühlte und merkte ich bald und ich sagte mir, daß ich sehr tüchtig nacharbeiten müsse, um sie hier einzuholen und dann, gleichen Schritt mit ihnen haltend, vorwärts zu kommen. Ich sagte mir, daß ich es müsse, und, weil ich es mußte, wollte ich es auch und in der That war ich nach nicht gar langer Zeit auch hier mit in der Reihe und konnte ohne Schwierigkeit mit fortschreiten. Dieser zum ersten Mal mir deutlich erkennbar durch ernsten Willen errungene Fortschritt kam mir auch ferner für mein ganzes Leben zu Gute. Ich hatte zum ersten Mal nicht blos begriffen, sondern auch an mir selbst erprobt, daß der Mensch, was er seinen Fähigkeiten gemäß ernstlich will, auch wirklich kann und wie viel ein solcher ernstlicher Wille und ihm entsprechend unverrückt aufs Ziel blickende stetig und unverdrossen schrittweise vorrückende Arbeit vermag.

Von einem Lehrfach muß ich nun noch besonders sprechen, von der Mathematik. Es herrschte damals — und herrscht vielleicht noch — bei den Schülern und auch bei einem großen Theil der Lehrer die Ansicht, es bedürfe für dieses Fach einer ganz besonderen eigengearteten Anlage und, wem diese einmal von der Natur versagt sei, der komme auch bei angestrengtem Fleiße darin niemals recht vorwärts. Nach meiner Ueberzeugung war es eben diese fast als ein keines Beweises bedürfender Grundsatz geltende Ansicht, welche in der That viele durchaus begabte Schüler verhinderte, sich in den ersten Anfängen gründlich und lückenlos zu befestigen, um dann auf der so gewonnenen festen Grundlage schritt- und stufenweise sicher immer weiter fortbauen zu können, was freilich bei dieser aus folgerechten Schlüssen und Ketten von Schlüssen bestehenden Wissenschaft vor Allem ganz unerläßlich ist. Wenn ihnen dann aber bei dem ihnen zugemutheten Fortschreiten zum Bewußtsein kam, daß die ihnen als bündig vorgetragenen Schlußfolgerungen für sie so zu sagen in der Luft schwebten und darum haltlos sofort in sich zusammenstürzten, so suchten sie den gut zu machenden Fehler nicht darin, daß sie versäumt hatten, die nothwendige Grundlage in sich fest zu legen, sondern in einem ihnen angeborenen Mangel der besonderen und eigenartigen Begabung für Mathematik. Doch dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls war damals auf dem Neustrelitzer Gymnasium die Zahl der Schüler, die in der Mathematik wirklich Genügendes leisteten, eine nur sehr mäßige und, da ich fortwährend an der Spitze derselben stand, so galt ich bald nach dem damals dort herrschenden Sprachgebrauch als „der Mathematiker" κατ' ἐξοχήν.

Ich komme nun auf die Wahl meines Lebensberufes zurück. Nachdem ich ein Jahr in Secunda gewesen, fragte mich mein Vater, ob ich nun noch nicht dem Gedanken an das Studium, für welches auch meine jetzigen Lehrer mich geeignet und berufen hielten, mehr Geschmack abgewonnen hätte. Ich erklärte meinem Vater, daß ich allerdings noch immer

lieber Kaufmann werden als studiren, aber auch ohne Widerstreben und bereitwillig mich seiner Bestimmung fügen würde, wenn er das Studium für mich vorzöge. Aehnliches wiederholte sich dann noch öfter, namentlich, als ich nach Prima versetzt worden, und schließlich, als ich ein gutes Zeugniß der Reife für die Hochschule in der Tasche hatte.

Ich erfuhr nun, daß es immer meines Vaters Lieblingswunsch gewesen, mich dereinst als einen tüchtigen Arzt zu sehen. Sehr begreiflich; denn mein Vater war von der Natur mit einem scharfen und klaren ärztlichen Blick ausgerüstet und er hatte sich im innigen Umgange mit einem befreundeten Arzte und einem befreundeten Apotheker auch eine unverächtliche ärztliche Kenntniß angeeignet und ich bin überzeugt, daß er, wenn es die Verhältnisse in seiner Jugend ihm gestattet hätten, zu studiren, gewiß ein sehr tüchtiger Arzt geworden wäre. Als ich nun aber meinem Vater sagte, daß ich zu dem Beruf eines Arztes in mir durchaus keine Neigung verspürte, wohl aber eine bestimmt ausgesprochene zu dem eines Lehrers und Jugendbildners, war er auch damit sofort zufrieden und einverstanden und so bezog ich denn die Hochschule mit dem auch von meinem Vater gut geheißenen Vorsatz, mich für den jetzt erwählten Beruf möglichst vielseitig aus- und vorzubilden, wobei mein Hauptaugenmerk einerseits auf Mathematik und Naturwissenschaften, andererseits auf Sprachen gerichtet war.

Ich darf sagen, daß ich auf der Hochschule, wie ich es schon auf dem Gymnasium gethan, meine Zeit gehörig ausgenutzt. Zu besonderer Freude und zum großen Vortheil für meine Beschäftigung mit dem Griechischen gereichte mir der rege freundschaftliche Verkehr mit den damals in Berlin studirenden Griechen, aus deren Munde ich gelegentlich eine ziemlich ansehnliche Menge von Volks-Liedern und -Sagen hervorzulocken und aufzuzeichnen wußte. Ich fand Gelegenheit noch vor dem Abschluß meiner Studentenzeit wenigstens einen Theil davon in Uebersetzungen in einem Büchlein zu veröffentlichen, das ich in Gemeinschaft mit zwei auf der Hochschule gewonnenen Freunden Mor. Carrrière (jetzt in München) und dem trefflichen, leider zu früh dahingeschiedenen Heinr. Bernh. Oppenheim unter dem Titel: „Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zum Besten der unglücklichen Candioten. Grünberg und Leipzig, 1842. Verlag von W. Levysohn" herausgab. Kurz darauf, nachdem ich auch die Doctorwürde erworben, wurde mir in meiner Vaterstadt die Leitung derselben Schule übertragen, in der ich selbst, wie oben berichtet, meine erste Jugendbildung empfangen hatte.

In diesem Amte, dem ich mich mit Lust und Liebe, mit dem größten Eifer und mit der vollsten Hingebung widmete, habe ich dann nahe zehn der schönsten Jahre meines Lebens, bis zum Eingehen der trefflich gedeihenden Schule, zugebracht. In dieser ganzen Zeit bildete meine Schule und die Sorge für die mir anvertraute Jugend den Mittelpunkt meines

Denkens, Lebens, Webens, Wirkens und Schaffens. Die wenigen mir frei bleibenden Stunden wurden zum größten Theil durch schriftstellerische Thätigkeit ausgefüllt. So erschien 1844 mein „Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern und Kunstgedichten" in Mannheim bei Bassermann und ferner war ich als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften thätig, namentlich an dem Herrig'schen „Archiv für das Studium der neueren Sprachen", an den (Berliner) „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", wie an der damals von Fleckeisen und Klotz geleiteten „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik".

Für diese letzte Zeitschrift hatte ich auch eine eingehende Beurtheilung des Grimm'schen „deutschen Wörterbuches" bestimmt, von welchem eben die beiden ersten Lieferungen erschienen waren. Meine Arbeit wurde mir, nachdem sie ungebührlich lange Zeit zurückgehalten worden war, unter einem nichtigen und leicht durchsichtigen Vorwande zurückgeschickt und ich ließ sie nun als eigenes Heft in Hamburg bei Hoffmann u. Campe erscheinen, der schon früher die von Adolf Glaßbrenner und mir gemeinschaftlich verfaßten „Xenien der Gegenwart" verlegt hatte. Meine Beurtheilung erregte Aufsehen, sie wurde vielfach heftig angegriffen und geschmäht, aber, da ich nirgend einen Tadel ausgesprochen, ohne ihn sachlich auf gute, einleuchtende und schwer widerlegbare Gründe gestützt zu haben, so wurde meines Wissens nirgend auch nur der Versuch einer wirklichen Widerlegung gemacht und manche unabhängigen Blätter hatten den Muth, unverblendet, durch die — wie auch ich rückhaltlos ausgesprochen hatte — mit vollstem Recht gefeierten Namen, die Stichhaltigkeit meiner gegen das Grimm'sche Wörterbuch gemachten Ausstellungen anzuerkennen. Inzwischen waren zwei neue Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuches erschienen, die zu einer weiteren Beleuchtung und Beurtheilung anzuregen wohl geeignet waren, und so ließ ich denn auf die Aufforderung meines Verlegers dem ersten Hefte ein zweites folgen, das die gleiche Aufnahme fand.

Die beiden Hefte hatten auf mich unter Anderen auch das Augenmerk der J. J. Weber'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig gerichtet, die seit Jahren den Wunsch und die Absicht gehegt, ein deutsches Wörterbuch nicht für den ausschließlichen Kreis der Sprachgelehrten, sondern zum Gebrauch für alle gebildeten und bildungsbeflissenen Deutschen zu verlegen. Durch die Vermittelung des Verlagsbuchhändlers Otto Wigand in Leipzig ging mir die Anfrage zu, ob ich geneigt wäre, die Ausarbeitung eines derartigen Werkes zu übernehmen. Es war eben damals die Schule, an deren Spitze ich bis dahin als Leiter gestanden hatte, eingegangen, aber gleichzeitig war mir von Frankfurt a. M. aus die Leitung einer ähnlichen, nur viel größeren Anstalt angetragen worden, und so war ich denn vor eine für mein künftiges Leben ausschlaggebende und entscheidende Zwiewahl gestellt. Beide sich mir so eröffnenden Aussichten hatten für mich ihr sehr An- und Verlockendes. Leichter, bequemer und sicherer war für mich jedenfalls die

Frankfurter Stellung, in der ich auf der bereits von mir bis dahin mit gutem und anerkanntem Erfolge beschrittenen Bahn nur gleichmäßig fortzuschreiten hatte; außerdem bot sie nicht nur mir selbst für meine Lebenszeit ein sicheres Auskommen, sondern auch eine Versorgung für meine Hinterbliebenen. Andrerseits aber war, während ich mich eingehend mit der Beurtheilung des Grimm'schen Werkes beschäftigt hatte, vor meinen Geist in immer schärferen, bestimmteren und klareren Umrissen, das Bild eines deutschen Wörterbuches getreten, wie ich es nach Maßgabe meiner Kräfte zum Nutzen und Frommen meines Volkes ihm als eine hoffentlich willkommene Gabe darbringen zu können hoffen durfte, und dieses Bild stimmte im Großen und Ganzen mit dem Bilde überein, das sich unabhängig von mir die Weber'sche Verlagsbuchhandlung für das von ihr lange gewünschte und geplante Wörterbuch entworfen hatte, ein Werk, zu dessen Ausführung nach vielfachen, oft wiederholten und erneuerten Fehlversuchen sie endlich in mir den rechten Mann gefunden zu haben hoffte oder, wie sie sagte, überzeugt war, wie denn auch alle Einzelheiten, die ich in späteren Verhandlungen bei der näheren Auseinandersetzung und Entwickelung meines Planes ihr darlegte, schließlich ihre volle Zustimmung und Billigung fanden. Der Gedanke, ein für mein Volk nützliches Werk schaffen zu können, hatte es mir angethan und fiel bei meinem Hin- und Herwägen schwer in die Wagschale zu Gunsten des Wörterbuches, während für die Gegenschale sich die Erwägung geltend machte, daß ich nach den bisherigen Erfahrungen und Erfolgen ganz zweifellos mich der Frankfurter Stelle vollkommen gewachsen fühlen durfte, daß ich in derselben nur eine mir ihrer Art nach bereits bekannte und jedenfalls weit weniger schwere und drückende Last auf die Schulter nahm und daß sie, wie gesagt, mir und den Meinigen eine sichere Zukunft verbürgte. Ich habe lange hin- und hergeschwankt und in jener Zeit gründlich das horazische:

Versate diu, quid ferre recusent,
quid valeant humeri*)

erkennen und würdigen gelernt, und, als ich mich schließlich entscheiden mußte, entschied ich mich, zwar nicht leichten Herzens, aber doch getrosten Muthes für das Wörterbuch.

Bei einem derartigen Entschluß wirken in der Regel eine Menge verschiedenartiger, dem Menschen selbst nicht alle zum klaren Bewußtsein kommende Gründe zusammen und gewiß war es auch bei mir der Fall; schwerlich hätte ich sie damals alle namhaft machen können und kann es heute noch weniger. Doch glaube ich, daß zu den ausschlaggebenden Etwas gehörte, was manchen Andern grade eher zurückgeschreckt hätte.

---

*) Wäget wohl vorher, was eure Schultern
Vermögen oder nicht, eh' ihr die Last
Zu tragen übernehmt. Uebersetzung von Wieland.

Αὐτὸς γὰρ ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος, das Schwert selbst ziehet den Mann an, wie es bei Vater Homer heißt. Ich wußte von vorn herein sehr wohl und hatte es mir von vorn herein sehr klar gemacht, daß, sobald ich die Verpflichtung übernahm, das Wörterbuch nach dem von mir entworfenen und festgesetzten Plan innerhalb eines bestimmten absehbaren Zeitraums vollständig von A bis Z auszuarbeiten, ich mir damit eine Bürde auflud, die ungebeugt und ungebrochen bis ans Endziel zu tragen, nicht allzuviele Schultern kräftig und stark genug sein würden; aber ich hatte bei meinem bisherigen Wirken erprobt, daß ich meiner Kraft ein nicht gewöhnliches Maß von Arbeit zumuthen dürfte; ich wußte, daß ich in dem, was ich ernstlich wollte, nicht leicht ermatten, daß es mir an unverdrossenem Fleiß und zäher Ausdauer nicht fehlen würde, und so durfte nach redlicher Selbstprüfung ich hoffen, daß mit Gottes Hilfe bei voller Anspannung meiner ganzen Arbeitskraft ich das Werk, dessen Schwierigkeit mich eben reizte, in der festgesetzten Frist glücklich werde zu Ende führen können. Gott hat mir beigestanden und der Erfolg hat bewiesen, daß mein allerdings kühnes Vertrauen auf die eigene Kraft doch kein vermessenes gewesen.

Die freundlichen Leser, die bis hierher meinen Mittheilungen gefolgt, wissen nun, wie ich keineswegs von vorn herein aus eigenem, innerem Triebe, — sondern vielmehr allmählich durch die Bestimmung und die Einwirkung anderer Personen und der Verhältnisse zu einem deutschen Wörterbuchschreiber geworden. Macht doch in der Regel überhaupt nicht der Mensch die Verhältnisse, sondern die Verhältnisse machen ihn.

Ich weiß sehr wohl, daß ich in dieser meiner ersten Mittheilung mich etwas kürzer hätte fassen können; aber, wenn ich hier von der Freiheit der Plauderei Gebrauch — doch hoffentlich keinen Mißbrauch — gemacht, so leitete mich dabei nicht bloß der leicht begreifliche Wunsch, die sich hier ungesucht bietende und gern ergriffene Gelegenheit zu benutzen und meinem trefflichen Vater ein kleines Gedächtniß zu stiften, sondern ich hoffte auch zugleich, durch meine Erzählung manchen Eltern einen bei der Berufswahl ihrer Kinder beherzigenswerthen Wink und Rath zu geben.

Ich habe im Leben nur zu oft gesehen, daß liebevolle Eltern auf die Antwort, welche ein Kind auf die Frage: „Was willst du werden?“ giebt, zumal wenn es heranwachsend dieselbe mit einer gewissen Zähigkeit festhält und wiederholt, ein gar zu großes und unverhältnißmäßiges Gewicht legen, als spräche sich in einer solchen Antwort in der That immer eine bestimmte Neigung und eine besondere Begabung für den von dem Kinde genannten Beruf aus. Man sollte doch aber wohl erwägen, daß, wenn ein Knabe auf die Frage, was er werden wolle, den Beruf seines Vaters nennt, sich darin oft nur der kindische oder kindliche Nachahmungstrieb äußert, daß der Knabe, der erhitzt und aufgeregt durch das Lesen seines Robinson und wunderbarer, abenteuerlicher Seereisen, es als seinen höchsten Wunsch be-

zeichnet, ein Seemann zu werden, meist nicht die geringste Ahnung von diesem Berufe, seinen Beschwerden und Gefahren hat, — daß überhaupt Kinder über einen Beruf fast immer nur nach Aeußerlichkeiten urtheilen und urtheilen können, ohne die Licht- und Schattenseiten zu kennen und ohne zu einem wirklichen Urtheil über ihre Befähigung für den Beruf irgend berechtigt zu sein. Sorgfältige Eltern und Erzieher werden in der Regel besser und richtiger erkennen, wozu ein Kind wirklich befähigt und berufen ist, und wenn sie unter Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse es dazu hinleiten und vernünftig des Kindes Wahl lenken und bestimmen, so verfahren sie liebevoller und erweisen dem Kinde eine größere Wohlthat, als wenn sie den oft unverständigen Wunsch eines unreifen Knaben als ausschlag- und maßgebend ansehen und ihn, weil er es urtheilslos und unbedacht wünscht, einen Beruf ergreifen lassen, der nicht für ihn und für den er nicht paßt und den ergriffen zu haben, er im späteren Leben oft bitter bereut.

II.

„Du hast die Leser in deine Werkstatt eintreten heißen, um ihnen dort Mittheilungen aus derselben zu machen, aber, was wir bisher von dir gehört, war doch eigentlich nur ein Bericht, wie du überhaupt dazu gekommen, ein Wörterbuch zu schreiben. So führe uns doch endlich in deiner Werkstatt selbst umher, zeige und erkläre uns die Einrichtung derselben, dein Handwerkszeug u. s. w. Du hast zu deinem Werk offenbar mancherlei Stoff gebraucht? Wer hat ihn dir geliefert oder woher hast du ihn genommen? Welche Anordnung hast du getroffen, um aus der — wie man sich ohne Weiteres denken kann — verwirrenden, kaum zu bewältigenden und zu übersehenden Fülle des Stoffes den für die Verarbeitung im Augenblick gerade erforderlichen und nothwendigen immer gleich zur Hand zu haben? Und wenn du dann alle gerade nöthigen Stoffe zur Hand hattest, welches Verfahrens bedientest du dich, um aus den vielerlei verschiedenartigen, die doch wohl jedenfalls noch einer Vorbereitung und Vorbearbeitung bedurften, auf deinem — darf ich sagen — Webstuhle ein gleichmäßiges Gespinnst und Gewebe herzustellen, das sich im gehörigen Verhältniß dem Ganzen deines Wörterbuches richtig einfügte? u. s. w. Siehst du, Herr Wörterbuchschreiber, das sind Fragen, auf die wir von dir gehörige Antwort und Auskunft haben möchten."

Wenn so oder in ähnlicher Weise ein minder geduldiger Leser das Wort nimmt, so muß ich ihm freilich vollkommen Recht geben; aber er wird mir wohl auch zugestehen, daß sich nicht alle seine Fragen gleichzeitig und auf einmal beantworten lassen und ich hoffe, er und alle meine Leser räumen mir bereitwillig das Recht ein, bei meinen weiteren Plaudereien gelegentlich und ohne daß ich mich an eine allzustrenge Ordnung und Reihenfolge binde, eine Frage nach der anderen, bald mehr, bald minder

eingehend zu beantworten, etwa wie es der Werkführer thut, wenn er werthe Gäste in der Werkstatt umherführt und an irgend einen Gegenstand, der sich ihnen gerade zum Anblick darbietet, Mittheilungen anknüpft, von denen er annimmt, daß sie den Antheil der den Werkraum Durchmusternden erregen könnten.

Treten wir also nun in die Arbeitsstätte selbst ein und sprechen wir zunächst von den ersten und nothwendigsten Hilfsmitteln des Wörterbuchschreibers.

Sie denken Sich ohne Weiteres und begreifen sofort, daß er sich, wenn es sich nicht etwa um eine Sprache handelt, in der es überhaupt noch kein Wörterbuch giebt, zunächst alle seine selbständigen Vorgänger möglichst vollständig zu verschaffen suchen wird, da es sich eigentlich doch nur darum handeln kann, den bereits von diesen zusammengebrachten und in bestimmter Ordnung eingereiheten Stoff zu ergänzen, zu vervollständigen, zu erweitern, zu berichtigen u. s. w., indem man Fehlendes hinzufügt, namentlich übersehene oder neu hinzugekommene Wörter, Wortverbindungen, Redensarten und eigenartige Anwendungen, wie auch den früheren Sammlern entgangene oder erst nach ihrer Zeit ausgebildete eigenthümliche und besondere Bedeutungen von Wörtern ein- und nachträgt, irrige und falsche oder doch aus einseitigen, beschränkten und unzureichenden Beobachtungen abgezogene Bemerkungen, Regeln und Vorschriften über den Sprachgebrauch verbessert und umgestaltet u. ä. m.

Nehmen nun schon die Wörterbücher meiner selbständigen Vorgänger in meiner Werkstatt einen immerhin ansehnlichen Raum ein, so verschwinden sie doch gegen die übrigen Bücher und Schriften, aus welchen ich den im heutigen Gebrauch lebenden Wortschatz unserer unerschöpflich reichen Muttersprache möglichst vollständig zu gewinnen und mit den nöthigen Belegen in mein Wörterbuch einzutragen beflissen war.

„Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart", hatte ich auf den Titel meines Werkes gesetzt und so handelte es sich also um das Schriftthum von reichlich viertehalb Jahrhunderten. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob ich — oder als ob überhaupt irgend Jemand — alles das in diesem weiten Zeitraume in deutscher Sprache Erschienene oder auch nur das von dem Erschienenen in irgend einem Abdruck Erhaltene — in stetigem Rückblick auf das daraus für das Wörterbuch zu Gewinnende von A bis Z hätte durchlesen, ausziehen und ausnützen können. Es bleibt immerhin noch eine Riesenaufgabe, wenn man aus diesem ungeheueren Wust auch nur die hervorragenderen Schriften auswählt, die durch ihre Bedeutsamkeit und ihren inneren Werth es verdienen, als gültige Zeugen und Gewährsmänner für das Vorkommen von Ausdrücken, Redewendungen und Redensarten, Wortfügungen und Wortbedeutungen aufgerufen zu werden oder die selbst nachweisbar auf die Aus- und Fortbildung der Sprache einen namhaften und beachtens-

werthen Einfluß geübt. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß nicht auch an den unbeachtet gebliebenen Schriften sich manches für das Wörterbuch Beachtenswerthe und wohl zu Verwerthende findet, aber welcher Bergmann würde daran gehen, Schutthalden auszuklauben, so lange sich ihm noch reiche und ergiebige edle Erzadern zur Ausbeutung darbieten? Dazu kommt noch, daß demjenigen, welcher die Fülle der mit gutem Bedacht ausgewählten Schriften sorgsam und getreulich zur möglichst vollständigen und erschöpfenden Ausnutzung für das Wörterbuch durchmustert, fast ganz von selbst der Zufall auch eine nicht geringe Anzahl anderer, ursprünglich nicht mitgewählter Schriften in die Hände spielt, in denen er mit geschärftem Blick oft sehr wohl verwerthbare und werthvolle Belege entdeckt, die er, sich seines guten Finderglückes freuend, in die für das Wörterbuch angelegten Vorrathsbehälter einträgt. Auch hatte ich mich des Glückes zu erfreuen, daß, sowohl bei meinem Wörterbuche der deutschen Sprache, wie späterhin bei meinem Ergänzungswörterbuche persönlich mir ganz Fernstehende mir unaufgefordert und aus eigenem Antriebe reiche Beisteuern von höchst erwünschten Belegstellen zusandten, die zur wesentlichen Bereicherung meiner eigenen Sammlung dienten. Besonders hervorheben muß ich es, daß ich bei den von mir ausgewählten Schriften mich durchaus nicht bloß auf die wissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen beschränkt, sondern ganz besonders und geflissentlich auch die fachwissenschaftlichen mit in den Kreis hineingezogen, wie ich es denn in noch weiterem Umfange als eine meiner Hauptaufgaben ansah, in meinem Wörterbuche nicht nur die Büchersprache, sondern zugleich auch die Sprache des gewöhnlichen Lebens, des Handels und Wandels, des allgemeinen Verkehrs, der Handwerke, Künste, Fabriken und der verschiedenen Berufsarten mit aufzunehmen, zu würdern und zu erklären, wofür, wo die Bücher nicht ausreichten, aus mündlicher Unterhaltung mir Belehrung und Auskunft zu verschaffen ich mir angelegen sein ließ.

Welche Masse von Büchern mir den Stoff geliefert, mag man annähernd erkennen, wenn man sich die Mühe nehmen will, das am Schluß meines „Wörterbuches der deutschen Sprache" (in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes, S. 1816 ff.) enthaltene und hier 30 Spalten, jede zu etwa 80 Zeilen, füllende „Quellenverzeichniß" etwas genauer ansehen will. Absichtlich sind darin, wie dort besonders hervorgehoben ist, Werke, aus denen nur vereinzelte Belegstellen entnommen sind, nicht besonders — und eben so wenig die in den Sammelwerken enthaltenen Schriftsteller einzeln aufgeführt. Man erwäge dabei, was in einem derartigen Quellenverzeichniß oft eine oder zwei Zeilen für eine Fülle des durchzuarbeitenden Stoffes in sich schließt, was es beispielshalber besagen will, wenn es hier heißt:

„Goethe, J. W., 1749—1832. Sämmtliche Werke in 40 Bdn. 2c. — oder: „Luther, Mart., 1483—1546. Die Bibel nach der letzten von Luther selbst revidirten Ausg., gedruckt zu Wittenberg durch Hans

Lufft. 1545. — Bücher und Schriften nach der Jenaer Folio-Ausgabe, angeführt nach Band und Blattzahl" u. A. m.

Die für das „Ergänzungs-Wörterbuch" hinzugekommenen Schriften würden außerdem für sich noch einen ziemlich bedeutenden Umfang in Anspruch nehmen.

Diese große Menge von Schriften aus mehr als viertehalb Jahrhunderten war natürlich niemals gleichzeitig auf einem Haufen in meiner Werkstatt oder, wie man sonst mein mäßig großes Arbeitszimmer nennen will. Sie hätten darin, so sehr es auch zu Zeiten mit Büchern angefüllt und überfüllt war, nimmermehr zugleich Raum gefunden. Vielmehr behielt ich in meinem eigentlichen Arbeitsraume größtentheils nur die Bücher, die ich eben unausgesetzt und fortwährend gleich zur Hand haben wollte und mußte; die übrigen Bände wanderten, sobald die daraus für das Wörterbuch zu benutzenden Belegstellen möglichst vollständig entnommen waren, hinaus, um anderen ebenso für das Wörterbuch auszuziehenden Platz zu machen.

Diejenigen, die bis hierher meiner Plauderei zu folgen die Freundlichkeit und Geduld gehabt, werden daraus, denke ich, eine genügende Uebersicht gewonnen haben über die Menge von Schriften, aus denen ich den im Wörterbuch weiter zu verarbeitenden Stoff gezogen. Ich möchte hier nun die Mittheilung anreihen, auf welche Weise dieser Stoff aus den Schriften ausgezogen worden und wie dann die auf solche Weise aus den verschiedenen Werken zusammengebrachte Fülle der später als Beispiele und Belege zu benutzenden Stellen, wenn auch nicht endgültig, so doch wenigstens vorläufig in einer einigermaßen übersichtlichen und die Möglichkeit einer weiteren Ordnung gewährenden Anordnung zusammengestellt und eingefacht worden sind.

Ich glaube, ich komme am schnellsten und kürzesten zum Ziel und mache mich auch den meiner Plauderei Folgenden am deutlichsten, wenn ich sie einlade, gemeinsam mit mir etwa das erste kleine Gedicht unter Goethe's Liedern in möglichster Vollständigkeit für das Wörterbuch auszuziehen. Ich darf, wie bisher, auch hier wohl von der Freiheit der Plauderei Gebrauch machen, gelegentlich einzelne mir wünschenswerth und nothwendig erscheinende Abschweifungen einzuflechten.

Das kleine zwölfzeilige Gedicht, das in der von mir zu Grunde gelegten vierzigbändigen Ausgabe sich im ersten Bande, Seite 10 findet, hat den Titel: „Vorklage" und lautet:

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus!
Nun soll ich gar von Haus zu Haus
Die losen Blätter alle sammeln.

Was eine lange, weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch;
Die Welt ist voller Widerspruch
Und sollte sich's nicht widersprechen?

Sehen wir uns nun das Gedicht in Bezug auf die daraus für das Wörterbuch zu gewinnende Ausbeute recht sorgfältig an, so drängt sich uns gleich bei der Ueberschrift die Frage auf, warum hat der Dichter diese Ueberschrift gewählt? und in welchem Sinne ist das Wort „Vorklage" hier zu fassen? Lassen wir zunächst die Antwort auf sich beruhen und schreiben wir auf einen ersten Zettel:

Vorklage. G.1, 10 (d. h. so viel wie: Goethe, Band 1, Seite 10).

Davon, daß das mittlere Versgebinde in seiner Reimstellung mit den beiden anderen nicht übereinstimmt, sehen wir hier natürlich ab, als ohne Belang für das Wörterbuch, und machen uns zunächst den Gedankengang des Dichters klar.

Er ist zu dem Entschluß gekommen, seine bisher zerstreuten Lieder zu sammeln; aber nun kommt ihm ein Bedenken: er fühlt, seine bei den verschiedensten Gelegenheiten entstandenen Lieder waren der ungesucht hervorbrechende Ausdruck seiner jedesmaligen augenblicklichen Stimmung, er hat darin nicht seine Gedanken in wohlgeordneter Fassung ausgesprochen, sondern, von seinen Gefühlen leidenschaftlich erregt und überwältigt, sie, seiner kaum selbst vollbewußt, gleichsam stammelnd hervorgestoßen; und darum nahm sich schon das einzelne Lied, wie es schriftlich aufgezeichnet worden, seltsam und befremdlich genug aus. Das Befremden muß sich aber noch in hohem Grade steigern, wenn die bei den verschiedensten, zeitlich weit aus einander liegenden Gelegenheiten und unter den widersprechendsten und wechselndsten Stimmungen entstandenen Lieder, zu einem Buche vereinigt, unvermittelt neben einander, — als ständen sie, eine hinter einander fortlaufende Reihe bildend, in unmittelbarem Zusammenhange, — wenn sie, sag' ich, so mit all ihren Widersprüchen dem Leser vor die Augen kommen; aber der Dichter weiß sich über die ihm aufsteigenden Zweifel hinwegzuhelfen und ermannt sich zu dem Entschlusse, ohne langes Bedenken sein kleines Buch fertig zu stellen. Sei doch, sagt er, die ganze Welt in sich voller Widersprüche: warum solle denn nicht auch sein Büchlein sich widersprechen dürfen?

Damit ist auch der Titel des von dem Dichter seinem Liederbuch voraufgeschickten Gedichtes erklärt, in welchem er das, was die Leser seinem Buche vorwerfen können, es selbst beklagend, bereitwillig zugesteht, aber nach Möglichkeit zu entschuldigen sucht, so der Anklage und Beschuldigung seitens der Leser zuvorkommend und vorbauend.

Gehen wir nun aber ins Einzelne und fragen uns, für welche im Wörterbuch zu behandelnden Ausdrücke zunächst die beiden ersten Zeilen des Gedichtes passende und verwerthbare Beispiele oder Belege liefern können. Zuerst finden wir: „ausnehmen", als rückbezügliches Zeitwort, in der Wendung: „Etwas nimmt sich so und so aus." Wir setzen also auf einen auszufüllenden Zettel als Stichwort oben:

Ausnehmen refl. [d. h. verbum reflexivum oder rückbezügliches Zeitwort]

und darunter die Belegstelle:

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln | geschrieben sich so seltsam aus! G. 1, 10.

Dieselbe Belegstelle setzen wir auf einen folgenden Zettel, nur daß wir diesmal nicht ausnehmen durch Unterstreichen hervorheben, sondern „leidenschaftlich", das wir auch als doppelt unterstrichenes Stichwort zur Ueberschrift wählen, mit hinzugefügtem a. [d. h. Adjectiv und Adverb oder: Eigenschafts- und Umstandswort].

Auf dem folgenden Zettel gestaltet sich die Ueberschrift etwa so: **Schreiben** tr. [d. h. verbum transitivum oder zielendes Zeitwort], im Gegensatz zu sprechen ꝛc. und auf einem weiteren Zettel fügen wir zu dem Stichwort ꝛc. **seltsam** außer der Bezeichnung a. (s. o.) etwa noch einige erklärende oder sinnverwandte Ausdrücke, wie: „befremdend, befremdlich, sonderbar, eigenartig, eigenthümlich".

Da ich planmäßig in meinem Wörterbuch die Formwörter nur kurz berührt habe, ihre ausführliche Erörterung einem eigenen Buche vorbehaltend, so bin ich auch hier über das an der Spitze des Gedichtes stehende ausrufende Fürwort „wie" hinweggegangen, obgleich für das Wörterbuch der Formwörter unter diesem Stichwort die beiden ersten Verse wohl als Beleg verzeichnet zu werden verdient hätten, insofern der Ausruf eine verschiedene Abschattung des Sinnes zeigt, je nachdem das sich anschließende Adverb unmittelbar auf das „wie" folgt oder — wie in dem Gedichte — davon getrennt ist, vgl: „Wie (so) seltsam nimmt sich das Stammeln aus!" und: Wie nimmt es sich (so) seltsam aus.

Doch für uns hier kommt es ja überhaupt nicht darauf an, ob wir aus einem Gedichte für das Wörterbuch einen Zettel mehr oder weniger gewinnen, sondern vielmehr nur beispielsweise zu zeigen, wie sich die auszuziehenden Zettel gestalten. So übergehe ich denn auch unter den aus dem dritten und vierten Verse für das Wörterbuch zu gewinnenden Zetteln diejenigen, an deren Spitze als Stichwörter „nun" und „gar" zu setzen wären, und begnüge mich, hier folgende Stichwörter herzusetzen: **Haus**, n.: von Haus zu Haus = von einem Haus zum andern [gehend] ꝛc. — **lose** a. **Blatt** n. zum Schreiben, zu Aufzeichnungen dienendes — oder: damit versehenes, beschriebenes; — **sammeln** tr.

Die aus dem zweiten Versgebinde zu gewinnenden Belegstellen stehen

bezüglich unter den Stichwörtern: **lang** a.; **weit** a; **Strecke** f; **Leben** n.; **stehen** intr.[ansit.], von (oder aus) einander stehen, entfernt sein 2c. — **kommen** intr.: Einem in die Hand (vergl: in Jemandes Hand) kommen; **Decke** f.: eines Buches, = Umschlag, Einband, Deckel; **gut** a.: der gute Leser, vergl. gütig, geneigt, wohlwollend. — **Leser** m; **Hand** f.: Einem in die Hand kommen (s. d.).

Schließlich finden sich die aus den letzten 4 Zeilen zu ziehenden Zettel unter den Stichwörtern: **schämen,** refl., mit dem Genit. — **Gebrechen** n. vergl. Fehler, Mangel, Unvollkommenheit 2c. — **vollenden** tr.; **schnell** a. = ohne langes Bedenken 2c. vgl. **schnell** entschlossen 2c; — **Buch** n. **Welt** f; **voll** a. (voller, im Positiv); **Widerspruch** m.; **widersprechen** intr.

In dem Goethe'schen Gedicht wird das geschriebene Lied dem sich der Brust unwillkürlich, wenn auch in gestammelten Lauten entringenden entgegengestellt. Das erinnert mich an ein Rückert'sches Sinngedicht, aus welchem wir noch einige weitere Belegstellen für das Wörterbuch ausheben und auf Zetteln verzeichnen wollen. Das Gedicht findet sich als Rückert's Beisteuer in dem 1840 von Dr. Heinrich Meyer herausgegebenen Guttenbergs-Album S. 106 und lautet:

Vier Jahrhunderte sind geschwunden,
Seit du die schwarze Kunst erfunden;
Was hat sie der Welt für Gewinn gebracht?
Den Bücherhaufen größer gemacht. 4
Dir mögen die Wissenschaften danken
Für die Erweiterung der Geistesschranken,
Die Weltverbreitung der Gedanken.
Die Poesie steht gedankenvoll 8
Und weiß nicht, was sie sagen soll.
Als sie, statt gesungen, ward gesprochen,
War ihr der eine Fittig gebrochen;
Als sie, statt gesprochen, ward geschrieben, 12
Ist im andern Fittig kein Kiel geblieben.
Nun, statt geschrieben, sie wird gedruckt.
Hat sie des Todes Krampf durchzuckt
Nur die Kritik 16
Und die Politik,
Die beiden Tode der Poesie,
Ohne Druckerschwärze, was wären sie?
Drum mögen dir diese beiden huldigen, 20
Die Poesie läßt sich entschuldigen.

Man sieht sofort, daß ich zunächst die Verse 10 bis 14 im Auge hatte, und diese liefern uns auch für unsere Sammlung Zettel, je mit den an die Spitze zu stellenden transitiven Verben: **singen**; **sprechen**; **schreiben**; **drucken** als Stichwörtern. Andere daraus für das Wörterbuch zu verwerthende Zettel führen als Ueberschrift die Stichwörter: **Fittig** m.; **Kiel** m. **bleiben** intr.; **Krampf** m. **(Todeskrampf)**; **durchzucken** tr. — Zettel, die sich aus andern Versen des Gedichtes für das Wörterbuch

gewinnen lassen, fallen z. B. unter die Stichwörter. **Jahrhundert** n. und **schwinden,** intr. (v. 1). — **schwarz** a. und **Kunst** f. (v. 2). — **Gewinn** m. und **bringen** tr. (v. 3) — **Bücherhausen** m.; **groß** a (größer machen, vgl. vergrößern) (v. 4); — **Wissenschaft** f., im Gegensatz zur Poesie, vgl: schöne Wissenschaften, und **danken** intr. (v. 5). — **Erweiterung** f. und **Geistesschranke** f. (v. 6). — **Weltverbreitung** f. und **Gedanke** m. (v. 7) — **gedankenvoll** a. (v. 8). Ferner z. B. **Tod** m., Mehrzahl: die Tode (v. 18) — **Druckerschwärze** f., (v. 19). — **huldigen** intr. (v. 20). — **entschuldigen** tr., refl.: sich entschuldigen = sein Nicht-Erscheinen, sein Ausbleiben entschuldigen.

Aus dem Gesagten wird, denke ich, vollständig klar geworden sein, auf welche Weise die Zettel für das Wörterbuch aus den Schriften ausgezogen und hergestellt werden — natürlich nicht, um sammt und sonders vollständig an ihrer Stelle ins Wörterbuch aufgenommen zu werden, sondern vielmehr, um die nothwendige oder doch wünschenswerthe Fülle des Stoffes zu bieten, aus welcher dann jedes Mal nur die bedeutsamsten, beweiskräftigsten und schlagendsten Belege auszuheben und auszuwählen sind. Die anderen Zettel sind darum doch nicht nutzlos, sie liefern die Beispiele für die keiner besondern Belege bedürfenden und doch so nothwendigen, möglichst vollständig aufzuführenden allgemein üblichen Bedeutungen, Anwendungen, Verbindungen und Fügungen der einzelnen Wörter, und eine reiche Fülle, selbst Ueberfülle von Zetteln erweist sich als vortheilhaft, weil in einer derartigen Zettelwirthschaft auch bei der aufmerksamsten Sorgfalt und größten Achtsamkeit man kaum je ganz wird vermeiden können, daß sich Manches — verzettele, sei es, daß einzelne Zettel ganz verloren gehen oder doch wenigstens verkramt werden, in ein falsches Fach hineingerathen oder Aehnliches mehr, so daß, wenn nicht mehrere Zettel für Ein und Dasselbe vorhanden sind, die Gefahr nahe liegt, etwas Beachtens- und Erwähnenswerthes an der richtigen Stelle zu übersehen und auszulassen. Daß sich in der Herstellung der Zettel manche Abkürzungen und Vereinfachungen bei der Ausführung fast von selbst ergeben, mag hier wenigstens im Vorübergehen erwähnt werden.

Aber wie werden nun diese Zettel jeder an der gehörigen Stelle untergebracht, so daß man bei der Ausarbeitung eines bestimmten Wortes die dafür gesammelten und zu verwerthenden Aufzeichnungen alle übersichtlich zur Hand hat?

Die erste vorläufige Sonderung und Ordnung der Zettel geschieht nach dem Anfangsbuchstaben der Stichwörter. Man braucht ein besonderes Behältniß für **A** als Anfangsbuchstaben, ein anderes für **B** u. s. w. Der Umfang dieser Behältnisse ist verschieden, ähnlich wie der für die Fächer in einem Setzkasten, und richtet sich danach, wie häufig ein bestimmter Buchstabe im Anfange deutscher Wörter etwa auftritt. Man sieht von vorn herein, daß man für **C** und **D** als Anfangsbuchstaben mit einem ge-

ringen Raum ausreicht, daß dagegen **S** einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum in Anspruch nimmt, so daß man sich veranlaßt findet, wenn nicht von vorn herein, doch jedenfalls sehr bald Unterabtheilungen zu machen und statt eines einzigen Behälters für **S** mehrere zu wählen, etwa einen eigenen für Sa, einen anderen für Sch, Se, Si, Sk, So, Sp, St, Su u. ä. m.

Hätte ich mich nun dafür entschieden, wie es die Grimm und die meisten Verfasser deutscher Wörterbücher gethan, die aufzunehmenden Wörter — gleichviel, ob es Grundwörter oder Zusammensetzungen sind — unterschiedslos und gleichmäßig hinter einander rein nach ihrer Reihenfolge im Abece aufzuführen, so würde z. B. der erste der hier von uns gewonnenen Zettel, mit dem Stichworte: **Vorklage** in das Behältniß für **V** gelegt worden sein, der zweite mit dem Stichworte: **ausnehmen** in das für **A** u. s. w. Ich aber bin nach allseitiger Prüfung und Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß nach der Eigenart unserer Sprache eine innere Vollständigkeit des Wörterbuches nur erreichbar ist, wenn hier die Zusammensetzungen unter den Grundwörtern behandelt werden, allerdings aber — so weit sie eine besondere Besprechung erheischen — der schnellen Uebersichtlichkeit halber streng nach der Reihenfolge des Abece. Darauf werde ich an anderer Stelle noch ausführlich und eingehend zurückkommen. Jedenfalls aber folgt daraus, daß nach der Anordnung, die ich für das Wörterbuch als die zweckmäßigste erkannt und gewählt, Vorklage unter Klage, ausnehmen unter nehmen zu behandeln ist, und demgemäß für die beiden Zettel bezüglich nicht in die Behälter für **V** und **A**, sondern in die für **K** und **N** zu legen sind. Aehnliches gilt für alle Zusammensetzungen überhaupt, auch da, wo das Grundwort allein an und für sich wenig oder nicht üblich ist. Sehen wir uns z. B. die Zusammensetzungen in unserer bisherigen kleinen Zettelsammlung an. Wir werden hier aus dem Goethe'schen Gedicht Gebrechen als zusammengesetzt aus brechen (mit der Vorsilbe ge-) in das Behältniß für **B** legen, Widerspruch nach dem Grundwort Spruch in das Fach für **Sp** und ebenso widersprechen nach dem Grundwort sprechen; ferner aus dem Rückert'schen Gedicht: Jahrhundert n. nach dem Grundwort: das Hundert in den Behälter für **H**; Gewinn m. nach dem allerdings für sich allein nur selten noch vorkommenden Grundwort: der Winn dem **W** zutheilen; Bücherhaufen (Grundwort: Haufen) dem **H**, Erweiterung nebst erweitern (Grundwort: weitern) dem **W**, Geistesschranke (Grundwort: Schranke) dem **Sch**. Ferner ist für Weltverbreitung das Grundwort: Verbreitung, das nach der Einrichtung meines Wörterbuches unter verbreiten zu besprechen ist, wie dieses selbst wieder unter dem Grundworte breiten. Demgemäß legen wir den Zettel mit dem Belege für Weltverbreitung in das für **B** bestimmte Behältniß u. s. w.

Wie nun die weitere Sonderung und Vertheilung der Zettel vor sich geht, begreift sich ohne Weiteres. Nimmt man z. B. das geräumige Behältniß vor, welches alle für die Ausarbeitung des Buchstaben **A** im Wörterbuch bestimmten Zettel in sich schließt, so richtet man bei den Stichwörtern das Augenmerk auf die dem **A** unmittelbar folgenden Buchstaben. Man hat eine genügende Anzahl kleinerer Behälter, die den Anfängen: A, Aa, Ab, Ach, Ack, Ad, Ae, Af, Ag, Ah, Ai, Ak, Al u. s. w. entsprechen. In diese ordnet man ohne Schwierigkeit sämmtliche Zettel für **A** ein. Die weitere Sonderung erfolgt in ganz gleicher Weise, nur daß man jetzt das Augenmerk bezüglich auf den dritten 2c. der Anfangsbuchstaben im Stichworte richtet, und so gewinnt man z. B. aus dem Behälter für Aa die weiter geordneten Zettel für Aa, Aach, Aak, Aal, aalen, aalicht, Aam, Aap, Aar, Aas, aasen, Aaser, aashaft, aasig u. s. w.

Kommen wir nun zu den mit Ab beginnenden Zetteln, so tritt hier besonders scharf der Unterschied in der Anordnungsweise der Zusammensetzungen bei mir und bei Andern hervor.

Da, wo die Zusammensetzungen mit den Grundwörtern unterschiedslos, als wären sie gleich berechtigt, in ganz gleicher Reihe nach der Folge des Abece aufmarschiren, folgen unmittelbar auf Ab (als Adverb), die mit dieser Vorsilbe gebildeten Zusammensetzungen, die bei mir den bezüglichen Grundwörtern zugeordnet sind. So folgen dort auch auf das Hauptwort Abend die Zusammensetzungen, in welchen dieses Wort als Bestimmungswort die erste Hälfte bildet. In dem Grimm'schen Wörterbuch z. B. sind derartiger Zusammensetzungen etwa 100 aufgeführt. Welche Willkürlichkeit und Lückenhaftigkeit aber hierbei herrscht, zeigt sich unwiderleglich, wenn man sieht, daß ich in meiner kritischen Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuchs (Heft I, S. 24ff. und Heft II S. 229ff.) und in meinem Programm eines neuen deutschen Wörterbuches S. 17 eine größere Zahl eben so zur Aufnahme berechtigter, aber bei Grimm fehlender derartiger Zusammensetzungen habe nachtragen können. In meiner Zettelsammlung haben diese mehr als 200 mit „Abend" beginnenden Zusammensetzungen ihre Stelle nicht unter „Abend" gefunden, sondern, wie gesagt, jedes Mal unter dem betreffenden Grundworte. Sehen wir uns im Grimm'schen Wörterbuch wenigstens die ersten vier der unmittelbar hinter „Abend", eben so wie dieses als eigene selbständige Artikel aufgeführten Wörter an. Da treffen wir zuerst:

ABENDANDACHT, f. seine abendandacht halten. Das ist Alles, was der Nachschlagende hier findet, und, wenn er über die Bedeutung des Wortes Weiteres erfahren will, bleibt ihm nichts übrig, als das Wort Andacht nachzuschlagen. Hier findet er denn auch in der That unter Anderem:

„Zumal wird unter Andacht das Gebet verstanden, seine Andacht verrichten, solche Gebete heißen Morgen- und Abendandachten".

Ist es da nicht viel einfacher, gleich eine Anordnung zu treffen, nach welcher der Nachschlagende von vorn herein weiß, daß er die Auskunft über Abendandacht unter dem Grundwort Andacht zu suchen hat, welches, als selbst zusammengesetzt, er in D unter dem „außer in Zusammensetzungen ungewöhnlichen" weiblichen Hauptwort Dacht findet, wie das in meinem Wörterbuch der Fall ist. Auf diese Weise gewinnt man nicht nur an Raum und erspart gleichzeitig dem Suchenden die Mühe eines vergeblichen und unnützen Nachschlagens, sondern es fällt auch auf das gesuchte Wort durch die Stelle, an der es beispielsweise neben anderen ähnlichen und in unerschöpflicher Anzahl nach Aehnlichkeit zu bildenden Zusammensetzungen steht, sofort die richtige und gehörige Beleuchtung, s. mein Wörterbuch, wo unter Andacht in der engern Bedeutung: Gebet, anbetende Verehrung, Religionsübung u. s. w. beispielsweise meiner Zettelsammlung auch folgende Belege entnommen sind: Den . . . Kopf eines Jupiters . . . Meine Morgen-A. an ihn richten. Goethe 23, 181 . . . Gebetformel zu Morgen- und Abend-A—en. Klencke Parnass zu Braunschweig 1, 15 ꝛc. Nach dieser Anordnung begreift man an dieser Stelle sofort, ohne daß es besonders einer Einzel-Ausführung und -Aufzählung bedürfte, daß sich zahlreiche ähnliche Zusammensetzungen bilden lassen, z. B. Mittags-, Vesper-, Sonntags-, Montags-, Werktags-, Fest-, Oster-, Weihnachts-Andacht u. s. w. und welches ihre Bedeutung ist. Wenn aber diese und ähnliche Zusammensetzungen nach ihren Anfangsbuchstaben in alphabetischer Reihe auseinandergerissen und zerstreut sämmtlich eben so wie Abendandacht — im Wörterbuch aufgeführt werden sollen — wie will man da auf eine auch nur einigermaßen erschöpfende Vollständigkeit rechnen? (so fehlen z. B. in den bis jetzt erschienenen Bänden des Grimm'schen Wörterbuches: Dinstags-, Fest-, Freitags-, Karfreitags-Andacht) und, wenn willkürlich nur die von den Sammlern zufällig aufgezeichneten Zusammensetzungen dieser Art dem Wörterbuch einverleibt werden, ist diese die Auskunftsuchenden in andern Fällen zum vergeblichen Nachschlagen verlockende Weise nicht die unnützeste Raumverschwendung?

Auf Abendandacht folgt im Grimm'schen Wörterbuch:

„ABENDBESUCH, m. nnl. [= neuniederländisch] avondbezoek, den man abends macht oder empfängt."

Bei mir steht dies Wort nicht als eigener, besonderer Artikel, sondern unter Besuch (s. Such) in der Bedeutung Visite ꝛc. (mit einem Belege aus Goethe), als Beispiel der Zusammensetzungen, von denen ich hier mit Rücksicht auf den Raum nur die mit dem Buchstaben A beginnenden hersetzen will: Abschieds-, Anstands-, Antritts-Besuch. Diese gewiß eben so zur Aufnahme berechtigten Zusammensetzungen fehlen im Grimm'schen Wörterbuch. Es wird vergönnt sein, aus dem Vorwort zu meinem Ergänzungswörterbuch hier einen Satz zu wiederholen. „Ich habe," heißt

es dort, „in Betreff der Zusammensetzungen, die aus dem Wesen unserer Sprache selbst geschöpfte und durch den Erfolg meines großen Wörterbuches bewährte Anordnungsweise fest haltend, von vorn herein auf eine rein äußerliche und dabei doch nie ganz zu erreichende Vollständigkeit verzichten können, mich auf eine sorgfältige Auswahl wirklich bezeichnender und maßgebender Zusammensetzungen beschränkend, nach deren Aehnlichkeit man jedesmal leicht unzählige andere wird bilden und verstehen können. In einer die Grundwörter und die Zusammensetzungen durch einander wirrenden und sie, als wären sie gleich berechtigt, nach ihrer Reihenfolge im Abece hinter einander aufführenden Anordnung hätte die innere Vollständigkeit in den Zusammensetzungen selbst nicht auf dem Drei- und Vierfachen des Umfanges erreicht werden können." Hinzufügen möchte ich nur noch, daß, wenn man einmal bei der Entwerfung des Planes und Grundrisses zu einem Bau für die lichtvolle Anordnung Sorge zu tragen versäumt hat, es ein vergebliches Bemühen ist, hintennach das Licht — und sei es in Scheffelsäcken — von außen hineintragen zu wollen.

In Bezug auf das nun im Grimm'schen Wörterbuch folgende „Abendbetglocke" könnte ich nur das Gesagte mit anderen Beispielen wiederholen und ebenso bei dem darauf folgenden:

ABENDBLATT, n. abends ausgegebne zeitung, schw. [= schwedisch] aftonbladet [lies: aftonblad], dem ich zunächst einfach aus der ausführlichen Behandlung des Wortes Blatt in meinem Wörterbuch folgende Stelle gegenüberstellen möchte:

Blätter, öffentliche Blätter: Zeitungen, Zeitschriften: Die Nachricht hat in allen Blättern gestanden; Er redigirt ein kritisches Blatt; Blätter für litterarische Unterhaltung. Wer hätte auf deutsche Blätter Acht, Morgens, Abends und Mitternacht. G[oethe] 3, 129, und viele Zusammens., welche Zeit des Erscheinens, Inhalt, Leserkreis, Zweck, Preis- angeben, z. B.: Die Morgen-, die Abend-, die Nachmittags- und Mitternachtsblätter. Immermann M. 1, 140; Tagesblätter (Börne 2, 108); Wochenblättlein (Hebel 3, 204); Sonntags-B.; Zeit: (Immermann 12, 141), Zeitungsblatt (Freiligrath 1, 109), Amts-, Bezirks-, Kreis-, Provinzial-, Volks-, Schul-, Ergänzungs-, Unterhaltungs-, Conversations-, Mode-, Haupt-, Bei- (Auerbach Leb. 1, 105), Partei-, Pfennig-, Riesen-B. (Kohl Engl. 2, 13, von sehr großem Format) u. ä. m.

Da aber, möchte man weiter fragen, Abendblatt im Grimm'schen Wörterbuch unter einem eigenen Stichwort behandelt ist, warum fehlt denn z. B. Abendzeitung und das doch wohl eine besondere Besprechung herausfordernde: Abendpost, vergl. in meinem Wörterbuch unter dem Grundworte Post, das Folgende: „. . . auch als Titel von Zeitschriften, z. B. Ostdeutsche P., redigirt von Kuranda 2c. (s. Schnell-, Morgen-P.) . . . Zusammens. (vergl. entsprechend die von ‚Zug' in Beziehung auf Eisenbahnen), z. B. nach der Zeit respective des Abgangs- oder der An-

kunft: Die Zehnuhr-, Früh-, Morgen-, Abend-, Mittags-P. Die Montags-P., z. B. auch als Titel von Zeitungen ꝛc."

An diesen Bemerkungen zu den ersten vier mit Abend als Bestimmungswort gebildeten Zusammensetzungen des Grimm'schen Wörterbuches kann ich es hier um so füglicher genug sein lassen, als sich doch noch wohl in einer späteren Plauderei von den in's Wörterbuch aufzunehmenden Zusammensetzungen zu sprechen, Anlaß und Gelegenheit findet.

Ich bemerke also hier nur, auf die Ordnung der gesammelten Zettel zurückkommend, daß plangemäß die mit dem Bestimmungswort Abend beginnenden Zusammensetzungen nicht unter Abend, sondern unter das jedesmalige Grundwort einzuordnen sind. Dagegen finden sich in dem für Abend bestimmten Fach eine Menge Zettel zusammen, bei deren Stichwörtern Abend das Grundwort der Zusammensetzung ist. Die Verarbeitung all dieser Zettel giebt ein gutes Beispiel dafür ab, wie es durch die Zusammenordnung des Zusammengehörigen möglich wird, auf einem verhältnißmäßig sehr geringen Raum die massenhaft vorliegenden und nach Aehnlichkeit ins Unendliche zu vermehrenden Zusammensetzungen in einer das Wesentliche möglichst erschöpfenden Weise zu behandeln. Und so lasse ich denn zum Schluß dieser zweiten Plauderei aus meinem Wörterbuch nachstehende unter Abend sich findende Stellen hier folgen und für sich sprechen:

„**Abend** m. . . .: 3, Wie der Beginn der Nacht, so namentlich bei Festen oder in Verbindung mit ‚heilig' der Vorabend, Tag vorher. Sprichwort: Gewinnen ist der Abend vom Verlieren. Lessing 11, 653 ꝛc. Gewöhnlich: Der heilige A., Christ-, Weihnachts-, Johannis-A. ꝛc.

Anm. In Zusammens. bleibt Tag weg; der Thomastag ist z. B. der 21. December; Thomastag Abend der Abend des 21. Dec., aber: Am S. Thomasabend, den 20. Dec. Stumpf, Schweiz. Chron. 726a; S. Katharinen-, S. Mathis-, Palm-, Fest-Abend. Eben so verschieden Sonntagabend, Ende des Sonntags; Sonnabend, der Tag vorher und dazu: Sonnabend A., ähnlich wie Weihnachtsnacht ꝛc."

In dem eigenen Absatz aber, der dann die Zusammensetzungen bringt, heißt es weiter, wobei die in eckigen Klammern beigefügten Zahlen auf das Vorangegangene zurückweisen:

„Zusammens. mit den Namen aller Feste [3], Wochentage, Monate, Jahreszeiten: Pfingst-, Mittwoch-, December-, Frühlings- ꝛc., ferner [2] und nach der Art, wie — und dem Ort, wo man Abende zubringt ꝛc., z. B.: Ball-; Beicht-; Boston-; Erden- [auf der Erde zugebrachter] Sals 40; Erzähl-; Gebirgs-; Gewitter-; Himmels-: Erst am H., als es am Himmel Abend wurde. Schubart 3,54; Kneip-; Lese-; Nebel-; Schauspiel-; Spiel-; Theater-; Thee-; Trink-; Zank-; Zauber-; zaubervoller A. Hölderlin Hyper. 233 u. v. a."

Es lagen in dem für Abend und die Zusammensetzungen dienenden

Zettelfach mir noch Belegstellen für sehr viele andere, ähnliche Zusammensetzungen vor; aber es war niemals meine Absicht gewesen, die gesammelten Zettel auch sämmtlich vollständig ins Wörterbuch aufzunehmen, sondern vielmehr, aus dieser Ueberfülle unter Ausscheidung des Entbehrlichen eine genügende Auswahl des Nothwendigen zu treffen und also z. B. für die Zusammensetzungen bestimmte Vertreter auszuheben, nach denen der Nachschlagende ohne Weiteres das Vorkommen und die Bedeutung von zahlreichen ähnlichen entnimmt, wie in dem vorliegenden Falle z. B. zu Pfingst- auch Oster- ꝛc., zu Mittwoch- auch Dinstag- ꝛc., zu December- auch Januar- ꝛc, zu Frühlings- auch Lenz-, Herbst- ꝛc., ferner zu Ball- auch Tanz-, zu Boston- auch Whist-, Skat-, Schach- ꝛc. Abend u. s. w., und bei den ausgewählten Vertretern wurde auch nur in einzelnen wenigen Fällen, wo es der Nachschlagende vielleicht besonders wünschen zu können schien, die genaue Belegstelle aus den Zetteln hinzugefügt. So konnte an dieser Stelle über sehr viele Zusammensetzungen mit dem Grundwort Abend, die bei einer anderen Anordnung, wenn man auch nur annähernd eine einigermaßen erschöpfende Vollständigkeit erreichen wollte, einen ungemein großen Raum erfordert hätten, in wenigen Zeilen das Nöthige gesagt werden. Freilich blieben, nachdem durch die zusammenfassende Besprechung eine große Anzahl der Zusammensetzungen von Abend erledigt war, immerhin noch einzelne zurück, die noch eine besondere Besprechung oder wenigstens besondere Bemerkungen nothwendig machten, und diese noch nicht erledigten Zusammensetzungen findet man denn auch durch besonderen Druck hervorgehoben, übersichtlich nach der Reihenfolge des Abece geordnet, in meinem Wörterbuch einzeln besprochen.

Ich will mit Rücksicht auf den Raum daraus nur sehr Weniges hersetzen. Eine Bedeutung des Wortes Sommerabend ist durch das Vorangegangene bereits erledigt. Darum steht unter diesem Wort auch die Hinweisung: „s. o.", aber mit der Hinzufügung: „auch der Punkt am Himmel, wo die Sonne beim Anfang des Sommers untergeht", und danach genügt kurz darauf bei Winterabend der Hinweis: s. Sommer-A., wie andrerseits (s. o.) unter Sonnabend der bloße in eckige Klammern gesetzte Hinweis ausreicht: [3 und Anm.].

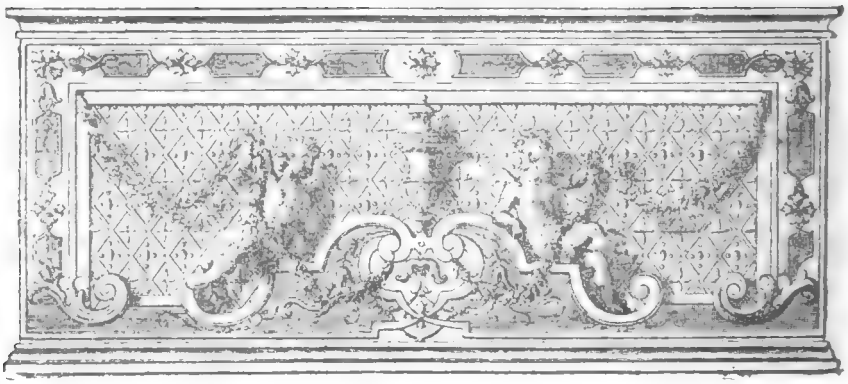
Man ersieht aus dem Gesagten, welche Vortheile die von mir gewählte Anordnungsweise, die Zusammensetzungen unter ihrem Grundworte zu behandeln in Bezug auf Kürze und innere Vollständigkeit gewährt, aber außerdem schützt sie auch den Wörterbuchschreiber, weil er mit dem Grundworte zugleich die ganze Fülle der Zusammensetzungen überblickt, weit mehr vor der Gefahr, Sachen, welche eine Besprechung verdienen oder erheischen, zu übersehen und an der gehörigen Stelle unbesprochen zu lassen.

So ist es z. B. sehr auffällig und befremdend, daß unter Abend in dem Grimm'schen Wörterbuch die Verbindung „der heilige Abend" im Sinne von Vorabend (la veille) ganz unerwähnt geblieben ist, zumal doch

schon Frisch, Adelung, Campe ꝛc. diese Anwendung aufgeführt haben und außerdem (s. o.) dazu Lessing noch ausdrücklich auf das Sprichwort hingewiesen hatte: „Gewinnen ist der Abend von Verlieren". Einer solchen Auslassung würde aber Jakob Grimm viel weniger ausgesetzt gewesen sein, wenn ihm mit den Belegen für Abend zugleich auch z. B. die für Weihnachts-, Christ-, Thomas-, Andreas-, ꝛc. Abend vorgelegen hätten, wie denn z. B. im 2. Bd. des Grimm'schen Wörterbuches aufgeführt ist:

„CHRISTABEND, m. dies ante festum Christi natale proximus. — Kristabend. Myst. 27,3."

Hiermit aber will ich, um nicht durch übermäßige Länge der einzelnen Plaudereien zu ermüden und die Geduld auf eine allzu harte Probe zu stellen, diese meine zweite Plauderei schließen.



Wiens architektonische Physiognomie.*)

Von

P. F. Krell.

— München. —

I.

Lage Wiens.

Nicht umsonst wird Wien in Liedern hochgepriesen! Schon seine ungemein günstige landschaftliche Lage würde hinreichen, dem Namen dieser Stadt einen besonderen Klang zu verleihen. An der einzigen Stelle, wo die nordwärts streichende Kette der bei Marburg sich gabelnden Alpen durchbrochen ist, um die Donau durchzulassen, auf den letzten Bodenwellen der Ausläufer des Wiener Waldes, am Rande einer großen Ebene liegt die Kaiserstadt bequem hingebettet. Rings um sie breitet die Natur die Fülle ihrer Fruchtbarkeit aus. Häufig sieht man in den äußeren Bezirken der Stadt, was noch vor einigen Jahren auch innerhalb der Linien keine Seltenheit war, Gründe, die bereits als Bauplätze bezeichnet sind, dicht neben den Neubauten, einstweilen noch bepflanzt mit Reben und Korn.

Auf den sanften Abdachungen der Hügel, die sich vom Leopoldsberg über Baden gegen Süden hinziehen, wächst Wein genug, um die Wiener

*) Zu unserer Schilderung benützte Werke: K. Weiß, Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken, herausg. vom österr. Ingenieur- und Architekten-Verein, II. Aufl. 1865. E. Ranzoni, Wiener Bauten, 1873. E. Winkler, Technischer Führer durch Wien, 1873. Karl Weiß, Topographie der Stadt Wien, 1876. W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens, 1883. Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild I. Thl. 1886.

bei Laune zu erhalten. (Im Mittelalter war der Weinbau der Hauptnahrungszweig der Wiener.) Auch des herrlichen Obstes wollen wir nicht vergessen. Das ungeheure, mit Fruchtfeldern bedeckte Marchfeld jenseits der Donau ist sodann mehr als ausreichend, der Riesenstadt das tägliche Brot zu reichen; Hasen und Rebhühner liefert es als Zugabe außerdem, sonstiges Wild der Wiener Wald. Für Fastenfische sorgt der große Strom. Während so für die Befriedigung aller leiblichen Bedürfnisse eine dauernde Garantie gegeben ist, kommen noch weitere besondere große Annehmlichkeiten hinzu.

Das Klima ist den größten Theil des Jahres hindurch mild und wenn auch der verrufene Wiener Wind zuweilen recht unangenehm bläst, so hat er doch andererseits das Gute, daß er die schlimmen Ausdünstungen und den Rauch, wovon die Weltstadt so viel erzeugt, mit sich fortführt. Etwas Köstliches ist es ferner darum, daß Lage und Klima es dem Wiener gestatten, trotz der großen Ausdehnung der Stadt mit der Natur in engem und unausgesetztem genußreichen Verkehr zu bleiben. — „Hinter diesen ersten Hügelreihen," heißt es in der begeistert geschriebenen Einleitung des Werkes: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, „giebt es noch ein weites hügeliges Gebiet, das jedes Wiener Kind sein eigenes liebstes Gehege nennt, den herrlichen Wiener Wald." — Durch eine kleine Ausgabe vermag sich der Wiener in jene lieblichen einsamen Wald- und Wiesenlandschaften oder in die Blumengärten seiner Villa zu versetzen, auf Hügel zu gelangen, welche von reiner Luft umspielt sind und herrliche Fernsichten gewähren. Wenige Gulden aber befördern ihn in's Hochgebirge auf den Semmering, die Raxalp, den Schneeberg u. s. w.

Nach der anderen Seite hin steht ihm der mächtige Strom zu Verfügung, der ein erquickendes Bad bereit hält, eine breite Straße für Dampfschiffe bietet und eine herrliche Gelegenheit für den Sport des Ruderns und Fischens, sowie der Wasserjagd in seinen Auen.

Als ebenso günstig wie die landschaftliche muß auch die handelsgeographische Lage der Stadt bezeichnet werden, da sie Wien zur natürlichen Vermittlerin stempelt zwischen dem Westen Europas und dem Osten sammt dem Orient, zugleich aber auch zwischen den Ländern nördlich und südlich von der Donau.

Dieser großen Summe von Vortheilen und Annehmlichkeiten mag der sprichwörtlich gewordene Frohsinn und die Behaglichkeit der Wiener entsprungen sein. Sie mag aber auch mit eine Schuld tragen an jenem berufenen Sichgehenlassen, jener süß berauschenden Narkose, die so Manchem in der wohligen Stadt die Thatkraft gelähmt hat. Schiller, der Wien nur dem Rufe nach kannte, zeichnet nur die Lebenslust seiner Bewohner mit den Worten: „Mich (die Donau) umwohnt mit glänzendem Aug das Volk der Phäaken, immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß." Dem geborenen Wiener Grillparzer dagegen, einem glühenden Verehrer seiner Vaterstadt, entrang sich der schmerzliche Ruf: „Du Capua der Geister!"

Diese Genussesfreudigkeit, dieses offene und unbekümmerte Wesen des Wieners spiegelt sich natürlich auch in der architektonischen Erscheinung der Stadt ab. Ein Hauch des Frohsinns ist darüber ausgebreitet, der aber bei den Bauten der neuesten Aera leider oft von einer allzugroßen, geradezu prahlerischen Ueppigkeit übermeistert wird.

Auch der Baukunst gegenüber bewährt übrigens die Landschaft ihre Freigebigkeit. In nächster Nähe, wenige Stunden entfernt, in St. Margarethen und Willersdorf, finden sich Steinbrüche, welche einen trefflichen Baustein, einen Kalkstein von halbkrystallinischer Textur und hellgraulichgelber Farbe liefern. Diese Farbe trägt nicht wenig dazu bei, den Eindruck von Freundlichkeit und Heiterkeit bei der Wiener Architektur zu verstärken.

Es sei indeß sogleich hinzugefügt, um keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen, daß dieser Baustein, weil doch zu kostspielig, nur beim kleineren Theile der Wiener Bauten Verwendung gefunden hat, der weit größere Theil ist mit dem Allerweltsstuck incrustirt, der indeß öfters die Farbe jener Gesteinsart imitirt. Verhältnißmäßig selten ist dagegen dem Backstein, der doch fast überall den Körper der Gebäude zu bilden hat, gestattet worden, sich auch im Aeußern zu zeigen.

Das ernste Aussehen, welches Backsteinfassaden fast immer besitzen, mag neben den Kosten der Anwendung derselben in Wien im Wege stehen.

Eisen und Glas können aber bei der Aufzählung der Hauptelemente der Wiener Architektur so wenig wie die in bläulichem, grünlichem und violettem Tone auftretenden, für den coloristischen Gesammteindruck wichtigen Dachschiefer unerwähnt bleiben.

Grundplan der Stadt.

Um nun ein Bild der Stadtanlage zu erhalten, haben wir uns zuerst mit ihrem Grundriß vertraut zu machen.

Wien besteht heutzutage aus drei Haupttheilen, die aber beim Durchschreiten nicht der Zeit ihrer Entstehung nach aufeinander folgen.

Im Centrum, das ungefähr die Gestalt eines regelmäßigen Sechsecks besitzt, dessen nordöstliche Seite an den Donaucanal stößt, befinden wir uns im ältesten Theil, in der Altstadt, in Wien kurzweg „die Stadt" geheißen. Sie wird, mit Ausnahme der Quaiseite, umschlossen von dem jüngsten Theil, dem Ring sammt den angrenzenden Quartieren.

Jenseits des Ringes und des Donaucanals resp. der Wien, breitet sich dann der zweitälteste, räumlich größte Theil, die Vorstädte aus, in besonders benannte Bezirke eingetheilt, in weiter Entfernung sich verzettelnd und in die Landschaft sich verlierend oder auf's Neue zu einem Vororte sich sammelnd und mit diesem dann endigend.

Gestaltung der Altstadt.

Die Altstadt ist auf einer unebenen Bodenanschwellung, Hügel kaum zu nennen, gelegen, welche bis nahe an den zum Canal regulirten Donau-

arm vordringt und dort ziemlich steil abfällt, so daß der Quai daselbst an einzelnen Stellen etwas zu schmal ausgefallen ist. Auch die Nord-Westseite der Altstadt besitzt ein beträchtliches Gefäll, während dasselbe gegen Osten als ein geringfügiges bezeichnet werden kann. An der Westseite aber geht das Terrain von der Hofburg aus horizontal in den Ring über und von diesem mit einer kleinen Steigung in die Außenstadt.

Um den unregelmäßig in Straßen und Plätze zerschnittenen Grundriß der Altstadt zu verstehen, hat man sich zu vergegenwärtigen, daß dieselbe zuerst um die Mitte des XII. Jahrhunderts Sitz der Babenberger wurde und zwar war es Heinrich II., Jasomirgott, welcher vom Leopoldsberg herabstieg, die Stadt zu seiner Residenz erwählte und an einer hochgelegenen Stelle derselben seine Burg erbaute. Die Burg ist heute verschwunden, aber der Platz hat den Namen „Am Hof" bewahrt. Eine zweite Hauptstätte dieser frühmittelalterlichen Stadt war der hohe Markt. Die Stephanskirche, zu welcher der Grund, in kleinerem Umfange aber, als ihn der jetzige Dom besitzt, schon vor dem Bau der Burg gelegt worden war, befand sich anfänglich außerhalb der Mauern im Osten der Stadt. Von diesem ersten Bau ist nichts erhalten. Wahrscheinlich noch im XII. Jahrhundert begannen die Babenberger ebenfalls außerhalb der Stadt an deren Südseite eine neue Burg zu erbauen, aus welcher allmählich die heutige Hofburg erwachsen ist.

Wenn sich Wien auch rasch entfaltete, so verfloß doch eine lange Zeit, bis es die Residenz eines Kaisers, Albrecht I. (1298) wurde, und abermals eine geraume Frist, bis es zur Hauptstadt eines großen Reiches emporstieg. Bekanntlich wurden erst unter Kaiser Maximilian I. die habsburgischen Länder zu jenem großen, aber sehr uneinheitlichen Besitzthum vereinigt, in welchem Wien zwar als Hauptstadt des Stammlandes hervorragte, aber keineswegs als alleiniges Centrum gelten konnte. Erst im XVII. Jahrhundert wurde es ein solches für die österreichische Monarchie durch die Vereinigung der Reichsbehörden, welche den dauernden Verbleib des kaiserlichen Hoflagers zur Folge hatte.

Wenn nun auch eine Stadterweiterung nach der andern vorgenommen wurde, so blieb doch in der Altstadt stets, wie in allen ummauerten Städten des Mittelalters und der Renaissance, die Einwohnerschaft eng zusammengepreßt. Der Grundplan der Altstadt ist daher, wie gesagt, in unregelmäßiger Weise in Plätze und Gassen (Straßen giebt es in Wien nach dem dortigen Sprachgebrauch überhaupt nicht) zerschnitten. Der Lauf dieser Gassen geht in vielfachen Biegungen, und die wenigen für damals anständig breiten, heute aber viel zu schmal gewordenen Hauptverkehrsadern verzweigen sich in, auch einst schon enge Gäßchen und Winkel. Sie werden gebildet durch formlose Conglomerate von Häusern, die durch ihr sehr anspruchsloses Aeußere ihre Existenz entschuldigen zu wollen scheinen. Hie und da findet sich dann dazwischen ein grauer Palast, der als großer Herr

in der Häuserreihe einen breiteren Platz zu bequemem Ausbreiten in Anspruch genommen hat.

Jene Straßen und Plätze aber, durch die der große Verkehr fluthet, die Kärntnerstraße, der Stephansplatz, der Graben, der hohe Markt, der Hof, der Kohlmarkt u. s. w. sind natürlich modern auffrisirt und werden es noch immer mehr. Am Graben, diesem Brennpunkt des Verkehrs, und am hohen Markt sind es fast nur die Monumente, die Dreifaltigkeitssäule und das Votivdenkmal, welche von der Vergangenheit zeugen, aber auch sie gehen nicht weiter als bis zum XVII. Jahrhundert zurück.

Hof und Freiung haben eine Anzahl älterer Gebäude, aber auch nur aus den letzten Jahrhunderten; die zum Theil sehr übermüthige moderne Architektur, die daselbst eingedrungen ist, hat aber auf die ihr altväterisch erscheinenden Vertreter der Perrücken- und Zopfzeit nicht die mindeste Rücksicht genommen. So ist denn an diesen Plätzen eine einheitliche behagliche architektonische Stimmung nicht vorhanden.

Wenn man aber auch in jenen stilleren Gassen und Plätzen nach dem Wien des Mittelalters und der Renaissance sucht, so findet man davon nur äußerst geringe Spuren, wenigstens am Aeußeren der Häuser, denn der Kern so mancher der vielen Kirchen und Klöster und auch mancher Privathäuser stammt allerdings aus jenen Tagen. Die Geschichte Wiens giebt die Erklärung hierfür. Die Bauwerke romanischen Stils wurden theils durch kolossale Feuersbrünste (anno 1258, 1262 und 1276), theils durch spätere Um- und Neubauten beseitigt. Der wachsende Verkehr veranlaßte sich rasch folgende Stadterweiterungen und der Wandel der Zeit erzeugte neue Bedürfnisse.

Spuren des Mittelalters.

Die einzigen erheblichen Ueberreste aus dem frühen Mittelalter bestehen in den romanischen Theilen von St. Stephan und jenen der Michaelerkirche.

Die altersgraue romanische Fassade des Domes wirkt aber allerdings für sich allein schon eindrucksvoll genug, um die Phantasie in die Tage der letzten Babenberger zu versetzen. Man schätzt nämlich, daß die untere Partie dieser Fassade, da sie im Wesentlichen dem spätromanischen Stile angehört, aus dem Beginn des XIII. Jahrhunderts herstamme.

Bei der Michaelerkirche müssen wir in's Innere gehen, um den Nachhall jener fernen Zeit zu vernehmen.

Mehr als über das Verschwinden der romanischen Bauwerke wundert man sich über das Fehlen der gothischen, indem uns die Stadtgeschichte von dem Bau so vieler Kirchen, Klöster und Kapellen in Wien während des XIV. Jahrhunderts berichtet. Aber wir erfahren auch, daß in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts mehr als 22 Gotteshäuser ganz oder theilweise umgebaut wurden. Es war dies das Werk der Jesuiten,

die mit den starken Reizmitteln des Barockstils die wankend gewordene Herrschaft der Kirche wieder befestigten. So ließen sie denn die meisten Kirchen innen mit neuer Stuckdraperie ausschlagen, einige auch mit kostbarem, spiegelnd geschliffenem bunten Marmor; außen aber klebten sie die bekannte theatralische Tempelfassade vor.

Die schroffen Pyramiden der Thürme, dem strengen Geiste des Mittelalters entsprungen, mußten es sich gefallen lassen, zu Zwiebelkuppeln umgeknetet zu werden. Allenthalben steigen Thürme mit derlei Kopfbedeckungen aus dem Häusermeere Wiens empor. Es giebt darunter freilich welche mit elegantem Umriß, gar manche gehen aber in's Schnörkelhafte, Triviale und erinnern an Bauernwallfahrtskirchen.

Man empfindet das allerdings noch mehr da, wo sie als Mittelpunkt einer kleineren Stadt auftreten und dieser gleichsam die Signatur zu geben haben. In österreichischen Landen ist das vielfach der Fall. Es fällt geradezu auf, wenn man Wien zureist, sei es nun von Westen oder von Süden her, wie viel häufiger diese Thurmform auftritt, als in Deutschland.

Nur zwei gothische Werke von Bedeutung und zwar der Spätgothik entstammend, sind in Wien unversehrt erhalten geblieben, St. Stephan (so viel daran gothisch ist) und die reizvolle kleine Kirche St. Maria am Gestade, auch Maria Stiegen genannt.

St. Stephan.

Man kann an dem Stephansdom Manches auszusetzen finden und sich doch in ihn verlieben und es ist sehr begreiflich, daß er den Wienern so sehr an's Herz gewachsen ist mit seiner reizvoll malerischen, in Ornamentik prangenden Gothik, die durch das Alter sich wunderbar einheitlich und wirkungsvoll Grau in Grau modellirt. Wir können nichts Besseres thun, als die entzückten Worte, in welche Rosegger bei dem Anblick des Thurmes ausbricht, wiederzugeben: „Dieser Thurm ist das in Wahrheit und Wesenheit was er sein will: ein eherner Freudensprung des Menschen gegen Himmel . . . ein gewaltiger Steinstrahl . . . ein sichtbarer Kanonenknall . . . eine nicht für's Ohr, sondern für's Auge schmetternd aufschießende Rakete."

Aus der Baugeschichte erfahren wir, daß der Stephansdom allmählich mit der wachsenden Bedeutung von Stadt und Staat sich vergrößerte, wozu verschiedene Brände mitwirkten. Rudolph IV., der Stifter, ließ in der Mitte des XIV. Jahrhunderts den Plan entwerfen, dem der Dom seine jetzige Größe und Gestalt verdankt. Anno 1359 ward der Grundstein gelegt, 1466 das Langhaus vollendet, 1433 der südliche Thurm. Der Entwurf zu dem gothischen Stephansdom wird dem Dombaumeister Wenczla aus Klosterneuburg zugeschrieben. Für das Wien damaliger Zeit ist der Dom sicher kolossal gewesen und auch lange nachher noch eine hinreichend bedeutende Bezeichnung des Mittelpunktes der Kaiserstadt; für die heutige

Weltstadt will er uns fast nicht mehr groß genug bedünken, d. h. nicht mehr geräumig und auch nicht mehr gewaltig genug, um sie zu beherrschen, sie zu repräsentiren.

Wenn ein bedeutsames Ereigniß kirchlich gefeiert werden soll, wie etwa eine Hochzeit im Kaiserhause, bei welcher Gelegenheit Alles, was die Monarchie an Hochgestellten besitzt und was in Wien an hoffähigem Adel vorhanden ist, in St. Stephan versammelt ist, so können, da der Chor mehr als ein Drittel des Raumes wegnimmt, für das übrige Volk nur noch ein paar Ecken übrig bleiben. Daß der Dom im Aeußeren, von dem Stephansplatz aus gesehen, nicht eine überwältigende Grandiosität entfaltet, daran trägt Verschiedenes die Schuld. Erstens bewirkt es der Umstand, daß man keinen großen Abstand nehmen kann, und also das Hauptstück, den Thurm, in starker perspectivischer Verkürzung erblickt, zweitens die Nachbarschaft von lauter Privatbauten. (Das erzbischöfliche Palais, obwohl sonst ein tüchtiger Bau, kann als Monumentalbau kaum in Betracht kommen, da der Unterstock zu Läden eingerichtet ist.)

Wie an der Stufenleiter des Adels die Höhe, auf welcher ein Fürst sich befindet, sichtbar wird, so würde durch eine in respectvoller Entfernung sich haltende Umgebung von Monumentalbauten die übermächtige Größe des Domes offenbar, während er jetzt durch die fünf- und sechsstöckigen, ihm so dicht auf den Leib gerückten Zinshäuser, deren untere Stockwerke in kolossale Magazine aufgelöst sind, an Bedeutung verliert. (Wir merken an, daß einst ein großer Friedhof den Dom umgab.) Auch die Architektur des Langhauses selbst, das nach drei und ein halb Wimpergen schon durch den Thurm abgeschnitten wird, trägt dazu bei, dem Eindruck der Größe Abbruch zu thun. Die Kirche scheint, wenn man seitwärts vor ihr steht, schon bei der Kreuzung zu endigen, da der Chor, weil niedriger als das Langschiff, durch die breite Masse der Thürme, die zugleich die Flügel des Querschiffes bilden, verdeckt wird. (Leider ist auch das neue Dach etwas zu bunt gerathen.)

Es ergiebt sich indeß auch, wenn man den Dom mit anderen kolossalen Kirchen vergleicht, daß er keineswegs zu den allergrößten gehört. Er rangirt bei den gothischen Kolossen erst an vierter Stelle. Da nun von der Gesammtgrundfläche der Chor über ein Drittel in Anspruch nimmt, so bleibt für die eigentliche Kirche ein nur sehr mäßiger Hallenraum übrig.

Aber auch wenn man den Stephansdom von der Ferne im Ganzen sieht, etwa vom Kahlenberge aus, wünschte man ihn von gewaltigerer Masse. Was sodann seinen einen ausgebauten Thurm betrifft, so erreicht derselbe zwar eine Höhe von 139 m und überbietet daher jedes andere Gebäude Wiens um ein Erkleckliches, aber er erscheint in seiner oberen Hälfte eben nur als eine dünne Nadel. Letztere ergiebt sich aus seiner bekannten Eigenthümlichkeit, sofort von ganz unten am Boden sich stark zu verjüngen.

Außer der Schmalheit des Helmes verbindet sich damit der Uebelstand, daß der Thurm so aussieht, als stecke sein Untergeschoß noch in der Erde.

Die Aufgabe, welche der Thurm im Stadtbilde zu erfüllen hat, ist um so umfassender, als Wien an bedeutenden Thürmen und Kuppeln Mangel leidet. Für den Anblick aus der Ferne kommen eigentlich nur noch die beiden Spitzen der Votivkirche in Betracht, denn die Kuppeln der Karls- und Peterskirche und der Kirche der Salesianerinnen sind von sehr mäßiger Erhebung.

Die von Leopold Ernst im Auftrag des Wiener Dombau-Vereins begonnene Ergänzung und Restaurirung wird in vorzüglicher Weise gegenwärtig von Oberbaurath Fried. Freiherrn von Schmidt fortgeführt. Als derselbe auch zur gründlichen Erneuerung des Innern schritt, begegnete er einer lebhaften Opposition. Es handelte sich hierbei um die Beseitigung oder Belassung der schwarzgrauen Kruste, welche der Qualm der Kerzen und des Weihrauchs im Laufe der Jahrhunderte über die ganze Innenarchitektur gebreitet. Sie war auf dem Gewölbe von besonderer Dichtigkeit und hüllte dessen Rippenwerk in ein fast nächtiges Dunkel. Der Raum erschien dadurch größer und von einer ernsten feierlichen Weihe übergossen. Mit der Pracht des Gottesdienstes, wie ohne dieselbe, boten sich die wunderbarsten malerischen Effecte, deren Genuß nur durch die schreiende Dissonanz der faden modernen Glasgemälde beeinträchtigt wurde.

Man wird es daher begreifen, daß die Frage der Entfernung jenes Rußes ganz Wien in Bewegung brachte und daß namentlich die Künstler mit feurigem Eifer für dessen Belassung eintraten, Makart, der König des Colorits, voran. Nicht nur einmal, sondern öfter sprach er in vollem Ernste gegen ein Mitglied des Restaurationsausschusses seine Entrüstung über den Dombaumeister in den Worten aus: „So ein Mann, der so etwas thut, wenn ich könnte, ich würde ihn hängen lassen!“ Aber die Beseitigung dieses Rußes, durch welche die Architekturformen in einem hellen Graugelb sich herausschälten, war eben eine unerläßliche Nothwendigkeit, wenn man die mürb gewordenen, auswechslungsbedürftigen Gewölbsteine erkennen wollte. Auch hätten bei sonstiger Belassung des Rußes ja die neueingefügten Steine geradezu schwarz angestrichen werden müssen. Es dürfte übrigens nicht allzulange dauern, bis sich ein dunkler, vorderhand allerdings noch zarter, grauer Schleier wieder über die abgemeißelten Architekturformen gelegt haben wird.

Der zweite altgothische Bau, den, wie wir erwähnten, Wien in unversehrter Gestalt noch besitzt, ist ein kleines Kirchlein, St. Maria am Gestade, dessen köstliches kuppelartiges Thürmchen als ein Unicum in der Architekturgeschichte dasteht. Da dieses zierliche Bauwerk günstig auf den Vorsprung der nordwestlichen, steil abfallenden Ecke des Stadthügels gestellt

ist, so fügt es trotz seiner bescheidenen Dimensionen seine reizende charakteristische Silhouette einer großen Anzahl von Wiener Stadtansichten hinzu.

Von den sonstigen gothischen Bauwerken der Altstadt möge als das bedeutendste die Minoritenkirche Erwähnung finden. Aber nur einzelne Theile, wie die Portale und wenige Fenster, sind von der späteren Stilumwandlung verschont geblieben.

Renaissance-Bauwerke.

An hervorragenden Bauwerken aus der ersten Hälfte der Renaissance, aus dem XVI. Jahrhundert, ist Wien noch ärmer als an solchen der Gothik, d. h. es ist einfach gar keines vorhanden. Die beiden Kaiser Maximilian I. und vollends Carl V. wurden durch ihren außerösterreichischen Besitz, durch die bekannten Streitigkeiten mit Frankreich und durch die Religionsbewegung von Wien abgezogen, das außerdem eine Türkenbelagerung (1529) zu überstehen hatte. Die Türkengefahr führte dazu, Wien in der Mitte des XVI. Jahrhunderts in eine wirkliche, den vervollkommneten Schießwaffen entsprechende Festung umzuwandeln. Da blieben denn keine Mittel für Entfaltung einer sonstigen großen Bauthätigkeit mehr übrig. Eine Verordnung wurde nun erlassen, wonach Niemand bis auf 50 Klafter weit vom Stadtgraben ein Gebäude aufführen durfte. Wenn die Hofburg, jene zweite Burg, welche zu Ende des XII. oder zu Anfang des XIII. Jahrhunderts außerhalb der Stadtmauer im Süden der Stadt auf freiem Felde erbaut wurde, noch in ihrer alten Verfassung erhalten wäre, hätte Wien eine interessante Vertretung der Renaissance. War jene Burg auch ihrer Entstehung nach älter, so hatte sie doch durch Ferdinand I. eine Erweiterung und Umwandlung in Renaissanceformen erfahren.

Alte Stiche, von Augustin Hirschvogel und H. B. Lautensack, zeigen uns diese noch halb mittelalterliche Burg, einen hohen Bau, dessen Grundriß ein regelmäßiges Viereck bildet, mit steilbedachten Thürmen an den Ecken; kleine Lucarnen schneiden in das Dach hinein. Thronend über Basteien und Gräben bildete sie einen Bestandtheil der Befestigung, gleichsam eine Bastion derselben. Zusammen mit der Michaelerkirche, deren Thurm damals noch einen schönen durchbrochenen Steinhelm besaß, gewährte diese Burg einen interessanten malerischen Anblick.

Für diesen Bau paßte der Name „Hofburg", während derselbe für das heutige kaiserliche Schloß nicht mehr zutreffend ist. Dieser alte Bau soll übrigens noch in der heutigen Hofburg stecken, und zwar in den Tracten, welche den Schweizerhof umgeben, aber äußerlich ist alles abgestreift worden, was ihren Charakter ausmachte. Man hat ihr ein ganz modernes Kleid übergeworfen. Nur der köstliche Thorbogen von 1552, mit seinen alten goldverbrämten Malereien, mit dem epheubewachsenen Graben davor, dessen Brücke die Stelle der alten Zugbrücke einnimmt, zeugt von ver-

schwundener Pracht, von der Farbenfreudigkeit und Gediegenheit der Renaissancedecoration.

Man erschrickt förmlich darüber, wenn man damit die übrige, in trübseligem Tone gehaltene Verputzarchitektur des kaiserlichen Schlosses vergleicht, in welche Oede der Geschmack sich später verirrt hat.

Ein weiterer, zur Zeit der Renaissance erbauter Theil der Hofburg, die Stallburg, bietet in künstlerischer Hinsicht nicht sehr viel.

Das alte Rathhaus in der Wipplingerstraße zwar schon 1455 erbaut, hätte spätere Renaissancezuthaten (von 1598—1620) aufzuweisen, wäre es nicht derselben durch einen Umbau vom Jahre 1706 wieder beraubt worden. Ein kleines Juwel ist aber doch dabei unversehrt geblieben, das an der Rückseite des Rathhauses befindliche zierliche Marmorportal der Salvatorkapelle. Es sieht sich an wie eine versteinerte Festdecoration, ist aber allerdings keine deutsche Renaissance, sondern direct aus dem Süden herverpflanzte rein italienische Arbeit.

Im Uebrigen kann man lange suchen gehen, bis man in den Straßen auch nur ganz leisen Spuren aus jener Zeit begegnet, wie etwa einer Console oder einem Giebel; alles haben spätere Zeiten wieder ausgetilgt. Dagegen trifft es sich nicht so selten, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, in den stilleren Quartieren die Thorwege zu durchschreiten, daß man in einen jener behaglichen kleinen Renaissancehöfe kommt, welche an mehreren Seiten umzogen sind von Altangängen, auf den bekannten leider untersagten Säulchen oder auf Consolen ruhend. Auch die alte, unbequeme, steile Wendeltreppe ist hie und da noch vorhanden, ein Beweis, daß das alte Renaissancehaus unter der modernen Hülle noch sein Dasein weiter fristet. Die Besitzer haben indeß unendliche Male gewechselt. Schon in früherer Zeit hat nachweislich in Wien ein rascher Besitzwechsel stattgefunden, was natürlich auch ein Grund mit für das Verschwinden der alten Häuserphysiognomien war.

Bauten aus der Zeit des Barockstils.

Mit dem XVII. Jahrhunderts kam trotz des dreißigjährigen Krieges, der ja Wien direct unberührt ließ, trotz einer Pest, die über 100 000 Opfer forderte, und trotz der zweiten Türkenbelagerung anno 1683, welche eine Umwandlung der Befestigung und damit eine Erweiterung des fortificatorischen Rayons herbeiführte, eine Zeit gewaltigen Aufschwungs, großer Bauthätigkeit gegen das Ende jenes Jahrhunderts. Die Siege Prinz Eugens von Savoyen hoben Oesterreich zu hoher Machtstellung empor und erfüllten seine Fürsten und seinen Adel mit stolzem Selbstgefühl. Die schon erwähnte Concentration der Herrschergewalt durch die Vereinigung der Reichsbehörden in Wien kam natürlich dieser Stadt speciell zu gut. Der Wiener Hof wurde neben dem französischen der glänzendste der Christenheit.

Unter den baulustigen, prunkliebenden Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI., also in der zweiten Hälfte des XVII. und in der ersten des XVIII. Jahrhunderts erhielt jener Theil der Altstadt im Wesentlichen seine Physiognomie, welcher noch nicht der Modernisirung anheim gefallen ist. Leopold I. schenkte dem Adel, damit er in der kaiserlichen Residenz sich niederlasse, Bauplätze und Wien füllte sich nun mit jenen Palästen großstädtischer Pracht, welche vorzüglich die historischen Namen der Liechtenstein, Kinsky, Harrach, Schwarzenberg, Trautson, Dietrichstein, Starhemberg u. s. w. im Volke populär erhalten. Der Harrach'sche Palast (obgleich der jetzige von 1689) weckt die Erinnerung an Wallenstein. Die Gemeindevertretung hat, großdenkend genug, in neuerer Zeit es gewagt, einer Straße seinen Namen zu geben.

Den Schöpfer dieser Glanzperiode, Prinz Eugen, lernen wir als Bauherrn ganz besonders schätzen, sein Palast in der Himmelpfortgasse, das jetzige Finanzministerium und das Belvedere mit seinen Gartenanlagen gehören zu dem schönsten Schmuckwerk Wiens.

In jener Zeit hatte aber auch Wien das Glück, einen Architekten ersten Ranges sein zu nennen; es war dies Johann Bernhard Fischer von Erlach, der nach den neuesten Entdeckungen der Directors Dr. Ilg 1656 zu Graz geboren wurde (siehe von Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst 1887 Heft 4). Obwohl er sein Talent durch längeren Aufenthalt in Italien an den Werken der Meister des Barockstiles, vorab des Bernini geschult, und von den französischen sicher genaue Kunde hatte, können doch seine Schöpfungen nicht als ein einfacher Ausfluß italienischer und französischer Architektur bezeichnet werden. Dazu war die künstlerische Individualität Fischers zu bedeutend. Seine Architekturen verleugnen auch Wien, den Ort ihrer Entstehung, keineswegs.

Es kann dies nicht im gleichen Maße von den Werken der anderen beiden Hauptarchitekten jener Periode, des Innsbruckers Dominik Martinelli und des in Genua geborenen Lucas von Hildebrandt gesagt werden.

Von Fischer ist außer dem erwähnten Palaste des Prinzen Eugen auch derjenige des Grafen Trautson. Auf seinen Antheil am Bau des Schlosses von Schönbrunn und auf die Umgestaltung der Hofburg werden wir noch zurückkommen. Von Martinelli sind die Liechtenstein'schen Paläste, der Daun'sche und der Kinsky'sche Palast; von Hildebrandt ist das Belvedere.

Als einen schönen alten Palast erwähnen wir auch jenen des Grafen Bräuner.

Wir brauchen die Palastbauten des XVII. Jahrhunderts nicht zu schildern. Die Vorbilder für diese Werke des Barockstils hat Italien geschaffen, während die Baukünstler Ludwig XIV. sie dem französischen Hofleben accomodirten. Man mag ihnen also vom nationalen Standpunkte

aus nicht ganz hold sein, insbesondere, wenn man erfährt, daß ein Theil der auf deutschem Boden ausgeführten in der That von italienischen und französischen Architekten gebaut wurde, das Vorurtheil aber, in welchem die der unserigen vorangegangene Generation in künstlerischer Beziehung diesen Schöpfungen gegenüber befangen war, ist heutzutage vollständig geschwunden

Es ist nicht zu leugnen, Barock- und Rococo haben die Kunst der Renaissance der Verwilderung zugeführt, dem das Absterben auf dem Fuße folgte. Sie waren die Verschwender der von der Renaissance mit ernstem nachhaltigen Ringen gesammelten Schätze, aber sie waren geniale Verschwender, die zugleich etwas Bedeutendes dadurch geschaffen haben. Jene Großräumigkeit, jene malerischen pompösen Vorhallen und Treppenhäuser, dann die majestätischen Gallerien, wessen Auge hat nicht schon darin geschwelgt und gerne die nachlässig, aber doch effectvoll gebildeten Details mit in Kauf genommen? Wer hat nicht auch den Zauber der architektonisirten Gärten empfunden, welche diesen Palästen die Folie gaben? Leider sind dieselben in Wien jetzt bis auf wenige verschwunden. Den Begriff Comfort verdanken wir noch dazu erst recht eigentlich der Architektur jener Epochen. Und dieser Comfort, der zugleich Luft und Licht, Reinlichkeit und gesundes Wohnen bedeutet, ist bekanntlich von den Palästen, wenn auch in Abschwächung, allmählich auch auf die Bürgerhäuser übertragen worden.

Heutzutage werden freilich jene Paläste von dem Ueberschwang der modernen Architektur verdunkelt, aber die wahre Noblesse verleugnet sich nicht. Wenn man erst die Blendung der theatralischen Ringstraße-Fassaden und das schmetterlingsbunte Schillern der Gewölbe (wie die Läden in Wien geheißen werden) überwunden und sich an die wirbelnde Bewegung der endlos zusammenströmenden und sich zertheilenden Menschenmenge gewöhnt hat, so gewinnen diese grauen Paläste der Altstadt mehr und mehr an Wirkung und wir stehen entzückt still, wenn uns der Weg zufällig an einem derselben vorüberführt, um uns seine Fassaden recht einzuprägen und den Grund ihres großen Effectes zu erforschen. Die Anordnung, ganz berechnet auf die engen Straßen, auch in sehr schräger Perspective gesehen noch ein gutes Bild abgebend, ist gewöhnlich folgende: Auf einen mäßig hohen, durch Passage belebten Parterrestock mit einfachen mezzaninmäßigen Fenstern folgen zwei obere, durch kein Zwischengesims getrennte, oft noch durch Pilaster extra zu einem einzigen verbundene Geschosse, mit glatten, oder durch horizontale Fugen ganz leicht gequaderten Wänden. Ein einfaches, aber kräftiges Hauptgesims bildet den Abschluß. Der Quere nach findet zuweilen eine Gliederung durch Risalite statt; manchmal geschieht dies auch nur scheinbar durch die nie fehlenden Prachtstücke dieser Fassaden, die Portale. Die letzteren sind durch eine Umrahmung von kräftiger Plastik hervorgehoben. Statuen, Hermen oder gewaltige Consolen tragen den Balcon des auf dem Portal stehenden Fensters. Damit erhalten die Portale

eine durch den stärksten Schatten hervorgehobene Verdachung. Portal und Balcon aber werden mit jenem Fenster zu einem schönen Aufbau verschmolzen, die Vasen und Figuren, welche die Ecken des Balcons krönen, dienen als festlich reiche Einrahmung der Fensteröffnung, welche mit ihnen und ihrer eigenen Bekrönung, einen von Putten gehaltenen Wappen, einen hohen pyramidalen Aufbau darstellt. Die übrigen Fenster der ersten Etage haben im Gegensatz zu diesen üppig decorirten Balkonfenstern eine einfache, wenig vortretende Einfassung, aber eine kräftige wirksame, in geschwungenen Linien gehende Giebelverdachung. Anspruchsloser in der Ausstattung, wie auch weniger hoch, sind die Fenster der zweiten Etage. Somit fällt der Hauptaccent bei diesen Fassaden auf das schon durch seine vornehmen Verhältnisse sich als Hauptsache ankündigende erste Stockwerk.

Die Mäßigung in der Anwendung architektonischer Decorationsmittel ist um so mehr zu bewundern, als diese Paläste vielfach nur zum kleineren Theil aus Haustein bestehen.

Diese Herrenhäuser, wie sie in Wahrheit aus den Mitteln des Volkes gebaut sind, nähren ihre bedeutsame Erscheinung allerdings zum Theil von dem sehr bescheidenen Aussehen der um sie versammelten Bürgerhäuser, deren einziger Schmuck oft in einer Hervorhebung des Hauseingangs besteht, welche durch eine hübsche Verdachung bewirkt wird. Der Abstand zwischen den Adels- und den Bürgerwohnungen bezeichnet genau die damalige riesige Entfernung zwischen den betreffenden Ständen.

Die Amtsgebäude, welche in jener Zeit entstanden, vorab die K. K. Ministerien, welche ebenfalls Fischer ihre erste Gestalt verdanken, zeigen äußerlich viele Aehnlichkeit mit den Adelspalästen, nur sind sie größer und schwerfälliger.

Die Hofburg.

Wir haben die Betrachtung dieser Bauwerke der Behörden, des Adels und der Bürger aus der zweiten Hälfte des XVII. und der ersten des XVIII. Jahrhunderts vorangeschickt, weil sie für die Physiognomie der Stadt doch mehr in's Gewicht fallen, als die betreffenden Theile der Hofburg, wenngleich die Erweiterung und Umwandlung der letzteren mit die Veranlassung zur Erstehung mancher jener Paläste gewesen ist.

Die Zeitumstände haben es nämlich leider niemals verstattet, daß die in Bezug auf die Hofburg geplante großartige Umgestaltung zu einem wahrhaften Kaiserpalast gänzlich zur Ausführung gelangt wäre.

So ist dieselbe ein unharmonisches Conglomerat geblieben, das unfähig ist, seiner Aufgabe zu genügen, in Gemeinschaft mit dem Stephansdom die imposante monumentale Verkörperung der Kaiserstadt darzustellen. Wer Wien zum ersten Male betritt, wird gerade von der Hofburg am meisten enttäuscht.

Man erwartet die Geschichte des an so stolzen Momenten reichen

Habsburgischen Hauses, in dessen Händen geraume Zeit das Schicksal der Welt geruht, in großen Zügen ihrem Schlosse aufgeschrieben zu finden, eine Anlage mit großen Portalen, Hallen, Treppen und Sälen von majestätischer Pracht, vielgestaltig, wie die Epochen jener Geschichte, aber durchweg bedeutend, von einem mächtigen Geiste einheitlich zusammengefaßt, einen erhabenen Thron, um den die Quartiere der Stadt in ehrfurchtsvoller Entfernung geschaart sind.

Statt dessen findet man, von außen her, vom Ringe sich nähernd, eine unschöne Aneinanderreihung von zum Theil monotonen, ausdruckslosen Tracten. Als Hauptpartie bietet sich uns eine lange, mit Fenstern übersäete, schwach gegliederte Front, auf der ein hohes Ziegeldach mit einer Menge von Schornsteinen lastet. Dieser Tract rührt von Leopold I. her und wurde sogleich nach 1668 erbaut, 1804 restaurirt und mit einem Anbau versehen. Vier niedrige, unansehnliche, tunnellartige Thore durchbrechen in der Ecke rechts das Sockelgeschoß. Die in dorischem Stile zu Anfang unseres Jahrhunderts (1824) erbaute Wache, die den Schloßplatz gegen den Ring hin abschließt, deckt zwar einen Theil jener Fassade zu, vermag aber selbst in ihrer frostigen Nüchternheit keinen Ersatz zu gewähren.

Weiterhin folgt jener Theil der Burg, welcher die Bibliothek enthält, mit gebrochenen abgewalmten Dächern, welcher einen nicht geringen Effect erzielen könnte, wenn nicht ein Rest der alten Bastei die untere Hälfte einnehmen würde. Die interessante Gestaltung der Bedachung wird sodann beeinträchtigt durch die Pappendeckelgothik des Thurmes der mit der Hofburg verbundenen Kirche der Augustiner, welcher hinter ihr aufsteigt. Die jetzige Gestalt dieses Thurmes ist ein Werk der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Den Beschluß der eigentlichen Burg gegen Südost hin macht das anspruchslose Palais des Erzherzogs Albrecht (1801—4 erbaut, 1865 bis 67 etwas umgestaltet), dessen Anhängsel, das bis an den Ring vortretende und im Gesammtbilde der Burg mitsprechende große Beamtenwohnungsgebäude leider den trivialsten modernen Stuckstil zur Schau trägt.

Als die Burg gebaut wurde, lag sie, wie bemerkt, außerhalb der Stadt, nur deren Mauerzug berührend. Dieselbe schob sich indeß ihr nach. Die Wohnungen der Ministeriellen und Bediensteten und ein Kloster drängten sich so unverfroren an sie heran, daß die Passage, welche im Rücken der Burg nachträglich wurde, ihrer Engigkeit wegen bei dem jetzigen starken Verkehr als wirklich lebensgefährlich bezeichnet werden muß.

Bei diesem Zustande wurde es selbst einem Fischer von Erlach, den Karl VI. mit der Erweiterung und Erneuerung der Hofburg in großem Stile betraute, nicht möglich, das Antlitz derselben gegen die Stadt hin wirkungsvoll zu gestalten. Es hätte ein ganzes Quartier abgerissen werden müssen, wenn man die nöthige Distanz für diese großartige Triumphalarchitektur hätte gewinnen wollen.

Beabsichtigt war, der Burg gegen den Kohlmarkt zu eine herrliche

Front zu geben, wobei die Winterreitschule den rechten, ein gleiches Gebäude gegen die Schauflergasse den linken Flügel zu bilden gehabt hätte. Bei der Einfahrt vom Michaelerplatz wäre man durch ein mächtiges Fahrthor in eine Rotunde und durch diese in den umgestalteten Burghof gelangt.

Dieser Plan gelangte nur stückweise zur Ausführung; es entstand die Reichskanzlei, welche den bis dahin gegen die Stadt geöffneten Burghof zuschloß, ferner die Gebäude des Bibliothekplatzes (welche indeß erst Joseph II. vollendete) und die Ecke gegen den Michaelerplatz, an welche sich das Hofburgtheater angliederte. Aber diese drei, einer großen Wirkung fähigen Partieen verbinden sich zu keiner Folge und Steigerung und werden auch an und für sich durch ihre Nachbarschaft geschädigt.

Die Fassade der Reichskanzlei ist ungeachtet des verdrießlich gefärbten Verputzes, der neben dem Stein zur Anwendung gekommen, eines Kaiserpalastes würdig. Ihre Dimensionen sind achtunggebietend, die Verhältnisse bedeutend, die Eintönigkeit der Gliederung wird durch die von Statuengruppen flankirten, von Balconen überdachten drei Portale aufgehoben. Aber die Oede der übrigen Fassaden dieses großen Hofes macht wieder Alles zu nichte; sie protestirt geradezu gegen die Geschmücktheit dieser einzigen Front. Dieselbe wird außerdem sehr geschädigt durch das kolossale dunkle Erzmonument des Kaisers Franz I., das überhaupt für den Hof zu groß ausgefallen ist. Aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts (von 1846) stammend, leidet es an Schwere und Kälte der Formen, welchen Eindruck die schwarze Farbe des Metalls noch verstärkt. Die Architekturformen der Reichskanzlei erscheinen dagegen unbedeutend und schwach. Die letzteren stehen auch in keinem Rapport zu dem schon erwähnten Renaissancethor des Schweizerhofes.

Was sodann die Architektur des Josephplatzes, dieser einstigen Turnierstätte, betrifft, so ist dieselbe vornehm, fast kühl reservirt und von imponirenden Dimensionen. Diese Architektur besitzt indeß doch Geschmeidigkeit genug, um noch in einem starken Contrast zu dem klassicistisch steifen Imperatorendenkmal Joseph II. zu stehen, das der ganzen Art und Weise dieses Fürsten so wenig entspricht. Dasselbe wurde im Jahre 1807 enthüllt. Noch mehr aber wird die Architektur dieses Hofes beeinträchtigt durch die Unmöglichkeit, sie in gehöriger Distanz zu betrachten, sowie durch die Zusammenstellung mit kleineren Bauten späterer Zeit.

Ganz dicht vor die offene Seite des Hofes haben sich nämlich zwei kleine Adelspaläste hingestellt, Pallavicini und Palffy. Mit so respectvoll geringer Höhenentwickelung sie sich auch dem fürstlichen Bau gegenüber begnügen, so stören sie nichts destoweniger ungemein. Ihre steifleinene Klassicistik reicht vollkommen aus, um uns aus der historischen Atmosphäre, welche den Schloßbau umspielt, herauszureißen. Die Ecke der Burg gegen den Michaelerplatz zu hat eine interessante Gestaltung durch den vorgeschobenen abgerundeten Pavillon der Winterreitschule, durch das unter Maria Theresia erbaute Hofburgtheater und durch das schwungvolle Nischenportal

erhalten. Aber das letztere ist geradezu eine Ruine geblieben; der jedenfalls sehr pompös gedachte Aufsatz fehlt und die Architekturformen verlieren sich in rohem Mauerwerk. Es wird zwar ohne Frage bei dem jetzt in Angriff genommenen Neubau der Hofburg auch dieses Fragment seine Ergänzung erhalten, aber leider nicht nach den ursprünglichen Entwürfen, denn diese sind verloren gegangen. Der Versuch, den Anblick der Burg an der Ostseite, wo man vom Opernhaus her in die Stadt gelangt, durch Decorirung der Augustiner-Bastei-Wand mit Nischen und Flußfiguren zu verbessern, ist nicht besonders glücklich ausgefallen. Die Residenz wird an dieser Stelle sogar durch ein in nächster Nachbarschaft stehendes Privathaus, den luxuriös und effectvoll gebauten Ziererhof, überboten.

Wir haben die Hofburg als wesentlichen Bestandtheil des Stadtbildes vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet. Sie hat uns unbefriedigt gelassen. Es giebt indeß noch einen anderen Standpunkt, von dem aus ihre Mängel zum Theil als Vorzüge erscheinen, wenn man ihre Gestalt nämlich als ein Document der Gesinnungen ihrer fürstlichen Bewohner ansieht. Die Gutmüthigkeit und Ungezwungenheit im Umgang mit ihrem Volk, welche die Habsburgischen Herrscher sich so recht eigentlich von ihren Wienern angeeignet haben, sie waren es, welche die Burg eines Theiles ihrer fürstlichen Attribute entkleideten. Sie sind es gewesen, welche die vertrauliche Annäherung der Adels- und Bürgerhäuser gestatteten. Joseph II. ließ z. B. die den Bibliothekhof absperrende Mauer niederreißen, um die schon erwähnte Passage zu eröffnen. Er war es, welcher den Paradeplatz mit Bäumen bepflanzen ließ und ihn dann dem Publikum als Belustigungsort übergab. Franz II. legte dicht vor der Burg den Volksgarten an. Die Herren der Hofburg ließen es auch zu, daß die sehr gemischte Fluth der Straßenströmung den ganzen Tag von der Stadt zum Ring und umgekehrt durch die Höfe der Residenz hindurchspülte; und das ist noch so.

Der jetzige Träger der Krone hat diese volksthümlichen Traditionen nicht verleugnet, und ganz im Sinne seiner Vorfahren hat er gehandelt, indem er, als die Frage des Neubaues der Residenz gelegentlich der Anlage der Ringstraße brennend wurde, erklärte: „Ich will an die Vollendung meines eigenen Hauses nicht früher schreiten, bis nicht die öffentlichen und Privatbauten meiner lieben Wiener beendet sind, dann aber soll meine Baulust und Bauthätigkeit gegen die Uebrigen wohl nicht zurückbleiben.“

Kirchen der Barockzeit.

Die Betrachtung der Hofburg hat uns an die Schwelle der neuen Zeit geführt; wir müssen aber nochmals zurückkehren in's XVII. Jahrhundert und Notiz nehmen von den zahlreichen Kirchen-Neubauten und Kirchen-Umgestaltungen, welche die Zeit des Barocks in der bekannten Weise ausgeführt.

Die Fassaden sind theatralisch und kalt; das Innere zeigt meist eine Ueberladung mit bombastischem Prunk. Das bedeutsamste, effectvollste Interieur besitzt die Universitäts- resp. Jesuitenkirche (gestiftet 1628), welche ihre reiche malerische Ausstattung aber erst im Jahre 1700 durch den bekannten Intrasigenten des Barockstiles, den Pater Andrea del Pozzo, erhalten hat. So sehr diese Barockkirchen in ihrer Gesammtheit ein bedeutsames Moment zur charakteristischen Erscheinung der Altstadt abgeben, so tritt uns doch keine in ihrem Aeußeren als besonders hervorragend entgegen.

Die Vorstädte.

Ehe wir nun in's Auge fassen, was die neuere Zeit zur Physiognomie der Altstadt hinzugefügt, haben wir unsere Blicke hinüber zu richten auf die Quartiere jenseits des Rings, auf die einstigen außerhalb der Festung gelegenen Vorstädte. Nicht früher als mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts kommen sie in Betracht. Was das Mittelalter und was die eigentliche Renaissance gebaut, das ist alles bei den türkischen Belagerungen gräulich verwüstet oder total vernichtet worden. Die Vorstädte wurden zweimal, zur Zeit der ersten und unmittelbar vor dem Eintritt der zweiten Türkenbelagerung 1529 und 1683 in Brand gesteckt.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß die von den verarmten Einwohnern nachher auf den Brandstätten erbauten Häuser ein sehr dürftiges Aussehen erhielten. Wenn man von den Hauptverkehrsadern abschweift, geräth man in Gäßchen, wo sich jene kleinen spießbürgerlichen Häuschen erhalten haben. Man könnte dann meinen in irgend einer Provinzialstadt zu sein, würde sich nicht hie und da die verkleinerte Nachbildung eines modernen Ringstraßenpalastes mit all dem bekannten Stuckfirlefanz dazwischen schieben, entweder ein Wohnhaus eines zum Fabrikanten ausgewachsenen Gewerbsmannes dieses Bezirks, der in der Nähe seines Geschäftes bleiben will, oder eines zu Vermögen gekommenen Hausknechtes, der es vorzieht, am Orte seiner Herkunft als ein großes Thier angestaunt statt in der Altstadt oder auf dem Ring von den Millionären höhnisch über die Achsel angesehen zu werden.

Aber einen Theil des durch die Verwüstung der Türken frei gewordenen Terrains verwendeten der Hof und die Großen zur Anlage von Lustschlössern mit zugehörigen Parks, zu sog. Sommerpalästen, die heutzutage bis auf wenige wieder verschwunden sind. Durch das siegreiche Vordringen Prinz Eugens in Ungarn konnte die Türkengefahr wenigstens auf lange hinaus als beseitigt angesehen werden. Er selbst feierte seine ruhmreichen Erfolge, das glänzende Aufsteigen seines Gestirns durch die großartige Anlage des Belvedere. Die Mannsfeld, Schwarzenberg, Liechtenstein und Andere blieben nicht zurück und so entstanden jene, im Bilde Wiens so erquickenden, nicht zu entbehrenden Ruhepunkte.

Der Kaiser Leopold I. erwählte die liebliche Gegend von Hietzing,

um ein zweites Versailles, das Schloß von Schönbrunn, zu bauen, das jedoch nebst der Gloriette erst Karl VI., dessen große Tochter und dessen Enkel vollendet haben. Der Plan dazu wurde 1696 von B. Fischer von Erlach entworfen. Leider entfernte man sich aber bei der Ausführung von dem ursprünglichen Entwurf in einer Weise, wurde auch im Detail so banal, daß die äußere Erscheinung des Schlosses keinen künstlerisch bedeutsamen Eindruck hervorzubringen vermag.

Dagegen hat man es eminent verstanden, den architektonisch zugeschnittenen Park mit seinen Wasserkünsten und dem von der Gloriette gekrönten Hügel zu einem Bilde von unvergleichlichem Reiz zu vereinigen; es ist eine lebendige Theaterdecoration in großartigstem Stile, deren man nach Durchschreitung des Schloßportales ansichtig wird.

Kehren wir indeß durch das Gewühl der Mariahilferstraße wieder nach der Stadt zurück. Nachdem der prachtliebende Karl VI. in der Anlage pompöser Schloßbauten vorangegangen war, ließ er auch einen Tempel entstehen (1716—37), aus dem uns nicht minder ein Triumphlied entgegentönt, als aus jenen stolzen Werken weltlicher Größe.

Die Kirche des heiligen Karl von Borromäus unweit des Schwarzenberg-Palastes, drüben über dem Graben, worin die Wien sich schlängelt, wenngleich ihre Entstehung zunächst dem Anlaß der Abwendung der Pest verdankend, verkündet das Hochgefühl der römischen Kirche, die sich auf ihren neuen Grundlagen trotz der Zerspaltung ihrer Macht als Siegerin fühlte. War es ihr doch gelungen, große Gebiete zu behaupten, die ihr schon entrissen schienen.

Sie verherrlichte diesen Sieg an einem ihrer Hauptwaffenplätze unter dem Namen des großen Gegenreformators, des heiligen Carlo Borromeo, in den flotten kühnen Formen des Barocco, das sich als ein treffliches Gefäß für ihre neuen Daseinsbedingungen erwies. Es hätte nicht leicht etwas Charakteristischeres gefunden werden können, als das frappirende Motiv der beiden Triumphalsäulen, welche mit Giebel und Kuppel der Kirche in einem rauschenden Accord zusammenklingen. Der Schöpfer dieses Meisterwerks, das, trotzdem es der Zeit nach der Periode des Rococo angehört, noch die stolze Grandezza der Barockarchitektur bewahrt, ist wieder der große B. Fischer von Erlach. Da derselbe aber im Jahre 1723 starb, erlebte er die Vollendung der Kirche nicht mehr. Dieser große Wurf gelang Fischer indeß nicht auf das erste Mal; zuvor schon hatte er (1702) die St. Peterskirche in der Altstadt geschaffen, auch einen Kuppelbau, an und für sich ein sehr anerkennenswerthes Werk, aber hinter der Karlskirche doch weit zurückbleibend.

Bauwerke aus der Zeit des Rococo und Zopf.

Auf die gewaltige Baubewegung, die wir eben geschildert, folgte naturgemäß eine Pause der Ebbe, umsomehr als Maria Theresia, als

sie den Thron bestieg, auf längere Zeit die ganze Kraft der Monarchie daran setzen mußte, die Angriffe auf ihre Machtstellung abzuwehren. So ist denn das eigentliche Rococo in Wien nicht sehr stark vertreten. Außer dem Inneren von Schönbrunn und den betreffenden Partien der Hofburg ist namentlich die alte Universität (1753—55), jetzt Akademie der Wissenschaften, hervorzuheben. Ihre wundervolle Fassade, an welcher nur das obere Halbgeschoß nicht ganz befriedigt, beweist die nachhaltige Wirkung, welche die Schöpfungen Fischers auf die Wiener Baukunst ausübten. In der Abgeschiedenheit des kleinen Platzes erscheint sie doppelt reizvoll, und im Mondlicht wahrhaft entzückend.

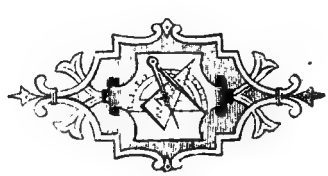
Hie und da findet man auch in der Stadt ein Privathaus in das picante Negligé des Rococo gekleidet, wir nennen z. B. das Haus am Hof Nr. 12 und das Haus Nr. 11 am Hafnersteig.

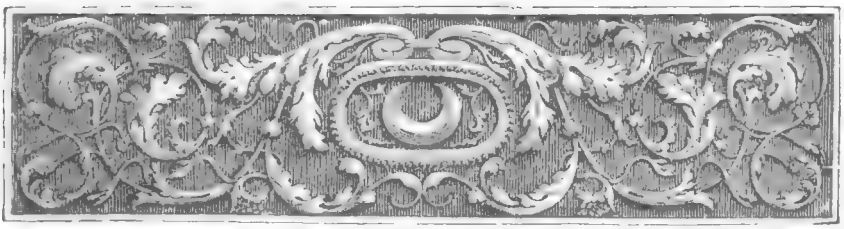
Die Spätzeit des letzten Jahrhunderts, die Zeit des hochherzigen, aber unglücklichen, mit seinen großen Plänen scheiternden Fürsten, Joseph II., hat nicht viel hinterlassen. Schon an der Gloriette (1775—80), noch mehr aber an der Fassade des Kriegsministeriums ist das Einfrieren der frohen Kunst, der Renaissancekunst, wahrnehmbar.

Bauten der Napoleonischen und der Biedermaier-Zeit.

Die Napoleonische und die Biedermaier-Zeit, jene Zeit, in welcher die Architektur in Wien unter die bureaukratische Dictatur des Hofbaurathes sich beugen mußte, haben glücklicherweise an der Physiognomie der Stadt wenig verändert. Während der Stürme hatte man weder Mittel noch Muße und nachher folgte die Ruhe der Ermattung. Speciell anzumerken ist noch, daß Franz I. (wie er sich als nunmehriger Kaiser von Oesterreich nannte) zwar 1817 die Stadt als Festung aufhob; das änderte indeß am topographischen Bilde derselben wenig, da nur die von den Franzosen im Jahre 1809 gesprengten Vorwerke beseitigt, einzelne Basteien abgetragen und der Stadtgraben bepflanzt wurde.

Außer den bereits genannten Zuthaten zur Hofburg, welche mit dem Glacis in bessere Verbindung gesetzt ward und jenes schon erwähnte dorische Thor vorgelegt erhielt, wäre noch die triste Copie des sogenannten Theseustempels in Athen im Volksgarten zu erwähnen, deren Entfernung gewiß Niemand bedauern würde. Auch die langweilig melancholische Nachbarschaft, welche jene Zeit durch Erbauung des polytechnischen Instituts der Karlskirche verschaffte, bleibt zu beklagen. Der Architekt J. Schemerl erbaute dasselbe von 1805—15.





Land und Leute in Bulgarien.

Von

M. Foltirineanu.

— Berlin. —

I.

Vor kaum einem Jahrzehnt waren die Bulgaren, auf die heute die ganze gebildete Welt mit Spannung blickt, dem Westen Europas fast gänzlich unbekannt. Man wußte wohl, daß eine Provinz des türkischen Reiches die „Bulgarei" genannt werde; hie und da drangen auch einige interessante Nachrichten über Land und Leute in weitere Kreise, daß aber einst der Frieden Europas von dieser unscheinbaren Provinz abhängen könnte, ahnte Niemand. Mit einer unbegreiflichen Geduld hatten die Bulgaren durch Jahrhunderte das schwere Joch getragen, das ihnen die Osmanen auferlegt, nachdem sie der Welt das Schauspiel gegeben, wie ein Volk nicht blos die Sprache seiner Vorfahren, sondern auch seine ruhmreiche Vergangenheit vergessen kann. Aber den Namen der Bulgaren gänzlich aus der Geschichte der Gegenwart auszulöschen, war ihren Bedrückern doch nicht gelungen.

Die Bulgaren sind keine Autochthonen des Balkangebietes. Aus dem Osten her war im fünften Jahrhundert eine wilde Ugrierschaar in Mösien eingedrungen und verwüstete die oströmischen Provinzen. Die Byzantiner nannten die mordbrennerische Horde Bulgaren und deren früherer Wohnsitz an den Ufern des tatarischen Atel (Wolgastrom) hieß das Wolgagebiet. Ihre Sprache, ugrisch-finnischen Stammes, glich derjenigen, welche die Samojeden heute noch sprechen. Bis vor die Mauern von Byzanz dehnten die Bulgaren ihre Raubzüge aus und zwangen Kaiser Anastasius zur Zahlung eines Tributs. Die hohen Summen erregten aber ihre Habsucht in noch höherem Grade. Selbst eine zwanzig Fuß dicke Mauer, welche

die Byzantiner zu ihrem Schutze aufführten, konnte die Barbaren nicht abhalten. Unter Justinian war die Noth so weit gestiegen, daß der Kaiser sich gezwungen sah, den in Ungnade verbannten Feldherrn Belisar anzuflehen, daß dieser sich an die Spitze des oströmischen Heeres stelle. Da gelang es erst, den Feind zu schlagen, der durch die Uneinigkeit unter den Häuptlingen seine Macht eingebüßt hatte. Erst als sich die Bulgaren, von denen viele Mösien bereits verlassen hatten, mit den Walachen aus dem Hämus und Pindus verbanden und unter der Herrschaft der Brüder Peter und Asan das vlacho-bulgarische Reich gründeten, wurden sie wieder der Schrecken von Byzanz, bis sie der Abzug der Walachen in die nördliche Donauebene wieder in ihre frühere Ohnmacht zurückwarf.

Nun vollzog sich ein Phänomen, das von seiner Merkwürdigkeit doch nichts einbüßt, wenn es auch nicht einzig in der Geschichte dasteht. Der ugrisch-finnische Volksstamm slavisirte sich gänzlich. Bereits im neunten Jahrhundert sprachen die Bulgaren mit Vorliebe das Serbische und bald vergaßen sie ihre Muttersprache, von der sich nur einige chasarische Worte im Bulgarischen erhalten haben. Einige Sitten erinnern noch an den tatarischen Ursprung der Bulgaren. Wie der Tatare rasirt sich ein Theil des Volkes das Haupt, indem sich die Männer auf dem Scheitel ein Büschel Haare stehen lassen, das sie sorgfältig nach Art des chinesischen Zopfes flechten; wie der Sohn der Steppe ist jeder Bulgare von seinem Pferde unzertrennlich. Selbst der ärmste Mann besitzt ein Pferd und wäre es ein noch so elender Klepper; denn auch kürzere Wege von einigen hundert Schritten macht der Bulgare fast immer zu Pferde.

Viele Jahrhunderte hat es gewährt, ehe im geknechteten Volke das Nationalitätsbewußtsein heraufdämmerte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts begannen die schwachen Versuche, das Türkenjoch abzuschütteln; allerdings gelangen dieselben nicht, aber sie hatten doch das Gute an sich, daß sie das Volk aus seiner Starrheit aufrüttelten. Die Erinnerung an Pasvanoghlu, den geächteten Heiducken, welcher der mohamedanischen Macht Trotz geboten, lebte heut noch im Volke, und der Widerstand dieses Mannes war nicht vereinzelt geblieben. Die Wälder und Gebirge waren belebt von kühnen Männern, welche gegen die Osmanen den Krieg bis auf's Messer führten. Die Heiducken waren keine niedrigen Straßenräuber, die des Geldes wegen mordeten, sondern Männer, die sogar türkische Festungen belagerten und zur Uebergabe zwangen. Als der Freiheitsruf der Griechen 1821 erscholl, eilten bulgarische Freischärler nach dem Süden und vergossen ihr Blut für die Freiheit der Hellenen. Held „Botzaris" war ein Bulgare aus Vodina, Namens Botschar.

Tirnova ist von jeher die Stätte der nationalen Freiheitsbestrebungen gewesen. Aehnlich der Hetärie von 1821 gründeten hier die Didaskalen (Lehrer) einen Freiheitsbund. Unter dem Vorwande die Feste der Panaghia (heilige Jungfrau) zu feiern, versammelten sich alle freiheitsdurstigen

Patrioten in der Umgegend der alten Königsstadt. Nachts kamen sie auf den Friedhöfen der Klöster zusammen, wo Pläne entworfen, Berichte über das Fortschreiten der Propaganda entgegengenommen und neue Ankömmlinge eingeweiht wurden, die bei den Gebeinen der Todten den Eid der Treue leisten mußten. Beim Scheine der Morgenröthe trennten sich die Freiheitsfreunde und zogen, Aposteln gleich, hinaus, um neue Anhänger für die heilige Sache zu werben. Die bulgarische Hetärie breitete sich immer mehr aus; sie war 1837 schon nahe daran, eine Proclamation an das Volk zu erlassen, als sich ein Verräther einschlich. Ein Bewohner des Dorfes Elena bei Tirnova sollte eingeweiht werden, doch ehe er den Eid leistete, verlangte er, die Liste der Hetäristen kennen zu lernen. Man zeigte ihm dieselbe bereitwilligst, da man annahm, in jedem Bulgaren lebe die Sehnsucht nach der Unabhängigkeit des Vaterlandes, aber er verrieth die Namen der Patrioten an den Pascha. Viele Verschwörer wurden hingeschlachtet, einer der eifrigsten Agitatoren, Antoniu, Didaskal von Tirnova, ein Zinzar von Geburt, wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt und in das Bagno von Constantinopel geschleppt. Fast alle Verschwörer wurden der schwersten Folter unterworfen, die beinahe in jedem einzelnen Falle den Tod nach sich zog.

Aber diese Grausamkeiten konnten den Freiheitsdrang der Bulgaren nicht vernichten. Schon 1838 erhoben sich die Bauern aus der Umgegend von Sophia und belagerten Jarkoi, die Festung unweit der Hauptstadt des heutigen Fürstenthums. Milosch Obrenowitsch, der Fürst von Serbien, hatte den Insurgenten Hülfe zugesagt, und in der That eilte ein Hauptmann von der serbischen Grenze mit seinen Truppen herbei. Aber Milosch, dem es um die Befestigung seiner Dynastie zu thun war, und der daher nicht offen gegen den Sultan auftreten wollte, ließ den Hauptmann im bulgarischen Lager gefangen nehmen und pfählen. Und als es zu Unterhandlungen zwischen der Pforte und den Insurgenten kam, bot Milosch sogar seinen Einfluß auf, um die Ansprüche der Bulgaren zu mildern. Die Folge dieses Aufstandes war der Ferman von Gülhane, der scheinbar den Bulgaren mehr Freiheiten gewährte, in der That aber das Joch noch drückender machte. Auch an späteren Versuchen, ihre Unabhängigkeit zu erlangen, ließen es die Bulgaren nicht fehlen, sie scheiterten jedoch an der Macht der Verhältnisse.

Im Frühjahr 1841 brach ein Aufstand, der, ähnlich dem Aufstande der Römer gegen die Tarquinier, den Raub eines Mädchens zur mittelbaren Ursache hatte. Bulgariens Lucretia hieß Agapia. Von ihrer Schönheit entflammt, hatte sie der Neffe des Paschas von Nisch rauben lassen, um sie mit Zwang zum Muhamedanismus zu bekehren und sie dann zu seinem Weibe zu machen. Da sie der Ueberredung hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, mußte sie die grausamste Folter ausstehen, ehe sie sich der Gewalt beugte. Statt der frohen Feste, die sonst mit der Wiederkehr des Frühlings in Bulgarien gefeiert werden, herrschte tiefe Trauer im ganzen Lande;

statt des freudigen Jauchzens erklang der Ruf nach Rache. Unter Miloie, einem alten Heiducken, der noch unter Czerny Georg gedient hatte, und unter Gavra, einem greisen Priester von Leskovatz, zogen die Schaaren aus, zu denen sich bald die Aufständischen von Widdin und der Umgegend von Sophia gesellten. Im Defilé vor Kotna-Bogaz verschanzten sie sich, indem sie sich auf blutige Kämpfe gefaßt machten, und als der Bischof von Nisch zu den Aufständischen kam, um ihnen Demuth und Unterwerfung zu predigen, wurde er abgewiesen. Mustapha, der Gouverneur von Bulgarien, zitterte und bat in sehr demüthiger Weise den Fürsten von Serbien, daß er die Aufständischen besänftige. Währenddessen aber sengten und mordeten die türkischen Horden im Lande. Hundertfünfzig blühende Dörfer wurden eingeäschert, Grausamkeiten wurden vollbracht, die nur im letzten Kriege ihres Gleichen fanden.

Auch die Heiducken Panajot Hietow und Hadschi Dimitri versuchten einen Aufstand zu erregen. Ersterer wollte im Verein mit Philip Totju das Donau-Vilajet insurgiren, aber der damalige Gouverneur, Midhat Pascha, war wachsam. Von den türkischen Streifcolonnen verfolgt, gelang es ihnen kaum, mit Mühe und Noth in den Balkan zu entkommen. Denn die breiten Massen des Volkes blieben ruhig bei diesen Versuchen, trotzdem Serbien mit Nachdruck eine Erhebung unterstützt hätte, da es gerade im Conflict mit der Pforte wegen der Grenzfestungen war. Durch seine Grausamkeit war der Pascha verhaßt, deshalb athmeten die Bulgaren auf, als Midhat abberufen war.

Unter Hadschi Dimitri, Spiru Gerow und Stephan Karadscha zogen die „Jungbulgaren" von Bukarest mit dem Rufe „Freiheit oder Tod" herüber, aber die Heldenlegion fand nur den Tod in den Schluchten des Balkans. Auf politischem Gebiete hatten die Freunde der Freiheit kein Glück.

Wie die Griechen, Rumänen und Serben haben auch die Bulgaren ihre Emancipation auf kirchlichem Gebiete begonnen, indem sie sich 1860 vom Constantinopeler Patriarchat lossagten. Vergebens rief der Phanar die weltliche Hülfe des Sultans an, denn dieser entschied in weiser Vorsicht zu Gunsten des Volkes; war aber die bulgarische Kirche autokephal, d. h. selbständig geworden, so hörten auch die Hellenesirungsversuche der griechischen Geistlichen von selber auf. Wohl blieben die Bulgaren friedliche Unterthanen des Sultans, sie begannen jedoch das Haupt höher zu tragen, und sich selbst unbewußt, schlossen sie sich näher aneinander an. Der erste Versuch, der ihnen in so unerwarteter Weise geglückt, gab ihnen Vertrauen in die Zukunft. Die Erleuchteteren hofften auf einen unabhängigen bulgarischen Staat und sahen ein, daß sie zu ihrem Ziele nur durch Bildung und Wissen gelangen können; daher wurden überall Schulen gegründet, die Reichen schickten ihre Söhne nach Constantinopel, Bukarest und dem Westen Europas, und die Gemeinden steuerten zusammen, um unbe-

mittelten, talentirten jungen Leuten das Studium im Auslande zu erleichtern. So bereiteten die einfachen Ackerbauer und Hirten die Zukunft ihres Vaterlandes vor, indem sie erst die Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens zu sprengen suchten.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Nicht lange ist es her, daß die aufgeweckten macedonischen Rumänen und die schlauen Griechen sich über den in der That etwas unbeholfenen Bulgaren lustig machten und ihn ob seines großen runden Schädels „hohler Dickkopf" oder gar „Kürbis" schalten; heute dagegen trotzen die Dickköpfe ihren mächtigen Gegnern und ihre Staatsmänner beweisen eine Energie und Kaltblütigkeit, die man den jungen Leuten gar nicht zugetraut hätte. Der Spott ist nun verstummt und die Macedonier blicken erwartungsvoll auf ihre Nachbarn.

Daß der Bulgare, besonders der Rumeliote, seinen Nachbarn an Intelligenz nachstand, hatte seinen triftigen Grund in der trostlosen socialen Lage, in der er sich befand. Nicht genug, daß die Muhamedaner ihn verfolgten, beutete ihn der Grieche auch noch aus; der Donaubulgare dagegen und die Balkanbewohner sind lebhafteren Geistes und der Freude zugänglich, weil sie weniger zu leiden hatten, als ihre Brüder südlich des Balkans; ihr Gesichtsausdruck ist ein edlerer und ihre Tracht geschmackvoller. Die Aristokraten unter den Bulgaren sind die Pomaken im Rhodopegebirge; sie sind schlank gewachsen, brünett, während die übrigen Bulgaren meist blondes Haar haben. Sie sind voll Enthusiasmus und Fröhlichkeit; bei ihnen ist der Sinn für Poesie in hohem Grade entwickelt und ihre Lieder knüpfen oft an die Mythen des klassischen Alterthums an. Fast möchte man sie nicht für Bulgaren halten, wie wäre es aber zu beweisen, daß sie von den alten Thraciern abstammen?

Die Bulgaren sind im Allgemeinen ein friedliches Volk, dessen Thun und Lassen durchaus nicht der Idee entspricht, die man sich von dessen Vorfahren, den Widersachern des byzantinischen Reiches, macht. Die Bulgaren prahlen nicht so wie ihre Nachbarn, die Serben, die bis zum serbisch-bulgarischen Kriege allgemein als der tapferste Stamm unter den Südslaven angesehen wurden, aber die ersteren sind nichtsdestoweniger muthig und ausdauernd, trotzdem ihre Lieder nicht wie die Piesmas der Serben die Heldenthaten ihrer Vorfahren preisen. Ihrem früheren geknechteten Zustande angepaßt, erzählen ihre Volkslieder Begebenheiten aus dem täglichen Leben in einer äußerst merkwürdigen Kürze. Die poetische Schönheit der neugriechischen Tragudias oder die Energie der Piesmas darf man in diesen Liedern, die der Bulgare mit Begleitung der kleinen Flöte, der Svirka, oder der halbbirnenförmigen Guzla, einer primitiven Laute, singt, nicht suchen, denn ihre Verse durchweht tiefe Lebensverachtung und grenzenlose Wehmuth. Die Helden der Gesänge geben sich oft selbst den Tod. Mit düsterer Freudigkeit verlassen sie diese Welt, die ihnen nur Kummer und Leiden geboten; sie streifen die irdischen Fesseln ab, um dem Jammer zu

entfliehen, der ihr Leben von der Wiege bis zum Grabe erfüllt. Solche Lieder entsprechen dem in sich gekehrten Volkscharakter, der keine Freude aufkommen läßt und in der Arbeit das einzige Lebensziel erblickt.

Die Arbeit ist das Patrimonium der Bulgaren. Fast sämmtliche landwirthschaftlichen Producte, die die Balkanhalbinsel auf den europäischen Markt wirft, haben die Bulgaren angebaut. In der Donauebene bauen sie vorzüglichen Mais und Weizen; das Brot, das auf den Tisch des Sultans kommt, war stets aus bulgarischem Weizen zubereitet. Die Seidenraupenzucht in Eski-Zagra ist die bedeutendste in der ganzen europäischen Türkei; die herrliche Ebene von Kazanlik am südlichen Abhange des Balkans ist die fruchtbarste Gegend der Balkanhalbinsel; ertragreiche Nußwälder wechseln mit Rosenfeldern ab; in der Stadt wird das kostbare Rosenöl fabricirt, das im Orient sehr geschätzt und demjenigen von Schiras gleichgestellt wird. Die Bulgaren am nördlichen Abhange des Balkans entwickeln eine außerordentliche industrielle Thätigkeit; jedes Dorf zwischen Balkan und Donau ist eine große Fabrik. In dem einen werden Messer, in dem andern ausschließlich Töpferwaaren, im dritten Schmucksachen, in weiteren Dörfern Teppiche, Stoffe, Hausgeräthschaften 2c. fabricirt; jeder dieser bäuerlichen Arbeiter legt einen Fleiß und einen Geschmack an den Tag, den man bei den einfachen Leuten gar nicht vermuthet. Und die Städte bleiben natürlich hinter den Dörfern nicht zurück. Die Waffen der am Schipkapasse gelegenen Stadt Gabrovo sind in der ganzen Türkei berühmt, die besten Stücke in den Waffenbazars zu Constantinopel stammen aus Gabrovo, dessen Leinwand, Leder und Tuchwaaren nicht minder gesucht sind. Dieses Städtchen darf sich auch rühmen, die erste bulgarische Schule besessen und dadurch den Anstoß zur Erweckung des nationalen Geistes gegeben zu haben.

Das feste Band der Abstammung verbindet die Donaubulgaren mit den Rumelioten südlich des Balkans, aber trotzdem läßt sich die Wirkung der natürlichen Scheidemauer, welche die beiden Provinzen trennt, nicht verkennen. Die Sprache der Donaubulgaren klingt dem Russischen sehr ähnlich; außerdem haben sich bei den Nordbulgaren manche tatarische Sitten erhalten, während der Südbulgare fast ganz hellenisirt ist. Daher protestirte auch die griechische Regierung, als die beiden Provinzen durch den Staatsstreich von Philippopel sich vereinigt hatten, denn sie hatte gehofft, Rumelien dem griechischen Königreiche über kurz oder lang einzuverleiben. Die Bulgaren an der Donau sprechen mit einer ungeheuren Geschwindigkeit; die Worte sprudeln hervor, als ob sie nicht schnell genug über das „Gehege der Zähne“ hinaus kommen könnten; die Rumelioten dagegen reden gesetzter, ihre Satzconstruction ist zierlicher, obwohl auch ihre Zeitwörter, wie die des neugriechischen keinen Infinitiv besitzen.

Im Herzen von Bulgarien waren die Türken nie zahlreich gewesen, an der Küste jedoch zwischen der Donaumündung und Burgas gebot es der Pforte die Pflicht der Selbsterhaltung, Türken anzusiedeln. Hier

waren dieselben so zahlreich, daß sie viele Proselyten unter den Bulgaren machten, welche türkische Sitten annahmen und sich mit dem herrschenden Volksstamm identificirten. Seit dem letzten Kriege hat sich aber das Bevölkerungsverhältniß geändert; wer von den Türken der Niedermetzelung entging, suchte sein Heil in der Flucht. Ungefähr eine Million Muhamedaner sind von der Küste verschwunden.

Südlich des Balkans besitzen die „Romaicos", wie sich die Griechen außerhalb des Königreiches nennen, einen bedeutenden Einfluß, wenn sie auch nicht sehr zahlreich sind. Fast in jedem Dorfe leben einige Griechen, die es verstehen, sich unentbehrlich zu machen. Sie sind Schankwirthe, bringen Leben unter die Massen, sind zu allem bereit, selbst zu politischen Kundgebungen, die sie mit Meisterschaft inscenieren, sie treiben Handel, leihen auf Pfänder, sind Handwerker und vollbringen Alles mit großem Geschick. In der ganzen Provinz verbreitet, unterhalten sie einen lebhaften Verkehr mit ihren Stammesbrüdern; sie drängen sich überall vor, verstehen Lärm zu schlagen und bilden schon eine Gemeinde für sich, wenn sie zu Dritt in einer Ortschaft wohnen. In Philippopel und Tatar-Bazardschik sind sie zahlreicher; im Rhodopegebirge haben sie Stenimacho gegründet, eine Stadt, die fast ausschließlich von Griechen bewohnt wird.

In Rumelien leben wohl viele Muhamedaner, aber es sind keine Osmanen, sondern Bulgaren, die sich von ihren christlichen Brüdern nur dadurch unterscheiden, daß sie manchmal die Moschee besuchen. Sie hegen denselben Aberglauben wie die Christen, verehren dieselbe Hagiasma (geweihter Brunnen), tragen dieselben Talismane am Halse und sprechen ausschließlich bulgarisch. Es wäre daher nicht sehr schwer, sie zum christlichen Glauben zurückzuführen, da sie nicht intelligent genug sind, den Unterschied zwischen Koran und Evangelium zu empfinden. In der That haben schon Viele den muhamedanischen Glauben abgeschworen, und Andere werden ihnen folgen. Große Armuth hat sie vor Polygamie geschützt und der Fanatismus fand nicht den Weg zu den einfachen Leuten, deshalb herrscht eine friedliche Harmonie unter den Secten. Der thracische Boden ist das Heim der Toleranz; als im vierten Jahrhundert die christliche Lehre ihren Weg auch nach Thracien gefunden hatte, gewann sie viele Anhänger, deren Familien im alten Glauben verharrten, da ihnen der Unterschied der beiden Religionen fremd blieb.

Das Aeußere des Rumelioten, seine ewige Verlegenheit wenn er spricht, sind noch Zeugen einer langen und schweren Knechtschaft. Die Frauen sind selten schön und besitzen selbst in den zarten Mädchenjahren wenig Grazie. Ihre Kleidung ist nicht blos ärmlich, sondern auch geschmacklos und sitzt schlecht; das einzige malerische Kleidungsstück ist das Tscharschaff, das ellenlange Kopftuch, über das sie sehr oft einen Kranz grellfarbiger Feldblumen legen. Von Kindheit auf schwerer Arbeit geweiht, kann sich bei den Frauen die

holde Anmuth der Weiblichkeit nicht entwickeln, aber dafür wird ihre Intelligenz geweckt. Die Rumeliotin ist klüger als ihr Mann und übt einen großen Einfluß auf ihn aus, während die Griechinnen und Macedonierinnen von ihren Männern als verzogene Kinder behandelt werden.

Aermlich genug ist das Leben des Rumelioten. Wochen lang kann er, wenn er sich auf Reisen befindet, von Maisbrot und einem Schluck Branntwein leben. Den Verdienst hebt er sich sorgfältig auf und bringt fast die ganze Summe nach Hause; zu solcher an Geiz grenzenden Sparsamkeit wurde der Bulgare durch seine frühere Stellung im türkischen Reiche gezwungen. Er mußte sich das zum Leben Nothwendigste versagen, um den Haratsch (Kopfsteuer) und die übrigen, nicht geringen Abgaben zahlen und die Habsucht der Verwaltungsbeamten befriedigen zu können. Die Hütten der bulgarischen Dörfer sind aus Lehm und Flechtwerk gebaut und liegen kaum halb über dem Boden; sie bestehen meist aus einem Wohnraum, und wenn man in denselben eintreten will, muß man sich gehörig bücken. Immer herrscht ein düsteres Halbdunkel, da das Licht nur durch tellergroße Fensterchen, durch die offene Thüre und ein Loch im Strohdache Eingang findet. Haben sich die Augen an's Dunkel gewöhnt, so bemerkt man einige Schemel, etliche von der Bäuerin selbst gewebte Teppiche in bunten Farben, einen niedrigen runden Tisch und mehrere an großen Holznägeln aufgehängte irdene Töpfe. Die weißgetünchten Wände tragen ein oder zwei primitive Heiligenbilder. Die zusammengelegten Teppiche werden Nachts auf den gestampften und glatt geschmierten Lehmboden ausgebreitet und dienen der Familie zum Nachtlager.

Die bulgarischen Familien sind sehr zahlreich; sie umfassen nicht selten fünfzehn Mitglieder. Kommt ein Fremder zu ihnen, so versammeln sich Letztere um ihn, sehen ihn an und verharren in stummer Betrachtung, da der Bulgare überhaupt nicht redselig ist. Sie empfangen ihn aber auf's Beste, indem sie ihm vorsetzen, was die ärmliche Vorrathskammer birgt. Ihre Confituren und der gekochte und mit Honig versüßte Most schmecken ausgezeichnet; auch die Speisen sind wohlschmeckend, nur sind sie wenig gewürzt. Wenn auch Menschen und Wohnung ärmlich aussehen, so sind erstere doch gutmüthig und letztere reinlich; das ist schon sehr viel.

Das Leben des Ackerbauern schleicht freudelos dahin auf der Scholle, die nicht immer sein Eigenthum ist. Nur zu bestimmten Zeiten im Jahre, wenn in der Nähe Jahrmarkt abgehalten wird, verläßt er sein Dorf. Aus großer Entfernung strömen die Kauflustigen zu den aufgeschlagenen Baracken herbei. Ein Park von Bauernwagen, deren Räder keine Felgen besitzen, sondern aus einer kreisrunden Scheibe bestehen, umgeben den Markt; Pferde- und Rinderheerden weiden in der Ebene; helle Feuer lodern empor und über denselben schmort ein Schaf, ein ganzes Kalb, oder auch ein Ochs. So ein Jahrmarkt dauert nicht selten mehrere Wochen; da strömt Alles zusammen, was kaufen oder verkaufen will. Der Bauer

bringt Felle, der Europäer sucht Wolle, Seide und Getreide, die der Gutsbesitzer zu verkaufen hat. In den Baracken werden grobe Tuchwaaren, Wirthschaftsgegenstände und sonstiger Kleinkram feilgehalten. Merkwürdig ist es, daß die Bulgarin kein Verlangen nach Schmucksachen trägt, sondern sich mit einigen Schnüren Glasperlen begnügt. Da ist die Griechin ganz anders geartet. Eine befremdliche Ruhe, wie bei einem Leichenbegängniß herrscht auf dem Markte; schweigsam wogt die Menge auf und ab und bewundert die ausgestellten Kostbarkeiten. Keine Musik erschallt, kein Bänkelsänger besingt näselnd die neueste Mordgeschichte, kein Marktschreier erhebt seine Stimme, um seine Phiolen anzupreisen, Alles geht vielmehr seinen bedächtigen, ernsten Gang und der Bulgare behauptet dann, sich gut unterhalten zu haben.

Nur der Tanz ist im Stande, den Bulgaren aus seiner Apathie herauszureißen: nach der Tagesarbeit sammeln sich Burschen und Mädchen zum Hora-Reigen, oder zum Kolo, den die Romaicos „Labyrinth", oder „Guirlande" nennen, und der auch in Rumänien unter dem Namen „de brău" (Am Gürtel, weil sich die Tanzenden am Gürtel anfassen) zu Hause ist. Ersterer Tanz ist eine Art Reigen, an dem sich Jung und Alt betheiligen, da er keine besondere Geschicklichkeit erfordert, dabei aber doch der Springwuth der Tanzenden freies Spiel läßt; schwieriger dagegen ist der Kolo, der auch unter dem Namen „Romaica" bekannt ist, und ein Ueberrest der alten griechischen „Theorien" sein soll; dieser Tanz ahmte den Gang der nach Kreta abgesandten Menschenopfer durch das Labyrinth des Minotaurus nach und wurde in Hellas zur Erinnerung an Theseus getanzt. Die modernen „Theorien" verlangen große Gewandtheit besonders von Seiten der „Koriphäe", der Anführerin. In den mannigfaltigsten Wendungen rast die lange Kette über den Tanzplatz, wilde Rufe der Freude ausstoßend. Das ist nicht mehr der Bulgare von heutzutage, sondern der directe Abkömmling jener wilden Horden, die das oströmische Reich mordbrennerisch durchstreiften.

Noch wilder und dabei aller Schönheit bar ist der „Bärenfang", der daraus besteht, daß die Gesellschaft einen Burschen einzufangen hat. Unter dem Lärm einer barbarischen Musik und wildem Geschrei stürzt sich die Tanzgesellschaft wüthend auf den „Bären", bindet ihn und bringt ihn endlich gefangen ein. Je grotesker die Sprünge des Bären sind, je lauter sein Gebrüll, desto größer die Freude aller Anwesenden. Manchmal kommt die Freude wie ein Wuthanfall über den Bulgaren, dann zuckt der arme „Freudige" in heftigen Convulsionen, oft umschlingt er den Hals seines Pferdes vor heller „Freude" die ihn wie ein Fieber plötzlich befällt und sich ebenso plötzlich legt. Daß auch eine unglaublich barbarische Zerstörungswuth, eine thierische Wildheit den Nachkömmling der tatarischen Horden erfassen kann, hat der letzte Krieg mit seinen scheußlichen Greueln gezeigt. Selbst Kinder und alte Frauen — von den jungen und den Mädchen gar

nicht zu reden — wurden von den Bestien nicht verschont. Als Gurko mit seinen Reitern am Schipkapasse erschien, wurden ihm in den Dörfern Ehrenpforten gebaut, an denen je vier Türken baumelten; und als der General abgezogen war, mußten die Bulgaren an die Ehrenpforte. Das Blatt der modernen europäischen Geschichte, auf dem der russisch-türkische Krieg verzeichnet ist, erzählt von grausigen Thaten, die einen blutigen Commentar zum angeblichen Befreiungszwecke des Krieges liefern.

Bulgarien gehört nicht blos den Bulgaren allein; die übrigen Völkerstämme zusammengenommen dürften ihnen an Zahl nicht um Vieles nachstehen. Da finden wir Osmanen, Griechen, Rumänen, Serben- und Albanesencolonien, Armenier, Juden, Tataren, Tscherkessen und eingewanderte Donsche Kosaken, zu denen sich der Mannigfaltigkeit wegen auch noch Zigeunerbanden gesellen. Als die Dobrudscha noch zu Bulgarien gehörte, war die Musterkarte der verschiedenen Rassen noch vollständiger. Da lebten die Tatar-Nogaïs unvermischt unter ihrem Khan und durchzogen nomadisirend die Balkangegenden. Nach dem Krimkriege hielt ein neuer Schwarm Nogaïs seinen Einzug in Bulgarien und um das Gleichgewicht herzustellen, wanderten zehntausend Bulgaren nach Rußland aus, da sie sich vor den Fremden fürchteten; aber sie gingen in den alten Wohnsitzen der Tataren, die man ihnen angewiesen, elend zu Grunde, während ihre Nachfolger in dem bulgarischen Donaugebiete auch nicht auf Rosen gebettet waren. Noch trauriger gestaltete sich das Loos der Tscherkessen, die 1864 in die Türkei eingewandert waren und von der Pforte als Keil zwischen Bulgaren und Serben eingeschoben wurden. Nach echt kaukasischer Sitte pflanzten die Häuptlinge ihre Schwerter in den Boden, zum Zeichen, daß sie das Land als ihr Eigenthum und die Bulgaren als ihre Sclaven betrachten. Das bekam ihnen aber schlecht, denn an die Grenze der europäischen Cultur gestellt, hätten sie unter schwerer Mühe um ihr Dasein kämpfen müssen, wenn sie dasselbe menschenwürdig hätten gestalten wollen. Dazu waren sie aber zu faul, daher hielten Hungersnoth und Epidemien eine reichliche Ernte unter ihnen; ein Drittel der Eingewanderten ruhten bald unter der Erde, die sie sich durch Aufpflanzung des Schwertes erobert zu haben meinten. Nun begann ein abscheulicher Handel mit Mädchen und Knaben, aus dem manche Paschas ihr Profitchen zogen. Da kam man ja billiger weg, als wenn man die so oft besungenen Tscherkessenmädchen aus dem Kaukasus holen wollte. Die Harems in Constantinopel füllten sich bald mit diesen unglücklichen Geschöpfen und spieen dann ihre verdorbenen Opfer in die Provinzen, besonders aber nach Syrien und Egypten aus. Der Menschenhandel blüht in der Türkei heute noch im Verborgenen, trotzdem dessen Vorhandensein mit lautem Geschrei geleugnet wird.

Der letzte Krieg hat unter den Tscherkessen und Tataren stark aufgeräumt und die noch Vorhandenen sind fast Alle mit der Dobrudscha an Rumänien übergegangen; immerhin leben aber noch Manche in Bulgarien.

Die Kosaken und russischen Altgläubigen, die unter Katharina II. Herrschaft ihres Glaubens wegen hatten fliehen müssen, leben nun in Bulgarien und tragen nicht wenig zur Stärkung der Russenpartei bei.

Ein anderer kaukasischer Volksstamm hatte ebenfalls gefunden, daß es in Bulgarien gut sei und baute da seine Hütten; das sind die Armenier. Im Norden sind sie wenig zahlreich und besitzen wenig Einfluß; im Süden jedoch sind sie mächtig, nehmen aber auch an Zahl ab, weil das Bulgarenvolk von Tag zu Tag ärmer wird. Vom Ackerbau wollen sie Nichts wissen, dagegen ist der Handel ihr Lebenselement, in demselben sind sie zu Hause und verstehen es ausgezeichnet, Jeden, gleichviel ob Türke oder Christ, über's Ohr zu hauen, mögen sie Makler, Commissionäre oder Bankiers sein. In Folge ihres kriecherischen Wesens gegen die Machthaber sind sie bei der Bevölkerung verhaßt. Unter dem Deckmantel der Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit verbergen sie List und Heimtücke, daher hat der Bulgare viel von ihnen zu leiden; den Griechen und Rumänen dagegen sind sie nicht gewachsen, da diese ihnen von vornherein Mißtrauen und Verachtung entgegenbringen.

Nicht alle christlichen Bulgaren sind griechisch-orthodox; ungefähr sechszigtausend sind katholisch und haben ihren eigenen Bischof. Von den Orthodoxen werden sie „Pavlicaner" oder „Manichäer" genannt, da die Sage behauptet, daß sie die Nachkommen der Anhänger von Paulus von Armenien seien. Im achtzehnten Jahrhundert überschritt der Katholicismus auch die Balkankette und fand viele Gläubige in Rumelien. Bis 1835 durchzogen Wanderpriester die Provinz; dann kamen die böhmischen Ligorianer in's Land, gegenwärtig hat aber jedes katholische Dorf seinen Pater Capuciner, der mit absoluter Gewalt über seine Pfarrkinder herrscht und dieselben unter der Zuchtruthe einer strengen, kirchlichen Disciplin hält. Sie müssen regelmäßig zur Messe kommen, denn darauf hält der Pater sehr, und da die braven Leute geistig arm sind, fügen sie sich in jeder Beziehung dem Willen ihres Hirten, der auch auf weltlichem Gebiete die Rechte seiner Gemeinde vertritt. Diesen katholischen Bulgaren gehören die Rosenfelder von Kazanlik. Bereits im Alterthum waren die Rosen von Thracien berühmt, da sie selbst nach Rom zu den Rosenfesten gebracht wurden; es ist daher rückhaltlos anzuerkennen, daß die Bulgaren diese duftigen Blumen nicht haben verkommen lassen, wie so manche kostbare Naturgabe unter der Türkenherrschaft verkommen ist.

Ueberhaupt war der Verkehr zwischen den klassischen Ländern und Thracien ein äußerst lebhafter. Bereits im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung besuchten die Hellenen das Hämusgebirge. Im Thale des Hebros haben sie Münzen zurückgelassen, deren Prägung bei ihrer Auffindung in der letzten Zeit noch deutlich erkennbar war; so fand man Tetradrachmen von Athen, Geldstücke von Thasos, Maronäa und auch von Byzanz. In Thracien trafen die Handeltreibenden aus Hellas, den

Colonien im Aegäischen Meere und diejenigen von Dyrrachium und Apollonia am adriatischen Meere zusammen. Ein Vergleich der aufgefundenen Münzen und Medaillen läßt mit ziemlicher Sicherheit den Weg erkennen, den die Cultur nach Thracien genommen und wie sie im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt auch in die Thäler des Hämus eingedrungen ist. Im heutigen Bulgarien finden die Archäologen ein weites und dankbares Feld für ihre Forschungen und ihr Verdienst um die Wissenschaft wäre kein geringes, wenn sie mit Hülfe der vielen Funde und Ueberreste aus vergangenen Tagen es zu Stande brächten, ein vollständiges Bild der thracischen Urbewohner zu liefern und die Physiognomie des Landes herzustellen.

Auf welche Weise kam die Marmorsäule aus der Zeit Alexanders des Großen auf den muhamedanischen Friedhof von Tatar-Bazardschik? Die Ottomanen betrachten die Säule mit der altgriechischen Inschrift als Wunder wirkenden, geweihten Stein und legen auf ihn Fäden aus den Gewändern ihrer Kranken nieder, damit die Leidenden gesund würden; der Staub in der Nähe des Steines wird ebenfalls für wunderthätig gehalten. Die Inschrift der Säule giebt Kunde, daß hier eine Stadt mit griechischer Verwaltung gestanden, daß man in derselben die Panegyrien zu Ehren des Appollo gefeiert. Aus derselben Epoche stammen Bronzegegenstände, welche Meisterwerke athenienſischer Kunst sind. Nach und nach hatte sich die Cultur über ganz Thracien verbreitet. In den Ebenen standen einst zahlreiche Ortschaften wie die vielen Inschriften und Reliefs bezeugen, die man gefunden, und die Bewohner verehrten die griechischen Götter. Freilich hatten sich die Thracier ihre Götter nach ihrem Ebenbilde geformt. Die anmuthige keusche Diana ward bei ihnen zum Mannweib mit der Keule in der Hand, und Apollo stellte man als Jäger dar; außerdem verehrten sie einen Helden zu Pferde, der gegen viele Ungeheuer kämpfte. Ob dieser Held der Vorfahre des heiligen Georg gewesen, der gerade in der morgenländischen Kirche eine außerordentliche Verehrung genießt? Auch die alten Grabstätten, die sogenannten Tumuli, die man zu Tausenden in Bulgarien findet, sind ein Beleg für die hohe Cultur des alten Thracien.

In den wenigen Grabstätten, die man geöffnet, hat man Waffen und kostbare, griechische Schmuckgegenstände gefunden. Die Bulgaren wissen gar nicht, welche Kostbarkeiten ihr Boden birgt.

In der Heimat des Orpheus, im Rhodopegebirge, lebten die schon erwähnten Pomaken, muhamedanische Bulgaren, die vom Koran keine Ahnung haben und deshalb auch seine Vorschriften nicht befolgen, dafür aber die Samovilen und Diven, die bösen Geister, vor denen sich auch die Serben fürchten, in ihr Glaubensbekenntniß aufgenommen haben. Ihre Lieder geben den Piesmas der Serben an Schönheit und Energie nichts nach, und ihre Klephtengesänge sind zum Mindesten ebenso originell, als die der Griechen. Eins ihrer merkwürdigsten Lieder ist das vom Meister Urfen, der seine Svirka so herrlich zu blasen verstand, daß die

reißenden Thiere sich um ihn versammelten und den Tönen seiner Flöte andächtig lauschten. Selbst die bösen Geister, die ihm seine Urfenisa geraubt, besänftigte er durch sein Spiel. Vom Rhodopegebirge zog er hinab in die Ebene und lehrte die Menschen seine Kunst. Der innige Zusammenhang des hellenischen Orpheusmythus mit der Urfensage der Pomaken läßt sich nicht verkennen und ist um so merkwürdiger, als sich selbst bei den Romaicos nicht die geringste Erinnerung an das alte Hellas erhalten hat. Ein anderer Liedercyclus feiert die Ankunft eines wahrscheinlich arischen Volksstammes, der vom Norden her über die weiße, d. h. freie Donau in's Rhodopegebirge eingezogen ist und „Slovenen" geheißen hat. Von jenseits der Karpathen kamen sie her, weil ihre kranke Heimat sie nicht mehr ernähren konnte. An der Donau sperrten ihnen böse Geister und entsetzliche Ungeheuer den Weg, aber die tapferen „Slovenen" besiegten sie und unterwarfen sich die Barbaren, die ihnen in den Weg traten; sie verehrten die Naturkräfte, Sonne, Mond und Sterne, aber über diesen scheint noch ein höherer Gott geherrscht zu haben.

Die Lieder der Bulgaren sind schon mehrfach gesammelt worden, aber nicht immer stand das gewonnene Resultat in günstigem Verhältniß zur aufgewandten Mühe, die um so größer sein mußte, als in Bulgarien nur wenige einheitlich nationale Lieder vorhanden sind; die Lieder des Nordens sind im Süden unbekannt, fast jedes Dorf hat seine bestimmten Gesänge, die man außerhalb der Gemarkung selten zu hören bekommt. Und selbst die vorhandenen Liedersammlungen sind im Auslande, in Rumänien, in Wien und Belgrad gedruckt worden.

Das erste bulgarische Buch ist erst 1840 gedruckt worden, trotzdem die altbulgarische Literatur die Grundlage zu den Literaturen Rußlands, Serbiens und Croatiens gebildet hatte. Ein Mönch aus dem Kloster Rilo hatte im genannten Jahre eine bulgarische Uebersetzung der heiligen Schrift herausgegeben und legte damit den Grund zur bescheidenen modernen bulgarischen Literatur: lange Zeit blieb er ohne Nachahmer, erst nach vielen Jahren wurden in Rustschuk Schulbücher gedruckt, denen dann Uebersetzungen französischer und deutscher Romane folgten. Neuerdings haben auch einige nationale Dichter und Schriftsteller ihre Geisteserzeugnisse veröffentlicht, welche die Ansicht bestätigen, daß Bulgariens Zukunft nicht in der Poesie, sondern in den technischen Wissenschaften liegt, da fast jeder bulgarische Handwerker ein sehr hervorragendes mechanisch-technisches Talent besitzt.

II.

Bulgariens bedeutendste Handelsstadt an der Donau ist Rustschuk mit seinen 23 000 Einwohnern, seinem bedeutenden Handel nach Rumänien, seinen schmutzigen Straßen und kleinen Häuschen, zwischen denen sich hie und da ein elegantes Gebäude erhebt. Rustschuk ist der Sammelplatz fast aller europäischen Nationalitäten, die sich gegenseitig auf allen Gebieten eine

heftige Concurrenz machen und nicht immer in traulichem Verkehr zu einander stehen. Ein lebhaftes Treiben entfaltet sich am Hafen; zwischen den Schiffen hindurch schlüpfen die leichten Kähne, die ihre Insassen nach Giurgiewo hinübertragen. Am Ufer eilen die Verlader geschäftig über die improvisirte Schiffsbrücke, die das seine Ladung einnehmende Schiff mit dem Lande verbindet. In der zum Hafen hinabführenden Straße haben die Kaufleute ihre Comptoire aufgeschlagen, sie halten jedoch Börse unter freiem Himmel. Jemehr man sich vom Hafen entfernt, desto ruhiger wird der Verkehr, bis er in den Mehalen (Vorstädten) fast gänzlich verschwindet. Die reichen Europäer suchen sich das Leben so angenehm zu gestalten, als es die Umstände erlauben. Ausflüge in's herrliche Lorethal, zu den Obstgärten von Kale und Besarbovo sind sehr beliebt; im Winter tanzt man bei den verschiedenen Consuln, und wenn eine fahrende Schauspielertruppe nach Rustschuk verschlagen wird, so macht sie fast immer gute Geschäfte. Welch wüstes Treiben herrschte in der Stadt während des letzten Krieges! Wohl nie ist soviel Champagner geflossen als zu jener Zeit, da die russischen Offiziere in den Straßen herumtaumelten und mancher Unfug verübt wurde.

Von Rustschuk führt eine Bahn nach Varna; nach Tirnova jedoch muß man den Weg per Achse zurücklegen. Die lange Strecke bis Bjela bietet nichts besonders merkwürdiges: erst hinter dieser Ortschaft wird der Weg, der am linken Ufer der Jantra entlang führt, interessanter. Durch ein enges, von hohen Felsen begrenztes Thal wälzt der Fluß seine Gewässer der Donau zu; mit jedem Schritt gegen Tirnova macht sich die Nähe der Balkankette bemerkbar; der Boden weist eine merkliche Steigung auf, weshalb auch die hohe Gebirgskette von der bis zu 400 Meter über dem Meere steigenden Ebene betrachtet, nicht besonders hoch erscheint und mit seinem fast geraden Gebirgskamm nicht den großartigen Anblick gewährt, den man erwartet. Dafür aber entschädigt Tirnova mit seiner überraschend schönen Lage den Reisenden für die ausgestandenen Strapazen und die Einsamkeit auf der öden Landstraße mit den vereinzelten Dörfern, die meist abseits vom Wege liegen.

An dem Abhange eines Berges gelegen, von Wein und Obstgärten umgeben und von der Jantra durchschnitten, ist Tirnova eine der schönsten Städte Bulgariens. Der die Stadt überragende Felskegel ist nur durch einen schmalen Pfad mit der ersteren verbunden. Umgeben von grünenden Schluchten, bietet die alte Königsstadt mit ihren weißen Häuschen und den zahlreichen Gärten je nach dem Standpunkte, den man einnimmt, eine andere Ansicht; das alte Schloß liegt in Trümmern und die alte Kathedrale ist fast gänzlich vom Erdboden verschwunden; die heutige Metropolitankirche erinnert durch Nichts an Tirnovas stolze Vergangenheit. Die alte Herrlichkeit der Krals (Könige) ist mit diesen in's Grab gestiegen und das Centrum der Cultur, die von den bulgarischen Mönchen bis ins Herz des altrussischen Reiches getragen worden, hat nur noch Bedeutung als Krönungs-

stadt und als Sitz der großen Sobranje. Tirnova ist den Bulgaren stets das Symbol der Freiheit und Unabhängigkeit gewesen und hat als solches seine Bedeutung auch in diesen Tagen der Krisis nicht verloren; Tirnova oder Sveta-Horata, wie die Bulgaren die Stadt nennen, war das Mekka der geknechteten Bulgaren gewesen, sie wallfahrteten zu dem heiligen Berge, der einst Bulgariens Herrlichkeit getragen und besingen ihn heute noch in ihren Liedern. Eine größere Bedeutung wird erst Tirnova gewinnen, wenn die Bahnlinie von der Donau über Tirnova, Kazanlik und Eski-Zagra nach dem Süden hinabführen und eine andere Linie Tirnova mit Elena und Slivno südlich des Balkans verbinden wird.

Außerhalb der Stadt, die gegenwärtig ungefähr dreißigtausend Einwohner zählen mag, liegen zahlreiche Grabstätten, die nach der Sage die Gebeine Balduins I. von Byzanz und seiner gefangenen Begleiter bergen, die auf grausame Weise hingerichtet worden, nachdem der bedauernswerthe oströmische Kaiser die Schlacht bei Adrianopel, 1205, verloren. Die Berge der Umgegend sind kahl, nur von der Höhe von Arbanas winken die dunklen Laubwälder herüber, die sich aber leider auch von Tag zu Tag lichten, in Folge des unvernünftigen Abholzens.

Am engen steilen Ufer der Jantra entlang schlängelt sich der Weg nach Gabrovo in unzähligen Windungen. Die Vorregion der Balkankette macht sich bereits bei jeder Umdrehung der Wagenräder in unangenehmer Weise fühlbar, indem die Straße steil und holperig wird. Diese engen Thäler der Jantra sind die Blutzeugen der jungbulgarischen Insurrection, die in Bukarest ihren hoffnungsvollen Anfang genommen und in diesen Schluchten ihr blutiges, beweinenswerthes Ende gefunden. Hundertfünfzig Männer hatten es 1868 versucht, ihr Vaterland zu insurgiren, aber der Mangel an Enthusiasmus von Seiten ihrer geknechteten Landsleute ließ das gewagte Unternehmen scheitern. Wohl setzten die hundertfünfzig Männer der türkischen Macht energischen Widerstand entgegen, aber sie wurden in die Jantraschlucht gedrängt, wo sie Alle ohne Ausnahme mit der Waffe in der Hand den Heldentod starben.

Die Fabrikstadt Gabrovo wird von der Jantra durchschnitten, die sich über die Kalkfelsen in ihrem Bette hinabstürzt und ihre motorische Kraft fast jedem Hause, das an ihren Ufern liegt, leihen muß. Das schönste Gebäude der Stadt ist für die Schule bestimmt. Die Gabrovoer sind nicht wenig stolz auf ihre Schule, welche die erste in Bulgarien gewesen und bald das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestehens feiern wird. Jeder ist thätig, selbst die Nonnen des Klosters weben ein lodenartiges Tuch, das Scheïag, das weit und breit jedem andern Kleiderstoff vorgezogen wird. Die Stadt wird in fünf Quartiere getheilt, von denen jedes ein besonderes Handwerk betreibt; die bedeutendsten sind das Quartier der Messerschmiede und das der Töpfer. Die arbeitsfrohen Städter sind freiheitliebend; muthig traten sie früher der Willkür der türkischen Verwaltung entgegen und führten die Beschlüsse des Stadtrathes, in welchem die Mehr

zahl Bulgaren waren, aus, unbekümmert, ob es dem Pascha angenehm war oder nicht. Aus ihrer Mitte ist mancher Heiduck hervorgegangen, wie etwa der Memoiren schreibende Räuberhauptmann Panajot Hitow.

Zwischen Gabrovo und dem Nachbarstädtchen Travna hat sich ein Concurrenzkampf entsponnen, aus dem Bulgarien nur Vortheil ziehen kann. Einst werden diese beiden Schwesterstädte einen bedeutenden Platz unter den Städten der gesammten Balkanhalbinsel einnehmen.

Die denkbar schlechteste Straße führt in rapider Steigung zum bekannten Schipkapasse. Endlich ist man in die Hochregion der Balkankette eingetreten; der Urwald rauscht von dem Nordwind bewegt, der sich an der Felsenkette bricht. Der Anblick des Balkans ist bei weitem nicht so großartig, als man ihn bei einer so großen Seehöhe erwarten darf. Fast in gerader, wagrechter Linie hebt sich der Kamm der Kette vom blauen Himmel ab und wirkt beinahe ermüdend durch ihre Einförmigkeit. Nur der östliche Theil zwischen Kazanlik und Slivno bildet eine rühmliche Ausnahme mit seinen steilen Abhängen, seinen zackigen Spitzen und seinen imposantem Felsenchaos.

Hat man endlich den höchsten Punkt des Passes erreicht, so bietet sich dem Auge ein herrlicher Ausblick auf das nördliche Hügelland mit den hohen Laubwäldern, aus denen hie und da die Meiler schüchtern hervorlugen. An klaren Tagen sieht man bis zur Donau hinab. Zu den Füßen gähnt die tiefe Granitschlucht, durch die man heraufgekommen. Mit welchem Stolze mag General Gurko, nachdem er sein gewagtes Reiterstückchen ausgeführt, von der Höhe des Schipkapasses auf das gesegnete Rumelien hinabgeblickt haben, das selbst im Winter nichts von seiner Schönheit einbüßt! Am Fuße der Kette liegt das freundliche Dörfchen Schipka mit seinen Rosenfeldern und Obstgärten. Kazanlik, das duftige, ruht verborgen zwischen herrlichen Nußwaldungen und weiten, fast unabsehbaren Rosenculturen, die den Reichthum des Thales von Kazanlik bilden. In Schipka herrscht ein äußerst reger Gewerbefleiß; neben dem Rosenöl erzeugt das Dorf feines Linnen und kunstvolle Drechslerarbeiten. Hat man den Balkan nach Süden überschritten, so befindet man sich im Canaan der europäischen Türkei. Zahlreiche Bäche durchfließen das herrliche Thal, das durch die Gebirgskette gegen die rauhen Nordwinde geschützt ist; die zerstreuten Platanengruppen gedeihen hier vortrefflich und bilden einen malerischen Gegensatz zu den zahlreichen oft zehn Meter hohen Tumuli. An dem Bergabhange zur Linken windet sich die Straße von Schipka nach Kazanlik hinab.

Kazanlik war bis zum letzten Kriege eine vorwiegend türkische Ortschaft; seitdem sind aber viele Türken ausgewandert, trotzdem die Stadt noch unter türkischem Einfluß steht. Die Ueberzahl der weiblichen Bevölkerung bringt es mit sich, daß Kazanlik sich keines besonders guten sittlichen Rufes erfreut. Die verschiedenen Nationalitäten leben in besonderen Quartieren abgeschlossen von einander und verleihen der Stadt ein orientalisches Gepräge, das durch die keineswegs große Reinlichkeit

erhöht wird. Kazanlik hat aber auch gebildete Männer aufzuweisen, die im Westen Europas ihre Ausbildung genossen haben und dem Fremden mit ausgezeichneter Gastfreundschaft entgegenkommen. Selbst das Nonnenkloster von Kazanlik öffnet seine Pforte den Fremden, die einen Aufenthalt unter den arbeitsamen Schwestern demjenigen in einem schmutzigen Han vorziehen. Als Knotenpunkt zweier Balkanübergänge, die den Norden mit dem thrakischen Süden verbinden, steht Kazanlik eine große Zukunft bevor. Nachdem die Rosenölfabrikation von der erdrückenden zwei Mal erhobenen Steuer, der Rosen- und der Oelsteuer, befreit worden, wird diese Industrie einen bedeutenden Aufschwung nehmen und sich das Oelmonopol für Europa auch weiterhin erhalten. Die zahlreichen Thermen der Umgegend bilden ebenfalls einen kostbaren Schatz, der noch nicht gehoben worden ist, in nächster Zukunft aber Kazanlik zu einem großen Curort erheben wird. Der Mangel an Capital ist das große Unglück, das über Bulgarien lastet und jedes industrielle Unternehmen von vornherein verhindert, aber mit der Zeit werden auch die Bewohner des Rosenthales, wie das Sprichwort sagt, „Rosen pflücken".

Im Süden schließt der Chodscha-Dagh das Thal von der Philippopeler Ebene ab. Zwar führt ein Weg über Eski-Zagra nach Philippopel, aber derjenige zwischen dem Schipkabalkan und dem Chodscha-Dagh über Kalofer ist der interessantere, wenn auch bedeutend längere. Die in der Nähe von Kazanlik entspringende Tundscha überschreitend, führt die Straße gegen Osten nach Kalofer, das Tuchweberstädtchen, das von der Ferne mit seinen Kirchen und Klöstern einen imposanten Anblick gewährt. Manche Sage knüpft an die Entstehung Kalofers an. Nach der am meisten Glauben findenden Legende, soll der Wojwode Kalimifir sich mit seinen Getreuen nach verlorener Schlacht gegen die Osmanen in diese Einöde zurückgezogen haben. Die gewerbefleißige Stadt, deren Häuser ohne Ausnahme entweder eine Tuch- oder Garnfabrik beherbergen, genoß einst große Privilegien, aber durch eine Feuersbrunst verlor sie den Ferman und mit diesem die in demselben verbrieften Rechte, die in ihrer Art recht merkwürdig gewesen sein müssen. Eins derselben bestand darin, daß kein Muselmann die Ortschaft betreten durfte, ehe er nicht seinen Thieren die Hufeisen hatte abnehmen lassen.

Einen bezaubernden Anblick gewährt die große Handelsstadt Philippopel, die sich amphitheatralisch von den Ufern der Maritza zu den Gipfeln der drei Hügel erhebt, welche dem alten Philippopel den Namen Trimontium verliehen haben. Auf einem wild zerklüfteten Gipfel liegt der „Grad" oder das Schloß, das von den Byzantinern erbaut sein soll. Mit der Schönheit des Panoramas contrastirt der sumpfige, zu Reispflanzungen verwandte Erdboden, der die Stadt umgiebt. Seit die Bahn Philippopel mit Adrianopel verbindet, hat die Maritza, der Hebros der Alten, seine commerzielle Bedeutung verloren, da er nicht schiffbar ist, und selbst die Kosten für die Beförderung des Getreides mittels Flössen sich zu hoch

stellen. Trotzdem hat er nicht aufgehört, der nationale Strom der Bulgaren zu sein, die ihre Ansiedelungen von Alters her an den beiden Ufern desselben aufgeschlagen hatten und auch späterhin wird er für die Bulgaren an Bedeutung noch gewinnen.

Auf dem Grad, der mit Trümmern aus einer besseren Zeit übersäet ist, erheben sich die modernen Gebäude der Reichen, da man von oben eine bessere Aussicht genießt, die schönen Gebäude besser in's Auge fallen und die Luft viel gesünder ist, als in der sumpfigen Ebene. Die Stadt in der Ebene ist ein Labyrinth von engen, schmutzigen Straßen, von denen jede einem bestimmten Handels- und Gewerbezweige Aufenthalt gewährt. Der bedeutende Handel wird von Griechen und spanischen Juden betrieben, die hier zahlreich sind. Wie in vielen Städten Rumeliens ist auch hier die Haupt-Moschee in Kreuzform aufgeführt, ein Beweis, daß das Gebäude früher eine Kirche gewesen. Auf der Höhe eines Hügelabhanges gelegen, beherrscht sie mit ihren bleigedeckten Kuppeln die Stadt und würde einen imposanten Eindruck machen, wenn sie nicht von schmutzigen Gäßchen umgeben wäre. Philippopel zählt viele römisch-katholische Bulgaren neben muhamedanischen und orthodoxen; selbst einige Protestanten sind vorhanden, da die amerikanische Mission hier eine Station hatte. Man muß es anerkennen, daß die New-Yorker Missionäre sich weniger auf die Seelenfängerei verlegen, als sie sich bemühen, die Moral der Bevölkerung zu heben, was freilich noch schwerer sein soll, als die Arbeit des Sisyphus. Erbauungsbücher und, was viel mehr werth ist, bulgarische Bibeln vertheilen sie unter das Volk, das kaum eine Ahnung hat von den Lehren des Evangeliums. Der Einfluß der Missionare, die man fast überall in der europäischen Türkei trifft, wächst von Tag zu Tage, trotzdem sie noch mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Die Verschiedenheit der Bevölkerung trat früher nicht nur in ihren Absonderungen nach Quartieren zu Tage, sondern auch durch die Farbe der Kleidung und der Häuser. Als die Moslims noch die Herrscher waren, durfte kein Rajah sein Haus roth anstreichen. Heute kleidet sich alles nach europäischem Schnitt und selbst die strumpflosen Füße der muhamedanischen Stutzer sind verschwunden.

Philippopel zählt gegenwärtig rund hunderttausend Einwohner, ist Sitz eines orthodoxen Erzbischofs, es entwickelt eine große industrielle Thätigkeit auf dem Gebiete der Seiden-Wollzeug-Fabrikation und wird bald Adrianopel in jeder Beziehung überflügeln. Die Eisenbahn hat es dem Meere und Constantinopel nahe gebracht, und nicht lange wird es dauern, bis es mit Sophia und Nisch verbunden sein wird. Dann wird sich erst die ansehnliche Stadt entwickeln, ihre Industrie wird sich heben und die Früchte ihres Ackerbaues werden den Weg auch nach Mitteleuropa finden.

Die Stadt hat eine bedeutende historische Vergangenheit. Von Philipp dem Mazedonier gegründet, wurde sie anfangs als Strafanstalt

benutzt, da sie inmitten der feindseligen Barbarenstämme zu exponirt war; aber bald schwang sie sich auf und wurde eine der bedeutendsten Städte des oströmischen Reiches. Selbst zur Zeit der Gothen, die hier den Kaiser Decius 250 n. Chr. schlugen, bildete sie ein Emporium des thracischen Handels. Im Jahre 1360 erschienen die muhamedanischen Kriegsschaaren vor ihren Thoren und sie mußten sich nach hartnäckiger Gegenwehr ergeben. Seitdem sank sie herab und erst in neuerer Zeit hat sie den ihr gebührenden Rang sich wieder erobert, den sie auch weiterhin behalten wird.

Tatar-Bazardschik, das vermuthlich so heißt, weil nie Tataren daselbst gewohnt haben, ist durch die Bahn mit Philippopel verbunden und eifert seiner großen Nachbarstadt auf dem Gebiete der Industrie nach. Durch die Nähe der Balkankette und der Rhodope ist seine Lage viel malerischer und der Aufenthalt ein weit angenehmerer. Wenn man auch in dem Städtchen den Comfort und die ziemlich guten Hauptstraßen Philippopels vermißt, so ist man durch die gesunde Luft und die landschaftlichen Annehmlichkeiten vollauf entschädigt. Auf dem Marktplatze steht der Bazar mit seinen niedrigen Budencomplexen und den engen freigelassenen Gängen, in die nur des Mittags ein Sonnenstrahl eindringt. Erzeugnisse des Auslandes paradiren in den Buden neben denen der Türkei, und die Kaufleute laden mit Zudringlichkeit zum Kaufe ein. Zwischen den Muhamedanern und Christen herrscht ein ziemlich gutes Einverständniß, denn erstere sind meist bulgarische Renegaten. Bazardschik war die erste Stadt in Rumelien, die eine Kirche hatte bauen dürfen. Auf Hügelland gelegen, lassen die Straßen an Ebenmäßigkeit viel zu wünschen übrig, aber der Ausblick auf die Stadt und die östliche Ebene ist um so malerischer. Auch Bazardschik geht einer bedeutenden Zukunft entgegen.

Bei einem so arbeitstüchtigen Volke, wie das der Bulgaren, werden bald jene Wunden, die ihm die Türkenherrschaft geschlagen, vernarben; der Wohlstand des Landes wird sich heben und manche von den Türken überkommene Unsitte verlöschen, jemehr sich das Volk in seiner Selbstständigkeit behaupten wird. Die zahlreichen Schulen, die neuerdings gegründet worden sind, werden ihre segensreichen Früchte tragen und den Bewohnern des Balkangebietes einen Platz im Kreise der civilisirten Völker Europas erobern. Ihr Handel mit dem Auslande hebt sich von Jahr zu Jahr und betrug noch den neuesten statistischen Publicationen im Jahre 1883: im Export 46,126,405 Fcs., von denen auf England allein elf Millionen entfielen, und der Import 48,929,975 Fcs., an denen Oesterreich einen Antheil von 15 1/4 Millionen und England einen solchen von 13 Millionen haben.

Die große Mehrzahl der Bulgaren hat es bereits begriffen, daß das Leben eines Volkes nur in der Freiheit lebenswerth ist und wird sich wohl nie mehr Fesseln anlegen lassen. Die nächste Zukunft wird es wohl lehren, ob das Volk den Schlachtruf der „Jungbulgaren": „Freiheit oder Tod" auf seine Fahnen geschrieben hat.

Ueber Formenschönheit, insbesondere des menschlichen Körpers.

Von

Theodor Lipps.

— Bonn. —

Es ist Streit, ob der Tonkunst ein über ihre sinnlichen Elemente, die Töne und Tonverbindungen hinausgehender Inhalt zukomme oder nicht, ob, anders gesagt, der Sinn des musikalischen Kunstwerks sich ganz und gar in dem erschöpfe, was es für unser sinnliches Auffassungsvermögen ist, oder ob es uns neben dem, was wir hören, noch etwas dem Gehörten Vergleichbares, dennoch inhaltlich völlig davon Verschiedenes zu sagen habe. Solche, die jeden derartigen außersinnlichen Inhalt und Sinn der Tonkunst glaubten leugnen zu müssen, haben sich gelegentlich auf die Analogie der Arabeske berufen. Diese Berufung ist der Anschauung verhängnißvoll. Nicht als fehlte die Analogie zwischen den beiden Arten menschlicher Kunstbethätigung überhaupt. Aber sie beruht, statt auf dem von jener Anschauung vorausgesetzten, vielmehr auf dem gegentheiligen Sachverhalt. Man meinte, wie die Schönheit der Arabeske unmittelbar und ausschließlich an den sinnlich wahrnehmbaren Elementen hafte, aus denen sie besteht, so auch die der Musik. Man hätte sagen müssen, so sicher bei der Wirkung der Musik noch etwas anderes mitspiele, so sicher werde dies auch bei der Arabeske der Fall sein.

Die Töne und Tonverbindungen der Musik, so meinen wir, können gar nicht umhin, in dem Hörer, bald mehr bald minder, solche Vorstellungen, Erinnerungen, Gedanken anzuregen und anklingen zu lassen, die einen den Tönen und Tonverbindungen verwandten Charakter tragen, oder in verwandter Art die Seele anzumuthen geeignet sind. Das in scharfen Dissonanzen verlaufende Tongefüge gemahnt an Dissonanzen überhaupt, das ernst und

gewichtig einherschreitende an solche Gedankeninhalte, die ein ähnlich ernstes und gewichtiges Gepräge haben u. s. w. Und alle diese nebenhergehenden Elemente sind, je nach der Stärke ihres Anklingens bei dem Eindruck, den das Tongefüge in uns hervorruft, mitbetheiligt.

Dem ist aber so nicht aus zufälligen Gründen, sondern gemäß einem allgemeinen psychologischen Gesetze, das wir kurz als das Gesetz der Miterregung des Gleichartigen bezeichnen können. Dies Gesetz muß natürlich, wenn es wirklich ein allgemeines ist, wie für Töne und Tonverbindungen, so auch für beliebige andere Empfindungs- oder Wahrnehmungsinhalte Geltung haben. Es wird schließlich keine Empfindung oder Wahrnehmung in der Seele entstehen können, die nicht, bildlich gesprochen, irgend welche gleich oder verwandt gestimmte Saiten zum Mitschwingen brächte. Die Seele wird sich, um im Bilde zu bleiben, analog verhalten, wie ein Clavier, von dem der Dämpfer weggenommen ist. Schlage ich eine Saite an, so schwingt zunächst eben diese Saite und giebt ihren Klang. Zugleich aber schwingen, obzwar in minderem und zuletzt sehr geringem Grade, die benachbarten Saiten, es schwingen die Saiten, denen die Octave, die Duodecime des angeschlagenen Klanges entspricht u. s. w. Keinen dieser Nebenklänge brauche ich für sich zu hören. Trotzdem gehen sie nicht verloren. Sie verändern die Klangfarbe des angeschlagenen Klanges, erhöhen seine Fülle und seine Eindrucksfähigkeit. So brauchen auch die Vorstellungen oder Gedanken, die eine Empfindung oder Wahrnehmung in mir anklinger läßt, nicht so laut anzuklingen, daß mir ein Bewußtsein von ihnen entstände. Dies hindert doch nicht, daß sie vorhanden sind und ihr Vorhandensein durch Erhöhung der Bedeutung jener Empfindung oder Wahrnehmung und Steigerung ihres Eindrucks bekunden.

Es ist eine ästhetische Thatsache von fundamentaler Wichtigkeit, der wir hier begegnet sind. Wir können sie formuliren, indem wir sagen: Nichts, das wir empfinden oder wahrnehmen, wirkt auf uns lediglich durch sich selbst, sondern alles wirkt zugleich durch die Resonanz des Gleichartigen, die es in der Seele findet. Nichts ist für uns blos das, was es ist, sondern alles ist zugleich, was es uns vermöge dieser Resonanz sagt oder bedeutet.

Die hier bezeichnete Art der Resonanz ist aber nicht die einzige, die Empfindungen oder Wahrnehmungen erfahren können. Mit den Wahrnehmungen, die wir machen, sind nicht blos durch Gleichartigkeit, sondern auch durch Erfahrung mancherlei Gedanken und Vorstellungen verbunden. Auch die können zum Gesammteindruck des Wahrnehmungsbildes einen Theil beitragen, und sie werden es thatsächlich jederzeit in irgend welchem Grade thun.

Beispiele von dieser Art der Resonanz sind jedermann geläufig. Die Räume, in denen wir lange Jahre gewohnt und Freud und Leid erlebt haben, zeigen uns ein ander Gesicht, als an dem Tage, da wir in sie einzogen. Sie erzählen uns unsere eigene Geschichte, soweit sie in den

Räumen sich abgespielt hat. Mögen wir mit Bewußtsein hören, was sie zu erzählen haben, oder nicht, in jedem Falle verspüren wir die Wirkung, fühlen die Beziehungen, die sich zwischen den Räumen und uns im Laufe der Jahre geknüpft haben. Wir fühlen sie besonders deutlich, wenn wir nach längerer Abwesenheit in sie zurückkehren. Gewohnheit, so lautet der Universalname, durch den wir diesen Thatbestand, wie so manchen anderen, zu erklären meinen. Gewohnheit, sagen wir, lasse uns die Räume heimisch und vertraut erscheinen. Aber die Gewohnheit, das sind eben die durch längeres Erfahren und Erleben gewordenen Beziehungen und das Gefühl des Heimisch- und Vertrautseins hat eben jene Geschichte, die unbewußte Erinnerung an das, was wir in den Räumen erlebten, und vor allem Bedeutungsvolles erlebten, zum eigentlichen Inhalt.

Wollten wir auch auf diese zweite Art der Resonanz das Bild der mitschwingenden Saiten übertragen, so müßten wir uns mit der angeschlagenen Saite andere in der Weise äußerlich verbunden denken, daß der Anstoß von der angeschlagenen Saite auf diese mechanisch sich überträge und sie veranlaßte, in ihrer Art mitzuschwingen und den ihrer Stimmung entsprechenden Ton zu geben.

Drittens können auch noch beide Arten des Vorstellungszusammenhanges sich verbinden und gemeinsam eine Art der Resonanz erzeugen. Es finde sich in mir zunächst ein dem gegebenen Wahrnehmungsinhalt ähnlicher Gedanke, oder der Wahrnehmungsinhalt erinnere mich an ein ähnliches Object, und mit diesem wiederum seien bedeutsame Gedanken, Vorstellungen, Erinnerungen durch Erfahrung verknüpft. Auch die auf diesem Wege erzeugte Resonanz kann eine erhebliche Wirkung üben.

Wir haben es nun hier zu thun mit der Schönheit sichtbarer Formen. Das einfachste Beispiel bietet uns die gerade Linie. Schon bei der Art, wie diese uns anmuthet, kommen die sämmtlichen drei Arten der Resonanz in Betracht, die wir eben unterschieden haben. Freilich ist hier die Resonanz, auch ästhetisch, nicht das Erste. Die Linie gewährt zunächst, schon an sich, vermöge der Uebereinstimmung der Richtung und der Gleichheit der Theile nämlich, eine gewisse Befriedigung. Sie hat auf Grund dieser Eigenschaften von Hause aus vor der die Richtung beliebig wechselnden, unsicher und schon ohne erkennbares Gesetz hin und her gehenden einen entschiedenen Vorzug.

Aber nicht den ganzen Unterschied des Eindrucks sind wir berechtigt unmittelbar aus den sinnlichen Eigenschaften der geraden und der regellosen Linie herzuleiten. Erinnerungen an Anderes von ähnlicher Art und verwandtem Charakter wird bei ihrer Betrachtung stärker oder weniger stark anklingen und zu dem Eindruck beitragen. Wir kennen aber mancherlei Derartiges. Wir kennen, um gleich zum Höchsten zu greifen, das unmittelbar, in „gerader Linie", auf sein Ziel losgehende Handeln, die „Geradheit" oder Consequenz des Denkens auf der einen, unsicher hin und her gehendes Handeln und Inconsequenz des Denkens auf der anderen Seite, und wissen, was

diese und jene Art des Verhaltens für uns zu bedeuten hat. Selbst diese der höchsten Sphäre des Geistes angehörige Gedankeninhalte werden nicht umhin können bei Betrachtung der geraden und der regellosen Linie, wenn auch in noch so geringem Grade, sich einzumischen und durch ihren Werth oder Unwerth den Eindruck mitzubestimmen. Daß das Band der Aehnlichkeit zwischen jenen Inhalten und den Linien nicht nur besteht, sondern auch der Wirkung fähig ist, dies wissen wir ja mit Sicherheit. Wir würden nicht die genannten geistigen Verhaltungsweisen und jene linearen Formen mit demselben Namen nennen, nicht von geradem Handeln, geradeausgehendem Denken, ja selbst von Geradheit des Charakters sprechen, wenn uns nicht die Weisen des Handelns und Denkens, die Arten des Charakters an die entsprechenden linearen Formen erinnerten. Ist dies aber der Fall, dann muß auch umgekehrt das sinnliche Bild den Gedanken des Geistigen, sei es auch in sehr viel geringerem Grade, zu erwecken fähig sein. Daraus erklärt sich dann erst das Beste an dem Eindruck der geraden im Vergleich zur beliebig hin und her gehenden Linie. Daraus erst wird es begreiflich, wenn uns die gerade Linie nicht nur als die regelmäßigere, sondern zugleich als die charaktervollere, entschiedenere, die gesetzlos die Richtung wechselnde zugleich als charakterlos und unentschieden erscheint, — Ausdrücke, die ja doch ohne Zweifel über das blos Geometrische hinausweisen.

Dabei spielen dann aber auch die anderen Arten der Resonanz schon mit. Wir folgen der geraden Linie, die wir betrachten, nicht nur mit dem Auge, sondern in Gedanken auch mit der Hand. Nun wissen wir, welcher festen und sicheren Führung der Hand es bedarf, wenn wir die gerade Linie selbst ziehen wollen; wir kennen ebenso die unsicheren Bewegungen, aus denen die regellose Linie naturgemäß hervorgeht. Von dieser Festigkeit und Sicherheit, beziehungsweise Unsicherheit und Haltlosigkeit wird in den Eindruck der Linien gewiß jederzeit etwas hineinspielen; sie müssen ebendamit an der Befriedigung beziehungsweise Unbefriedigung theilnehmen, die mit dem verschiedenen Charakter jener Bewegungen verbunden ist.

Endlich muß auch die Bedeutung, welche der geraden Linie in der Natur eignet, noch in Rechnung gezogen werden. Die gerade Linie ist die Linie der ungehemmten Bewegung, der durch keine andere Kraft gekreuzten mechanischen Kraftentfaltung. Dagegen entsteht die regellose Linie durch Wirkung regellos sich durchkreuzender, hemmender, ablenkender Kräfte. Auch dieser Thatbestand ist uns so geläufig, daß der Gedanke daran schwerlich jemals ganz unwirksam bleiben wird. Die Wirkung kann aber kurz gesagt nur darin bestehen, daß das lineare Gebilde an materielles „Leben" gemahnt, oder in gewissem Grade davon erfüllt erscheint. Insbesondere gewinnt die gerade Linie etwas von der Freiheit und Sicherheit der ungehemmten Naturkraft, die regellose etwas von der Unfreiheit der bald so bald so in ihrer Wirkung gehemmten. Und wiederum verbindet sich damit von selbst bei jener ein entsprechendes Werthgefühl, bei dieser

ein entsprechendes Gefühl des Unwerthes. Da, wie wir sehen werden, der Eindruck des „materiellen Lebens" in der Natur auch nur entsteht, indem wir unser Leben auf die Natur übertragen, so läßt sich der Gesammtvorgang, durch welchen die Linien eine über das blos Sinnliche hinausgehende Bedeutung bekommen, bezeichnen als Vorgang der directen oder indirecten, so oder so vermittelten Hineintragung unser selbst in die linearen Gebilde, der so oder so gearteten Vermenschlichung. Auch schon diese einfachen Elemente der sinnlich sichtbaren Form sind nicht blos, sondern sprechen eine verständliche Sprache, verständlich darum, weil sie nur Menschliches zum Inhalt hat.

Vielleicht gelingt es dem geehrten Leser nicht ohne Weiteres sich in die hier vorgetragene Anschauung hineinzuversetzen. Dies wäre nicht zu verwundern. Wie schon angedeutet, braucht uns bei Betrachtung der Linien keines der Elemente, aus denen jene dreifache Resonanz besteht, für sich zum Bewußtsein zu kommen. Es kann aber auch für gewöhnlich von einem solchen Bewußtsein gar keine Rede sein. Es müßte uns selbst dann, wenn wir auf das, was bei Wahrnehmung der Linien in uns vorgeht, geflissentlich achteten, um so schwerer fallen, jener leise und wie aus weiter Ferne in uns anklingenden Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen für sich habhaft zu werden, je leiser sie erklingen, je zahlreicher sie sind, je inniger sie mit dem Wahrnehmungsbilde verwachsen sind, je sicherer und unmittelbarer sie sich darum bei der Wahrnehmung der Linien einstellen. Trotzdem ist es nicht schwer, sich von ihrem Vorhandensein zu überzeugen Jenes psychologische Gesetz der Miterregung des Gleichartigen nöthigt uns von vornherein solche Elemente zu statuiren und mitwirksam zu denken; andererseits erklärt sich nun einmal die Beschaffenheit des Eindrucks, den die gerade Linie neben der völlig gesetzlosen macht, nicht ohne dieselben. Jeder frage sich selbst, ob für ihn jener Eindruck ganz und gar damit charakterisirt ist, daß er die Linie als Linie der unveränderten Richtung bezeichnet, oder ob nicht vielmehr in dem Eindruck noch etwas anderes liegt, zu dessen Bezeichnung die oben gebrauchten Prädicate des Charaktervollen, Entschiedenen, Sicheren, Festen, Straffen, Freien u. s. w. wohlgeeignet sind. Giebt man dies zu, findet man, die gerade Linie erinnere durch die Art, wie sie uns anmuthet, irgendwie deutlicher oder weniger deutlich an das, was jene Prädicate sagen, so hat man damit ohne Weiteres unsere ganze Anschauung zugegeben. Denn alle die genannten Ausdrücke haben ihrem eigentlichen Sinne nach mit der Identität der Richtung, also mit dem, was die gerade Linie für unser Auge auszeichnet, nicht das Mindeste zu thun. Ihre Anwendung müßte völlig sinnlos erscheinen, wenn nicht in der Linie für unser Gefühl zugleich etwas von dem Menschlichen enthalten wäre, zu dessen Bezeichnung die Ausdrücke von Hause aus einzig dienen können.

Uebrigens hätte es auch wenig zu sagen, wenn man sich bei der geraden Linie, diesem einfachsten und relativ wenig eindrucksfähigen Element

der sichtbaren Form, zunächst nicht sollte entschließen können, die ästhetische Wirksamkeit der psychologischen „Resonanz" zuzugeben. Nicht auf die gerade Linie kommt es uns ja hier an, sondern auf die gesammte Anschauung. Diese aber erzwingt sich leichter und leichter Anerkennung, je mehr man sich von der einfachen geraden Linie entfernt und reicheren, ebendamit zugleich ästhetisch bedeutungsvolleren Gebilden zuwendet. Hat man sich einmal bei diesen von der Richtigkeit der Betrachtungsweise überzeugt, so wird man schon um der Consequenz willen nicht umhin können, dieselbe auch bei der einfachen geraden Linie als berechtigt anzuerkennen.

Gerade Linien setzen sich zu mannigfaltigen regelmäßigen geometrischen Figuren zusammen. Ihnen treten regelmäßige krummlinige Gebilde in ebenso großer Mannigfaltigkeit zur Seite. Hier achte man etwa auf die Eigenart des Eindrucks, den die krummlinigen Gebilde im Vergleich zu den geradlinigen erzeugen. Man bemerke die Art, wie wir jenen Eindruck vor diesem bezeichnen. Wir sprechen von kräftiger und sanfter Linienführung, von elastischer, leichter, schwungvoller Biegung u. dergl. Jedermann versteht die Ausdrücke; Jedermann weiß aber auch, wie wenig sie zur Bezeichnung der bloßen geometrischen Formen als solcher geeignet sind. Was wir sehen, das sind kürzere und längere Linien, Abstände, Richtungen, Richtungsunterschiede. Mit diesen räumlichen Größenbegriffen sind jene Begriffe der Sanftheit, Elasticität u. s. w. völlig unvergleichlich. Sanfte, leicht geschwungene, elastische Linien, diese Wortverbindungen ständen auf einer Stufe mit „süßen" oder „sauren mathematischen Formeln", „wohlriechenden Zahlenverhältnissen" u. dergl., wenn uns nicht die Form der Linien erinnerte an die „sanfte" Bewegung der Hand, wenn wir ähnliche Linien beschreiben, an die „Elasticität", die in der Natur gleiche Linien und Formen entstehen läßt, an das „leichte" Spiel von Kräften, das in irgend einer hinsichtlich der Art ihres Ablaufes mit jenen Linien vergleichbaren menschlichen Lebensäußerung sich bethätigt. Jene Ausdrücke bezeichnen eine höhere, menschlichere Art des Interesses an den linearen Gebilden, als es die nüchterne geometrische Regelmäßigkeit zu erzeugen vermöchte. Eben dies höhere Interesse ist durch das Anklingen solcher Erinnerungen bedingt.

Immerhin trägt bei den hier vorausgesetzten Gebilden, wie bei der geraden Linie, die geometrische Regelmäßigkeit zum Gesammteindruck bei und liegt ihm sogar in erster Linie zu Grunde. Die Gebilde ergeben schon um ihrer bloßen Form willen eine um so reichere Befriedigung, je größer die Mannigfaltigkeit ihrer Theile und je klarer und durchsichtiger zugleich das geometrische Gesetz ist, das die Theile beherrscht. Der Umkreis dieser Gebilde macht aber nur einen geringen Theil der sichtbaren Formen aus, die ästhetischen Werth beanspruchen. Und nicht die Formen, die den geringsten, sondern diejenigen, die den höchsten Anspruch erheben, liegen jenseits dieses Umkreises. Wo nun ein räumliches Gebilde des Elementes der geometrischen Regelmäßigkeit entbehrt, da fehlt zugleich jeder

Grund zu irgend welcher an der Form als solcher haftenden Befriedigung. Es giebt nun einmal nichts, das nach psychologischen Gesetzen eine solche Befriedigung erzeugen könnte außer der Regelmäßigkeit. Sie ist auf dem Gebiete der Sichtbarkeit, was die Harmonie im Reiche der Töne. Auch die Harmonie ist ja von einfacher Gesetzmäßigkeit beherrschte Mannigfaltigkeit. Die Uebereinstimmung der Theile eines Ganzen erleichtert das Erfassen des Ganzen, das einfache, unmittelbar wahrnehmbare oder verspürbare Gesetz erlaubt der Seele spielend eine Mannigfaltigkeit zu beherrschen; darin liegt eine Förderung des seelischen Lebens, die überall mit Lust verbunden ist. Das ist der Grund des Wohlgefallens bei der Harmonie, wie bei den regelmäßigen geometrischen Gebilden. Wo die Harmonie aufhört, beginnt die Disharmonie, die an sich Störung des seelischen Lebens bedeutet. Ebenso liegt jenseits der geometrischen Regelmäßigkeit der sichtbaren Formen nur die Disharmonie der Formen, die an sich, und soweit nur die sinnliche Wirkung in Frage kommt, störende und beleidigende Unregelmäßigkeit und Gesetzlosigkeit.

Es entfernt sich aber schon das blos lineare Gebilde, wie wir es mit der Feder auf Papier zeichnen können, von der geometrischen Regelmäßigkeit und damit nach dem Gesagten von jeder Art sinnlicher, an der bloßen Form als solcher haftender Befriedigung um so weiter, je freier und lebendiger es wird. Wir verstehen eben unter der Freiheit gar nichts anderes, als die Befreiung vom mathematischen Gesetz. Zugleich geben wir, indem wir die Gebilde lebendig nennen, unmittelbar zu erkennen, daß sie ihren Werth dem Leben verdanken, das in ihnen zu walten scheint, aber natürlich nur darum zu walten scheint, weil wir es nach Analogie unseres Lebens in die Gebilde hineintragen.

Man denke sich ein reiches, aus krummen oder auch krummen und geraden Linien bestehendes Flächenornament, in dem, abgesehen von der Symmetrie der rechten und linken, oder oberen und unteren Hälfte, keine Art geometrischer Regelmäßigkeit in die Augen fällt; in dem außerdem noch keine Nachbildung von Formen, die der Pflanzen- und Thierwelt, oder dem Gebiete einer bestimmten technischen Kunst, der Architektur, Gefäßbildnerei, Schmiederei oder dergl. angehören, ausdrücklich angestrebt ist. Solche Gebilde giebt es, und sie können einen in hohem Grade befriedigenden Eindruck erzeugen. Ich erinnere beispielsweise an so manches wundervolle Intarsia-Ornament der Renaissance. Welches die Form als solche auszeichnende Moment sollte die Schönheit solcher Gebilde begründen können? Die Symmetrie? Dann wäre nichts leichter, als ein vollkommen schönes Ornament der bezeichneten Art zu Wege zu bringen. Man brauchte nur irgend welches Durcheinander von Linien im entgegengesetzten Sinne zu wiederholen und die Wiederholung dem Original anzufügen. Aber wenn es damit nichts ist, was bleibt dann noch übrig? Größenbestimmung, so sahen wir schon, ist alles, was Formen für's Auge charakterisirt und

von anderen unterscheidet. Irgend welche Größenbestimmung also, oder da es in unserem Falle auf die absolute Größe sicher nicht ankommt, irgend welches Größenverhältniß, eine bestimmte Proportionalität der Theile, ein bestimmtes Gesetz der Richtungsänderung oder dergl., müßte als Grund der Schönheit der Gebilde gelten. Aber welches derartige Element der reinen Form man auch herausgreifen möchte, immer würden sich daneben Abweichungen und allmähliche Uebergänge zu anderen, von anderen geometrischen Verhältnissen beherrschten Formen finden, die darum nicht minder ästhetisch bedeutsam erschienen. Schließlich würde keine geometrisch genau charakterisirte Form einen besonderen Vorzug vor anderen beanspruchen können. Nur wiederkehrende Grundmotive, die in ihrer Form bestimmten Größenverhältnissen, darunter auch Verhältnissen leicht erkennbarer geometrischer Regelmäßigkeit, bald mehr bald weniger angenähert wären, ließen sich unschwer finden. Aber eben diese bloße Annäherung, der Mangel einer constanten geometrischen Gesetzmäßigkeit bewiese, daß nicht das Größenverhältniß, also nicht die reine Form, sondern etwas anderes, das irgendwie an diese Annäherung gebunden ist, die Bedeutung der Motive ausmacht. Sind einmal bestimmte, durch bestimmte Größenverhältnisse charakterisirte Formen als solche Gegenstand des Wohlgefallens, so kann die Annäherung, die zugleich merkliche Abweichung ist, nur als störend, nicht als gleich wohlgefällig empfunden werden. So ist das etwas verschobene Quadrat, die merklich ungenau gezogene Kreislinie, nicht gleich oder annähernd gleich schön wie das reine Quadrat oder der reine Kreis, sondern direct unschön. Ebenso liegen, um noch einmal auf das verwandte Gebiet der Töne überzugreifen, in der Nachbarschaft der Dissonanzen nicht gleich oder annähernd gleich gute Consonanzen, sondern scharfe Dissonanzen.

Jenes Andere nun, das die Bedeutung der Formen ausmacht, das ist die Fähigkeit desselben an menschliche Bewegungen und Lebensäußerungen von ähnlicher Art des Ablaufes zu erinnern. Diese Fähigkeit ist in der That jedesmal nur an das annäherungsweise Vorhandensein dieser oder jener Größenverhältnisse gebunden. Wir sehen die Linien hin- und hergehen und erblicken darin ein Analogon unseres, zunächst physischen dann auch geistigen Wesens. Je höher die Gebilde stehen, um so sicherer geben wir dies unmittelbar zu erkennen, indem wir zur Charakterisirung der Formen alle möglichen Ausdrücke verwenden, die ursprünglich nur Arten menschlicher Lebensäußerung zur Bezeichnung dienen können. Wir sprechen nicht nur von kräftigeren und sanfteren, leichteren und schwereren Formen, von Linien, die in größerer Gebundenheit oder in freierem Schwung sich entfalten, sondern lassen schließlich Linien sich suchen und fliehen, fassen und verfolgen, als wäre jede von ihnen ein selbständiges lebendes Wesen.

Gewiß hat man Recht, wenn man alle die Ausdrücke poetisch oder bildlich nennt. Die Linien „suchen" und „verfolgen" sich thatsächlich nicht. Auch schon die „in freiem Schwung sich entfaltende" Linie kann Bild oder

Metapher heißen. Aber so bildlich die Ausdrücke sein mögen, sie würden völlig unverständlich und ohne allen Widerhall in unserem Gefühl bleiben, wenn wir nicht die Vermenschlichung oder Belebung, die sie ausdrücklich vollziehen, schon vorher unbewußt und in unserem Gefühl vollzogen hätten. Die poetischste Metapher kann nicht vergleichen, was nicht vergleichbar ist. Die „in freiem Schwung verlaufende" Linie aber, um bei diesem Beispiel zu bleiben, ist mit menschlichen Bewegungen und Lebensäußerungen, die einzig und allein unmittelbar den Eindruck der Freiheit und der schwungvollen Kraftbethätigung machen können, erst vergleichbar, wenn wir ihr in unserer Phantasie ein Analogon unseres Lebens geliehen haben.

Ich unterlasse es hier, auf Einzelnes näher einzugehen. Nur an zwei Punkte möchte ich noch besonders erinnern. Ich sagte oben, wir folgten der geraden Linie nicht nur mit dem Auge, sondern in Gedanken auch mit der Hand. Dasselbe gilt natürlich auch hier. Wir müssen aber mehr sagen. Wer eine recht „schwungvoll" verlaufende Linie aufmerksam betrachtet, dem wird es leicht begegnen, daß er die der Linie entsprechende Bewegung, ohne es zu wollen, thatsächlich ausführt. Oder führt er sie nicht aus, so unterliegt er doch einem gewissen Zwang es zu thun. So lebendig ist die Vorstellung der Bewegung und so eng ist sie mit der Wahrnehmung der Linie verwachsen, daß sie bei Betrachtung der Linie sogar zur That drängt. Von jener Bewegung ist aber wieder für unser Vorstellen ein eigenartiges Wohlgefühl unabtrennbar. Dies Wohlgefühl muß demgemäß einen Bestandtheil des Gesammteindrucks der Linie ausmachen.

Wichtiger ist mir der andere Punkt, weil er ein neues, bisher noch nicht besonders erwähntes Element der psychologischen Resonanz betrifft. Von der geraden Linie meinte ich, sie erinnere an ungehemmte mechanische Kraftentfaltung. Dagegen erinnert das krummlinige Gebilde, um so mehr, je mehr es der strengen Regelmäßigkeit entbehrt, an organisches, vor allem an pflanzliches Leben, auch wenn, wie hier vorausgesetzt ist, noch keine unmittelbare Nachbildung organischer Formen beabsichtigt ist. Indem es daran erinnert, scheinen die Linien nicht mehr blos auseinander hervorzugehen, sondern auseinander hervorzuwachsen, aus einer Art „Triebkraft" sich zu entfalten oder in sich zurückzukehren. Da auch, was wir organisches Leben nennen, nichts ist als ein Spiegelbild unseres Lebens, so entfernen wir uns mit dem hier Gesagten nicht von unserer Grundanschauung.

Es erinnern aber die freien ornamentalen Gebilde, wie wir sie hier im Auge haben, nicht nur zufällig an organische Formen, sondern sie sind ohne Zweifel zum wesentlichen Theile aus der Erinnerung an solche Formen erst hervorgegangen. Ihre Bestandtheile sind theilweise gar nichts anderes, als organische und insonderheit pflanzliche Formen, nicht wie sie uns in der Natur begegnen, sondern idealisirt, d. h. auf einen, der individuellen Besonderheit beraubten, allgemein typischen, ebendamit zugleich einer gewissen geometrischen Regelmäßigkeit angenäherten Ausdruck gebracht. Sie

sind, so kann ich auch sagen, allgemeine Gesetzmäßigkeiten des organischen Wachsthums, in Linien zur unmittelbaren räumlichen Anschauung gebracht. Darum erscheint es uns so natürlich, wenn die Linien dann auch absichtlich bestimmten organischen Formen angenähert werden, etwa in blattartige Gebilde auslaufen, wenn schließlich das ganze Ornament in ein eigentliches Pflanzen- oder Thierornament sich verwandelt. In der That wird damit gar kein neues Element eingeführt, sondern nur der gedankliche Zusammenhang ausdrücklich anerkannt, der schon vorher unbewußt bei der Bildung der Ornamente gewaltet hat.

Mit Vorstehendem haben wir schon den Uebergang gewonnen von dem Gebiete künstlicher linearer Formen zum Gebiete der frei schaffenden Natur. Hier nun kann es niemand schwer fallen, sich von der geringen ästhetischen Bedeutung der reinen Form zu überzeugen. Zwar fehlen die an sich schönen Linien und Formen nicht völlig. Der Krystall, der gerade, wie eine Kerze emporsteigende Baumstamm sind Beispiele, obgleich auch hier das Wesentliche der Schönheit nicht auf der Form als solcher beruht. Im Ganzen suchen wir derartige regelmäßige und insofern an sich schöne Bildungen in der Natur nicht. Sie scheinen vielmehr ihrer Freiheit zu widersprechen und darum nur als Ausnahme oder gelegentliche Laune von Interesse.

Die unorganische Natur ist es, die wir zunächst in's Auge fassen. Hier tritt uns sogleich ein Begriff, der uns im Bisherigen schon mehrfach begegnet ist, als herrschender entgegen, ich meine den Begriff der Kraft, dem der des Strebens verwandt ist. Wir schreiben der Erde eine Anziehungskraft zu gegenüber dem Stein, dem Stein ein Streben zur Erde zu fallen. Wir lassen ein ander Mal die Theile des Steines aneinander haften vermöge einer festhaltenden oder Cohäsions-Kraft, und sagen, sie widerstrebten dem Versuch gewaltsamer Trennung. Aber ist dies alles Inhalt oder Ergebniß unserer Wahrnehmung? Doch wohl nicht. Wir sehen den Stein, wenn er losgelassen ist, sich der Erde nähern, oder noch richtiger, wir sehen, daß die Entfernung zwischen beiden nach einem gewissen mathematischen Gesetz sich verringert. Wir sehen im anderen Falle, daß die Theile des Steines nebeneinander gelagert bleiben, obgleich wir uns anstrengen, dies Aneinander aufzuheben. Alles andere ist Uebertragung dessen, was wir in uns erfahren. Denn in uns allerdings finden wir die Kraft und das Streben. Ich fühle Kraft meinen Arm durchströmen, wenn ich einen Gegenstand zu mir heranziehe, oder mich mühe ihn festzuhalten. Ich finde ebenso in mir das Widerstreben, die Anspannung meines Willens, wenn ich zu einer Bewegung genöthigt werden soll, die ich freiwillig nicht ausführen würde. Und nur in mir selbst und sonst nirgends in der Welt kann ich dergleichen finden. Indem ich aber die Bewegungs- und Verhaltungsweisen der Gegenstände außer mir betrachte, kann ich nicht umhin, sie mit den meinigen zu vergleichen und in Analogie zu setzen, und indem ich dies thue, ist es mir, als müsse auch jenen ein dem meinigen

vergleichbares Streben und Kraftgefühl zu Grunde liegen. Es ist mir so, sage ich mit gutem Bedacht. Denn klare Ueberlegung zeigt mir freilich sofort, daß ich in der Außenwelt nichts unmittelbar finde, als von Gesetzen beherrschtes Sein und Geschehen, gleichgültige räumliche Verhältnisse und Veränderungen von solchen, und daß ich kein Recht habe, auch die Art, wie mir bei meinen Bewegungen und Verhaltungsweisen oder vor denselben zu Muthe ist, in den Dingen vorhanden zu denken. Jene Belebung ist eben nicht eine That meines Verstandes, sondern der Phantasie, immerhin eine That von so unwillkürlichem und zwingendem Charakter, daß wir auch mitten im wissenschaftlichsten Denken uns niemals völlig davon loszumachen vermögen.

Nicht gering dürfen wir, was die Phantasie hier leistet, anschlagen. Das Streben und Kraftgefühl ist in uns nichts Gleichgültiges und Nebensächliches. Wir erleben es gelegentlich, daß unsere Vorstellungen sich abspinnen, Gedanken an uns vorüberziehen, unsere Bewegungen sich abspielen, ohne von einem sochen Gefühl begleitet zu sein. In solchen Augenblicken fühlen wir uns passiv; unser Vorstellen und Denken erscheint uns wie ein Geschehen in uns, nicht wie unser Thun. Anders, wo ein energisches Gefühl der Kraft oder des Strebens zugegen ist. In der Kraftanspannung, in dem Streben fühlen wir uns thätig, werden wir unserer Persönlichkeit inne. Das Kraft- und Strebensgefühl ist für unser Bewußtsein eben der eigentliche Kern unserer Persönlichkeit. Unsere Persönlichkeit also übertragen wir in die Dinge, indem wir ihnen unsere Kraft und unser Streben leihen.

Diese Verpersönlichung ist nun von der mannigfaltigsten Art. Alle Grade des Strebens und Arten der Kraftbethätigung werden den Dingen geliehen. Wir finden in ihnen, wie in uns, den Wechsel energischer Anspannung und elastischen oder kraftlosen Nachgebens, Felsen ragen „kühn" und „trotzig" empor, Seen breiten sich „friedlich" zu unseren Füßen aus. Was für unsere Wahrnehmung und kaltverständige Betrachtung nichts ist, als das Aneinander eines Unteren und Oberen, wird zum Gegensatz des kraftvoll sich Anstemmenden und behaglich sich Lagernden, das thatsächliche Nebeneinander zum Festhalten, kurz es entsteht das ganze System des materiellen Lebens, das, so sehr es auch überall hinter unserem bewußten Leben zurückstehen, und im Vergleich mit ihm als blindes Leben erscheinen mag, doch Leben ist von unserem Leben, ein wenn auch getrübtes Spiegelbild unserer Persönlichkeit.

An das Leben der unorganischen Natur war hier zunächst gedacht. Es gilt aber alles Gesagte in noch höherem Maße von der organischen Welt, entsprechend den neuen Anknüpfungspunkten, welche diese Welt für die Vermenschlichung bietet. Der Stein bewegt sich, wie wir meinen, vermöge einer in ihm wohnenden Kraft. Immerhin bedarf er eines anderen, das die Kraft zur Thätigkeit ruft. Die Pflanze dagegen scheint aus sich selbst, vermöge der bloßen inneren Triebkraft, etwas zu werden und zu leisten. Eben darin nun liegt ein wesentliches Kennzeichen des

persönlichen Lebens, daß es aus sich schöpft, spontan, und ohne eines äußeren Anstoßes zu bedürfen thätig ist. Es erscheint damit die Pflanze noch in besonderer Weise als Analogon der menschlichen Persönlichkeit.

Dazu kommen dann sogleich mancherlei Einzelerfahrungen. Die Pflanze wächst, sie entwickelt und nährt sich in einer der unsrigen vergleichbaren Weise. Der Sonnenbrand erschlafft sie, wie uns, der Regen, der uns erfrischt, läßt auch sie sich wieder aufrichten. Sie leidet unter äußeren Verletzungen, wie wir darunter leiden. Jede dieser Wahrnehmungen ist ein neuer Antrieb zur Vermenschlichung. Immer leichter vollzieht sich dieselbe. Die Pflanze existirt nicht nur, sondern sie genießt ihr Dasein. Sie hat nicht nur vermöge bestimmter chemischer und mechanischer Zusammenlagerung ihrer Theile diese oder jene Form, sondern sie fühlt sich dementsprechend, richtet sich stolz empor, verbirgt sich, trauert. Sie geht nicht einfach zu Grunde, weil die Theile aus ihren Zusammenlagerungen nach Naturgesetzen heraustreten, sondern sie wird krank und stirbt.

Aus dieser Belebung der organischen Natur zieht dann auch die unorganische wiederum Vortheil. Wie die Pflanze Blätter und Blumen, so, scheint es, läßt der Boden die Pflanzen aus sich hervorgehen. Er gewinnt damit eine der Pflanze ähnliche Triebkraft. Die Pflanze sucht das Licht, und das Licht läßt sich finden und umspielt freundlich die Pflanze. Die Pflanze leidet unter dem eisigen Hauche des Windes; umgekehrt scheint dieser das Pflanzenleben feindselig zu bedrohen.

Dazu kommt endlich die unmittelbare Beziehung der organischen und unorganischen Natur zum Menschen. Eine sonnige Landschaft breite sich vor uns aus, in Wirklichkeit oder nur gemalt. In derselben ziehe sich ein sandiger Weg, in seinen Biegungen den zufälligen Erhöhungen und Senkungen des Bodens nachgebend, erst schattenlos dahin, um dann in schattigem Gebüsch sich zu verlieren. Den Weg können wir nicht betrachten, ohne ihn in Gedanken zu wandeln, und uns von der schattigen Kühle umfangen zu lassen. Und abgesehen davon: in jedem Falle sind ja vorher Menschen des Weges gezogen. Nicht umsonst ist er so ausgetreten und ausgefahren. Jede Fuß- oder Wagenspur erinnert an Menschen, an menschliche Arbeit, und menschliches Behagen nach vollbrachter Arbeit. So erzählt uns die Natur überall vom Menschen und seinen Erlebnissen. Auch darin liegt eine Vermenschlichung. Sie ist anderer Art als die vorhin bezeichnete, aber ästhetisch nicht minder bedeutungsvoll.

Im Gegensatz dazu erhält dann auch die, die menschliche Vertraulichkeit abwehrende Natur wiederum höhere Bedeutung. Die felsige Landschaft, der Gletscher, die weite Schneefläche, auch sie erinnern an den Menschen, aber nur insofern sie die Naturkraft als dem Menschen und seiner Kraft übermächtige, darum nur um so imponirendere erscheinen lassen.

Fassen wir alles Gesagte oder Angedeutete zusammen, dann erst verstehen wir den ästhetischen Werth der Natur, wir verstehen ebendamit

auch erst die schönen Linien. Wir sprechen bei Beschreibung einer Landschaft wohl auch bestimmter von „schroffen" oder „sanften" Linien. Aber wir wissen schon, Linien sind nicht schroff noch sanft. Nur die Naturkraft die in plötzlicher oder ruhig stetiger Wirkung jene oder diese Linien hervorgebracht zu haben scheint, in letzter Linie also unser eigenes Wollen und Handeln, dessen Spiegelbild die Naturkraft ist, erzeugt den einen oder anderen Eindruck. Selbst die regelmäßigen krystallinischen Bildungen verdanken ihre Bedeutung nicht der äußeren linearen Regelmäßigkeit, sondern dem Gedanken an die Naturkraft, die, sonst scheinbar regellos wirkend, hier im Kleinen ihre Gesetzmäßigkeit offenbart.

Wir verstehen die Natur und haben etwas von ihr, so lautet unser Ergebniß, weil sie unser Leben lebt und unsere Sprache spricht. Nicht jeder versteht sie wie der andere, sondern der eine mehr, der andere minder, der eine so, der andere so, je nachdem er sich in sie hineingelebt und hineingedacht hat. Darin liegt zugleich ein Beweis für die ganze Anschauung. Die Linien, die mit sinnlicher Unmittelbarkeit wirkten, könnten zwar vielleicht eine beim einen größere, beim anderen geringere Wirkung erzeugen; sie würden aber ein seiner Art nach verschiedenes Naturempfinden völlig unerklärt lassen.

Angenommen, jemand hätte sich in alle möglichen Formen der Natur vollkommen hineingelebt, und alle irgend denkbaren Beziehungen zwischen ihnen und sich selbst geknüpft, so daß ihm die Formen alles sagten, was sie zu sagen haben. Der wäre der ideale Naturbetrachter; sein Schönheitsurtheil wäre das absolute. Angenommen andererseits, in einem Menschen wären die Nebenvorstellungen und Nebengedanken, deren Anklingen uns die Naturformen bedeutsam macht, zeitweilig oder auf die Dauer ausgelöscht oder zur Unwirksamkeit herabgedrückt — so wie wir die Nebenklänge eines angeschlagenen Clavierklanges durch den Dämpfer auslöschen oder herabdrücken können — für den Menschen wäre die Natur todt und stumm und damit jeder Schönheit baar; genau so wie sie es für uns war, ehe wir ihr Leben und Sprache liehen. Wie weit jener ideale Standpunkt der ästhetischen Naturbetrachtung von einem Menschen erreicht werden kann, muß dahingestellt bleiben; diesem Zustand der Dämpfung scheinen sich Menschen unter gewissen Umständen wenigstens zu nähern. Es giebt Zustände der allgemeinen nervösen Verstimmung und entsprechenden Herabstimmung des seelischen Lebens, die eben darin sich zu erkennen geben, daß in ihnen die Wahrnehmung der Außendinge, ohne an sich verändert zu sein, affectlos bleibt, insbesondere die Landschaft den Reiz verliert, den sie sonst hat. Hier fehlt eben dasjenige, was zur Wahrnehmung hinzutreten muß, wenn unser Interesse erregt werden soll.

Wollte ich den Weg, den ich bei dieser Erörterung der Schönheit sichtbarer Formen eingeschlagen habe, ohne Sprung und in gleichmäßiger Berücksichtigung alles Wesentlichen weiter verfolgen, so hätte ich jetzt im

Anschluß an das Leben der Natur zunächst des Lebens zu gedenken, das in den der Natur entnommenen und zu unseren Zwecken verarbeiteten Stoffen waltet und zu uns spricht. Insbesondere die Erzeugnisse der technischen Künste, der Architektur und des Kunsthandwerks, müßte ich in's Auge fassen und zu zeigen versuchen, wie auch bei ihnen materielles und darin anklingendes seelisches Leben es ist, das die Formen schön und bedeutsam macht. Ich hätte im Einzelnen zu sprechen von dem verschieden gearteten Leben, das in den verwendeten Stoffen als solchen sich kund zu geben scheint, deutlicher oder weniger deutlich je nach der Art ihrer Behandlung; von den mancherlei Kraftäußerungen und Kraftleistungen, die in den Formen und Wechselbeziehungen der einzelnen Theile eines technischen Kunstwerkes sich aussprechen; endlich von der Beziehung auf den Menschen, die in der Zweckmäßigkeit, der Gebilde enthalten liegt, und auch dieser Zweckmäßigkeit oder dem Scheine derselben, ästhetischen Werth verleiht. Ich muß es aber hier unterlassen, darauf weiter einzugehen.

Ich hätte andererseits von der Schönheit der unbeseelten organischen Natur überzugehen zu derjenigen der Thierwelt. Doch darauf kann ich nicht verzichten, da einleuchtet, daß es sich mit der Schönheit der thierischen Formen principiell nicht anders verhalten wird, als mit der Schönheit der Formen des menschlichen Körpers.

Dagegen verweile ich bei der Schönheit des menschlichen Körpers, die unter allem, was sichtbare Formenschönheit heißt, den höchsten Rang behauptet, — kein Wunder, da der Mensch eben den Quell und letzten Inhalt aller höher gearteten sichtbaren Formenschönheit bildet.

Wiederum begegnen wir hier zunächst dem Element der Symmetrie. Wollte man darauf die Schönheit des menschlichen Körpers gründen, so hätte man vor allem zu bedenken, daß diese Symmetrie bei jeder Bewegung und freieren Haltung des Körpers für's Auge verloren geht. Die bekannten in streng symmetrischer Haltung verharrenden Statuen Altägyptenlands, daneben etwa noch der Front machende preußische Soldat, das wären für eine solche Anschauung die einzig möglichen Ideale der plastischen Kunst. Freilich ist die Symmetrie werthvoll; aber nur als Ausdruck für die nach beiden Seiten gleichmäßig vorhandene und ausgebildete Lebens- und Leistungsfähigkeit des Körpers, deren Werth für die ganze Persönlichkeit unmittelbar einleuchtet. Es müßte sonst ein Körper mit symmetrischer oberer und unterer Hälfte oder gleichgebildeten Armen und Beinen noch schöner sein. Andererseits steht uns doch die freie Bethätigung der Lebens- und Leistungsfähigkeit höher, als ihr bloßes starres Vorhandensein. Eben darum steht uns die aufgehobene Symmetrie, in der diese freie Bethätigung sich äußert, ästhetisch höher als die starr festgehaltene.

Ein anderes Element der reinen Form aber, das die Schönheit begründen könnte, giebt es nicht. Alles, was bei den freieren, der geometrischen Regelmäßigkeit entbehrenden linearen Gebilden gegen den Versuch

der Aufstellung eines solchen gesagt wurde, gilt hier in noch höherem Maße. Keine schöne Form an irgend einer Stelle des menschlichen Körpers, die nicht an einer anderen Stelle unschön wäre. Ja Formen, die am männlichen Körper durchaus geforderte sind, würden an derselben Stelle des weiblichen vielleicht auf's Höchste beleidigen und umgekehrt. Sie passen da eben nicht hin, höre ich den einen und anderen meiner geehrten Leser sagen. Aber warum sie hier passen, dort nicht, das ist eben die Frage. Und die Antwort lautet: Nicht wegen der Form als solcher, nicht weil ein Zusammen und Nacheinander von Maßen und Proportionen an sich gefiele, ein anderes das Auge beleidigte, sondern weil die Formen etwas zu sagen haben, und das, was sie zu sagen haben, nur Sinn hat an seiner Stelle in dem System von Gedanken, dem der ganze Körper zum Ausdruck dient. Wohl giebt es gewisse mittlere Normalmaße und Normalproportionen, die der plastische und zeichnende Künstler, vor allem der Anfänger, gut thun wird zu kennen und zu beachten. Aber sie sind wesentlich andere für die verschiedenen Geschlechter und Lebensalter. Sie finden sich selbst bei den verschiedenen schönen Individuen desselben Geschlechtes und Alters nur annäherungsweise wieder. Sie erscheinen endlich, wie die Symmetrie, bei jeder Bewegung, ja beim Ausdruck jeder Stimmung und Gemüthsbewegung für's Auge mehr oder weniger wesentlich verschoben und modificirt. Eines wie mannigfachen schönen Ausdrucks sind allein Auge und Mund fähig. Und jede Art des Ausdrucks verwandelt die Maße und Proportionen dieser wesentlichen Theile des menschlichen Körpers und ihrer Umgebungen in andere und andere. Darnach gäbe es schließlich nicht nur mehrere, sondern unendlich viel Systeme von Maßen und Proportionen des menschlichen Körpers, die auf Schönheit gleichen Anspruch zu machen hätten. Beweis genug, daß keines von ihnen an sich zu dem Anspruch berechtigt ist.

Eines bestimmten Maßverhältnisses, das angeblich beim menschlichen Körper überall wiederkehrt und nach der Meinung einiger das Räthsel der menschlichen Schönheit endgültig löst, will ich noch besonders gedenken. Ich meine das Verhältniß des goldenen Schnittes. Im goldenen Schnitt getheilt heißt eine Linie oder Distanz, wenn der kleinere Theil sich zum größeren verhält, wie dieser zum Ganzen. Das Verhältniß ist annähernd das von 3:5, etwas genauer das von 5:8. So soll beispielsweise der menschliche Oberkörper sich hinsichtlich seiner Länge zum Unterkörper verhalten wie dieser zum ganzen Körper, der Kopf zum kopflosen Oberkörper, wie dieser zum Oberkörper einschließlich des Kopfes u. s. w.

Ich rede nun nicht davon, warum dem goldenen Schnitt als solchem überhaupt und von vornherein keine ästhetische Bedeutung zukommen kann. Seine Werthlosigkeit beim menschlichen Körper ist leicht ersichtlich. Es hindert nichts, eine geometrische Figur zu zeichnen, bei der das Verhältniß noch viel häufiger gefunden würde, als es beim menschlichen Körper

sich finden soll. Eine solche Figur müßte jener Anschauung zu Folge noch schöner und erhabener sein, als der menschliche Körper. In der That würde sich, zumal wenn man in Uebereinstimmung mit dem menschlichen Körper gerade und regelmäßig gekrümmte Linien vermiede, nichts ergeben als eben eine gleichgültige und sogar wegen ihrer Sinnlosigkeit unangenehme geometrische Figur.

Aber die Verhältnisse des goldenen Schnittes sind auch beim menschlichen Körper vielmehr künstlich gemacht als gefunden. Als Grenze zwischen Ober- und Unterkörper wird ein Punkt angenommen, der zwar für unsere embryonale Vorgeschichte von höchster Bedeutung ist, aber für's Auge keinen Abschnitt bezeichnet. Eine Theilung aber, die nicht in's Auge fällt, kann unmöglich den unmittelbaren Eindruck der Schönheit begründen. Ein wirklich in die Augen fallender Abschnitt findet sich weiter oben, ein anderer weiter unten. Ebenso willkürlich ist die Wahl des Kehlkopfes als Grenze zwischen Kopf und Rumpf. So beweist schließlich das ganze System der Eintheilungen nur, daß es leicht ist, an einem reich, aber nicht allzu scharf gegliederten Objecte ein beliebiges Verhältniß beliebig oft wiederzufinden, wenn man die Grenzpunkte darnach wählt, und außerdem keinen Anspruch auf große Genauigkeit macht.

Denn auch die Genauigkeit läßt zu wünschen übrig. Ja es wird ausdrücklich zugestanden, daß der männliche Körper, um den Anforderungen der Schönheit zu genügen, etwas nach der einen, der weibliche etwas nach der anderen Seite abweichen müsse. Damit ist natürlich das Princip aufgegeben.

Endlich finden sich, gleichfalls zugestandenermaßen, die Verhältnisse des goldenen Schnitts auch schon beim Skelett, insbesondere am nackten Schädel. Dieser ist aber für's natürliche Gefühl nicht schön, sondern häßlich. Er ist dies auch nicht um seiner Form willen, sondern vermöge der Art, wie er an vorhanden gewesenes und zerstörtes Leben erinnert.

Es verhält sich eben mit dem goldenen Schnitt, soweit er sich findet wie mit allen Elementen der reinen Form. Sie haben ästhetische Bedeutung in dem Maße, als das vielgestaltige physische und geistige Leben des Menschen sich in ihnen spiegelt oder zu spiegeln scheint. Nicht die Formen, so sagen wir kurz, machen den Menschen schön, sondern der Mensch giebt den Formen erst ihre Schönheit. Lassen wir also die an sich schönen Formen; lassen wir ebendamit auch die sogenannten „reinen" Linien, die vermeintliche „Regelmäßigkeit" der Gestalt und der Züge. Formen sind nichts ohne Leben, Ausdruck, Bedeutung. Was aber Formen zu ihrer Bedeutung und uns zum Verständniß der Bedeutung verhilft, ist — die Erfahrung.

Ein Kind sehe seine Mutter zum ersten Male. Es sieht dann zunächst ein absolut gleichgültiges Nebeneinander von farbigen Flecken. Aber — die Mutter beugt sich über das Kind mit freundlicher Miene. Zugleich stillt sie seinen Hunger oder erweist ihm sonstige Wohlthaten. Die beiden Vor-

stellungsgruppen verbinden sich miteinander. Jede folgende ähnliche Miene bringt dann die Wohlthaten in Erinnerung, oder läßt sie wenigstens unbewußt anklingen. Dies letztere umso sicherer, je zahlreicher und mannigfaltiger die Wohlthaten werden. Das Kind freut sich über die freundliche Miene, d. h. genauer, es empfindet Lust an dem, was sie ihm bedeutet. Allmählich macht das Kind weitere Erfahrungen. Es strengt sich an, um etwas zu erreichen, und fühlt Befriedigung, wenn ihm die Absicht gelingt. Dieselben Anstrengungen sieht es andere machen, und mit demselben Erfolg. Zugleich erblickt es die freundliche oder vergnügte Miene. Jetzt wird ihm die Miene zum Zeichen innerer Befriedigung. Dann gelangt das Kind dazu, Worte zu verstehen, auch solche, die eine freundliche Gesinnung ihm oder anderen gegenüber ausdrücken. Es lernt ebenso Handlungen aller Art als Ausfluß einer solchen Gesinnung betrachten. Indem es die Worte und Handlungen jedesmal zugleich von der freundlichen Miene begleitet sieht, wird ihm diese zum Ausdruck der entsprechenden Gesinnung. Weiter und weiter gehen in der Folge die Erfahrungen des Kindes. Mit ihnen zugleich erweitert und vertieft sich der Sinn der Miene und erhöht und befestigt sich ihr Eindruck. Nehmen wir an, alle Leute, die dem Kinde begegneten, hätten sich verschworen, jede freundliche Gesinnung oder freudige Regung mit einer bestimmten Grimasse zu maskiren, so würde dem Kinde diese Grimasse im Laufe der Zeit ebenso anmuthend erscheinen, wie ihm die Miene der Freundlichkeit thatsächlich erscheint. Schließlich ist ja für uns das freundliche Zähnefletschen der Negerin nicht viel mehr als eine Grimasse. Ihrem Kinde aber und dem Neger überhaupt erscheint es sicher nicht als solche.

In ähnlicher Weise nun lernt das Kind andere Mienen und Geberden kennen und ihren Sinn verstehen. Eine Miene verkündet ihm Stolz, eine andere Muth, wieder eine andere naives Erstaunen u. s. w. Ich versuche nicht im Einzelnen die Wege zu bezeichnen, auf denen dies Verständniß sich vollzieht. Sie sind mannigfaltige und vielverschlungene und nicht bei jedem dieselben. Aber das wesentliche Ergebniß ist das gleiche: ein unmittelbares und sicheres Gefühl für das, was die Mienen und Geberden auch in ihren feinsten Abstufungen sagen. Man hat alles Recht, dies feine Verständniß wunderbar zu finden. Aber es ist doch um nichts wunderbarer, als das gleich feine Verständniß, das wir uns für den Sinn der Worte, der mannigfachen Wendungen des sprachlichen Ausdrucks, schließlich des Klanges oder Tonfalls der Stimme in seinen feinsten Abstufungen, — und alles dies der Hauptsache nach gleichfalls im kindlichen Alter — erworben haben. Der Vorgang ist derselbe hier wie dort, nur daß die Zeichen, um deren Verständniß es sich handelt, in jenem Falle dem Gebiete den Sichtbarkeit, in diesem dem der Töne angehören. Wir wissen uns später von den mannigfachen Erfahrungen, durch die wir mit der einen Nüance des Klanges oder Tonfalles der Stimme den Gedanken der freundlichen Gesinnung, mit der anderen die Vorstellung des Trotzes oder Hohnes

verbinden lernten, keine Rechenschaft mehr zu geben. So kann es uns begegnen, daß wir meinen, der Klang oder Tonfall als solcher, ganz abgesehen von aller Erfahrung, muthe uns freundlich oder unfreundlich an. Aus ganz dem gleichen Grunde können wir auch dazu kommen, der Miene oder Geberde als solcher den Charakter der Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit zuzuschreiben, so sicher er auch hier nur an dem haftet, was uns die Miene oder Geberde erfahrungsgemäß bedeutet.

Nun handelt es sich uns ja freilich hier nicht um Mienen oder Geberden, überhaupt ausdrucksvolle Bewegungen, sondern um die ruhende menschliche Gestalt und ihre Schönheit. Aber der Weg dazu ist mit dem Gesagten geebnet. Beschränken wir uns zunächst auf das menschliche Antlitz. Dies kann natürlich auch in seiner ruhenden Form nicht umhin entweder der einen oder der anderen Miene in gewissem Grade sich zu nähern. In dem Maße aber, als es dies thut, nimmt es zugleich an dem Sinn und der Bedeutung der Miene Theil, und gewinnt damit ein so oder so geartetes ästhetisches Interesse. So nennen wir denn auch Gesichter an sich und abgesehen von jeder Bewegung freundlich, stolz, naiv u. s. w.

Indessen damit wird man sich noch nicht zufrieden geben. Es giebt auch Gesichter, die wir nicht mit solchen Namen bezeichnen, sogenannte ausdruckslose oder nichtssagende Gesichter, die darum doch schön oder häßlich erscheinen. Diese Gesichter sind es vorzugsweise, die uns von an sich schönen und häßlichen Linien des menschlichen Gesichts sprechen lassen, oder gar zu dem Glauben an geometrisch regelmäßige und unregelmäßige und dadurch wohlgefällige oder mißfällige Züge verführen.

In der That ist es auch hier mit den an sich schönen Linien nichts, und die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit nur der ungeeignete Ausdruck für eine der Erklärung bedürftige Sache. Die Erklärung ergiebt sich aber aus unserer Anschauung von selbst.

Man denke sich ein Gesicht, das in seiner ruhenden Form den Mienen der Freundlichkeit, des Stolzes, des naiven Erstaunens u. s. w. in gleichem Maße sich nähert, das überhaupt zwischen allen Mienen, die uns ein bestimmt charakterisirtes, dabei werthvolles seelisches Leben verkündigen, genau die Mitte hält. Insofern es sich ihnen nähert, nimmt es wiederum an ihrer Bedeutung Theil. Es erinnert also zunächst an alle die Arten des seelischen Lebens in gleichem Maße. Nun sind aber die Arten einander theilweise entgegengesetzt. Insoweit dies der Fall ist, halten sie sich auch in der Erinnerung gegenseitig die Wage. Zugleich haben sie doch auch wiederum etwas Gemeinsames. Es ist, wie vorausgesetzt, überall positiv werthvolles seelisches Leben, das sich in ihnen ausspricht. Soweit dies Gemeinsame reicht, bleibt die Erinnerung bestehen. Eben dies Gemeinsame bildet den Inhalt der Erinnerung. In ihm besteht der besondere Sinn der in Rede stehenden mittleren Form des Gesichts.

Oder kürzer gesagt. Jede der Mienen hat ihre nach bestimmter

Richtung hin ausgeprägte Bedeutung. Die Form des Gesichts, die in der Mitte steht, hat dann naturgemäß eine mittlere Bedeutung. Die Mitte aber zwischen den verschiedenen in Rede stehenden Bedeutungen ist nicht Null, sondern positiv werthvolles seelisches Leben überhaupt.

Diesem Gesicht stelle man ein anderes gegenüber, das hinsichtlich seiner Form die Mitte hält zwischen Mienen, aus denen Verschmitztheit, Bornirtheit, Schläfrigkeit, Wuth u. s. w. spricht, überhaupt zwischen allen den Mienen, die ein abnormes seelisches Leben oder abnorme Aeußerungen dieses Lebens verkünden. Dies Gesicht wird wiederum weder den speciellen Eindruck der Verschmitztheit, noch den der Bornirtheit u. s. w. machen können. Wohl aber wird es, da sich in ihm das Gemeinsame jener Mienen verkörpert, auch das Gemeinsame ihrer Bedeutungen in sich schließen, d. h. es wird innerer Abnormität überhaupt zum Ausdruck dienen.

Jenes Gesicht nun nennen wir schön ohne Zusatz, dieses häßlich ohne Zusatz. Man kann beide nichtssagend nennen, insofern, was sie sagen, nach keiner Richtung hin individuell bestimmt ist. Sie können ausdruckslos heißen, insofern sie in der That jedes Ausdrucks in dem prägnanten Sinne, in dem wir das Wort zu nehmen pflegen, entbehren. Sie sind darum doch absolut genommen nicht minder sprechend und ausdrucksvoll als die speciell so genannten und es haftet auch bei ihnen alles ästhetische Interesse lediglich an dem Ausdruck. Ihr Ausdruck ist nur ein allgemeiner, abstract unbestimmter, blos insofern bestimmt als er ein positiver oder negativer ist. So ist auch die Bedeutung des Wortes „Farbe" eine allgemeine und abstracte, nur dem Begriff der Farblosigkeit bestimmt entgegenstehende. Weder diese noch jene Farbe meint es speciell. Darum ist doch das Wort nicht bedeutungslos.

Man könnte endlich annehmen, ein menschliches Gesicht halte in seiner ruhenden Form die Mitte zwischen allen möglichen Mienen überhaupt, denen, die uns auf Grund gemachter Erfahrungen anmuthen, und denen, die uns aus gleichem Grunde unangenehm erscheinen. Ein solches Gesicht könnte nur den Gedanken an ein dahinter waltendes persönliches Leben überhaupt, ohne irgendwelche nähere Bestimmung in uns wachrufen. Es wäre das denkbar ausdrucksloseste Gesicht; es besäße aber eben, indem es jenen völlig allgemeinen Gedanken wachriefe, seinen ihm specifisch zugehörigen Sinn und Ausdruck. Wir würden uns nicht entschließen können es schön oder häßlich zu nennen. Trotzdem wäre es nicht ohne ein gewisses völlig undefinirbares, und zwischen Befriedigung und Mißbefriedigung schwankendes Interesse. Und dies Interesse hätte eben in jenem Ausdruck seinen Grund.

Ich sprach hier vom menschlichen Gesicht, dachte dabei aber natürlich vorzugsweise an Auge und Mund: Auge und Mund sind des feinsten Mienenspieles fähig. Ebendarum genügen auch beim ruhenden Auge und ruhenden Munde die geringsten Unterschiede der Form, um einen völlig verschiedenen

ästhetischen Eindruck hervorzurufen. Ich sehe in diesem Zusammentreffen einen directen Beweis für die Richtigkeit der Ueberzeugung, daß der menschliche Körper seine Bedeutung, also seine Schönheit, in erster Linie der Uebertragung des erfahrungsgemäßen Sinnes der Mienen, oder allgemeiner, seiner mannigfaltigen Bewegungen auf die ruhende Form der betreffenden Theile verdankt.

Trotz jenes Vorzuges von Auge und Mund sind doch andere Theile des Gesichtes von der Mienen- und Geberdensprache nicht völlig ausgeschlossen. Nase, Kinn und Stirn vor allem nehmen an mancherlei Geberden Theil oder spielen dabei die Hauptrolle. Wir können die Nase verächtlich rümpfen oder hoch tragen; das Kinn hängen lassen oder durch trotzige und protzige Haltung hervordrängen; die Stirnhaut nachdenklich oder trotzig herunterziehen oder umgekehrt die Augenbrauen erstaunt oder verblüfft nach oben schieben, alles Dinge, aus denen auch die ruhenden Formen von Nase, Kinn, Stirn eine bestimmte Bedeutung gewinnen müssen.

Was für die Sprache, die die Züge des Gesichtes zu uns sprechen, die Mienen, das sind für den übrigen Körper die der Erreichung äußerer Zwecke dienenden, praktisch zweckmäßigen Bewegungen. Entsprechend ist es dort mehr das geistige, hier mehr das animalische Leben, das in den Formen sich ausspricht und den Inhalt ihrer Schönheit ausmacht.

Wir wissen, um es kurz zu sagen, welche Formen geeignet sind, gröbere oder feinere, kräftigere oder schwächlichere, freiere oder ungeschicktere, anmuthigere oder plumpere Bewegungen herbeizuführen. Wir wissen zugleich, wie uns zu Muthe ist, welches so oder so nüancirte eigenartige Lebensgefühl uns überkommt, wenn wir Leistungen und Bewegungen der angegebenen Arten ausführen. Eben dies Lebensgefühl heftet sich dann für uns an die entsprechenden Formen. Sie werden für unser Empfinden zu Trägern des Lebensgefühls, und eben damit zu Trägern der Lust bezw. Unlust, die in der Art uns zu fühlen naturgemäß eingeschlossen liegt.

Die feinste Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit eignet unter den Gliedern des menschlichen Körpers der Hand. Sie spricht die feinste Sprache, bei ihr bestimmen darum kleinere Unterschiede als sonst am menschlichen Körper unser Schönheitsurtheil.

So wahr es ist, daß die Form des Körpers mehr dem animalischen als dem geistigen Leben zum Ausdruck diene, so wenig darf ihm doch geistige Ausdrucksfähigkeit abgesprochen werden. Zunächst sind ja dem Körper Mienen oder Geberden, in deren Absicht es liegt, Geistiges zum Ausdruck zu bringen, keineswegs versagt. Wir heben die Schulter, wenn wir uns innerlich zusammennehmen oder, was uns unangenehm ist, abwehren, wir senken sie im Gefühl freier Sorglosigkeit. Kraftvolle seelische Erregung spannt die Muskeln, lähmende Empfindung läßt sie erschlaffen. Wir treten breiter und fester auf im herausfordernden Trotze, leichter und elastischer im Bewußtsein freier Sicherheit.

Daraus gewinnt die hohe oder niedrige Schulter, die straffere oder weichere Muskelbildung, der Fuß, der mehr zur einen oder anderen Art des Auftretens bestimmt scheint, jedes Mal auch eine bestimmte geistige Bedeutung.

Andererseits wirkt das animalische Selbstgefühl zugleich auch auf das Selbstgefühl überhaupt. Die Erhöhung des körperlichen Lebensgefühls macht uns stolz und frei, die Herabstimmung drückt uns auch geistig nieder. Formen, die an jene Steigerung und Herabstimmung gemahnen, werden also zugleich den Gedanken an diese erwecken.

Endlich sind auch die praktischen Zwecken dienenden Leistungen unserer Glieder nicht nur gröber und feiner, sondern haben zugleich auch geistigere oder materiellere Bedeutung. Insbesondere die Hand kann in hohem Grade vergeistigt erscheinen, wenn sie durch ihre Bildung den Eindruck macht, mehr zu geistig bedeutsamen, als grob materiellen Leistungen befähigt zu sein.

Wie Mienen beim Körper, so sind umgekehrt praktisch zweckmäßige Bewegungen beim Gesicht nicht ausgeschlossen. Ich denke vor allem an die Bewegungen des Sprechens, des Essens, des Kostens. Es ist unvermeidlich, daß die unteren Theile des Gesichtes je nach ihrer Form zur einen oder zur anderen dieser Leistungen, bezw. zu gröberem oder feinerem Vollzug derselben vorzugsweise geeignet oder bestimmt scheinen und ebendamit die Vorstellung eines entsprechenden Charakters der Persönlichkeit erwecken.

Die Mienen und Bewegungen sind nun aber doch nicht der einzige Weg, auf dem wir die Sprache der körperlichen Formen verstehen lernen. Andere, directere und indirectere gehen daneben her. Ein directerer liegt in Folgendem enthalten. Wir wissen, welche dauernden, nicht erst bei Bewegungen hervortretenden Besonderheiten der äußeren Erscheinung mit dem Gefühl der Gesundheit und Kraft, welche anderen mit Zuständen der Krankheit und Kraftlosigkeit verbunden zu sein pflegen; wir wissen, welche Verletzungen Schmerz erzeugen oder eine dauernde Beeinträchtigung des Lebensgefühls mit sich führen; wir kennen endlich und verstehen die Merkmale des Todes. Wo wir dergleichen finden oder an dergleichen erinnert werden, wird auch der zugehörige Gedanke mit größerer oder geringerer Kraft in uns lebendig werden.

Wiederum andere Wege führen indirecter zum Ziele. Beliebige Körperformen können einen wesentlichen Theil ihres Charakters schon auf Grund des Umstandes erlangen, daß sie andere zu sein pflegen bei den verschiedenen Geschlechtern, Lebensaltern, Ständen, Berufsklassen. Sind wir einmal auf Grund anderweitiger Erfahrungen gewohnt bei einer Gattung von Menschen eine bestimmte Weise zu denken und zu empfinden vorauszusetzen, so heftet sich der Gedanke daran an jede hervortretende Eigenthümlichkeit ihrer äußeren Erscheinung; und er bleibt daran haften, auch wenn wir der Eigenthümlich-

keit anderwärts begegnen. Der Mann gewinnt etwas Weibliches beziehungsweise Weibisches, wenn irgend etwas an ihm an weibliche Bildung erinnert u. s. w.

Derselbe Gedanke läßt sich noch weiter verfolgen. Man weiß, wie leicht uns abnorme menschliche Bildungen an thierische Formen erinnern. Auch diese Art der Vorstellungsverbindung kann nicht ohne ästhetische Wirkung bleiben. Thierische Formen erinnern ihrerseits an die Eigenart des thierischen Lebens. Davon wird etwas auf die ähnlichen menschlichen Formen übergehen. Vorausgesetzt ist, daß wir die thierischen Formen bereits verstehen gelernt haben.

Endlich können selbst Erfahrungen, die wir in der unbeseelten Natur machen, für den Ausdruck und Eindruck menschlicher Formen bedeutungsvoll werden. Wir schließen etwa aus solchen Erfahrungen, welche Form geeignet ist, dem Schädel, der Brust u. s. w. genügende Festigkeit zu garantiren, und verbinden damit wiederum den Gedanken eines entsprechenden physischen und geistigen Lebensgefühls u. dergl.

Zuletzt gedenke ich noch des Mittels der Beseelung körperlicher Formen, das geeignet ist, allen bisher bezeichneten zur Ergänzung zu dienen. Die einzelnen Formen stehen unter einander im Zusammenhang und bilden ein System von Formen, das einem zwar vielgestaltigen, doch einheitlichen physischen und geistigen Leben zum Träger dient. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Uebertragung des Ausdrucks von einer Form auf die andere. Zunächst nimmt ein Theil des Körpers, der nun einmal erfahrungsgemäß zu jenem System von Formen hinzugehört, ebendamit an dem zu Grunde liegenden Gesammtleben Theil, so daß sich mit ihm die Vorstellung dieses Lebens, mit seiner Verkümmerung die Vorstellung einer Verkümmerung desselben zu verbinden nicht umhin kann. Dazu tritt dann noch eine speciellere Bedeutungsübertragung. Das lebendige Auge, der geistvolle oder energische Mund wird mit gewissen Formen des Kinnes, der Nase, der Stirn in der Mehrzahl der Fälle verbunden sein. Dies genügt, den Formen einen Antheil an dem Eindruck jener Eigenschaften zu sichern. Ebenso wird das Ohr bei im übrigen ansprechenden, weil positiv bedeutungsvollen Gesichtern in der Regel einer bestimmten Form und mittleren Größe sich annähern. Damit hat auch das Ohr seine Bedeutung und seine ästhetische Form gewonnen. Angenommen, wir wären bei Gesichtern der bezeichneten Art immer der Form des Ohres begegnet, die das bekannte graue, wegen seiner Dummheit verschrieene Lastthier auszeichnet, so würde uns diese Form und keine andere zum Ideale menschlicher Schönheit hinzuzugehören scheinen. Findet man diese Behauptung sonderbar, so beweist man damit nur, wie groß die Macht der Vorstellungsverbindungen ist, auf denen aller Eindruck menschlicher Schönheit beruht.

Ich meine nun nicht mit Vorstehendem alle diese Vorstellungsverbindungen bezeichnet zu haben. Aber das Gesagte mag genügen. Verlangte

man noch eine außerhalb des Gebietes der Formen liegende Bestätigung der vorgetragenen Anschauung, so könnte anhangsweise an die beim menschlichen Körper mit der Form so eng zusammenhängende Farbe verwiesen werden. Man kennt die an sich schönen Farben und Farbenverbindungen. Diese haben große Bedeutung für die Schönheit der unorganischen Welt. Auch in der Welt der Pflanzen spielen sie noch eine gewisse Rolle, obgleich hier der Gedanke des blühenden oder absterbenden organischen Lebens jederzeit hinzutritt und einen wesentlichen Factor ausmacht. Beim menschlichen Körper dagegen ist von solcher Schönheit der Farbe an sich nicht mehr die Rede. Die rothe Rose, die aus dem Grün der Blätter hervorblickt, mag auch schon um dieses Farbencontrastes willen schön heißen. Man denke sich aber den Contrast auf den menschlichen Körper übertragen, lasse in gleicher Weise die rothe Nase aus blattgrüner Umgebung hervorblicken, und frage sich, welches die Wirkung sein würde. Freilich spricht man von blauen Augen, goldenem Haar, marmorweißen Armen. Aber das Blau der Augen ist genau betrachtet ein sehr schlechtes Blau, das Gold der Haare von der Farbe des Goldes weit entfernt und die marmorgleiche Weiße des Armes glücklicherweise eine poetische oder vielmehr recht unpoetische Uebertreibung. So gäbe es überhaupt beim menschlichen Körper ebensowenig schöne Farben wie schöne Formen, wenn wir nicht auf Grund der Erfahrung mit jenen ebenso wie mit diesen den Gedanken eines so oder so gearteten Lebens verbänden. Farben verrathen Gesundheit oder Mangel der Gesundheit, ein derberes oder zarteres Leben des Körpers; eine gewisse Bläue der Augen erscheint sanft, weil wir ihr in der Mehrzahl der Fälle an wirklich oder scheinbar sanfteren, ruhigeren Naturen begegnet sind. Uebrigens scheint mir die Sprache der Augenfarbe keine sehr bestimmte. Lebhaftigkeit des ganzen Wesens läßt uns vermöge einfacher Uebertragung leicht auch eine solche Augenfarbe lebhaft erscheinen, die uns sonst den Eindruck der Sanftheit machte. Achten wir nicht auf die Uebertragung, so meinen wir in solchen Fällen vielleicht eine Verschiedenheit der Farbe constatiren zu müssen, die thatsächlich nicht existirt.

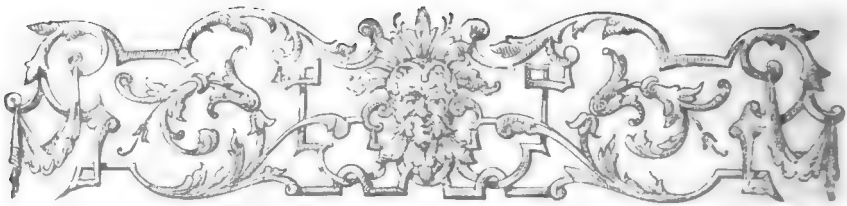
Der menschliche Körper, das ist unser Resultat, spricht in allen Theilen eine Sprache, die wir verstehen gelernt haben. Fügen wir hinzu, daß dasjenige, was die einzelnen Theile sagen, zugleich zu einem, hier mehr dort weniger einheitlichen System von Gedanken sich zusammenfaßt, so haben wir den Grund für die Schönheit des Körpers, des Ganzen und seiner Theile. Der menschliche Körper, so dürfen wir ohne poetische Uebertreibung sagen, ist ein Gedicht, nur ein Gedicht, in dem an die Stelle der Worte Formen und Farben getreten sind.

Sind wir uns über diesen Thatbestand klar, dann verstehen wir auch die Verschiedenheit der Schönheitsurtheile. Daß das Schönheitsideal des Negers schwarz ist und Negertypus trägt, das wäre unbegreiflich, so unbegreiflich wie es den Wieland'schen Abderiten erscheint, wenn an Farbe

und Form als solchen die Schönheit haftete. Es wird verständlich, der Abderitenstandpunkt verliert sein Recht, wenn die Sprache, die Form und Farbe sprechen, es macht. Nur mit Negerfarbe und Negertypus konnte sich im Geiste des Negers der Gedanke an das animalische und seelische Leben des Menschen verbinden, nur ihre Sprache konnte er verstehen lernen. Nur der Neger kann ihm darum zunächst den Eindruck der Schönheit machen. Dagegen muß ihm unsere Rasse, soweit sie von der ihm bekannten abweicht, nichtssagend oder unschön, gelegentlich wie eine Carricatur erscheinen. Lernt freilich der Neger das höhere körperliche und geistige Leben kennen, das hinter den kaukasischen Formen sich verbirgt und darin zum Ausdruck kommt, dann kann auch er dazu gelangen, unserer Rasse den Preis der Schönheit zuzugestehen. So mag uns auch eine fremde Lautsprache, die uns erst wenig anmuthete, schließlich wenn wir sie genau kennen gelernt haben und in ihren Geist eingedrungen sind, schöner erscheinen, als unsere eigene.

Ich bin zu Ende mit dem, was ich in diesem Aufsatz glaublich machen wollte. Ich ging aus von den einfachsten linearen Formen und endigte mit dem Schönsten und Erhabensten, was die sichtbare Welt kennt. Dieser Weg war der zweckmäßigste, er war aber nicht eigentlich der sachgemäße. Der umgekehrte Weg der Darstellung hätte dem Weg, den unser Formverständniß thatsächlich einschlagen wird, besser entsprochen. Der menschliche Körper ist uns Menschen das Nächste, ihn lernen wir zuerst verstehen. Erst nach ihm, theilweise erst durch ihn hindurch gelangen wir zum Verständniß der anderen Formen. Ich gehe aber den Weg, den ich durchlaufen habe, nicht noch einmal zurück.

Nur auf etwas möchte ich noch aufmerksam machen. Der geehrte Leser kennt so manches schöne Arabeskenornament, in dem menschliche Gestalten in thierische Formen, diese in pflanzliche, diese endlich in lineare ohne Sprung und Vermittelung übergehen. Hier haben wir zugleich einen Beweis und ein Bild der dargelegten Anschauung. Der stetige Uebergang ist möglich, kann uns sogar selbstverständlich erscheinen, lediglich darum, weil es dasselbe ist, nur in verschiedenen Abstufungen, was die Bedeutung der menschlichen Form ebensowohl wie der thierischen, pflanzlichen, linearen ausmacht. — Die menschliche Gestalt scheint in solchen Ornamenten das Leben, das in ihr verkörpert ist, in die thierischen, pflanzlichen, linearen Formen auszuströmen und darin verklingen zu lassen. So, meine ich, strömen wir jederzeit in die sichtbare Welt unser Leben aus, in abnehmendem Grade und mehr und mehr verklingend, je weiter sich die Gegenstände und Formen von uns entfernen; und nur darum erscheint uns die sichtbare Welt schön und bedeutend.



Tarrabanoff und Sipunoff.

Genrebild aus dem russischen Leben.

Von

H. Cereskin.

— Berlin. —

Abend ist es, und noch nicht gar zu spät. In Paris, London, Petersburg sprudelt das Leben noch so frisch wie ein Quell; die Plätze in den Theatern sind noch alle besetzt, auf den Straßen rollen noch hurtig die Kutschen und auf den hell erleuchteten Boulevards wimmelt es von munteren Fußgängern.

Auch weist der abgebrochene Minutenzeiger an der Uhr des Uhrmachermeisters Gwosdik, der einzige öffentliche Chronometer der kleinen Provinzialstadt B . . ., welcher an der Ecke, in der Nähe der Schmiede zu sehen ist, erst auf halb Zehn. Und diese Normaluhr hatte, zum ewigen Aergerniß des Polizeisecretärs Sachrapkin, der alle Morgen auf dem Wege nach dem Polizeibureau in seiner alten, schmierigen Uniform hier vorbeieilt, schon seit undenklichen Zeiten das Bestreben, eine halbe Stunde vorzugehen. Dieses wurde schon so oft nachgewiesen an der tombackenen Taschenuhr des Bäckermeisters Lopatkin, dessen Großvater sie anno 1812 von einem französischen Soldaten im Tausche gegen einen alten Schafspelz erworben hatte. Und was war das doch für eine Uhr! Welche Zähigkeit und Pflichttreue während ganzer drei Generationen! Gleich einem edlen arabischen Vollblutpferde kannte sie weder Müdigkeit, Capricen noch sonst irgend welche von den gewöhnlichen Uhrenkrankheiten. Wie oft waren die Lopatkins, Großvater, Vater und Enkel, sei es durch einen Zufall oder durch ihren eigenen guten Willen, sei es in der Defensive oder in der Offensive, in solche Körperlagen gekommen, bei denen einer anderen, weniger spartanisch-abgehärteten Uhr sofort der Athem gestockt hätte, ja wobei sogar die soliden echt russischen

Rippenknochen ihrer Besitzer schon zu knirschen anfingen, — dennoch blieb stets die wackere Franzosenuhr ganz — ganz und unermüdlich.

Es ist also, wie gesagt, durchaus noch nicht spät, und doch scheint es, als wenn die Einwohner von B . . ., sich alle schon in die Federn verkrochen hätten. Denn ringsum auf den Straßen ist es so still wie in einer alten Burgruine. Aus den Schornsteinen sieht man keinen Rauch aufsteigen und aus der Schmiede vernimmt man keinen Laut mehr, weder den heiteren Klang des Ambosses, noch die Stimmen der derben Gesellen. Drin in der eingeschlossenen Finsterniß hausen jetzt die unterirdischen Nachtgeister — die Mäuse. Auch hört man hin und wieder den Kater Waska*) miauen, denn er logirt jetzt ebenfalls in der Schmiede und zwar sitzt er augenblicklich zusammengekauert auf der Esse und wärmt sich am letzten Rest der Kohlengluth. Ja, ja, die schönen, warmen Sommerabende, wo man bei romantischer Mondbeleuchtung gemüthlich von einem Dachboden in den anderen spazieren konnte, sind nun vorüber, und der griesgrämige Herbst hat, mit Respect zu melden, verdammt kalte Nächte! Man glaubt es gar nicht, wie unbequem sie einem werden können, abgesehen davon, daß man sich sehr leicht einen Schnupfen zuziehen kann, zumal wenn man noch wie Waska von Kindesbeinen auf an die Wärme gewöhnt ist. Stand er doch in der Knabenzeit in Diensten beim Bäckermeister Lopatkin, wo er gemeinschaftlich mit dem Lehrling Jurka seine Schlafstelle stets hinter dem großen Backofen hatte.

Draußen aber ist es ebenso finster. Es regnet und über den alten geknickten Dächern hängen schwere, dichte Wolken. Auch werden an solchen Abenden, mit Rücksicht darauf, daß die Leute bei schlechtem Wetter sich unnützerweise auf den Straßen nicht herumzutreiben brauchen, die Laternen gar nicht erst angezündet.

Horch! da kommt Jemand von der Graupenstraße . . . über den kleinen dreieckigen Marktplatz, an der öffentlichen Placatsäule vorbei. Er strauchelt und plumps! fällt er in eine Pfütze. Er spuckt und flucht und schimpft auf alle Hauswirthe und Stadtverordneten von B . . . . Aha, es ist der Schuster Zibulewitsch, der in dem eingefallenen Barackenhäuschen an der Lehmgrube wohnt und bereits seit zwanzig Jahren fast alle Abende über das schlechte Pflaster und über die ewige Mondfinsterniß in B . . . sich beklagt. Meister Gwosdik und viele andere Mitglieder des Magistrats behaupten aber, daß es nicht so sehr an dem Pflaster, welches doch vor dreißig Jahren erst neu gemacht worden, liege, als vielmehr an dem Umstand, daß Zibulewitsch sehr häufig aus gewissen Ursachen das Gleichgewicht verliere.

„Diese Hallunken! Diese Räuberbande!“ ruft er inbrünstig in die dunkle Nacht hinaus, und ein dumpfes Echo widerhallt von den hohen Bergen, die von beiden Seiten die Stadt einschließen. „O, ich möchte blos wissen,“ frägt er, „wer dieses Teufelspflaster erfunden und extra

*) Der deutsche Hinz.

diese Pfützen hier alle angebracht hat? Nein, so was müßte direct an den Zaren in Petersburg kommen, damit er gründlich erfahre, was für eine verfluchte Ordnung hier ist und sämmtliche Spitzbuben von Balldirowo zum Teufel nach Sibirien verbanne!"

Endlich rafft er sich auf und setzt, fortwährend schimpfend, seinen Weg fort, indem er sich behutsam an der Wand hält.

Nicht weit von seiner Wohnung, am sogenannten Schweinegraben, bleibt er an einem einstöckigen Eckhäuschen, dessen schwach erleuchtete Fenster mit rothen Vorhängen versehen sind und vor denen, zwei Schritt ab, eine Barriere angebracht ist, stehen und begiebt sich mit beiden Händen in seine Hosentaschen. Nachdem er in diesem und jenem verborgenen Kleiderloch eine Weile herumgesucht, wendet er sich stracks um und nähert sich der Thür. Hier bleibt er aber wieder stehen und streckt den Kopf durch das Loch der zerbrochenen Thürscheibe, um zu sehen, wer da drin ist. „Aha!" sagt er, indem er sich schnell zurückzieht, „auch die hier, die verdammten Spitzbuben! Nein, da gehst du nicht hinein, dein Geld vertrinkst du allein!" und geht ab.

* * *

Drin im Zimmer, dessen Inneres durch ein einziges, primitives Petroleumlämpchen, ohne Glocke und ohne Cylinder, beleuchtet ist, befinden sich vier Personen. Der eine, welcher rechts am Schanktisch sitzt und schlummert, ist der Wirth Karagaitsch, ein breitschulteriger Kerl in Hemdärmeln mit einem glatten, blassen und wampigen Gesicht, einer dicken Stumpfnase und mit großen, zum Kopfe herausstehenden Glotzaugen. Alle fünf Minuten erwacht er, sperrt wild die Augen auf und nickt wieder ein. Hinter seinem Rücken auf dem Regal stehen in Reihe und Glied allerlei Schnäpse in den verschiedensten Farben; am Mittelbrett des Regals, über seinem Kopfe, hängt eingerahmt, gleichsam als Zierde und Talisman des Hauses, das kaiserliche Patent für den freien Verkauf von Spirituosen und oben, auf dem ersten Brett, liegt rechts ein Kummet und links steht ein Korb mit Eiern. Nebenan sieht man eine finstere Thüröffnung, aus deren Mitte ein großer nackter Fuß hervorragt; er gehört der Frau Karagaitsch, die im Nebenzimmer schläft.

Die beiden, welche im Winkel am kleinen Tisch sitzen, sind Polizeibeamte. Der eine mit dem großen Schnurrbart ist der Okolodotschnij*) Tarrabanoff, der andere, mit dem starken Hinterkopf, dem kleinen Gesichtchen, dem spitzen Kinn und kurzen Ziegenbärtchen ist sein Freund und Gevatter, der Gorodowoj**) Sipunoff, eine durch ihre vielfachen Aemter als Schutzmann, Hausknecht, Straßenfeger, Feuerwehrmann, Ofensetzer und Laternenanzünder in B . . . weit und breit bekannte Persönlichkeit.

---

*) Polizeiwachtmeister.
**) Schutzmann.

Der vierte, welcher unter dem langen großen Tische liegt und schnarcht, ist ein betrunkener Bauer Namens Dallaban, welcher vor drei Tagen sein Getreide zu Markte gebracht und des schlechten Preises wegen bis jetzt mit den Bäckern noch nicht handelsein sgeworden ist. „Mir sollen die B . . . ower keine Preise vormachen," hat er zu Hause seinen Nachbarn gesagt, „und mein Getreide verkaufe ich nach dem Satze, den ich haben will!" Auf diesen, von ihm selbst dictirten Preis hat er sich vorgenommen bei seinem Freunde Karagaitsch so lange zu warten, bis die Bäcker von selbst zu ihm kommen.

Auf besagtem langen Tische befindet sich allerlei Geschirr; in der Mitte desselben steht ein blecherner Krug, auf dessen Rande ein junger Hahn sitzt und schlummert. Er träumt von dem süßen Weizen seines unter ihm schlafenden Nachbars Dallaban, an dem er mit der übrigen Hühnerfamilie schon seit drei Tagen sich reichlich delectirt. Er war der Erste, der an einem Sack im Winkel das verborgene Loch entdeckt hat. „Solch schöne Zeiten kommen nie wieder . . . Selbst der Onkel Bulbul, der älteste Hahn in der ganzen Hühnerverwandtschaft, kann sich solcher Tage nicht erinnern . . . O könnte doch immer das Leben so angenehm dahinfließen! Aber wie lange wird es dauern und der köstliche Weizen ist ebenso schnell alle geworden, wie neulich der Hafer, den ich doch gleichfalls entdeckt hatte."

Auf derselben Seite befindet sich eine alte Wanduhr mit einem übergroßen Zifferblatt, auf dessen Spitze, als Kopfputz, eine alte Soldatenmütze aufgesetzt ist. Unten an den Ketten hängen anstatt einfacher Gewichte allerlei schwere Gegenstände und Hausinstrumente wie: Hufeisen, zerbrochene Beile, Thürbänder, eiserne Topfhenkel, Feuerhaken, Ziegelsteine u. a. D. Ab und zu kommt vom Hofe aus eine schwarze Kuh und steckt in das offene Zugloch des einen Fensters ihren Kopf hinein, gleichsam als wollte sie nachsehen, wieviel die Uhr ist.

Indessen unterhalten sich noch immer die beiden Freunde in der Ecke am kleinen Tischchen und leeren ein Gläschen nach dem andern. Sipunoff, der heute den Gastgeber spielt, hat bereits das dritte Quart*) Schnaps kommen lassen. Tarrabanoff wollte schon längst zu Hause sein, aber er läßt ihn nicht fort; ist es doch nicht so leicht, sich von seinem besten Freunde zu trennen.

Und Freunde waren sie wirklich, obwohl es, in Anbetracht ihrer ganz verschiedenen Charaktere, ziemlich schwer zu sagen gewesen wäre, was sie eigentlich aneinander fesselte. Denn war Tarrabanoff eine mehr nach außen gekehrte und vorwärts strebende Natur mit all den Schwächen und Tugenden einer solchen, so war nun Sipunoff gerade das Gegentheil von ihm. So z. B. liebte Ersterer viel zu erzählen und seine Rede stets in belehrendem Tone, mit Sentenzen, Reflexionen und Metaphern zu führen, wie: „Ja, Freund, was verdorben hat die Ratze, macht nicht wieder gut die Katze," oder: „Sieh' mal dieses, verstehst Du, Väterchen, muß ich Dir sagen, ist

*) Ungefähr ein halber Liter.

ebenso z. B. . . ." oder: „Ja, ja, Du mußt wissen, daß heutzutage — nun, wie soll ich's Dir erklären —" u. s. ä., wobei er jedesmal, nachdrücklich mit dem Zeigefinger hindeutend, den Kopf ein wenig nach rechts neigte, sein rasirtes bläuliches Kinn hervorstreckte und bedeutungsvoll die Augen aufsperrte. Daß er aber auch bei solchen Gelegenheiten mitunter gehörig aufschnitt und ziemlich derb prahlte und von dem alten Rechte der licentia poëtica einen etwas zu starken Gebrauch machte, so war es ihm insofern zu verzeihen, als er, wie viele Andere seines Schlages, damit nur seine Erzählungen besser zu gestalten und interessanter zu machen glaubte; und auf geschicktes Erzählen mit Hülfe derartiger rhetorischer Mittel legte er immer großes Gewicht.

Dagegen war die Hauptpassion seines Freundes nicht so sehr auf das Erzählen — obgleich es ihm an Stoff dazu ebensowenig gefehlt hätte wie seinem Gevatter Tarrabanoff, da er gleichfalls Kaiser Nikolaus fünfundzwanzig Jahre hintereinander gedient — als vielmehr auf das Materielle und Praktische, namentlich aber auf das Essen und Trinken gerichtet. Und hierin hatte er allerdings wenig Aehnlichkeit mit seinem berühmten griechischen Namensbruder, dem Philosophen Plato, denn mit seinem Vor- und Vaternamen hieß er, nebenbei bemerkt, Platon Fedulitsch.

Ferner war Jener ehrgeizig und hörte es sehr gern, wenn man ihn anständig titulirte, lobte und ihm schmeichelte, und zeigte ihm Mancher hie und da seine Aufmerksamkeit in Form von einigen Kupfermünzen oder einem Gläschen Schnaps oder gar einem kleinen süßen Hünhchen, einigen Kohlköpfchen, ein paar Heringchen . . . doch ohne zugleich gegen ihn den nöthigen Grad der ihm gebührenden Achtung zu bewahren, so nahm er zwar immerhin die Gaben an (indem er sie langsam und sorgfältig in sein rothes Taschentuch einschlug und sie in seine große, labyrinthartige Hintertasche verschwinden ließ); allein er erklärte auch dabei, daß es durchaus nicht in der Ordnung wäre, mit ihm so mir nichts, dir nichts in respectloser Weise umzugehen. „Denn," pflegte er gewöhnlich noch dann hinzuzufügen, „Du mußt wissen, Väterchen*), daß unsereins fünf—und—zwanzig Jahre dem Zaren, Kaiser Nikolaus Pawlowitsch gedient und ihn selbst persönlich, so wie ich jetzt vor Dir stehe, ja ihn selbst persönlich drei—mal gesehen hat . . . Wir, Väterchen, waren schon, sozusagen, auf und unter dem Berge, diesseits und jenseits des Meeres, standen auch bei Sebastopol und fochten mit allen Völkern der Erde. Haben auch den Türken und Franzosen und Engländer und Chinesen und Kalmüken und Tataren und auch solche, die blos ein Auge und ein Bein haben, welche weit, weit hinter dem Schwarzen Meere wohnen, und die nicht, wie wir mit menschlicher Stimme sprechen, sondern piepsen wie die Sperlinge, ja ja Väterchen, das haben wir alles gesehen!"

---

*) Ein im Russischen vielgebrauchtes Kosewort, besagt im vertrauten Gespräch ungefähr dasselbe, was im Deutschen: lieber Freund.

Sipunoff dagegen war es einerlei, wie man ihn anredete und was man über ihn sprach, wenn man sich nur gegen ihn in materieller Hinsicht gewissermaßen zuvorkommend benahm. Auch war er in seinen Ansprüchen sehr bescheiden, obgleich er Tag und Nacht bemüht war, wie die emsige Biene für den häuslichen Wohlstand zu sorgen und Alles, was ihm in gastronomischer und ökonomischer Hinsicht nützlich und verwendbar zu sein schien, zusammenzuklauben und wie eine Maus in ihr Loch nach Hause zu schleppen. Denn galt es, irgend so was zu erhaschen, so war er zu allen Zeiten bereit, selbst nach dem äußersten Ende der Stadt sich zu begeben, dort Stunden lang zuzubringen und wo es nöthig war, wie z. B. zur Erntezeit auf den Feldern und in den Gärten, mit ehrlichem Fleiße den guten Leuten behülflich zu sein, in der Hoffnung, vielleicht ein bischen Gartengemüse oder einen Schoß voll steinharter, verholzter Aepfel oder Birnen, verschüttetes Getreide oder Mehl zu ergattern. Und in dieser Hinsicht hatte er in der That einen außerordentlich scharfen Spürsinn. Hier z. B. platzt beim Transport ein Sack mit Roggen, da verunglückt Jemand mit einem Fäßchen Branntwein, hier führt ein Bauer einen Wagen mit Kirschen und beim Umbiegen an die Placatsäule bricht ihm eine Achse entzwei, wobei die Hälfte der Waare sich ringsum nach allen Seiten zerstreut; da gerathen plötzlich zwei Höckerfrauen in Zank und werfen dabei ihre Körbe mit Eiern um — und überall ist Sipunoff gegenwärtig, überall steht er da, bereit zu helfen und zusammenzuklauben und mit dem Lohn seiner Mühe in einem alten Scherbchen oder im Schoße seines weiten Soldatenmantels flink und freudig davon zu eilen. Darum konnte man ihn auch stets etwas nach Hause tragen sehen, und wäre es auch ein bischen Kleie oder Kartoffelschalen für seine Ziege und Hühner, oder eine Handvoll Federn, Heu oder auch sonst Gegenstände, für die er in seiner bunten archäologischen Wirthschaft irgend welche Verwendung zu finden glaubte, wie: alte Blechkannen, kahle Kleiderbürsten, ausgediente Cylinderhüte (seit einigen Decennien zählt B . . . beständig drei bis vier Stutzer, die sich stets nach der neuesten Pariser Mode kleiden), verlorene Rockärmel u. ä. d.; denn für ihn hatte Alles seinen Werth. Und wenn ihn manchmal seine Frau fragte: „Nanu, was schleppst Du da schon wieder für einen Plunder in's Haus?“ dann pflegte er gewöhnlich darauf stereotyp zu antworten: „Scht! sei ruhig, Weib, in der Wirthschaft kann alles mal gebraucht werden!“

War er nun in materieller Hinsicht bescheiden, so war er es in noch weit größerem Maße in Betreff seiner Erzählungen. Denn erstens prahlte er nicht und zweitens waren seine knappen, hie und da zerstreuten biographischen Mittheilungen so einfacher Natur, daß auch von dieser Seite her der Unterschied zwischen ihm und seinem Freund sehr deutlich zu Tage trat. Die einzige Schwäche, die er hierin besaß, war die, daß er zu gern als scharfsichtiger Spion und genialer Spitzbubenfänger gelten mochte, und zwar aus dem Grunde, weil er nämlich fünfzehn Jahre seiner Militärzeit in

einer Garnison einer sibirischen Stadt gestanden, wo er viel mit Arrestanten zu thun gehabt und wo er laut seiner Versicherung die schönste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. An diese Periode, welche auch die Hauptquelle seiner Erzählungen bildete, erinnerte er sich stets mit großem Vergnügen. „I, wo?“ pflegte er sich in solchen Fällen zu äußern, „nein, Väterchen, in Sibirien ja! Da, siehst Du, kann man sagen, wird ordentlich gelebt! Nun z. B. ich — was hat mir da gefehlt? Gar nichts hat mir gefehlt. Alle Tage hatte ich meine Portion Rindfleisch, meine Kascha*) mit Oel und — Brot und Tabak, sag' ich Dir, soviel ich wollte. Und dort, mußt Du wissen, ist der Tabak ganz anders wie hier, wo? ganz anders! Hier, wenn Du rauchst, ist es ebenso als wenn Du ein Stück alte Watte in Brand setzest, da hast Du weder Geschmack noch Geruch dabei. In Sibirien aber, verstehst Du, habe ich immer den echten, ganz echten Machorka**) geraucht. Ja, wenn Du da, sag' ich Dir, einen ordentlichen Zug thust, fühlst Du es sofort bis in die Leber. Und er ist auch sehr gesund. Warum? weil er echt ist. Manchmal, weißt Du, war ich im Stande, den ganzen Tag über keinen Happen zu essen, aber nicht einen einzigen Happen, sag' ich Dir, ich rauchte nur immer meinen Machorka sachte weg und war trotzdem so kräftig dabei wie ein Bär. Warum? weil es echter Machorka war. Und wenn es echter ist, da brauchst Du auch wirklich gar nicht so viel zu essen, denn er stärkt und erheitert ebenso wie Spiritus. Sieh', z. B. hier, denkst Du vielleicht, es ist Tabak, was Du rauchst? Weiß der Teufel! was es ist, aber Tabak, sag' ich Dir, ist es nicht, nein, das ist kein echter Tabak! sonst würde er nicht so verflucht auf der Zungenspitze brennen. Das hast Du auch bei Watte und bei Birkenruthen, die brennen ebenso! Ja, ja!“ sprach er erinnerungsvoll seufzend, „meine Kräfte habe ich hier nicht gesammelt, mein Väterchen; und das Bischen, was ich habe, stammt noch von da her, ja von da her stammt es noch. Denn das ist noch ein Land, wo unsereins wenigstens sagen kann: hier lebst Du mal ordentlich, wie es sich gehört. Nein, umsonst sagen immer Viele: In Sibirien — uh! da ist es kalt und schlecht! Dumme Leute, Väterchen, sind es, die es sagen. Wer aber einmal da gewesen ist, ja, der weiß es, aber sehr genau weiß er es, sag' ich Dir! Denn sieh, kalt ist es überall, und wenn Du einen echt sibirischen Schnaps, verstehst Du, von der ersten Sorte trinkst, so wie ich's immer that, und eine gute warme Pelzmütze aufsetz'st — o! dann sollst Du mal sehen, wie warm es Dir wird. Die Hauptsache ist der Kopf und die Ohren, verstehst Du, und wenn diese warm sind, dann kannst Du dreist nach Kamtschatka fahren . . .“

Diese physiologische Thatsache bewies er auch in praxi, so oft er im

*) Dicker Brei, russisches Nationalgericht.

**) Ein kleinblättriger, grünlich-grauer und äußerst starker Bauerntabak, der mit Vorliebe von Soldaten geraucht wird.

Winter seinen Nachtwächterposten*) einnahm. Denn er pflegte nämlich dann — und mochte die Kälte noch so streng sein — in seiner Kleidung keine andere Veränderung vorzunehmen, als daß er nur seine tiefe, mit Werg gefütterte, sackartige Wintermütze recht fest über die Ohren zog. So gerüstet, war er im Stande, eine ganze lange Winternacht unbeweglich wie ein Laternenpfahl an einer Ecke zu stehen und mit einem Auge ruhig zuzusehen, wie das dichte Schneegestöber allmählich die Straßen, Häuser, Bäume und auch ihn mit einem weißen Mantel bedeckte. Je stärker die Fröste wurden, desto tiefer zog er seine Mütze über die Ohren, so daß Viele diese Erscheinung als ein sicheres Thermometer benutzten, indem sie, des Morgens am Fenster stehend, sich sagten: „Aha, heute scheint es aber sehr kalt zu sein, denn Platon Fedulitsch hat seine Mütze bis über die Nase gezogen," was jedes Mal, nach Reaumur gemessen, ungefähr — 20° bedeutete.

Zu den vielen anderen kleinen Passionen, die er aus Sibirien mitgebracht, gehörte auch das Rauchen von Cigarretten, welche er sich selbst aus Zeitungspapier, alten Polizeiacten und sonstiger Maculatur, die er hie und da sich eroberte oder auf der Straße auflas, anzufertigen pflegte. Dieses sein eigenes Fabrikat rauchte er aber auch mit solchem Appetit — indem er gierig den ganzen Rauch in die Lungen einsog und ihn langsam durch die Zähne herausließ — daß es aussah, als schöpfe er frische Lebenslust aus seiner ziemlich stark duftenden Qualmdüte. Kein Tabak auf der Welt war ihm stark genug. Nur einmal — dessen erinnerte er sich sehr oft — hatte ihm der Polizeisecretär Sachrapkin ein Bündel Machorka geschenkt, welches seiner Meinung nach ein echt sibirisches Kraut gewesen zu sein schien, sonst aber hätte er, seitdem er das glückliche Sibirien verlassen, noch keinen echten Machorka geraucht.

Aus dieser schönen Zeit stammte auch seine Gewohnheit her: während des Gesprächs stets ein Auge geschlossen zu halten, um seinem Gesichte, da er sich, wie gesagt, für einen sehr scharfsichtigen Polizisten hielt, ein recht verschmitztes Aussehen zu geben, zumal noch wenn er gerade interessante Diebesgeschichten erzählte.

So pflegte er manchmal im vertrauten Kreise, wie in der Schmiede, in Gegenwart der Gesellen und der breitschultrigen und rothnasigen Pferdehändler solche Anekdoten zum Besten zu geben.

„Eines Tages — es war gerade am Charfreitag — ging ich so auf der Straße, warte mal, wo war es doch gleich? Ach ja, es war hinter den Sandbergen, und sehe von Weitem, wie Jemand langsam quer über das Feld angeritten kommt. Halt, denke ich, mit dem Kerl ist es nicht richtig: er schlottert mir zu sehr mit den Beinen . . . Paß auf, sagte ich

*) Bekanntlich versehen in Rußland diesen Posten die Dworniks: ein Mittelding zwischen Hausknecht und Vicewirth.

mir, die Sache ist nicht glatt . . . Ich, eins, zwei, drei, nach Hause, ziehe mich ganz schnell um, wickle mir das Tuch von meiner Frau um den Kopf und eile schnell zurück wie ein Hase zu den Sandbergen. Nun, dachte ich mir, mußt du aber deine Sache schlau anfangen, denn das scheint ein ganz geriebener Fuchs zu sein. Nicht weit davon nahm ich eine gebückte Haltung an und humpelte ganz sachte wie ein altes Weib. Als ich aber so langsam um die Ecke biege und mich ganz vorsichtig umsehe, futsch! da war der Kerl verschwunden. Und sieh, ich hatte mich doch wirklich nicht geirrt; denn einige Zeit darauf erfuhr ich, daß im Dorfe Sapnaew an diesem Tage gerade zwei Pferde gestohlen worden sind."

Solcher Geschichten, die den Zweck hatten, seine außerordentliche Geschicklichkeit im Erkennen und Auffangen von Dieben darzuthun, besaß er eine ganze Menge. Die Zeichen und Momente, woran er jedesmal sich die Spitzbuben merkte, waren immer ganz besonderer Art. Entweder erkannte er sie an ihrem Gang und ihrer Haltung oder, wie bei der Geschichte mit der gestohlenen Gans, an der Art und Weise, wie sie getragen wurde, nämlich nicht wie gewöhnlich mit dem Kopf nach oben, sondern umgekehrt. Bald fielen ihm die carrirten Beinkleider auf, bald die Verschiedenheit der Knöpfe am Rock und ähnliche Dinge.

„Halt! denke ich mir," pflegte er mit sichtlichem Behagen die Einzelheiten solcher Geschichten auszumalen. „Warum geht denn der Kerl so hart an der Wand? Aha! Das scheint noch ein Anfänger zu sein. Ich marsch auf ihn zu und sage: Du! Dich Väterchen kenne ich. ‚Wieso denn?' frägt er und wird über und über roth. Siehst Du, dachte ich mir, der Hecht ist gefangen! Nun mußt du ihn aber ordentlich am Schwanz fassen, daß er dir nicht so leicht aus dem Netze entschlüpft. Darauf sag' ich, ihm recht scharf in die Augen blickend: ‚Willst Du nicht, Väterchen, mit mir zusammen ein Schnäpschen trinken? Hab' keine Furcht, Freund, ich werde Dir nichts thun. ‚Ein Schnäpschen?' erwidert er, ‚wie meinst Du das?' ‚Ja, ich habe jetzt gerade Lust dazu,' antworte ich, ‚und möchte Dich bitten, daß Du mit mir gleich mitkommst.' ‚Was fällt Dir denn ein?' ruft er und rennt schnell fort. Ich rasch hinterher! Allein zum Unglück trug ich gerade einen Schoß voll Kartoffeln und so dachte ich mir: Nein, nun laß ihn laufen, denn einholen kannst du den Kerl doch nicht mehr; da verlierst du womöglich noch alle deine Kartoffeln. Aber gemerkt hab' ich ihn mir doch, verstehst Du!"

Ganz anders dagegen lauteten die Militärerinnerungen und sonstigen Erzählungen Tarrabanoffs. Obwohl er einige Jahre älter war als sein Freund, hatte doch seine Unterhaltung viel mehr Schwung und war der Ton derselben überhaupt weit vornehmer und anspruchsvoller.

„Ja, Du lieber Freund . . ." So pflegte er gewöhnlich Leuten seines Gleichen, wie dem Feldwebel Bolltunoff, dem Winkelconsulenten Tulupkin

und anderen vornehmen Kameraden gegenüber bei einem Gläschen Thee oder Schnaps seine Geschichten anzufangen. „Wie soll ich Dir sagen . . . viel haben wir erfahren und erlebt, ja, das stimmt! Aber dumm waren wir von vornherein nicht, kann ich Dir versichern! Nun z. B. wenn ich mich so erinnere, wie ich noch jung war — o, was meinst Du wohl, was war ich da für ein Kerl? Aber was, andere Zeiten, andere Menschen, ja Väterchen! Du weißt, ich bin kein Freund der alten Zeit. Warum? Weil heutzutage Unsereinem das Leben viel leichter wird, und weil die Menschen jetzt überhaupt klüger und geschickter sind . . . Aber das muß ich sagen, einen solchen Mann, wie Seine Excellenz der General Lasar Kyrillowitsch Bagurin war, wird es nimmermehr geben! Nein, solchen giebt es in der ganzen Welt nicht mehr. ‚Du, Fedot,' pflegte er mir manchmal zu sagen, ‚sei nicht dumm, verstehst Du, dann sollst Du mal sehen, was für ein gescheiter Kerl Du noch mal wirst!' und gab mir einen Rubel, manchmal auch zwei. ‚Da, nimm hin!' sprach er, ‚und trink eins auf mein Wohl! Doch paß auf, daß Du mir ja nicht betrunken nach Hause kommst. Denn trinken,' sagte er, ‚kann der Mensch soviel er will, aber nur nicht gar zu viel!' Und groß und stark war er, ja! da ist Unsereins geradezu ein Kind dagegen. Eine gebratene Gans, das war für ihn nur so zum Frühstück, und zu Mittag, da mußten schon zwei solcher Vögel und ein gefülltes Ferkel noch dazu auf den Tisch kommen. Ja, Du lieber Freund, solchen Mann giebt es nicht mehr, nein! Dafür aber, wenn er mal ärgerlich wurde — uh! Dann konntest Du ganz dreist schon im Voraus Deinen Backen- und Rippenknochen Ade sagen, denn da war es nicht mehr zu hoffen, daß Du sie in ihrer früheren Gestalt noch mal wiedersiehst. Ja, ja, lieber Freund, das war auch ein General, wie es sich gehört. Und eine Stimme hatte er wie ein Löwe! Wenn er mal bei schlechter Laune durch die Zimmer ging, bekamen Alle das Fieber vor lauter Angst und Furcht. Siehst Du, und doch war ich acht Jahre als Denschtschick*) bei ihm, ja, und habe viel, Väterchen, sehr viel gesehen und erfahren. Grafen und Fürsten waren alle Tage bei uns . . . Nein! Aber das werde ich in meinem gan—zen Le—ben nicht vergessen! O, wenn ich noch jetzt daran denke!

„Das war so im Herbst, da fuhren eines Tages Alle zur Jagd. Nur ich blieb, außer der alten Köchin Matrena, allein zurück, um das junge Fräulein Sophie Lasarowna zu bedienen, da sie sich an diesem Morgen nicht recht wohl fühlte und es verzog, diesmal lieber zu Hause zu bleiben. Denn sonst pflegte sie auf der Jagd gewöhnlich die Erste zu sein. War sie doch im Charakter ganz wie ihr Vater: groß, stark, feurig, gutmüthig und launisch. Vor ihr hatten Alle solchen Respect, wie vor Sr.

*) Offizierbursche.

Excellenz dem General selbst. Sie war ja eben die einzige Tochter. Und reiten konnte sie, sag' ich Dir, wie ein junger donischer Kosak. Der feurigste Hengst war ihr nicht flink genug, und mochte sich das Pferd noch so bäumen, sobald sie aber mit ihren kleinen eisernen Fäustchen die Zügel ergriff, wurde das wildeste Roß unter ihr gefügig. Die sanfte, weichmüthige Frau Generalin lebte stets in Angst um ihre geliebte Tochter. ‚Ach Lasar Kyrillowitsch,' pflegte sie flehentlich sich sehr oft an Sr. Excellenz zu wenden, ‚ich bitte Dich, thu mir den einzigen Gefallen und laß unsere Sophie nicht solche wilde Pferde reiten! Ich sage Dir, ich sterbe noch vor Angst! Mir preßt es jedes Mal das Herz zusammen, wenn ich sehe, wie das Mädchen so wild dahinbraust wie ein Sturmwind über Berg und Thal und da möchte ich ihr am liebsten entgegenstürzen und sie mit Gewalt vom Pferde herunterziehen.'

„Der General aber lachte nur dazu und sagte: ‚Ja, liebes Mütterchen, tapfer muß unsere Sophie sein, denn dafür ist sie auch meine Tochter! Doch beruhige Dich, ich werde schon dafür sorgen, daß sie künftig nur ganz zahme Pferde zum Reiten bekommt.' Allein Sophie Lasarowna ließ sich ihren feurigen Rappen nicht nehmen und jagte nach wie vor über Hecken und Dornen im wildesten Galopp.

„An diesem Tage also waren wir, wie gesagt, ganz allein — denn die Alte blieb in der Küche — und ich hatte das Vergnügen, zum ersten Mal in ihre prachtvollen Gemächer einzutreten . . .

„Die schönsten Gerüche strömten mir entgegen; Gold und Silber, Sammet und Seide schimmerten an allen Ecken und Kanten, kostbare Teppiche bedeckten den Boden und große lange Spiegel die Wände. Nein, Väterchen! Ich sage Dir, so was habe ich in meinem gan—zen Le—ben nicht gesehen, mit einem Wort, ein Paradies! Sie lag ausgestreckt auf dem Sopha in einem leichten rothen Kleidchen und bis zur Hälfte mit einem wollenen Tuche bedeckt. Ihr langes blondes Haar war aufgelöst und fiel herab in dichten Strähnen auf die entblößten zarten Schultern und Arme. Früher habe ich mir oftmals gedacht: nein, ein schöneres Weib giebt es wohl auf der ganzen Welt nicht, nicht mal am Hofe des Zaren; doch hatte ich sie noch nie so bezaubernd gesehen wie eben an diesem Tage gerade. Ihr feines durchsichtiges Näschen mit seinen zarten beweglichen Flügelchen, die schönen blauen Augen und die hervorgewölbten süßen Lippchen, die kleinen runden Zuckerhändchen und die jungfräuliche üppige Fülle des Oberkörpers, alles war so bezaubernd schön, daß ich wie betrunken dastand und vor Verwirrung nicht wußte, wo ich meine Augen hinthun sollte. Ich brachte ihr das Essen, stellte Alles zurecht, wie sie's wünschte, und ging wieder auf meinen Platz in das angrenzende Nebenzimmer. Als ich da eine Weile gesessen, rief sie mich wieder zu sich und sagte, indem sie mich freundlich mit ihren großen Augen ansah: ‚Fedot, bleib'

doch hier, warum rennst Du denn immer fort? Komm, setz Dich hierher, mir zu Füßen, und erzähle mir was aus Deiner Vergangenheit. Vorerst kannst Du Dir aber ein Glas Wein einschenken und auf mein Wohl trinken.' Was soll ich ihr erzählen? dachte ich bei mir. Ich überlegte hin und her, suchte mich dieses und jenes zu erinnern und schließlich wurde ich so confus, daß ich augenblicklich nicht wußte, was ich ihr antworten sollte. Wie ein Traum erschien mir das Alles. Da sie meine Verlegenheit merkte, sah sie mich an und lächelte, indem sie sagte: ‚Nun trink erst, Fedot, und sei nicht so furchtsam!' Ich nahm das Glas und trank und blieb wieder stehen wie eine Bildsäule. ‚Setz Dich doch hin, Fedot,' sagt sie, ‚warum stehst Du?' Ich ließ mich in einiger Entfernung von ihr auf einen Stuhl nieder und schwieg. ‚Nein, nein,' rief sie, ‚setz Dich hierher, mir zu Füßen.' Ich stand auf und ohne sie anzusehen, setzte ich mich auf den äußersten Rand des Divans. Da fing sie an zu kichern und mit ihren kleinen Füßchen hin und her zu trampeln, wodurch ich noch viel verwirrter wurde, da mir der Gedanke aufstieg, sie mache sich nur lustig über mich. Um mich davon durch einen Seitenblick zu überzeugen, wandte ich den Kopf ein wenig nach rechts und sah verstohlen nach ihrem Gesichte hin . . . Aber da begegneten sich unsere Blicke und ich fühlte, wie mir plötzlich das Blut zu Kopfe stieg und wie ich über und über roth wurde. Das sah ich im Spiegel, welcher nicht weit ab von mir, auf der linken Seite hing. Sie lächelte freundlich und ich in meiner großen Verlegenheit lachte unwillkürlich mit. ‚Fedot,' sagte sie dann nach einer Weile, ‚hole mir meine Guitarre und setz' Dich wieder hierher.' Ich stand auf, brachte ihr das Instrument und nahm nun meinen Platz wieder zu ihren Füßen ein; nur setzte ich mich diesmal schon etwas bequemer hin. Da begann sie, anfangs langsam und sanft, nachher aber immer schneller und stärker, ein wundervolles Lied zu singen und ihre klangvolle Stimme ergoß sich so lieblich wie die heiteren Triller einer Nachtigall, die Du wohl im Frühjahr schon oft im Walde gehört haben wirst, ja! ganz ebenso wie eine Nachtigall sang sie. Nein! was soll ich Dir sagen . . . es war ein so wundervolles Lied, daß ich Tage und Wochen lang, däucht mir, im Stande gewesen wäre, ohne zu essen und zu trinken, ruhig auf derselben Stelle zu sitzen und ihrem entzückenden Gesange zu lauschen. Nachdem sie so eine Zeit lang gesungen, wandte sie sich zu mir und sagte, Fedot, hörst Du gern solche Lieder? Liebst Du die Musik?' ‚Ja, sehr gern, Sophie Lasarowna,' erwiderte ich, ohne sie dabei anzusehen. ‚Tag und Nacht könnte ich so sitzen und Ihrem schönen Gesange lauschen.' Darauf frug sie mich, ob ich ihr auch etwas vorsingen könnte, da ihr das Stubenmädchen Mariana gesagt hätte, daß ich Abends sehr oft in meinem Zimmer singe. ‚Ja, aber sehr schlecht,' erwiderte ich. ‚Nun, das schadet nicht, sagte sie, ‚singe mal eins, ich möcht' es hören!' Da erhob ich mich und sang das kleinrussische Lied:

's wehen die Winde so stürmisch*),
So daß die Bäume sich biegen:
Wie thut mir das Herz so wehe —
's fließen die Thränen von selber.

Verliere die Tag' in Kummer
Und sehe noch immer kein End' —
Wenn ich ein bischen kann weinen,
Dann fühl' ich erleichtert mein Herz u. s. w.

„Anfangs konnte ich nicht einen Ton ordentlich hervorbringen, gerade als wäre mir die Kehle zugeschnürt; bald darauf aber fühlte ich mich etwas sicherer und zuletzt wurde meine Stimme so hell und stark, daß ich mich selber wunderte, wie ich da blos so gut singen konnte. Als ich zu Ende war, setzte ich mich wieder hin und schwieg. Sie sprach ebenfalls kein Wort; nur sah sie mich mit ihren großen Augen fortwährend an und schien ein wenig nachzudenken. Plötzlich aber wurde sie heiter, fing wieder an zu lachen und mit den Füßchen zu trampeln und rief: ‚Fedot, hole mir meine neuen Stiefelchen her, ich will ein Bischen herumlaufen.' Ich ging hin und holte sie. ‚Komm, stell Dich hierher auf die Kniee,' sagte sie, ‚und hilf mir sie anziehen!' Ich that, wie sie es verlangte. Während ich ihre kleinen warmen Füßchen in meinen Händen hielt und ihr die Stiefelchen zuknöpfte, fuhr sie mir mit ihren zarten Fingerchen in die Haare und zerzauste mir meine schöne, sorgfältig geglättete Frisur. ‚Sieh, sieh, wie Du aussiehst!" rief sie und lachte aus vollem Halse. Darauf ergriff sie mit beiden Händchen meinen Kopf, drückte ihn an sich und flüsterte mir in's Ohr: ‚Mein lieber, lieber Fedot! ach, ich hab Dich so lieb, daß ich Dich immer bei mir behalten möchte . . Aber Du mußt es, um Gotteswillen, Niemandem sagen! Hörst Du?' . . Doch auf einmal wird sie still, es erbleichen ihre Wangen und mit zitternder Stimme flüsterte sie hastig: Du! Ich glaube, Jemand ist in den Saal hineingegangen! . . . Ach, es ist Papa! . . .ich höre seine Schritte! . . . Nein! er darf Dich hier so nicht sehen! . . . Rasch! spring aus dem Fenster! . . . oder wart'! verkriech Dich hier unter das Sopha! schnell, schnell, Fedot! schnell!' . . . Im ersten Augenblick war ich so erschrocken, daß ich kaum ihre Worte verstand; als ich nun aber selber die Schritte vernahm, da begriff ich erst, was sie damit meinte, und verkroch mich schnell unter das Sopha . . . O! noch jetzt schaudert es mich, wenn ich daran denke, wie ich da unten gelegen habe. Während der General vor ihr auf einem Stuhle saß und sie zärtlich streichelte, indem er ihr haarklein den ganzen Verlauf der Jagd erzählte, stieß er mich einige Male mit dem Fuße an. Und dachte ich jedes Mal: nun bist Du aber jetzt verloren! und meine höllische Angst wuchs immer mehr und mehr. Dabei schlug mein Herz so stark, daß

*) Eine in Rußland sehr beliebte und überall bekannte Volksromanze.

ich mich wundere, warum er es nicht gehört hat; nur schien es mir in meiner tödtlichen Angst, in der ich die ganze Zeit da mit dem Bauch zur Erde liegen mußte, eine halbe Ewigkeit zu sein . . . So lag ich, bis es zu dämmern anfing, denn da erst verließ der General das Zimmer, worauf ich sofort durch das Fenster in den Garten sprang . . . Ja, ja, Väterchen," so schloß gewöhnlich Tarrabanoff seine Erzählung, „das war eine Zeit, die werde ich in meinem gan—zen Le—ben nicht vergessen!"

Daß Tarrabanoff wirklich ein großer Freund von Musik war, konnte man unter Anderem auch daraus entnehmen, daß er alle ausübenden Künstler der öffentlichen Stadtmusik, wie Harmonika-Spieler, Orgeldreher und ähnliche Virtuosen am Parnaß von B . . . durch sein wohlwollendes Verhalten gegen sie gewissermaßen protegirte. Denn so oft er an der gelben Apotheke, dem alten Kloster gegenüber, vorbeiging, wo Nachmittags gewöhnlich der lahme Mitka mit dem Leierkasten oder der barfüßige und betrunkene Guska mit seiner Ziehharmonika bei freiem Entree auf der Straße ihre Concerte veranstalteten, störte er sie nicht nur nicht, sondern er pflegte sogar stehen zu bleiben und lange zuzuhören, indem er mit dem Kopfe die entsprechenden Tactbewegungen machte. Manchmal, wenn es so schönes Wetter war, namentlich im Sommer bei friedlicher Nachmittagsstimmung und unter dem romantischen Eindruck eines malerischen Sonnenunterganges, forderte er sie auch direct auf, ihm dieses oder jenes vorzuspielen, während er selbst dazu pfiff und mit den Fingern schnalzte. Und Guska, der zu gleicher Zeit allein auf drei Instrumenten spielte und tanzte, nämlich indem er mit dem Munde sang, mit den Händen seine Harmonika bearbeitete und mit den nackten Fußknöcheln Tamtam schlug, munterte er durch öffentliche Lobeserhebungen auf, wie: „Vorwärts! vorwärts, Guska! immer feste! immer feste! so, so, so! gut, gut, gut!" u. s. w.

Dieser seiner Musikliebe allein ist auch der Umstand zuzuschreiben, warum er so gern Hochzeiten besuchte. Denn überall, wo solche stattfanden, war man schon gewöhnt, ihn als unvermeidlichen Stammgast ohne vorherige Einladung nolens volens zu empfangen. Während der Tanzzeit pflegte er gewöhnlich bei den Musikern zu sitzen und ruhig zuzusehen, wie sie spielten. Nur wenn manchmal ein paar kräftige Bursche von altem Schrot und Korn den Kosakentanz aufführten, stand er auf und schaute zu, indem er sie lobte und zu größerer Lebhaftigkeit anspornte. Feierte aber einer von seinen intimen Bekannten, den „guten Brüdern", ein solches Fest, wie z. B. einer von den jungen flotten Droschkenkutschern, oder von den charmanten, pfiffigen Hoteldienern und ähnliche wackere Kameraden, dann pflegte er sogar selber den Kosakentanz aufzuführen, welchen er gewöhnlich, die Zipfel seines langen Polizeimantels mit beiden Händen fassend, durch folgende Worte einleitete: „Vorwärts, vorwärts! Hebe die Knochen auf die alten, alten Tage!" Und es ging los zum

großen Gaudium und zur Bewunderung der ganzen Hochzeitsgesellschaft. Dafür pflegte er unter solchen Umständen bei der Tafel einen von den Ehrenplätzen, an der Seite des jungen Paares, einzunehmen, und jedesmal nicht eher vom Tische aufzustehen, bis er drei Mal auf das Wohl der Braut getrunken hatte.

Auch Sipunoff pflegte solche Festlichkeiten, so en passant, namentlich wenn er gerade Wache stand, sehr gern mitzumachen. Denn warum nicht? Giebt es doch stets bei solchen Gelegenheiten ein Schnäpschen, ein schmackhaftes Häppchen, ein bischen Tabak und manchmal auch sogar etwas, was man nach Hause mitnehmen kann, wie z. B.: einen zerbrochenen Teller, einen von der Katze verschleppten Fisch, ein angebranntes Stück Braten und ähnliche gute Dinge. Nur pflegte er nicht in den Tanzsaal unter die Gäste, wie sein Freund, sondern ganz bescheiden in die Küche zu gehen und wo es angebracht war, sogar fleißig mitzuhelfen an den verschiedenen Vorbereitungen der Tafel.

Dieser große Unterschied zwischen ihnen beiden sowohl hinsichtlich ihrer Charaktere als auch ihrer gesellschaftlichen Stellungen war selbst schon in ihrer äußeren Erscheinung sehr auffallend. Tarrabanoff, eine hohe, schlanke Gestalt, trug stets den Kopf gerade, hatte einen graziösen, etwas tänzelnden Gang und verwendete viel Sorgfalt auf Kleidung und körperliche Haltung: Rock und Mantel hübsch zugeknöpft und gebürstet, die ritterlichen Stulpenstiefel gewichst, der schwarze lange Schnurrbart flott in zierliche Hörnchen gedreht, das Gesicht glatt und sauber rasirt, die Mütze etwas nach rechts geneigt, kurz, Alles mußte in der gehörigen Ordnung sein.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Jordans Roman „Zwei Wiegen".*)

Von

Hugo Göring.

— Berka a. d. Werra. —

Wilhelm Jordan beweist, daß er ein tüchtiges Stück der Kraft in sich hat, die er den hünischen Helden seiner Muse andichtet. Mit seinen 69 Jahren besitzt er eine geistige Energie, die uns überrascht und uns noch manche tüchtige Leistung verspricht.

Gleich dem ersten Romane „Die Sebalds" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2. Auflage 1886), der ein treues Bild von dem Kampfe des alten Glaubens mit der wissenschaftlichen Weltauffassung gab, greifen die „Zwei Wiegen" in die brennenden Fragen unserer Zeit ein und bringen die Ergebnisse der Naturforschung mit ihren Forderungen an das sittliche Leben in einem dramatisch bewegten Gemälde zur Anschauung.

An zwei Wiegen knüpfen sich in zwei verschieden gearteten Familien entgegengesetzt folgenreiche Schicksale. Die Cedernwiege der Schöneborns verdankt einem unheilvollem Wahne ihre Existenz. Statt „ungebrochner Manneskraft", wie die zweideutige Prophezeihung in dem Worte „infracta virtus" versprochen hatte, war „angeknickte Mannheit" aus der Wiege der Schöneborns hervorgegangen. Die Nachkommen Jürgen Schöneborns sind mit seinem Erbübel, einem verkrümmten Rückgrat, behaftet. Sein Enkel Andreas trägt mit übermenschlicher Selbstverleugnung den Fluch seiner Abstammung und verzichtet auf die Liebe eines edlen Weibes, um sich nicht einst verflucht zu hören von einem schwächlichen Sohne. In schauerlicher Erinnerung war es ihm aus seinen Knabenjahren geblieben, wie seine Mutter in heiligem Zorne gegen den unheilvollen Trugsinn der alten Prophezeihung die wahnumwobene Wiege in Stücke geschlagen und mit trotziger Kraft die Trümmer in hellladerndem Feuer vernichtet hatte, nachdem die entsetzlich verkrüppelte Tochter Jobäa geboren worden war. Jobäa blieb körperlich verkümmert, wurde aber durch ihr seelenvolles Wesen der gute Genius ihrer Umgebung und entfaltete ein reiches Geistesleben. Der Schilderung ihres Leidensdaseins und der verklärenden Kraft ihres Lebens widmet der Dichter soviel Raum, wie der Hauptfigur unter den Nebenpersonen gebührt.

---

*) 2 Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1888.

Ganz anders geartet ist das Schicksal, welches sich an die Eichenwiege der Lelands knüpft. Bis in die graue Urzeit im heiligen Haine des Walvaters Odin läßt der Dichter in sinnreichem Hinblick auf das heilige Erbe unserer germanischen Väter die Legende von der Lelandswiege zurückgehen. Von Oervil und der schönen Siglinde bis zum jüngsten Sprossen ist es das Schicksal der Lelands, sich unter Gefahr und Abenteuer ihre Frauen zu erobern oder sich von diesen erobern zu lassen. In früheren Jahrhunderten unbewußt, später zielbewußt, streben die Lelands danach, körperliche Kraft und Schönheit fortzupflanzen. Ihr letzter Sprosse ist Loris Leland, der als Glanzpunkt der Dichtung und als Hauptträger ihrer Heilslehre unser Interesse am meisten fesselt. Voll übersprudelnder Kraft hatte er dem Vater den Namen des „tollen Leland" abgenommen. Wie während seiner Gymnasialzeit, während der er zwar fleißig arbeitete, aber niemals das Vorgeschriebene, tobte er sich auch auf der Universität in frischem Jugendübermuth aus, ist aber dabei der fleißigste Student. Als Mediciner beschränkt er sich nicht auf seine Fachstudien, sondern eignet sich eine allgemeine Bildung an, indem er besonders Naturwissenschaft, obenan Astronomie, betreibt. Gegen die Philosophie gewinnt er Mißtrauen: sie entlarvt sich ihm als Mißbrauch der Sprache und als Surrogat einer Wissenschaft, welche die Gesammtheit der Wissenschaften zusammenfassen will. Neben seiner speciell medicinischen Aufgabe sieht er seinen Lebensberuf darin, jene allgemeine Wissenschaft als Lebenslehre auf die Familie, die Gesellschaftsordnung, den Staat, die Kirche, die Kunstanstalten, kurz auf alle menschlichen Einrichtungen anzuwenden, mögen sie den höchsten Geistesinteressen oder den niedersten, menschlichen Bedürfnissen dienen. So soll sich die Medicin aus Heilkunde zur Heilskunde fortentwickeln und zu der Kunst führen, das höchst erreichbare Wohlsein der Gesammtheit zu erzielen.

Nach glänzend bestandener Staatsprüfung hält sich Loris Leland auf den Wunsch seines Vaters ein halbes Jahr lang auf einem großen Landgute mit bewährter Acker- und Forstwirthschaft auf. Mitlebend und mitwirkend sollte er so die einfache Lebensweise der großen Mehrheit unseres Volkes und die Landwirthschaft, die Grundlage unseres Staates kennen lernen, ebenso sein Uebervertrauen auf Bücher- und Professorenweisheit abspülen und die tiefer liegenden Aufgaben der gesellschaftlichen Heilkunst studiren. Der umsichtige Vater hat seinem Sohn ein höheres Ziel gesteckt, als sich selbst. Loris soll reichliche Muße behalten, sich sinnend, studirend, arbeitend und schaffend der Förderung der Gesundheit seines Volkes als Großarzt zu widmen. Er soll überall und unablässig die Steigerung dieser Gesundheit im Auge behalten als die ihm eigenthümliche Aufgabe. Er soll zu allernächst als Herr in seinem Gebiet sich selbst und den Seinigen, ebenso seinen Untergebenen und Arbeitern je nach ihrer Empfänglichkeit und Befähigung ein menschenwürdiges, erfreuliches und veredeltes Dasein bereiten, wie es nur in seinen Kräften steht. In gleichem Sinne soll er rathend und führend mitwirken an den Einrichtungen seiner Gemeinde und seines Kreises. Er soll an der Gesetzgebung theilnehmen. Er soll als Mitglied des Land- und Reichstages überall als unermüdlicher Kämpfer in der vordersten Reihe streiten, wo es gilt, unserer Nation den Nachwuchs eines starken und schönen Geschlechts zu sichern, welches in hingebender Pflichterfüllung seine beste Lebenslust finde (II, 373).

Das höchste Ziel des Strebens zeigt aber der menschenkundige und weltgewandte Vater seinem Sohne in der Aufgabe, ein Adelsgeschlecht zu stiften, welches als geistesstarke Aristokratie durch den Vollbesitz höchster Bildung befähigt sei zur Führerschaft der Nation; denn das ist es, woran wir schmerzlich Mangel leiden (II, 374). „Doch will ich sogleich hinzufügen," schreibt der Vater an Loris, „daß dasselbe mir, dem Grundleger, die schuldige Pietät am erwünschtesten beweisen wird, wenn es sich begnügt, mit dem Stolze zu sein, was es ist, und seinen bürgerlichen Ursprung nicht verleugnet für ein briefliches Prädicat." Mit den leiblichen Eigenschaften dazu ist Loris geboren, Anfangs, in früheren Jahrhunderten unbewußt, in den letzten zwei Jahrhunderten bewußt, ist in der Familie der Instinct zur Fortentwickelung körperlicher Kraft und

Schönheit gepflegt worden und hat einen Glauben in der Familie der Lelands geschaffen, dessen Kern unantastbare Wahrheit ist, einen Glauben, zu dem sich Loris' Großmutter bekennt, wenn sie in ihrer mythischen Redeweise darauf schwört, daß sich Loris seine Naturausrüstung erschlafen habe, als achtes Glied von den Inliegern der Lelandswiege. So wird das Motto verständlich, welches Wilhelm Jordan dem 1. Bande seines Romans — „Ceder und Eiche“ — voranstellt.

„Was Dich an Wenden Deiner Bahn
Getreuer Mütter, wack'rer Väter
Gedenken läßt, und sei's ein Span,
Das wird für Dich zum Wunderthäter.“

Um endlich Loris zur Freiheit von Lohnarbeit und kleinlichen Sorgen, zur edlen Muße für die großen Sorgen und den rastlosen Fleiß eines Bahnbrechers der Heilkunde zu führen, übergiebt ihm der Vater seinen Reichthum als ländlichen Grundbesitz: „Denn das ist seine richtige Gestalt für den künftigen Patriarchen und Mitbewerber um die Führung der Nation.“ (II, 375.) Er hat das Gut Schöneborn als völlig schuldenfreien Besitz erworben, durch Zukauf ansehnlich vergrößert und einem Meister der Landwirthschaft zur Verwaltung anvertraut, dem er als Arzt das Leben gerettet. Ehe Loris seinen Besitz antritt, hat er sich als erfindungsreicher Arzt, als mitleidvoll thatkräftiger Helfer der Leidenden und als seelenbesiegender Retter der Wahnbethörten bewährt, aber auch eine Verirrung in sich durchkämpft, und durch kräftige Selbstüberwindung zu sonnenheller Klarheit sein Liebesleben geläutert. Ein als Zufall völlig begreiflicher Umstand will es, daß Loris Leland von dem Freiherrn von Ballin aufgenommen wird, bei dem er Landwirthschaft praktisch kennen lernen soll. Er ahnt nicht, daß Leonore von Ballin, die Tochter des Freiherrn, die ihm als anmuthige, in Momenten edler Erregung sogar schöne Jungfrau gegenübersteht, dieselbe ist, die ihm als dreizehnjähriges Mädchen mit knabenhaftem Krauskopf aus peinlicher Lage geholfen und sein Wort auf spätere Werbung um ihre Hand erhalten hatte. Leonore hält geflissentlich Alles fern, was ihm die Entdeckung ihrer Identität mit seiner Retterin ermöglicht. Ja, Loris und Leonore, stehen einander lange Zeit nicht nur fremd, sondern sogar feindlich schroff gegenüber. Sie empfängt ihn mit dem Vorurtheile, welches der verzerrende Ruf von seinen tollen Schüler- und Studentenstreichen in ihr bereits gefestigt hatte, ehe er kam. Er steigert seinen Widerspruch gegen ihren noch nicht erschütterten Kindesglauben fast bis zu brüsker Nichtachtung. Erst als Loris seinen Plan edelmüthiger Fürsorge für die in der Nähe wohnenden verkrüppelte Jobäa Schöneborn mit gewinnender Wärme entwickelt, da gewinnt er ihr Herz und sie fesselt zum ersten Male seine Aufmerksamkeit. Mit wachsendem Interesse nimmt er wahr, mit welch edler Energie sie sich zur Mitarbeit an seinem Liebeswerke entschließt. Aber noch ist er blind für ihr wahres Wesen, welches seine Natur zu veredeln berufen ist. Ihn blendet noch die sinnerregende Schönheit der Müllerstochter Agnete Bajör. Ja um so williger war er auf das Gut des Freiherrn von Ballin gegangen, als er von da aus der schönen Agnete häufig zu begegnen hoffte. Daß dieser jede feinere Bildung, vor Allem aber ein warmes Herz fehlt, das mußte er bald einsehn. Aber bald wurde es ihm auch klar, daß er ihr keine Seele einzuhauchen vermochte. Ihr feines Kokettiren verdeckt sie mit raffinirter Schlauheit. Die Bemühungen Loris Lelands, sie weiter zu bilden, nimmt sie widerwillig als unbequem schulmeisternde Pedanterie auf. Das Mysterium der Lelandswiege erscheint ihr als abgeschmackte Einbildung, deren Mittheilung sie sogar verletzt und anwidert. Wenn Loris Leland sich schon an ihren verfehlten Uebungen im Schreiben und im Gesang von den Grenzen ihrer Bildungsfähigkeit überzeugt hat, so beweist ihm erst recht die Entdeckung ihres verkrüppelten, häßlichen Bruders Nikolas, daß ihr eine Seele fehlt, daß sie an Stelle des Herzens einen Eisklumpen hat. So lange Loris im Hause des Müllers Bajör mit Agnete verkehrte, hatte diese ihren Bruder verborgen gehalten, bis ihn Loris ent-

deckte, von der geradezu grausamen Behandlung des Unglücklichen erfuhr und für dessen Rettung sorgte. Loris bringt Nikolas auf dem Gute des Herrn von Ballin unter, wo er nicht nur zum ersten Male menschliche Behandlung und beste Pflege findet, sondern auch die wirksamste Förderung seines von Loris entdeckten Bildhauertalentes erfährt. Wie die herzlose Agnete den verkrüppelten Bruder kalt von sich gestoßen hatte, so widmet ihm Leonore von Ballin warmherzige Theilnahme und fördert ihn vielseitig in seiner Kunst. Der Krüppel verliert nicht nur seine künstlich erzeugte Verbitterung, sondern, erlöst von dem drückenden Banne, will er der Retter seines Retters werden und Loris von der seelenlosen Agnete auf seinen guten Genius Leonore lenken. Er hat Agnete in der vollendeten klassischen Schönheit, aber mit der erstarrenden Kälte des Medusenhauptes gebildet, ohne den einzigen entstellenden Fehler ihres Gesichtes, zwei unverhältnismäßig stark hervortretende Eckzähne, idealisirend zu mildern, während er seiner Büste Leonorens alle Seelenwärme eingehaucht hat, durch die sie auch äußerlich schön erscheint. Loris ist so tief empört, daß er Agnetes Modell sofort vernichtet. Seine Worte treffen zugleich den modernen Realismus in der Kunst.

Agnete läßt sich mit einem polnischen Betrüger, der sich für einen reichen Grafen ausgiebt, auf ein Abenteuer ein, dessen Gefahr sie nur durch ihre ungeahnte Entschlossenheit überwindet. Sie lernt dabei einen Prinzen kennen, der sie später heirathet. Vorher hatte auch der bis dahin weiberfeindliche Professor Wickmann, der Vertreter eines erfahrungsarmen aber phrasenreichen Pessimismus der schönen Agnete seinen Zoll zahlen müssen. Geblendet von ihren Reizen, hatte er plötzlich mit der Lehre seines Meisters gebrochen, um Agnete geworben und einen Korb bekommen, der in der Folgezeit seinen Weiberhaß steigerte.

Wilhelm Jordan hat es vortrefflich verstanden in Anknüpfung an die Gestalt Wickmanns die gefährliche Irrlehre Schopenhauers ebenso geistvoll, wie energisch zu bekämpfen (I, 261—278; II, 23 ff, 321 ff.). In reger Arbeit überwindet Loris Leland den Irrthum und Schmerz seiner Leidenschaft. Er setzt alle Kraft daran, Jobäa Schönborns Leiden zu mildern. Dabei unterstützen ihn Lüdenkamp und Liebherr, die er zugleich von verhängnißvollen Verirrungen erlöst. Lüdenkamp hatte nach kurzer Ehe seine ebenso schöne wie edle Gattin Emilie verloren und vertrauerte um ihren Verlust seine Jahre in zwecklosem Dasein. Aus dem Bilde der Wirklichkeit ist allmählich ein Gedicht seiner Phantasie geworden, welches seine frische Thatkraft in lähmenden Träumen zersplittert. Aus diesem Phantasieleben reißt ihn Loris Leland und befähigt ihn dadurch, seine längst keimende Neigung zu Liebherrs Tochter Armida zu befreiender That werden zu lassen. Mit gleicher Kraft wirkt Loris auf Liebherr, ein Original von Kraftmenschen. Vater Noah genannt, weil er eine Riesen-Arche gebaut hatte, welche nach Eintritt einer Erdüberfluthung durch ein kosmisches Ereigniß ihn und seine Umgebung aufnehmen sollte, versuchte Liebherr auf seinem reichen Grundbesitz eine Art Socialstaat durchzuführen, in welchem zugleich die Züchtung eines schönen und starken Geschlechtes unerbittlich streng durchgeführt wurde. Liebherr wendete enorme Mittel auf für die entsprechend beste Nahrung, Wohnung und Kleidung seiner Arbeiter. Aber mit einem Blick durchschaut Loris die Unnatur dieser Verhältnisse. Wo Liebherr Glück und Behagen wähnt, sieht Loris Unzufriedenheit, theilweise Erbitterung. Es gelingt ihm, dem edlen, hochsinnigen Liebherr die Augen zu öffnen. In dessen Tochter Armida gewinnt er sich eine Mysterium-Schwester, besiegelt so die Versöhnung ihres Vaters mit dem seinigen, der Liebherrn einst die erste Braut entrissen hatte, und wird durch Armida von seiner Starrblindheit gegen Leonore geheilt.

Die Episode im Schlosse Liebherrs gehört zum Originellsten und Geistvollsten, was in den „Zwei Wiegen" die Phantasie des Dichters geschaffen hat. Alle Feinheiten dieses Zwischenspieles von Dichtung und Wahrheit einem mit Jordans Weltanschauung und Lebensauffassung nicht vertrauten Leser zu vollem Verständniß ihres tieferen Sinnes zu bringen, würde eine Art Monographie erfordern; denn jener Abschnitt ist eine lebens-

volle Umschreibung jener imposanten Denkarbeit, die Wilhelm Jordan in den „Andachten" (Frankf. a. M. 1877), in der „Erfüllung des Christenthums (Frankfurt a. M. 1879), in den „Epischen Briefen" (ebenda 1876), in dichterischer Vollendung aber in seinen Epen „Siegfriedsage" und „Hildebrants Heimkehr" niedergelegt hat. Den Höhepunkt hat der Dichter in der reizvollen Erosmär (II, 150—160) erreicht. Sie ist das dichterische Abbild des in den genannten Werken Jordans niedergelegten Ideengehaltes von dem kindlich unbefangenen Cultus des Liebeslebens bei den Griechen, von seiner nachfolgenden Entartung in der Welt des klassischen Alterthums, von seiner Abweisung und Verdammung im Christenthum und von seiner Auferstehung unter den jugendfrischen Germanen.

Wie Loris im großen Stil als Retter aufgetreten ist, so gelingt es ihm auch, den halbverkommenen Kraftmenschen Tilgenberg, einen ehemaligen Universitäts-Kameraden, der den Spitznamen „Titänle" trug, vor dem drohenden Untergange zu bewahren und zu einer geordneten Lebensarbeit zu retten. Der Dichter zeichnet in ihm einen Typus der Gattung, in deren Repräsentanten eine ausschweifende Phantasie das Wollen und Können übersteigt (II, 187—200, 209—217).

Ein stimmungsvolles Bild machen endlich alle die Scenen aus, die sich an Jobäa und ihr Leidensleben knüpfen. Ihrer näheren und ferneren Umgebung giebt diese muthvolle Trägerin eines harten Martyriums Gelegenheit, Umsicht und Herzensgüte durch thatkräftige Hilfe zu beweisen, durch welche die Leiden der Dulderin gemildert werden. Im hellsten Lichte erscheinen dabei die hohen ärztlichen und menschlichen Tugenden Loris Lelands. Erfindungsreich ermöglicht er, was Alle für unmöglich hielten: die Herabminderung ihrer Herzkrämpfe auf das geringste Maß und ihren Transport zu fern wohnenden Verwandten auf einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Floß mit einem geräumigen, wohnlichen Aufbau, der außer der armen Jobäa eine Gesellschaft geistvoller Begleiter birgt. Es dürfte schwer sein, in der deutschen Literatur ein ähnlich erhabenes Bild dessen nachzuweisen, was in den „Zwei Wiegen" Wilhelm Jordan an Jobäa als Zuchtberuf des Leides darstellt. Nicht entfernt reicht an diese heldenhafte Dulderin das in seiner Art rührende Bild Balders in Paul Heyse's „Kinder der Welt". Jobäa hat sich durch übermenschliche Denkenergie bis an die Grenze genialer Geisteskraft emporgearbeitet. Wie früher in ihrer Abgeschlossenheit von Natur und Welt, so „erlebt" sie erst recht auf der langen Wasserfahrt manches Lied welches der Bewahrung im Juwelenschrein unserer Lyrik würdig ist. Auf dem Floß ist sie so gebettet, daß sie am Tag die grünende Natur beobachten kann und bei Dunkelheit freien Blick, sogar durch ein Fernrohr, auf den gestirnten Himmel hat. Sie hatte sich den Bilderdurst frischester Empfindlichkeit bewahrt. Durch ihre Kraft geistigen Hellsehens und heroischer Standhaftigkeit erregt sie die Bewunderung ihrer Freunde. Von Loris Leland läßt sie sich auf der langen Wasserfahrt in die wissenschaftliche Weltanschauung der Gegenwart einführen, deren Darstellung ihren Höhepunkt in dem Vortrag Loris Lelands über Thatsachen und Probleme der Astronomie erreicht (II, 346—362). Es ist eine musterhafte, im vornehmsten Sinne gemeinverständliche Antwort auf die Frage: „Was ist die Weltabsicht?", wie sie sich im Romane an den Anblick der in einem gleichschenkligen Dreieck zusammenstehenden Planeten, des weißglänzenden Jupiter, des bleicheren Saturn und des kohlenröthlich glimmenden Mars knüpft. An innerm Reichthum gleich steht Jobäa's Ritornell „Beklagt mich nicht" (I, 342 f.) und ihr Dankeslied auf Loris (II, 334—338).

Loris Leland hatte im Verkehr mit Jobäa, mit Liebherr und dessen Umgebung den Irrthum seiner Leidenschaft zu Agnete überwunden und plötzlich seine echte Liebe zu Leonore von Ballin erlebt, mußte aber ihrem Vater gegenüber noch eine schwere Prüfung bestehen. Inzwischen hatte Leonore ihre echte Befähigung zu den heldenhaften Leistungen einer Lelandsmutter bewiesen, da es ihr gelungen war, unter Gefahr für ihr Leben und ihren Ruf die Lelandswiege aus einem von polnischen Rebellen bedrohten Schlosse

zu retten. Der Zauber der Lelandswiege hat sich bewährt, und beglückt kann Loris seiner Braut zurufen: „Endlich komm' ich, mein Gelöbniß einzulösen. Hilf mir, Leonore, ein ganzer Mensch werden, verschmolzen zu Einem Wesen, laß uns beglückt und beglückend ein Sümmchen hinzusparen zum Erbschatz und hoffen, daß er lange nach uns einst ausreichen werde zur Vollzahlung der Schuld, welche uns auferlegt ist von unserer Familienlegende".

Die „Zwei Wiegen" bringen die besten Ergebnisse der mühsam errungenen gegenwärtigen Cultur plastisch zur Darstellung. Ein Erziehungswerk in großem Stil, umfassen sie die große und die kleine Welt, den Kosmos und das Menschenleben, und vergessen selbst die Thierwelt nicht, wenn der Dichter auch dem sprachfähigen Raben „Kolk", dem Freunde des KrüppelsNikolas, etwas mehr Herzensverstand von Hildebrants Stute „Malka" als Rabenbewußtsein verliehen hat. Er nimmt es ernst mit der Veranschaulichung einer Lebensauffassung, welche sich nach den endlich entdeckten Naturgesetzen richtet, mit der Beachtung der Gesetze von der Vererbung und Anpassung, mit dem Kampfe gegen den Racenhaß. Er zeigt, wie die besten Eigenschaften eines Volkes durch die Vorzüge eines andern sich ergänzen lassen, indem er in die Familie der Lelands die Schwedin Ingeborg, die Russin Marta Petrowna, die Deutschrussin Leonore von Ballin, als Frau des Magister Leland im 17. Jahrhundert eine polnische Fürstentochter, als Schwiegermutter des Medicinalrathes Leland eine Französin einführt, den urdeutschen Krafthelden Liebherr eine Italierin, einen der „Sebalds", den ehemaligen Theologen Ulrich Sebald, die Tochter einer Engländerin und eines portugiesischen Juden als Gattin wählen läßt.

Alles in Allem predigen die „Zwei Wiegen" die ernste Lehre (I, 216 f.): „Es dünkt mir äußerst verkehrt, das, was man so gemeinhin Glück zu nennen pflegt, für die Bestimmung des Menschen zu halten. Sich wacker zu plagen; seinen Willen durchzusetzen; wenn es mißlingt, sich zu ärgern, aber nicht allzu lang und nicht müßig, sondern zu erkennen, durch welche Dummheit man es verschuldet und wie's klüger anzugreifen ist; wenn es gelingt, nicht ruhmgackerig auszuruhen, sondern immer gleich was Neues, Größeres, Schwereres in Absicht zu nehmen; in summa seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu thun: — das ist unsere Bestimmung, wenigstens die des Mannes. Und eine der obersten Schuldigkeiten ist es, tüchtige Jungens in die Welt zu setzen, die's besser machen als wir. Wem das beschieden ist, der hat auf alle Fälle Trost und Befriedigung genug."

Das ist das pädagogische A und O der „Zwei Wiegen".

Illustrirte Bibliographie.

Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen, ein Lebensbild von Ludwig Ziemssen. Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt, Hermann Lüders, H. Nestel, B. Plockhorst, A. von Winterhalter u. m. A. Berlin, Verlag von Franz Lipperheide.

Just in dem Augenblick, in dem jeder Deutsche den Wunsch hat, über das Leben seines Kaisers etwas zu erfahren, erscheint das reich ausgestattete und gut geschriebene Werk Ludwig Ziemssens. Es war offenbar schon länger vorbereitet; aber keinen glücklicheren Augenblick des Erscheinens konnte es finden, als den gegenwärtigen. Ziemssens Buch muß von vornherein unterschieden werden von jenen leichten compilatorischen Arbeiten, die lediglich der Neugierde einer großen Menge entgegenkommen. Es ist eine ernste Arbeit, welche das Leben Kaiser Friedrichs und der Kaiserin Victoria und seine ganze Entwickelung, seine Lebensanschauungen im Sinne des Historikers begründet, es aus den Zeitverhältnissen und den besonderen Umständen, welche Umgebung und Erziehung schaffen, zu erklären und zu begreifen sucht. Wir sind mit den Daten aus dem Leben unseres Kaisers im Allgemeinen wohl vertraut; Ziemssen weiß aber aus der Jugend des Prinzen so viel interessante, kleine Züge zu erzählen, daß ihm selbst der Unterrichtete mit Aufmerksamkeit und Vergnügen folgt. Das Leben der Kaiserin dürfte indeß Wenigen so bekannt sein, daß sie nicht aus dem Meisten, was Ziemssen vorträgt, Neues erführen. Es liegt das zunächst wohl daran, daß uns die englischen Verhältnisse, so nah sie auch in unseren Gesichtskreis gerückt sind durch die Thronbesteigung der Kaiserin Victoria, doch immerhin fern liegen, andererseits auch daran, daß man in Preußen und in Deutschland seine ganze Aufmerksamkeit von jeher dem Herrscher zugewendet und die persönlichen Verhältnisse der Herrscherinnen nur in geringem Grade beachtet hat. Kaiserin Victoria aber gewinnt schon darum ein besonderes Interesse, weil sie aus einem Familienleben hervorgegangen ist, das ohne Gleichen in der Geschichte dasteht: als die Tochter des hochherzigen Prinzgemahls, des intimen Freundes Kaiser Wilhelms und der Beherrscherin eines der mächtigsten Reiche der Erde; weil die Erziehung ihrer Jugend von dem Elternpaar selbst auf's Sorgfältigste geleitet und von den Grundsätzen beherrscht war, welche die englische Methode bedeutsam von der deutschen unterscheiden.

Gobelinzimmer des Kaiser Friedrich im neuen Palais bei Potsdam.
Aus: Ludwig Stieler, Friedrich, Kaiser Kaiser und König von Preußen. Friedrich Gerhard, Leipzig und Berlin.

Aus: Ludwig Siemssen, Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Franz Lipperheide, Berlin.

Schloß Balmoral in Schottland.

Die zwei Lieferungen des Werkes, welche uns bisher vorliegen, reichen nicht über die Zeit des Krimkriegs hinaus. Sie umfassen also nur die Jugendjahre aus dem Leben unsres Kaiserpaars. Sie machen aber doch möglich das oben ausgesprochene Urthei zu fällen, weil sie den Plan des ganzen Werks klar durchschauen lassen und die Art der Darstellung genügend kennzeichnen. Ziemssen steht offenbar auf conservativem

Kaiserin Victoria als Kind, 1841.
Aus: L. Ziemssen, Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. F. Lipperheide, Berlin.

Standpunkte. An einer Stelle spricht er sogar von den „Horden", von welchen Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser Wilhelm, das badische Gebiet reinigen mußte. Das dürfte heute doch wohl nicht mehr geschehen. Heut sollte man selbst auf Verirrungen jener stürmischen Periode mit mehr Ruhe, mit mehr geschichtlichem Sinne blicken. Von dieser einzigen Stelle abgesehen ist das Buch mit äußerster Gegenständlichkeit geschrieben, und in einem leichten, klaren Stil.

Kaiser Friedrich als Kind, 5 Jahre alt, 1836. Nach Prof. Julius Schoppe. von Cäcilie Brand. Aus: Ludwig Ziemssen. Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Franz Lipperheide, Berlin.

Einen wesentlichen Bestandtheil des Werkes machen die Bilder aus. Sie geleiten das Kaiserpaar durch alle Phasen des Lebens; selbst Proben aus den Schreibheften des kleinen Prinzen Friedrich Wilhelm werden gegeben, und wer für die geschilderten Persönlichkeiten Liebe hat, wird auch an diesen Beigaben Freude finden. Viele Bildnisse aus der frühsten Jugend des Kaiserpaars, Bilder von Meistern — wie W. Geny's Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem vom 4. November 1869, oder G. Bleibtreus Kronprinz Friedrich Wilhelm im Gefecht am Mont Valerien vom 19. Jan. 1871, oder das Costümfest zur Feier der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paars im königlichen Schlosse zu Berlin vom 28. Februar 1883 — ergänzen die Darstellung des Historikers in wesentlicher Weise. Wir theilen unseren Lesern einige Proben mit.

Ein Buch wie das vorliegende, das sich von Parteianschauungen freihält, war ein Bedürfniß, und wir begrüßen es mit Freuden als wohlgelungen. A. V.

Eine neue Uebertragung des hohen Lieds.

Das hohe Lied Salomonis von Daniel Sanders. Hamburg und Leipzig, Verlag von J. F. Richter.

Jeder Deutsche, dem seine Muttersprache werth und lieb ist, kennt und verehrt den Namen Daniel Sanders. Der Träger dieses Namens hat es vermocht, in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" sich ein Denkmal zu errichten, welches mit der Sprache selbst, deren Schatzkammer es darstellt, fortleben und dauern wird. Während die Ausarbeitung eines solchen Riesenwerkes gewöhnlich die ganzen Lebenskräfte eines Einzelmenschen erschöpft, besitzen wir von demselben Verfasser außerdem eine große Reihe hochgeschätzter Schriften und Lehrbücher, welche alle demselben Ziele, der Würdigung und Erkenntniß unserer Sprache gewidmet sind. Aber die Natur solcher Schriften bringt es mit sich, daß wir uns ihren Urheber nur als Gelehrten, als Mann der Schriftformeln und Sprachregeln vorstellen können. Wir werden daher freudig überrascht, wenn uns in einem Erzeugnisse desselben Ursprunges in lebhaften Farben ein tief-

innerliches, dichterisches Gefühl entgegentritt. Ein solcher Hauch echter Poesie weht hervor aus der kleinen Schrift: „Das hohe Lied Salomonis von Daniel Sanders."

Jenes lyrische Meisterwerk althebräischer Dichtkunst, von welchem Herder sagt, daß es

„Rosenduft athmet
Und Turteltaubengesang tönt"

erscheint hier in einer Wiedergabe, welche ich der Schegel'schen deutschen Uebertragung und Darstellung von Shakespeares „Romeo und Julia" in den köstlichsten Liebesscenen vergleichen möchte; — hat man ja mit Recht auch dieses Drama „Das hohe Lied der Liebe" genannt. Der Schmelz und Wohllaut der deutschen Sprache bei getreuer Wiederspiegelung des ursprünglichen Inhaltes und Gehaltes ist bei Schlegel und Sanders dasselbe; beide werden ganz Dichter in Begeisterung und Hingabe für das schöne Urbild. Wie schwer aber gerade die hier vorliegende dichterische Nachbildung ist, erkennen wir schlagend daraus, daß einer unserer ersten Sprachmeister und Dichter, Friedrich Rückert, welcher sonst mit seinen poetischen Darstellungen orientalischer Dichtungen stets in's Schwarze traf, — es sei hier nur an die überaus schöne, glanzsprühende Wiedergabe von Nal und Damajanti und von Sawitri erinnert, welche sich wie die frischeste Ursprungsdichtung lesen — doch mit der deutschen Uebertragung des hohen Liedes durchaus nicht glücklich war: Das betreffende Gedicht läßt uns fast vollständig kalt. Anders in diesem Büchlein. Der Leser wird von Anfang bis zu Ende gefesselt von der ewig jungen Schilderung der Liebessehnsucht, die mit dem Ausdruck von Leid und Freud', von Klage und Jauchzen in der heimischen Sprache so anmuthig ihm entgegentönt. Wir geben am Schlusse dieses kleinen Berichtes ein paar kurze auf's Gerathewohl ausgewählte Stellen, aus welchen besser als aus jedem anderen Hinweis der Leser erkennen möge, wie Sanders seiner Aufgabe gerecht geworden.

Bei der Freude indeß, mit welcher der Schreiber dieser Zeilen das Büchlein gelesen, würde er glauben ein Unrecht zu begehen, wenn er den Verfasser nicht auf ein Paar störende Unvollkommenheiten aufmerksam machen wollte, die nach seiner Ueberzeugung ganz leicht entfernt werden können. Es finden sich mehrmals wiederholt (Seite 17, 18 und 19 des Büchleins) die Verse:

„Du machst mich beherzt
Mein Goldchen,"
Mein Holdchen,

und wiederum:

„Wie lieb, wenn sie herzt
Und scherzt,
Ist mein Goldchen,
Mein Holdchen!"

Erscheint an sich schon gerade diese liebkosende Verkleinerung in ihrer neuzeitlichen Form und Anwendung nicht gut gewählt bei einem Liebeslied aus so entlegener und dadurch ehrwürdiger Zeit, so wirken diese Ausdrücke ganz besonders störend um deshalb, weil der Leser sofort und gar zu lebhaft an Goethes „Mailied" erinnert wird:

„Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen sein."

Eine zweite, minder störende Auffälligkeit, findet sich, gleichfalls wiederholt in der wunderschönen Stelle des Gedichts, deren Inhalt ganz an Walter von der Vogelweide mahnt:

„Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo mir's Houbet lag."

Es ist die fast gleichlautende Stelle (Seite 9 und 36):

„Mir unterm Haupt lag seine Linke
Und seine Rechte, liebedurchdrungen,
Hielt mich umschlungen!" —

Hier möchte wohl der Grammatiker Sanders Einspruch dagegen erheben, ob es selbst dichterisch erlaubt sei, das Mittelwort „liebedurchdrungen", dem Sinne nach von der ganzen Person gedacht, an dieser Stelle in der Form auf den Theil und gerade auf die Hand zu beziehen.

Das hohe Lied erscheint in dem vorliegenden Büchlein in fünf Abtheilungen geschieden, welche durch erklärende Prosabriefe an eine Dame durchbrochen sind. So anziehend durchweg diese kurze Prosa-Erläuterung wirkt, so hat der Leser doch den natürlichen Wunsch, das schöne Gedicht in seinem vollen, nicht unterbrochenen Zusammenhang vor sich zu sehen; vielleicht könnte es als solches in einer nächsten Auflage am Schlusse des fünften Briefes noch einmal wiederholt zum Abdruck gelangen. Möge nun aus den folgenden Versen der Leser selber urtheilen:

„Schwarz bin ich, doch lieblich, bin voll Zier,
O Jerusalems Töchter ihr!
Wie im Feld
Der Kedaren Gezelt
Wie die Teppiche Salomos." —

„Mein Liebster ist ein Myrrhenstrauß,
Der mir am Busen hanget;
Er hauchet süße Düfte aus
Und pranget,
Wie in Engedi's Palmenhain
Die würz'gen Kophartrauben."

„Sieh, mein Liebchen, Du bist schön,
Ja Du bist schön!
Aus dem Schleier blicken
Die Augen vor und nicken,
Wie Tauben, fromm und klar;
Es wallt Dein lockiges Haar,
Wie eine Herde Ziegen,
Die vom Berge Gilead herniederliegen."

„Deine Wangen
Sie prangen
Schön in den Spangen,
Dein Hals in des Perlbands reizender Zier;
Gold'ne Schnüre schaff' ich Dir,
Mit silbernen Knöpfchen behangen!"

„Lasse mich ein Siegel sein
Am Herzen Dir!
Lasse mich ein Siegel sein
Im Arme Dir!
Denn stark wie der Tod ist die Lieb' und heftig,
Wie die Höll' ihr Eifern fest und kräftig;
Feuerswuth,
Göttliche Flamme ist Liebesgluth.
Liebesgluth löschet nicht aus
Der Wasser Braus,
Ersäufet nicht der Ströme Fluth.
Wenn Einer aus dem Haus
All sein Gut
Und all sein Gold
Um Liebe geben wollt',
Man höhnete ihn aus,
Sie würde ihm nicht gezollt."

L. Jacoby.

Ein Volksbuch.

Lehrbuch der Weltgeschichte von Georg Weber. 20. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Wenige Bücher, die den letzten Jahrzehnten ihre Entstehung verdanken, erfreuen sich einer so großen Verbreitung, und man darf auch sagen, einer so tiefgehenden guten Einwirkung auf große Kreise von Lesern, wie Webers Weltgeschichte. Eine Weltgeschichte wird stets unter dem Einflusse der Zeit stehen müssen, in der sie geschrieben wird; sie kann nie die volle Gegenständlichkeit erreichen, die die Behandlung einer einzelnen historischen Frage dem Gelehrten ermöglicht. Wer einen Stoff aus der fernen Vergangenheit und gar einen von den Interessen der Nation, welcher der Schriftsteller zugehört, fernab liegenden Gegenstand behandelt, wird nichts von seiner persönlichen Auffassung in die Betrachtung einfließen lassen; er strebt lediglich darnach, aus den vorhandenen Quellen die Thatsachen in reinster Wahrheit festzustellen und die Motive der Handlungen aufzuklären. Schwieriger wird die Aufgabe für denjenigen, der einen nationalen Stoff oder gar ein Ereigniß der jüngeren Vergangenheit behandeln soll. Das Streben des Historikers nach getreuster Schilderung der Thatsachen wird selbst im besten Falle nicht unbeeinflußt bleiben können von dem Gefühl der Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft eines Volkes und von der Stellungnahme zu Fragen, welche auch die Gegenwart noch nicht völlig gelöst hat. Diese Schwierigkeiten wachsen mit der größeren Aufgabe, die sich der Verfasser einer Weltgeschichte stellt. Man wird die Aufgabe, so weit sie menschliche Kräfte lösen können, als erfüllt ansehen dürfen, wenn die Schilderung der Ereignisse aus einer Gesinnung hervorgeht, die der Schriftsteller mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen theilt. Weber hat seine Aufgabe selbst so aufgefaßt: „Eine ernste, solide Geschichtskunde, auf Grundsätzen der Humanität und einer liberalen Weltanschauung aufgebaut, in weitere Kreise zu tragen; den gebildeten Ständen Interesse einzuflößen und Belehrung darzubieten über die Thaten und Schicksale vergangener Zeiten und Geschlechter." „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist wahre Humanität," lautet der Denkspruch des Verfassers, den man auch als Motto seiner Weltgeschichte vorsetzen kann, denn das ist der wesentlichste Vorzug des Werkes, daß es die Bestrebungen vergangener Zeiten nicht mit dem Maßstab unsrer Erkenntniß mißt, sondern aus dem Geiste älterer Zeiten zu begreifen strebt. Besonders in religiösen und kirchlichen Dingen war der Verfasser bemüht, sich auf einem möglichst unparteiischen, weitherzigen Standpunkt zu halten. Er ist weit entfernt, „die alte Heidenwelt mit ihrer Lebensfreude, ihrer patriotischen Tugend und ihrer männlichen Kraft zu verdammen, weil ihr Blick mehr der Erde als dem Himmel zugekehrt war; ihm mangelt nicht der Sinn für den Wunder- und Aberglauben einer geistig armen Zeit, nicht die Empfänglichkeit für das beschauliche Gemüthsleben der Mystiker im Mittelalter, nicht das Verständniß der Kraft, die im Entsagungsprincip der Bettelorden gelegen und nicht die Würdigung der hohen Macht, die der Kirche und dem Papstthum innewohnte und die Kreuzzüge in's Leben rief, aber auch nicht die warme Theilnahme und Begeisterung für die Reformationskämpfe mit ihrer freimachenden Idee". In diesem Sinne gerechter Würdigung aller auf das Ziel der Humanität gerichteten Bestrebungen, schildert Weber die Weltereignisse bis in die jüngste Zeit hinein, stets die politischen Ereignisse in ihrer Wechselwirkung mit den geistigen Erzeugnissen, die ihre Ursache oder ihre Folge waren, betrachtend. So wird die Religion aller Völker und das Schriftthum aller Nationen mit hinein verwoben in die Geschichte ihrer politischen Entwickelung.

Wenige Männer unserer Zeit kennen wohl die Quellen der Vergangenheit so genau aus eigener Lectüre wie Georg Weber, der nunmehr ein halbes Jahrhundert daran arbeitet, sich mit ihnen bekannt zu machen und sie in künstlerisch abgerundeter Form der Gegenwart zu vermitteln. Der neuen Auflage des weitverbreiteten Werkes setzt Weber eine autobiographische Schilderung voran. „Mein Leben und Bildungsgang, den Freunden und Gönnern des Buches gewidmet." Man liest diese von jeder Unbescheidenheit freie Darstellung mit dem größten Vergnügen, man lernt daraus das arbeitsame Leben eines Mannes kennen, der aus den bescheidensten, ja dürftigen Verhältnissen heraus ein hervorragender Lehrer seiner Zeitgenossen geworden ist, der neben den bedeutendsten Meistern weltgeschichtlicher Darstellung sich einen Platz errungen. Denn neben dem zweibändigen Werke, das uns hier beschäftigt, dem sogenannten „kleinen Weber", hat er bekanntlich noch ein zweites, größeres vollendet: Die allgemeine Weltgeschichte, die im Jahre 1856 begonnen, nach 24jähriger, ununterbrochener Arbeit zu Weihnachten 1880

in 15 Bänden vollendet der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte. Diese allgemeine Weltgeschichte besteht selbst neben dem Werke eines Ranke vollständig zu Recht. Denn Rankes Buch ist nicht für Lernende geschrieben, es setzt Wissende voraus; es ist mehr eine Betrachtung der weltgeschichtlichen Ereignisse von dem hohen Standpunkt des Denkers als eine Darstellung der Vergangenheit selber. Webers Allgemeine Weltgeschichte dient dem Zwecke der Belehrung und wird jedem förderlich sein, der nicht ganz ohne allgemeine Bildung an die Lectüre herantritt.

Wenn man die Lebensarbeit Georg Webers überblickt, so kann man nur aus ganzem Herzen den Wünschen beistimmen, welche die Deputation seiner ehemaligen Schüler ausgesprochen hat, als er sein Schulamt in Heidelberg niederlegte. Es heißt am Schlusse ihrer Adresse: „. . . daß es Ihnen noch viele Jahre von der Vorsehung vergönnt sein möchte, nach mehr denn 30jähriger Wirksamkeit in Ihrem reizend gelegenen Heim sich des Anblickes der herrlichen Natur zu erfreuen, in würdiger und wohlverdienter Ruhe zum Glück Ihrer Familie zu leben, die begonnenen Arbeiten, die Ihrem Namen bei der Nachwelt eine bleibende und dankbare Anerkennung sichern, fortzuführen und zu vollenden!"

R. L.

Bibliographische Notizen.

Zwei Goethevorträge. („Die Jugendsprache Goethes. Goethe und die Romantik") von Stephan Waetzoldt. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Wir haben es oft mit Bedauern aussprechen hören, daß sich die neue germanistische Wissenschaft, zumal die Scherer'sche Schule, auch unserer beiden Klassiker bemächtige, um sie philologisch zu behandeln. Dieses Bedauern ist, gelinde gesagt, ein sehr voreiliges; wenigstens für Goethe ist es geradezu irrig, denn das helle Licht, welches die letzten Jahrzehnte über seine Dichtungen verbreitet haben, ist allein dieser eingehenden Sorgfalt der Gelehrten zu danken. Daß man bei aller philologischen Genauigkeit recht wohl sich den Sinn für die unvergänglichen, morgenschönen Schöpfungen des Dichters bewahren kann, beweisen die vorliegenden beiden Aufsätze. Der erste beruht auf eingehendsten Wortstudien, er ergänzt eine schon recht stattliche Literatur und wirkt in seinem Gesammtinhalt doch wie ein poetisches Kunstwerk. Waetzoldt weist nach, welche Lehrzeit der Rheinfranke Goethe durchzumachen hatte, ehe seine Sprache die reine Hoheit gewann, die uns im Tasso, in der Iphigenie, im Faust und in Hermann und Dorothea entgegentönt. „Sein Sprachgefühl keimt aus dem Mutterboden heimischer Mundart und aus der Sprache Luthers." Dann folgen die Einflüsse des Leipziger Aufenthalts, Klopstocks, die entscheidende Wandlung in Straßburg u. s. w. Hier muß der Forscher überall den Dichter mit seinem inneren Ohre nachempfinden, am besten selbst dichterische Begabung besitzen, wie dies bei W. zutrifft. Das Urtheil (S. 11): „Wer hier nur mit philologischem Scheidewasser arbeitet, der zerstört leicht den glänzenden Krystall, der im eigenen Feuer strahlt" ist uns aus der Seele gesprochen. — Der 2. Vortrag behandelt ein bis dahin kaum berührtes Gebiet der innern Literaturgeschichte und bringt viel Neues. Namentlich die Stellung der Romantikerfrauen, der Dorothea Schlegel und ihrer Schwägerin Caroline, auch die Bettinas zu Goethe wird vielfach in helleres Licht gerückt. Hier kann man nur den Wunsch aussprechen, daß der Verf. recht bald Gelegenheit haben möge, noch eingehendere Forschungen zu veröffentlichen.

fv.

Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von Dr. August Reißmann. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Ein Panegyricus sonder Gleichen, in welchem der vielschreibende Verfasser es unternimmt, einen bisher nur einem kleinen Kreise bekannten, zwar routinirten aber keineswegs hervorragenden Componisten zu einem Genie ersten Ranges zu stempeln. Ob's wohl Jemand glauben wird?

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bamberger, Ludwig, Pessimistisches, Berlin, Walther & Apolant.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 170—179. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Block, Paul, Am Leuchtthurm. Eine Geschichte aus Preussens traurigen Tagen. Mit einem Briefe Felix Dahns als Einleitung. Leipzig, Reinhold Werther.

Culturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Fünfter Band. Lieferung 52 und 53. (4. und 5 des fünften Bandes.) Leipzig und München, G. Hirth.

Deutscher Bücherschatz. Band I, Lieferung 2—5. Eisenach, J. Bacmeister.

Deutsche Dichtung. Herausg. von Karl Emil Franzos. III. Band 12. Heft und IV. Band 1. Heft. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Dietsche Warande. Tijdschrift voor Kunst en Zedegeschiedenis. Eerste jaargang, No. 2. Gent, S. Leliaert, A. Siffer & Co. 's Gravenhage, M. Cremer.

Dyck, van, Bildniss einer lächelnden Dame. Radirung, Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Eberhard, Joh. Aug., Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Vierzehnte Aufl. Lieferung 1. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Egelhaaf, Dr. Gottlob, Kaiser Wilhelm I. 1797 bis 1888. Dritte Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe.

Farjeon, B. L., Die Herz „Neune". Engelhorns allgem. Roman Bibliothek. IV. Jahrgang. Band 15. Stuttgart, J. Engelhorn

Fogazzaro, A., Daniele Cortis. Zweiter Band. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrgang, Band 14.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Hart, Heinrich, Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen. Band I. Tul & Nahita. Grossenhain & Leipzig, Baumert & Ronge.

Heinrich, Gottlieb, Weltuntergang. Ein Gedicht. Hamburg, J. F. Richter.

Helene. Zürich. Verlags-Magazin.

d'Hérisson. La Légende de Metz. Neuvième édition. Paris, Paul Ollendorf.

Hillern, Hermine von. Um Eid und Ehr'. Erzählungen aus alter Zeit. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hopf, A., Lustiger Polterabend. Heitere Vorträge zum Polterabend für eine und mehrere Personen etc Nebst humoristischen Polterabend- und Hochzeitsreden, Tafelliedern wie Mustern zu Polterabend-Zeitungen und Hochzeits-Kladderadatschen. 5. Auflage. Oranienburg, Ed. Freyhoff.

Mantegazza, Paul, Das nervöse Jahrhundert. Einzig rechtmässige Uebersetzung. Leipzig, J. W. Steffens.

Meizer, E., Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Neisse, Josef Graveur.

Meniar, Hans, Von Elifen bis Zwölifen. Ein wüster Traum. Leipzig, Reinh. Werther.

Merf, H., Aus der Geschichte des französischen Dramas. (Sammlung gemeinverständlicher wissensch. Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Neue Folge. II. Serie. Heft 21. Hamburg, J. J. Richter.

Mylius, O. Im Pfarrhause. Erzählung für Frauen und Töchter. Leipzig, J. W. Steffens.

Müller, Wilhelm. Kaiser Wilhelm. Sein Leben und seine Zeit. 1797—1888. Mit dem Portrait des Kaisers in Holzschnitt. Berlin, Julius Springer.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben v. Paul Heyse & Ludw. Laistner. Band 23. 24. München, R. Oldenburg.

Pierers, Conversations-Lexikon. Siebente Auflage Herausgegeben von Joseph Kürschner. Heft 2. Stuttgart, W. Spemann.

Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von Treitschke & Delbrück. 63. Band. Drittes Heft. März 1888. Berlin, Georg Reimer.

Reichel, Eugen, Lebensbilder. Neue Novellen, Stuttgart. A Bonz & Co

Scherenberg, Ernst. Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger.

Schmidt, Ferdinand, Kaiser Wilhelm und seine Zeit. 3 u. 4 Abtheilung. Leipzig, Otto Spamer.

Schwebel, Oskar, Geschichte der Stadt Berlin. Fünfte Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Schulpe, Georg von, Bolke von Bardenfleth. Episch-romantische Dichtung aus der Geschichte der Stedinger. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Schwarz, Albrecht, Schach dem König! Leichtfasslicher Leitfaden zur schnellen und gründlichen Erlernung des Schachspiels. Mit 56 Abbildungen. Oranienburg, Ed. Freyhoff.

Seidel, Heinrich. Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen. Der Vorstadtgeschichten zweiter Band. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Sturm. Zürich, Verlags-Magazin.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XV. No. 2. Berlin, Dietrich Reimer.

Waetzoldt, Stephan, Zwei Goethevorträge „Die Jugendsprache Goethes, Goethe und die Romantik." Berlin, Rich Wilhelmi.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für Allgem. Erdkunde im Auftrage der Gesellschaft. Herausgegeben von A. v. Danckelmann. XXII. Band. 6. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Ziemssen, Ludwig. Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preussen Ein Lebensbild. Mit Illustrationen von Bleibtreu. Camphausen. Gentz, Hildebrandt, Lüders, Nestel, Plockhorst. Winterhalter u. m. A. Lieferung I. Berlin, Franz Lipperheide.

Zmigrodzki, M. v., Die Mutter bei den Völkern des arischen Stammes. Eine anthropologisch-historische Skizze als Beitrag zur Lösung der Frauenfrage Mit 10 lith. Tafeln und 1 geogr Karte. München, Th. Ackermann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58,20	R
Mühlbrunn .	40	=
Schlossbrunn	41,8	=
Theresienbrunn	47,1	=
Neubrunn . .	47,3	=
Marktbrunn .	34,5	=
Felsenquelle .	47	=
Kaiser Karls-Qu.	33,4	=
Kaiserbrunn.	39,1	=

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

W C W

Band 45. — Heft 135.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Juni 1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Juni 1888.

Inhalt.

Seite

Karl Jaenicke in Breslau.
Der Enthusiast von Fichtenstädtel. Novelle 281

August Müller in Königsberg.
Ernest Renan 327

P. F. Krell in München.
Wiens architektonische Physiognomie. II. 345

Hermann Kunz in Berlin.
Kaiser Wilhelm und die Reorganisation der preußischen Armee .. 367

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Aus der musikalischen Vogelperspective 377

R. Tereskin in Berlin.
Tarrabanoff und Sipunoff. Genrebild aus dem russischen Leben. (Schluß.) 388

Bibliographie 408
Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. (Mit Illustrationen.) Dichtungen in Prosa.

Bibliographische Notizen 414

Hierzu ein Portrait von Ernest Renan.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Berlin W.,
v. d. Heydtstraße 1.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLV (April bis Juni 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLV. (April bis Juni 1888)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Ernest Renan

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

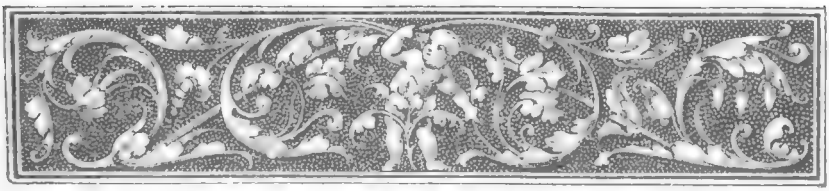
von

Paul Lindau.

XLV. Band. — Juni 1888. — Heft 135.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernest Renan)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Enthusiast von Fichtenstädtel.

Novelle.

Von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

I.

An einem frischen Sonntagsmorgen im Mai fuhr er auf seinem Zweirad in das Städtchen ein.

Er war von Kopf bis zu Füßen in einen hellgrauen Stoffanzug allerneusten Schnitts gekleidet: den hübschen Kopf mit der feinen Nase, den geistvoll munteren Augen und dem kecken schwarzen Schnurrbärtchen über den rothen Lippen, bedeckte ein großer grauer Filzhut, das einzige Große an der sonst durchweg zierlichen, graciösen Erscheinung.

Trotzdem aber beherrschte er sein Stahlroß mit vollkommener Sicherheit.

Schon auf der breiten Landstraße, da die Sonne eben über die Wipfel der alten Fichten emporgestiegen war, in den Gräsern am Wegesrain noch die Thauperlen glitzerten und an dem nahen Berggehänge die Nebel sich zusammenballten, hatte er zu singen angefangen, und er sang noch, als er das erste Häuschen erreichte, in dem ein alter Invalide seit 50 Jahren bei seinen Bienenstöcken hauste.

Er ließ sich auch im Singen nicht stören dadurch, daß der Alte bei seinem Anblick das Messer, mit dem er sich sein Frühstücksbrod schneiden wollte, aus der Hand warf und sich bekreuzigte, da er ein solches Fuhrwerk noch niemals gesehen.

Unaufhaltsam rollte der kühne Sänger auf der einzigen, trefflich gepflasterten Straße dahin — denn Fichtenstädtel erfreute sich eines eigenen

Steinbruchs und konnte sich den Luxus guten Pflasters gestatten — und es machte ihm augenscheinlich Vergnügen, die Langschläfer aus ihren Federn und die Frühaufsteher an die Fenster zu locken.

Als er auf den zum Marktplatze sich erweiternden Theil der Straße gelangt war, schwenkte er mit gewandter Curve nach links, um sich das in der Mitte stehende Rathhaus von allen Seiten zu betrachten.

Dabei entging ihm das reizende Köpfchen einer frischwangigen Blondine nicht, die im leichtesten Morgenanzuge am Fenster eines stattlichen Hauses am Marktplatze erschien und sich neugierig zu dem Sänger hinabbeugte.

„Ei," dachte dieser, „das nenne ich mir eine gute Vorbedeutung" und grüßte freundlich hinauf. Und während das Köpfchen sich erröthend zurückzog, ließ er sein Lied um desto heller erschallen.

Das Rathhaus schien sein Interesse verloren zu haben, er spähte nur noch nach den Fenstern in der Hoffnung, vielleicht noch ein so liebliches Vögelchen aus seinem Neste hervorzulocken.

Und er hatte Glück. Denn bald wurde sein Auge von einer zweiten Mädchenerscheinung gefesselt, die ihm noch schöner deuchte, als die erste.

Sie hatte so träumerische große Augen im blassen Gesichte, eine Welt der Sehnsucht schien darin zu liegen, und sie erwiderte seinen Gruß so erstaunt vornehm, fast unmerklich mit dem Kopfe nickend, daß er unwillkürlich den Hut noch eine Weile in der Hand hielt.

Sein Lied wurde jetzt melancholischer, zärtlicher, die Töne schmolzen an der unsichtbaren Gluth innerer Leidenschaft dahin, um bald jedoch, und zwar mit so raschem Uebergange in einen Jodler umzuschlagen, der selbst den kecksten Tonkünstlern unserer modernsten Schule zu gewagt geklungen hätte.

Und wer war die Ursache dieses jähen Ueberganges?

An einem dritten Fenster ein dritter Mädchenkopf mit rabenschwarzen, aufgelösten Flechten, die über einen blühend weißen, üppigen, wohl in der Eile nur halb bedeckten Busen herabfielen.

O Du grundgütiger Himmel! Das war fast zuviel auf einmal für ein 26jähriges Männer- und Künstlerherz! Hatten sich denn die drei Grazien aus ihren olympischen Höhen nach Fichtenstädtel zurückgezogen?

Der fahrende Sänger schwenkte — beide Hände von dem Leitkolben seines Fahrzeuges loslassend — laut jodelnd seinen Hut, warf ihn kurz in die Höhe, fing ihn geschickt wieder auf und schloß sein Lied, das mit den Lerchen um die Wette den Himmel erklettern zu wollen schien, mit einem langangehaltenen hohen Tone.

Seine Rundfahrt um das Rathhaus war beendet. Noch einmal aber machte er, die Arme jetzt auf der Brust kreuzend, in schnellstem Tempo, keck nach den Fenstern schauend, denselben Weg, fand aber nicht mehr, was er suchte: die Mädchen waren verschwunden.

Da ließ er sein Stahlroß langsam noch eine Strecke die Straße

hinaufziehen, im Herzen nicht bange, daß er die drei Schönen wiederfinden werde, und verschwand endlich in dem weiten Thorbogen des Gasthauses zum „goldnen Stern".

II.

Nach etwa zwei Stunden erschien er wieder unter dem Thore in Begleitung des Wirthes zum „goldnen Stern".

Er sah völlig verwandelt aus, trug jetzt einen eleganten schwarzen Frack und eben solche Beinkleider, weiße Weste und Halsbinde und einen Cylinderhut.

Der Wirth hatte ihn katzenbuckelnd bis vor das Thor geleitet und deutete, eifrig sprechend, mit der Hand auf ein kleines, dem Gasthaus schräg gegenüberliegendes Häuschen mit grünen Fensterläden und einem Gärtchen davor.

„Nur ein paar Schritte," schloß er, „Sie können nicht fehlgehen."

Unser Sänger ging sofort leichten Fußes über die Straße nach dem bezeichneten Hause und zog an der Hausglocke.

Ein altes Mädchen öffnete zögernd nur halb die Thür und fragte, was der Herr wünsche? Kaum aber hatte sie einen flüchtigen Blick auf die überreichte Visitenkarte geworfen und die Worte: „Walther Ebeling, Königl. Regierungsbaumeister" gelesen, so öffnete sie die Thür so weit als möglich und rief freudestrahlenden Angesichts in die Hausflur zurück:

„Fräulein, Fräulein, welche Ueberraschung! Der Herr Walther ist da! ich habe ihn ja gar nicht erkannt, ein so feiner Herr ist er geworden!"

„Willkommen in Fichtenstädtel!" erscholl es aus dem Hintergrunde der dunkelen Hausflur und zwei Arme streckten sich dem jungen Baumeister entgegen, die ihn in ein trauliches Stübchen geleiteten.

Hier saß er bald einem ältlichen Fräulein mit angenehmen, klugen Gesichtszügen gegenüber, das sich an seinem Anblick ganz unverhohlen weidete.

Fräulein Lieschen Unverricht war seit Jahrzehnten die intimste Freundin seiner Mutter, mit der sie die Jugend verlebt und von der sie sich erst getrennt hatte, nachdem ihr in Fichtenstädtel durch Erbschaft das Häuschen zugefallen war, in dem sie jetzt den Rest des Lebens verbringen wollte.

„So" — begann das alte Fräulein — „nun hab' ich Dich fürs Erste genug betrachtet, mein lieber Junge; denn so mußt Du mir schon gestatten, daß ich dich auch ferner nenne, Herr Baumeister; und nun erzähle, wie es Deiner Mutter geht, was Dich hierher führt, und warum Du wie ein Brautwerber in Frack und weißer Binde bei mir erscheinst? Daß Du Dein Examen glänzend bestanden, hat mir Deine Mutter natürlich mitgetheilt, aber was willst Du hier in Fichtenstädtel? War nicht eine Reise nach Italien geplant?"

„Du sollst Alles der Reihe nach vernehmen, liebe Tante Lieschen,

auf keine Frage will ich Dir die Antwort schuldig bleiben. Um mit den selbstverständlichen Grüßen meines Mütterchens zu beginnen, will ich dabei bemerken, daß sie, Gott Lob, so frisch und jugenglich heiter ist, wie man es bei einer Dame von fünfzig Jahren selten findet. Ja, zur Bestätigung meiner Behauptung muß ich Dir ein Pröbchen ihres Humors zum Besten geben, mit dem sie ihren eigenen Herrn Sohn noch kürzlich gewaltig ad absurdum geführt hat. — Vor etwa drei Monaten, in der Carnevalszeit, war ich zu einem Maskenball bei einer befreundeten Familie geladen und hatte mich als französischen Cavalier aus der Zeit Ludwigs XIV. gar kunstgerecht und historisch treu herausstaffirt zur großen Freude meines lieben Mütterchens, das ich, wie so oft, wenn ich den Spuren des Vergnügens nachfolgte, zu meinem Leidwesen allein zu Hause lassen mußte. „Laß Dich's nicht verdrießen, mein lieber Marquis," sagte sie lächelnd zu mir, mich noch zu guterletzt mit prüfendem Blicke von oben bis unten musternd, „und sei auf der Hut, daß Du Dein Herz nicht verlierst, denn in Deinen Jahren sitzt es so locker wie die Blüthen auf dem Kräutlein Männertreu, die da herabfallen, wenn man sie kaum berührt." — Hab' keine Sorge, sage ich, ein Marquis läßt sich nur mit einer Marquise ein und eine solche werde ich heut' Abend schwerlich finden. — Ich ging also davon und bewegte mich die erste Stunde stumm unter den anderen Masken, ganz der Beobachtung hingegeben, ohne gerade besonders angezogen oder abgestoßen zu werden. Da plötzlich habe ich die Empfindung, als ob mich Jemand von der Seite recht intensiv betrachtete. Ich wende mich um und denke auch gleich, ich müsse zu Stein werden vor Verwunderung, denn in geringer Entfernung von mir steht ein Figürchen in der Tracht einer Marquise aus Ludwigs XIV. Zeit, so zierlich, so sauber, so elegant, so anmuthig, dazu so durchaus historisch echt und meinem Anzuge entsprechend, daß ich, sobald der erste angenehme Schreck überwunden war, wie ein Stoßvogel auf meine Zeitgenossin zustürze, um mich ihr, wenn möglich, gleich zu Füßen zu werfen. Das war aber leichter gedacht als ausgeführt. Denn mit eidechsenartiger Geschwindigkeit und Findigkei wußte sie mir aus einem Saale in den andern zu entwischen, hier eine Gruppe von Masken anstandslos durchbrechend, die ich schüchtern zu umgehen gezwungen war, dort irgend eine große Person mir in den Weg schiebend, so daß ich einen unvorhergesehenen Aufenthalt erlitt; kurz, ohne daß eine Absicht dabei zu sein schien, wußte sie mir tausend Hindernisse in den Weg zu legen, mich gewaltig heiß zu machen und mir eine volle Stunde lang zu entgehen. Bei alledem hatte ich sie niemals aus den Augen verloren, und da bekanntlich dasjenige am Meisten reizt, was uns am Schwersten gemacht wird, so wurde ich fast närrisch vor Verlangen, das zierliche Wesen mit ihren geschickten, leichten, anmuthigen Bewegungen anzureden und ihm meine Bewunderung auszudrücken. — Endlich fiel sie wie erschöpft in einem abgelegenen, nur halb erleuchteten Gemach auf einen großen Lehnsessel. Jetzt hatte ich gewonnen Spiel, so dachte ich, und öffnete die Schleusen

meiner Beredsamkeit. Nun, liebe Tante Lieschen, ich will Dich verschonen mit dem, was ich Alles sagte, ich glaube, es war schrecklich albern und ich fürchte, es wurde immer alberner, je tiefer sich die Marquise in Schweigen hüllte, ja, ich fing sogar, als alle meine Künste keinen Eindruck zu machen im Stande waren, an französisch zu radebrechen und versicherte, daß sie mich zum Unglücklichsten aller Sterblichen mache, wenn sie nicht endlich ihr engelsüßes Stimmchen ertönen lasse. Das schlug dem Faß den Boden aus. Die Marquise fing an zu lachen und lachte, lachte, so herzlich, so mit Ueberzeugung und zugleich, wie mir schien, so unerklärlich bekannt, daß ich in völliger Verwirrung dastand und nicht wußte, was ich von mir und von ihr denken sollte. „Marquise," rief ich endlich aus, „Sie haben aus mir einen completten Narren gemacht!" worauf sie sich die Larve vom Gesicht riß und noch immer lachend entgegnete: „ich muß mir ausbitten, von meinem einzigen Sohne mit etwas mehr Respect zu sprechen!" — Ich fühlte, daß ich kreidebleich im Gesicht wurde: vor mir stand mein Mütterchen."

Tante Lieschen lachte aus vollem Herzen.

„Daran erkenne ich meine alte lustige Freundin", sagte sie, „die in der Pension vor nunmehr 35 Jahren durch ihre Ausgelassenheit zuweilen die eingetrocknetsten Philisterseelen zu wahrer Heiterkeit befreien konnte. Wohl ihr, daß sie sich diese Gabe erhalten hat! Nun aber weiter im Text, mein Herr Baumeister."

Walther fuhr fort: „Was meine projectirte Reise nach Italien betrifft, so hat es damit vorläufig noch gute Wege, denn soeben erst habe ich die Arbeiten vollendet, mit denen ich mir mein Reisestipendium von einem hohen Ministerio erwerben will. Bis die Entscheidung fällt, vergehen noch Monate und wie fraglich der Erfolg für mich ist, das wirst Du, Tante Lieschen, leicht ermessen, wenn Du jemals einem Wettrennen beigewohnt hast, wo so viele berufen sind und doch nur Einer auserwählt wird. So konnte es mir also nur lieb sein, als ich jetzt den Auftrag von der Regierung erhielt, die ersten Arbeiten bei dem Bau des neuen Irrenhauses zu leiten, das hier auf städtischem Grund und Boden errichtet werden soll. Schon gestern habe ich alle meine Siebensachen in das Gasthaus zum „goldnen Stern" vorausgesandt und bin heute Morgen, fast mit der lieben Sonne zugleich, von der letzten Bahnstation aus, hoch zu Stahlroß in dieses reizend gelegene Städtchen eingezogen."

„Wie?", unterbrach ihn Tante Lieschen hier erstaunt und ergriff ihn bei der ausgestreckten rechten Hand; „Du warst der fahrende Sänger, der ganz Fichtenstädtel alarmirte und über dessen wunderlichen Einzug alle Nachbars- und Gevattersleute beim Morgenkaffee sich in tausend Vermuthungen ergingen? Meine alte Barbe hörte davon beim Bäcker reden und brachte mir die Neuigkeit warm mit den noch warmen Frühstückssemmeln. Sprich doch, du warst es wirklich?"

„Was setzt Dich dabei so in Erstaunen, Tante Lieschen? Freilich war

ich's, und ich denke, die guten Fichtenstädteler werden sich daran gewöhnen, ihren Baumeister in diesem Aufzuge zu sehen, denn ich liebe mein Stahlroß gar sehr."

„Ihr Ebelings seid einmal wunderliche Leute, die immer etwas Apartes gehabt haben! — Aber der feierliche Frack, die weiße Binde, was sollen die bedeuten?"

„Sie sollen bedeuten, daß ich nicht gesonnen bin, mein Leben hier in Sack und Asche zu vertrauern, sondern daß ich gleich heute am Sonntage, wo ich wohl Alle zu Hause treffe, bei den Spitzen der Gesellschaft meinen Besuch machen und mich als lustigen Kumpan zur Verfügung stellen will! Ich sage Dir, Tante Lieschen, Fichtenstädtel birgt Juwelen der herrlichsten Art in seinen Mauern, das habe ich schon gesehen, und ich bin nicht der Mann, an ihnen bewunderungslos vorüberzugehen!"

Tante Lieschen schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn," sagte sie lächelnd, „aber in einem Punkte irrst Du Dich gewaltig."

„Nämlich?"

„Daß Du glaubst, hier ein lustiges Leben zu finden! Ja, grade Deine Anwesenheit wird die guten Fichtenstädteler stets daran erinnern, wie fröhlich sie früher gelebt haben und wie der Geist der Zwietracht nunmehr die Oberhand gewonnen und alle Freude zerstört hat!"

„Wie? Meine Anwesenheit? Erlaube, daß ich nunmehr gewaltig erstaune und löse mir das Räthsel."

„Der Bau des neuen Irrenhauses ist der Grund zu unendlichen Streitigkeiten gewesen. Jahrelang haben die Väter der Stadt sich in den Haaren gelegen, ehe der Platz für das Gebäude gefunden war, und als man ihn endlich gefunden und die Regierung ihn übernommen hatte, da standen drei Parteien in Haß und Erbitterung sich gegenüber und jede gemeinsame Lustbarkeit, jedes friedliche, einträchtige Zusammensein war für immer vorbei. Ein finsterer Geist schwebt über unserem, von der Natur so lieblich ausgestattetem Städtchen und hält Aller Herzen in traurigem Bann."

„Ei was! Dem sollte nicht abzuhelfen sein? Das müßte mit dem Teufel — pardon! — zugehen! Hier, Tante Lieschen, ist Papier und Bleistift, und nun bitte, nenne mir Namen und Wohnung der Honoratioren, damit ich allsogleich mein Werk beginnen kann. Ich will doch sehen, ob ich den düsteren Bann nicht breche!"

Diesen pathetisch ausgesprochenen Worten wußte Tante Lieschen nichts als ein helles Lachen entgegenzusetzen, worauf sie sich beeilte, die vornehmsten Namen der Stadt mit Rang, Titel und Wohnung herzuzählen, die Walther Ebeling sofort in sein Notizbuch eintrug.

„So," sagte er, als Tante Lieschen eine stattliche Reihe von Namen

genannt und diese als die gewichtigsten bezeichnet hatte, „so, nun kann das Werk beginnen, „ich hoffe, es wird ein gutes werden."

Er steckte sein Notizbuch in die Seitentasche, erhob sich, küßte Tante Lieschen die Hand und fügte hinzu: „Gieb mir Deinen Segen, treueste aller Tanten, denn nach den Händen meines lieben Mütterchens sind die Deinen wohl die heiligsten, und ich preise mich glücklich, hier in der Fremde unter ihrem Schutze zu stehen."

„Unverbesserlicher Spötter!" sagte Tante Lieschen und gab ihm einen leichten Backenstreich auf die rosig angehauchten Wangen, „hier sollst Du meine Hand fühlen, zum Zeichen, daß ich Ernst aus Deinen Worten machen will, Du Loser."

„Wie kannst Du nur denken, daß ich scherze," erwiderte er treuherzig und mit einem fröhlichen „Auf Wiedersehen!" verließ er das Zimmer.

Tante Lieschen sah ihm aus dem Fenster nach und als sie ihn so leichtfüßig in seiner frischen Jugendlichkeit dahinschreiten sah, schlich sich ein leiser Seufzer über ihre welken Lippen und sie flüsterte kaum hörbar: „ein Sohn!"

III.

Walther Ebeling hatte sich in dreien seiner Voraussetzungen nicht geirrt.

Erstens traf er fast alle gewichtigen Persönlichkeiten zu Hause; — welcher Umstand kein sehr günstiges Licht auf den Kirchenbesuch der Fichtenstädteler wirft.

Zweitens gehörten die Väter der drei schönen Mädchen, die ihm als ein so liebliches Omen beim Eintritt in das Städtchen erschienen waren, zu den Honoratioren.

Drittens wurde er bereits bei diesem ersten Besuche den drei jungen Damen vorgestellt.

Im Allgemeinen läßt sich von seinen Besuchen sagen, daß sie durchweg denselben Charakter trugen: er wurde mißtrauisch und kühl empfangen, nach seinen ersten Worten freundlicher zum Sitzen aufgefordert und beim Abschiede mit warmem Händedruck zur Wiederholung seines Besuches und zum Erscheinen beim heutigen Frühschoppen im Wirthshaus zur „Krähe" aufgefordert.

Um diesen Erfolg zu erzielen, brauchte Walther Ebeling in jedem Falle kaum mehr als fünf Minuten, bei den Vätern der drei Schönheiten dehnte er dagegen seinen Besuch auf zehn Minuten aus, weshalb es billig erscheint, daß auch wir ein wenig länger dabei verweilen.

In derselben Reihenfolge, in welcher er die jungen Damen zuerst gesehen hatte, wollte er sie auch jetzt wiedersehen und darum begann er mit dem Vater der Blondine, einem Billardkugelfabrikanten.

Man ließ ihn zunächst in der „guten Stube" etwas warten.

Während er sich in die Betrachtung eines, an der Wand unter Glas

und Rahmen hängenden Ehren-Diploms versenkte, das dem Billardkugelfabrikanten Ernst Christoph Däglau wegen seiner vorzüglichen Elfenbeinbälle von irgend einem Ausstellungs-Comité ertheilt worden war, bemerkte er, wie die Thür zum Nebenzimmer ganz leise und nur so weit, daß man eben hindurchschielen konnte, geöffnet wurde und ein nicht mehr unbekanntes, tiefblaues Auge ihm entgegenblitzte, das sofort wieder hinter der geschlossenen Thür verschwand, als seine eigenen Augen durchdringend sich auf den Thürspalt richteten.

Gleich darauf erschien Herr Däglau selbst.

Er lieferte in seiner Erscheinung den Beweis, daß der Gesichtsausdruck des Menschen unwillkürlich von den Dingen seiner Umgebung und Beschäftigung beeinflußt wird. Sein runder Kopf nämlich mit der glänzenden Glatze glich genau einer Billardkugel, der ein Witzbold mit Kohle oder schwarzer Farbe ein paar Augen eingezeichnet und einen Bart à la Henri quatre angeklebt hat.

Er machte ein sehr verdrießliches Gesicht und brachte mit Noth die Worte hervor: „Was verschafft mir die Ehre?"

Walther Ebeling verbeugte sich kurz, indem er seinen hübschen Kopf ein wenig zur Seite neigte und in die Augen einen so liebenswürdigen Ausdruck zu legen wußte, daß sein Gegenüber nichts Anderes daraus lesen konnte, als: die Ehre ist ganz auf meiner Seite." Dann sagte er bescheiden, aber sicher: „Von der Königlichen Regierung damit beauftragt, die Vorarbeiten zum Bau des neuen Irrenhauses zu leiten, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, mehrere Monate in dieser löblichen Stadt zuzubringen. Damit ich mich dieser Ehre aber würdig mache, hielt ich es für meine Pflicht, mich den Spitzen der Bürgerschaft, zu deren hervorragendsten auch Sie, geehrter Herr gehören, vorzustellen. Ich bitte um Ihr gütiges Wohlwollen."

Er verneigte sich wiederum, indem er bei sich dachte: „etwas stark aufgetragen, aber das thut nichts, ich weiß, wie die Herren zu nehmen sind."

Herr Däglau machte ebenfalls einen Diener und sein glattes Gesicht erglänzte dabei von freudigstem Stolze. „Das scheint ja ein sehr verständiges Herrchen zu sein," dachte er bei sich und forderte nunmehr den Herrn Baumeister auf, gefälligst Platz zu nehmen.

„Jawohl," sagte er dann, sich in die Brust werfend, „ich bin eine der einflußreichsten Personen der Stadt, und mir hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß der Bau des Irrenhauses überhaupt genehmigt worden ist; ich habe nämlich —" und Herr Däglau holte dabei aus, als ob er im Sinne führte, eine seiner schwungvollsten Reden zu halten, deren Ende niemals abzusehen war.

Walther fühlte das sofort und wußte geschickt vorzubeugen.

„Denken Sie," warf er, wie erschrocken, daß man das Gegentheil annehmen könnte, ein, „denken Sie, daß man davon bei einer hohen Regierung

nicht unterrichtet wäre? O, glauben Sie mir, das echte Verdienst hat bei uns zu Lande noch immer seine Anerkennung gefunden, und der Erfolg wird nicht ausbleiben."

Hierbei hatte Walther geheimnißvoll gelächelt und mit der linken Hand bedeutungsvoll an das oberste Knopfloch seines Fracks gegriffen.

Herr Däglau saß eine Zeit lang starr vor freudigem Erstaunen da und stierte auf seinen Gast. Das Ziel seiner heißesten Wünsche, ein Orden, sollte ihm so nahe gerückt sein?

„Ist es möglich —?" stotterte er endlich.

„Zweifeln Sie nicht daran," erwiderte Walther, sicher gemacht durch den raschen Erfolg seiner Worte, „zweifeln Sie nicht; noch ehe ein halbes Jahr vergeht, wird Ihre verehrte Gattin, Ihr liebenswürdiges Fräulein Tochter an der Seite des decorirten Gatten und Vaters einhergehen."

„Meine Gattin ist leider todt," sagte Herr Däglau kleinlaut, den Kopf ein wenig senkend, „aber woher wissen Sie, daß ich eine Tochter habe?" setzte er, sofort wieder seine selbstbewußte Haltung annehmend hinzu.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt, sie von der Straße aus zu begrüßen, als ich heut Morgen meinen Einzug in die Stadt hielt."

„Nicht möglich! Waren Sie etwa der Sänger, von dem mir meine Tochter berichtet hat?"

„Ich war so kühn," sagte Walther ruhig.

Herr Däglau sprang auf und rief in freudiger Erregung, — sein Kopf glich jetzt der sogenannten rothen Karolina des Billardspieles —: „Mariechen, Mariechen!" und sofort, als ob sie längst dieses Winkes gewärtig gewesen, erschien Mariechen Däglau in der Thür.

Feierliche Vorstellung!

Mariechen Däglau glich ihrem Vater sehr wenig, ein Umstand, der durchaus zu ihren Gunsten angeführt werden muß. Sie war eine üppige Blondine mit fast überreichem goldigem Haar, das die weiße Stirn in tausend muthwilligen Löckchen umrahmte, ihre Wangen glichen der sammetweichen, reifen Pfirsichfrucht und in den dunkelblauen Augen lag soviel Schamhaftigkeit bei aller begehrlichen Munterkeit, daß Walther Ebeling mit Entzücken dieses gelungene Werk der Natur betrachtete und seiner Bewunderung desselben rückhaltlosen Ausdruck gab. Er bedauerte, daß ein Tizian nicht zugegen sei, die unvergleichliche Farbe dieses Haars, das wunderbare Colorit der Wangen zu verewigen.

Mariechen erschien äußerst verwirrt über solche, ihr nur halbverständliche Schmeicheleien, fand sie aber im Grunde ihres Herzens doch sehr wohlthuend. Ja, der Vergleich, den sie unwillkürlich im Geiste zwischen dem vor ihr stehenden Jüngling und ihrem Anbeter und Bewerber, einem ehrsamen Handschuhmacher, anstellte, fiel so zu Ungunsten des letzteren aus, daß sie im Augenblick alle Treue und Liebe zu ihm verloren zu haben schien.

Vater und Tochter waren in bester Stimmung, der Herr Baumeister

hatte ihnen in wenigen Minuten soviel Angenehmes gesagt, als sie sonst in einem ganzen Jahre nicht hörten, so daß sie es aufrichtig bedauerten, als er schon aufstand und sich verabschiedete.

Man gab ihm das Geleit bis an die Hausthür, er mußte wiederholt versprechen, recht bald wiederzukommen und noch auf der Straße rief ihm Herr Däglau nach: „Vergessen Sie den Frühschoppen in der „Krähe" nicht!"

„Ein prächtiger Mensch," äußerte sich Herr Däglau, als er mit seiner Tochter die Treppe wieder hinanstieg, „und denke Dir, was er mir in Aussicht gestellt hat!"

„Ich weiß, ich weiß," fiel Mariechen lebhaft ein, „ich habe Alles gehört."

Welch' neue, ungeahnte, sich zu den lieblichsten Zukunftsarabesken verschlingende Gedankenreihe hatte dieser Besuch in den Herzen des Vaters und der Tochter angeregt!

IV.

Inzwischen ging unser Baumeister munteren Schrittes dem Hause zu, in dem er die ätherische Jungfrau mit den schwärmerischen Augen erblickt hatte.

„Mariechen ist allerliebst," dachte er bei sich, „es ist doch etwas Wunderbares um ein so schönes Menschenbild. Wie warm, wie froh, wie glücklich einem bei seinem Anblick das Herz schlägt! Ob die zweite an sie heranreichen wird? Es scheint mir das kaum möglich! Doch, aufgepaßt! da bin ich schon."

Und er betrat das Haus des Zimmermeisters und Stadtältesten Pfotenhauer.

Dieselbe kühle Aufnahme!

Herr Pfotenhauer war ein starker, großer Mann mit kurzgeschorenen, bis tief in die Stirn hineingewachsenem, leicht angegrautem Haupthaar, kühn gebogener Adlernase und klugen braunen Augen in einem gesunden, bartlosen Gesicht, im Ganzen eine imponirende Persönlichkeit, die, wie sie jetzt in fast drohender Haltung nach dem Begehr des kleinen Baumeisters fragte, den Vergleich zwischen Goliath und David unwillkürlich hervorrief.

Wie ein Schüler, der seine Lection gut auswendig gelernt hat, wiederholte Walther Ebeling wortgetreu die Eingangsworte seines Besuches bei Däglau.

Dieselbe Wirkung!

Ein Lächeln glitt über die angenehmen Züge des Herrn Pfotenhauer und mit freundlicher Handbewegung forderte er seinen Gast zum Sitzen auf.

„Wissen Sie, Herr Baumeister," sagte er mit lauter Stimme — denn im Nebenzimmer begann eben eine sichere Hand auf dem Clavier „das Gebet der Jungfrau" zu spielen — „wissen Sie, daß mir die Galle aufsteigt, wenn ich an dieses vermaledeite Irrenhaus denke? Der reine

Wahnsinnn ist es, das Gebäude auf jene Stelle zu setzen, gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt hätte es errichtet werden müssen! Glauben Sie mir, ich persönlich habe nicht das geringste Interesse daran, aber natürlich — Däglau und Consorten, auf deren Grund und Boden —" und nun erging sich Herr Pfotenhauer in einigen derben Redensarten, welche die Stärke und Heftigkeit des Kampfes in der Stadtverwaltung bei Gelegenheit der Irrenhausfrage lebhaft vergegenwärtigten.

Mit leisem zustimmendem Kopfnicken und trübem Lächeln auf den Lippen klopfte Walther Ebeling mit der rechten Hand Herrn Pfotenhauer auf die Knie und sagte theilnahmsvoll:

„Warum, verehrter Herr College —" schon bei dem Worte „College", mit dem der Königliche Baumeister den einfachen Zimmermeister anredete, strahlte das Gesicht Herrn Pfotenhauers — „warum, verehrter Herr College, ereifern Sie sich mir gegenüber, der ich bei einer anderen Verwaltung dieselbe Erfahrung wie Sie machen muß? Wundern wir uns doch nicht, daß das Gold so selten, das Blech so häufig ist, sollen wir uns wundern, daß auf Seiten der Minorität weit häufiger das Recht zu finden ist, als umgekehrt?"

„Wahrhaftig, da haben Sie durchaus die Wahrheit gesagt, Herr Baumeister," erwiderte Herr Pfotenhauer, seinem Gast kräftig die Hand schüttelnd.

„Und Sie sind nicht der Mann," fuhr Walther Ebeling zuversichtlich fort, „sich durch solche Erfahrungen die Laune und die Lust am Leben verderben zu lassen —"

„Warum, wenn ich bitten darf?"

„Denn in Ihrem Hause waltet, wie ich mit Entzücken vernehme, die Kunst, die edle Trösterin im menschlichen Jammerthale, in dem es doch eigentlich recht erträglich und hübsch ist."

Er sagte sich, daß es nunmehr die höchste Zeit sei, das Madonnengesicht aus dem Nebenzimmer — sei es auch, durch welche Mittel immer — herauszulocken und fuhr daher fort:

„Ich gestehe, ich brenne vor Verlangen, der Künstlerin, die sich nebenan vernehmen läßt, meine Bewunderung auszusprechen. Ist es Ihre Frau Gemahlin oder etwa Ihr Fräulein Tochter?"

„Meine Frau ist in der Kirche, es ist meine Tochter."

Und Herr Pfotenhauer hatte schon die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und rief nun hinein:

„Selma, willst Du nicht einmal hereinkommen?"

Walther Ebeling war bis an die Thür gefolgt und sah nun, wie sich eine schlanke, edle Mädchengestalt von etwa zwanzig Jahren mit den verfeinerten Gesichtszügen des Vaters, schlichtem braunem Haar und großen, klugen und stillen Augen vor dem Clavier erhob und erröthend näher trat.

Sie hielt es für schicklich, merken zu lassen, daß ihr die Störung nicht angenehm war.

„Was willst Du, Papa?“ fragte sie, scheinbar sehr erstaunt, obgleich sie den fahrenden Sänger von heut Morgen sofort erkannt hatte und sich durch seinen Anblick — sie wollte sich selbst nicht erklären, warum? — einigermaßen erfreut fühlte.

„Herr Baumeister Ebeling, der zu längerem Aufenthalte in unsere Stadt eingezogen ist, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen, liebes Kind,“ sagte Herr Pfotenhauer und führte sie herein.

„O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein, es lag keineswegs in meiner Absicht, Sie in Ihrer Kunstausübung zu stören, ich hatte nur den Wunsch geäußert, der Künstlerin meine Bewunderung aussprechen zu dürfen.“

Selma erröthete und erwiderte gereizt, — denn sie besann sich sofort auf eine Scene in ihrer Lieblingsschriftstellerin Marlitt, wo das Liebespaar sich zuerst schroff gegenüber tritt:

„Ich kann nicht hoch von Ihren künstlerischen Ansprüchen denken, wenn Sie mein Spiel bewundern.“

Der Vater lächelte befriedigt über diese Antwort seiner Tochter und Walther Ebeling dachte bei sich: „sie scheint klug zu sein, das macht sie nur schöner,“ und vertiefte sich desto eifriger in ihren Anblick. Er glaubte eine gewisse Aehnlichkeit mit der Sixtinischen Madonna herauszufinden.

„Der Herr Baumeister ist wahrscheinlich selbst ein tüchtiger Musikkünstler,“ sagte Herr Pfotenhauer, nachdem man sich gesetzt hatte, um die scharfe Antwort seiner Tochter etwas zu mildern.

„Nur in sehr geringem Maße,“ erwiderte Walther achselzuckend. Selma aber dachte, ihn von der Seite betrachtend: „Du lügst, ich habe Dich ja singen hören und weiß, daß Du gut singst.“

„Und welches Instrument spielen Sie?“ fragte sie laut, ihn mit ihren großen Augen durchdringend ansehend.

„Die Zither.“

„Die Zither?“ riefen Vater und Tochter wie aus einem Munde erstaunt aus.

„Warum setzt Sie das so in Erstaunen?

„O, wir lieben die Zither so sehr, meine Frau und ich und meine Tochter; wir haben sie vor zwei Jahren sehr oft und gut auf einer Reise in Tyrol spielen hören und seitdem nie wieder,“ sagte Herr Pfotenhauer lebhaft und fuhr dabei zwei, drei Mal heftig mit der Hand durch das kurze, starke Haar.

Selma aber blickte träumerisch in die Ferne und sie sah vor sich eine ganze Alpenlandschaft und den Zitherspieler mit dem krausen Lockenkopf, den sie so lieb gewonnen und der immer versprochen hatte zu schreiben und nach Fichtenstädtel zu kommen, und es doch bisher nicht gethan hatte.

„Dann können Sie wohl auch das Lied vom ‚himmelblauen See?‘“ fragte sie nach kurzer Pause zerstreut.

„Freilich, freilich!“ erwiderte Walther und begann den Anfang des Liedes halblaut vor sich hin zu singen: „Zwischen hohen Bergen und dem tiefen Thal ꝛc.“

„O, das müssen Sie uns oft singen, das müssen Sie uns oft zur Zither singen,“ rief Herr Pfotenhauer, ganz von angenehmen Erinnerungen überwältigt, „meine Frau wird außer sich sein vor Vergnügen. Versprechen Sie uns das, Herr Baumeister, nicht wahr, Sie kommen recht bald?“

„Nur zur gern, Herr College, nur zu gern, verlassen Sie sich darauf,“ erwiderte Walther mit einem Blick auf Selmas Madonnengesicht, der von der Wahrhaftigkeit seiner Worte zeugte.

Auch Selma wiederholte mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme die Bitte, er solle wiederkommen.

Nachdem Herr Pfotenhauer noch darauf aufmerksam gemacht, daß heute, als am Sonntage, um 12 Uhr in der „Krähe“ ein allgemeiner Frühschoppen stattfinde, bei dem Walther wohl nicht fehlen werde, verabschiedete sich dieser von Vater und Tochter so herzlich, als ob er in ihrem Hause schon jahrelang verkehrt hätte.

„Was sagst Du zu diesem Baumeister?“ fragte Herr Pfotenhauer seine Tochter, als Walther kaum verschwunden war, und sah ihr dabei tief in die Augen.

„Er ist nicht sehr groß,“ erwiderte Selma sich verlegen abwendend und verschwieg ihrem Vater, daß sie ihn schon am Morgen gesehen und singen gehört, und daß sie jetzt bemerkt hatte, wie hübsch und klug er aussehe.

V.

„Selma ist offenbar klüger als Mariechen, reizend aber sind sie alle Beide, und wenn sie zugleich vor mir ständen und ich müßte mich entscheiden, welcher ich den Preis ertheilen sollte, es würde mir wirklich schwer werden, sehr schwer; aber eine herrliche, echt dramatische Situation! Schon der Gedanke allein macht mich glücklich! Wie kann es nur Menschen geben, die nicht glücklich sind! Wie die Sonne lacht und wie lind die Mailuft weht! Der alte Goethe hat wie immer Recht:

Der Du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß!“

So monologisirte Walther Ebeling auf dem Wege nach der dritten Schönheit und blickte entzückt in den blauen Himmel hinein.

Doch er war schon am Ziele; er betrat das Haus des Herrn Fantini, berühmten Zuckerbäckers aus der italienischen Schweiz, der einst als junger Mensch auf einer Reise durch Deutschland in Fichtenstädtel krank liegen geblieben war, und später die Tochter seines Wirthes und Pflegers ge-

heirathet hatte. Seitdem war es ihm von Jahr zu Jahr besser gegangen, er hatte das deutsche Heimatsrecht und dazu ein hübsches Vermögen erworben und lebte mit seiner einzigen Tochter Stella in recht guten Verhältnissen.

Als Walther Ebeling die Hausthür öffnete, floh vor ihm eine weibliche Gestalt, wie ein Vogel, den der Jäger aufgescheucht hat, die Treppe hinauf und verschwand hinter einer laut zugeschlagenen Thür.

Er hatte aber die schwarzen Aeugelein funkeln und die schwarzen Zöpfe fliegen sehen, und er wußte, wer vor ihm geflohen und daß auch er erkannt worden war.

Langsam ging er die Treppe hinauf und stand dann vor drei geschlossenen Thüren, einem halblauten, in italienischer Sprache lebhaft geführten Zwiegespräch horchend, das hinter einer der Thüren geführt wurde.

Es handelte sich augenscheinlich um ihn.

Er besaß so viel Kenntniß der italienischen Sprache, daß er einige Ausrufe verstand: „Ich bin für Niemand zu sprechen! ich will mich jetzt rasiren! wer ist es denn eigentlich? wird ein reisender Bäckergesell sein!"

Was darauf geantwortet wurde, konnte Walther nicht verstehen, er vernahm nur ein leises Geflüster.

Ohne sich lange zu besinnen, pochte er mit fester Hand an die mittelste Thür, so laut, daß man es auch hinter den beiden anderen hören mußte.

„Corpo di Baccho!" hörte er drinnen fluchen, dann wurde wieder eine Thür zugeschlagen und endlich der Schlüssel in der mittleren herumgedreht und geöffnet.

Mit vorgebundener Serviette, halbrasirtem Gesicht, das Messer in der Hand, erschien Herr Fantini, ein hagerer, schwarzäugiger Italiener, mit wüthender Geberde auf der Schwelle. Er hatte offenbar die Absicht, ein furchtbares Donnerwetter gegen den Störenfried loszulassen, stockte aber doch beim Anblick des in ruhiger Sicherheit mit lächelnder Miene sich verbeugenden jungen Mannes.

„Womit kann ich zu Diensten sein?" sagte er dann mürrisch, in seiner Aussprache den Italiener verrathend.

Walther Ebeling sagte sein Sprüchlein her, machte aber hier folgenden Zusatz: „Da ich jedoch sehe, daß Sie hochverehrter Herr, in einer sehr wichtigen Beschäftigung begriffen sind, die weniger als jede andere eine Störung verträgt, so bitte ich, meine Ungeschicklichkeit zu verzeihen, und mir ein andermal zu gestatten —"

Herr Fantini ließ ihn aber nicht aussprechen, sondern, heftig den Kopf schüttelnd, rief er aus:

„Nein, nein! Bitte gefälligst hereinzutreten, ich werde gleich so weit sein. Wollen Sie nur Platz nehmen, meine Tochter wird Ihnen solange Gesellschaft leisten. Stella! Stella!"

Und während Herr Fantini sich eiligst zurückzog, um seine Toilette

zu vollenden, erschien Stella im Zimmer, machte einen tiefen Knix und forderte Walther zum Sitzen auf.

Bei Stellas Anblick empfand Walther einen freudigen Schreck, er fühlte sein Herz schneller pochen und das Blut zu Kopf steigen.

Es war aber auch eine bezaubernde Erscheinung!

Das volle, schwarze Haar, der elfenbeinfarbige, in den Wangen sich schwach röthende Teint, das feine Näschen und die kurze Oberlippe, welche die weißen Zähne nicht völlig zu verdecken im Stande war, die nicht großen, aber gluthvollen Augen, — bezaubernde Augen sind niemals sehr groß — endlich die bei aller Ueppigkeit graziöse Figur bildeten ein wunderbar harmonisches Ganze.

„Sie müssen meinen Vater entschuldigen, er ist etwas heftiger Natur, Sie haben gewiß gehört —" und sie fing bei dem Gedanken an den italienischen Wortwechsel mit ihrem Vater allerliebst zu kichern an, sodaß man alle ihre weißen Zähnchen sah.

„O, mein Fräulein, ich habe nichts zu entschuldigen, ich habe nur dem Schicksal zu danken, daß ich auf diese Weise sofort das Glück hatte, mit Ihnen Bekanntschaft zu machen."

„Die haben wir ja schon heute früh gemacht," fiel sie rasch ein; „was haben Sie für eine schöne Stimme und wie können Sie dieselbe nur so zwanglos gebrauchen, während Sie das Zweirad lenken?"

„O, das ist durchaus nicht schwer —"

„Wenn man es kann," setzte sie lachend hinzu.

Er lachte herzlich mit und sie lachten Beide noch eine Zeit lang, ohne zu wissen, warum.

„Ihre Stimme muß zu italienischem Text ganz besonders gut klingen," sagte sie dann wieder ernster.

„Das sollen Sie später selbst beurtheilen," und er intonirte ganz leise, wie zur Probe, indem er zugleich auf ihren Namen anspielte, eine italienische Volksweise:

„In mare alto
In procellà,
Invoco te, o
Amata stella."

Eine dunkle Röthe überflammte plötzlich ihr ganzes Gesicht.

„Wird es gehen?" fragte er.

„Ich denke nur zu gut," erwiderte sie leise.

Es war die höchste Zeit, daß Herr Fantini erschien, denn Beide waren auf dem besten Wege, sich schnurstracks in einander zu verlieben.

Herr Fantini aber gab ihren Gedanken sofort eine andere Richtung, indem er eintretend zu Walther begann:

„Also Sie sind der Mann, der den vielen verdrehten Köpfen in

Fichtenstädtel durch den Bau eines Irrenhauses noch einige Dutzend hinzufügen will? Hören Sie, das ist eine abscheuliche Idee!"

„Für die ich meine Wenigkeit nicht verantwortlich zu machen bitte," erwiderte Walther, sich höflich verneigend.

„Es sollte auch nur ein Scherz sein; obgleich uns hier wegen dieses verd— Irrenhauses alles Scherzen und Lustigsein vergangen ist."

„Ich hoffe, mit dem Bau desselben wird auch die alte Fröhlichkeit zurückkehren," gab Walther mit einem bedeutsamen Blick auf Stella vertrauensvoll zur Antwort.

„Da haben Sie bessere Hoffnungen als ich und die Anderen hier," sagte Herr Fantini, seine mageren Beine übereinander legend. „Sie können sich am besten von der Stimmung überzeugen, wenn Sie heute den Frühschoppen in der Krähe besuchen, bei dem alle Stimmführer und ihr Anhang zugegen sind —"

„Und von dem die Herren immer so spät nach Hause zurückkehren, daß gewöhnlich der Braten verbrennt und das Mittagessen untauglich geworden ist," warf Stella mit halb lächelnder, halb schmollender Miene dazwischen.

„Willst Du wohl schweigen!" rief der Vater gutmüthig polternd, „wenn man sich die ganze Woche gequält hat, darf man sich am Sonntag schon einmal gütlich thun."

„Aber ich, ich muß immer allein sitzen und warten," erwiderte Stella, die Augen niederschlagend.

„Warum hast Du Dich mit Selma und Marie verzankt!"

„Da seid Ihr Väter doch allein daran Schuld," antwortete sie heftig und kehrte dem Vater halb den Rücken zu.

„Na, warte nur, es wird schon wieder besser werden," sagte er, die Richtigkeit der letzten Bemerkung Stellas anerkennend.

Walther aber erhob sich und sagte zu Stella gewendet:

„Ich werde an dem Frühschoppen auch Theil nehmen und verpflichte mich, Ihren Herrn Vater rechtzeitig nach Hause zu geleiten."

„Wenn Sie das vermöchten?" erwiderte sie zweifelnd.

„Warum nicht?"

„Na, na, versprechen Sie nicht zu viel," sagte Herr Fantini, hell auflachend, und erhob sich ebenfalls.

„Wenn der Herr Baumeister für Mittag noch nicht versagt ist, könnte er ja bei uns speisen," sagte Stella rasch, und gleich darauf über ihre Kühnheit heftig erschreckend, deckte sie mit dem rechten Zeigefinger ihr kleines Mündchen zu, indem sie, einer Strafe gewärtig, zu ihrem Vater aufblickte.

Dieser hatte seine Augen weit aufgerissen und starrte seine Tochter verwundert an. Dann wandte er sein Gesicht langsam Walther zu, und als er diesen mit vergnügtem Lächeln, als ob er nur auf die Einladung wartete, vor sich stehen sah, so erwiderte er:

„Wenn der Herr Baumeister mit unsrer einfachen Kost zufrieden sein will, so würde mich das sehr freuen."

„Und wenn Sie mir Wasser und Brod vorsetzten, so würde ich doch in so angenehmer Gesellschaft Nectar und Ambrosia zu verzehren glauben", erwiderte Walther mit sehr gewagter Schmeichelei, die aber bei dem alten Italiener und seinem Töchterlein die beabsichtigte Wirkung durchaus nicht verfehlte.

Man trennte sich mit Händeschütteln und a rivederci-Rufen in allseitiger bester Laune.

Walther Ebeling gab alle weiteren Besuche auf, eilte in sein Gasthaus und während er dort sich seines Fracks und seiner schwarzen Beinkleider entledigte, um bequemere Kleidung anzuthun und sich nach der „Krähe" zu begeben, sang er unausgesetzt mit lauter Stimme vor sich hin:

„In mare alto,
In procellà,
Invoco te, o
Amata stella!"

Es war ihm, als hätte er schon einen Athemzug echt italienischer Luft genossen.

VI.

In der „Krähe" hatte sich inzwischen die Stammgesellschaft vollzählig eingefunden.

Nicht mehr wie früher saßen all' die Biedermänner an einem einzigen langen Tische vereinigt, sondern der ziemlich enge Raum wurde von drei runden Tischen eingenommen, an deren jedem die Vertreter einer Bürgerpartei Platz gefunden hatten.

Die Unterhaltung war bereits eine sehr lebhafte. Den Hauptgesprächsstoff bildete natürlich der neuangekommene Baumeister und das Irrenhaus, und jeder Tisch war heute ganz besonders heftig in der Vertheidigung seines bisher eingenommenen Standpunktes.

Der Billardkugelfabrikant Däglau, Präsident des ersten Tisches, hatte heimlich seiner Tafelrunde zu berichten gewußt, daß der Baumeister ganz auf seiner Seite stehe und daß er dies gewiß auch dadurch kund thun würde, daß er an ihrem Tische Platz nähme.

Ganz dasselbe hatten die Herren Pfotenhauer und Fantini, die Präsidenten der beiden anderen Tische, ihren Genossen zugeraunt, und es herrschte daher eine allgemeine, nur zu begreifliche Spannung auf das Erscheinen des Baumeisters.

Endlich wurde die Thür geöffnet und Walther Ebeling trat in seinem grauen Anzuge, ein Blümchen im Knopfloch, strahlenden Auges ein.

Sofort hatte er die kritische Lage, in der er sich den drei Tischen gegenüber befand, durchschaut.

Sofort aber auch wußte er, was er zu thun hatte.

Nachdem er sich nach allen Seiten hin freundlich verneigt hatte, ergriff er einen in der Ecke stehenden Stuhl, schwang ihn über seinen Kopf in die Höhe, schritt ohne zu zaudern, als konnte es für ihn in der ganzen Welt keinen anderen Platz geben, in die Mitte der Stube und setzte seinen Stuhl so geschickt in den Raum, der von allen drei Tischen begrenzt wurde, daß er thatsächlich an keinen oder doch, wenn man wollte, an jeden derselben zu sitzen kam.

Die darauf eintretende allgemeine Stille des Staunens sich sofort zu Nutze machend, erhob er sich wieder, stellte sich wie ein Redner hinter seinen Stuhl und begann:

„Meine hochverehrten Herren! Sie haben mich, obwohl ich erst heute hier in Fichtenstädtel eingezogen bin, bereits der Ehre gewürdigt, in diesem erlauchten Kreise erscheinen zu dürfen. Ich bin mir vollkommen des hohen Vorzuges, der mir dadurch zu Theil geworden, bewußt und werde nach Kräften bemüht sein, mich desselben würdig zu machen. Indem ich Ihnen Allen meinen aufrichtigen Dank ausspreche, frage ich zugleich an, ob Sie mir gestatten, noch einige Worte hinzuzufügen?"

Er schaute von Tisch zu Tisch, und da ihm von allen Seiten zustimmende Worte und Blicke entgegenkamen, so fuhr er, einen vollen Schoppen, den ihm der Wirth inzwischen gereicht, in seiner Rechten haltend, also fort:

„Verehrte Anwesende! Sie Alle werden die Erfahrung gemacht haben, daß es selten einen wichtigen Gegenstand giebt, über den die Ansichten auch nur zweier Menschen vollkommen übereinstimmen!

„Es ist das sehr natürlich; denn wie nach dem allgemeinen Naturgesetz ein Ding unmöglich zugleich an derselben Stelle sein kann wie ein anderes, so wird sich auch ein Mensch, der nun einmal im Leben einen ganz bestimmten, mit keinem anderen zu vertauschenden Standpunkt einnimmt, niemals vollkommen in die Lage eines Anderen versetzen können.

Geben Sie mir hierin Recht, meine Herren?"

Dumpfes Zustimmungsgemurmel von allen drei Tischen.

„Wird das zugestanden, so werden Sie mir ferner zugeben, daß man niemals mit vollem Rechte wird sagen können: dieser Mensch hat bei Beurtheilung dieser Sache absolut das Richtige getroffen; sondern man wird immer nur sagen können: er hat diese Sache von seinem Standpunkt aus richtig beurtheilt."

Wiederholtes Zustimmungsgemurmel und Fragen: wo will er hinaus?

„Um nun auf meinen Gegenstand zu kommen, so kann ich folgerichtig mit Ihrer Zustimmung behaupten, daß bei Beurtheilung der Irrenhausfrage, die, wie mir nicht verborgen geblieben ist, in dieser guten Stadt eine gewaltige Erregung hervorgerufen hat, jede der drei Parteien, die ich hier an den drei Tischen in ihren Häuptern anwesend finde, — ich sage,

daß jede der drei Parteien von ihrem Standpunkte aus das Richtige getroffen hat!"

Ein vielfaches Ah! des Erstaunens, das bei diesen Worten ertönte, ließ Walther Ebeling getrost fortfahren:

„Denn, wer wäre so verwegen, behaupten zu wollen, daß etwa persönliche, nicht rein sachliche Gründe die Parteien bei Abgabe ihres Votums geleitet hätten?!"

Hier wogten die Köpfe aller Anwesenden wie die Aehren eines Getreidefeldes, über das ein plötzlicher Windhauch fährt, unruhig hin und her, als wollte jeder den furchtbaren Verdacht, es könnten ihn persönliche Motive geleitet haben, unmuthig von sich abwälzen.

„Gewiß Keiner! — Nun hat aber auch die Regierung ihren Standpunkt, und da sie in vorliegendem Falle zu befehlen hat und ein Ansturm diesseits gegen sie völlig nutzlos sein würde, auch die Prüfung ausgeschlossen ist, ob die Regierung das Richtige getroffen, so ist auch kein Grund vorhanden, sich die Köpfe zu zerbrechen oder sich darüber aufzuregen, welcher Ansicht die Regierung sich angeschlossen hat."

„Da hat er Recht," hörte man von verschiedenen Seiten und Kopfnicken Anderer bestätigte diesen Ausspruch.

„Es ist mir also —" Walthers Stimme wurde jetzt leiser, klagender, es zitterte etwas wie eine verhaltene Thräne darin — „es ist mir also, meine hochverehrten Herren, kaum erklärlich, jedenfalls aber höchst beklagenswerth erschienen, daß die Spaltung der Parteien, wie sie sich bei Besprechung der Irrenhausfrage hier durchaus berechtigt gebildet haben — denn jede der Parteien hatte Recht, wie ich nachgewiesen, — daß diese Spaltung von solcher, alle gemeinsame Freude und Heiterkeit vernichtenden Dauer sein konnte."

Walther hatte den Kopf gesenkt und die Augen geschlossen. Er schwieg einige Augenblicke und Niemand wagte sich zu regen. Dann erhob er den Kopf wieder, öffnete die Augen und fuhr mit lauter Stimme und vollem Pathos fort:

„Nein, meine hochverehrten Herren, Fichtenstädtel ist nicht der Ort, an dem solch ein Zustand von Dauer sein darf! Urtheilen Sie selbst! Wir befinden uns in einer gesegneten Gemeinde! Gesegnet durch die herrliche Lage in den schönbewaldeten Bergen; gesegnet durch Fruchtbarkeit des Bodens; gesegnet durch die Wohlhabenheit der Bewohner; gesegnet durch mildes Klima; gesegnet durch die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, deren ich einige wahrhafte Perlen bereits wahrgenommen;" — hier räusperten sich die Herren Fantini, Pfotenhauer und Däglau sehr laut und tranken dann sofort einen großen Schluck — „gesegnet zuletzt, doch nicht in letzter Reihe, durch die Weisheit der städtischen Behörden!"

„Bravo! bravo! bravo!" —

„Mir ist auch bekannt — und ich könnte es durch vollgültige Beweise

belegen — daß die Vertreter der drei sich scheinbar feindlich gegenüberstehenden Parteien von ihren vermeintlichen Gegnern nur das Beste denken, ja, daß sie einander aufrichtig verehren!"

Dieser letzte Satz kam den Meisten außerordentlich überraschend; in der Stimmung aber, in der sie sich bereits befanden, und bei der Bestimmtheit, mit der er vorgebracht worden war, glaubten Alle daran und fühlten sich zugleich geschmeichelt und gerührt. Jetzt hatte Walther Ebeling gewonnen Spiel. Er merkte den guten Eindruck, den er erzielt, und schloß daher mit kraftvoller Betonung:

„Liegt also irgend ein Grund vor, den unseligen Zwiespalt länger bestehen zu lassen? Nein und tausendmal nein! Meine hochverehrten Herren, eine Wolke hat an dem sonst allezeit so klaren Himmel von Fichtenstädtel gestanden, eine Wolke, die, wie ich hoffe, auf Nimmerwiederkehr verschwunden ist und die Luft jetzo nur desto heiterer erstrahlen lassen wird. Thun Sie sich selbst und Ihrer Stadt kein Unrecht, erheben Sie die Gläser und rufen Sie mit mir: das schöne, das freundliche, das gesegnete, das einmüthige Fichtenstädtel, es lebe hoch!"

Schon bei den letzten Worten hatten sich Alle erhoben und nun brauste aus Aller Munde ein donnerähnliches: Hoch, hoch, hoch!

Es fand eine allgemeine Versöhnung statt; Männer, die sich wochenlang nicht gegrüßt hatten, sanken sich jubelnd in die Arme, jeder Groll schien spurlos hinweggeweht. Dem kleinen Baumeister aber thaten die Hände noch lange weh von den vielen kräftigen Händedrücken, die er sich mußte gefallen lassen.

Die drei Tische wurden hinausgeschafft, der alte lange wieder hergestellt und die Fröhlichkeit nahm ihren unbegrenzten Lauf.

Als aber der kleine Baumeister sich einmal auf kurze Zeit entfernte, sagte Herr Fantini zu seinem Nachbarn:

„Das ist ja ein prächtiger Mensch, dieser Baumeister!" und fügte ernsthaft hinzu: „es ist ein Enthusiast!"

„Was ist er?"

„Ein Enthusiast!"

Und der Nachbar sagte es seinem Nachbarn, und dieser dem nächsten und so fort, und Jeder sprach es bedächtig nach: er ist ein Enthusiast, ein Enthusiast! und bald wußte es jedes Kind, daß der Herr Baumeister ein Enthusiast sei und man nannte ihn allgemein den „Enthusiasten von Fichtenstädtel."

VII.

Walther Ebeling hielt Wort. Als die Wogen der Lustigkeit schon sehr hoch gingen, wußte er den alten Fantini geschickt bei Seite zu locken und ihm in's Ohr zu raunen:

„Signor Fantini, soeben habe ich eine Vision gehabt."

Der Italiener sah ihn betroffen an.

„Was? Eine Vision?"

„Ja; Fräulein Stella sah ich seufzend am Fenster stehen, auf die Straße hinabblickend und ausrufend: der Braten verbrennt mir wahrhaftig wieder, und auch auf den Baumeister ist kein Verlaß!"

Fantini lachte laut auf, faßte Walther unter den Arm und sagte:

„So kommen Sie, ehe der protzige Pfotenhauer Sect vorfährt, wie er das bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegt, sonst sind wir und der Braten verloren."

Und Arm in Arm schlenderten sie, lebhaft schwatzend, nach Hause, wo ihnen Stella in reizender Toilette froh entgegeneilte.

„Wohl Euch, daß Ihr da seid!" rief sie aus, „ich hatte schon furchtbare Rachepläne ausgedacht für den Fall, daß Ihr mich diesmal im Stiche ließet."

Und dabei blitzte sie mit ihren schwarzen Augen den Baumeister an, daß es ihm heiß durch den ganzen Körper lief und er bei sich dachte, ich möchte Dich wohl einmal Rache schnaubend sehen, schöne Furie!

Man setzte sich sogleich zu Tische und es begann eine sehr lebhafte Unterhaltung.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Walther Ebeling gelegentlich von der einen oder andern Bemerkung des Herrn Fantini, die nicht gerade auf Zartheit des Gemüthes und Tiefe der Bildung schließen ließ, zwar unangenehm berührt wurde, daß er sich dessen aber kaum bewußt wurde oder vielmehr werden wollte, und daß der unangenehme Eindruck in der That sofort schwand, wenn er Stella anblickte, was eigentlich unausgesetzt geschah. Sie erschien ihm wie die Verkörperung des von ihm ersehnten Italiens.

Nachdem die verschiedensten Persönlichkeiten und Verhältnisse Fichtenstädtels einer eingehenden Besprechung gewürdigt worden waren, — wobei die christliche Liebe keine hervorragende Rolle spielte — wandte sich Walther plötzlich mit der Frage an Stella, ob sie ihr eigentliches Heimatland schon gesehen habe?

„Wie verstehen Sie das?" fragte sie erstaunt.

„Nun, ich meine Italien, denn wenn Sie keine echte Italienerin sind, so glaube ich in meinem Leben keine mehr zu sehen."

„Nicht wahr, nicht wahr?" fiel Herr Fantini lebhaft ein, „sie hat Raçe, sie hat Raçe, sie ist mein Kind, ein echtes Kind des Südens."

„Und doch bin ich noch niemals aus Fichtenstädtel hinausgekommen," sagte Stella traurig.

Walther sah sich plötzlich im Geiste an Stellas Seite am Golfe von Neapel lustwandeln und es überkam ihn eine übermüthige Freudigkeit.

„O, dolce Napoli!" rief er aus, „werde ich Dich jemals so sehen, wie ich Dich von ganzem Herzen zu sehen wünsche? Leben, Leben, wie

schön bist Du, daß man sich in so holder Gegenwart einer noch schöneren Zukunft freuen darf!"

Stella hatte sofort seine Gedanken errathen und wieder glühte es rosig in ihren Wangen.

Der alte Fantini aber sprang von seinem Stuhle auf, umarmte Walther und rief:

„Signor Baumeister, mit Ihnen möchte ich mein Vaterland wiedersehen! Sie sind werth ein Italiener zu sein, wollen wir drei hinreisen? Wie?" und er reichte seiner verlegen dreinschauenden Tochter die Hand — „wollen wir nicht zusammen echte Maccaroni essen und lacrimae Christi trinken? He? Denn ich verlasse meine Tochter nie!"

Walther überlief es kalt bei diesen Worten und alle Farben der italienischen Landschaft verblaßten ihm, wenn er sich in Gesellschaft des Herrn Fantini dorthin versetzte.

„Verlieren wir vor lauter Zukunftsträumen den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen," sagte er ausweichend und stand ebenfalls auf. „Ich sehe dort ein Clavier stehen, Fräulein Stella, wollen Sie nicht die Güte haben, uns etwas vorzutragen?"

„Wenn Sie dazu singen wollen, ja."

Noch ehe aber Stella sich an's Clavier begeben hatte, hörte man vor der Thür laute Stimmen und bald darauf wurde kräftig angeklopft.

„Ah, wer stört uns jetzt?" sagte Herr Fantini verdrießlich, „es fing gerade an so schön zu werden."

Stella aber hatte schon „Herein" gerufen, die Thür öffnete sich und unter lauten Begrüßungen und Höflichkeitsbezeugungen erschienen Herr und Frau Pfotenhauer mit Selma und Herr Däglau mit Mariechen.

Es war seit vielen Monaten das erste Mal, daß die früher eng befreundeten Familien sich wieder zusammenfanden; die dadurch bedingte allgemeine Verlegenheit erstickte man mit lauten Worten.

„Das ist ja schön! Das ist aber liebenswürdig! Nein, daß Sie zuerst zu uns kommen! Guten Tag, liebe Stella! Da ist ja auch Mariechen und Selma! Endlich, endlich sieht man sich wieder! Gut, daß das Eis endlich gebrochen ist! Ei, ei, Herr Baumeister, hier trifft man Sie? Wie geht's, altes Haus? Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so muß der Prophet zum Berge gehen!"

Solche und ähnliche Redensarten flogen in wildem Durcheinander vom höchsten Diskant bis zum tiefsten Baß eine Zeit lang hin und her, bis die allgemeine Erregung sich so weit gelegt hatte, daß man auf Sopha und Stühlen um den Tisch herum Platz nehmen konnte.

Dabei hatte Madame Pfotenhauer schon Zeit gefunden, Selma leise zu fragen, ob sie bemerkt hätte, wie der Baumeister und Stella sich angesehen haben, und Herr Däglau wußte seiner Tochter Mariechen zuzu-

flüstern, daß der schlaue Italiener sich den Baumeister schon gekapert zu haben scheine.

Die so viele Monate zurückgestaute Unterhaltung erlitt keine Unterbrechung, wurde vielmehr überhastet und es dauerte ziemlich lange, ehe sich aus diesem krausen Strudel ein klares Bächlein mit seinem muntern Geplauder zum Rechte verhalf, das heißt, ehe Walther Ebeling den Faden der Unterhaltung ganz unmerklich in die Hand bekam und zum Vergnügen Aller emsig fortspann.

Vom Weingenuß und der Gegenwart dreier schöner Mädchen — denn auch Mariechen und Selma hatten neben Stella wieder ihre Macht gewonnen — lebhaft angeregt, sprudelte Walther Ebeling von guter Laune und reihte neben ernsten Betrachtungen Scherz an Scherz, der niemals beleidigte, weil er aus heiterem, unverdorbenem Herzen kam.

Schließlich wurde er bestürmt, seine Zither holen zu lassen, was er denn auch that, um sich für das ihm allseitig dargebrachte Wohlwollen erkenntlich zu zeigen.

Er begann zum Entzücken der Familie Pfotenhauer mit dem „himmelblauen See" dessen Refrain die ganze Gesellschaft mitsang. Selma zerdrückte dabei heimlich eine Thräne, ihre Mutter dagegen weinte ganz offen, ohne sich zu schämen und der alte Pfotenhauer hätte am liebsten den jungen Baumeister umarmt und geküßt, wenn er nur nicht den Spott des rothbäckigen Däglau und des hageren Fantini gefürchtet hätte.

Rauschender Beifall folgte dem ersten Liede.

„Nein, das war zu schön," weinte Frau Pfotenhauer in ihr Taschentuch, und Selma drückte, ohne jede Veranlassung einen Kuß auf Mariechens linke Wange. Stella aber saß ganz still und nur, wer in Augen zu lesen versteht, wußte, was in ihrer Seele vorging.

Es wurden mehr Lieder verlangt und Walther fuhr fort, ein deutsches Volkslied nach dem andern zum Besten zu geben.

Endlich sagte er, zu Stella gewandt, die noch immer regungslos dasaß:

„Nun, Signorina, wie wär's mit der Santa Lucia?" und er präludirte auf der Zither dazu.

Stella sprang, wie elektrisirt auf, stellte sich hinter ihn und begleitete ihn so sicher und ohne zu stocken, als ob sie seit Jahren zusammen zu singen gewohnt gewesen wären. Sie hatte eine wohlklingende, reine, wenn auch nicht große Stimme, aber es bebte eine Leidenschaft in ihr, die Alle, selbst Selma und Mariechen wider ihren Willen mit sich fortriß.

Die drei Mädchen umarmten sich zärtlich und küßten sich und blieben eine Zeit lang umschlungen stehen. Und als sie Walther Ebeling in dieser Stellung bewundernd betrachtete, mußte er sich gestehen, daß er etwas Schöneres in seinem Leben nie gesehen, und daß diese Gruppe selbst die berühmte Canova'sche bei Weitem übertreffe.

Jedes der Mädchen war in seiner Art vollendet, und Walther theilte demnach seine Liebenswürdigkeit in drei genau gleiche Theile, sodaß jedes der Mädchen für Augenblicke sich für die Bevorzugte halten konnte.

So war der Abend herangekommen und man mußte endlich an Aufbruch denken. Allerhand gemeinsame Partieen und Ausflüge wurden noch in Eile projectirt und Walther von den drei Familien aufgefordert, bei seiner gänzlichen Unbekanntheit in Fichtenstädtel sich nur an sie zu halten.

„Ich bin garnicht so unbekannt hier," rief Walther lustig aus, „ich besitze hier eine sehr, sehr gute Freundin."

„Freundin?" riefen die drei Mädchen zugleich erschreckt und errötheten sofort schamhaft, als Walther sie darauf hin mit übermüthigem, herausforderndem Lächeln ansah.

„Jawohl," sagte er langsam, „meine liebe, gute — Freundin und Beschützerin, Fräulein — (Aller Augen hingen an seinem Munde) — Fräulein Lieschen Unverricht, meine Quasi-Tante."

„Wie? Das ist Ihre Tante? Ach, das ist ja herrlich!" riefen die drei Mädchen durcheinander und ein schwerer Stein war von ihren Herzen gefallen.

„Das ist ja auch unsere Freundin; die besuchen wir sehr oft; ich habe keine bessere Vertraute!" so ertönte es wiederum im Dreiklang und die bis dahin kaum beachtete, höchstens geduldete alte Jungfer gewann mit einem Male in den Augen der drei jungen Mädchen eine nie geahnte Bedeutung.

Man trennte sich, Jeder in seiner Weise erregt, und der Schlaf wollte in der kommenden Nacht sich nur langsam und sehr spärlich bei den Mitgliedern der drei Familien einfinden.

Auch Walther dachte nicht an Schlaf. In dem Zimmer seines Gasthauses saß er lange still sinnend und überdachte den eben verlebten Tag. Er war so inhaltsreich, daß er ihm wie ein Monat erschien. Aber Walther war sehr, sehr glücklich. Und in dieser Stimmung setzte er sich hin und schrieb einen langen Brief an seine Mutter, voll Jugendlust und Glück und Frühlingshoffnung und Sonnenschein.

VIII.

Als Walthers Mutter diesen Brief gelesen und wieder gelesen hatte, schüttelte sie nachdenklich den Kopf und wußte nicht recht, was sie davon halten sollte. Am Tage darauf aber — in der Nacht pflegten ihr stets die guten Gedanken zu kommen — setzte sie sich entschlossen an ihren Schreibtisch und schrieb folgende Zeilen an Tante Lieschen:

„Liebe Freundin! Ich erhielt gestern einen Brief meines Walther, der mir Mancherlei zu denken gegeben hat. Ich bin bei ihm an das Ueberschwängliche, Enthusiastische gewöhnt, aber dieser Brief enthielt

mehr als das, er scheint fast in einem Stadium der Verzückung geschrieben. Dieser Umstand muß bei einer so kurzen Anwesenheit in Fichtenstädtel seinen ganz besonderen Grund haben und ich kann diesen Grund — obwohl der Name keines Mädchens genannt, ja die Erwähnung des weiblichen Geschlechts mit Aengstlichkeit vermieden ist — doch nur in einem Paar schöner Mädchenaugen finden. Ich kenne meinen Walther zu gut, um nicht zu wissen, wie schnell er Feuer fängt, und wie leicht er dann in seinem Enthusiasmus über jedes Ziel hinausschießt. Von ihm gilt ein Wort, das ich einmal, ich weiß nicht, in welchem Dichter gelesen:

Sein Herz glich der schwebenden Harfe,
Erklingend beim leisesten Hauch.

Aeußerste Vorsicht ist geboten. Man muß ihn leiten wie einen auf Dächern wandelnden Mondsüchtigen, den man auch erst völlig wecken darf, wenn er die halsbrecherischen Situationen überwunden hat. Theile mir, bitte, den Namen des Mädchens mit und füge eine genaue Beschreibung ihres Charakters und ihrer äußeren Erscheinung bei, damit ich, wenn es nöthig sein sollte, Jung Walther im geeigneten Augenblicke aus seinen phantastischen Höhen auf die solide Erde zurückführen kann. Es ist mir schon manchmal gelungen. Gott befohlen! Deine Elfriede!"

Dieser Brief setzte nun wiederum Tante Lieschen in nicht geringe Verwirrung, wenn gleich er ihr zum Theil den Schlüssel lieferte zu einem ihr bis dahin ziemlich unerklärlichen Ereignisse.

Walther nämlich, der sich gleich am Tage nach seiner Ankunft kopfüber in die Arbeit gestürzt hatte, war noch nicht wieder bei ihr gewesen. Dagegen hatte sie am Montag ganz unerwarteten dreifachen Besuch gehabt.

Zuerst war Stella erschienen, unter dem Vorwande, sie hätte vernommen, Fräulein Unverricht sei etwas leidend, — Stella hatte dies soeben erst durch die alte Barbe, welche ihr die Thür öffnete, erfahren, — und wolle sich daher erkundigen, wie es ihr gehe.

Als Tante Lieschen verwundert gefragt, wie sie diese besondere Aufmerksamkeit verdient habe, war Stella ihr lebhaft um den Hals gefallen, hatte sie geküßt und sich entschuldigt, daß sie nicht öfter bei ihr erscheine, da sie doch wisse, welch' einsames Leben Tante Lieschen führe, und da es doch Menschen- und Christenpflicht sei, die Einsamen in ihrer Trübsal zu besuchen und zu trösten. Es sei ihr das Alles heute Nacht, wo sie garnicht habe schlafen können, schwer aufs Herz gefallen und sie hätte sich vorgenommen, ihr Unrecht wieder gut zu machen, indem sie recht häufig zu Fräulein Unverricht kommen, mit ihr plaudern, und ihr auch, wenn sie es verlange, etwas vorsingen wolle!

Darauf hatte sie sich auf dem Sopha niedergelassen, und wohl eine Stunde lang unausgesetzt geplaudert, auch nicht verschwiegen, wie sehnsüchtig

ihr jetzt häufig zu Muthe sei und wie sie sich ihren Gemüthszustand garnicht erklären könne, und daß sie so gern verreisen möchte, nach Italien, wohin sie schon seit ihrer Kindheit immer gewollt, da es doch ihr eigentliches Vaterland sei. Auch würde das ja gar keine große Schwierigkeit haben, denn ihr Vater hätte sich ein recht hübsches Vermögen gesammelt, — bei diesem Punkte verweilte Stella besonders lange —, und es würde ihm ein leichtes sein, sein ganzes Geschäft aufzugeben und in aller Ruhe und Bequemlichkeit nur von seinen Zinsen zu leben. Den Gedanken, sich zu verheirathen, hätte sie auch wohl schon gehabt, Fräulein Unverricht würde wohl wissen, wer alles sich schon um ihre Hand beworben hätte, das wäre ja stadtbekannt, aber alle diese Partieen wären für sie doch nicht passend gewesen. Sie hätte an keinem ihrer Freier etwas auszusetzen, was ihren Charakter und ihr Aeußeres anbetreffe, aber sie verlangte doch etwas Höheres, etwas Gebildeteres, sie wolle zu ihrem Manne einmal wie zu einem höheren Wesen aufschauen können. „Ach", hatte sie geseufzt, „wann endlich wird der kommen, der dieses heiße und durstige Herz kühlen und befriedigen wird! Er soll es wahrhaftig bei mir gut haben!" Und dabei hatte sie Fräulein Unverricht angesehen mit Blicken, die zu sagen schienen: „Ist es Dir nun klar, wen ich meine?"

Tante Lieschen aber hatte keine Ahnung, auf wen das Alles gemünzt war; denn der Gedanke, daß Walther, den sie auf Händen getragen hatte, und der nach ihrer Meinung kaum dem Knabenalter entwachsen war, schon als Heirathscandidat in Betracht gezogen werden könnte, wäre ihr nicht im Traum gekommen. Sie tröstete also nur in ihrer einfachen Weise das hübsche Mädchen und warnte es, in den Ansprüchen an den Zukünftigen nicht allzustreng zu sein, da es leicht geschehen könne, — wie an ihr selbst zu sehen — daß schließlich Keiner als rettender Engel erscheine.

Diese letzte Warnung glaubte Stella auf Walther Ebeling deuten zu sollen, sie erhob sich daher rasch, küßte Fräulein Unverricht wiederholt auf den Mund, bat sie dringend, über Alles, was sie gesagt, tiefstes Schweigen zu bewahren, — was so viel heißen sollte als: erzähle nur Alles recht bald Dem wieder, dem es gilt — und versprach, recht bald wiederzukommen.

Noch hatte sich Tante Lieschen von ihrem Erstaunen über den unerwarteten Besuch nicht erholt, so wurde schon wieder die Hausglocke gezogen und die alte Barbe meldete Madame Pfotenhauer nebst Tochter.

Frau Pfotenhauer hatte ihre Tochter lange vergeblich bestürmt, Fräulein Unverricht aufzusuchen, die schamhafte Selma wollte den Besuch — den sie übrigens auch für nothwendig hielt, — weiter hinausschieben, die Mutter aber bestand darauf, man müsse das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und entschloß sich daher ihre Tochter zu begleiten.

Frau Pfotenhauer machte gar keinen Hehl daraus, daß die Ankunft des Herrn Baumeisters den Anlaß zu diesem Besuche gegeben habe. Sie

erzählte von dem herrlichen Nachmittage und Abend, den sie gestern verlebt hätten, wie heiter und frisch, wie geistreich und liebenswürdig der junge Herr gewesen und wie er durch sein herrliches Zitherspiel die Erinnerung an die schönsten Stunden in Tyrol in ihnen wach gerufen hätte. Sie wären gekommen, der glücklichen Tante zu solch einem Neffen Glück zu wünschen.

Frau Pfotenhauer überhörte hierauf ganz, daß Fräulein Unverricht erzählte, sie wäre gar nicht die Tante, sondern nur eine gute Freundin der Mutter, vielmehr ging sie sofort auf die Liebesgeschichte über, die Selma in Tyrol mit einem jungen krausköpfigen Maler gehabt habe und der so lange nichts hatte von sich hören lassen. Das arme Kind habe sich darum schon unendlich gegrämt, sei ordentlich mager geworden, und das wäre doch durchaus nicht angebracht. Sie bäte Fräulein Unverricht ihre Meinung zu äußern, ob sie das wohl berechtigt fände? Selma sei doch ein wohlhabendes und sehr gebildetes Mädchen, das nicht auf irgend einen Maler zu warten brauche, von dem man nicht einmal wisse, ob er sich werde sein Brot verdienen können. Daß ein so liebes Kind wie Selma von Vielen umschwärmt werde und namentlich auf der Reise, sei ja kein Wunder, aber die soliden Männer lernte man doch nur zu Hause recht kennen, und ein tüchtiger Beamter mit einer festen Stellung, auch wenn er kein Vermögen habe, sei doch jedem Anderen, besonders aber einem windigen Maler vorzuziehen.

In diesem Tone ging es, zum Verdrusse der armen Selma, der die Art der Mutter viel zu prosaisch war, eine gute Weile fort, bis endlich Tante Lieschen, Selmas Qualen bemerkend, ihre Hand ergriff, und dem jungen Mädchen lächelnd in's Antlitz schauend sagte:

„Aber ich finde gar nicht, daß Selma abgehärmt aussieht! Ihre Mama ist wohl etwas zu ängstlich?"

„Ich finde auch, Mama, daß Du Dir meinetwegen viel zu viel Kummer machst," erwiderte Selma wie erlöst, denn sie fürchtete, der Baumeister werde sie am Ende gar für eine kranke Person halten — „ich bin durchaus heiter, mir schmeckt das Essen und ich habe über nichts zu klagen."

„Nun, desto besser, da wirst Du einmal Deinen Mann sehr glücklich machen," fiel Frau Pfotenhauer rasch ein, diese Wendung des Gesprächs freudig begrüßend, „so etwas hören die Männer gern, und wahrhaftig, wer Dich einmal heimführt, der kann sich in jeder Beziehung Glück wünschen. Hab' ich nicht Recht, Fräulein Unverricht?"

„O, gewiß, gewiß," bestätigte Tante Lieschen, Selma die Wangen streichelnd, dachte aber auch jetzt nicht daran, daß das Alles auf Walther abzielte.

Frau Pfotenhauer aber glaubte für's Erste genug gethan zu haben

und empfahl sich Tante Lieschen mit innigem Danke für die ihr gewidmete Theilnahme und der Bitte, den Besuch recht bald zu erwidern.

Tante Lieschen hatte sich den ganzen Tag darüber gefreut, daß man ihrer in Fichtenstädtel doch noch gedachte, selbst wenn sie sich wenig sehen ließ; und mit diesem Gedanken beschäftigt, saß sie in der Dämmerung am geschlossenen Fenster — denn sie war etwas erkältet — und blickte zufrieden auf die Straße.

Nur wenig Menschen gingen vorüber, denn der Verkehr Fichtenstädtels wandte sich einer anderen Richtung zu.

Da fiel ihr ein junges Mädchen auf, das schon mehrmals vorübergegangen war. Es hatte einen großen Fliederstrauß in der Hand und schaute immer nach dem Fenster, hinter dem Tante Lieschen saß.

„Wer ist das?" fragte sich diese und kniff die kurzsichtigen Augen zusammen. Jetzt kam sie wieder langsam vorbei. „Ei, das ist ja Mariechen Däglau!" Und wirklich, sie war es, jetzt sah man es ganz genau, denn sie blieb vor dem kleinen Gärtchen stehen und schaute nun Tante Lieschen gerade ins Fenster.

„Hat sie nicht genickt? — Wie gut doch heute alle Menschen zu mir sind!" Und Tante Lieschen nickte freundlich wieder und winkte mit der Hand, näher zu kommen.

Wie der Wind ist Mariechen im Gärtchen und an der Hausthür, und steht jetzt — man sieht es sogar in der Dunkelheit — tief erröthend vor Tante Lieschen.

„Es ist draußen so wunderschön, die Luft so weich und der Flieder blüht — und ich habe Sie hier so einsam hinter dem geschlossenen Fenster sitzen sehen, während alle Menschen sich im Freien erquicken. — Da dachte ich, Du mußt doch einmal sehen, was Fräulein Unverricht eigentlich ist? Sie wird doch nicht krank sein? Und als ich Sie immerfort so regungslos am Fenster sitzen sah, da lief ich schnell in unsern Garten und pflückte den Flieder für Sie. Sie sind mir doch darum nicht böse?"

„Liebes Kind, wie sollte ich Ihnen darum böse sein? Sie sind ja so gut; geben Sie mir geschwind einen Kuß. — So. Was Sie roth geworden sind, Mariechen! Sie glühen wie eine Rose! — und nun gehen Sie, ich dulde Sie nicht hier im dumpfen Zimmer bei der alten Tante. Haben Sie herzlichen Dank für das Stück Frühling, das Sie mir hereingebracht haben, und nun fort, liebes Kind, zu den anderen Frühlingskindern!"

Und heimlich, wie sie gekommen, ist Mariechen wieder hinaus, und es klopft ihr das Herz bis in den Hals hinauf, als sie die dunkle Straße hinabeilt zum Stadtpark, wo die Gespielinnen sie längst erwarten. —

Das Alles fiel Tante Lieschen wieder ein, als sie den Brief der Freundin gelesen, und nun wurde ihr die eigentliche Bedeutung der drei Besuche auf einmal klar. Es schmerzte sie auch nicht sehr, daß die Theil-

nahme nicht ihr gegolten hatte, sie war vielmehr vollkommen mit der Frage beschäftigt; welches von den drei Mädchen die Auserwählte Walthers sein mochte?"

Nun waren aber schon vier volle Tage seit seiner Ankunft verflossen und der böse Walther hatte sich nicht wieder bei Tante Lieschen, die noch immer das Zimmer hüten mußte, sehen lassen.

Zwar war sie so ziemlich über Alles unterrichtet, was im Städtchen sich ereignet — dafür sorgte die alte Barbe schon —, aber die Hauptsache, das, worüber sie ihrer Freundin Bericht erstatten sollte, war ihr doch ein Geheimniß.

Sie wußte, daß mit dem Erscheinen des jungen Baumeisters eine neue fröhliche Zeit für Fichtenstädtel angebrochen war. Wo er sich blicken ließ, sei es auf seinem Zweirad durch die Straßen sausend, sei es langsam zu Fuß schlendernd, erhellten sich die Gesichter der Vorübergehenden. Und wenn der Tag der rüstigen Arbeit gehört hatte — und Walther war der Fleißigsten Einer — so vereinigte der Abend bei dem herrlichen Wetter alle den besseren Ständen angehörigen Bewohner zu gemeinsamem Vergnügen in den hübschen, städtischen Park- und Waldanlagen.

Da wurden Spiele gespielt, getanzt, gesungen, und die Seele all' dieser Lustbarkeiten war Walther Ebeling.

Die Mädchenherzen hatte er bald Alle ohne Ausnahme gewonnen; nicht so leicht indessen wurde es ihm die jungen Männer für sich einzunehmen. Namentlich die vielen Bewerber der drei Schönsten, Stella, Selma und Mariechen, fühlten sich anfangs gekränkt und zurückgesetzt und haßten darum Walther. Allmählich aber that er es auch ihnen an. Sie mußten sich sagen, daß sie ihm in keiner Hinsicht gewachsen waren, und daß er bei all' seinen vielen Erfolgen dem weiblichen Geschlecht gegenüber, doch so bescheiden, zuvorkommend und herzlich blieb, daß sie ihn wieder Willen lieb gewinnen und sich ihm unterordnen mußten. Und dann sagten sie sich auch: am Ende kann er doch nur Eine nehmen, und die sei ihm dann auch von Herzen gegönnt.

Aber auch die Alten hatte er sich zu erobern gewußt. Sein ungemachter Enthusiasmus hatte sie Alle angesteckt. Sie waren erstaunt über die vielen ungeahnten Schönheiten Fichtenstädtels und seiner Umgebung, an denen sie bisher achtlos vorübergegangen waren und über die erst Walther ihnen den Blick geöffnet hatte. Sie wurden stolz auf ihr Städtchen und fühlten sich dadurch selbst gehoben und beglückt.

Er hatte ein leer stehendes Häuschen, die Wohnung eines alten, verstorbenen Parkinspectors, ganz versteckt in den blühenden und duftenden Anlagen der Stadt bezogen und hauste nun darin wie der Prinz im Märchen.

Walther gehörte zu den Frühaufstehern, er liebte die Morgenstunden ganz besonders, denn sie gehörten ganz seiner Kunst und ihrem Studium.

Wenn sein eigentliches prosaisches Tagewerk begann, hatte er schon lange Umgang gepflogen mit den ersten Meistern seiner Kunst und sich mit seinen eigenen, weitschauenden Plänen beschäftigt.

Das Alles hatte Tante Lieschen erfahren, aber mehr hatte auch die alte Barbe nicht auszukundschaften vermocht.

IX.

Erst am sechsten Tage ließ sich Walther bei Tante Lieschen wieder sehen. Sie hatte bis dahin ihrer Freundin noch nichts zu berichten gewagt und befand sich gerade deswegen in Aufregung und Unruhe.

Kein Wunder, daß sie Walther mit einer Fluth von Vorwürfen empfing, die, wenn auch in die mildeste Form gekleidet, doch eine ernste Verstimmung nicht verkennen ließen.

Walther aber ergriff ihre Hand, warf sich scherzend zu ihren Füßen und mit seinen treuherzigen Augen zu ihr aufschauend, rief er aus:

„Großmüthigste aller Tanten, laß mich zu Deinen Füßen Gnade erflehen für unerhörte Frevel Deines Neffen. Ich bin schuldig, ich bekenne es, obwohl ich in der ganzen Zeit nicht eine Stunde unnütz verwendet habe, und ich nur bedaure, daß die Tage nicht doppelt so lang sind, als sie sind. Die Arbeit und die Wogen des Lebens hatten mich in ihren Strudel gerissen und —"

„Und dabei mußte man freilich einer alten Tante vergessen," unterbrach ihn Tante Lieschen lachend und hob ihn auf. „Komm, setze Dich her und vernimm: Alles sei Dir verziehen unter einer Bedingung!"

„Bitte, sprich sie aus."

„Bekenne mir offen und ehrlich, welcher von den Schönen Fichtenstädtels Du Dein Herz geschenkt hast?"

Walther war betroffen.

„Wie kommst Du darauf?" fragte er.

„Weil man schon davon spricht."

„Nicht möglich! Weiß ich selbst doch nicht —"

„Ist es Stella, Mariechen oder Selma?" fragte Tante Lieschen lächelnd weiter und drohte ihm mit dem rechten Zeigefinger.

Bei Nennung dieser drei Namen ging es wie ein Schimmer über das Antlitz des jungen Mannes.

„O, sie sind alle drei reizend!" rief er begeistert aus, „ich weiß in der That nicht, welcher die Palme gebührt. Es gehört dazu ein förmliches Studium. Jede der drei hat etwas, was die andern beiden nicht haben und was dem Gesichte das Charakteristische verleiht. Wär' ich in der Malerei nicht ein solcher Stümper; ich würde sie alle drei malen, es sind Schönheiten, die vollkommen neben einander bestehen können, die einander nicht todt machen."

„Also Du liebst sie alle drei?" fragte Tante Lieschen schnell.

„Ja!“ sagte der Baumeister, vollkommen ernst, wie in tiefes Träumen verloren und ohne das entsetzte Gesicht der Tante Lieschen zu bemerken, die fast in Ohnmacht zu fallen schien. „Ja, ich verehre und staune sie alle drei gleichmäßig an. Es sind wahre Meisterwerke der Natur!“

Darauf erging er sich in einem Hymnus auf die Schönheit, sprach von ihrem Einfluß auf das Leben, auf die Sitten der Menschen, musterte die Künste der Reihe nach bezüglich der Stärke und Dauer ihrer Einwirkung und verweilte endlich am längsten bei der Baukunst und seinen Zukunftsplänen, die er Tante Lieschen zum Theil bis in's Kleinste vorführte.

Den Ausgangspunkt seiner Unterhaltung, die drei Mädchen, schien er völlig vergessen zu haben. Aber auch Tante Lieschen hatte sie vergessen. Mit wachsendem Interesse hörte sie dem jungen Manne zu, der vor ihr saß, der in seiner reinen, ungetrübten Begeisterung eine Fülle nie von ihr geahnter Ideen gleichsam ausschüttete und vor ihr ausbreitete wie funkelnde Juwelen. Das kleine Stübchen schien sich ihr zum weiten, hohen, säulengetragenen Palast zu erweitern, sie selbst fühlte sich verjüngt, die Rosenzeit war in ihr Herz zurückgekehrt, sie schwärmte wie vor dreißig Jahren, sie hätte tanzen und singen mögen, — der junge Zauberer hatte ihr es angethan!

Und als Walther sich endlich schnell erhoben, sie auf die Stirn geküßt und mit freundlichem kurzen Gruß und dem Versprechen, bald wiederzukehren, sich entfernt hatte, stand sie noch lange stumm und in Träumen da, und erst ganz allmählich schwand der Palast um sie und die rosige Jugend aus ihrem Herzen und Thränen der Wehmuth liefen über die hageren Wangen herab.

Sie dachte wieder mit Kummer an die drei Geliebten des jungen Baumeisters. Und sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit fieberhafter Eile an Walthers Mutter:

„Theuerste Freundin! Du hast lange auf eine Antwort von mir warten müssen, ich konnte sie nicht eher geben, weil ich die Sachlage bisher nicht genau kannte.

„Nun also zuvörderst: Was hast Du für einen lieben, schönen, guten und mit allen Gaben des Geistes und des Herzens reich ausgestatteten Sohn! Du bist gesegnet vor Tausenden, Gott erhalte Dir ihn!

„Um so schwerer fällt es mir, Dir die unerhörte Wahrheit mitzutheilen: er liebt — denke Dir! — drei Mädchen zu gleicher Zeit!“

„Du willst eine genaue Beschreibung dieser drei Mädchen? Wozu eigentlich? Ich sage Dir in aller Kürze: jede ist schön und liebenswürdig, jede hat ein gutes Herz und einen guten Charakter, aber nimm die guten Eigenschaften aller drei zusammen, übertrage sie auf ein einziges Wesen und es wird noch lange nicht würdig sein, die Lebensgefährtin eines so auserlesenen, guten und hohen Geistes zu werden, als es Dein Walther ist. Sie sind in geistiger Beschränktheit aufgewachsen, Kleinstädterinnen in

jeder Beziehung, sie müssen ihn auf die Dauer unglücklich machen. Ich weiß mir in diesem furchtbaren Zwiespalt keinen Rath, überlasse vielmehr Deinem klugen Mutterherzen, wie Du ihn aus diesen Fesseln erlösen willst.

Deine ewig treue, in diesem Augenblick sehr unglückliche Freundin Lieschen."

Dieser Brief wurde sofort abgeschickt.

Als ihn Frau Ebeling gelesen hatte, mußte sie lachen, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Du gute Seele! rief sie aus, wie schaut aus jedem Deiner Worte das edelste Gemüth, aber von Liebesdingen verstehst Du doch garnichts! Er schwärmt für drei zu gleicher Zeit! Nun, das ist kein erschwerender Umstand! Im Gegentheil, das scheucht alle meine Sorgen hinweg. Er liegt nur im Banne der Schönheit, aber sein Herz ist frei. So lange er für drei schwärmt, wird ihm die Eine, auf die es ankommt, nicht gefährlich werden. Man muß versuchen, diesen Zustand aufrecht zu erhalten."

In diesem Sinne schrieb sie sofort an Tante Lieschen und beruhigte sie. An Walther aber schrieb sie vor der Hand noch garnicht. Sie wartete erst seinen nächsten Brief ab, und als auch dieser noch in demselben Tone gehalten war wie der erste, jedoch mit besonderem Hinweis auf die drei Mädchen, ließ sie noch eine Woche verstreichen, ehe sie ihre sanfte, zart warnende Stimme erhob.

Die betreffende Stelle des Briefes lautete so: „Daß Du Dich unter den jungen Damen umsiehst und ihren Charakter zu erkennn strebst, ist nur zu loben, denn das bildet junge Männer und veredelt sie. Auch hast Du Recht, über einer einzigen nicht vorschnell die Anderen zu vergessen und zu vernachlässigen. Gut Ding will Weile haben. Endlich aber vergiß nie, daß, bevor Du daran denken kannst, Dich für's Leben zu binden, Du eine andere Geliebte erst ganz erobern mußt, das ist: Deine Kunst! Nun, Du bist ja auf dem besten Wege, aber das Ziel, nicht wahr, Walther, das Ziel ist noch lange nicht erreicht."

„Wie doch mein kluges Mütterchen immer den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß!" sagte Walther, als er diese Stelle gelesen, „freilich, freilich hat sie Recht: zuerst die Kunst! Dann aber auch das Leben und ich will ihren Rath befolgen: prüfet Alles und das Beste behaltet! Auch das Prüfen ist schön, o sehr schön! Und mit der Wahl, die Mütterchen meint, habe ich ja noch lange Zeit!"

X.

Einige Monate waren vergangen. Seit vielen Jahren entsannen sich die Bewohner Fichtenstädtels nicht eines so köstlichen Sommers. Es herrschte unter ihnen vollkommene Einigkeit, sie verkehrten miteinander wie eine einzige große Familie, und man verhehlte sich nicht, daß man diesen

glücklichen Zustand in erster Reihe dem jungen Baumeister und seiner Gabe überall Frohsinn zu verbreiten, zu verdanken hatte.

Es wurde ein förmlicher Cultus mit ihm getrieben, die jungen Leute suchten ihn bis auf die Kleidung nachzuahmen, ein Zitherclub hatte sich schon gebildet, ein Verein der Radfahrer war in der Bildung begriffen, während man noch vor wenigen Wochen in Fichtenstädtel vergeblich nach einer Zither oder einem Zwei- und Dreirad gesucht haben würde.

So wird es nicht Wunder nehmen, daß um die Mitte des August der einmüthige Beschluß gefaßt wurde, dem Baumeister zu Ehren ein großes Fest in den städtischen Anlagen zu veranstalten.

Es bildete sich ein Comité, an dessen Spitze die Herren Pfotenhauer, Däglau und Fantini traten. Festzüge wurden entworfen, kleine Aufführungen einstudirt, neue Spiele erfunden, Musik und Gesangsstücke eingeübt, für den Abend glänzende Feuerwerke vorbereitet. Alles schien auf's Beste gelingen zu wollen.

Unter dieser harmlosen Außenseite des von der Gesammtheit geplanten Festes aber verbarg sich ein weniger harmloser Sonderzweck Seitens des Festvorstandes.

Es war den drei Herren nicht entgangen, daß sich Walther Ebeling für ihre Töchter interessirte, — nur mißverstanden sie sein Interesse — noch weniger aber konnte ihnen verborgen bleiben, daß die Töchter sich gewaltig für den jungen Baumeister interessirten. Jeder hegte daher im Stillen längst den Wunsch, ihn dereinst Schwiegersohn nennen zu dürfen. Von Monat zu Monat aber wartete man vergeblich, daß er sich erkläre.

Gelegentlich einer gemüthlichen Kneiperei nun, bei welcher die drei Herren allein zusammen saßen, ging ihnen über diesen wichtigen Gegenstand der Mund über und sie sprachen rückhaltlos ihre Meinung dahin aus, daß diesem ungewissen Zustande ein Ende gemacht werden müsse. Der Baumeister sollte gezwungen werden, sich für eins der Mädchen endlich bindend auszusprechen.

„Ich kann mir die Sache nur so erklären," sagte Herr Pfotenhauer, der übrigens nur die Ansichten und Pläne seiner Frau zum Besten gab, „daß ihm bis jetzt keine Gelegenheit gegeben worden ist, einmal ganz ungestört mit Jeder allein zu sein, es waren immer Alle zusammen, er hat auf diese Weise Keiner näher rücken können. Dazu muß ihm verholfen werden!"

„Ganz recht, das ist es!" bestätigten die Herren Fantini und Däglau und Jeder dachte bei sich: dann wird es sich ja zeigen, daß er meine Tochter liebt!

„Nun bin ich auf den Gedanken gekommen," fuhr Herr Pfotenhauer fort und er wünschte, daß ihn seine Gemahlin hören könnte, „ich bin auf den Gedanken gekommen, daß das Fest die beste Gelegenheit dazu bieten kann. Wir arrangiren ein Spiel, wo jeder Herr stets mindestens eine Stunde lang mit einer Dame — die ihm natürlich der Zufall, den wir

als Festordner ja leiten können — zugeführt hat, zusammenbleiben muß, sodaß er mit ihr ungestört in den stillen Gängen des Parkes über alles Mögliche sprechen kann."

„Vortrefflich!" rief Herr Fantini begeistert.

„Ja, das ist eine gute Idee," fügte Herr Däglau hinzu, „aber welches Spiel bietet eine solche Gelegenheit?"

„O, dafür lassen Sie nur die Frauen sorgen! Man erfindet z. B. ein Ehespiel. Jeder Herr erhält durch das Loos eine Dame zugetheilt und muß eine Stunde lang den Ehemann spielen u. s. w. Das ist in vielen Gegenden Deutschlands ein sehr beliebtes Gesellschaftsspiel."

„So, so; sagte Fantini lebhaft, „und zwar schlage ich vor, daß über die Reihenfolge, wie ihm unsere Töchter zugetheilt werden sollen, — damit sich Keiner beklage — das Loos entscheide."

„Einverstanden!" riefen Däglau und Pfotenhauer und suchten zu gleicher Zeit in ihren Taschen nach einem Stück Papier, um sofort die Loose zu fabriciren.

Däglau war zuerst damit fertig und reichte die Zettel, auf die er die drei Mädchennamen geschrieben, verdeckt Herrn Fantini hin. In der Reihenfolge, wie er sie ziehen würde, sollten die Mädchen mit dem Baumeister zusammengebracht werden.

Auch hiermit war man einverstanden.

Das Loos entschied: Mariechen; Stella; Selma.

So. Das war zur Zufriedenheit erledigt, und die drei Freunde verpflichteten sich noch gegenseitig durch Handschlag, ihre Töchter nichts von diesem kleinen Complott wissen zu lassen.

Merkwürdig genug nun war es — und darf hier nicht verschwiegen werden — daß trotzdem schon am Abend desselben Tages alle drei Mädchen im Besitze dieses Geheimnisses waren.

XI.

Der Tag des Festes war herangekommen, — es war auf Wunsch des Baumeisters der 28. August, Goethes Geburtstag —, das Wetter herrlich, Alt und Jung in der fröhlichsten, ausgelassensten Laune. Das sehr gute Diner, bei welchem man im Trinken nicht träge gewesen, war vorüber, und die Gesellschaftsspiele sollten ihren Anfang nehmen.

Das Ehespiel, von Frau Pfotenhauer vorgeschlagen — sie behauptete es in Tyrol kennen gelernt zu haben — fand bei der lustigen Stimmung, in der sich Alle bereits befanden, begeisterte Aufnahme.

Auch der nichts ahnende Walther Ebeling bestätigte, daß dieses Spiel durchaus nicht neu sei, daß sogar Goethe in „Wahrheit und Dichtung" seiner Erwähnung thue.

Frau Pfotenhauer war durch diese Bemerkung des Baumeisters sehr zufriedengestellt und glaubte aus ihr und der Art, wie sie vorgebracht worden, die günstigsten Schlüsse für die Zukunft ihrer Tochter ziehen zu dürfen.

Die Loose wurden gezogen und Walther erhielt, wie bestimmt, zunächst Mariechen Däglau zur Frau.

Unter allgemeinem Gelächter und Scherzen entwickelten sich die komischsten Situationen, Pfänder wurden eingefordert, sobald Jemand aus der Rolle fiel, schüchterne Gatten aufgemuntert, etwas dreister zu sein, lustige Zankscenen herbeigeführt und dergl. mehr. In einer Stunde mußte bei Androhung einer schweren Strafe jeder Gatte seine Gattin abliefern, um eine neue in Empfang zu nehmen.

Walther dachte bei sich: hier könnte ich dem Rathe meines Mütterchens folgen und einmal prüfen, ob Mariechen für mich eine passende Lebensgefährtin wäre und zog sich mit ihr in die stilleren Gänge des Parkes zurück nach einem abgelegenen, sehr schönen Plätzchen, von dem aus man eine lohnende Aussicht auf die ganze Gebirgslandschaft genoß.

Dieses Plätzchen lag hinter einem großen Felsblocke, der wie ein Leichenstein geformt war, mit ganz glatter Vorderseite, am Rande des Parkes.

Walther pflegte hier oft seine Morgenstunden, mit Lectüre beschäftigt, zuzubringen. Er hatte scherzweise zu den Fichtenstädtelern geäußert, sie möchten ihm dereinst hier sein Grab bereiten, der Leichenstein wäre ja schon vorhanden, der würde sie also nichts kosten.

Auf einem Bänkchen hinter diesem Felsblocke ließ Walther sich mit Mariechen nieder. Herr Däglau hatte schon dafür gesorgt, daß sie allein gelassen wurden.

Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen, man gelangte nicht über die gewöhnlichen Redensarten hinaus. Desto lebhafter aber sprachen die Augen. Dabei rückte Mariechen ihm immer näher und ehe Walther selbst wußte, wie es gekommen, hatte er einen Kuß auf Mariechens Mund gedrückt.

Beide waren so erschrocken, daß sie nicht wagten, das Experiment zu wiederholen. Mariechens Zunge aber schien auf einmal gelöst zu sein.

Sie schwatzte mit einer nie geahnten Munterkeit über allerhand alltägliche Dinge, über ihre Toilette, über ihre Lieblingsspeisen, darüber, wie sie sich in der Zukunft ihr Haus einzurichten gedachte und so fort, und wußte nicht, daß sie sich durch diese Rede um ihr vermeintliches Glück brachte; denn Walther erkannte dabei nur allzulebhaft, daß sie nicht im Stande sei, dem Fluge seiner Gedanken zu folgen. Ja, sie ließ ihn kaum zu Worte kommen, wenn er gelegentlich einen höheren Ton anzuschlagen wagte, sodaß noch ehe die ihnen vergönnte Stunde verflossen, er mit sich einig war, Mariechen sei nicht diejenige, die er dereinst seinem Mütterchen als Tochter in's Haus führen dürfte.

Er blieb daher bis zum Schlusse vollkommen in der Rolle des gespielten Ehemannes und hütete sich wohl auf verfängliche Fragen von Seiten Mariechens anders als scherzweise zu antworten.

Mariechen glaubte aber auch so schon ihr Ziel erreicht zu haben, denn

der Kuß galt ihr als Zeichen der Verlobung und sie triumphirte bereits im Stillen über ihre beiden Rivalinnen.

Als man sich nach Verlauf einer Stunde wieder zusammenfand und das schöne Spiel in anderer Zusammenstellung von Neuem beginnen sollte, wurde Walther doch stutzig, da ihm jetzt durchs Loos Stella zu Theil wurde. Daß aus der großen Schaar junger Mädchen ihm gerade diese beiden zufielen, erschien ihm als ein sehr merkwürdiger Zufall und allerhand Gedanken darüber durchschwirrten vorübergehend seinen Kopf.

Bald aber hatte er diese an der Seite Stellas, mit der er sich, in seinem Prüfungsgeschäfte fortfahrend, in das Parkdickicht und endlich auf die Bank hinter dem großen Steine zurückzog, vergessen.

Mit Stella kam er sofort in lebhaftes Gespräch, er verlangte von ihr, sie solle ihn, da er jetzt ihr Gatte sei, im Italienischen unterrichten, denn die Hauptsache zwischen Eheleuten wäre doch, daß sie sich immer verständen.

Sie ging darauf ein und sagte, man beginne im Italienischen immer mit amo. O, sagte er, über diesen Anfang wäre er schon hinaus, das wolle er ihr sofort beweisen, und da sie ihn hierauf schalkhaft lächelnd und mit recht verliebten Augen ansah und ihm ihr Mündchen entgegenspitzte, so drückte er einen langen Kuß darauf.

Sie ließ sich das wohlgefallen, fragte aber sofort allen Ernstes, ob er das mit ihrer Vorgängerin auch so gemacht hätte?

Auf diese Frage war er so wenig gefaßt, daß er heftig erschrak und nur ganz verblüfft ausrief: „Aber Signorina!"

Das deutete sie durchaus zu ihren Gunsten und war nun sehr heiter und guter Dinge. Dabei drückte sie seinen Arm und rief wiederholt: „Du bist mein, Du bist mein, ich lasse Dich nicht!"

Walther aber sagte sich: hier gilt es vorsichtig sein und er wurde still. Dann war es ihm, als ob auch mit Stella, wie vorhin bei Mariechen, mit dem ersten Kuß eine merkwürdige Veränderung vorgegangen wäre.

Als hätten sie plötzlich eine schöne Hülle abgeworfen und ständen nun auf einmal in ihrer wahren Gestalt vor ihm, die durchaus nicht dem vermutheten Ideal entsprach. Sie ließen sich auch in der Sprache gehen, machten unangenehm berührende Fehler, und hatten ihr Augenmerk sofort auf das Praktische gerichtet, als gelte es um jeden Preis nur recht rasch unter die Haube zu kommen.

Als Stella gar das Project der italienischen Reise zu Dreien wieder vorbrachte und dabei berechnete, wie viel billiger sie dadurch reisen würden, fand Walther sofort seinen humoristischen Ton wieder und freute sich von Herzen, daß er den Ehemann nur zu spielen brauche. Er ging lachend auf Alles ein, aber immer das Spiel betonend, sodaß Stella am Ende der Stunde zwar nicht unbefriedigt mit dem Erfolg derselben war, aber doch ein Wenig mit sich selbst darüber schmollte, daß sie nicht aufs Bestimmteste an Walther die Frage gerichtet habe, ob er sie heirathen werde.

Da Mancher von den jungen Leuten bei diesem Spiel diejenige noch nicht erlangt hatte, an der ihm am meisten gelegen war, so fand der Vorschlag der Madame Pfotenhauer, einen nochmaligen Wechsel in den Personen vorzunehmen, lebhaften Anklang.

Wieder entschied das Loos und Walther erhielt Selma.

Damit stand es bei ihm fest, daß hier nicht bloßer Zufall waltete, sondern daß eine äußerst liebenswürdige Absicht mit im Spiele war. „Sie wollen mir auch dadurch," sagte er sich, „ihre freundliche Gesinnung beweisen, daß sie mir die drei schönsten Mädchen zuführen, weil sie wissen, daß sie mir dadurch ein ganz besonderes Vergnügen bereiten. Es sind doch prächtige Menschen, die Leute von Fichtenstädtel!"

Und mit ungetrübtem Frohsinn begann er seine Rolle mit Selma.

Er hielt sich längere Zeit mit ihr unter den anderen Paaren auf, machte auch seine Scherzchen mit Frau Pfotenhauer, seiner Schwiegermama, die sich über diesen Einfall vor Lachen kaum zu halten wußte. Selma aber war sehr zurückhaltend, ja sogar verlegen und konnte auf alle Fragen des Herrn Gemahls auch nicht eine einzige Antwort hervorbringen.

„Ich finde, Herr Schwiegersohn," sagte Frau Pfotenhauer, „daß Sie Ihre Gemahlin allzusehr unter dem Einflusse der bösen Schwiegermutter halten, Sie sollten ihr mehr Freiheit gönnen."

„Da haben Sie ganz Recht, Frau Schwiegermama," erwiderte er drollig, „ich will doch einmal sehen, ob wir nicht auch tanzen können, ohne daß Sie dazu pfeifen," und dabei ergriff er Selma und tanzte mit ihr, einen lustigen Walzer singend, die wohlgepflegte Parkstraße hinauf, bis er aus dem allgemeinen Trubel hinauskam. Das war der Frau Schwiegermama gerade recht, und sie sorgte dafür, daß das Pärchen vollständig ungestört blieb.

„Was den Anderen Recht war, ist Selma auch nur billig," dachte Walther und wollte sie ebenfalls prüfen. Ihr zurückhaltendes Wesen gefiel ihm sehr wohl, vielleicht war sie die Rechte.

Als er mit Selma an die Bank hinter dem großen Steine kam, erhob sich schon der volle Mond, obgleich die Sonne noch kaum hinunter war, dunkelroth über dem Horizonte.

Unwillkürlich brach Walther bei diesem Anblick in die Worte aus:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

Im Begriff fortzufahren, wurde er jedoch von Selma unterbrochen, indem sie sagte: „Ach, das hab' ich auch einmal gelesen, das ist von Albert Träger, nicht wahr? Wenn ich nicht irre, stand es in der ‚Gartenlaube'".

Walther war starr vor Entsetzen. Das hatte er nicht erwartet, gerade von Selma nicht, hinter deren ruhigem Wesen er eine tiefe Bildung und Belesenheit vermuthete.

Als sie ihn aber auf sein Schweigen mit ihren Madonnenaugen recht traurig ansah, dachte er bei sich entschuldigend: „Es ist nicht möglich, heutzutage Alles zu wissen, vielleicht war es auch nur eine Verirrung von ihr.“ Und er berichtigte in sanften Worten ihren Irrthum und fragte dabei, was sie von Goethe halte.

„Ach, ich habe nicht viel von ihm gelesen, er hat mir eigentlich nie recht gefallen wollen, schon weil er doch den Damen gegenüber immer ein Bischen unreell war.“

Walther brach in ein lautes Gelächter aus, das „Bischen unreell“ hatte alle Dämonen der Lustigkeit in ihm aufgerüttelt, er hätte am liebsten einen Sprung in den Abgrund vor sich hineingethan. Jetzt wußte er genau, woran er war.

Selma stand zitternd vor ihm, sie wußte sich sein Lachen nicht zu erklären. Als er ihre Verlegenheit bemerkte, regte sich wieder das Mitleid in ihm und er sagte:

„Verzeihung, liebes Weibchen, Du hast mich in die heiterste Stimmung versetzt, und das ist doch eine Gabe, deren sich nicht jede Ehefrau ihrem Gatten gegenüber rühmen kann.“

Sie sah ihn lächelnd an und seufzte.

„Soll ich auch ihr einen Kuß geben?“ fragte sich Walther, „und wäre es auch nur der Wissenschaft wegen, wie er auf Selma wirkt im Gegensatz zu Mariechen und Stella.“

Und er küßte sie.

Obwohl Selma schon längst auf diesen Kuß gewartet hatte, brach sie doch heftig in Thränen aus und hielt sich beide Hände vor's Gesicht. Sie besann sich auf eine ganz ähnliche Scene in einem Marlitt'schen Romane und wußte, daß sie so und nicht anders handeln mußte.

Walther war einige Augenblicke in arger Verlegenheit, er wußte nicht, was er thun sollte. Endlich sagte er möglichst unbefangen:

„Aber es fängt an, dunkel zu werden, ich dächte, wir gingen zur Gesellschaft zurück.“

Sofort ließ sie die Hände vom Gesicht, lächelte ihn an und sagte selig:

„Ja, gehen wir zu meiner Mutter!“ Ganz so stand es in dem Marlitt'schen Romane.

Walther aber, sehr erfreut über diese Wendung der Sache und nicht ahnend, welche tiefere Bedeutung dem „Gehen wir zur Mutter“ beigelegt, werden sollte, rief lustig aus:

„Ja, gehen wir zur Frau Schwiegermama, sie wird hoffentlich finden, daß wir uns Beide vortrefflich in unsere Rolle gefunden haben.“

Er eilte mit ihr zum gemeinschaftlichen Spielplatze und war froh, als man ihm dort mittheilte, das Feuerwerk solle beginnen, denn er hatte das Ehespiel herzlich satt.

Während nun das Fest seinen weiteren Verlauf nahm, hatte jedes der

drei Mädchen heimlich dem Vater, und Selma natürlich auch der Mutter mitgetheilt, daß der Baumeister sie geküßt hätte, und jedes der Mädchen hatte die Bitte ausgesprochen, diese Thatsache, die doch so viel wie eine Verlobung bedeute, wenigstens heute geheim zu halten, damit den andern Betheiligten der Abend nicht verdorben würde.

XII.

Den Tag darauf saß die Familie Pfotenhauer am Vormittage in feierlicher Erwartung des Baumeisters.

Selma hatte ihr hübschestes Kleid angezogen, die Mutter eine ganz neue Haube mit gelben Bändern aufgesetzt und der Vater sich in seinen schwarzen Sonntagsrock geworfen.

So oft die Hausglocke ertönte, fuhren alle Drei in die Höhe und riefen: jetzt kommt er! Aber immer hatte man sich getäuscht.

Die Aufregung wuchs von Minute zu Minute.

„Ich habe es gleich gesagt, er wird am Vormittage zu viel zu thun haben, er wird erst Nachmittag kommen," meinte Frau Pfotenhauer.

„Dummheit! Bei solchen Gelegenheiten kann man sich frei machen," brummte Herr Pfotenhauer ärgerlich. „Wer weiß, ob ihn nicht der Schwätzer Fantini unterwegs aufhält."

Und Selma stieß einen lauten Seufzer aus.

Wieder ertönte die Hausglocke.

„Endlich!" riefen alle Drei wie aus einem Munde und sprangen auf; der Vater eilte an die Thür.

Es war Herr Fantini mit Tochter.

„Was will denn der jetzt gerade?" sagte Frau Pfotenhauer leise zu Selma und rang verzweifelt die Hände, um gleich darauf sich mit dem süßesten Lächeln nach den Eintretenden umzuwenden.

„Was verschafft uns die Ehre, meine Lieben?" hauchte sie.

„Stella konnte es nicht länger aushalten, sie mußte ihr Glück Jemandem anvertrauen und so kam sie hierher," sagte Herr Fantini freudestrahlend.

„Welches Glück?" fragten erstaunt Herr und Frau Pfotenhauer.

Stella aber hatte inzwischen Selma inbrünstig umhalst und ihr in's Ohr geflüstert: „er hat mich geküßt, er ist mein!" und ehe noch Herr Fantini die Frage der Frau Pfotenhauer beantworten konnte, stieß Selma entsetzt die Worte hervor! „er hat Dich auch geküßt?"

„Wer hat wen geküßt?" schrie Fantini laut.

„Der Baumeister mich!" sagte Selma erbleichend.

„Dich auch?" schrie Stella auf und ließ sich halb ohnmächtig auf einen Sessel fallen.

Das starre Entsetzen lag einige Secunden auf dem Antlitz Aller, Niemand rührte sich, Niemand wagte ein Wort hervorzubringen, nur die gelben Schleifen an der Haube der Madame Pfotenhauer zitterten wie vor Aufregung.

Da wurde wieder die Hausglocke gezogen und sofort war Allen die Bewegung wiedergegeben.

„Wenn er das wäre? — Sollte er das wirklich sein? — Gewiß, er ist es! — Sollte er die Frechheit besitzen! — Ich breche ihm alle Knochen im Leibe!"

So erscholl es zu gleicher Zeit in wunderlichem Quintett durcheinander.

Doch nein! Das war nicht Walthers Schritt, das waren zwei Personen, die sich jetzt der Thür näherten. Sie öffnet sich und Mariechen Däglau erscheint auf der Schwelle sammt ihrem Vater.

Mariechen im duftigen Rosa-Barege Kleidchen, mit glühenden Wangen und strahlenden Augen, Vater Däglau mit seinem rothen Billardkugelgesicht, wonneglänzend.

Aber nicht lange bleiben sie so in ihrer Freude stehen; die starren, auf sie gerichteten Blicke der Andern üben ihre ansteckende Wirkung und Mariechen flüstert ängstlich:

„Was ist denn geschehen?"

Und Herr Fantini platzt heraus:

„Ich laß mich hängen, wenn er die nicht auch geküßt hat!"

„Wer? Wie? Was? Geküßt? Wen geküßt?" stammelt Herr Däglau und tritt vollends ins Zimmer, während Mariechen erbleichend auf Selma und Stella zugeht und sie zweifelnd ansieht.

Wiederum plötzliche Stille, in der die Augen fragen und Antwort geben, dann bricht ein Sturm los, der nicht zu beschreiben ist.

Alle sprechen zu gleicher Zeit, die Alten wollen wissen, wie es gewesen, die Mädchen berichten in fieberhafter Eile jede Einzelheit.

Fantini rast wie ein wildes Thier in der Stube umher und überschreit Alle mit den von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Worten: „ich schieße ihn nieder wie einen Hund!"

Auch Stellas Augen sprühen unheimliches Feuer, sie knirscht mit den Zähnen und ruft: maledetto! Sie ist ganz Italienerin.

Selma zerfließt in Thränen und erinnert sich dabei wiederum einer ganz ähnlichen Scene bei der Marlitt. Sie hat unendliches Mitleid mit sich selbst und wünscht sich den krausköpfigen Maler aus Tyrol als Rächer herbei.

Mariechen weiß nicht, was sie sagen soll und denkt mit einem Male wieder recht lebhaft an ihren vernachlässigten Handschuhmacher.

„O, dieser Undankbare!" stöhnt Frau Pfotenhauer und wirft verzweifelt ihre gelbe Haube in eine Ecke.

Tausend Vorschläge werden in der Aufregung gemacht, einer immer abenteuerlicher als der andere. Madame Pfotenhauer empfiehlt den Bösewicht dem Gericht zu übergeben, Däglau will ihn durchprügeln, Fantini bleibt dabei, ihn zu erschießen. Endlich gelingt es Herrn Pfotenhauer, der verhältnißmäßig am ruhigsten geblieben ist, sich das Wort zu verschaffen und einen Augenblick um Ruhe zu bitten.

Jetzt hört man nur rasches, lautes Athmen, Aller Augen sind auf Herrn Pfotenhauer gerichtet, der also beginnt:

„Meine Herrschaften, verlieren wir nicht den Kopf! Jedem Verbrecher ist es vergönnt, gehört zu werden, bevor er verurtheilt wird, ich halte es für billig, daß wir auch den Baumeister vernehmen."

„Was ist da lange zu vernehmen, ich schieße ihn todt!" unterbricht ihn Fantini, immer noch wuthschnaubend.

„Bitte lassen Sie mich aussprechen! — Wir haben diesen jungen Mann bisher Alle sehr lieb gehabt, ist es nicht so?"

Stummes Kopfnicken von allen Anwesenden.

„Nun also! Hören wir, was für Absichten ihn bei seinem seltsamen Thun geleitet, was er zu seiner Vertheidigung anzuführen hat, und dann erst wollen wir unser Urtheil fällen."

„Nun gut! So will ich gleich hingehen und ihn zur Rede stellen," beginnt wieder Herr Fantini und ergreift seinen Hut.

„Nein, nein, das geht nicht," fährt Pfotenhauer fort, ihn zurückhaltend, „wir sind jetzt Alle viel zu erregt. Ich mache einen anderen Vorschlag. Wir schreiben ihm eine Vorladung, fordern ihn auf, sich heute Nachmittag zu einer bestimmten Stunde in dem kleinen Zimmer der „Krähe" einzufinden, wo wir ungestört sind."

„Und wenn er nicht kommt?" fragt Däglau.

„Er wird kommen, ich versichere Sie!" erwidert Pfotenhauer, setzt sich an den Schreibtisch und schreibt, während er das Geschriebene laut vor sich hinspricht:

„An den Königl. Regierungsbaumeister Herrn Ebeling, hier. Die Unterzeichneten ersuchen Sie bei Ihrer Ehre und zu Ihrem eigenen Besten, sich heute Nachmittag 5 Uhr im kleinen Stübchen der Krähe zu einer hochwichtigen Besprechung einzufinden."

Er erhebt sich.

„So. Unterschreiben Sie, meine Herren!"

Und mit fester Hand, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, unterzeichnen Fantini, Däglau, Pfotenhauer.

Das Schreiben wird gesiegelt und einem städtischen Amtsboten zur Beförderung ausgehändigt.

In dumpfer Erwartung ziehen sich alle Betheiligten in ihre Wohnungen zurück.

XIII.

Unterdessen ist in das stille Parkhäuschen Walther Ebelings das Glück und die Freude mit vollen Segeln eingezogen.

Er ahnt nichts von dem über seinem Haupte schwebenden Gewitter, und wenn er es ahnte, er würde es in diesem Augenblicke kaum beachten.

Er hat soeben zwei Briefe erhalten, einen aus dem Ministerium, einen

von seiner Mutter. Der erste meldet ihm, daß die von ihm eingereichten Pläne den Preis erhalten haben, daß ihm ein einjähriger Urlaub bewilligt wird, daß ihm ein Reisestipendium nach Italien von 1000 Thalern zur Verfügung steht, daß sein Nachfolger in Fichtenstädtel bereits ernannt ist, und daß er sofort abreisen kann.

Der Andere bringt ihm die freudigsten Glückwünsche seiner Mutter, sie ruft ihn an ihr Herz, bevor er sich zur Reise nach Italien rüstet.

Er ist so vom Glücke trunken, so in die Träume seiner Zukunft versenkt, daß er das dreimalige Klopfen an seiner Thür nicht hört.

Ungeduldig öffnet endlich der Amtsbote, murmelt etwas wie: man ist wohl taub! in seinen Amtsbart, wirft den Brief Pfotenhauers auf den Tisch zu den beiden Glücksbriefen und entfernt sich wieder.

Hastig ergreift Walther das Schreiben, entfernt das Siegel und liest dreimal die geheimnißvolle Vorladung, ohne sie zu verstehen.

„Bei Ihrer Ehre und zu Ihrem eigenen Besten!" Diese Worte wiederholt er immer wieder, das kann doch kein Scherz sein!

Allmählich dämmert eine Ahnung in ihm auf; die drei Väter seiner Gattinnen von gestern sind unterzeichnet, das muß einen Zusammenhang haben mit der Kuß-Affaire am Leichenstein!

Er lacht auf. Er hat keineswegs die Absicht, sich der Begegnung mit den drei Männern zu entziehen, sein Glück ist so hoch, daß er sich dieser Unannehmlichkeit — wenn es eine ist — freut als Versöhnungsmittel der Götter. „Der Ring des Polykrates!" ruft er; dann sieht er nach der Uhr, findet, daß er noch zwei Stunden Zeit habe, ehe er in die „Krähe" muß, und beschließt, diese zwei Stunden bei Tante Lieschen zuzubringen, ihr sein Glück zu melden und sie zu bitten, vorläufig Alles geheim zu halten. Er hat seine Gründe dazu.

Und Tante Lieschen ist zwei Stunden selig. Sie trocknet sich die Thränen, als er gegangen und schwört bei sich, daß dies die schönsten Stunden ihres Lebens gewesen!

Walther aber ist mit dem Glockenschlage fünf an der Thür zu dem kleinen Zimmer in der „Krähe".

Ohne zu zaudern tritt er ein und sieht die drei Männer regungslos am Tische sitzen.

Sie erwidern seinen Gruß nicht, sie hüllen sich in eisiges Schweigen, aber die Blicke aller Drei ruhen auf der Gestalt des jungen Baumeisters. Und wie sehr sie sich auch mit Kälte umlagert und gewappnet haben, bei seinem Anblicke schmilzt das Eis zolldick von ihren Herzen.

Sein Auge strahlt so offen, so heiter, so siegesbewußt und schuldlos zugleich, daß selbst Fantini das Bild seiner wüthenden Tochter sich vor Augen führen muß, um nur noch einen Rest seines Grolles beisammen zu behalten.

Er nimmt am Tische Platz und sieht fragend die drei Männer an.

„Sie haben mich, meine Herren, in einer hochwichtigen Angelegenheit, bei meiner Ehre und zu meinem eigenen Besten hierher berufen; darf ich bitten, mir den Grund hiervon anzugeben?“ beginnt Walther mit ruhiger, fester Stimme.

Pfotenhauer ist nicht im Stande das Wort zu ergreifen, er fühlt, er würde zu milde sein und ersucht daher Fantini, zu sprechen. Dieser setzt sich in Positur, vergegenwärtigt sich nochmals seine Tochter, wie sie maledetto! ausruft und beginnt sein Verhör also:

„Mein Herr, geben Sie zu, unsere drei Töchter gestern Nachmittag an dem sogenannten Leichenstein geküßt zu haben?“

„Jawohl, ich gebe es zu.“

„Mit welchem Rechte? wenn ich fragen darf.“

„Mit dem Rechte, das ich als Ehemann dazu hatte.“

„Herr, Sie wußten doch, daß das nur ein Spiel war!“

„Hierauf könnt' ich Ihnen antworten, daß ich sie auch nur im Spiel geküßt habe.“

„Sie könnten mir antworten? Was soll das heißen?“

„Es soll heißen, daß ich das nicht antworten will, obgleich ich dazu berechtigt wäre, sondern daß ich antworten will: ich habe sie im Ernste geküßt.“

Alle drei machten eine unwillkürliche Bewegung des Staunens.

„Sie haben sie im Ernste geküßt?“ fuhr jetzt Pfotenhauer im Verhöre fort, „und haben Sie denn nicht bedacht, was Sie da thaten? daß der Kuß das Zeichen der Verlobung ist?“

„Auch das habe ich bedacht.“

„Nun, Herr, Sie können sich doch unmöglich mit allen dreien zugleich verloben!“ schrie jetzt Däglau, purpurroth im Gesichte.

„Sie sehen selbst die Unmöglichkeit dieser Thatsache ein, meine Herren,“ sagte Walther ruhig.

„Herr, Sie wollen uns jetzt noch zu Narren machen“ nahm Pfotenhauer ärgerlich das Wort, „mit solchen Späßen bleiben Sie uns vom Leibe!“

„Es sei ferne von mir, drei Männer, die ich so hochverehre, wie Sie, meine Herren, zum Narren zu haben. Aber lassen Sie mich ruhig ausreden. Versetzen Sie sich in meine Lage: drei junge Mädchen, gleich schön, gleich liebenswürdig, gleich begehrenswerth treten mir gleich bei meiner Ankunft in Fichtenstädtel entgegen und lassen mich mit ihrem bestrickenden Einfluß nicht mehr los. Sehe ich jede für sich, so halte ich sie für die Schönste, sehe ich die andere daneben, so verzweifle ich bei dem Gedanken, welcher ich den Preis geben soll. Und aus diesem Dilemma bin ich noch nicht herausgekommen! Nun aber, meine Herrn appellire ich an Ihre eigene Ehrlichkeit und Offenheit. Sie waren auch einmal 26 Jahre, vergegenwärtigen Sie sich diese schöne Zeit Ihres Lebens und denken Sie daran, was Sie gethan haben würden, wenn es Ihnen gestattet worden

wäre, drei so liebliche Mädchen — wenn auch nur im Spiel — ihre Gattinnen zu nennen? Hätten Sie sie nicht geküßt? Ich glaube, der Umstand, daß Sie drei so herrliche Exemplare von Töchtern aufzuweisen haben, ist der beste Beweis dafür, daß Sie gradeso gehandelt hätten wie ich; ja, ich gehe noch weiter, ich erkläre, daß es gradezu beleidigend für Sie, meine Herren, und Ihre Töchter gewesen wäre, wenn ich sie nicht geküßt hätte! Es wäre ein Vergehen wider den heiligen Geist der Schönheit gewesen! Und ich glaube, diese meine Auffassung wird von Niemand richtiger befunden werden, als von Ihren Töchtern selbst!"

Diese Deductionen, mit dem Ausdrucke tiefster Aufrichtigkeit hervorgebracht, enthielten trotz manches Anfechtbaren doch soviel des Ueberzeugenden und zugleich für die drei Väter Schmeichelhaften, daß sie sämmtlich die Empfindung hatten: hier widersprechen, hieße sich lächerlich machen. Zugleich sagte sich Jeder: der Mann ist mit sich noch nicht im Klaren, die Möglichkeit ist garnicht ausgeschlossen, ja die Wahrscheinlichkeit hat sogar Vieles für sich, daß er bei näherer Bekanntschaft doch meiner Tochter den Vorzug giebt, es wäre also die größte Thorheit, wollte ich mich jetzt mit ihm überwerfen.

Walther Ebeling las diese Gedanken auf den Gesichtern der drei Väter, die sich immer mehr aufheiterten. Und da noch keiner das Wort zu ergreifen wagte, fuhr er in zuversichtlichem Tone fort:

„Meine Herren, Sie haben mich den Enthusiasten von Fichtenstädtel getauft, ich weiß das. Nun wollen Sie mir zürnen, daß ich, meiner Natur getreu, mich für die höchste Schönheit, die auf unserem Planeten zu finden ist, begeistert habe?"

„Nein, das wollen wir nicht!" rief Fantini zuerst und reichte ihm die Hand über den Tisch. „Nein, nein, nimmermehr!" folgte Däglau und Pfotenhauer nach. Jeder beeilte sich, so zuvorkommend wie möglich zu sein, Pfotenhauer bestellte sofort eine Flasche vom Besten und Walther sah sich gezwungen, so ungern er es auch that, zu bleiben.

Es wurde eingeschenkt.

„Es lebe der Enthusiast von Fichtenstädtel!" begann Pfotenhauer und hob das Glas.

„Er lebe und studire weiter, bis er aus dem Dilemma der Dreiheit heraus ist!" fügte Fantini hinzu.

„Ja, das soll er und das wird er, nicht wahr?" fragte Däglau.

„Ich werde mir Mühe geben, sagte Walther, „und ich werde mich erklären, ehe Sie es vermuthen, so wahr Sie mich den Enthusiasten von Fichtenstädtel nennen!"

Sie stießen an.

„Wir lassen Sie nun einmal nicht los, Herr Baumeister, da können Sie machen, was Sie wollen," sagte Pfotenhauer und schüttelte ihm die Hand.

Aller Groll war aus den Herzen der Männer verschwunden, und

als sich Walther nach Verlauf einer Stunde verabschiedete, weil er heute noch viel arbeiten müsse, erhoben sie sich ebenfalls, um nach Hause zu eilen, wo man ihrer mit Spannung wartete.

Walther aber empfand nur zu gut, daß jetzt, da ihm die Kunst so herrlich gewinkt hatte, Fichtenstädtel und Alles, was darin war, für ihn aufgehört hatte zu sein. Der Enthusiast von Fichtenstädtel war todt, das wußte er, und er sann nur darüber nach, wie er den drei Biedermännern seine versprochene Erklärung abgeben sollte.

Die Jagd, die sie auf ihn machten, reizte ihn, sich mit einem Scherze von Fichtenstädtel zu verabschieden.

Bis in die Nacht hinein hatte er seine Sachen gepackt. Alles war in Ordnung, seine alte Bedienungsfrau hatte den Auftrag, ihm sein Gepäck nachzuschicken.

Es trieb ihn noch einmal in's Freie, der Mond schien so wunderbar hell.

Da plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke!

In dem alten Schuppen neben seinem Häuschen hatte er heute einen Topf mit schwarzer Farbe stehen sehen, zum Anstrich für einen eisernen Zaun bestimmt. Ob der Topf noch da war? Er eilte hin und fand ihn sogleich. Ein großer Pinsel steckte darin.

Mit diesem Topf eilte er an den großen Leichenstein, wälzte einen kleineren Stein davor, stellte sich darauf und schrieb mit dem Pinsel folgende Grabschrift in großen lateinischen Lettern:

HIER FAND
DER ENTHUSIAST VON FICHTENSTAEDTEL
SEINEN TOD.
ER STARB AN DER QUAL DER WAHL.
GOENNT SEINER ARMEN SEELE RUHE!

Der Mond sah lächelnd auf den jungen Mann herab und leuchtete ihm bei seinem Werke, durch das er der Wahrheit gemäß bestätigte, daß hier an dieser Stelle sein Enthusiasmus für Fichtenstädtel den tödtlichen Stoß erlitten hatte.

Dann ging Walther frohen Muthes zu Bette, nachdem er vorher noch seiner alten Wirthin den doppelten Betrag für die verbrauchte Farbe zur Erstattung an die Anstreicher ausgehändigt hatte. Wozu er die Farbe gebraucht, verrieth er nicht. —

Seiner Gewohnheit gemäß erhob er sich fast zugleich mit der Sonne, bestieg sein Stahlroß und fuhr, wie er gekommen, singend durch die ganze Stadt. Noch schliefen alle Bewohner.

Als er um den Marktplatz herumfuhr, ließ er seine Stimme ganz besonders laut erschallen, und die drei Schönen reckten sich im Schlafe auf ihren jungfräulichen Lagern, hörten dem Sänger zu, und seine Klänge mischten sich in ihre lieblichen Träume.

Als aber Walther Ebeling auf die Landstraße hinauskam und die

Welt in ihrem bunten Spätsommerkleide, von heller Morgensonne vergoldet vor ihm lag, da weitete sich seine Brust und hinter ihm versank wie im Nebel Alles, was er die letzten Monde erlebt, und vor ihm stieg auf eine neue Welt der Hoffnung, des Glanzes und des Ruhmes.

* * *

Die drei Mädchen hatte das gleiche Schicksal wieder zusammengeführt und inniger aneinander geschlossen.

Arm in Arm wandelten sie am folgenden Tage, nur von ihrer Herzensangelegenheit plaudernd, durch die stillen Gänge des Stadtparkes, nach der verhängnißvollen Stelle am großen Leichenstein.

Aber wie erschraken sie, als sie ganz unerwartet die Grabschrift vor sich sahen, die ihnen das Hinscheiden des Enthusiasten von Fichtenstädtel ankündigte!

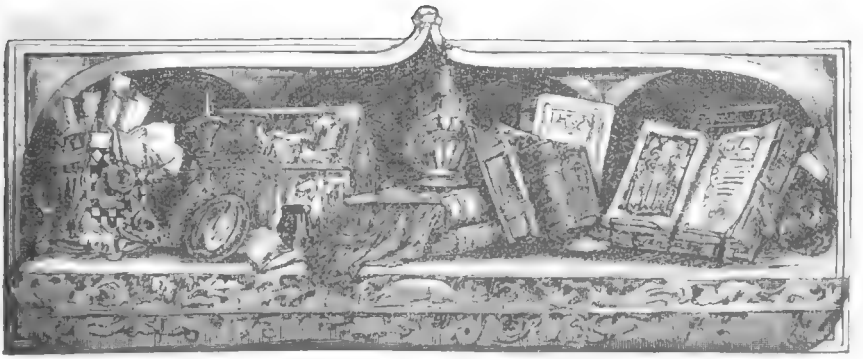
Als hätten sie ein Gesicht gesehen, flohen sie, so schnell sie laufen konnten, in die Stadt zurück und meldeten das unerhörte Ereigniß den Ihrigen.

Niemand wollte es glauben, Jeder sich selbst von der Unmöglichkeit des Gehörten überzeugen, und es verging keine Stunde, so hatte ganz Fichtenstädtel vor dem Leichenstein gestanden und die räthselhafte Inschrift gelesen.

Man drang in die alte Wirthin, sie wußte nichts, als daß ihr Herr, nachdem er für immer von ihr Abschied genommen, auf seinem Zweirad davongefahren sei.

Die baldige Ankunft eines neuen Regierungsbaumeisters klärte Alles auf und die Bewohner Fichtenstädtels wußten sich in das Unvermeidliche zu finden. Ja, nach einem halben Jahre bereits waren die drei jungen Mädchen verlobt. Stella hatte sich den neuen Regierungsbaumeister gekapert, Mariechen ihren schmachtenden Handschuhmacher endlich erhört, und der krausköpfige Maler aus Tyrol hatte sich wirklich eingefunden, um Selma zu beglücken.

Walther Ebeling schwand aber nicht aus dem Gedächtniß des Städtchens, ja die Herren Däglau — der thatsächlich einen kleinen Orden erhielt — Fantini und Pfotenhauer ließen sogar die Inschrift in den Leichenstein einhauen, auf daß sie auch den kommenden Geschlechtern Kunde brächte von den lustigen, unwiederbringlichen Tagen, da der Enthusiast von Fichtenstädtel unter ihnen geweilt hatte.



Ernest Renan.

Von

August Müller.

— Königsberg. —

Wenn ich es im Folgenden unternehme, dem Abbild der äußeren Züge eines der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten der Gegenwart einen flüchtigen Umriß seines geistigen Antlitzes an die Seite zu stellen, wie es sich in seinen hauptsächlichsten Werken mir abzuzeichnen scheint, so bin ich genöthigt, einige Sätze allgemeinen Inhalts vorauszuschicken, welche in den Augen des Lesers vielleicht einseitig, vielleicht unrichtig, jedenfalls des Reizes der Neuheit baar sind. Aber mehr vielleicht als in manchen anderen Fällen ruht hier die Berechtigung des Urtheils auf den allgemeinen Anschauungen, von welchen es ausgeht: gerade um dasselbe, wo erforderlich, aus Eigenem berichtigen zu können, wolle der Leser mir gestatten, persönlichen Ueberzeugungen für einen Augenblick das Wort zu geben, die an sich kennen zu lernen kaum Jemand neugierig sein würde und die einem philosophisch geschulten Kritiker vielleicht höchst kindlich erscheinen werden.

Was in der Welt Bedeutendes geschieht, wird überall da, wo es sich nicht um bloße Zerstörung handelt, durch Ideen hervorgerufen. Ich verstehe dabei unter Idee auf dem Gebiete des Willens einen Zweck, in der Sphäre des Denkens einen Satz, der, obwohl in dem gegenwärtigen Bewußtsein nicht wirklich, doch als unbedingt nothwendig gefordert wird. Daß die menschliche Natur in sich vervollkommnungsfähig sei, ist für uns

ebenso unerweislich, als daß unser Geist vermöge, sein eigenes und das Wesen der Außenwelt zu erkennen; gleichwohl sind beides für uns Ideen, die bewußt oder unbewußt jedem Menschen inwohnen. Ohne die erste würde Niemand über die Befriedigung der nächstliegenden natürlichen Bedürfnisse hinaus irgend etwas zu erstreben haben, ohne die zweite Keiner sich die Mühe geben, über irgend etwas nachzudenken. Verschiedenartig aber, wie diese Ideen als praktische oder theoretische sind — vollkommen geschieden können die einen von den andern niemals werden, so wenig wie in der Einheit des menschlichen Geistes etwa Wollen und Denken getrennt vorhanden sind. Die Weltanschauung, die mehr oder weniger klar jeder Mensch sich gebildet hat, ist nicht durchaus von seinem Willen unabhängig: ein auf das Hohe gerichtetes Streben wird mit gewissen theoretischen Ueberzeugungen immer unvereinbar sein; und daß ebenso alles Handeln von der Weltanschauung des Handelnden beeinflußt wird, scheint noch minder eines Beweises zu bedürfen. Was wir aber als Weltanschauung bezeichnen, setzt sich aus zwei verschiedenen Bestandtheilen zusammen: demjenigen, was wir von unserem eigenen und von dem Wesen der Welt klar erkannt haben, also wissen, und dem, was wir auf das Ansehen älterer Ueberlieferung oder zeitgenössischer fremder Gedankenarbeit hin als sicher annehmen, d. h. glauben.

Die Idee ist an und für sich zunächst rein persönlicher Natur; aber jeder weiß, wie unter Umständen eine Idee auch große Massen, ja ganze Völker und Jahrhunderte ergreift. Die Ideen erscheinen äußerst verschieden an Werth je nach den Zeiten, deren Urtheile sie unterliegen. Viele Menschenalter hindurch ist das ganze Abendland von der Idee der Wiedereroberung des heiligen Grabes beherrscht gewesen: wie geringwerthig dieselbe Idee für die Gegenwart ist, ergiebt die Thatsache, daß der Türkei ihr Untergang von allen Seiten her droht, nur von dieser nicht. Die Schätzung der Idee hat aufgehört, seit Europa sich durch seine geistige Entwickelung auf den Sinn des Spruches wieder hinführen ließ: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Wege noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten . . . Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Umgekehrt wird fast immer die Idee bei ihrem ersten Auftreten als „utopische“ Thorheit verachtet: das entspricht ihrem Wesen, da sie eben die Forderung darstellt, daß sei, was nicht ist. Wen die Idee einmal ergriffen hat, dem flößt sie je nach dem Maße seiner Kraft ein mehr oder weniger lebhaftes Streben ein, die ideale Forderung in der Welt durchzusetzen. Es entsteht eine gewaltige, vielfach unwiderstehliche Bewegung, die immer weitere Kreise mit sich fortreißt, endlich ganze Geschlechter über den bisherigen Stand ihrer Weltanschauung und sittlichen Gewohnheit forthebt. Aber je mehr die Bewegung in's Breite geht, um so mehr verflacht und verlangsamt sie: war sie an sich eigentlich die Verneinung eines der Menschheit natürlich gewordenen Zustandes, so hängt sich, während sie ihrerseits jenen Zustand verändert, das Schwerge-

wicht der natürlichen Unvollkommenheit des Menschenwesens an sie; gehemmt und durch allerlei Beiwerk getrübt, vermag sie in ihrer ursprünglichen Reinheit sich nicht voll durchzusetzen, nach Erreichung eines relativen Fortschrittes gegen das Frühere kommt die Bewegung zum Stillstand. Sofern diese auf praktische Ziele ausging, ergiebt sich daraus eine historische Gestaltung, sofern sie theoretischer Natur war eine dogmatische Weltanschauung.

Wie eine Welle niemals einzeln verlaufen kann, sondern stets mit den anderen Wellen sich durchkreuzt in ewig wechselndem Spiel: so das Durcheinanderwogen der Ideen in der geistigen Entwickelung der Menschheit. Die nur unvollkommen der Idee entsprechende Gestalt der Dinge trägt keine Gewähr des Bleibens in sich. Das historische Gebilde wird von der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden untergraben, dem Dogma einer bestimmten Weltanschauung tritt der weiter prüfende und forschende Geist kritisch gegenüber. Die Unzufriedenheit wie die Kritik führt zur Wiederbelebung alter oder zur Entfaltung neuer Ideen; von ihrem Nachwogen sieht man die stehen gebliebenen Fluthen weiter getrieben, eine andere Höhe wird erreicht, damit auch auf ihr derselbe Vorgang sich wiederhole. Wie das Alles nicht in einem Zuge verläuft, vielmehr Hebung, Stillstand und Senkung von kleineren Zwischenwellen jeden Augenblick unterbrochen werden, lehrt der Augenschein: volle Ruhe wäre auch hier mit dem Tode gleichbedeutend.

Diejenigen Ideen, welche in der Geschichte mit dem schärfsten Anspruche auf Allgemeingültigkeit auftreten, sind naturgemäß die religiösen; naturgemäß, weil in ihnen theoretische Weltanschauung und praktisches Wollen in der innigsten gegenseitigen Durchdringung sich darstellen.

Als Religion im allgemeinsten Sinne bezeichne ich dabei das Bewußtsein des Menschen von seiner Stellung zum Weltganzen, wie er selbst sie theoretisch versteht und praktisch durch seinen Willen sich anweist. Da jeder Mensch für sich zunächst den Mittelpunkt der Welt bildet, so ruht in seiner religiösen Ueberzeugung der eigentliche Inbegriff seines Wesens. Daraus ergiebt sich einmal die Stärke, dann aber die Langsamkeit und Unvollkommenheit aller religiösen Entwickelungen innerhalb der Menschheit; denn nur unter starkem Druck und nur langsam und widerstrebend kann das sich ändern, was mit dem innersten Wesen des Menschen verknüpft ist. Weiter aber folgt daraus, daß die vollkommenste religiöse Idee sich am schwersten und unvollkommensten in der Welt durchsetzen wird. Die vollkommenste religiöse Idee ist gleichbedeutend mit der absoluten Wahrheit; und daß eine ungetrübte Verkörperung der absoluten Wahrheit auf der Welt mit dem Aufhören des Suchens und Forschens, mit dem Erreichen der Fähigkeit vollendeten sittlichen Handelns das Ende der Menschheit bedeuten würde, darüber sind die Vertreter der entgegengesetztesten Weltanschauungen seit lange einig. Will man deswegen die Vollkommenheit einer religiösen Idee als Utopie bezeichnen, so ist auch die Idee der Wissenschaft eine Utopie, wenigstens so lange die menschliche Anschauung nicht mit der Unendlichkeit von Zeit und Raum fertig zu werden vermag.

In jener furchtbaren Novelle des Boccaccio, in welcher der Jude Abraham sich durch den Anblick des schändlichen Lebens der römischen Kleriker seiner Zeit zur Annahme des Christenthums bewogen erklärt, weil nur eine göttliche Religion unter solchem Frevel ihrer Bekenner auch noch gedeihen könne, liegt eine tiefe Wahrheit verborgen. Nirgends ist, so weit meine Kenntniß reicht, so viel im Namen der Religion gesündigt worden, als innerhalb des Christenthums; wer die Geschichte des Islams einigermaßen kennt, hat für die Vorwürfe, welche gegen denselben nach dieser Seite hin von Christen erhoben zu werden pflegen, nur ein mitleidiges Lächeln. In der That ist keine Idee der Verunstaltung und dem Mißbrauche Seitens der Menschen gerade ihrer Vollkommenheit wegen schutzloser ausgesetzt, als die Grundidee des Christenthums, die Lehre von dem Reiche Gottes. Das Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist, das heißt die unsichtbare Gemeinde aller derer, welche danach streben über die Welt — die Natur im Sinne Kants — hinaus ihr eigenes Wesen zu erheben, kommt nicht mit äußerlichen Geberden; und doch kann diese Idee in der Welt sich nur verkörpern in allerhand Kirchenwesen, das ihren Glanz, indem es ihn darzustellen versucht, trübt und verunziert; und die Erhabenheit der Forderung gerade öffnet dem Affen der Frömmigkeit, der Heuchelei, selbst die Thüre zu jedem Tempel, der Menschenaugen sichtbar ist. Trotzdem bleibt diese Utopie die vollkommenste religiöse Idee, die es giebt, ja die religiöse Idee in ihrer Vollkommenheit überhaupt, und es ist die Aufgabe der Menschheit, ebenso an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, wie sie an der nicht minder utopischen Erkenntniß des Weltganzen arbeitet.

In zwei großen Fluthwellen ist die Idee des Reiches Gottes bis heute über die Menschheit dahingegangen. Das eine Mal im Anfang, als sie sich gegen das gealterte Heidenthum des klassischen Zeitalters durchsetzte. Sie ist dabei allmählich verflacht zu jener Idee eines sichtbaren Reiches Gottes auf Erden, welche in der römischen Hierarchie bis heute sich verkörpert zeigt.

Ihrer veräußerlichten Form setzte der Anbruch einer neuen Zeit im Humanismus die Idee des freien Menschenthums entgegen, und die Reformation unternahm es, die letztere auf die Höhe des wahren christlichen Gedankens weiter zu erheben. Zu früh — möchte man sagen, wenn es erlaubt wäre, geschichtliche Ereignisse zu kritisiren — ließ sich die Reformation ihrer Selbsterhaltung in der äußeren Welt zu Liebe nöthigen, ihrerseits dogmatisch zu werden und sich in den staatlichen Gemeinwesen der germanischen Völker Nothbauten zu errichten, deren Mängel freilich im Sinne des wahren Reiches Gottes vielleicht ebenso viele Vorzüge waren, die aber auch die christliche Idee nicht ungeschädigt lassen sollten. Früher als im Mittelalter trat jetzt dem Dogmatismus die Idee des freien Menschenthums gegenüber: für die religiösen Interessen unselig verquickt mit dem politischen Treiben der französischen Revolution, aber gefährlicher

denn je den Einfluß der bestehenden Kirchen unterspülend durch die gleichzeitige mächtige Entwickelung der philosophischen und historischen Kritik, mehr noch der Naturwissenschaften, welche aus der Entfernung aller nicht meß- und wägbaren Ursachen aus dem Kreise ihrer Betrachtung gerade ihre glänzendsten Erfolge herleiten durften und mit Kant in der Erkenntniß zusammentrafen, daß die Annahme von Unterbrechungen der Gesetze alles natürlichen Seins durch Wunder, wie sie nicht nur des Glaubens, sondern vorzüglich auch des theologischen Dogmatismus liebste Kinder sind, wissenschaftlich unmöglich sei. Gleichzeitig freilich ist dann auch die freie Wissenschaft der Naturforschung sofort wieder dogmatisch geworden: über dem Mikroskop hat sie die Logik des Aristoteles nicht weniger als die Kritik Kants vergessen und den theologischen Lehrsätzen eine bisher freilich recht unfertige naturwissenschaftliche Weltanschauung gegenübergestellt, die gerade an den entscheidenden Punkten ebenso blindlings geglaubt werden will, wie das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes.

Die Verlegenheit, in welche sich der gebildete Laie zwischen den theoretischen Anschauungen der Theologen und der Naturforscher gesetzt sieht, wird nun aber durch bedenkliche Vorgänge auf dem praktischen Gebiete bis zur Rathlosigkeit gesteigert. Es scheint fast, als ob die Natur, erzürnt über das Eindringen des Menschen in ihre geheimen Werkstätten und die Dienstbarmachung ihrer erhabensten Kräfte für seine eigensüchtigen Bestrebungen, sich zu rächen entschlossen sei, indem sie den Menschen gründlicher als je der Sclaverei seiner natürlichen Neigungen und Bedürfnisse zu unterwerfen sich anschicke. Der praktische Materialismus unserer Zeit, der nicht weniger in den oberen als in den unteren Schichten der Bevölkerung mit erschreckender Schnelligkeit um sich greift, droht über Wissen wie über Glauben mit gleicher Rücksichtslosigkeit zur Tagesordnung, der Tagesordnung einer modernen Barbarei, überzugehen. Nichts irriger, als die Schuld daran ausschließlich dem Dogmatismus der Naturwissenschaft oder dem der Theologie zuzuschreiben. Von erheblicher Mitschuld freilich sind Beide nicht freizusprechen; der innige Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Grundsätzen des Handelns gestattet keinen Zwiespalt der Ideen in ersterer ohne schwere Schädigung der letzteren: die wirkliche Heilung des Uebels kann schließlich nur daraus hervorgehen, daß sich die Menschen, hoch wie niedrig, wieder schämen zu denken: „Lasset uns essen und trinken, morgen sind wir todt.“ Aber nothwendig daneben ist es auch, daß eine Vereinigung herbeigeführt werde derer, welche in den beiden feindlichen Lagern des theologischen und des naturwissenschaftlichen Idealismus mit der Idee es ernst meinen. Ich bin nicht sicher, ob nicht mancher Zöllner unter den dogmatischen Naturforschern näher am Reiche Gottes ist, als dieser oder jener Pharisäer eines beliebigen Kirchenthums, und man müßte daran verzweifeln, daß die Idee des Reiches Gottes in unserem Erdtheile noch eine Zukunft behielte, wenn es nicht gelänge, wie in den Zeiten der Reforma-

tion den Geist des wissenschaftlichen und des religiösen Idealismus zusammenzuschmelzen. Denn wo die Ideen sich im Widerstreite aufhöben, bliebe nur die Zerstörung des Bestehenden. Das Reich Gottes würde davon nicht untergehen, aber unsere europäische Gesellschaft, in der es sich hätte entfalten sollen. Solcher Entfaltung neue Wege wieder zu bahnen, fehlt es immerhin nicht an Versuchen; mehr als eine Richtung in der protestantischen Theologie — man gestatte dem Protestanten sich an diese zu halten — und mehr als ein hervorragender Kopf unter den Vertretern der modernen Naturwissenschaften suchen nach einer Stelle, wo sie sich die Hände reichen können. Solchen Bestrebungen nahe, wenngleich in eigenthümlicher Weise für sich, steht der berühmte Mann, welchem diese Studie gilt — Ernest Renan.

Ernest Renan*) ist am 27. Februar 1823 zu Tréguier geboren, einer kleinen Seestadt nahe der nördlichsten Spitze der Bretagne. Sein Vater war Bretone, seine Mutter aus der Gegend von Bordeaux: er sei eine Doppelnatur, hat er in den Souvenirs selbst ausgeführt und sich halb scherzhaft, halb im Ernste beklagt, daß gelegentlich der Gascogner in ihm dem Bretonen unglaubliche Streiche spiele. Zunächst freilich mochte der erstere selten genug sich rühren: der Vater befand sich meist auf weiten Seereisen fern von der Heimat, und die wenn auch heitere Natur der Mutter war doch nirgends geneigt, den streng kirchlichen Sinn zu verleugnen, der in dem klerikalen Einflüssen mehr noch als andere Orte der Bretagne unterstellten Tréguier allgemein herrschte. So machte es sich ganz von selbst, daß der Sohn einer in mäßigen Verhältnissen lebenden Familie, welcher in der Klosterschule seiner Vaterstadt sich bereits durch ungewöhnliche Begabung hervorgethan hatte, 1836 im vierzehnten Lebensjahre nach Paris in das „kleine" Priesterseminar übersiedelte, für welches der soeben mit der Leitung desselben beauftragte Dupanloup mit großem Eifer Zöglinge in der Provinz werben ließ. Aber trotz aller Dankbarkeit des Jünglings gegen die vortrefflichen Geistlichen, welche dort seine Bildung leiteten — einer Dankbarkeit, welcher auch der gereifte, aus diesen Zusammenhängen für immer losgerissene Mann noch bei mehr als einer Gelegenheit wohlthuenden Ausdruck gegeben hat — machte sich bereits auf dieser Vorstufe der innere Gegensatz seiner kritischen Geistesart zu der scholastischen Dogmatik des katholischen Kirchenthums bemerklich. Zuerst, so hören wir, geweckt durch den Unterricht in der Mathematik; entwickelt aber und bis zum entscheidenden Durchbruch gesteigert durch das Studium des Hebräischen und Deutschen, dem er sich nach seinem Eintritte in das „große Seminar", die berühmte

*) Die folgenden biographischen Mittheilungen entnehme ich, da mir außer Renans Souvenirs besondere Quellen nicht zu Gebote stehen, hauptsächlich Vapereau's Dictionnaire des contemporains, 5e éd. (1880).

St. Sulpice, mit Feuereifer hingegeben hatte. Da er seiner Zweifel nicht Herr zu werden vermochte und sich mehr und mehr unfähig fühlte, Priester eines Glaubens zu werden, mit dem er innerlich zerfallen war, trat er im October 1845 aus dem Seminar aus und widmete sich nunmehr, seinen Unterhalt vorläufig durch Privatunterricht suchend, ausschließlich den gelehrten Studien, welche er mit so großem Erfolge zu betreiben angefangen. Im Jahre 1848 ging er aus dem concours de l'agrégation (Befähigungsnachweis für eine außerordentliche Professur) als Erster hervor, und gewann gleichzeitig den von der Académie des inscriptions et belles-lettres zu ertheilenden prix Volney durch einen zusammenfassenden Ueberblick über die Geschichte und Grammatik der semitischen Sprachen. Damit war seine Laufbahn gesichert; er verfolgte sie zunächst weiter auf dem durch seine Vorbildung ihm gewiesenen Wege der Verbindung scholastisch-philosophischer und orientalischer Studien. Die Akademie gewährte ihm die Mittel, auf italienischen Bibliotheken seine Forschungen fortzusetzen, deren Ziel jetzt eine ausführliche Darstellung der Philosophie des Averroes bildete, jenes spanisch-arabischen Denkers aus dem 12. Jahrhundert, dessen auf die aristotelische Lehre gegründetes System auch in weiten Kreisen des christlichen Abendlandes maßgebend geworden und für viele Geschlechter scholastischer Theologen und Juristen bis tief in das 16. Jahrhundert hinein geblieben war. Nichts schwieriger als diese Untersuchungen, welche gründliches Verständniß der aristotelischen und nacharistotelischen Philosophie, Beherrschung mehr als einer orientalischen Sprache und ausgedehnte Kenntniß der unabsehbaren scholastischen Literatur des christlichen Mittelalters erfordern: so muß die Frucht dieser Studien, das bereits 1852 veröffentlichte Buch Averroès et l'Averroïsme (2. Ausgabe 1860, 3. Ausg. 1866) schon von diesem Gesichtspunkte aus anerkannt werden. Die Anerkennung steigert sich aber zur Bewunderung, wenn man an dem Werke gleichzeitig den klaren und durchsichtigen Aufbau, die anziehende, trotz vielfacher Trockenheit des Stoffes häufig fesselnde Darstellung, die Genauigkeit der Forschung zu rühmen findet, welche bei Anderen nur in den seltensten Fällen zu einem so harmonischen Ganzen sich verbinden. Es mag die Voreingenommenheit des Fachgelehrten sein, die mich bewegt, in Renans Averroes das hervorragendste Werk seines ganzen Lebens zu sehen: das glaube ich aber als sicher bezeichnen zu dürfen, daß diese klassische Leistung bestehen und auf die engeren Kreise, für welche sie bestimmt war, zu wirken fortfahren wird, wenn das viel berühmtere Buch, das einen so mächtigen Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeübt hat, längst vergessen ist. Wenige Jahre später (1855) erschien der erste Theil der bereits erwähnten Preisarbeit, umgearbeitet und erheblich erweitert unter dem Titel Histoire générale des langues sémitiques (2. Ausg. 1858): ein Buch, in welchem die Gelehrsamkeit Renans mit einer selbständigen Auffassung des Geistes der semitischen Völker sich verbindet, und das trotz vieler und berechtigter

Einwendungen gegen jene Auffassung seine anregende Kraft bis heute nicht eingebüßt hat. Erwägt man, daß neben diesen großen Werken gleichzeitig eine beträchtliche Anzahl der verschiedensten kleineren und größeren Abhandlungen über sprachwissenschaftliche, philosophische und religionsgeschichtliche Gegenstände Renans Feder entflossen sind,*) so erscheint seine literarische Emsigkeit staunenswerth; noch staunenswerther aber ist, daß sie auf zwei Jahrzehnte hinaus keine Abnahme erfahren hat, und auch in der Gegenwart kaum gemindert erscheint. Dabei ist der Kreis seiner Interessen der denkbar weiteste: neben die Fachstudien, von denen er ausgegangen war, treten außer den bereits erwähnten z. B. auch Untersuchungen über den Ursprung der Sprache (1848, erweitert 1857), über die griechische Sprache im Mittelalter (1848); und das große Sammelwerk Histoire littéraire de la France enthält von ihm einen Discours sur l'état des beaux-arts au XIVe siècle (1865). Der Gelehrte Renan kehrt freilich immer mit Vorliebe zu den semitischen Studien zurück; dabei ziehen mehr und mehr die zahlreicher werdenden Entdeckungen und Ausgrabungen auf dem Boden des alten Orientes seine Aufmerksamkeit an, und er entwickelt sich zum Kenner auch auf dem Gebiete der phönizischen und althebräischen Inschriftenkunde. So fiel auf ihn, der seit 1851 eine Anstellung an der großen Bibliothek zu Paris inne hatte und 1856 zum Mitgliede der Académie des inscriptions erkoren war, die Wahl Napoleons III., als dieser den glücklichen Gedanken faßte, mit der zur Unterdrückung der Christenhetze in Syrien 1860 abgesandten militärischen Expedition, wie einst sein Großoheim mit seiner ägyptischen, ein wissenschaftliches Unternehmen zu verbinden, dessen Zweck die archäologische Untersuchung der dem Libanon benachbarten Theile Syriens und Phöniziens bilden sollte. Vom Herbst 1860 bis ebendahin 1861 weilte Renan in Syrien und Palästina, und schon 1865 konnte er die wichtigen Ergebnisse seiner Forschungen und Ausgrabungen in dem großen Werke der Mission de Phénicie zu veröffentlichen beginnen. Seitdem hat er nicht aufgehört, in kleineren und größeren Abhandlungen diesen immer wichtiger werdenden Zweig der Alterthumskunde zu bearbeiten, und das eben in seinem ersten Bande vollendete große Corpus Inscriptionum Semiticarum, in welchem die bedeutendsten Semitisten Frankreichs zu den griechischen und lateinischen Inschriften-

*) Gesammelt sind die hervorragenderen von diesen in den Etudes d'histoire religieuse (1857; 7. Ausgabe 1864); Essais de morale et de critique (1859, 3. Ausg. 1867). Auch die späteren Mélanges d'histoire et de voyages (1878) mögen hier gleich mit genannt werden; sie umfassen Aufsätze über die semitischen Völker und über die Berbern, zur römischen, arabischen und französischen Geschichte, zur arabischen und indischen Literatur u. s. w. — nicht überall aus erster Hand, aber stets anregend und geistreich. — Die Dialogues philosophiques (1876) sind mir nur durch ein Referat bekannt; sie scheinen auf eine Vereinigung der positivistischen Ueberzeugungen Renans mit einer Art unbestimmten Deismus hinauszulaufen.

sammlungen der Berliner Akademie ein Seitenstück zu schaffen bemüht sind, verdankt seiner Anregung und Mitarbeit einen großen Theil seines schönen Erfolges. Nicht unerwähnt bleiben dürfen endlich die stets von allen Fachgelehrten mit Spannung erwarteten jährlichen Berichte über die Fortschritte der orientalischen Studien in Frankreich, welche er im Auftrage der Société asiatique zu Paris für deren Journal durch eine Reihe von Jahren verfaßt hat, wiederum glänzend die Gewandtheit bethätigend, mit welcher er den scheinbar trockensten Gegenständen eine eigenthümliche Anziehungskraft zu verleihen weiß. —

Als Renan im Herbst 1861 aus dem Orient nach Frankreich zurückkehrte, führte er in seiner Mappe außer den von ihm gesammelten Inschriften und Zeichnungen ein Manuscript bei sich, welches er, nach langjährigen Vorstudien, jetzt auf dem Boden des heiligen Landes unter dem Einflusse dieser Umgebung fast in einem Zuge niedergeschrieben hatte, und welches den in seinen engeren Fachkreisen seit lange hochgeachteten Gelehrten auf einen Schlag zu einer europäischen Berühmtheit — oder Berüchtigtheit machen sollte. Er war sich des Wagnisses bewußt, welches die Veröffentlichung dieses Manuscriptes in sich schloß; ein ganzes Jahr, so hat er später berichtet, setzte er, der Virtuose der Feder, daran, jeden Satz, jeden Ausdruck immer von Neuem auf die Waagschale zu legen: erst im Jahre 1863 erschien die Vie de Jésus*), jenes Leben Jesu, das einen Sturm durch ganz Europa entfesselte, wie kaum ein anderes Schriftwerk unseres Jahrhunderts. Selbst ich, damals fast noch ein Knabe, entsinne mich genau des Eindruckes, den es auch in Deutschland hervorrief. In den gebildeten Kreisen der liberalen Bürgerschaft meiner Vaterstadt ging es, im Original oder in der Uebersetzung, von Hand zu Hand und ward, selten mit offener Mißbilligung, wenn auch häufig mit einem gewissen Vorbehalt, jedenfalls mit Begier und Behagen gelesen; die Spalten aber der Kreuzzeitung wurden nicht leer von den Namenlisten der rechtgläubigen Männer, vor allen der Geistlichen, welche sich gedrungen fühlten, Zeugniß abzulegen wider den Gräuel der Verwüstung, der hier dem Heiligthume ihres Glaubens angedroht schien. Sie hatten beide in gewisser Weise Recht, die Liberalen wie die Orthodoxen.

Renan spricht einmal selbst die betrübende Ueberzeugung aus, daß man meist durch seine Fehler Erfolg habe. Auf sein Leben Jesu wird das, so meine ich trotz der gegentheiligen Ansicht Vieler, doch nicht anzuwenden sein. Zweifellos dankt das Buch einen Theil seines Erfolges der Schadenfreude gewisser Freidenker, hier einmal die Orthodoxie, katholische oder

*) Ich benutze die 17. Ausgabe vom Jahre 1881 in der Annahme, daß die seit der 13. vorgenommenen Aenderungen nicht so wesentlich sind, daß es für meinen Zweck nothwendig wäre, mir eine der früheren zu verschaffen.

protestantische, ohne jeden Rückhalt und jede Zaghaftigkeit von einem begabten Schriftsteller gerade an der Stelle angegriffen zu sehen, wo ihre Empfindung mit Recht am zartesten ist. Aber für solche Gefühlsroheit, die in den Massen sich ebenso häufig wie selten bei den einzelnen findet, ist der Schriftsteller nicht verantwortlich zu machen. Die außerordentliche Offenheit, mit welcher Renan in einer Zeit, wo in Frankreich der Klerikalismus wieder obenauf und im übrigen Europa ein freierer Zug doch erst eben im Entstehen war, seine wissenschaftliche Ueberzeugung in aller Ruhe aussprach, kann ihm auch bei seinen Gegnern nur zum Ruhm gereichen, für die Tactlosigkeit eines großen Publikums darf er nicht verantwortlich gemacht werden. Und dann erklärt sich auf solche Weise doch nur ein Theil des Erfolges, der in vieler Beziehung als ein berechtigter bezeichnet werden muß.

Rein wissenschaftlich, im Sinne des Fachgelehrten genommen, ist das Buch kaum als eine große That zu bezeichnen. Einen solchen Anspruch würde auch der Verfasser selbst kaum erheben, wenngleich ihm zugegeben werden muß, daß manche Anschauung, mancher feine Gedanke darin auch wissenschaftlich nicht ohne Werth ist: darüber will ich um so weniger Worte verlieren, als ich in dieser Beziehung mich zu keinem maßgebenden Urtheile berechtigt fühle. Jedenfalls hat Renan nie geleugnet, daß er bei seiner Kritik der evangelischen Berichte durchaus auf den Schultern der deutschen Wissenschaft steht, insbesondere jener Tübinger Schule, deren Haupte David Friedrich Strauß er auch in der patriotischen Erregung des Jahres 1870 die Anrede cher maitre nicht hat versagen mögen. Was aber an dem Buche sein eigen, das ist der Aufbau und die Darstellung. Der Aufbau, vor Allem vermöge des feinen Gefühls, mit welchem er die Gestalten Jesu und seiner Jünger in den Rahmen des Landschaftsbildes und des Volkslebens Palästinas gestellt hat, wie er beide sich aus eigener Anschauung unter Zuhülfenahme der geschichtlichen Nachrichten für die Zeit des Herren wieder erschließen konnte. Die Darstellung vermöge des Reizes eines Stiles, dessen Geheimniß Renan vor allen mir bekannten französischen Schriftstellern der Jetztzeit voraus hat. Dem Deutschen, auch wenn er nicht ausschließlich Zeitungsschreiber ist, macht es nur zu häufig Vergnügen, seine herrliche Sprache, wie ein Plebejer seine Frau, zu mißhandeln; der Franzose behandelt die seinige mit jener Galanterie, die man einer Dame der besten Welt schuldig ist. Wenn es aber keinen feineren Genuß giebt, als einen wissenschaftlich gebildeten Franzosen in akademischem Stile sprechen zu hören, so wirkt beim Lesen diese stark abgeschliffene Eleganz heutzutage allmählich ermüdend. Die französische Zeitschrift, in welcher der akademische Stil de rigueur ist, die Revue des deux mondes, gilt, vielleicht nicht völlig ohne Grund, für einer Ahnung von Langerweile verdächtig. Eine neuere Schule sucht dem Uebel dadurch abzuhelfen, daß sie die Sprache der Gasse in die Literatur einführt; die wirklich vornehmen Schriftsteller sind in Verlegenheit. Man hilft sich wie man kann; der eine, wie Cherbuliez,

durchdringt seine Redeweise mit einer gewissen ironischen Bonhommie, die eine Weile recht glücklich scheint, auf die Dauer aber etwas fade wird; der andere, wie Daudet, bringt durch den Gegensatz zwischen der scheinbaren Kühle der Form und dem dramatischen Gehalte des Stoffes eine — Goethe'sch zu reden — angenehme Wirkung hervor, ohne dabei ganz dem Vorwurf der Künstlichkeit zu entgehen. Bei Renan werde ich auch da, wo der Inhalt eines Essays unbedeutend ist, stets durch die Form gefesselt, ohne daß ich zu sagen vermöchte, worin der Grund liegt. Er selbst, der seines Vorzuges nicht unbewußt ist, schreibt ihn seinem Studium der deutschen Sprache zu, welcher manche seiner Wendungen entlehnt seien; jedenfalls wird er, soweit ich urtheilen kann, in der Schreibart von Niemand unter seinen Landsleuten in jener Verbindung von Glätte und Abwechslung erreicht, in welcher allein das Französische seine volle Anziehungskraft noch heute bewähren kann. Der Reiz seiner Darstellung, der ebensowohl in der Gestaltung der Sätze als in den einzelnen Ausdrücken beruht, verwischt sich auch in einer leidlichen Uebersetzung nicht vollständig: er hat zweifellos mit dazu beigetragen, das „Leben Jesu" dem großen Publikum annehmbar zu machen. Dazu kommt, daß es auch abgesehen vom eigentlichen Stil dem begabten Manne an Gestaltungskraft keineswegs gebricht: der Stoff ist nach den Gesichtspunkten der inneren Entwickelung fest gegliedert und im Einzelnen kräftig zusammengefaßt, die Vorgänge sind anschaulich und lebhaft geschildert, die Persönlichkeiten vielfach glücklich charakterisirt.

Wir haben uns bisher mit den äußeren Vorzügen des Buches beschäftigt: schwieriger wird die Aufgabe, sollen wir über den eigentlichen Inhalt uns Rechenschaft ablegen. Denn an dieser Stelle, wo es sich um die Auffassung der Person Christi handelt, ist so gut wie Alles in das persönliche Gefühl gestellt. Die altkirchliche Anschauung, welcher jedes Wort der Evangelien inspirirt und als solches jedem andern gleichwerthig ist, findet hier keine Schwierigkeit: sie hat seit Jahrhunderten aus den sämmtlichen Stellen des Neuen Testamentes, welche von Jesu Person handeln, mosaikartig sich ein Bild des Gottmenschen zusammengesetzt und verlangt, daß man dieses einfach als gegeben annehme. Die protestantische Theologie der Neuzeit (wohl zu unterscheiden von den dermaligen Trägern der kirchlichen Aemter) hat bis in die Reihen der eigentlichen Orthodoxie hinein diesen Standpunkt aufgeben müssen, weil sie die vollkommene Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen evangelischen Berichten mit gutem Gewissen nicht mehr behaupten zu können meint. Ist schon bei ihr Manches in's Schwanken gekommen, so geräth der in noch größere Verlegenheit, welcher jene Berichte ohne Rücksicht auf dogmatische Gesichtspunkte einfach nach den Regeln der historischen Kritik untersucht. Diese schließen nicht weniger als die Methode der zeitgenössischen Naturforschung das Wunder aus der wissenschaftlichen Betrachtung aus. Nun aber sind die Evangelien von

Anfang bis zu Ende von dem Elemente des Wunderbaren so durchtränkt, daß man logischer Weise nur das Ganze als geschichtliche Wahrheit im altkirchlichen Sinne annehmen kann oder einfach bekennen muß: die historische Wissenschaft unserer Zeit hat kein Mittel, das Leben Jesu mit einigem Anspruche auf die nöthige Sicherheit aus dem Inhalt dieser Berichte aufzubauen. Was die wirkliche historische Kritik von diesem Leben übrig läßt, sind die Thatsachen, daß Christus in Nazareth geboren ist, daß vermöge des Eindruckes, den er auf seine Jünger durch seine Predigt hervorgerufen hat, viele seiner Aeußerungen auch nach seinem Tode erhalten blieben, daß unter seinen Jüngern die hervorragendsten Petrus und Johannes waren, daß er den Haß der orthodoxen Juden auf sich gezogen hat und auf deren Betrieb von Pontius Pilatus vor den Thoren von Jerusalem gekreuzigt worden ist, und daß unter seinen Verehrern schon in frühester Zeit der Glaube herrschte, er sei von den Todten auferstanden. Renan weiß das sehr gut: etwa mit seinen Worten habe ich diese zweifellosen Thatsachen angeführt. Daß sich bei ihnen Niemand beruhigen kann, der sich als Christen fühlt, oder der auch nur die Entstehung des Christenthums sich erklären will, versteht sich von selbst. Wer sich nun als Christ fühlt und sich ein Bild des Lebens Jesu entwerfen will, kann es nur entwerfen nach dem Idealbilde, das von diesem weltüberwindenden Menschen in seinem Herzen lebt: das ist die Berechtigung des Satzes vom idealen Christus. Wer sich nicht als Christ fühlt, der wird sich das Bild des Lebens Jesu etwa vom Standpunkte eines Juden oder Mohammedaners oder Atheisten entwerfen. Er hat alsdann das Recht, aus den Berichten der Evangelien sich eine Geschichte zurechtzulegen, wie sie ihm wahrscheinlich vorkäme, wenn Jesus ein Mensch wie er selber oder ein beliebiges anderes Kind des neunzehnten oder ersten Jahrhunderts gewesen wäre. Nun ist die Schwäche von Renans Stellung, daß er sich als Christen fühlt, und doch den Herren behandelt, als übersähe er ihn, wie der Professor der semitischen Sprachen der Gegenwart den Verfasser des Buches Daniel übersieht, dem er den Anachronismus nachweist, griechische Worte in das Babylon des Königs Nebukadnezar hineingetragen zu haben. Renan nennt den Herrn notre maitre; die Worte, die er über Jesu Gottesbewußtsein sagt, können tiefer keinem Rechtgläubigen aus dem Herzen kommen; er hat vor Jesu „Weltverachtung" alle Ehrfurcht; ihm ist vermöge der Ideen, welche Gott als Vater der Menschen und das wahre Leben als das Leben im Reiche Gottes setzen, die christliche Religion la religion éternelle: aber die Empfindung geht ihm ab, daß eben deswegen es nicht möglich ist, mit den eigenen kleinen Privatidealen über den Menschen, der das Alles in die Welt gebracht hat, zu Gericht zu sitzen auf Grund von Berichten, deren Geschichtlichkeit wir selbst bestreiten, und auf Grund der einem Dritten vielleicht sehr fragwürdigen Ueberzeugung, daß wir auch Alles verstehen was wir lesen. Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn der Schüler Renan, sich

über den Meister setzend, Jesus als démocrate juif bezeichnet, oder*) von ihm meint, er sei mehr un grand juif als un grand homme gewesen, oder sich mit einem pardonnons-lui cette espérance zu einer fast mitleidigen Nachsicht mit ihm bereit erklärt. Nicht allein die Pastoren der Kreuzzeitung wird das und manches andere der Art verletzen: Jeder, der gerade in der Thatsache, daß dieser Mensch in die Geschichte eingetreten ist und durch die Idealität der von ihm in die Welt gebrachten „Utopien" (auch dieser Ausdruck wird dem Herren nicht erspart) auf ihn wirkt — Jeder, der gerade in dieser Thatsache die Gewähr für sein Gottesbewußtsein findet, wird hier den schärfsten Widerspruch erheben. Dieser Widerspruch soll, wenn er von dem Verfasser dieser Zeilen ausgeht, keinen Tadel einschließen: ein solcher würde mir nur zustehen, wenn ich mich berechtigt glaubte, gegen Renan den in vielen Kreisen beliebten Vorwurf der Frivolität zu erheben. Es ist allerdings meine Ueberzeugung, daß Renans Ansicht, Jesu Gestalt sei in erster Linie von seinen Biographen (den Evangelisten) verkleinert worden, vor Allem auf ihn selber Anwendung findet, und es ist ferner, um noch das eine von vielem hinzuzufügen, meine Ueberzeugung, daß ihm trotz aller Bemühungen es nicht gelungen ist, einen psychologisch wahrscheinlichen Uebergang von der idyllischen Natur, dem docteur charmant**), als welchen er Jesus in der ersten Zeit schildert, zu dem géant sombre der letzten jerusalemischen Wochen zu schaffen. Aber das möchte ich mit aller Entschiedenheit betonen: wenn an den bemängelten Anschauungen etwas fehlerhaftes ist, so beruht das eben auf der Eigenthümlichkeit von Renans Geistesart. Er hat, wie er selbst gelegentlich mit vollem Rechte bemerkt, die jedem Philologen, auch dem Schreiber dieses, theure Eigenschaft, immer die verschiedenen Seiten einer Sache gleichzeitig zu sehen: das ist sehr unbequem, man ist dadurch leicht für manche der nothwendigsten Seiten des Lebens unbrauchbar und entbehrt insbesondere der schöpferischen Einbildungskraft im höheren Sinne — aber es muß auch solche Menschen geben, schon damit die Welt nicht zu sicher wird: Kritik und Dogmatik sind gleichberechtigte Factoren in der Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit. In wiefern Renan aber trotz seiner kritischen Richtung doch ein anderes Bild Christi sich hätte entwerfen können oder sollen, darüber stellen wir, denke ich, Friedrichs des Großen bekanntem Verfahren gemäß, das Urtheil einem Höheren anheim.

Unter allem, was hier über Renans Leben Jesu bemerkt ist, findet sich vermuthlich kein neuer Gedanke: die Literatur, welche sein vermessenes Buch damals entfesselt hat, ist so unendlich (ich habe sie nicht gelesen), daß schwerlich irgend ein möglicher Gedanke unausgesprochen geblieben ist.

---

*) Dies geschieht allerdings erst im Marc-Aurèle, aber doch in demselben Geiste.

**) Es ist bezeichnend, wie oft die Ausdrücke charmeur, charmant, charme in den ersten Abschnitten mit Anwendung auf den Herrn gebraucht werden.

Wenn ich trotzdem nach so langer Zeit es für erlaubt gehalten habe, meine unmaßgebliche Ansicht über ein inzwischen stark in den Hintergrund gedrängtes Werk hier breiter, als vielleicht zweckmäßig, darzulegen, so ist es abgesehen von anderen Gründen auch deswegen geschehen, weil gerade die Länge der inzwischen verflossenen Zeit heute ein ruhigeres Urtheil gestattet, als im ersten Augenblicke möglich sein konnte. Und inzwischen hat sich das, was schon behauptet wurde, daß die Vie de Jésus nicht das Werk einer nach Aufsehen lüsternen Frivolität gewesen sei, durch die Thatsachen bestätigt. Renan bemerkt einmal selbst mit Recht, daß er, wenn es ihm um Popularität (im gemeinen Sinne des Wortes) zu thun gewesen wäre, nur nöthig gehabt hätte, in seinen weiteren Veröffentlichungen den angeschlagenen „antiklerikalen" Ton zu verstärken. Das Gegentheil ist der Fall gewesen. Um das „Leben Jesu" richtig zu beurtheilen, um insbesondere der Frage zu begegnen, weshalb der Verfasser das bedenkliche Werk denn überhaupt an das Licht habe treten lassen, ist zu berücksichtigen, daß es nur den Anfang eines großen Unternehmens hat bilden sollen, das Renan neben seinen semitischen Fachstudien seit Jahren vorbereitet hatte: einer Geschichte der Origines du christianisme, der Anfänge des Christenthums überhaupt. Es ist ihm beschieden gewesen, in sechs weiteren starken Bänden: Les Apôtres (1866), St. Paul (1867), L'Antechrist (1873), Les Evangiles (1877), L'Eglise chrétienne (1879), Marc-Aurèle et la fin du monde antique (1882) das riesige Unternehmen zu Ende zu führen. Ich muß es mir versagen, auf dem Wege durch die beiden ersten Jahrhunderte des Christenthums Renan weiter im Einzelnen zu folgen. Doch ist es nothwendig auszusprechen, daß an wirklicher Bedeutung mehr als einer dieser Bände über dem „Leben Jesu" steht; insbesondere hat auf mich der Antechrist, die wunderbar kräftige Darstellung des tragischen Zusammenstoßes der jungen christlichen Gemeinde in Rom mit der ganzen, um ihrer Blasirtheit willen nur um so furchtbareren Wucht des in dem gekrönten Comödianten Nero personificirten Reiches dieser Welt, und der Nachweis der Abspiegelung dieser Katastrophe in der Offenbarung St. Johannis einen außerordentlich tiefen Eindruck hervorgerufen. Ueber das Gesammtwerk äußert sich der sachkundigste, auf weit verschiedenem theologischen Standpunkte stehende Kritiker, dem ich hier schon aus dem Mangel eigner Urtheilsfähigkeit das Wort geben muß*), folgendermaßen: „Diese Gesammtanschauung kennen zu lernen und zu prüfen, ist eine Aufgabe, an welcher kein Kirchenhistoriker in Zukunft wird vorübergehen können. Welche Vorbehalte man auch mit Recht machen mag — Renans großes Werk ist die erste und bisher einzige, mit allen Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft ausgearbeitete, vollständige Geschichte der zwei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche". Mit Ausnahme des selbständig denkenden Mannes,

*) Adolf Harnack in der Theologischen Literaturzeitung X (1885), Spalte 187.

dessen Worte eben angeführt sind, hat sich die theologische Fachwissenschaft, die über das „Leben Jesu“ mit solchem Eifer herfiel, nicht eben lebhaft mit den übrigen Bänden des Werkes beschäftigt; der Verfasser stand auf dem Index, der unsichtbar auch in den evangelischen Kirchen vorhanden zu sein scheint. Leichter zu verzeihen ist es dem großen Publikum, daß es, in der Erwartung „den antiklerikalen Ton verstärkt“ zu sehen, zwar noch die Apostel eifrig kaufte, dann aber allmählich enttäuscht sich zurückzog: konnte doch das Vergnügen, einen allbekannten, religiöser Polemik willkommene Nahrung bietenden Stoff in anziehendster Form zu genießen, in jedem Bande immer weniger Befriedigung finden. Auf das Gesammtwerk mag in anderer Weise Anwendung finden, was oben gerade im Gegensatz gegen das Leben Jesu über den Averroës gesagt ist; jedenfalls darf ich meine Betrachtung desselben nicht schließen, ohne der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß in dem großen Gedanken, welchem der ganze Plan entsprang, Renan trotz allem gelegentlichen Irregehen doch auf dem Wege gewesen ist, den wir in unseren anfänglichen Ueberlegungen als den für die Zukunft einzig hoffnungsvollen zu erkennen glaubten, dem Wege, auf welchem das Christenthum dem Verständniß unserer Zeit, unsere Zeit der Idee des Christenthums nahe gebracht werden sollte.

Freilich, wie die Menge, nachdem ihre Neugier befriedigt war, ihm auf seinen Wegen nicht weiter begleiten wollte, so hat auch Renan der Menge keinerlei Nachgiebigkeit bewiesen. Ein Mann, der wie er in mehrfacher Weise eines hervorragenden Ansehens genießt, kann und will es selten umgehen, auch zur Politik Stellung zu nehmen. Für eine zu kräftiger politischer Thätigkeit wirklich angelegte Persönlichkeit wäre der richtige Zeitpunkt zum Eintritt in dieselbe kurz nach der Veröffentlichung der Vie de Jésus gegeben gewesen. Schon im Jahre 1862 in die höchst ansehnliche Stellung eines Professors des Hebräischen an der ersten Lehranstalt Frankreichs, dem Collège de France, berufen, hatte er im Februar dieses Jahres vergeblich seine Thätigkeit daselbst zu eröffnen versucht: gut gesinnte Klerikale riefen bei der Antrittsvorlesung einen Scandal hervor, welcher die immer den Ultramontanen gegenüber ängstliche kaiserliche Regierung veranlaßte, ihm von der Wiederholung des Versuches abzurathen. Als nun nach der Veröffentlichung der Vie de Jésus der eigentliche Sturm erst losbrach, dachte der kluge und wohlmeinende Unterrichtsminister Duruy ihn und sich allen Weiterungen zu entheben, indem er ihn die Treppe zu einer höheren Stellung an der Bibliothek hinaufwarf: aber Renan wollte sich zu solchem Rückzuge nicht hergeben und verweigerte die Annahme des Postens. Es blieb in Folge dessen bei seiner einfachen Entfernung von dem Lehrstuhl, der 1865 von der Regierung, vielleicht nicht ohne Ironie, dem bedeutenden jüdischen Gelehrten Munk überwiesen wurde und erst nach dessen Tode im Jahre 1870 auf wiederholten Antrag der Professoren des Collège wie der Akademie Renan endgültig zufiel. Indeß begreift

man, daß der letztere, nicht lange von der phönizischen Sendung zurück und noch im Auftrage des Kaisers, mit dessen freisinnigen Verwandten Jérome und Mathilde er befreundet war, die Ergebnisse jener Reise für die Oeffentlichkeit bearbeitend, nicht sofort sich gemüßigt fand, der Regierung eine politische Opposition zu machen; als er schließlich 1869 als Candidat zum Corps législatif im Departement Seine-et-Marne auftrat, fiel er durch, wie er freilich dem allgemeinen Stimmrecht gegenüber nicht anders verdient hatte. Denn er ist, so weit ich im Stande bin seine politischen Ueberzeugungen zurückzuverfolgen, immer ein Gegner der Demokratie und des allgemeinen Stimmrechts gewesen. Als Philologe, der gewohnt war überall die beiden Seiten der Sache zu sehen, bekannte er sich zu einer Art juste milieu, für den in der Welt immer weniger Platz wird und in Frankreich schon längst keiner mehr war. In merkwürdiger Weise zeigt sich hier bei ihm dieselbe Geistesart, der wir vorher bei der Betrachtung der Vie de Jésus begegneten. Scharfe Kritik aller irgendwie sichtbaren Schwächen der französischen Demokratie, das ist der hervortretendste Zug in dem Bekenntniß seiner politischen Ueberzeugungen, welches er in der 1872 erschienenen zweiten Ausgabe*) seiner Réforme intellectuelle et morale niedergelegt hat. Was er darin über die Unfähigkeit der französischen Demokratie, irgend etwas Positives zu schaffen, sagt, ist im Hinblick auf die heutigen Zustände beinahe prophetisch zu nennen: aber wenn es zur Angabe der Mittel kommt, die nun zur réforme führen könnten, da fehlt es an jedem fruchtbaren Gedanken, weil eben die positive Einbildungskraft und der Glaube an eine „Utopie" fehlt. Er weiß sehr gut: il faut la foi à quelque chose d'immatériel, aber er findet nicht die Fähigkeit in sich, diesen Glauben Jemand einzuflößen oder selbst zu glauben, wo er nicht sieht. Ich gestehe, daß ich gerade in politischer Beziehung mich dieser Sinnesart sehr verwandt fühle; aber ich verkenne keineswegs, daß damit in der Welt nichts auszurichten ist. Das will er nun freilich auch nicht; nachdem er ein bedauerliches Untergehen Frankreichs in einem verschlechterten Amerikanismus prophezeiht hat, fügt er anspruchslos entsagend hinzu, daß vielleicht auch dabei sich werde leben lassen, und hat seine Freude wenigstens daran, daß es den Allemands dann schwerlich besser gehen wird.

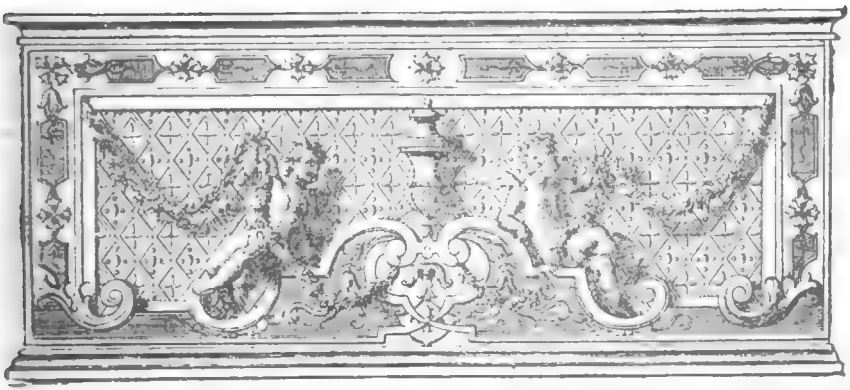
Denn von uns Deutschen will er natürlich seit 1870 nichts mehr wissen. Bis auf gelegentliche Ausfälle, die wir ihm in Anbetracht der Umstände vernünftiger Weise nicht weiter übel nehmen wollen, spricht er sich freilich nach 1870 wie vorher über die Verdienste des früheren wissenschaftlichen Deutschlands höchst anerkennend aus. Er hat auch die ganz richtige Einsicht, daß es in der europäischen Politik das einzig vernünftige

*) Die erste liegt mir nicht vor; ebensowenig die Questions contemporaines (1868), in denen vermuthlich manches hierher gehörige behandelt ist. Das „philosophische" Drama Caliban (1878) bewegt sich in derselben Linie.

wäre, Frankreich, Deutschland und England thäten sich zusammen, die Thüre geschlossen zu halten, durch welche der Russe nach dem Westen hineinzudrängen Miene macht. Aber seitdem wir Elsaß und Lothringen annectirt haben, ist das unmöglich; überhaupt haben wir 1870 und später uns viel schlechter benommen, als nach unseren verdienstlichen Antecedentien erwartet werden konnte. Einige der Vorwürfe, die Renan bei verschiedenen Gelegenheiten gegen uns erhoben hat, wird kein vorurtheilsloser Vaterlandsfreund (der nämlich die eigenen Mängel kennen möchte, um ihnen abzuhelfen) kurzer Hand als unbegründet abweisen; in der Hauptsache freilich wird man aus der Lesung seiner hierhergehörigen Aufsätze die Ueberzeugung schöpfen müssen, daß wir in der That uns schwerlich in absehbarer Zeit mit Frankreich zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden werden, wenn seine maßvollsten Köpfe so unmäßig gegen uns verstimmt bleiben.

Ich möchte hier meinen Aufsatz schließen, der ja nur den Anspruch erhebt, einen hervorragenden Mann nach einigen Seiten seiner Wirksamkeit zu charakterisiren, nicht sein Wesen und seine Leistungen zu erschöpfen. Ich glaube indeß nicht, daß ich Alles gethan hätte, was der Leser erwarten kann, wenn ich nicht noch einiger neuerer Veröffentlichungen Renans gedächte, mögen sie auch zum Theil weniger zustimmenden Bemerkungen Raum geben. Erfreulich in der Hauptsache haben auf mich noch die Souvenirs d'enfance et de jeunesse (1883) gewirkt, ein liebenswürdiges, alle Stilvorzüge des nicht umsonst 1878 in die Académie française, den Kreis der Unsterblichen, aufgenommenen Verfassers, in sich vereinendes Buch, in welchem man nur mit Bedauern ein paar Male die Befürchtung gerechtfertigt sieht, welche Renan selbst in die Worte kleidet: Ah! le subtil démon que celui de la vanité! Aurais-je, par hasard, été sa dupe? Wenigstens habe ich einige Stellen dieser und gelegentlich auch anderer seiner Schriften in solchem Sinne nicht ohne Kopfschütteln gelesen; mit mehr als das den befremdlichen Satz, der im Deutschen allerdings besonders hart klingt: „Ich habe, als der einzige in meinem Jahrhundert, Jesus und Franz von Assisi verstanden.“ Indeß entschädigt für dergleichen die harmlose Offenheit, mit welcher in solchen Fällen der Gascogner den Bretonen preisgiebt; vorsichtigeren, d. h. versteckteren Leuten begegnet es nicht, so leichtsinnig sich bloßzustellen. Vollkommen unerfreulich sind mir aber zwei Dinge unter den mir bekannten letzten Schriften Renans: der Vortrag vom 26. Mai 1883 über „Judenthum und Christenthum und ihre allmählige Scheidung“ (in der Uebersetzung, Basel 1883) und das Drama aus der Revolutionszeit L'Abbesse de Jouarre (1886). In letzterem läßt der Idealismus des Verfassers nach einem Satze der Souvenirs zu urtheilen einer Paradorie zu Liebe, aber an einer sehr heiklen Stelle, mehr als den Saum seines weißen Mantels die Straße kehren; und im ersteren begegnen wir der auffallenden Erscheinung, daß der Verfasser des Lebens Jesu, der in diesem

Buche so scharf wie möglich den völligen Bruch Christi mit dem Judenthume betont hat, andersgläubigen Zuhörern zu Liebe die Persönlichkeit dessen, den er dort notre maitre nannte, so gut wie unterdrückt und seine Lehre als etwas in der Hauptsache doch jüdisches hinstellt — was selbst für einen grundsätzlichen Judenfreund, wie der Verfasser dieser Zeilen, etwas zu stark ist. Auch mit dem vor Kurzem erschienenen letzten wissenschaftlichen Werke Renans, dem ersten Bande seiner Histoire du peuple d'Israël, die als Vorgeschichte für die Origines du christianisme gelten soll, kann ich mich nicht befreunden; doch muß ich, die Geduld des Lesers nicht allzusehr auf die Probe zu stellen, auf eine ohne längere Auseinandersetzung nicht wohl zu gebende Begründung dieses Urtheils verzichten. Möge es dem bedeutenden Gelehrten, dem geistreichen Schriftsteller, dem wahrheitsliebenden Manne vergönnt sein, den Eindruck solcher minder gelungenen oder verfehlten Leistungen bald noch anders, als durch den Glanz seiner großen Werke aus der früheren Zeit zu verwischen!



Wiens architektonische Physiognomie.

Von

P. F. Krell.

— München. —

II.

Die Schöpfungen der Neuzeit.

Nachdem wir die alten Züge, welche in dem Gesichte von Wien haften geblieben sind, gezeichnet haben, gilt es nun diejenigen seiner jungen Vergangenheit hinzuzufügen.

Die Zeit der Romantik mit ihren unklaren Zielen und ihrer schwächlichen Architektur hat wenig zu Stande gebracht.

Zu nennen wäre allenfalls das Niederösterreichische Landhaus und die Statthalterei, beide in der inneren Stadt in der Herrengasse, sodann der Palast des Herzogs von Coburg, der von der Seilerstätte auf den Ring herblickt. Großes Aufsehen hat dereinst die romanisirende Altlerchenfelder Kirche von J. G. Müller gemacht, ohne indeß eine Nachfolge von Bedeutung zu finden.

Die Ankunft der schwarzen Herolde einer neuen Zeit vor den Thoren Wiens, wir meinen damit die Locomotiven und Dampfschiffe, und der vulkanartige Ausbruch in den Jahren 1848 und 49 haben natürlich besonders in die Architektur der äußeren Bezirke eingegriffen; sie haben aber auch den Pulsschlag des Lebens in der inneren Stadt beschleunigt. (1831 begann die Dampfschiffahrt, 1838 der Betrieb der ersten Eisenbahn, der Ferdinand-Nordbahn.)

Handel und Industrie erhielten alsbald einen größeren Schwung, die

Minarets des neuen Erwerbs-Evangeliums, die Fabrikschlöte, begannen aus dem Häusergewimmel emporzuwachsen und mit ihren Rauchwolken den heiteren Himmel Wiens zu verdüstern. (Leider hat dieser Satz in Bezug auf die neueste Zeit auch bildlich einen verhängnißvollen Sinn erhalten.)

Außer den Fabriken, Bahnhöfen und eisernen Brücken, wie auch der Markthallen ist sodann des Weltausstellungsgebäudes zu gedenken, deren Rotunde, von Baron v. Hasenauer, als ein Denkmal des Anbruchs der Maschinenzeit stehen geblieben ist. Der Riesenbau des Arsenals sammt Werkstätten steht gleichfalls in enger Beziehung zu der großen Entfaltung der technischen Wissenschaften. Dasselbe wurde im Süden der Stadt außerhalb der Linien in den Jahren 1849—54 aufgeführt unter Zusammenwirkung der Architekten van der Nüll, Siccardsburg, Rösner, Förster und Hansen. Von Letzterem ist das in byzantinisirendem Stile geschaffene Waffenmuseum, dessen imposanter Kuppelsaal zu den vorzugsweise bewunderten Leistungen des Meisters gehört.

Diese zahlreichen neuen Schöpfungen belebten nicht nur den Verkehr und vermehrten die Zahl der fremden Besucher, sie bewirkten auch, daß die Bevölkerungsziffer hoch und höher stieg, und aus den Regionen einer Großstadt nach jenen einer Weltstadt hinaufzuzüngeln begann.

Aber das alles vermochte die Hauptzüge in der Physiognomie Wiens nicht zu verändern, denn es war, wie schon bemerkt, immer noch in den Rahmen der Festung gebannt und man nahm Anstand, ihm diese Rüstung abzunehmen. Nicht als ob man nicht gewußt hätte, daß eine so große Stadt, einzig mit ihren doppelten Wällen versehen, ohne Vorwerke für einen fremden Feind kein Schreckmittel, sondern nur ein Vorwand gewesen sein würde, durch eine Beschießung unendlichen Schaden anzurichten. Aber man glaubte eine Zeit lang, der Befestigung gegen die eigene Bevölkerung bei einer etwa ausbrechenden Revolution bedürfen zu müssen. Man stand eben damals noch zu sehr unter dem Eindruck des kurz zuvor Erlebten.

Die gewaltige Franz Joseph-Kaserne, welche auf der Dominikaner-Bastei an der Ostecke der Altstadt 1852—53 erbaut wurde, hat ganz das Ansehen, als hätte man damit eine Art von Zwingburg errichten wollen.

Leider erhielt diese Revolutionsfurcht eine neue Nahrung durch ein auf den Kaiser im Jahre 1853 vollführtes Attentat. Wir konnten nicht umhin, desselben Erwähnung zu thun, da ihm Wien ein herrliches Bauwerk verdankt, die Votivkirche.

In der Votivkirche, deren Bau 1856 begann, erlebte der gothische Stil seine glorreiche Wiederauferstehung. Es ist der erste reine Quaderbau in diesem Stile, der in Wien in neuerer Zeit erstand. Vollberechtigt stellte sich die Gothik mit diesem Bauwerk neben die Renaissancekunst. In großartigem Schwung, in einem mächtigen Zug, wie eine Doppelfontaine wächst die zweithürmige Fassade empor, imponirend, blendend. Durch das hingebendste Studium gelang es dem Erbauer, Heinrich Freiherrn

von Ferstel, die Gothik in ihrer Wesenheit zu erfassen. Er erreichte wieder jene unaufhaltsame Energie und Consequenz, welche diesem Stil zu eigen ist, die sich nur um so überwältigender ausspricht, da sie sich durch die unendliche Zergliederung des Organismus nicht von ihren Zielen ablenken läßt, sondern bis in jede äußerste Spitze dringt. Es kann dagegen nur wenig in Betracht kommen, daß der Baukünstler die andere Eigenschaft des gothischen Stiles, jenen malerischen Reiz übersah, der auf überraschenden geistreichen, oft fast bizarren Abweichungen und Ungleichheiten in den Einzelheiten beruht. Die sorgfältige Beobachtung der Regelrichtigkeit, die puritanische Strenge, mit welcher der Baumeister an der absoluten Symmetrie festhielt und keine Variationen im Maaßwerk der Fenster und bei den Helmen der Thürme sich gestattete, sind unverkennbare Merkmale eines Restes von Unfreiheit, einer gewissen Besorgniß um die Einbuße des unter Mühen und Anfechtungen Errungenen. Die unbekümmerte Sicherheit der Meister des Mittelalters konnte natürlich bei dieser zweiten Auflage der Gothik so lange nicht sich einstellen, als man den Canon des alten historischen Stiles zur absoluten Richtschnur nahm.

H. v. Ferstel versagte sich indeß die Neuerungen nur am Aeußeren, im Innern waren ihm durch die coloristische Ausschmückung eigenartige Probleme geboten, die aber ihre vollständige Lösung nicht gefunden haben. Die Ausmalung ist stellenweise etwas verschwommen und bunt, auch schlagen bei den gemalten Fenstern da und dort einzelne Farben, wie blau und violett, zu viel vor. Das Innere steht deshalb an charaktervoller Wirkung hinter einer alten gothischen Kathedrale erheblich zurück.

Wie viel gerade das Colorit bei der Architektur mitspricht, lehrt eben die Außenseite der Votivkirche. Die blaßgraue, fast möchte man sagen geisterhafte Farbe des Kalksteins, in Verbindung mit der blaßgrünlichen der Schiefer des Daches, unter welche sich nur spärliches Violett mischt, schmilzt das Geklüft der Formen zu großen Hauptgliederungen zusammen, die bedeutend genug sind, um sich nicht mehr mit den Detailformen der fast putzig erscheinenden Häuserkästen der Umgebung zu vermengen. Die Farbe des Daches ist ein oft übersehener wesentlicher coloristischer Factor. Graue, grünliche, rothe Dächer von gewisser Nüance, vermögen die Größenwirkung eines Gebäudes zu erhöhen; schwere, blauschwarze und dunkelviolette Töne drücken sie herab.

Die Erbauung der Votivkirche war fast eine künstlerische Nothwendigkeit zu nennen; der einsame gothische Coloß, der Stephansdom, verlangte nach einem entsprechenden Widerhall in der Neustadt.

Die Votivkirche und die Restauration von St. Stephan gaben den Anstoß zu einer Reihe von kleineren gothischen Kirchenbauten in den Vorstädten.

Wir nennen die Weißgerberkirche, die Kirche in Fünfhaus, die Lazzaristenkirche, die Pfarrkirche in der Brigittenau und die Elisabethkirche auf der Wieden. Die letztere ausgenommen, welche J. Berg-

mann errichtete, sind alle jene ebengenannten ansprechenden tüchtigen Werke von Friedrich von Schmidt. Ein Theil derselben ist in Haustein und Backstein ausgeführt.

Was dem genannten Architekten als ein besonderes Verdienst angerechnet werden muß, das ist der schlichte Charakter dieser an und für sich gar nicht unbedeutenden Kirchen. Sie erheben sich zwar aus dem Gewimmel des kleinbürgerlichen Lebens in eine höhere Sphäre, aber sie werden nicht vornehm, sie bleiben Vorstadtkirchen, die wohlwollend auf die versammelte Menge der Häuser herabsehen, wie der Hirt auf seine Heerde, wie ein echter Volkspriester auf seine Gemeinde.

Hier mögen auch die Kirchenbauten exotischen Stils, die maurische Synagoge in der Tempelgasse von L. Förster und der byzantinisirende Bau der Kirche der nichtunirten Griechen von Th. Hansen Erwähnung finden.

Die Votivkirche stellte ein Stück des Programms der Ringstraße im Vorhinein fest. Sie erhielt ihre Stellung in der Auslug-Perspective des alten Schottenthors, welch letzteres sich an dem Punkte befand, wo die starke Steigung der Westseite der Altstadt aufhört und zugleich deren Begrenzungslinie, in stumpfem Winkel umbrechend, sich gegen Südosten wendet.

Auflassung der Festungswerke und Anlage des Rings.

Jene Revolutions-Befürchtung, welche das Dasein der Festungswerke so sehr verlängerte, verlor nun aber mehr und mehr an Kraft und konnte dem Drängen der Lebensinteressen der Stadt sehr bald keinen Damm mehr entgegensetzen. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Auflassung der Festungswerke war in Wien eine allgemeine geworden. (Wie weit man aber heutzutage von jener Aengstlichkeit zurückgekommen ist, beweist die Ventilirung der Frage der Verlegung jener erwähnten Doppelkaserne an den Rand der äußern Stadt.

Die kaiserliche Einwilligung zur Niederlegung der Wälle und Ausfüllung der Gräben, dieser Act, der mit Wien eine Umwandlung hervorbrachte, wie sie selten eine so große Stadt erlebt, der ihren ganzen Organismus umschuf, sie eigentlich auf den Kopf stellte, erfolgte durch kaiserliches Handschreiben vom 20. Dezember 1857. Aufgestellt waren als leitende Grundsätze: die Herstellung einer entsprechenden Verbindung der innern Stadt mit den Vorstädten, die Regulirung und Verschönerung der Residenz und Reichshauptstadt. Im Jahre 1858 fand ein Concurrenzausschreiben für die Gestaltung des Grundplanes Statt. Nach den prämiirten Plänen von Fried. Stache, Lud. Förster, Van der Nüll und Siccardsburg arbeiteten die Organe des Ministeriums einen definitiven Plan aus, der am 1. September 1859 genehmigt ward. Der Bau der Ringstraße begann 1863. Parallel mit der letzteren wurde eine zweite Straße als

Communication angelegt, die im Nord-Osten jenseits der Wien am Donaucanal beginnt und im Nord-Westen an ebendemselben endigt.

Ein dritter Straßenzug, die Gürtelstraße, außerhalb der Linien ist noch unvollendet. Zwischen den beiden älteren Städten entstand nun eine neue dritte, prächtiger als sie, ein zweites Centrum, an welches die Altstadt mehr als die Hälfte ihrer Würden in Staat und Commune abtreten mußte. Aber auch damit begnügte sich diese Neustadt noch nicht, sie drang mit ihrem modernen, fashionablen Programm alsbald auch in die Altstadt und in die Vorstädte ein und forderte gebieterisch eine ihr entsprechende Umgestaltung.

Man kann im Hinblick auf den Gang der Architekturentwicklung unseres Jahrhunderts es nur als ein Glück für Wien betrachten, daß dieser Act nicht früher sich vollzog. Ja, würde es sich nur um künstlerische Interessen handeln, so wäre sogar zu wünschen, daß man damit noch länger zugewartet hätte. Jedenfalls aber würde es von Vortheil gewesen sein, wenn man in etwas langsamerem Tempo mit der Ausführung vorangegangen wäre.

Ein großer Theil der Ringstraße könnte dann heute ein anderes, erfreulich-gediegeneres Aussehen zeigen. Die Architektur der Neuzeit, welche mit Eisen, Stuck und Glas Palastcoulissen zu schaffen beliebt, hinter welchen sich ebenso das prunkvoll bequeme Leben der Aristokratie und Plutokratie entfaltet, als auch die gewöhnlichen Gewerbs- und Handelshantirungen und die bescheidenen Haushaltungen des Beamten und Kleinbürgers sich verstecken, diese Architektur hatte damals in den großen Städten Europa's pilzartig emporzuschießen begonnen. Die moderne Baukunst befand sich aber überhaupt noch in einem Zustand der Unreife, den Doctrinen der Romantik sich entwindend, tastete sie hin und her und versuchte sich an dem Experiment eines eigenen Stils, sowohl von dem in München ausgeheckten, sogenannten Maximiliansstil, als von jenem inhaltslosen, äußerlich elegant geschliffenen, gesuchten Formenragout, welches die Franzosen Stil Napoléon III. sich zu nennen erkühnten, sind in Wien ganz vereinzelte Spuren anzutreffen. Eine Zeit lang schien dann die adaptirte, italienische Hochrenaissance den Sieg davon tragen zu sollen. Aber es zeigte sich schließlich, daß eine Art von gemäßigtem Barockstil dem modernen Geschmack mehr zusagte und der modernen Bautechnik, sowie dem Programm eines modernen Großstadthauses sich leichter accommodirte.

Der breite Streifen, von einem Flächeninhalt von etwa 500 000 □ Klafter = 1,796 400 □ Meter, welcher durch die Beseitigung der Festungswerke der Altstadt entstand, und, der Hauptsache nach, in eine fünfgetheilte Straße mit doppelten Alleeen, in die weltberühmte Ringstraße sich verwandelte, wurde nun gleichfalls ein Hauptversuchsfeld für die Gestaltung der Architektur der Neuzeit. Um einen Begriff von der Bedeutung dieser Straße zu geben, fügen wir bei, daß sie mit drei Fahrbahnen und zwei zu Gehwegen bestimmten Doppelalleeen versehen ist, und eine Länge

besitzt von 4360,8 Metern, eine Breite von 56,88 Metern. Die Mittelfahrbahn ist 15,8 Meter breit, jede der beiden Alleeen 7,268 Meter, jede der beiden Nebenstraßen sammt Trottoirs 13,272 Meter.

Bei der Eröffnung des Ringareals erhielten die Bauwilligen große Vergünstigungen, um für die damals rasch anwachsende Bevölkerung Wohnungen und Läden zu beschaffen. Es hätte übrigens dieser Anspannung kaum bedurft, denn mit fieberhafter Eile stürzte sich die Privatspeculation auf dieses unvergleichliche Object, und ehe noch der ganze Ring geebnet war, stand bereits eine ganze Schaar von Stuckpalästen fertig da. In der erhitzten Luft der Gründer-Aera, in der Blüthezeit des Börsenspieles bedeckte sich mit rasender Schnelligkeit das übrige, dem Privatbau zugestandene Gebiet am Ring mit Gebäuden, während die meisten monumentalen, öffentlichen Bauten glücklicherweise noch im ersten Stadium der Entstehung sich befanden.

Sehr bedenkliche Factoren waren es somit, welche jene Privatbauten aus dem Boden stampften; eine gesunde Entwicklung war dabei so wenig zu erwarten, als ein kernhaftes Holz bei einem Baum, welcher durch Treibhauswärme und Guano schnell in die Höhe getrieben wird. Von Autochtonem, spezifisch Wienerischem wird man auch wenig daran entdecken, denn es war dem genius loci nicht wohl möglich, sich geltend zu machen. Einestheils verhinderte das die Neuheit der Probleme und die Raschheit der Ausführung, anderntheils wurde damals das alte Wienerthum selbst etwas aus den Angeln gehoben und verstört durch den großen Umschwung, welchen die Zeit des Dampfes und der Electrikität hervorbrachte.

Bei dem Umschmelzungsprozeß, der zu jener Zeit in den socialen Verhältnissen Wiens stattfand, wurde gerade derjenige Theil der Bevölkerung, der bis dahin der Stadt die eigentliche Signatur gegeben: der wohlhabende Mittelstand ausgewittert und dem allmählichen Verschwinden preisgegeben. Dazu kam auch noch der plötzliche, breite Zufluß aus allen Theilen der österreichischen Monarchie und aus anderen Ländern. So stark auch die Assimilirungskraft Wiens sich erweist, so daß sie Alle, die dahin übersiedeln, mit der Zeit verwienert, die Czechen und Magyaren so gut, wie die sonstigen Oesterreicher und Deutsche aus dem Reich — so war es doch zuviel auf einmal, was da von allen Richtungen der Windrose wie zu einem neuentdeckten Diamantfeld herbeiflog.

Ist es doch eine Thatsache, daß bei den wenigsten der jetzigen Einwohner der Stadt die Großeltern bereits geborene Wiener sind.

Von den Schöpfern der neuesten Architektur waren aber nicht wenige nicht nur keine Wiener, sondern nicht einmal Oesterreicher, und darunter gerade solche von den bedeutendsten.

So ist z. B. Semper ein Holsteiner, v. Hansen ein Däne, v. Schmidt ein Württemberger.

Die Bauherren, oft auch keine Wiener, hatten es eilig; sie zogen die Architekten herbei, wie man Eisenbahnarbeiter bezieht. Wer heute ange-

kommen war und sich kaum den Staub von den Füßen geschüttelt hatte, trat morgen in das Bureau ein und fing alsbald an zu entwerfen. Der Entwurf war fertig, ehe sich der genius loci um den jugendlich kecken Eindringling hätte kümmern können. Vielfach wird man gerade den Bauherren einen großen Theil der Schuld an der protzigen Art zurechnen dürfen, womit jene Riesenzinskästen aufgedonnert wurden, die man mit allem bepflasterte, was das Motivenmagazin der Renaissance und der modernen Pariser und Berliner Renaissance aufzuweisen hatte: mit Säulen und Halbsäulen, Pilastern, Hermen, Balustern, Consolen, Rosetten, Zahnschnitten, Rustica von allerlei Sorten u. s. w. u. s. w.

In manchen Fällen wollten freilich auch die Architekten durch ein verblüffendes Fortissimo der Formen, durch ein Zusammenbacken prunkvoller Motive über ihr Unvermögen hinwegtäuschen. Es waren dann gewöhnlich keine eigentlichen Architekten, sondern einfache Werkmeister, die wegen ihrer Billigkeit von den Speculanten gewählt oder auch auf eigene Rechnung bauend, es auf diese Weise den Studirten gleich thun zu können glaubten.

Die Stuck-Scheinarchitektur.

Aber auch welche von den studirten Architekten nahmen es mit der Verwendung jener Motive und der Prüfung der Details sehr wenig ernst; das Material war es, welches dazu verleitete.

Meist wurde ja die ganze Herrlichkeit aus einem Teig gemacht, den man formte und erstarren ließ, nämlich aus Stuck, der über einen Backsteinkern gepatzt war. Auf eine Balustrade, ein Consolengesims hin oder her kam es da nicht an. Sehr Vieles wurde auch gar nicht erst lange frisch gezeichnet und modellirt, sondern fertig beim Stuccator gekauft. Derlei paßte natürlich zu den betreffenden Gebäuden gerade so, wie Kleider passen, die man fertig kauft.

Man ging bei vielen dieser Stuckfassaden von der thörichten Absicht aus, die Täuschung zu erwecken, als habe man es mit einer Fassade aus dem sehr hell gefärbten Wiener Baustein oder gar mit Marmor zu thun und hantirte fleißig mit Reißschiene und Winkel. So nahm man keinen Anstoß daran, gerade, senkrechte und wagerechte Kanten und rechtwinklige Verkröpfungen und Ecken in zahlloser Menge auftreten zu lassen. Der Stuck giebt sich allerdings zu Alledem willig her, aber er hält nicht, was er im Moment der Erweichung und in den Flitterwochen des Bauwerks versprochen hat; wenn die Arbeit nicht ganz solid und mit großer Sorgfalt ausgeführt ist, so verziehen sich nachher diese Linien schmählich und wo der Zug zu stark wird, da giebt es Sprünge, in die sich der Schmutz setzt, worin Regen und Frost arbeiten, bis sie glücklich ein Stück abgebröckelt haben. Aber die faden, todten Farben des Bruches verrathen kein Geheimniß mehr, denn längst hat die Oberfläche auch allen Schimmer, alle

Frische eingebüßt und das Wetter hat sie durch verwischte, in braunen, grauen und violetten Mißtönen spielende Flecken dermaßen verunstaltet, daß, wenn nicht ein sehr starker Sonnenschein darauf fällt, die Wirkung der einzelnen Architectur-Formen schwer kenntlich geworden, und ihre Zusammenwirkung total vernichtet ist.

Wir wollen dem Stuck durchaus an den Fassaden die Existenzberechtigung nicht absprechen. Wenn er in entsprechende Formen gegossen, gut in der Masse zusammengesetzt ist und eine günstige Färbung entweder bei der Zubereitung oder durch den Anstrich erhalten hat, so kann er sich recht angenehm ausnehmen; aber er soll bleiben, was er ist und nichts Fremdes scheinen, keine mächtige Quaderarchitektur darstellen wollen. Auch die begabten unter den studirten Wiener Architekten jener Tage sind von Verfehlungen in diesem Punkte nicht ganz frei zu sprechen, und es wäre oft besser gewesen, wenn sie, statt sich in Rom und Paris Rath zu erholen, in den stillen Gassen der Altstadt die alten grauen Paläste aufgesucht und studirt hätten, die doch auch zum Theil mit Stuck sich begnügen mußten. Da ist nichts von den vielen scharfen Kanten und Ecken zu finden. Wir wollen nur auf zwei Einzelheiten aufmerksam machen, auf die so sehr wirksame, dem Stuck besonders angemessene Bildung der in geschwungenen Linien gehenden Fensterverdachungen, dann auf die Art und Weise der Rustica.

Die letztere ist bei diesen alten Palästen weit flacher gehalten. Häufig wechseln Bogen von flach gewölbten Quadern mit glatten ab, wobei dann nur die Horizontalfugen gezogen sind. Auf diese Weise bleibt der Begriff der Wand gewahrt und der Haupteffect anderen vornehmeren Fassadentheilen, Fenstern und Portalen vorbehalten. Bei jenen Stuckpalästen des Rings dagegen ist die Rustica stark herausgetrieben, durch verticale Fugung in lauter Einzelquader aufgelöst, so daß die ohnehin durch die vielen Fensterdurchbrechungen sehr reducirte Mauerfläche vollends verschwindet. Statt der Ruhe, der Klarheit dieser alten Palastfassaden, haben wir hier ein Gedränge der Einzeltheile, von denen keines vor dem Andern zu Wort kommen kann.

Seien wir aber auch nich ungerecht gegen die Architekten der Neuzeit. Es ist ohne Frage eine weit leichtere Aufgabe, einem solchen Adelspalast von wenigen Stockwerken mit hohen Fenstern und reichlichen Wandflächen in einer Gasse der Altstadt unter den dortigen, schlichten Bürgerhäusern eine Fassade zu geben, welche bedeutsam wirkt, als den complicirten, sich oft fast geradezu widersprechenden Anforderungen zu genügen, welche an den Architekten eines Privatbaues der Ringstraße gestellt wurden.

Die Kostbarkeit des Grundes verlangte einen thurmhohen Zinskasten, worin unten Laden an Laden, oben eine Miethkaserne, mit Fenstern besät sich befanden. Der Charakter des Rings dagegen forderte einen Monumentalbau; die großen Distanzen aber, auf welche eine Fassade gesehen wurde, verlockten förmlich zur Forcirung der Formen.

So verfiel man auf die falsche Idee, Paläste dem Scheine nach herzustellen. Die Nothwendigkeit äußerster Ausnutzung (auch durch die hohen Steuern geboten) durchbrach aber jene Fiction an allen Ecken und Enden. Sind sechs Stockwerke bei einem Palast schon verdächtig, so widersprechen dem Begriff desselben noch stärker die Unzahl von Fenstern, die geringe Stockwerkshöhe, die winzigen Portale, der Mangel an bequemen Vestibüls, Treppen, Höfen u. s. w. Wenn man dann vollends im Paterre an den Fenstern etwa Placate entdeckt, worauf nur kleine Wohnung zur Miethe angeboten wird, oder gar einen Gemischtwaarenverschleiß daselbst etablirt findet, so wandelt sich der Rest von Illusion in Unbehagen um. Sie gähnt uns förmlich an diese herzlose Architektur, der es an jeder Melodie fehlt, sie schnürt uns die Brust zusammen, da wo sie in monotonen Massen auftritt, um ganze Quartiere zu bilden, wie dies z. B. in der westlichen Nachbarschaft des Schottenrings der Fall ist. Man glaubte nicht mehr in dem frohen Wien zu sein, würde nicht da und dort eine Aussicht auf blaue Hügel tröstend erscheinen.

Was man aber diesen geheuchelten Palästen am wenigsten vergeben kann, das ist die Beeinträchtigung, welche die wahrhafte monumentale Architektur durch sie erfährt. Fürs Erste stumpfen sie das Auge ab gegen die Schmuckstücke einer reichen Architektur, gegen Säulen, Aediculen u. s. w., von welchen sie einen so überflüssigen Gebrauch machen, als wäre dergleichen billig wie Brombeeren.

Wahrlich man wünscht ein Gesetz herbei ähnlich jenem, das nach einer antiken Stelle zu schließen, in Griechenland bestand, welches verbot, außer bei den Häusern der Götter den Giebel zu verwenden und man möchte auf die Vermuthung kommen, daß jenes Gesetz nicht nur aus religiösen, sondern auch aus ästhetischen Gründen verlassen worden sei. Es schaden sodann diese Zinskästen, die sich überall mit in die Prospecte der öffentlichen Bauwerke hineindrängen durch ihre große Höhe. Sie machen es für die letzteren schwierig, zu imponiren.

Sie eigenen sich aber auch, der starken Zergliederung der Fassaden wegen, weder zu Einschiebseln zwischen die Monumentalbauten, noch zu Hintergründen für dieselben.

Die Monumentalarchitektur müßte eine solche Wucht der Formen annehmen, um damit noch zu contrastiren, wie sie kaum entfaltet werden könnte, ohne die Zwecke der betreffenden Gebäude zu beeinträchtigen.

Wir können unsere Philippika nicht schließen, ohne auch noch ein Wort des Tadels über den obern Abschluß dieser Zinskästen hinzuzufügen. Viele begnügen sich mit dem, die Vorderfassade abschließenden Hauptgesims, und die über den Nachbarbau hervorragenden Seitenflächen gehen leer aus, so daß ein Anblick entsteht, als wären ungleich hohe Stücke Käse nebeneinander gestellt. Glücklicher Weise ist bei den Gebäuden des Schottenrings, wo wegen des ansteigenden Terrains eine derartige Anordnung am empfind-

lichsten gewesen wäre, öfters durch Anbringung von Pavillons und Sellen Abhilfe getroffen worden.

Es versteht sich nun von selbst, daß unser Tadel nicht in vollem Umfang sämmtlichen Zinshäusern jener Periode gilt. Sieht man über jene unglückliche Voraussetzung der Schaffung einer Scheinpalastarchitektur hinweg, so muß man anerkennen, daß Schöpfungen vorhanden sind, welche als hervorragende architektonische Leistungen bezeichnet werden müssen. (Da wir keine Baugeschichte Wiens schreiben wollen, so müssen wir von einer namentlichen Aufführung der einzelnen Gebäude und Baumeister dieser neuesten Aera Abstand nehmen).

Sehr anzuerkennen ist der auffällige, große Fortschritt, der seit dem Beginn der Ringstraße gemacht wurde. Man hat sich mäßigen gelernt in Bezug auf Anwendung von Prachtformen, man weiß die Effecte besser zusammenzuhalten und zu gruppiren, berücksichtigt dabei auch mehr das Material. Der nordwestliche Theil des Rings, und die Gegend hinter dem Reichsrathsgebäude, dann auch die Hauptstraßen der äußeren Bezirke haben zur Bestätigung des Gesagten interessante Beispiele aufzuweisen.

Der Versuch, dem selbständigen deutschen oder englischen Familienhaus Bahn zu brechen, den Freiherr von Ferstel und R. von Eitelberger mit Hilfe des Cottage-Vereins unternahmen, konnte natürlich nur am Saume der Stadt einen Boden gewinnen.

Modernisirung der Altstadt.

Schwierigkeiten anderer Art, aber fast nicht minder groß als am Ring, fand die neue Privatarchitektur in der Altstadt zu bewältigen. Mit dem rapiden Anwachsen Wiens, mit der Steigerung des Verkehrs, fiel ihr hier die Aufgabe zu, zu renoviren, zu adaptiren, Stockwerke aufzusetzen, um die Höhe der Taxen zu übersteigen, die unteren Stockwerke dagegen in Läden aufzulösen. Den letzteren ist bei den Hauptstraßen und Plätzen natürlich Alles geopfert; die Gewölbe haben ihre gleißenden Eingeweide förmlich nach außen gedreht, eine Unsumme von Gegenständen hängt in den Ladenfenstern, jede denkbare Modification eines Gegenstandes und jedes Mal sogleich heerdenweise, damit es überhaupt noch auf das Publikum, dessen Augen von allen Seiten bestürmt werden, wirkt und dasselbe womöglich fesselt. Da sieht man z. B. dreißig bis vierzig blaugestreifte Hemden und schräg darüber ein Duzend Schirme derselben Art, Silberlöffel zu Hunderten wie eine große Aufschüttung von glänzenden Eiern, das ganze Schaufenster füllend, eine Compagnie Mikado-Odeurfläschchen u. s. w., den Hintergrund für diese schimmernde Auslage gibt das durch eben dieselbe dunkel gewordene Ladeninnere ab. Aber auch die Pfeiler zwischen den Fenstern sind in verglaste Schaufenster verwandelt. Längst haben es dagegen glücklicher-

weise die allermeisten Ladeninhaber aufgegeben, durch bunte Schilder oder solche, die vortreten, auffallen zu wollen, das gehört nur noch zu den Besonderheiten der äußeren Bezirke. In der Altstadt begnügt man sich fast durchweg mit eleganten Schildern, die in Gold auf Schwarz den Namen tragen; man will allen Accent auf die Schaufenster und das dort, wie ein leckerer Köder ausgelegte, schimmernde Tausenderlei fallen lassen.

Oft ist auch noch der nächste Stock als Gewölbe verwendet und ganz zu einem Glashaus aufgelöst, dessen immense Tafeln von einem dünnen, dunkel angestrichenen Eisengerüste zusammen gehalten werden. Kaum, daß man an der Ecke, die als Erker oder Pavillon ausgebildet ist, noch einen Mauerstreifen übrig gelassen hat. Am Stephansplatz z. B. begegnet man dergleichen seltsamen Erscheinungen. Auf einen solchen Untersatz, dessen Architektur von Cravatten, Hüten, Stöcken u. s. w. fast völlig verkleidet wird, noch fünf Stockwerke in Stein oder steinnachahmendem Stuck zu setzen, so daß im Ganzen etwas Erquickliches herauskomme —, das ist eigentlich eine Aufgabe, an welcher der Architekt verzweifeln muß. Dazu kommt noch, daß er in den meisten Fällen sich sagen kann, daß der Liebe Mühe ganz umsonst ist, da der Betrachter fehlt. Wenn das betreffende Gebäude nicht auf einem Platze steht, sondern in einer der engen Straßen, wie es eigentlich für die Wiener Verhältnisse die Hauptgeschäftsstraßen, die Kärnthnerstraße und der Kohlmarkt, doch sind — wem kommt es da in den Sinn, auf dem schmalen Trottoir, wo man genug aufzumerken hat, daß man bei dem Menschengewühl nicht angerannt wird, stehend oder gehend längere Zeit in die Höhe zu blicken, um eine Fassade zu betrachten? Und dennoch finden wir auch hier jene motivehäufende, marktschreierische Architektur.

So modernisiren sich denn die Geschäfts-Canäle der Altstadt immer mehr. Ob sich das Bild der Stadt dabei wirklich verschönert, ob es malerischer wird, das ist eine andere Frage. Wir fürchten fast, daß jetzt auch einige von den stattlichen alten Gebäuden, die im alten Wien sozusagen die Honneurs machten, und angenehme Oasen in dem Geschäftstrubel bildeten, wir meinen jene gemeindlichen und staatlichen Gebäude, welche durch die neuentstandenen Monumentalbauten am Ring ihre frühere Bestimmung eingebüßt haben, dem Geschäftsmoloch, dem Hotel- und Gewölbewesen der Weltfremdenstadt zum Opfer fallen.

Monumentalbauten am Ring.

Die eben erwähnten neuen öffentlichen Bauten am Ring waren es nun, welche dem neuen Wien seine anerkanntesten Züge verliehen haben. Wien befand sich in der glücklichen Lage, durch die Beseitigung seiner Festungswerke nicht nur eine prächtige, die Altstadt umringende Straße mit doppelter Baum-Allee zu gewinnen; es boten sich ihm durch den Verkauf der Bauplätze zugleich enorme Mittel, welche dazu ausreichten, um einige der für eine Weltstadt unzureichend gewordenen baulichen Hauptorgane durch

opulent gestaltete Neubauten zu ersetzen und eine Reihe weiterer Schöpfungen hinzuzufügen, welche die Bedürfnisse der Jetztzeit gebieterisch forderten.

Die Ministerien blieben in ihren ehrwürdig dreinschauenden, alten Gelassen, der Landtag von Niederösterreich gleichfalls; die Väter der Stadt begaben sich dagegen ihrer alten heimeligen, aber nur sehr mäßig großen Behausung und zogen in eine gewaltige, für zwölf Millionen Gulden aufgerichtete und mit zwei weiteren Millionen ausgestattete Hochburg, das Nachbild der Monumente stolzen Bürgerselbstgefühls, die in den niederländischen Städten sich erheben (das neue Rathhaus ist erbaut von Fr. Frhr. v. Schmidt.) Die Universität überließ ihren schönen, in stillem Versteck gelegenen, von der Jesuitenkirche bewachten Palast der Akademie der Wissenschaften und nahm an dem geräuschvollen Ring in einem hellen geräumigen, mit allem Comfort ausgestatteten Palaste ihren Sitz. (H. Freiherr v. Ferstel war es, der sie schuf.) Die Justiz erhielt eine neue Wirkungsstätte, etwas abseits von der Ringströmung. (Der Justizpalast ist von Alexander v. Wielemanns.) Der Reichstag nahm mit seinem Doppelgebäude Stellung als Gegenstück der Universität. (Das Reichsrathsgebäude errichtete Th. v. Hansen.) Ein Opernhaus pflanzte sich links von der Burg auf, ein neues Hofburgtheater rechts als Gegenüber des Rathhauses, während zwei großartige, ganz gleich gestaltete Museen, ein naturhistorisches und eine kunsthistorisches jenseits des Rings durch ihre parallele Aufstellung eine Fortsetzung des Burgplatzes schufen und die Richtung der projectirten neuen Flügel der Burg andeuteten. (Das Opernhaus ist von Van der Nüll und Siccardsburg, dessen gediegene, decorative Ausstattung von J. v. Stork, Gugitz und Andern. Das neue Hofburgtheater wird nach dem gemeinschaftlichen Entwurf von Gottfried Semper und Baron v. Hasenauer von dem letzteren ausgeführt. Das Gleiche ist der Fall bei den Museen.

Die bisher genannten Bauwerke nehmen die fast ebene West- und Südostseite des Rings in Beschlag und gruppiren sich um zwei rechtwinklige Hauptplätze und einen kleineren, dreieckigen Nebenplatz, der für das Reichsjustizgebäude geschaffen wurde.

An der Ostseite des Rings siedelten sich die Kunstlehranstalten und und die Locale für die Publicirung ihrer Production an, die Kunstakademie von Th. v. Hansen, das Künstlerhaus von Weber, der Neubau der Gesellschaft der Musikfreunde von Th. v. Hansen und die Kunstgewerbeschule, nebst zugehörigem Museum von H. Freiherrn v. Ferstel. Dazu gesellten sich das akademische Gymnasium von Freiherrn v. Schmidt und die Handelsakademie von Fellner.

Die Paläste zweier Erzherzoge, Ludwig Victor (von Freiherrn v. Ferstel) und Wilhelm (von Th. v. Hansen) und der Cursaal im Stadtpark (von Weber) dürfen gleichfalls zur Monumentalarchitektur hinzugerechnet werden. Die Bestimmung der angeführten Gebäude und die

Etablirung eines Stadtparks, der die Häuserkette unterbricht, machen diese Seite des Rings zu einem ruhigeren Quartier und prägen ihm einen anderen, aristokratischeren Charakter auf, als ihn die geschäftsbelebte Nordwestseite hat, obgleich dieser Charakter bei den auch hier nicht fehlenden Zinskästen, mit Gewölben und Wirthschaften nicht rein zum Ausdruck kommen kann. Ein Theil der genannten Gebäude steht auch gar nicht an der Ringstraße selbst, hat sich vielmehr an den stilleren und wohl auch billigeren Rand des Wiengrabens zurückgezogen.

An der Westseite des Rings, welche die schmutzigsten und betriebsamsten Viertel der Altstadt mit einer Einrahmung von pompösen Palästen garnirte, ließen sich die Börse (von Th. v. Hansen), das Telegraphenamt und die Polizei nieder.

Auch ein prächtiges Privattheater, das Ringtheater, erhob sich in dieser Gewinnatmosphäre, täuschte sich auch hinsichtlich des günstigen Standortes durchaus nicht, verfiel aber bekanntlich durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit einer entsetzlichen Katastrophe, die den Monarchen bewog, ein Sühnhaus an die Stelle des abgebrannten Tempels der Freude setzen zu lassen. Es ist dies jenes gothische Bauwerk Meister Schmidts, dessen charaktervolle Tüchtigkeit so wohlthuend von der es umgebenden prahlerischen Architektur sich abhebt.

Prospecte des Rings.

Aus den bisherigen Darlegungen läßt sich ein Theil der für die Disposition des Ringes maßgebend gewesenen Ursachen erkennen.

Ihre Bedeutsamkeit ist nicht in Abrede zu ziehen; es dürfte aber dennoch fraglich bleiben, ob diese Ursachen die jetzige Placirung der einzelnen Gebäude geradezu dictirten, ob es nicht vielmehr möglich gewesen wäre, gewissen Mißhelligkeiten zu entgehen und die künstlerischen, oder sagen wir lieber scenischen Effecte, auf welche man es doch offenbar abgesehen hatte, noch zu steigern.

Es fehlt an ihnen keineswegs, sie sind aber gerade an jenen Punkten, an welchen sich besonders Gelegenheit dazu geboten hätte, nicht vollkommen zur Entfaltung gelangt. Das ist z. B. der Fall mit dem Schottenthor, diesem bedeutenden Straßenknotenpunkt, der auf eine besondere Auszeichnung Anspruch gehabt hätte. Derselbe befindet sich nicht nur an einer bedeutsamen topographischen Stelle, indem die ansteigende nordwestliche Ringstraße hier ihr Ende erreicht; er bildet zugleich auch den Anfang des eigentlich monumentalen Quartiers.

Die Universität trägt dieser Situation nicht gehörig Rechnung; sie bietet dem auf dem Schotten-Ring Heraufkommenden keinen günstigen Anblick dar, wie sie auch zu dem Prospect der Votivkirche keine gute Seitencoulisse abgiebt. (Die Fassade der Universität ist überhaupt an und für sich nicht ganz geglückt, so viel Schönes sie auch enthält. Die richtige Ab-

stufung in der Bedeutsamkeit von Mittelbau, Zwischenflügeln und Eckpavillons fehlt, der Mittelbau dominirt nicht ausreichend genug. Weit gelungener ist das Innere als das Aeußere dieses Prachtbaues.) Der Prospect vom Schottenthor selbst gegen das Reichsrathsgebäude und die Museen ergiebt auch kein einheitliches Bild.

Ein interessantes Gemälde erhält man aber, wenn man sich an der Ostecke des Reichsrathsgebäudes aufstellt und gegen Nordwesten schaut. Man hat dann im Vordergrund zur Linken, in wirksamer, stark perspectivischer Verschiebung, das griechische Bauwerk, während zur Rechten in einiger Entfernung das neue Burgtheater mit seinen verschiedenen Gesteinsarten durch die Bäume hervorschimmert, welche es mit dem Haupte überragt. Den größeren Theil des Mittelgrundes dagegen nimmt die lange Seitenfassade der Universität ein, durch die Vegetation der Anlagen des Rathhausplatzes günstig unterbrochen und theilweise zugedeckt.

Ueber dem anmuthig, durch blaßblaugrüne Kuppeln belebten violetten Dache der Universität erscheint auch noch der obere Theil der Thurmhelme der Votivkirche. Durch die Entfernung zu zarten Silhouetten vergeistigt, stören sie nicht nur nicht, sie sind vielmehr als ein glücklicher pikanter Zusatz erwünscht.

Die Mittelpartie unseres Bildes vervollständigen die Allee der Ringstraße und ihre, von unserem Auge in perspectivischer Verjüngung enteilenden Schienenstränge der Pferdebahn, während der Hintergrund durch die Mündung der aufsteigenden Ringstraße und ein Stück der Häuserflucht des Platzes vor der Votivkirche gebildet wird.

Der gelbe Anstrich und das violette Dach des Maria Theresia-Hofes, der an jener Stelle steht, macht sich bei der großen Entfernung nicht unangenehm bemerklich.

Der eben geschilderte Prospect wird nun aber in seiner malerischen Einheit sofort vernichtet, wenn man von dem Eckpunkte des Reichsrathsgebäudes einige Schritte vortritt; denn alsbald rückt, unmittelbar aus dem griechischen Giebel herauswachsend, ein großer gothischer Thurm, nämlich der des Rathhauses, sammt dem finstern schwarzgrauen Dache desselben, von nächster Nähe gesehen in das Bild herein; es ist das schroffste Zusammenprallen der beiden sich so extrem gegenüberstehenden Stilarten.

Als einen weiteren hübschen Prospect verzeichnen wir jenen, der sich bei einer Aufstellung hinter dem Reichsrathsgebäude ergiebt, wo das Rathhaus, schräg vom Blicke gestreift, mit dem Vordertheil der Votivkirche sich zu einem Höhenbilde verbindet.

Die interessante Architektur des Burgtheaters ist leider an keinem größeren Prospecte als Hauptstück betheiligt und leidet in ihrer Erscheinung unter der Corona von Zinskästen, die dem Gebäude von einer Seite her dicht auf den Leib rücken.

Großartig und einheitlich wird der Platz vor der Burg zwischen den

Museen wirken, wenn einmal der Burgneubau und das Colossalmonument der Kaiserin Maria Theresia vollendet, sowie den Stallgebäuden am Südende ihre große Kahlheit benommen sein wird.

Leider sieht man sich auch am Ring vergebens nach einem bedeutend gestalteten Eingang in die Altstadt um, der zugleich als Zielpunkt den Thurm des Stephansdomes zeigen würde. Ein Anlauf wurde allerdings bei Anlage des Opernhauses, bei der Kärnthnerstraße sowohl, als auch am Albrechtsplatz genommen, aber etwas Befriedigendes ist nicht entstanden.

Was wir sodann besonders bedauern, das ist, daß ein solcher Eingang in die Altstadt nicht an jener Stelle geschaffen wurde, wo die Achse des Schwarzenbergplatzes auf den Rand der Altstadt trifft. Der Prospect von diesem Punkt aus in die äußere Stadt ist der schönste, bedeutendste, welchen der ganze Ring besitzt. Die Folge des von Palästen und palastartigen Gebäuden eingefaßten, mit einer Reiterstatue geschmückten Schwarzenbergplatzes, der Brücke, des Gartens und des Schwarzenberg'schen Sommerpalastes, dann dahinter und darüber aufsteigend das Belvedere mit seinem Gartenparterre — das giebt zusammen ein herrliches Bild. Wenn man sich nun aber umwendet der Altstadt zu, so setzt allerdings jenseits des Ringes die Schwarzenbergstraße diese großartige Avenue weiter, aber der Eingang in die Stadt ist nicht entsprechend hervorgehoben, die Straße selbst nimmt sich nicht bedeutend aus und bricht in kurzer Entfernung nach der Seilerstätte hin um, so daß unser Blick an einem öden, nichtssagenden Gebäude anprallt. Der Ausblick gegen das Belvedere hin kann wohl die Idee einer Triumphstraße erwecken, die sich eignen würde für ein aus einem siegreichen Orientfeldzuge heimkehrendes Heer, das im Vorüberziehen an den Schöpfungen Prinz Eugens dieses Helden gedenkt. Wenn man aber auf die Fortsetzung dieser Straße in das Innere der Stadt hinblickt, so fällt jene Idee sofort zu Boden.

Sehr zu beklagen ist es ferner noch, daß man die Carlskirche dieses prächtige Decorationsstück, das zu dem Flottesten gehört, was Wien aufzuweisen hat, nicht in gleicher Weise wie das Belvedere zum Schlußpunkt eines Prospectes gemacht hat. Die Straßenzüge der südöstlichen Quartiere des Rings nehmen nicht die mindeste Rücksicht darauf.

Durch eine dieser Straßen, die Canovagasse, wird man der Kirche allerdings ansichtig, aber diese Straße läuft nicht in der Achse jenes Gebäudes, ist auch zu schmal, so daß ihre Häuser das Bild der Kirche beschneiden; sie setzt sich auch nicht über die Wien hinüber fort. Es giebt überhaupt gar keinen Platz mehr, von wo aus die Kirche in ihrer günstigsten Wirkung gesehen werden könnte. Alt-Wien hatte einen solchen auf ihren Wällen; in Neu-Wien kann man sich nur mehr zur Betrachtung der Carlskirche an den Rand des Wiengrabens stellen; dort aber wird der Anblick der unteren Partien der Kirche durch die Gesträuche und Bäume der Anlagen beeinträchtigt.

Wir haben die bisherige Kritik an der Gestaltung des Ringes ganz vom künstlerischen Standpunkte aus unternommen und werden den letzteren, gemäß dem Charakter unserer Schilderung auch bei der folgenden Erörterung festhalten. Wir betonen aber ausdrücklich, daß wir uns dessen sehr wohl bewußt sind, daß die künstlerischen Momente nicht die ausschlaggebenden sein konnten.

Es war z. B. selbstverständlich, daß die Absicht, eine möglichst gute Communication zwischen innerer und äußerer Stadt herbeizuführen, sehr ins Gewicht fiel. Da wir die übrigen, sicher vorhanden gewesenen, mannigfaltigen offenen und geheimen Gründe nicht kennen, so kann es uns nicht beifallen, für die von uns vorgebrachten Aussetzungen die Schuld den Behörden zuzuschieben.

In Summa ist immer zuzugestehen, daß man es erreicht hat, den Ring zu einer der prächtigsten und großartigsten Straßen der Welt zu machen, daß aber allerdings dieser architektonische Festzug nicht so voll und ganz, als man es möchte, die Bewunderung hervorruft.

Zwei Dinge waren es, welche, abgesehen von den obenerwähnten Ursachen, einer schönen Krystallisation störend entgegenwirkten: der schon geschilderte hastige, in prahlerische Wucherungen sich ergehende Privatbau, und der Mangel an einer bestimmten Stilrichtung in der Architektur jener Zeit überhaupt. Was den ersten Punkt betrifft, so hätte man entweder den Privatnutzbau gänzlich fern halten müssen, was die Finanzirung nicht zuließ, oder aber es wäre zur Bedingung zu machen gewesen, daß derselbe bescheiden, gleichsam als bloßes Füllmaterial zwischen den Monumentalbauten sich einfüge, bescheiden im Ausputz der Fassaden und mäßig in der Höhe. Die letztere Forderung hätte freilich ebenfalls wieder mit dem Budget collidirt. Wie vortheilhaft eine einfache, anspruchslose Architektur als Hintergrund für die Pracht der Monumentalbauten gewesen wäre, kann man bei dem an und für sich langweiligen, linken Flügel der Residenz bemerken, der sammt seinem Ziegeldach mit den Museen weit besser zusammenklingt als die benachbarten mit Architekturschmuck überladenen Zinskästen.

Die Stilfrage.

Von noch größerer Wichtigkeit für die Ringstraße war die Stilfrage, die für den Monumentalbau namentlich in Betracht kam. Es konnte nicht davon die Rede sein, einen besonderen Stil vorzuschreiben, da die Zeit keinen eigenen, einheitlichen Stil besaß. Die Maximilianstraße in München bildete überhaupt eine Warnung vor zu eng bindenden Vorschriften.

War es dann aber nicht richtig, daß man die bedeutenden Individualitäten von Architekten, welche zur Verfügung standen, jede das aussprechen ließ, was sie sich bisher auf dem Wege besonderer Entwickelung erworben? Ganz gewiß, es war der einzige Weg, überhaupt etwas Erfreuliches zu erhalten. Diese Individualitäten waren aber in ihrem Wollen

und Können nicht so begrenzt, als daß sich nicht allgemeine Programme hätten aufstellen lassen, auf welchen mehrere zu harmonischer Zusammenwirkung sich vereinigen konnten, ohne ihre Eigenart einzubüßen.

Vor Allem hätte unseres Erachtens ein Stil ausgeschlossen bleiben müssen, der unserem Klima fremd ist, die griechische Antike. Das Thema des darin sich kleidenden Reichstagsgebäudes eignet sich zwar noch am besten dafür, und das Auge hängt mit Freude an diesem edlen Architekturwerk, wenn dasselbe auch nicht durchweg eine glückliche Gestaltung erhalten hat, wie denn z. B. die Seitenfassaden mit den Karyatiden nicht ganz befriedigen. Aber auch, was den Genuß der Hauptfassade betrifft, so mischt sich doch, und, je länger man in Wien verweilt, immer stärker, darin die Empfindung des Fremdartigen, das nicht nach Wien, nicht nach Oesterreich paßt, zu dem die Abgeordneten nicht passen, die da ein- und ausgehen, das aber namentlich auch nicht zu den übrigen Bauwerken der Ringstraße paßt. Der Mißgriff wird auch an dem Gebäude selbst offenbar durch die nicht zu umgehenden hohen Schlöte der Heizungsanlage, über deren Bestimmung hinwegzutäuschen der Baumeister zu dem bedenklichen Mittel gegriffen hat, diese untergeordneten Bauelemente als Prachtsäulen mit vergoldeten Statuen zu gestalten, als wären es Triumph-Monumente. Rauch und Ruß spotten aber ihrer Meister. Hansen hat offenbar eine gewisse Vorliebe für dieses Auskunftsmittel, denn er hat es vor dem Reichsrathsgebäude schon einmal angewandt, und zwar an der Börse, die, wenn nicht ganz antik, doch in antikisirendem Stile gebaut ist. Er hat dieses Bauwerk mit einem Sculpturenschmuck versehen, der sich auf das Meer bezieht. Neptun mit seinen Seerossen tummelt sich über dem Dache unter dem die Börse brandet, die in dem ewigen Auf- und Niederwogen der Curse, in ihrer Ebbe und Fluth wohl an das Meer erinnern kann. Aber dieses Gleichniß, wenn es wirklich beabsichtigt gewesen ist, nun so weit zu verfolgen, daß man Kaminschlöte in der Form zweier toscanischer Säulen mit Schiffsschnäbeln, von Dreifüßen bekrönt, auftreten läßt, das streift denn doch an's Komische. (Uebrigens dürften jene Säulen als die Vorbilder der Tegethoffsäule zu betrachten sein.) Wir möchten noch die Gelegenheit benützen, darauf aufmerksam zu machen, daß das Fehlen der Zügel in den Händen der Victorien, die das Dach des Reichrathsgebäudes schmücken, nicht nur unantik, sondern ästhetisch überhaupt ein Unding ist.

Was dann die übrigen Stilarten betrifft, so hätte man die Gothik und jene Architekturen, welche von der italienischen Renaissance sich abgeleitet haben und ihrem Charakter nahe geblieben sind, auseinander halten sollen; sie vertragen sich nicht; eines zerstört immer wieder die Stimmung, die das andere hervorbringt.

So schön die Gebäude des Rathhausplatzes an und für sich sind —

der Platz als solcher ist kein Ganzes. Das ernste, burgartig trotzige, gothische Rathhaus will nichts wissen von der idyllischen Stufe des antiken Reichsrathsgebäudes, von der klassischen Heiterkeit des Hochrenaissancebaues der Universität, und vollends nichts von seinem Gegenüber, dem üppigen, von der flotten Wiener Plastik glänzend geschmückten Hofburgtheater, bei welchem der Geist der edleren Werke des Barockstils sich mit moderner Eleganz, mit einem Hauch französischen Theatereffectes durchdringt.

Schreiten wir weiter entlang dem Ring, so werden wir immer wieder von einem Stil in den andern geworfen. Hinter dem Reichsrathsgebäude folgt der Justizpalast, der Spuren der deutschen Renaissance an sich trägt, dann gelangen wir, eine Zinskastenarchitektur streifend, zu den edlen Museen, in welchen eine glückliche Vereinigung von italienischer und französischer Renaissance vollzogen ist.

Weiterhin haben wir das etwas schwerfällige Operuhaus, bei dessen Schätzung übrigens in Betracht zu ziehen ist, daß es einer der frühsten Bauten des Rings ist. Reminiscenzen italienischer und Anklänge an französische und englische Frührenaissance, sind daran zu erkennen.

Die auf der anderen Seite befindliche, etwas zurückgeschobene Kunstakademie, der ein großer Zug nicht abzusprechen ist, giebt italienische Hochrenaissance, mit einem Beisatz von griechischer Antike und experimentirt mit einer farbigen Belebung der Fassade, mit Bildern auf Goldgrund, wie es von dem Erbauer schon am Heinrichshof versucht worden ist. Der Palast des Erzherzogs Ludwig Victor zeigt wieder italienische Renaissance mit einem Zusatz der Stilweise Louis XIV. verschmolzen. Der Palast des Herzogs von Coburg ist, wie oben bemerkt, schon älter, aus der vierziger Jahren, und will italienische Hochrenaissance darstellen. Seine schwächliche Säulenarchitektur hat ihm den Spitznamen „Spargelburg" zugezogen.

Der Palast des Erzherzog Wilhelm, in edlem Material erbaut, erinnert an die Bauwerke aus der Spätzeit des XVI. Jahrhunderts, erhält aber einen eigenthümlich romantischen Beigeschmack durch das Obergeschoß mit Heroldkaryatiden, die sich auf die Würde des Großmeisters des Johannitordens, welche den hohen Herrn bekleidet, beziehen. Der Cursaal im Stadtpark, für seine Zeit eine tüchtige Leistung, ist von einem banalen Protzen mit den Architekturformen nicht frei geblieben. Den Anschluß dieser Reihe macht das k. k. Museum für Kunst und Industrie, ein schöner Versuch v. Ferstel's einer modernisirten lombardischen Terracottarenaissance mit Aufputz von Gold und farbigem Mosaik.

Am anderen Ende des Ringes folgen sich in ebenso buntem Wechsel die antikisirende Börse, das gothische Sühnhaus, die moderne Verandaarchitektur der Polizei, palastartige Bauten palladianischer Art mit Sellen über den Ecken und solche, die sich in einer Art üppiger Prosceniumslogenarchitektur gefallen, einem Motiv, das überhaupt in Wien Anklang ge-

funden hat und besonders für die Eckbildungen in den Verkaufsstraßen, in Verbindung mit einem Pavillonthurme beliebt ist. Hervorragende Beispiele sind der Ziererhof und ein Haus am Stephansplatz.

Wäre es nun möglich gewesen, diesem bunten Vielerlei zu entgehen? Ganz jedenfalls nicht, bis zu einem gewissen Punkte aber doch wohl.

Indem wir diese Vermuthung aussprechen, setzen wir allerdings voraus — worüber wir eine bestimmte Information nicht besitzen, — daß die schon früher angedeuteten Ursachen, welche zu der jetzigen Disposition des Rings geführt haben, nicht so zwingender Natur gewesen, daß sie nicht eine erhebliche Verschiebung des Programms gestattet hätten.

Der Grundfehler der neuen Bauentfaltung bestand unseres Erachtens darin, daß sie sich zu wenig um das Bestehende, um die Architektur der Altstadt kümmerte, daß sie nicht an die alte Tradition, die früher schon eine Unterbrechung erlitten hatte, wieder anknüpfte. Dazu wäre freilich eine andere Schätzung der Architektur früherer Zeit vor allem der Barockarchitektur nöthig gewesen, als sie damals in der ganzen Architektenwelt gang und gäbe war. Hätte diese Anknüpfung stattgefunden, so würde man von selbst dazu gelangt sein, Bauten verwandter Bestimmung zusammenzustellen und damit Bilder von einheitlicherem Charakter zu gewinnen. Wie naheliegend wäre es z. B. gewesen, eine Art von städtischem Forum zu schaffen, einen Platz, beherrscht vom Rathhaus, dessen übrige Seiten, das Gerichtsgebäude, die Polizei, die Börse und die Post gebildet haben würden. Andererseits hätte sich z. B. auch eine Zusammenstellung einiger dieser Gebäude mit der Votivkirche empfohlen. Diese gesammte Gebäudegruppe würde einen specifisch städtischen Charakter gehabt haben. Sie hätte deshalb in ihrer Architektur an das alte Wien erinnern dürfen, Gothik und nordische Renaissance, welche beide sich gut mit einander vertragen, hätten ihr wohl angestanden.

Wenn nun aber allenfalls auch die Börse und die Post es nicht über sich hätten gewinnen können, sich von der Wipplingerstraße und dem Quartier, das sich nördlich daran anschließt, loszureißen, und die vierte Seite des eben vorgeschlagenen Forums frei geblieben wäre, so hätte man dafür den Platz mit der Altstadt durch eine entsprechende architektonische Vermittelung sehr schön in Verbindung setzen können.

Auf einem zweiten Platz würden sich sodann Kunst und Wissenschaft haben zusammenfassen lassen, indem man die Universität, die Kunstakademie, das naturhistorische und das kunsthistorische Museum zusammengestellt hätte. Die der italienischen Hochrenaissance verwandte Architektur der Universität und der Museen würde hier entsprochen haben.

Ein dritter Platz endlich hätte den Glanz der Krone und das Ansehen der Staatsgewalten zur Erscheinung zu bringen gehabt. Zu der erneuerten Hofburg mit ihren Dependenzen, worunter wir auch das Burgtheater und das Opernhaus rechnen dürfen, hätte sich das Reichsraths-

gebäude und eventuell ein neues Landtagsgebäude leicht gesellt. Allenfalls hätte sich aber auch eine besondere Gruppirung des Burgtheaters und Opernhauses mit den Museen, der Kunstakademie oder dem Musikgebäude empfohlen.

Beim Neubau der Hofburg soll in der That geschehen, wie wir dem, zu Anfang unseres Artikels citirten Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" entnehmen, was sich als Consequenz obiger Vorschläge ergiebt: daß die Architektur dieses Neubaues die glänzenden Zeiten des Kaiserhauses unter Carl VI. und seiner großen Tochter Maria Theresia nicht verleugnen, vielmehr mit den alten Theilen der Hofburg in eine innige Verbindung treten wird.

Wenn wir einer solchen Vielheit der Stile, wenn auch nach Gruppen gesondert, bei den Monumentalbauten des Rings das Wort reden, so geschieht es natürlich nur im Hinblick auf die damals gegebene Situation, die sich aus folgenden Momenten zusammensetzte: Aufgabe der organischen Einfügung einer Neustadt in die alte Doppelstadt, Mangel einer eigenen Stilart zu damaliger Zeit und Vorhandensein einer Anzahl hochbedeutender Architekten von ausgesprochen verschiedener künstlerischer Individualität und demgemäß verschiedener Stilrichtung.

Das sind aber Betrachtungen post festum! Die selten sich bietende großartige Gelegenheit ist vorüber, das Bild ist fast vollständig fixirt. Mit Ausnahme der neuen Hofburg, die eben im Entstehen begriffen ist, stehen alle jene Bauten äußerlich fertig da, und nur im Innern der Museen und des Burgtheaters ist die gestaltende Kraft noch in Thätigkeit.

Vielleicht, daß die Nordostecke des Rings, die ohnedieß etwas kahl ausgefallen ist, noch ein Monument oder eine Baumgruppe als Abschluß erhält oder nach Entfernung der Kasernen der Eingang zur Neu- und Altstadt durch ein bezeichnendes, großartiges Bauwerk markirt wird?

Die Aufstellung von weiteren Monumenten und von Brunnen würde überhaupt dem Ring sehr zu Statten kommen. Dieselben würden ihn gliedern und wohlthätige Ruhepunkte schaffen. Bei dessen großer Breite wäre eine Störung des Verkehrs nicht zu befürchten. Ein Mittel, um die schroffen Stilcontraste des Rings einigermaßen zu mildern und einige Prospecte günstiger zu gestalten, böte sich auch in der Vegetation, die in richtiger Vertheilung hier an dem einen Punkt zur Vermittlung des Uebergangs, dort, an dem andern zur Maskirung verwendet werden könnte. Theilweise ist dies bereits geschehen; an manchen Orten beeinträchtigen aber die Bäume die Architektur dadurch, daß sie dieselbe nicht nur da und dort malerisch unterbrechen, sondern zu viel davon verdecken, wie dies z. B. bei der Vorderfront der Universität der Fall ist.

Wir erlauben uns auch zu bemerken, daß wir die Anpflanzung des Rathhausplatzes in der Art eines englischen Parks bei der verhältnißmäßigen Kleinheit des Grundes nicht für entsprechend halten. So sehr

wir im Uebrigen für Vegetation schwärmen, dort scheint sie uns zu viel von dem Platz in Anspruch zu nehmen. Es fragt sich überhaupt, ob nicht eine Bepflanzung der Ringstraße in der Art der Straße unter den Linden in Berlin, wobei nur eine breite Allee in der Mitte für die Fußgänger angeordnet ist, geeigneter gewesen wäre, als die Vertheilung in zwei Alleen und drei Fahrstraßen.

So viele Bedenken man nun aber auch über den Ring als Ganzes betrachtet äußern kann, so ist immerhin anzuerkennen, daß seine Monumentalbauten in der Architekturentwickelung unserer Zeit Epoche gemacht haben, und daß sie von den Architekten von ganz Europa als Vorbilder betrachtet und studirt werden. Die großen Concurrenzen der letzten Zeit haben, Zeugniß davon abgelegt.

Neueste Privatarchitektur.

Die Einwirkung der Ring-Monumentalbauten auf die jüngste Wiener Privatarchitektur ist natürlich auch nicht ausgeblieben; die letztere sticht durch maßvollere Behandlung der Fassaden, durch ein lebensvolles, gebildetes Detail vortheilhaft ab gegen die früheren, schwulstigen Stuckbackwerke. Die Reichsrathsstraße, der Bezirk „Landstraße" und die Schwindstraße in dem Bezirk „Wieden" haben z. B. recht tüchtige Leistungen und sehr interessante, verschiedenartige Lösungen des schwierigen Problems vielstöckiger Fassaden mit Gewölben im Parterre aufzuweisen.

Wie aber die Ringstraßenbauten selbst keine einheitliche Richtung verfolgen, so hat eben leider die modernste Wiener Architektur bis dato auch noch keine solche gewonnen. Neben dem Boulevardladenstil treffen wir Anläufe zur deutschen Renaissance, Verquickungen von niederländischer Renaissance in Backstein und Haustein mit französischer Bauweise, dann wieder Reminiscenzen an italienische Hochrenaissance.

Ganz in der Nähe des Burgtheaters, in der Teinfaltstraße, sieht man sich dann in einer Gasse zwei neuen Bauwerken gegenüberstehen, wo bei dem einen für die unteren Stockwerke florentinische Paläste der Frührenaissance Pathe gestanden, während das andere eine entschiedene Reproduction des Rococo darstellt. Noch am meisten durchgeschlagen haben in neuerer Zeit, wie gesagt, gewisse Motive des gemäßigten Barockstils.

Wer die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Geschmacks- und Stilentwickelung in der Architektur in einem gewissen Zusammenhang steht mit dem politischen Leben eines Staates, wird allerdings gegenwärtig, wo sich in Oesterreich die verschiedenartigsten Strömungen kreuzen und in ihrer Kraft schwächen, wo zum stetigen Fortgang des Staatsschiffes fortwährende Compromisse zwischen den einzelnen Staaten nöthig werden, die keinem derselben, wenigstens diesseits der Leitha nicht, eine starke Betonung seiner Entwicklungsrichtung erlauben, ein baldiges Herauswachsen einer einheitlichen Stilweise in Wien nicht erwarten.

Wird ja doch die Hervorbringung eines einheitlichen, eingeborenen Stiles auch in andern Ländern und Städten, wo solche Zustände nicht vorhanden sind, schwer gemacht durch die starken Influenzen von überallher, welche aus der Leichtigkeit des Verkehrs entspringen. (Ein Zeugniß dieser internationalen Mobilität des XIX. Jahrhunderts bilden z. B. in Wien die beiden Rothschild'schen Villen in der Nähe des Belvedere. Es ist als wenn man Exemplare von der bekannten, faden, geleckten Eleganz, wie sie sich in der Umgebung von Paris vorfinden, aufgehoben und direct, sammt Garten und Gartenthor, nach Wien versetzt hätte. In der That sind dieselben auch von Pariser Architekten erbaut worden.)

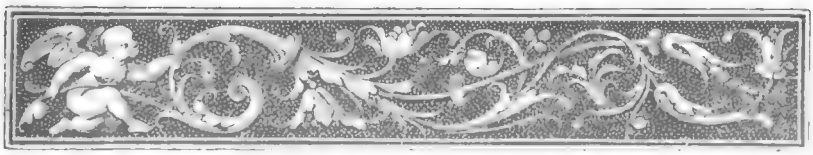
Der Mangel einer ausgesprochenen, herrschenden Stilrichtung ist für Wien um so mehr zu bedauern, als sich der dortigen Privatarchitektur bereits wieder ein nicht geringes neues Feld eröffnet. Die Kaiserstadt an der blauen Donau hat sich bisher in gemessener Entfernung von ihrem Strom gehalten, mit dem ihr Ruhm so eng verwachsen ist. Die Ueberschwemmungen waren es, denen der buschige Strand, der Wohnort von Kaninchen, seine Existenz verdankte. Nachdem aber nun mit einem Aufwande von 32 Millionen von 1870 bis 1877 die Correction ausgeführt worden ist, eilt der Strom mit unwiderstehlicher Gewalt, doch genau auf der ihm gewiesenen geraden Straße, unter den mächtigen über ihn gespannten Brücken hindurch, nach Westen, der anderen Reichshälfte zu. Alsbald wagen sich auch Häuser nahe an ihn heran und es dürfte nicht allzulange dauern, bis der Prater eine Einsäumung von Straßen erhalten, in welchen der landende Schiffer, außer den Lagerhäusern für seine Fracht alles andere finden wird, was er sucht: Hotels, Restaurationen, Cafés, Gewölbe u. s. w.

Der Prater wird es verhindern, daß diese Neustadt eine große Tiefe erhält; dennoch wäre es sehr zu beklagen, wenn nicht an ihre Gestaltung mit allem Vorbedacht und mit Geschick herangegangen würde, wenn man das Häuserkericht, das sich bereits dort einfindet und von Trockenwohnern besetzt ist, sich vermehren ließe.

Wir glauben entschieden, daß diese Strandanlage eine Zukunft hat, und daß auch das jenseitige Ufer, an dem jetzt fast nur Badeanlagen sich befinden, bald eine Besiedlung erhalten wird.

Möge bis dahin Wien, wie im Leben, so auch in der Architektur seinen richtigen Ton wiedergefunden haben, so daß die Häuser, die das Ufer besäumen, den zu Schiff Herankommenden als echte Wiener Kinder mit sympathischen Physiognomien begrüßen!

Anmerkung. Im vorigen Heft auf Seite 197 Zeile 23 von oben muß es heißen statt „leider untersagten" — „biderb untersetzten" und auf Seite 201 Zeile 9 von unten statt „nachträglich wurde" — nachträglich geschaffen wurde."



Kaiser Wilhelm
und die Reorganisation der preußischen Armee.

Von

Hermann Kunz.

— Berlin. —

Noch steht ganz Deutschland unter dem Eindruck des gewaltigen Schmerzes über den Tod unseres geliebten Kaisers Wilhelm. Wir wissen nicht, welchen Beinamen die Geschichte dermaleinst dem Begründer der deutschen Einheit geben wird, das aber wissen wir bestimmt, daß sein Name unter den Allerersten glänzen wird bis in die fernsten Zeiten. Kaiser Wilhelm war in allen seinen Unternehmungen vom Glück in außergewöhnlicher Weise bevorzugt. Er war ein Lieblingskind der Vorsehung. Aber die Vorsehung ist gerecht, sie gewährt dauernde Gunst nur dem Würdigen, und würdig dieser Gunst des Glückes war Kaiser Wilhelm in jeder Beziehung.

Eine seiner hervorragendsten Eigenschaften ist allezeit eine fast übermäßige Bescheidenheit gewesen. Er liebte es, die Männer in den Vordergrund zu stellen, welche als seine treuen Gehülfen und Berather so großen Antheil an den erstaunlichen Erfolgen hatten, die Preußen und demnächst Deutschland in den letzten Jahrzehnten errungen hat, während er selbst fast allzu bescheiden sich mit dem Ruhme begnügte, diese ausgezeichneten Männer richtig gewürdigt und an ihren richtigen Platz gestellt zu haben. Das lag in der großartig angelegten Natur unseres hochseligen Heldenkaisers tief begründet, aber das kann ihn auch nur um so höher heben in den Augen aller Kundigen vor dem Forum der Geschichte.

Ein Werk aber giebt es, welches recht eigentlich sein eigenstes Werk ist und gleichzeitig die Grundlage gebildet hat für alle späteren Erfolge, das ist die Reorganisation der preußischen Armee.

Nach den Befreiungskriegen im Anfang unseres Jahrhunderts blieb in Preußen die allgemeine Wehrpflicht bestehen. Die Dienstpflicht betrug 3 Jahre bei der Fahne, 2 Jahre in der Reserve, 7 Jahre in der Landwehr ersten Aufgebots, 7 Jahre in der Landwehr zweiten Aufgebots, im Ganzen also 19 Jahre. Die Landwehr erhielt mithin einen ganz anderen Charakter als sie während der Feldzüge von 1813—1815 gehabt hatte. Während dieser Feldzüge bestand nämlich die Landwehr aus Mannschaften, welche fast durchweg nicht im stehenden Heere gedient hatten, für die also auch der Militärdienst etwas ganz Neues war. Nur die Offiziere hatten meistens im stehenden Heere gedient, die Bataillonscommandeure waren durchweg frühere Offiziere.

Ursprünglich sollte die Landwehr nur als Reserve der Feldarmee dienen und nur in der Vertheidigung thätigen Antheil am Kriege nehmen. Der Zwang der Verhältnisse führte jedoch schon nach dem Waffenstillstande im August 1813 die Landwehr auch auf die Schlachtfelder. Sie leistete damals zum Theil sehr Gutes, ganz hervorragenden Antheil nahm sie an den Schlachten von Großbeeren, Hagelsberg, Dennewitz und an der Katzbach. Freilich waren ihre Verluste durch Abgang von Kranken, Maroden und Vermißten ganz unverhältnißmäßig groß, wie sich dies aus der Ungeübtheit der Mannschaften im Ertragen von Strapazen, im Marschiren und Bivouakiren ganz von selbst ergab. Durch das Gesetz vom 3. September 1814 änderte sich die Zusammensetzung der Landwehr vollständig. Die einzelnen Jahrgänge des stehenden Heeres traten nunmehr zur Reserve und aus dieser zur Landwehr über. Es wurde damit beabsichtigt, daß in Zukunft die Landwehr nur noch aus Mannschaften bestehen sollte, welche bereits im stehenden Heere gedient hatten und welche mithin auch mit allen Anforderungen des militärischen Lebens vertraut waren. Leider konnte das Gesetz nicht in diesem Sinne zur Durchführung gelangen. Preußen hatte allzusehr gelitten unter dem Aussaugesystem Napoleons, der jahrelangen Occupation, der unmittelbar die furchtbaren Opfer folgten, welche die Freiheitskriege mit sich brachten. Aeußerste Sparsamkeit war geboten.

Es wurde daher nur ein Theil der zum Heeresdienst brauchbaren Mannschaften in das stehende Heer eingereiht, während der Rest als Landwehrrekruten nothdürftig ausgebildet wurde und dann sofort zur Landwehr übertrat. Darin lag eine große Ungerechtigkeit, denn ein Theil der Wehrpflichtigen wurde sehr bedeutend, der Andere sehr wenig belastet.

Nur das Loos entschied darüber, welchem Theile der einzelne Ausgehobene angehörte. Die Hauptsache aber war, daß die Landwehr durch diese Maßregel eine große Zahl von wenig brauchbaren und recht ungeübten Elementen in sich aufnehmen mußte, wodurch sie naturgemäß jede Einheitlichkeit verlor. Sie formirte noch dazu eigene Brigaden, so daß also ein Truppenkörper von sechs Bataillonen ausschließlich aus Mann-

schaften bestand, deren Tüchtigkeit sich mit derjenigen der Linientruppen gar nicht in Vergleich stellen ließ.

Die Offiziercorps der Landwehr entbehrten gleichfalls des einheitlichen Gepräges, sie ergänzten sich aus übertretenden Linienoffizieren, freiwilligen Jägern, Unteroffizieren mit Grundbesitz und Kreiseingesessenen mit gewissen Einkünften. Diese letztere Einrichtung zeigte ihre Schattenseiten schon in den Friedensjahren, obschon die Uebungen der Landwehr so knapp bemessen waren als nur denkbar.

Schon in der politisch ernsten Zeit der Jahre 1830/31 ergab sich klar genug, daß die Organisation der Armee nicht mehr auf der Höhe der Zeit stand. Zunächst suchte man die Zusammensetzung der Landwehr dadurch zu verbessern, daß man die Landwehrrekruten aufhob und alljährlich eine größere Anzahl von Rekruten in das stehende Heer einreihte. Dies ließ sich wiederum finanziell nur dadurch ermöglichen, daß man die Dienstzeit bei der Fahne für alle Fußtruppen auf 2 bis 2½ Jahre verringerte. Sehr ungern entschloß man sich zu dieser Verringerung der Dienstzeit, jedoch gingen nunmehr wenigstens alle zum Heeresdienste Ausgehobenen auch durch die Schule des stehenden Heeres hindurch, ehe sie in die Landwehr eintraten. Von 1842 an änderte man auch die Zusammensetzung der Landwehroffiziercorps. Sie bestanden seitdem nur noch aus übertretenden Linienoffizieren und einjährig Freiwilligen, welche das Landwehroffiziereramen bestanden hatten und vom Offiziercorps gewählt wurden. Die Jahre 1848, 1849, 1850 zeigten die völlige Unbrauchbarkeit des bisherigen Systems. Die Mobilmachungen waren schwierig gewesen und hatten sehr viel Zeit gekostet, die Landwehr hatte namentlich 1848 sich durchaus nicht bewährt, vielmehr vielfach sich als unzuverlässig erwiesen. Es hatte sich sehr unzweideutig gezeigt, daß Preußens Heer nicht in der Lage war, der Stellung Preußens als Großmacht zu entsprechen. Noch freilich versuchte man eine Besserung der Zustände mit kleinen Mitteln.

Die Landwehrbrigaden wurden aufgelöst und von 1862 an je ein Linien- und ein Landwehrregiment in eine Brigade zusammengestellt und zwar so, daß das Linienregiment aus den drei Landwehrbataillonsbezirken des zugehörigen Landwehrregiments seine Rekruten erhielt. Auch wurde die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt.

Alle diese Aenderungen und Verbesserungen konnten jedoch die vorhandenen Uebelstände nur etwas ausflicken, nicht aber heilen. Der größte dieser Uebelstände war der, daß seit 1815 die Bevölkerung sich verdoppelt hatte, während die Zahl der jährlich eingestellten Rekruten auch nicht annähernd der Zahl der zum Heeresdienst geeigneten ausgehobenen Männer entsprach. Es wurden jährlich 63 000 Mann als Rekruten ausgehoben, aber nur 40 000 thatsächlich eingestellt.

Die ganze Entwickelung des preußischen Heerwesens seit 1815 hatte

Niemand mit so aufmerksamem und sachkundigem Blicke verfolgt als der hochselige Kaiser Wilhelm.

Im Jahre 1824 berief ihn das Vertrauen seines hohen Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III., zur Führung des dritten Armeecorps. Im Jahre 1838 erhielt Prinz Wilhelm das Generalcommando des Gardecorps. Vielfach bot sich dem Prinzen die Gelegenheit, fremde Truppen zu sehen und gründlich kennen zu lernen; so 1822 in Holland, Belgien, Italien; 1823 in Rußland, hier ebenso 1832 und 1835, in welchem Jahre er im Lager von Kalisch sogar russische Truppen unter seinem Commando hatte. 1835 sah er württembergische Truppen bei Stuttgart, 1840 das achte deutsche Bundescorps in den Manövern bei Schwetzingen, 1841 Oesterreicher, 1850 und 1851 russische Truppen bei Warschau, 1852 englische Truppen im Lager vom Chobham, dann im selben Jahre Oesterreicher bei Olmütz.

Der strebsame Prinz sah alles mit offenen Augen und beurtheilte die militärischen Verhältnisse mit einer ganz ausnahmsweisen Schärfe und Klarheit. Die reiche Gelegenheit aus dem Zustande fremder Armeen zu lernen, die ihm so oft geboten wurde, hat er auf das rühmlichste ausgenützt, sehr zum Heile für Preußen und Deutschland.

1848 erlebte Prinz Wilhelm, seit der Thronbesteigung seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., Prinz von Preußen genannt, jene traurigen Märztage in Berlin, in denen er vom Volke so schmählich verkannt wurde und in denen man sein Palais nur dadurch vor der Zerstörung durch die Volkswuth schützen konnte, daß man an die Thorflügel desselben „Nationaleigenthum" schrieb. Der Prinz von Preußen mußte bekanntlich in Folge jener Märztage nach England gehen, von wo er erst Anfang Juni d. J. zurückkehrte.

Im Juni 1849 wurde er zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee in Baden und in der Pfalz ernannt. Es gelang ihm in kurzem Feldzug die Rebellen niederzuwerfen und die Ordnung wiederherzustellen. Bei dieser Gelegenheit lernte der Prinz die deutschen Bundestruppen auch vor dem Feinde kennen. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen.

Im Jahre 1850 durchlebte er die trübe Zeit der Erniedrigung Preußens, welche durch den Vertrag von Olmütz besiegelt wurde. Er erkannte klar die wahren Ursachen der militärischen Schwäche, welche Preußen damals zur Nachgiebigkeit zwangen. Noch aber konnte er nicht durchgreifen und helfen.

Am 7. Oktober 1858 übernahm der Prinz von Preußen für den erkrankten König Friedrich Wilhelm IV. die Regentschaft, nachdem er ihn bereits seit dem 23. October 1857 vertreten hatte.

Von hoher Bedeutung sind die Worte des Prinzregenten, welche er am 8. November 1858 an sein neu ernanntes Ministerium richtete:

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachsthum

erkämpft. Ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege der Befreiungskriege bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß Manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschaale legen zu können."

Noch änderte der Prinzregent nichts an der bestehenden Organisation, aber schon die Mobilmachung des nächsten Jahres 1859 deckte auf's Neue in greller Weise die vorhandenen Schwächen der preußischen Armee auf. Es kam bekanntlich für Preußen nicht zum Kriege und nun ergriff der Prinzregent sofort die günstige Gelegenheit, die lange beabsichtigten Reformen in's Werk zu setzen. Umfassende Neuformationen traten in's Leben, vorläufig noch ohne Genehmigung des Landtages.

Die Grundgedanken der neuen Heeresorganisation waren folgende: Bedeutende Vermehrung des stehenden Heeres, so daß alle wirklich tauglichen Männer auch zur Einstellung gelangen konnten, Verlängerung der Reservedienstzeit von 2 auf 4 Jahre, dagegen bedeutende Entlastung der Landwehr, indem die Dienstzeit beim ersten Aufgebot von 7 auf 5 Jahre und beim zweiten Aufgebot von 7 auf 4 Jahre ermäßigt wurde.

Bisher hatte man zur Aufstellung von 400 000 Mann 12 Jahrgänge gebraucht, darunter 7 Jahrgänge der Landwehr, also meist verheirathete Leute; jetzt waren nur 7 Jahrgänge der Linie und Reserve zur Aufstellung derselben Truppenmasse nöthig. Die Landwehr schied aus der Feldarmee vollständig aus. Eine sehr namhafte Erleichterung für die Familienväter war die unmittelbare Folge der neuen Heeresordnung, die freilich erst nach ihrer völligen Durchführung wirksam werden konnte.

In der Thronrede vom Januar 1860 empfahl der Prinzregent die neue Vorlage dem Landtage: „Es ist nicht die Absicht mit dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen, die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzkräfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Gewähren Sie einer reiflich erwogenen Vorlage Ihre vorurtheilsfreie Prüfung und Beistimmung." Am 3. December 1859 war der General von Roon zum Kriegsminister ernannt worden, der richtige Mann auf dem richtigen Fleck.

Das Abgeordnetenhaus verhielt sich trotz aller ersichtlichen Vorzüge

der neuen Heeresordnung ablehnend gegen die Gesetzesvorlage. Unklare Ideen von einer Milizarmee spukten in den Köpfen, man fürchtete die Erstarkung der Macht der Krone, man ahnte nicht, welchen herrlichen Gebrauch unser hochseliger Heldenkaiser von der von ihm selbst erschaffenen Waffe machen würde. Mit der Zeit spitzte sich dieser Zwiespalt zwischen Krone und Abgeordnetenhaus zu einem Conflict zu.

Am 2. Januar 1861 bestieg der Prinzregent den Thron seiner Väter als König Wilhelm I. Er ließ sich durch die widerstrebende Haltung des Abgeordnetenhauses nicht irre machen. Treu hielt der König an dem einmal für richtig Erkannten fest. Im September 1862 ernannte er den Wirklichen Geheimen Rath von Bismarck-Schönhausen zum Ministerpräsidenten, wieder den richtigen Mann an der richtigen Stelle.

Ungeachtet aller Opposition wurde rüstig an dem begonnenen Werke weiter gearbeitet.

„Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrthum in den Jahren 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Blut und Eisen," erklärte Bismarck.

Der König stand fest zu seinen Getreuen und ließ sich nicht wankend machen durch alle Opposition.

„Meine Herren, ich bin stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden und Sie werden diese Sprache noch oft von mir hören," entgegnete Bismarck dem Abgeordneten Virchow auf seinen Vorwurf, daß die Minister eine „preußische Sprache" redeten, welche die ganze Welt nicht verstände.

Großartig wie die Männer, welche es begannen und durchführten, war auch ihr Werk. Es war in Wahrheit eine ganz ungeheuere Vermehrung der Armee, eine gewaltige Erhöhung ihrer Schlagfertigkeit. Die Reorganisation von 1859—1861 ist der Ausgangspunkt, die Wurzel aller späteren glänzenden Erfolge, welche ohne sie gar nicht denkbar sind.

Es wird gewiß von Interesse sein, aus einem Vergleich der Friedensstärke der preußischen Armee vor und nach Durchführung der Reorganisation ihren gewaltigen Umfang kennen zu lernen.

Die preußische Armee zählte:

	Vor der Reorganisation.	Nach der Reorganisation.
Infanterie (einschließlich Jäger)	136 Bataillone	253 Bataillone
Cavallerie	152 Schwadronen	200 Schwadronen
Feld-Artillerie	99 Batterien	145 Batterien
Festungs-Artillerie.	50 Compagnien	72 Compagnien
Pioniere	20 =	36 =
Train	gar nicht formirt	18 =

Die großen Vortheile der neuen Heeresordnung bestanden jedoch keineswegs allein in der so bedeutenden Vermehrung der Kriegs und Friedensstärke der Armee, sowie in der Entlastung der älteren Jahrgänge der Land-

wehr. Dadurch daß die Friedensstärke der Armee bei der Infanterie z. B. nahezu verdoppelt wurde, ergab sich ganz von selbst ein glänzendes Avancement der Offiziere. Junge thatkräftige Männer kamen in höhere Stellung, überall kam frisches Leben hinein; mit vollster Manneskraft konnten Offiziere in höheren Stellungen arbeiten, die sie ehedem erst erreichten, wenn ihre Körperkraft schon nicht mehr ungebrochen war. Man vergegenwärtige sich die unglaubliche Verjüngung der Armee nur an dem Beispiele der Infanterie. Ganz abgesehen von den Generälen, dem vermehrten Generalstabe und den neu aufzustellenden höheren Stäben wurden in Folge der Neuformationen gebraucht:

36 Regimentscommandeure
117 Bataillonscommandeure
36 etatsförmige Stabsoffiziere
468 Hauptleute.

Alle diese Offiziere mußten dem vorhandenen Bestande an activen Offizieren entnommen werden. Es wurden also mehr als ein Drittheil aller Hauptleute sofort Stabsoffiziere, und zwar stellte sich in Wirklichkeit dies Verhältniß noch weit günstiger, weil an der scharfen Ecke der höheren Charge so Mancher scheiterte. Noch günstiger war das Verhältniß bei den Premierlieutenants, sie wurden sämmtlich auf einen Ruck Hauptleute, ja die ältesten Secondelieutenants rückten schon in Hauptmannsstellen auf, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß die Reorganisation mehrere Jahre währte, der Uebergang daher kein plötzlicher war. Für die Armee bedeutete dies eine Verjüngung um etwa 10—15 Jahre. Auch dies hat bei den Erfolgen der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 wesentlich mitgesprochen.

Es ist ein gewaltiger Unterschied ob das Durchschnittsalter der Hauptleute in einem Feldzuge 30 oder 40 Jahre beträgt. Generäle von 50 Jahren sind rüstiger als solche von 60 und mehr Jahren, ein Mann in der Kraft seiner Jahre faßt leichter einen entscheidenden Entschluß, wird in seinen Entschießungen wie auch namentlich in der Ausführung derselben weniger durch körperliche Beschwerden gehindert. Ein Umstand aber scheint uns im Allgemeinen viel zu wenig gewürdigt zu werden.

Auch in anderen Armeen hat es stets einsichtige Männer gegeben, welche die Schwächen der Heeresorganisation ihres Reiches erkannten. So in Oesterreich vor 1866, in Frankreich vor 1870; aber beide Reiche hatten nicht das Glück, daß ihre Herrscher rücksichtslos für das Heil der Armee und damit des Staates in die Bresche sprangen, ohne sich um die Bedenken der Opposition zu bekümmern. Beiden Reichen war es vorbehalten erst nach schweren Niederlagen eine neue und gute Heeresverfassung zu erringen; nach schweren Niederlagen nicht nur, sondern auch — und namentlich Frankreich — nach ungeheuren materiellen Verlusten.

Was wäre wohl ohne Kaiser Wilhelm aus uns geworden? Welche namenlosen Demüthigungen, welche ungeheuren Verluste an Land und Leuten, an Geld und Gut hätten wir wohl erlitten, wenn unser Heldenkaiser der Opposition nachgegeben hätte?

Die Vorsehung hat uns ungewöhnliche Gnade erwiesen, indem sie uns einen Herrscher verlieh, der unbekümmert um die Volksgunst das, was er als heilsam erkannte auch durchführte und zwar so rechtzeitig, daß die kommenden ernsten Zeiten das Werk bereits nahezu vollendet antrafen. Dies Glück verdanken wir Gott und demnächst Kaiser Wilhelm. Dieser unvergängliche Ruhm wird ihm stets bleiben und seinem Namen in allen Zeiten voranleuchten.

Nach dem siegreichen Feldzuge von 1866 wurde die preußische Armee abermals sehr vermehrt. Der norddeutsche Bund trat ins Leben, mit ihm die norddeutsche Armee. Mit den süddeutschen Staaten bestanden Bündnißverträge.

Auch der Bewaffnung der Armee wendete Kaiser Wilhelm unausgesetzt das regste Interesse zu.

Das Zündnadelgewehr hat an den Erfolgen des Jahres 1866 seinen redlichen Antheil gehabt; die Artillerie leistete jedoch nicht das, was man von ihr erwarten durfte.

Dies lag keineswegs an einem etwaigen Mangel an Tüchtigkeit dieser Waffe, wohl aber an ihrer Verwendung und Ausrüstung. Die glatten Geschütze, welche sich gar nicht bewährt hatten, wurden nunmehr abgeschafft, nicht ohne heftigen Widerspruch, der in dem Namen Ackolay gipfelt. Nur noch gezogene Geschütze bildeten die Ausrüstung der Feldartillerie.

Durch den siegreichen Krieg von 1870/71 erstand endlich nach jahrhundertelanger Ohnmacht wieder das deutsche Reich, mächtiger als es jemals gewesen, getragen und geschützt durch das deutsche Heer und die deutsche Marine. Nach so unerhörten Erfolgen wäre es wohl denkbar gewesen, daß eine gewisse Sicherheit, eine Art von Nachlassen in der straffen Arbeit die Folge gewesen wäre. Dank der rastlosen Energie des Kaisers Wilhelm war davon keine Rede. Unablässig wurde in der Armee weiter gearbeitet.

Keinerlei Ueberhebung trat ein. In einem Reiche, wo jeder waffenfähige Bürger Soldat ist und an den glänzenden Erfolgen seinen ehrlich erworbenen Antheil hat, versteht sich dies freilich von selbst, allein auch in dieser Beziehung gab Kaiser Wilhelm durch seine Bescheidenheit und seine von jedem Pietismus weit entfernte ehrliche, einfache Gottesfürchtigkeit ein leuchtendes Beispiel.

1871 wurde ein Eisenbahnbataillon formirt, 1874 die Artillerie gründlich reorganisirt und mit neuen verbesserten Geschützen ausgerüstet. 1875 wurde aus dem Eisenbahnbataillon ein Regiment formirt, 1881 und zuletzt 1887 erfolgten größere Neuformationen.

So wuchs denn die deutsche Armee auch nach dem siegreichen Kriege

gegen Frankreich stetig an, und Kaiser Wilhelm hinterließ seinem Nachfolger, unserem jetzigen Kaiser Friedrich ein weit stärkeres Heer, als Deutschland selbst während der größten Machtentfaltung von 1870/71 es besessen hatte.

Die Kriegsstärke lediglich der deutschen Feldarmee ohne irgend welche im Mobilmachungsfalle aufzustellende Neuformationen hat sich seit 1870 vermehrt um:

71 000 Mann Infanterie
600 Reiter
672 Feldgeschütze
5800 Mann Pioniere und Eisenbahntruppen.

Schon bei Betrachtung des allmählichen Anwachsens der deutschen Armee zeigt sich wieder der klare Blick des Kaisers Wilhelm:

Nach 1866 wurden alle Waffengattungen vermehrt, besonders stark die Cavallerie, aber auch die Artillerie. In den 5. Schwadronen der Regimenter erhielt die Cavallerie die Möglichkeit, bei eintretender Mobilmachung die 4 Feldschwadronen an Mannschaften und Pferden aus der zurückbleibenden 5. Schwadron zu ergänzen und sofort auszurücken. Die Schlagfertigkeit der Cavallerie wurde dadurch außerordentlich vermehrt.

Die Erfahrungen des Feldzuges von 1870/71 zeigten dann, daß man Cavallerie genug habe, dagegen namentlich mehr Artillerie brauche.

Wir sehen daher, daß die Neuformationen in diesem Sinne ausgeführt werden. Die Infanterie wird der vermehrten Bevölkerungsziffer entsprechend vermehrt, die Cavallerie gar nicht, denn die 4 seit 1870 neuformirten Schwadronen sind die bis dahin fehlenden 5. Schwadronen der 4 württembergischen Reiterregimenter. Dagegen tritt eine ganz kolossale Vermehrung der Artillerie ein. Ganz neu erscheint nach 1870 die Eisenbahntruppe, welche bald sehr stark vermehrt wurde. Auch eine Luftschifferabtheilung wurde gebildet.

Ueberall ist der greise Kriegsherr auf der Höhe der Zeit gewesen, allen Neuanforderungen wurde er gerecht. Er erlebte noch die Bewaffnung der deutschen Armee mit einem Magazingewehr, wodurch abermals ein Vorsprung vor den anderen Armeen gewonnen wurde, ähnlich wie durch die Einführung des Zündnadelgewehrs in den vierziger Jahren.

An den glorreichen Namen Kaiser Wilhelms knüpfen sich noch andere Heeresverbesserungen, so die Ausbildung der Ersatzreserve, durch welche ein großes Reservoir allerdings nur oberflächlich ausgebildeter Mannschaften entstand, welche im Kriegsfalle zur Complettirung, namentlich der Ersatztruppen, herangezogen werden können und sicherlich im Laufe eines Feldzuges gute Dienste leisten werden.

Kurz vorher, ehe der Todesengel die Hand unseres greisen Heldenkaisers berührte, hat der Kaiser noch die große Freude erlebt, daß die neuste Vermehrung der Kriegsstärke der deutschen Armee, die Schaffung einer Landwehr zweiten Aufgebots und die Regelung der Verhältnisse des

Landsturms vom Reichstage mit nie dagewesener imponirender Einmüthigkeit zum Gesetz erhoben wurde. Wenige Wochen vor seinem Tode verstärkte somit unser greiser Kaiser Wilhelm die deutsche Wehrkraft nochmals um 700 000 Mann ausgebildeter Mannschaften!

„Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt", konnte Fürst Bismarck ausrufen und damit die Stimmung von ganz Deutschland bezeichnen.

Die deutsche Armee ist die furchtbarste und gewaltigste Heeresmaschine, welche jemals einem Reiche zur Verfügung gestanden hat, sie ist aber auch das herrlichste Denkmal für unseren dahingeschiedenen Soldatenkaiser. Er hat diese ungeheure Machtfülle nur dazu benützt, den Frieden zu wahren und Deutschland ruhige Zeiten zu sichern. Auch darin steht Kaiser Wilhelm einzig in der Geschichte da.

Aber er wußte auch, wie sehr er von seinem dankbaren Volke geliebt wurde. Täglich, wenn die Wachparade bei seinen Fenstern vorbeizog, konnte er sich auf's Neue davon überzeugen. Vor jenem historischen Eckfenster waren Mittags alle Stände vertreten, die Jubelrufe beim Anblicke des geliebten greisen Hauptes am Fenster kamen vom Herzen und gingen zum Herzen. Wie sehr die Armee ihn liebte, war unserem Heldenkaiser erst recht bewußt. Diese Liebe dauert auch über das Grab hinaus.

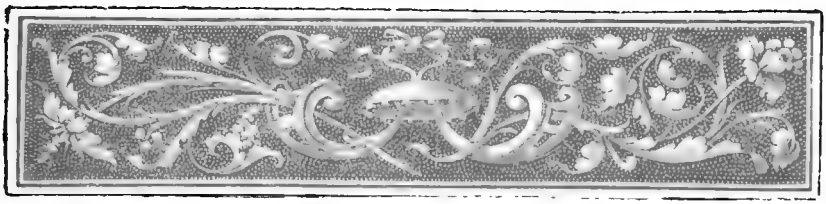
Wir leben in einer ernsten Zeit. Noch trauern wir an einem frischen Grabe und noch immer quält eine tückische Krankheit den Heldensohn Kaiser Wilhelms, unseren Kaiser Friedrich.

Im Westen und Osten ballen sich dunkle Gewitterwolken zusammen. Drohende Blitze zucken durch das düstere Gewölk, besonders im Westen. Haß und Neid verfolgen das blühende Gedeihen des mächtigen deutschen Reiches.

Da ist denn das große Denkmal Kaiser Wilhelms, die gewaltige deutsche Heeresmacht ein rechter Trost. Wenn ja unsere Feinde es wagen sollten, uns in einem solchen Augenblicke anzugreifen, in dem wir gleichzeitig einen großen Todten beweinen und für die Gesundheit unseres vielgeliebten herrlichen Kaisers besorgt sind, dann sollen sie den furor teutonicus kennen lernen in seiner ganzen wilden unbezähmbaren Kraft.

Dann soll es wieder heißen: Laßt eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind. Noch immer sind wir die echten Nachkommen jener alten Germanen, deren wuchtige Keulenschläge vor Zeiten das mächtige Römerreich in Trümmer schlugen. Das mögen unsere Feinde jenseits der Vogesen und östlich der Weichsel gut im Gedächtniß behalten. Gott gebe, daß dieser schreckliche Vertilgungskrieg nicht zur Wirklichkeit werde; kommt er aber, dann sind wir sicher, daß die Siegesgöttin, deren Gunst Kaiser Wilhelm dauernd besessen, und der seine Weisheit die Wege wahrlich so geebnet hatte, daß es ihr leicht wurde, Deutschland günstig zu sein, daß diese Siegesgöttin ihrem alten Liebling auch über das Grab hinaus treu sein wird.

Das walte Gott.



Aus der musikalischen Vogelperspective.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Ein Jeder meiner geneigten Leser weiß, daß in der Vogelperspective nur die hervorragenden Gegenstände dem Auge erkennbar sind, da die kleineren in der Entfernung verschwinden. Dagegen dürfte nicht vielen Lesern in der Erinnerung gegenwärtig sein, daß Jean Paul die Vogelperspective als die einzig richtige Lebensanschauung gepriesen hat: man müsse sich hoch erheben wie die Lerche, daß nur mehr Aehrenfelder, und hohe blühende Bäume, und grüne Matten der Berge sichtbar blieben, nicht die Bein- und Leichenhäuser. Allerdings meinte er, man könne auch allenfalls wie die Lerche gerade hinabfallen mitten in das Aehrenfeld, wo nur eben wieder grüne Halme und Kornblumen zu sehen wären, alles Andere verdeckt bliebe. Ich für meinen Theil finde jedoch die obere Luft (das einzige noch unbesteuerte Lebensmittel) zuträglicher, besonders für Musikberichte; denn wer bei diesen sich auf flachen Boden stellen wollte, der kommt leicht in die Gefahr, kein Aehrenfeld zu sehen, und die Dinge aus der Froschperspective des Tagesgeschwätzes zu beurtheilen.

Der Betrachter aus der höheren Region erblickt vor allem drei Institute des öffentlichen Musiklebens: das Königliche Opernhaus, den obersten Kunsttempel der deutschen Reichshauptstadt, die altehrwürdige Singakademie, die sorgsame Pflegerin religiöser Musik, in deren Räumen noch immer die größten ausübenden Künstler ihre Concerte veranstalten und Joachim und Genossen in ihren Quartetten die Werke edelster Richtung in höchster Vollendung wiedergeben; endlich die Philharmonie, in welcher die gleichnamigen,

durch Bülows unvergleichliche Leitung zum Glanzpunkte erhobenen Concerte stattfinden, dann die Oratorien des Stern'schen Gesangvereines, und die populären Concerte, der Sammelplatz jenes musikalischen und eleganten Publikums, das nur sich an den Werken der großen Meister erfreuen will, ohne Gespräche über Aesthetik oder Privatverhältnisse anderer Leute, ohne gegenseitige Musterung der Toiletten und des Gebahrens. Die Königliche Oper hat im letzten Jahre nur zwei Neuheiten gebracht, die beide — mit dem freundlichsten Ausdrucke — als wenig glücklich zu bezeichnen sind: einen neuen Kapellmeister, der 58 Jahre alt noch niemals vorher eine Oper geführt hatte, und eine neue „Komische Oper", die sehr weit unter dem Niveau dieses Begriffes überhaupt, und unermeßlich weit stand unter dem des ersten Musikinstitutes der deutschen Reichshauptstadt. (Ich wähle die Redeform der Vergangenheit — imperfectum — weil höchst wahrscheinlich jene Oper auf der Bühne nicht mehr gegenwärtig sein wird, wenn diese Zeilen erscheinen.)

Ein unveränderliches Kunstgesetz bestimmt, daß gewisse Leistungen vollständig handwerksmäßig und mit großem Fleiße, mechanisch von Jugend an gelernt und geübt werden müssen, und daß glückliche Anlagen vielleicht schnelleres Erreichen der Vollkommenheit befördern, niemals die fleißige Uebung zu ersetzen vermögen. Es giebt keinen, noch so genialen ausübenden Künstler, der nicht die Tonleitern, die Terzen, Triller ganz mit demselben Fleiße üben mußte, wie der wenigst Begabte. Von diesem unterscheidet er sich nur dadurch, daß er das mechanisch Gelernte besser geistig verwerthet, nicht etwa daß er weniger üben mußte. Ebenso hat nie ein Opern-Kapellmeister existirt, und wird nie Einer erstehen, der nicht diese Art der Leitung erst Jahre lang handwerksmäßig mechanisch sich aneignen mußte, bis er zur vollkommen freien künstlerischen Handhabung gelangte. Es giebt sogenannte „geborene Kapellmeister" die aus den Lehrjahren tretend, den Tactstock ergreifen, und in kürzerer Zeit so viel Sicherheit, Schärfe des Gehörs, und energischen Ueberblick sich aneignen, daß sie manchen älteren Uebungsmann („Routinier") überragen; das sind die wenigen Auserwählten, die mit bedeutendem Talente und Wissen große Willenskraft und die Gabe sich Gehorsam zu verschaffen, glücklich vereinen. Aber die Musikgeschichte nennt Keinen, und wird auch in Zukunft Keinen nennen, der nicht schon als junger Mann Operncapellmeister geworden war und langjähriger Uebung oblag, bevor er zu Ruf und einflußreichster Stellung gelangte. Herr Deppe war in früheren Jahren Dirigent der vollständig in Verfall gerathenen Berliner Symphonie-Kapelle gewesen; in neuerer Zeit hat er die Anordnung und Leitung der vom Herrn Grafen Hochberg gestifteten Schlesischen Musikfeste mit Geschick durchgeführt. In den Symphonie-Abenden der Königlichen Kapelle, deren Führung ihm als Nachfolger Radeckes ebenfalls übertragen wurde, hat er manche schätzenswerthe Eigenschaft gezeigt; das war allerdings nur dadurch ermöglicht, daß ihm von der General-Intendanz viele

Proben zugestanden worden, die unter Herrn von Hülsen niemals stattfinden durften. Aber in der Opernleitung, deren heißen Boden Herr Deppe erst als alter Herr betrat, hat er Fehler begangen, die ihn selbst gegen die gewöhnlichsten Uebungsmänner in Nachtheil setzten. Alle Feinheiten in einzelnen Momenten, alle Tonfärbungen in der Begleitung des Orchesters bieten nicht den mindesten Ersatz für die Unsicherheit gegenüber den Sängern und dem Chore. Die Leitung einer Oper ist eben ganz verschieden von der einer Symphonie. Hier steht der Kapellmeister vor dem Orchester, das ihm folgen muß, dort steht er zwischen den Sängern oben und dem Orchester unten, hat nach verschiedenen Seiten hin gleiche Aufmerksamkeit und Sicherheit zu entfalten; ein Schwanken des Orchesters in einer Symphonie läßt sich unschwer beseitigen, besonders wenn das Orchester aus den Königlichen Kammermusikern besteht; aber wenn der Sänger und der Chor durch die Unsicherheit des Dirigenten in Schwanken gerathen, wer soll da im Orchester die Ordnung herstellen? Ein erfahrenster und gebildetster Musikschriftsteller, ein fast einseitiger Anhänger der klassischen Richtung, dem also gewiß keine Sympathie für moderne Kapellmeister zugeschrieben werden kann, W. H. Riehl, hat im ersten Hefte von Nord und Süd 1877 die sehr beherzigenswerthen Sätze ausgesprochen: „Manche Kapellmeister sind blos Musiker; sie können daher ein Werk der absoluten Musik, eine Symphonie zu musterhafter Darstellung bringen, aber keine Oper. Eine Oper symphonienhaft zu dirigiren, ist ebenso verkehrt, als eine Symphonie opernhaft.“ — Diese Worte sind vollkommen passend auf Herrn Deppe anzuwenden. Was nun gewisse innere Vorgänge in der General-Intendanz, die Entlassung des Directors Herrn von Strantz u. s. w. betrifft, die im verflossenen December so viel Staub aufgewirbelt haben, so wird der freundliche Leser mir jede Erörterung erlassen; ich habe von meinem Standpunkte aus nur den Staub auffliegen sehen, mich nicht bekümmert, was dahinter geschah.

Bevor ich zu der Besprechung der neuen „Komischen Oper“ übergehe, muß ich der vor anderthalb Jahren gegebenen ernsten „Merlin“ von Rüfer gedenken, eines verdienstvollen Werkes, das allgemeine Anerkennung gefunden hat, dessen Einführung auf anderen Bühnen leider ein sehr schwerwiegendes Hinderniß entgegensteht: daß fast zu gleicher Zeit die Wiener Hofoper einen „Merlin“ von Goldmark und mit bedeutendem Erfolge gebracht hat. Das neue Werk des rühmlich bekannten Componisten der „Königin von Saba“ drängte das verdienstliche erste des Berliner Componisten in den Hintergrund; die meisten Bühnen bewarben sich um jenes, das andere blieb leider unbeachtet.

Was soll ich nun von der neuesten Neuheit, der Komischen Oper „Turandot“, frei nach Gozzi, Text und Musik von Rehbaum sagen? Sie bietet ein psychologisches Räthsel. Der Dichter-Componist genießt als Lehrer des Generalbasses und der Composition, sowie als Berichterstatter des Berliner Fremdenblattes und einiger Musikzeitungen einen ganz guten

Ruf. Er hat also ganz bestimmt seine Schüler recht oft gelehrt, daß diese oder jene Harmonienfolge abgebraucht erscheint und unvornehm klingt, daher vermieden werden müsse, daß gewisse Rhythmen selbst in der Operette niederer Gattung nicht mehr freundlichen Empfang finden, daß die von der Gesangsmelodie ganz getrennten Vor- und Nachspiele heutzutage kaum mehr in der Gesangsposse anzuwenden sind. Auch hat er unzweifelhaft als ein für edlere Dichtung eifriger Berichterstatter gegen lange Dialoge mit ordinären Redensarten geschrieben, insbesondere aber gegen die Verhöhnung der Familienbeziehungen und des weiblichen Ehrgefühls, das in der gebildeten Gesellschaft aller Länder als ein höchstes Gut betrachtet wird. Ein langer ausführlicher Artikel im „Fremdenblatt", für welches Herr Rehbaum schreibt, belehrte uns einige Wochen vor der ersten Aufführung, daß der Dichter-Componist mit den nobelsten Anschauungen an seine Aufgabe gegangen war; er zählte erst die Mängel der Gozzischen Turandot auf und erklärte dann:

„Es kam für den Componisten, der auch der Verfasser seines Librettos ist, darauf an, den guten, höchst brauchbaren Kern aus dem Turandot-Stoff herauszuschälen, und ihn zu einem feinkomischen Libretto frei zu bearbeiten. Rehbaum hat von dieser Freiheit den allergrößten Gebrauch gemacht. Zunächst hat er alle schlaffe Sentimentalität herausgebracht, aus dem Prinzen Kalaf einen frischen, kecken Jüngling geschaffen, dagegen die Prinzessin Turandot unserm modernen Empfinden näher gerückt. Auch — so lautete die weitere Erklärung — hat der Librettist den Schauplatz von China nach Indien, nach dem paradiesischen Kaschmir verlegt — jedenfalls nicht zum Schaden des Werks, denn die poetischen Indier sind ja unsere weitläufigen Vettern, ihr Fühlen und Empfinden ist uns vertrauter als das unserer jetzigen höchst achtbaren Verbündeten aus dem „himmlischen" Reich. Außerdem ist das indische Costüm dankbarer als das chinesische — und Rehbaum wollte auch wohl nicht etwa ein Nachahmer des „Mikado" sein." Nun will ich einmal des geneigten Lesers „modernes Empfinden" anrufen, auf daß er über folgende Hauptscene urtheile. Die charmante Prinzessin Turandot war schon einmal mit einem dummen Kerl verlobt, hat die Räthselgeschichte nur erfunden, um nicht wieder getäuscht zu werden — so erzählt sie selbst. Als nun der gescheidte Kalaf der ihr gleich sehr gefällt die Räthsel löset, ist sie ohne maßen froh, und will ihn gleich heirathen. Aber er will (trotz der innigsten Liebe für sie) vorerst ihrem Hochmuth eine kleine Demüthigung bereiten; sie soll nun sein Räthsel, seinen Namen und Herkunft errathen. Die Prinzessin erfährt, daß der alte Hofgärtner ihres Vaters, Barak, den Prinzen aus früherer Zeit kennt, und beschließt durch ihren überlegenen Geist in den Besitz der Räthsel-Lösung zu gelangen. Als Dienerin verkleidet, tief verschleiert, sucht sie jenen Barak des Abends im Garten auf, und theilt ihm mit, sie sei von der Prinzessin mit dem Auftrage gesendet, ihm eine große Summe

zuzusichern, wenn er ihr den Namen des Prinzen sagte. Der alte Gärtner ist ein Schlaukopf; er findet bald heraus, daß die Dienerin die Herrin ist, und beschließt sie zu überlisten; für Geld, erklärt er, ist ihm das Geheimniß nicht feil, aber für ein Liebeszeichen (ich erlaube mir zu bemerken, daß die Sprache Rehbaums sich in anderen Worten ausdrückt); er sei zwar alt und häßlich, aber sein Herz schlage noch warm. Wenn die Botin ihm „drei süße Küßchen" geben wollte, dann würde er ihr den Namen mittheilen. Die Prinzessin Turandot, die Tochter des Fürsten von Kaschmir, des „poetischen Inders", willfahrt dem alten häßlichen Gärtner unter der Bedingung, daß er die Augen schließe. Skirina, Baraks Weib, kommt gerade dazu, als die „süßen Küßchen" ertheilt werden, macht großen Lärm, schilt ihren Mann einen „alten wüsten Sünder" die Unbekannte „eine Dirne". Die Dienerschaft des Palastes eilt herbei, zuletzt erscheint auch der Fürst und fragt nach der Ursache des Spectakels. Skirina bringt ihre Klage vor, die Verschleierte will entfliehen, wird zurückgehalten, und der Fürst befiehlt, daß sie vor ihm allein sich entschleiere. Das geschieht; der Fürst erkennt seine Tochter; und der „poetische Indier" singt eine abgebrauchteste Polkaweise zu den poetischen Versen:

Das ist — das ist spaßhaft in der That
In der Noth weiß sie sich Rath,
Das ist unendlich lächerlich
Wie gut weiß sie zu helfen sich!

Und der Chor wiederholt diese echt fürstlichen Betrachtungen, um welche die Dichter der Herzogin von Gerolstein, Girofle Girofla u. dergl. den Dichter-Componisten der „feinen komischen Oper" Turandot beneiden können. Es ist nun selbstverständlich, daß ein Componist, der sich selbst solche Verse zubereitet, auch die Musik darnach eingerichtet hat; daß aber ein anerkannter Lehrer der Musiktheorie die abgebrauchteste Harmonie, lärmendste und zugleich langweilige Instrumentation mit verwendete, dünkt mich ein Räthsel, vor dem selbst der scharfsinnigste Kalaf rathlos stehen würde. Lassen wir es ungelöst und wenden wir den Blick aus der Vogelperspective von der Oper zu den neuen Chor- und Instrumentalwerken, welche Singakademie und Philharmonie in der verflossenen Winter-Musikzeit gebracht haben.

Symphonie und Lied sind die Tonkunstformen, in welchen sich der deutsche Componist immer am heimischsten fühlen wird; es ist dies die Folge der Wechselwirkung zwischen Künstler und Publikum. Instrumentalwerke und Lieder finden in jeder Stadt ein sicheres Concert-Publikum, aber nicht die Oper. Die Leute, die in das Theater gehen, sind an so viele verschiedenartigste Opernmusik aller Länder gewöhnt, daß ihnen das nationale Gefühl dafür vollkommen abhanden gekommen ist. Daß die Musikdramen Richard Wagners eine so ungeheuere Wirkung und

Anziehungskraft auf das Publikum ausüben, bietet keinen Gegenbeweis meiner Behauptung. Wenn einmal ein colossales Genie, das nicht nur großartige Werke schuf, sondern auch die mächtigsten Bewegungshebel erfand und handhabte, die Leute aus ihrer Gleichgültigkeit emporreißt, so liegt hierin noch kein Beweis für ihr nationales Kunstgefühl. Erst wenn sie auch geringeren Werken derselben Richtung einige Aufmerksamkeit widmen, kann man ein solches zugestehen. Franzosen, Italiener und Engländer geben hierin ein nachahmenswerthes Beispiel; in Deutschland hat selbst ein so geniales und liebenswürdiges Werk wie Götz' „Bezähmte Widerspenstige" festen Fuß nicht fassen können. Ein Chorwerk, eine Symphonie, die in irgend einer größeren Stadt Deutschlands bedeutenden Erfolg errungen hat, wird binnen kurzer Zeit von vielen musikalischen Vereinen anderer Städte vorgeführt werden; eine deutsche Oper braucht Jahre der Wanderung, um von einer Stadt in eine naheliegende zu gelangen. Wir haben eben kein deutsches Opernpublikum. Die Theaterdirectoren wissen genau, daß die Leute dem zweifelhaftesten französischen oder italienischen Fabrikate mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen, als einem als verdienstlich anerkannten deutschen.

Von Chorwerken hat der Winter nur zwei neue gebracht, Bernhard Scholz' Glocke und Anton Rubinsteins Sulamith das erstgenannte hat der Componist selbst vorgeführt mit dem hiesigen „Cäcilienverein" das letztere hatte die Königliche Kapelle für ihren letzten Symphonieabend bestimmt. Herr Scholz, vor einigen Jahren Leiter der Breslauer Vereinsconcerte, jetzt Director der Hoch'schen Conservatoriums-Stiftung und des Rühl'schen Gesangvereins in Frankfurt am Main, hat sich durch mehrere sehr freundliche und melodiöse Instrumentalwerke vortheilhaften Ruf erworben. Eine Oper „Ziethen-Husaren" die er vor mehreren Jahren an der Königlichen Hofoper in Berlin zur Aufführung brachte, ließ erkennen, daß ihm nach dieser Richtung wenig Begabung verliehen ward. Und sein „Lied von der Glocke" auf Schillers Verse bewies das von Neuem. Talent für freundliche Melodik, vollste musikalische Bildung, vornehmes Wollen, gewissenhafte Arbeit, alles das tritt in dem Werke zu Tage; aber alles das genügt nicht um ein selbständiges Kunstwerk zu bilden. Allerdings ist Schillers Gedicht trotz seiner großen unvergänglichen Schönheiten keine textliche Unterlage für musikalische Composition; auch Max Bruch, der für Chorwerke ungleich bedeutenderes Talent besitzt als Herr Scholz, scheiterte an dieser Aufgabe. „Sulamith" von Rubinstein war ursprünglich als „biblisches Bühnenspiel" an der Hamburger Bühne aufgeführt worden. Der Text ist von Julius Rodenberg dem hohen Liede von Salomo nachgebildet. Der weise König läßt das schöne Mädchen in seinen Palast entführen; sie aber liebt einen Hirten, und weist des Königs Anträge zurück. Der Geliebte kundschaftet ihren Aufenthalt aus, sie entfliehen, werden wieder ergriffen, aber von dem weisen Monarchen begnadigt und

vereint*). Daß diese „Handlung" von vornherein für eine Oper zu wenig dramatisches Moment bietet, bedarf keiner ausführlichen Darlegung. Sie füllt auch keinen ganzen Abend aus, und ward in Hamburg mit einer einactigen „komischen Oper" von Rubinstein zusammen gegeben. Aber Sulamith bewährte sich auch trotz dieser Begabung nicht als ein „Bühnen-Spiel". Der geniale Rubinstein verfolgt seit Jahren den Plan „geistliche Opern" zu schaffen, um sie an Stelle des Oratoriums zu setzen, das er geradezu verwirft, von dem er in einem offenen Briefe an den Herausgeber einer Sammlung „Vor den Coulissen" wörtlich schreibt: „Es ist eine Kunstgattung, die mich von jeher zum Proteste stimmte; die bekanntesten Meisterwerke haben mich nicht beim Studium, sondern beim Hören in den Aufführungen immer kalt gelassen, ja oft geradezu mißgestimmt." Ihn stören „die Herren in weißer Cravatte" und „die Damen in manchmal extravagantester Toilette mit dem Notenhefte vor dem Gesichte." Er wünscht, daß ein geistliches Theater gebaut werde nur für „geistliche Opern", in welchen die Oratorien der großen Meister zur dramatischen Darstellung kämen. Er habe ursprünglich sein „verlornes Paradies" und „Thurmbau von Babel" als Oratorium gedacht, dann aber zur geistlichen Oper umgewandelt, weil er die Hoffnung nicht aufgeben will, daß sein Gedanke später oder früher sich verwirklichen würde. Die geistliche „Oper" soll Stimmung „geistlicher Art" erwecken. Daß Rubinsteins „Thurm von Babel", das „verlorene Paradies" solche Stimmung selbst bei seinen wärmsten Verehrern nicht erweckt haben, läßt sich mit vollster Sicherheit behaupten. Es sind Werke voll genialer Einzelheiten; aber irgendwelche einheitliche Stimmung zu erzeugen vermögen sie nicht, da sowohl in Erfindung wie in der künstlerischen Arbeit also im ganzen Stile, in Inhalt und Form zu viel des Ungleichartigen hervortritt. Gerne erfreut man sich der genialen Züge; dem Ganzen gegenüber hegt man Bedauern, daß ein so reichbegabter Künstler der Abrundung der Formen, der Instrumentation und der strengen Schreibart, ohne welche „Geistliches" nicht denkbar, so wenig Aufmerksamkeit widmet. Unter all' den Versuchen geistlicher Opern ist Sulamith die wenigst geistliche, aber ganz bestimmt die liebenswürdigste und gewissermaßen die einheitlichste, allein für die Bühne ebenso wenig geeignet als die andern. Dagegen wird sie im Concertsaale immer Anerkennung finden. In vielen Stücken herrschen zwar seine altgewohnten orientalischen Melismen vor, und manche mehrstimmige Gesänge gehen zu sehr in's Breite, ohne Tiefe. Aber immer herrscht ein freundlicher Ton und manche Nummern sind sehr fein erfunden und auch sorgfältig gearbeitet. Sulamith hat bei der Aufführung als Concertoper durch die Königliche Kapelle und bei der vortrefflichen Wiedergabe durch Fräulein Leisinger

*) Auch Heyses „die Weisheit Salomonis" fußt auf derselben Grundlage; nur spielt hier noch die Königin von Saba eine Rolle.

und der Herren Rothmühl, Schwarz und Krolop eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Hoffentlich wird sich dem Werke die Aufmerksamkeit anderer Städte zuwenden.

Den Quartetten Joachims, und Bülows philharmonischen Concerten verdanken wir die Bekanntschaft einiger interessanter und werthvoller Compositionen: Ein Quartett von d' Albert, ein anderes von Herrn v. Perger, einem Wiener Componisten; Symphonien von Richard Strauß und von Friedr. Gernsheim, ein Concert für Geige und Cello von Brahms und einen „phantastischen Zug" von Moszowski. Das d'Albert'sche Quartett gab glänzendes Zeugniß von ungewöhnlicher Begabung für diese schwierige Tonkunstform, und von gewissenhaftester und echt künstlerischer. mit formsicherer Hand geführter Arbeit. Die Themata sind durchweg originell und geistreich, die Stimmführung immer polyphon und selbständig. die Entwickelung der musikalischen Gedanken folgerichtig und gewandt. Besonders hervorzuheben ist die volle Freiheit und Selbstständigkeit in der Behandlung der Instrumente. Nicht ein Tact erweckt den Gedanken, daß der Componist als ein größter, und in immerwährender, öffentlicher Thätigkeit wirkender Claviervirtuose unwillkürlich Clavierpassagen schreibt: alles ist ganz geigenmäßig erdacht und ausgeführt. Daß hie und da Ueberschwang bemerkbar, daß die Intention auf dem Papiere über der tonlichen Wirkung steht, darf nicht verschwiegen werden; aber andererseits ist darauf hinzuweisen, daß d'Albert jetzt 25 Jahre zählt, durch diese künstlerische That die Anerkennung auch der strengen Beurtheilung erworben und große berechtigte Hoffnungen angeregt hat. Das Quartett des H. v. Perger steht nicht auf gleicher Höhe mit dem eben Besprochenen, hat aber Anspruch auf achtungsvolle Erwähnung; es ist ein sehr freundliches und sehr formgewandt gearbeitetes Werk, das auch sehr gut aufgenommen ward.

Richard Strauß' Simphonie „Aus Italien" gehört zu jenen Werken, welche mehr Verschiedenartigkeit der Meinung unter den Kennern, als Wirkung im Publikum erzeugen. Viele interessante Momente lassen bedeutende Begabung sowohl für Erfindung als für Instrumental-Wirkungen erkennen, im Ganzen wird aber der noch junge Componist seinem unbestreitbaren Talente stärkere Form-Zügel anlegen müssen, um Einheitliches zu schaffen. Gelingt es ihm, diese Herrschaft über den gährenden Geist zu gewinnen, dann kann er auf allgemeinen Erfolg sicher rechnen; alle Werke, die er bisher veröffentlicht hat, enthalten Einzelheiten, die darauf hinweisen, daß nur das Zusammenfassen der Ideen in ein Ganzes, Abgerundetes Noth thut, um ein ehrenvolles Ziel zu erreichen. Gernsheims Simphonie hat nicht denselben durchschlagenden Erfolg erzielt, wie seine hier vor zwei Jahren vorgeführte, aber doch den Eindruck eines Werkes hinterlassen, das aus freier Erfindung hervorgegangen ist. Gernsheims Meisterschaft in der Behandlung des Orchesters ist lange allgemein

anerkannt, sie bekundet sich auch hier. Wie mir bestimmt mitgetheilt wird, hat sich der Componist zu einigen Kürzungen des sehr geistreichen letzten Satzes entschlossen, der dann ganz bestimmt durch knappere Fassung unmittelbarer wirken wird. Brahms Concert für Geige und Cello gehört zu den tiefsinnigsten, aber herbsten Werken des verehrten Meisters; es verlangt nicht allein eine vollste Aufmerksamkeit selbst des musikalisch gebildeten Hörers, sondern auch eine ganz vollendete Wiedergabe, wie sie durch Joachim und Hausmann geboten ward; ohne eine solche wird es dem großen Publikum fast unzugänglich bleiben. Moriz Moszkowski's „fantastischer Zug" dessen sofortige Wiederholung vom Publikum verlangt wurde, ist ein geistreiches, wohlklingendes, ansprechendes, kleines Orchesterstück. Alle diese Vorführungen fanden in den philharmonischen Concerten statt, die durch Bülows Leitung sich zur ersten Stelle erhoben haben. Wenn er den Tactstock ergreift, so ergießt sich ein elektrisches Fluidum über das Orchester, die wackern Künstler sind von neuem Geiste beseelt, und folgen dem genialen Führer mit voller Sicherheit in den schwersten Aufgaben, wie eine begeisterte Armee dem sieggewohnten Generale. Und es gelingt ihnen Alles: Haydn'sche Symphonien und Berlioz'sche Ouvertüren, die Mendelssohn'sche „Schottische" und Richard Wagners „Meistersänger"-Vorspiel tönen dem Hörer in gleicher Vollendung entgegen. Das Großartigste brachte Bülow in der Leitung Beethoven'scher Werke: die Eroica, die fünfte und siebente Symphonie, die Ouvertüren „Egmont" und „Leonore" versetzten die Hörerschaft geradezu in Extase, — die Wiedergabe der siebenten war eine solche, wie man sie vordem nie vernommen hatte. — Als Bülow im ersten Concerte an das Dirigenten-Pult trat, kam ihm sehr wenig persönliche Zuneigung des Publikums entgegen; die unvergleichlichen Erfolge hat er also nur durch seine hohe Künstlerschaft gewonnen; und seine Anrede nach dem letzten Concerte bewies, daß er gegenüber den immer steigenden Huldigungen der Hörerschaft sich zu ruhigerer Haltung und freundlicher Gesinnung verpflichtet fühlte. Und so können denn die Verehrer des großartigen Künstlers mit Freude seiner Wiederkunft im nächsten Winter entgegensehen.

Von einer Besprechung der zahllosen Clavierconcerte wird der geneigte Leser mich gewiß gern entlasten; was Bülow und d'Albert sind, weiß die Musikwelt, und die meisten andern auf- und abwogenden Erscheinungen auf dem Tastenmeer sind heute bereits aus dem Gedächtnisse entschwunden. Dagegen mag hier als etwas Neues angeführt werden, daß der verflossene Winter nicht weniger als sechszehn Liederabende, in welchem nur Gesangsvorträge vorkamen, gebracht hat: Drei von Frau Joachim, drei von Fräulein Spies, drei von Herrn Gura, je einen von Frau Schulzen von Asten, Fräulein Hohenschild, Fräulein Schauseil, Frau Schmidt-Köne, Frau Tosti, den Herren von zur Mühlen und Theodor Reichmann. Der berühmte Baritonist der Wiener Hofoper und Königl. Bairischer Kammer-

sänger hat seinen zahlreichen Verehrern eine Täuschung bereitet, und gezeigt, daß er seine herrliche Stimme nur zu theatralischen Effecten, nicht zum Vortrage des Liedes zu verwenden weiß, daß Innerlichkeit der Empfindung und Fernhalten von starken Auftragen der Tonfarben nicht in seiner Wesenheit liegen. Gura, dessen Stimme nicht mehr im vollen herrlichen Wohllaute, in der Kraft früherer Jahre ertönt, hat doch in drei Abenden die Hörer entzückt durch seinen ganz vollendeten, echt künstlerischen und von tiefem Gefühl erwärmten Vortrag; er ist jetzt ganz bestimmt der erste Liedersänger. Den höchsten Genuß hat allerdings Marcella Sembrich geboten in ihrer Wiedergabe der Sopranpartie der „Jahreszeiten" und in ihrem Concerte durch die Mozart-Arien. Diese unvergleichliche Künstlerin vereinigte die schönste Stimme mit solch ungekünstelter vollendeter Grazie des Vortrages, daß die strengsten Classiker im Vordergrund der enthusiastischen Beifallsspenden standen. Wir wollen das Geheimniß des erstbezeichneten großartigen und unerwarteten Erfolges dem Leser verrathen: Marcella Sembrich hatte die „Jahreszeiten" noch nie gehört; sie sang die Partie ganz ohne jegliches Vorbild, aus ihrem eigenstem Empfinden, aus ihrem liebenswürdigen freundlichen Gemüthe! Die Hörer vernahmen Neues, Ungeahntes; und doch war jeder Ton vom Geiste des Werkes durchdrungen! Daher der jubelnde endlose Enthusiasmus.

* * *

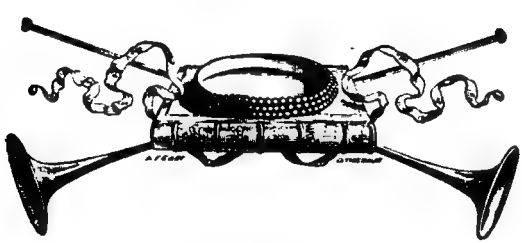
Der Artikel lag schon im Druckersatze, als an einem entfernten Punkte — im Victoriatheater, dem eigentlichen Schauplatze der Ausstattungs-Stücke — eine musikalische Erscheinung emporstieg, die durch besondere Neuheit und Eigenthümlichkeit große Aufmerksamkeit erregte, und der ich diese Nachschrift widmen muß: Eine russische Nationaloper, die moskovitische, dramatische Musikwerke in der Originalsprache vorführt! Sie begann mit einem solchen Werke, dessen Name in Deutschland schon seit Jahrzehnten bekannt ist, das aber fast nirgends gehört ward: „Das Leben für den Czar" von Glinka.

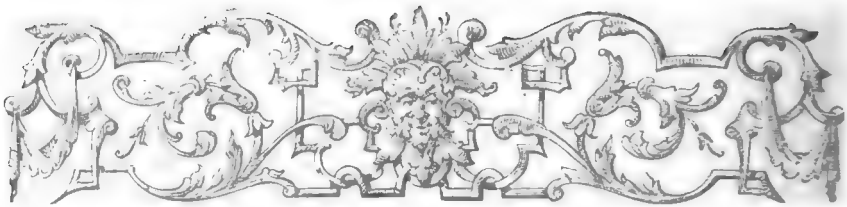
Wenn ich nicht sehr irre, hat Bülow diese Oper während seiner Kapellmeisterzeit in Hannover vorgeführt. Der Componist (geb. 1804 in Rußland, gest. 1857 in Berlin) gehörte noch zu jener altrussischen Schule, die in Ton- und Staatskunst auch deutsche Elemente gerne in sich aufnahm (das bewiesen die Componisten Glinka, Lwoff, Bortnianski, die Minister Nesselrode, Cancrin, Benkendorff, Adlerberg u. A.), wogegen die neurussische Schule mehr das entschieden Slavische mit französischen Ingredienzien zu vermengen sucht; Tschaikovski (der entschieden Begabteste), Cuy, Balakireff u. A. sind in ihrer Orchestration und Harmonisation die Nachahmer Berlioz'; sie sind vielleicht hie und da geistreicher, pikanter als die Aeltern, diese waren jedenfalls gediegener, ernster. Glinka gehörte zu den besten Schülern Dehns in Berlin, der Musik ohne Contrapunkt fast

gar nicht anerkannte; und „Das Leben für den Czar", im Jahre 1836 zuerst aufgeführt, zeigt öfters das Gepräge dieser Lehre. Das Libretto ist ein durchaus patriotisches, spielt 1613, verherrlicht die Thronbesteigung des ersten Romanows, des Gründers der jetzt regierenden Dynastie. Die Musik enthält viele interessante, mehrere sehr melodiöse Stücke, ist durchwegs ganz vortrefflich gearbeitet.

Allerdings, was man heute „dramatisches Element" nennt, fehlt ihr fast ganz; auch bietet das vollkommen lyrisch gehaltene Libretto, in welchem selbst die Liebe so recht patriarchalisch ohne jegliches Hinderniß waltet, keinen einzigen starken Effect-Moment. — Dem „Leben" wird Rubinsteins „Dämon" folgen, des genialen Musikers entschieden bestes Werk der Gattung (ich habe es unter seiner Leitung in Hamburg gehört), aber dramatischer Musik noch weiter abseits liegend, als Glinkas Oper.

Den Damen und Herren dieser russischen Nationaloper ist eine gewisse Natürlichkeit und Wärme des Vortrages nachzurühmen. Die Sopranistin Fräulein Vera Offrosimova hat auch eine sehr frische, hohe Stimme, die Altistin Frau Weriowkina hat uns ebenfalls sehr gefallen; unter den Tenoristen ist Fedor Sokolow hervorzuheben, dessen Stimme im echten Tenorklange erschallt. Das Zusammenwirken war nicht immer sicher — die Schuld trifft weder die Künstler, noch den Kapellmeister von Schurowski, sondern den „Impresario", der diese „Nationaloper" aus den verschiedensten Theatern rekrutirt hat, und ohne genügende Proben vorführte. Das Publikum nahm die fremden Gäste sehr günstig auf. Das sehr große Theater — es faßt 4000 Menschen — war nur bei der ersten Vorstellung ganz gefüllt; aber im Ganzen blieb der Besuch ein reger; und der Börsenwitz meint, das einzige jetzt beliebte Russenpapier sei der Theaterzettel des Victoriatheaters.





Tarrabanoff und Sipunoff.

Genrebild aus dem russischen Leben.

Von

K. Cereskin.

— Berlin. —

(Schluß.)

Sein Freund dagegen war erstens ziemlich klein, breitschulterig, hatte einen schweren, plumpen Gang und zweitens legte er auf das Aeußere schon gar kein Gewicht, vielmehr entsprach bei ihm die Buntheit seines Anzuges ganz der Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen. Denn trotz seines Amtes als Schutzmann hielt er sich doch nie streng an die vorgeschriebene Uniform und folgte hierin lieber den Rücksichten der concreten, positiven Oekonomie, als denen der abstracten, leichtfertigen Eitelkeit. Auch mag er dabei vielleicht noch einen anderen Zweck im Auge gehabt haben, nämlich den des Incognito, mit dessen Hülfe er die Gauner und Spitzbuben leichter zu fangen glaubte. Und wirklich war er manchmal so gekleidet, daß man nicht wußte, ob das ein Mann oder eine Frau sei, wenn man ihn nicht gerade in der Nähe an seinem blonden Ziegenbärtchen und an dem stachelig hervorstehenden und ähnlich einer Zahnbürste gleichmäßig geschorenen Schnurrbart erkannte. War es doch bei ihm Princip, zwischen seinen eigenen Kleidungsstücken und denen seiner Frau durchaus keinen Unterschied zu machen, sowie überhaupt darauf nicht zu achten, ob sein Anzug so oder so zusammengestellt war, da doch die gemeinschaftliche Garderobe gleichviel einmal aufgetragen werden mußte. Nur behielt er bei der Ausübung seiner verschiedenen Aemter — gleichsam als allegorisches Emblem derselben — jedesmal das an, was augenblicklich gerade seiner Beschäftigung entsprach. So konnte man ihn z. B. oftmals an ein und demselben Tage in drei- oder viererlei Trachten sehen: bald als Feuerwehr-

mann auf einer Tonne Wasser reitend, mit einem messingnen Helm und in einem langen türkischen Schlafrock, bald als Laternenanzünder mit einer Leiter unter dem Arm, in einem alten Bureaufrack und das Haupt mit einem wollenen Tuche umwickelt oder gar als Ofensetzer mit einer Molle Lehm auf der Schulter, in einem breiten wattirten atlassenen Weibermantel und mit einem hohen Cylinderhut auf dem Kopf u. s. ä. Denn die Hauptsache, sagte er sich, ist in allen Sachen die Billigkeit und Bequemlichkeit; solche Kleider kosten nichts — er bekam sie nämlich geschenkt — und erfüllen doch dabei ganz gut ihren Zweck.

Diesen äußeren Umständen in kosmetischer Hinsicht entsprach aber auch die Achtung, welche beide Freunde seitens der B . . er genossen. Ging z. B. Tarrabanoff auf der Straße, so grüßten Alle von rechts und links, und die auf dem Markte spielenden Kinder hatten vor ihm solchen Respect, daß, wenn sie ihn aus der Ferne nur sahen, sie schon am liebsten so schnell als möglich davonrannten. Sipunoff dagegen wurde nicht nur wenig vom Publikum beachtet, sondern es erlaubten sich sogar Viele ihren Scherz mit ihm zu treiben und namentlich den Kindern diente er als beständige Zielscheibe ihres Spottes, indem sie ihm fortwährend allerlei Schabernack spielten. Bald liefen sie hinterher und schrien: Platon! Platon! Siehe, hier hat sich ein Dieb versteckt! Bald meldeten sie ihm, daß irgend auf einem hohen Dache ein Stiefel läge, den er sehr leicht herunterholen könnte, und sobald er oben war, trugen sie schnell seine Leiter fort und ließen ihn eine lange Zeit auf dem Dache sitzen, indem sie ihm sagten, die Leiter habe Jemand gestohlen. Oder wenn er manchmal auf einem Bein am Theerladen stand und aus einem Scherbchen mit Thran oder Birkentheer seine langen Stiefel schmierte, was ihm gewöhnlich als Lohn für die geleistete Hülfe beim Theerpumpen umsonst gewährt wurde — während er also auf einem Bein stand, schoben sie ihm eine Stange zwischen die Schenkel hindurch und hoben ihn mehrere Mal in die Höhe und ein schallendes Gelächter von allen Seiten verstärkte dann jedesmal den Effect solcher Possen.

Was ihre Bildung betrifft, so konnte zwar der eine ebensoviel lesen und schreiben wie der andere, d. h. sie verstanden davon alle beide nichts, dennoch war es wie selbstverständlich, daß Tarrabanoff, dank seiner ganzen Erscheinung, seinem Freunde gegenüber auch im Amte eine dominirende Stellung einnehmen mußte.

Und trotz aller dieser Unterschiede waren sie dennoch Freunde, unzertrennliche, intime Freunde! Wohl wunderten sich die Meisten darüber, aber zu erklären wußte es Keiner, obgleich sich auch hie und da Einige fanden, welche behaupteten, daß diese Freundschaft nicht so sehr Herrn als Frau Sipunoff, die hübsch, jung, muthig war und vorzüglich singen konnte, gelte. Allein welcher ordentliche Mensch beachtet solch müßige Behauptungen? Thatsache aber ist es, daß Tarrabanoff nicht eine einzige Woche vorübergehen zu lassen vermochte, ohne seinen Freund gesehen zu haben, und wenn

er manchmal in Polizeiangelegenheiten auf einige Zeit verreisen mußte, wurde ihm jedesmal, wie er sagte, so bitter langweilig, daß er kaum den Augenblick abzuwarten im Stande war, wo er mit seinem Gevatter Sipunoff wieder zusammenkommen und gemüthlich bei einem Gläschen Schnaps plaudern konnte. So auch an dem Abend unserer Erzählung, da war ebenfalls Tarrabanoff auf vierzehn Tage verreist gewesen und nun, da sie sich zufällig gerade bei Karagaitsch getroffen, ist es ihnen allerdings nicht so leicht, sich von einander zu trennen.

„Paß auf," sagte jetzt nach einer kleinen Pause Tarrabanoff, „dem Bäcker Lopatkin besorge ich's noch mal ordentlich. O, ich werde ihm die Suppe so pfeffrig machen, daß er acht Tage lang davon Leibschmerzen hat, sag' ich Dir. Er denkt wohl, er kann hier Alles machen und unsereins soll ruhig mit zusehen! Stell Dir vor, neulich, es war gerade Quartalzeit, und da denke ich: Heute am Sonntag wirst Du mal Deinen Freund Lopatkin besuchen. Schön! Ich komme hin und sage artig und bescheiden: Guten Morgen, Luka Lukitsch!*) Wie geht's? . . . Aber da hättest Du blos sehen sollen, was mir der Kerl für ein Gesicht zeigte: gerade als hätte ich ihm eine glühende Kohle unter die Nase gehalten.

„‚Wie,' sagte er, ‚Du bist schon wieder hier?' „Nun sage blos, was sollte ich ihm darauf antworten? Ich wurde in der That verlegen. Natürlich machte ich allerlei Redensarten und bemerkte zuletzt unter anderem, daß nun wieder die Quartalzeit gekommen sei und daß er . . . Du weißt doch . . .

„‚Was?' schrie er plötzlich, ‚Quartalzeit? Welche Quartalzeit? Was habt Ihr Polizeiratten für einen neuen Kalender bei Euch jetzt eingeführt?'"

„Wie was?" unterbricht ihn Sipunoff, „Polizeiratten sagte er? Na, dieser Halunke!"

„Ja, Polizeiratten, wie gefällt es Dir? Da wurde ich aber wüthend, verstehst Du, und rief: ‚Nun, diese Polizeiratten, Luka Lukitsch, haben aber auch sehr scharfe Aeuglein, ja, ja, sehr scharfe Aeuglein haben sie und können wohl sehen, wie Du Deine Waare nicht nach bestimmtem Maß und Gewicht, die, wie es einmal gesetzlich vom Kaiser vorgeschrieben ist, in dem dazu gehörenden Amt geaicht sein müssen, verkaufst, sondern Dein Brot mit Steinen wiegst und Dein Mehl mit einer zerbrochenen Flasche mißt. Ja, siehst Du, so was merken sich die „Polizeiratten" und wissen auch außerdem sehr gut, wie das Gesetz spricht. Denn bei uns geht Alles nach dem Gesetz, lieber Freund, ja, ja, nach dem Gesetz, Luka Lukitsch!'

„‚I, was Du sagst,' antwortete mir der freche Kerl. ‚In mein Geschäft hast Du Deine Nase gar nicht zu stecken, verstehst Du; das geht niemand an und da kann ich machen, was ich will. Wie ich meine Waare

*) Lopatkins Vor- und Vatersnamen, womit bekanntlich die Russen im vertraulichen Gespräch sich stets gegenseitig anreden.

verkaufe, ist nicht Deine, sondern meine Sache, wenn nur meine Kunden damit zufrieden sind; ob ich mein Mehl mit einer zerbrochenen Flasche oder mit der Nachthaube meiner Großmutter messe, bleibt sich ganz gleich und geht Dich am allerwenigsten an. Uebrigens,' setzte dieser Hallunke hinzu, ‚verzichte ich überhaupt auf Deinen Besuch. Hast Du verstanden?' ‚Ja wohl,' erwiderte ich, ‚diesmal hab' ich Dich verstanden, aber warte, Freund, das nächste Mal sollst Du auch mich verstehen!' Da wurde der Kerl mit einmal rasend und fing an aus Leibeskräfen zu schimpfen und zu schreien: „Hinaus! hinaus! Du Spitzbube! Du Gauner! Du . . . Du . . . soundso . . .' und rief nach seinen zwei Gesellen, die mit langen Ofenwischen in den Händen im Nebenzimmer schon bereit standen, jeden Augenblick auf mich loszugehen. Ich machte natürlich schnell, daß ich fortkam; nur rief ich ihm noch laut hinter der Thüre zu: ‚Na warte Halunke, Dir werde ich's noch mal ordentlich schwarz anstreichen!'

„Nun, was sagst Du zu diesem Dickwanst? In seinem Geschäft, sagte er, kann er machen, was er will, — ja ja, wie gefällt Dir das? Nein, nein, lieber Freund, so geht es bei uns nicht! Vor allen Dingen mußt Du Dich hübsch durch die Polizeithür quetschen, dann kannst Du erst anfangen, die Leute zu betrügen! Ja, ja, erst durch die Polizeithür, lieber Freund, sonst nützt Dir alles nicht!"

Dieses sprach Tarrabanoff mit großer Energie und im vollen Bewußtsein seiner hohen Stellung als Polizeiwachtmeister von B . . . .; denn es bewegten sich dabei fortwährend seine Nasenflügel, ein Zeichen, welches gewöhnlich bei ihm nur dann zum Vorschein kam, wenn plötzlich in ihm das Gefühl seiner dictatorischen Gewalt erwachte, was übrigens bei diesem Potentaten sehr häufig der Fall war.

„Aber nun," fährt er fort, „sollst Du mal sehen, wie ich ihn jetzt fasse. O, diesmal werde ich ihm schon zeigen, wer hier was zu sagen hat; jetzt ist er mir gerade so zur rechten Zeit in's Garn gefallen."

„Wie, hat er schon wieder mit Dir was vorgehabt?" fragt Sipunoff. „Was hat er denn nun gemacht?"

„Was soll er denn gemacht haben? Gar nichts hat er gemacht; denn Du scheinst Dich doch um nichts zu bekümmern. Ja Deinetwegen könnte man hier am hellen lichten Tage sämmtliche Straßenlampen stehlen und die Laternen dazu, wenn sie nur nicht so fest angenagelt wären, ohne daß Du die mindeste Ahnung davon hättest. Wahrhaftig, Du bist auch so einer, den man zum Gouverneur machen könnte; schade, daß Du blos einfacher Schutzmann geworden bist. Uebrigens möchte ich auch wissen, weshalb Du die Straßen nicht beleuchtest? Ja, weshalb? Zumal noch an solchen Abenden wie heute, und warum Du noch immer zu Deinen schmierigen Lampen das altmodische Leinöl und kein Petroleum nimmst, wie es doch nun einmal von der Obrigkeit vorgeschrieben ist?"

„Weil, weil . . ." versetzt ein wenig verlegen Sipunoff, indem er

sich rasch zum Wirth umdreht und ihm bedeutet, er solle schnell noch ein Quart Schnaps einschenken, „weil das Petroleum bei Regenwetter nicht brennt und dann ist es auch sehr feuergefährlich, wie mir Viele versichert haben."

„I was, feuergefährlich! auch noch! Wem willst Du das einreden? Da bekümmerst Du Dich gerade viel, ob es feuergefährlich ist oder nicht."

„Wie so denn? Warum soll ich mich darum nicht bekümmern, es ist ja doch, so zu sagen, mein Amt?"

„So? Na, warum weißt Du nicht als Beamter, was hier vorgeht?"

„Warum sollte ich's nicht wissen? Ich bitte Dich, Gevatter, was sprichst Du? Gewiß weiß ich, was hier vorgeht, alles weiß ich, natürlich!"

„So, Du weißt also alles? Dann möchte ich Dich, lieber Freund, fragen, warum Du nicht bemerkt hast, wie Lopatkin an seinen Bäckerladen auf offener Straße einen Schweinestall gebaut hat?"

„Einen Schweinestall?"

„Ja, auf dem öffentlichen Trottoir einen Schweinestall!"

„I bewahre, Gevatter, Du irrst Dich. Mir hat Lopatkin ausdrücklich gesagt, er baue nur eine einfache Holzkammer, die er zur Aushilfe nothwendig haben müsse."

„Also eine Holzkammer doch! Nun ist es aber erstens keine Holzkammer, sondern ein richtiger großer Schweinestall mit vielen Schweinen drin, die man im Vorbeigehen alle Augenblicke grunzen hört, und zweitens hat überhaupt niemand das Recht, auf offener Straße irgend etwas zu bauen, ohne vorher die nöthige Erlaubniß seitens der Polizei sowie der städtischen Bauconmission eingeholt zu haben. Ja, ja, lieber Freund, so einfach geht's bei uns nicht; alles hat sein Gesetz und seine Ordnung. Du aber, Platon Fedulitsch, thust gerade so, als wären wir in Frankreich: Dir ist es ganz gleich, ob die Leute Pässe haben oder nicht, ob die Stadt Abends beleuchtet wird oder nicht. Neulich wurde mehrere Male aus dem Flure der Polizeiwache die Oellampe gestohlen; ob es wahr ist, weiß ich nicht; vielleicht hat Deine Frau beim Aufgießen des Oels an diesen Abenden gerade die Lampe für die Polizeiwache zu Hause vergessen? Kurz und gut, Du sagtest, die Lampe hätte jemand gestohlen und Du wolltest mir den Dieb ausfindig machen, Du aber, siehst Du, hast Dich bis jetzt um die ganze Geschichte weiter nicht mehr bekümmert, während ich nachher wegen der Unordnung, die dadurch entstand, in die größte, peinlichste Verlegenheit kam. Denn gerade an diesen Abenden sind aus der Polizeiwache, weil es so finster war, drei Mal die Arrestanten entflohen."

Der Wirth, der in seinem verschlafenen Zustande so lange unter den Flaschen herumgekramt hatte, bringt unterdessen den Schnaps.

„Nein, lieber Freund, so geht es bei uns nicht! Wir leben nicht in Frankreich, sondern in Rußland, mußt Du wissen! Und bei uns in Rußland, verstehst Du, hat, wie gesagt, Alles sein Gesetz und seine Ordnung!... Prosit!" ruft er, indem er sein Glas an den weit aufgesperrten Mund

bringt, um den flüssigen Inhalt, wie ein wohlgeübter Schnapstrinker flott und graziös mit einem Schwung in den Schlund zu gießen; just, wie es in Rußland in den einfachen Schwitzbädern die großen Virtuosen im „Dampfmachen", die Hausknechte, vorzüglich aber die alten Nikolaischen Soldaten zu thun pflegen, indem sie ihren Eimer mit Wasser mehrere Mal hin und her schwenken, gleichsam als zielten sie nach einem bestimmten Punkte hin und dann mit einem Schwung! — auf die richtige Stelle, tief, tief im Badeofen auf die heißen Steine gießen.

„Aber ich sage Dir, Platon Fedulitsch," fährt Tarrabanoff fort, indem er sich vom Schnapse verpustend, sein Gesicht wie nach einer scharfen, bitteren Arzenei in unzählige Falten zusammenzieht, „Du sollst mal blos sehen, was ich mit diesem Lopatkin noch anfange. O diesen Kerl, diesen Spitzbuben, sage ich Dir, befördere ich noch direct nach Sibirien! Ja nach Sibirien!" wiederholt er, indem er sich erhebt und durch die zerbrochene Thürscheibe auf die Straße hinaussieht.

„Siehst Du, draußen scheint es noch immer zu regnen, und ich habe noch gute zwei Stunden, bis ich nach Hause komme."

„Aber ich bitte Dich, Gevatter," erwidert ihm Sipunoff, „wo willst Du bei diesem Wetter noch hin? Nein, ich laß Dich nicht mehr fort! Heute bist Du schon einmal mein Gast und so kannst Du auch ganz ruhig bei mir die Nacht bleiben. Du bist überhaupt schon sehr lange nicht bei uns gewesen, und meine Frau, wahrhaftig, fragt immerzu nach Dir. ‚Du Platon,' sagt sie, ‚wie kommt es, daß unser theurer Freund und Gevatter Fedot Petrowitsch uns nicht mehr mit seinem Besuche beehren und unser Brod und Salz nicht mehr kosten will? Haben wir ihn vielleicht beleidigt oder sonst irgendwie Unrecht gethan?' Ja, wirklich, ich schwöre es, das sagt sie sehr oft!"

„Dann aber," versetzt Tarrabanoff, „mußt Du mich, Platon Fedulitsch, schon ganz früh wecken, denn ich habe morgen eine wichtige Unterredung mit einem sehr vornehmen Beamten aus Petersburg und da muß ich schon ganz früh auf dem Posten sein."

„So? Mit einem vornehmen Beamten aus Petersburg?" fragt äußerst verwundert Sipunoff.

„Ja, aus Petersburg," erwidert ruhig und würdevoll sein Freund.

„Nun dann" sagt Sipunoff, „wecke ich Dich schon beim zweiten Hahnenkräh."

Er steht auf, geht an den Schanktisch, rüttelt den wieder eingeschlafenen Wirth auf (der dabei ein so dumm verschlafenes Gesicht macht, als wäre ihm irgend was in die Nase gesprungen), holt, sich fortwährend krümmend und bückend, mit großer Mühe aus dem rechten Stiefelschaft einen leinenen Beutel mit Kupfergeld hervor, berichtigt die Zeche und, indem sich beide Freunde kameradschaftlich von Karagaitsch verabschieden, gehen sie vergnügt und friedlich nach Hause.

* * *

Mitten auf einem öden, weiten Felde, am Rande eines Gemüsegartens, dessen nackte, reife Kohlköpfe wie die blanken Schädel einer modernen Magistratsversammlung in der Dunkelheit von der Ferne schimmern, steht tief in der Erde eine baufällige hölzerne Hütte mit einem schiefen Schornstein auf dem eingefallenen Dache, welcher just an den schiefen Thurm zu Pisa erinnert, und zwei kleinen, erleuchteten Fensterchen, die ebenfalls schief sind. Vom hohen Berge aus, an dessen Fuße das Häuschen eingegraben liegt, erscheint es wie ein großer Maulwurfshaufen, aus welchem in der Mitte ein schwacher Rauch emporsteigt.

Drinnen brennt ein kleines Oellämpchen, das an der Wand durch einen Nagel befestigt ist. Am großen eingeheizten Ziegelofen sitzt eine junge kräftige Frau von einigen und dreißig Jahren mit einem hübschen, runden Gesicht und dunkelblondem, glänzenden Haar, sie hält ein Kind auf dem Arm und schlummert; auf der entgegengesetzten Seite steht eine lange, breite Bank und darauf liegt, zusammengekauert, ein dem Anschein nach zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe. Die hellen Flammen im Ofen stürzen hurtig in den weiten Rauchfang und verbreiten ihren Schein auf Mutter und Kind und auf das blasse Gesicht des schlafenden Knaben. Das Kind, das auf dem Mutterschooße ebenfalls schlummert, scheint sich in der Wärme recht wohl zu fühlen; es dehnt sich und strampelt behaglich hin und wieder mit den wohlgenährten, runden Beinchen und klammert sich mit den Fäustchen an den offenen Hemdenkragen seiner Mutter. Rechts im dunkeln Winkel vor einem großen Trog mit Viehfutter liegt eine alte weiße Ziege und — denkt mit Sehnsucht an den zarten, saftigen Kohl, der ihr am Tage anmuthig durch die Fenster entgegenlächelt und den sie, obzwar nicht de jure aber de facto schon so oft heimlicherweise gekostet hat. Links steht eine Tonne mit Wasser und nebenan eine große, weite Bettstelle mit einem Strohsack und einigen alten Kleidungsstücken darin; nicht weit davon steht ein großer viereckiger Tisch, und auf demselben befinden sich ein Haufen Rettige; ein paar Stiefel, ein rundes großes Schwarzbrod und ein Eimer mit Zwiebeln.

„Mutter, Mutter!“ ruft plötzlich der Knabe, indem er sich von seinem Lager erhebt und an den Ofen geht, „ist der Vater noch immer nicht hier? Wo bleibt er denn heute so lange?“

„Jedenfalls in der Schänke, wie immer,“ antwortet die Mutter; „wahrscheinlich ist er schon wieder heute mit einem Trunkenbold, wie er ist, zusammengekommen und schlägt jetzt womöglich noch sein ganzes Geld todt. Aber er soll mir blos nach Hause kommen, ich werde ihm schon zeigen, wieviel jetzt die Uhr ist!“

„Horch!“ sagt der Knabe, „ich glaube, er kommt . . .“

Es klopft und die Mutter geht in's Vorhaus, nachzusehen, wer da ist.

„Mach' auf, Dunja, ich bin es,“ sagt Sipunoff, der unterdessen, mit seinem Freunde Tarrabanoff eine Menge Pfützen und Sümpfe durch-

watet und vom Regen triefend wie die nassen Hähne, mit großer Mühe nach Hause gelangt ist. „Ich bringe Dir einen theuern Gast mit.“

„Wahrscheinlich auch so ein Trunkenbold wie Du bist,“ erwidert ihm zornig seine Frau. „Nein, ich mach' nicht auf, bleib draußen mit Deinem Freund! Auch noch, einen Freund, das fehlte mir gerade noch! Geh doch hin, wo Du bis jetzt gesteckt hast, Du Trunkenbold! Du lüderlicher Kerl! . . .“

So schimpft sie eine ganze Weile fort, indessen die beiden Freunde noch immer hinter der Thüre stehen und lauern, daß sie ihnen aufmacht. Doch sobald sie den Namen Fedot Petrowitsch hört, wird sie plötzlich ruhig, schiebt rasch den Riegel zurück und entschuldigt sich bei ihrem Gaste, daß sie, ohne zu wissen, wer es sei, ihn hat so lange draußen stehen lassen.

Sie gehen in die Stube hinein — und auf einmal wird Alles drin lebendig. Tarrabanoff und Dunja küssen sich und die Eheleute versöhnen sich; denn Sipunoff hat auch Schnaps bei sich; diesen hat er als praktischer Ehemann zur Besänftigung seiner Gattin mitgebracht. Der Ofen bekommt jetzt frisches Holz, und hell und fröhlich wird es am Herde; auch der Knabe wird ganz munter und er schmiegt sich ehrfurchtsvoll an den hohen Gast heran. Es krähen die Hähne unter dem Ofen, und im Winkel meckert die Ziege; auch die Katze erhebt sich von ihrem Lager und läßt sich erwartungsvoll auf das Fensterbrett nieder. Dunja räumt vom Tische ab und bittet die Herren, sich dahin zu begeben.

„Das Abendbrod“ sagt sie, „wird gewiß schon vertrocknet und verbrannt sein, aber meine Schuld ist es nicht; warum sitzen auch die Herren so lange in der Schänke, könnten sie nicht eben so gut hier zu Hause bleiben?“

„Sei ruhig, sei ruhig, Dunja!“ beschwichtigt sie Sipunoff, „Du siehst ja, daß ich mit unserem Gevatter Fedot Petrowitsch zusammen war, jedenfalls hatten wir doch etwas Wichtiges zu besprechen. Nicht wahr, Gevatter?“ sagt er, verschmitzt mit einem Auge blinzelnd und sich an den Gast wendend.

„Was habt Ihr denn immer so Wichtiges zu besprechen?“ fragt Dunja.

„Chi, chi, chi,“ lächelt Sipunoff, „das kann ich Dir doch nicht erzählen, da bist Du als Weib doch zu dumm dazu. Aber ich kann Dir nur soviel sagen, daß wir Männer, zumal noch als Polizeibeamte, immer etwas Wichtiges zu berathen und zu besprechen haben, ja, dafür sind wir auch Polizeibeamte, verstehst Du! Sieh z. B. Fedot Petrowitsch, der muß morgen schon ganz früh auf dem Posten sein: ein hoher Beamter aus Petersburg kommt extra hierher, um mit ihm sehr wichtige Angelegenheiten zu besprechen.“

„Cha, cha, cha!“ lacht Dunja, „direct aus Petersburg kommt er hierher? Na, das müssen auch sehr wichtige Angelegenheiten sein, cha, cha, cha! . . .“

„Sag' mal, Du dummes Weib,“ wendet sich ärgerlich zu ihr der

eigentlich Stiefel getragen? Doch nur reiche und vornehme Leute, Gutsbesitzer, Beamte u. s. w.; sonst aber das übrige Volk spazierte doch gewöhnlich barfuß oder in Bastschuhen, nicht wahr? Jetzt aber sieh, auch der dümmste Bauer will heutzutage Stiefel tragen.

„Allein auch in anderer Hinsicht hat sich die Welt jetzt sehr verändert. Früher, was hat unsereins, als Polizeibeamter, Tag für Tag für Rippenstöße, Nasenstüber und Ohrfeigen an die ganze Welt vertheilt? Und wenn manches Mal noch so ein Kerl sich weigerte, nach der Wache mitzukommen, o weh! welche Keile bekam er da; und es beklagte sich auch damals kein Mensch darüber. Warum? Weil es mit zur Ordnung gehörte, und folglich waren auch Alle daran gewöhnt. Aber versuche mal jetzt, so mir nichts, dir nichts, aus Langerweile jemand einen Rippenstoß zu versetzen, da sollst Du mal hören, was er Dir dazu antwortet . . . und Du hast jetzt als Polizeibeamter auch wirklich gar kein Recht mehr dazu, denn . . ."

„Siehst Du," unterbricht ihn Sipunoff, „das ist schon nicht gut! Da hatten es doch unsere Vorgänger weit besser; denn was nützt es mir wirklich, daß ich Gorodowoj bin, wenn ich nicht hin und wieder mal, so zu sagen, bei Gelegenheit Diesem und Jenem eins hinter die Ohren versetzen kann und mich jedesmal so in Acht nehmen muß, daß ich ja nicht irgendwie jemand den Kragen oder Aermel oder sonst etwas abreiße, wie es doch manchmal in unserem Amte vorkommt. Denn sieh, wie z. B. neulich, da hatte ich gerade einen Kerl abgefaßt, wie er einen Sack fauler Gurken vor die Thür der Polizeiwache ausschüttete, und wollte ihn natürlich dieser Angelegenheit wegen zur Wache nehmen; aber mit einem Mal fängt der Kerl an zu schreien: ich hätte ihm seine schmierige Mütze vom Kopfe gerissen und ihm dieselbe nicht wiedergegeben, ja er behauptete stramm, ich hätte sie bei mir behalten. Wie, was? rief ich, bist Du toll? Wozu brauche ich denn Deine alte fettige Pudelmütze? Der Kerl aber schrie in einem fort und beklagte sich vor aller Welt, ich hätte ihm seine Mütze gestohlen."

„Ach ja," sagte Tarrabanoff, „jetzt erinnere ich mich; nun was ist denn mit dem Kerl geworden? Es behaupteten in der That viele, Du hättest ihm seine neue Mütze vom Kopfe gerissen und nachher vergessen, ihm dieselbe zurückzugeben."

„Was sollte ich machen?" fährt Sipunoff fort, „ich mußte natürlich den Kerl so ohne weiteres fortlassen; denn am Ende hätte er mich womöglich noch wegen seiner alten Pelzmütze verklagt. Siehst Du, Gevatter? In dieser Hinsicht, kann man sagen, ist es doch heutzutage beiweitem nicht so gut wie früher, und wirklich, das Volk hat auch jetzt gar keinen Respect mehr vor uns, d. h. so zu sagen, vor der Obrigkeit, weil . . ."

„Aber ich bitte Dich, Platon Fedulitsch, wie so denn? Warum hat das Volk keinen Respect mehr vor uns? Dazu sind wir doch da! Ordnung muß allerdings sein, denn, wie gesagt, bei uns in Rußland hat Alles sein Gesetz und seine Ordnung; aber sonst? Wieso denn? Nur muß man heut-

ist unsereins schon jetzt ein wahrer Dummkopf dagegen. Und rechnen kann er — nein, Du wirst es kaum glauben, Platon, wie flink er rechnen kann! Bis in die Hunderte! Bis in die Tausende!

„. . . J, ich sage Dir, da wird unser einem schwindelig dabei, und er, sollst Du mal sehen — eins, zwei drei! hat er's 'raus! Kupfergeld kann er zählen wie ein alter Heringskrämer; und wenn ich ihm z. B. so manches Mal sage: Stepka! Wieviel Kopeken hat ein Rubel? rasch! Da solltest Du blos hören, wie schnell und wie richtig er Dir antwortet; sofort sagt er Dir: ein Rubel hat hundert Kopeken! Aber das wird er Dir nicht nur einfach mit dem Mund wie unsereins sagen, sondern auch, wenn Du willst, mit Kreide und Feder zeigen, ja mit Kreide und Feder, wie es sich gehört. Neulich noch, da sagte ich zu ihm: Stepka, schreibe mir mal auf die Wand eine 2 auf; ich will doch sehen, ob Du wirklich was vom Rechnen verstehst. Und ich — nun, Du weißt ja, wie wir sind: unsere Sache, in der Polizei, auf dem Markte und in der Schenke, d. h. so weit natürlich das Alles mit dem Mund und den Händen, so zu sagen, abzumachen geht, das allerdings versteht unsereins ganz gut — warum nicht? Dafür hat man ja doch sein Amt, nicht wahr? Sonst aber mit der Feder — nun das ist für unsereinen dasselbe, was für eine Kuh die Uhrmacherkunst. Jedoch aber, was eine 2 ist, das wußte ich, weil nämlich auf meinen alten Epauletten immer eine 2 stand, die Nummer des Regiments, und das habe ich mir, verstehst Du, gemerkt. Kurz und gut, ich sagte zu ihm: Stepka, sagte ich, schreibe mir eine richtige 2 auf, ich will mal sehen, ob Du es kannst! Und richtig! im Nu hatte er sie auch fertig! Anfangs, muß ich Dir gestehen, war ich noch ein wenig im Zweifel, ob das wirklich eine 2 ist, vielleicht ist es gar eine 3 oder sonst irgend ein dummes Zeug. Aber da holte ich meinen alten Mantel hervor und sah nach, ob es stimmt. Richtig! es stimmte, sage ich Dir, auf's Haar! Ja, ja! das ist überhaupt schon, wie soll ich's sagen . . . eine ganz andere Menschenart als wir Alten! ja eine ganz andere Menschenart! Der Kopf ist ein ganz anderer und auch der Charakter, so zu sagen, die Manieren sind anders. Ja, die Welt ist nun einmal heutzutage so, sie ist klüger und feiner! Nun z. B. mein Stepka — mit wem hat er auch Umgang, mußt Du wissen? Immer mit vornehmen Leuten, ja mit den vornehmsten, sage ich Dir! Bald ist es der Advokat Tulupkin, bald der Feldwebel Bolltunoff, siehst Du? und so ähnlich.

„Das war vor Kurzem noch, da sagte zu ihm Andrej Nikolaewitsch — Du weißt ja, unser neuer Polizeilieutenant — ‚Stepka,' sagte er, ‚komm' mal her! Hab' keine Furcht, ich werde Dir nichts thun!' Und mein Stepka, nein, dieser Schlingel! geht auch wirklich ganz dreist zu ihm heran und fragt, was seine ‚Durchlaucht' wünschen? ja mit diesen Worten, wie ich's Dir sage! — ‚So, schön!' sagte Andrej Nikolaewitsch, ‚Stepka, Du bist ein famoser Kerl!' und klopfte ihm ein paar Mal auf die Schulter.

‚Weißt Du auch‘ sagte er, ‚wo Karagaitsch wohnt?‘ — ‚Jawohl!‘ antwortet dreist mein Stepka, ‚mein Vater,‘ setzt noch dieser Schlingel hinzu, ‚ist alle Abende da.‘ — ‚So?‘ sagte Andrej Nikolaewitsch, ‚nun, dann gehe schnell hin und sage Karagaitsch: ich hätte ein Maß — er weiß schon welches — Ebereschenschnaps verlangt, von meiner Sorte, die ich immer trinke, sagst Du; ein bischen Spiritus kann er noch dreist hinzugießen, hast Du verstanden? Hier hast Du auch die Flasche dazu!‘ Mein Stepka rannte natürlich schnell hin und holte es. Ja! der — hat immer nur mit vornehmen Leuten Umgang, denn, wie gesagt . . .“

„Cha, cha, cha!“ bricht plötzlich Dunja in ein lautes Lachen aus. „Wie sagst Du, Fedot Petrowitsch? Dein Stepka hat immer nur mit vornehmen Leuten zu thun? Cha, cha, cha! Nein, weißt Du, Fedot, Du bist doch in der That ein Spaßvogel!“

„Sag' mal, Du dummes Huhn,“ nimmt jetzt Sipunoff energisch das Wort, „warum lachst Du denn heute den ganzen Abend? Sitzt denn da ein Frosch bei Dir im Halse? Vorhin schon, als ich Dir erzählte, daß der Gevatter morgen früh mit einem hohen Beamten aus Petersburg zusammentreffen werde, da lachtest Du ebenfalls, ohne zu wissen, warum. Du dummes Huhn mußt doch bedenken, wen Du vor Dir hast!“

„Du Ziegenbärtchen, schweig!“ erwidert ihm ausgelassen Dunja. „Warum ich lache, das geht Dich nichts an, hast Du verstanden! Jedenfalls habe ich doch Grund dazu.“

„I das schadet nicht, Platon, laß sie doch lachen,“ sagt Tarrabanoff. „Im Gegentheil, ich höre es sogar sehr gerne; wenn sie lacht, ist immer besser, Platon, als wenn sie weinte. Sie hat ihr Gläschen getrunken — nun und da weißt Du doch, wie die Weiber einmal sind. Uebrigens kennst Du sie ja, sie lacht ja immer. Das ist's eben: echtes Kosakenblut ist immer heiter. Sieh, als ich in ihren Jahren war, da war ich ebenso. Warum? Weil auch in meinen Adern ein gut Theil echten Kosakenblutes fließt, denn meine Großmutter stammte ja ebenfalls von den Kosaken her.“

„Ja, ja,“ erwidert sein Freund, „aber ich bitte Dich, Gevatter, sie muß doch wissen, wen sie vor sich hat. Siehst Du, was habe ich immer gesagt? Die Weiber sind ein zu dummes Volk! Anstatt vernünftig zuzuhören, wie kluge Leute sich unterhalten, lacht sie fortwährend, ohne recht zu wissen, warum . . .“

Indem so Sipunoff räsonnirt, erhebt sich Dunja von ihrem Platze am Ofen, legt behutsam das eingelullte Kind auf's Bett und wendet sich energisch, doch mit heiterer Miene zu ihrem Mann.

„Sage mal, Du Kalbsgesicht, seit wie lange bist Du denn so klug geworden? Du ärgerst Dich, warum ich immerzu lache; weshalb denn? Warum soll ich nicht lachen? Er scherzt und spaßt, und Du stehst da in Deiner krummen Stellung wie ein alter Laternenpfahl, hältst den Mund offen und horchst, als hätte Dir der Pope eine Predigt in der Kirche vorgelesen.“

ich nicht Recht, Gevatter? Es ist leicht gesagt: Hier, da hast Du ein Amt! Aber dieses Amt, so zu sagen, richtig, verstehst Du, das heißt so ordentlich verwalten, ja, siehst Du, das ist ganz was Anderes! nicht wahr? Habe ich nicht Recht?"

„Ach was!" sagt Dunja, indem sie das Kind jetzt wieder aus dem Bette nimmt und es Tarrabanoff giebt, „hier, Fedot, nimm mal den kleinen Grischa zu Dir auf den Schooß! Denn Ihr habt mir ihn wieder wach gemacht."

Sie setzen sich Alle um den Tisch herum und Dunja bringt jetzt das Abendbrot.

„Hier, für Euch beide!" sagt sie, „ich und Fedka, wir haben schon gegessen."

Sie schenkt den Schnaps ein und die kleine Gesellschaft wird wieder fröhlich wie zuvor.

Der Alles erhebende, Alles beseligende und gleichmachende Geist — des Alkohols versagt auch hier nicht seine Zauberkraft, selbst in seiner ärmsten Gestalt als Fusel und in der gelben, zweifelhaften Farbe, die ihm die saubere Meisterhand des Karagaitsch gegeben hatte, und die armen Gemüther erheiternd, macht er sie so manches Ungemach und so manches Verdrießliche im Leben vergessen.

Dunja ist so ausgelassen heiter, so übermüthig und lustig, daß sie durch ihre gute Laune auch die Anderen mit fortreißt. Selbst Sipunoff, der kurz vorher noch so unruhig und verdrießlich aussah, verzieht jetzt sein schmales, kleines Gesichtchen zu einem friedlichen Mopslächeln und indem er wie ein gefräßiges Kind die Backen voll Kascha stopft, streckt er keilförmig sein spitzes Ziegenbärtchen hervor und freut sich seines Daseins auf Erden.

Indessen hat es draußen zu regnen aufgehört und der sternenreiche Herbsthimmel auf allen Seiten seines blauen Horizontes sich allmählich entwölkt. Nur hin und wieder huschte noch eine kleine Silberwolke, die in ihrem weiten Fluge gen Osten in der einsamen Nacht sich verspätet hatte, an dem klaren ruhigen Vollmond vorüber, bald ebenso schnell verschwindend wie die anderen, die ihr im Fluge vorausgeeilt sind.

Hinter dem Berge auf der steilen Landstraße kommen jetzt mehrere zweispännige Wagen zum Vorschein. Drin sitzen junge Männer und Mädchen und aus ihrer Mitte erklingen bald darauf fröhliche Töne einer Geige, wobei auch viele Stimmen im Chor mit eingreifen. Das sind glückliche Hochzeitsgäste, welche sich augenblicklich in der angenehmen Lage befinden, die wichtigsten Sachen des Festes: die Braut und die Getränke mit sich zu führen.

Weit, weit ringsum bis in die dunkle Ferne des Horizontes und bis in die nebelhaften Schatten der Thäler und Schluchten, auf den einsamen Bergen und in den Gipfeln der Bäume herrscht solch feierliche Stille, daß es scheint, als lauschten Himmel und Erde mit angehaltenem Athem den süßen Tönen der Geige in der ruhigen mondeshellen Nacht.

„Horch, welch' angenehme Musik!" sagt Tarrabanoff. „Willst Du uns nicht auch ein Liedchen zum Besten geben, Dunja? Ich hab' Dich schon so lange nicht singen hören, liebe Gevatterin!"

„Ach nein," erwidert sie, „mein Grischka wird dadurch wach und dann kann ich ihn nachher die ganze Nacht nicht zum Schlafen bringen."

„I das schadet nicht!" sagt Tarrabanoff, „Du kannst dreist singen; denn der Kleine ist jetzt so müde, daß er davon gar nicht mal erwacht."

„Wenn er aber doch erwacht," entgegnet ihm Dunja, „dann sage ich Dir, mußt Du ihn zur Strafe die ganze Nacht auf dem Arm halten."

„Ja, ist gut!" erwidert er, „ich bin bereit!"

„Was soll ich Dir denn singen? ein Kosakenlied?"

„Ja, ja, ein Kosakenlied!" wiederholt bittend Tarrabanoff. „Dasselbe, welches Du neulich gesungen hast, weißt doch? Na, wie heißt es denn gleich? . . . Ach ja! ‚Spät in der Nacht, spät in der Nacht.'"

Dunja räuspert sich jetzt, sieht nach, ob der kleine Grischka auf ihrem Schooße ruhig schläft und, indem sie ihn mit zarter mütterlicher Fürsorge von allen Seiten einhüllt, beginnt sie mit klangvoller süßer Stimme folgendes Lied:

Einstens ritt des Nachts ein Kosak,
Fröhlich, tapfer, jung und schön,
Stepp' und Wald durchflog sein Renner
Fern vom Hause ganz allein.

„Sage mal, Dunja, was ist denn das hier?" unterbricht sie plötzlich Tarrabanoff, der unterdessen langsam seine Kascha zu Ende aß. „Es scheint . . . pfui! wahrhaftig! . . . ein Docht zu sein! Wie kommt denn dies in Deine Kascha hinein?"

„Ach, Onkel, ich weiß schon!" versetzt Fedka. „Vater hat wohl aus Versehen auch den Docht aus der Oellampe mit hineingegossen."

„Aus welcher Oellampe?" frägt verwundert Tarrabanoff.

„Nun, die ich vorhin aus der Polizeiwache geholt habe," antwortet Fedka. „Das war ja die einzige Lampe, die noch Oel hatte, sonst die anderen waren alle leer."

„Wie? . . . Was? . . . aus der Polizeiwache?" ruft Tarrabanoff, indem er ganz weit Augen und Mund aufsperrt. „So ist die Sache? . . . Aha! . . . Darum auch . . ."

Sipunoff, der schon bei den ersten Worten Fedkas in große Verlegenheit gerieth und sehr unruhig wurde, so daß er nicht recht wußte, was er augenblicklich thun sollte, entweder schnell auf die Straße zu eilen, oder hinter den Ofen sich zu verstecken, kam endlich auf den glücklichen Gedanken, Leibschmerzen zu simuliren und war nun eben schon im Begriff, die plötzliche Erkrankung seines Unterleibes nach der neuesten Methode der dramatischen Mimik: mit Heulen und Schreien, in Scene zu setzen, da kommt ihm auf einmal Dunja zu Hülfe, indem sie sich zu Tarrabanoff mit folgenden Worten wendet:

„Sage mal, Fedot, was machst Du da für Unsinn? Willst Du hören oder nicht? Sonst singe ich gar nicht mehr, wenn Du immerzu mich mit dummen Fragen so stören willst!"

„Ich — ä . . . sieh mal, Dunja . . . ja, ja! bitte singe doch weiter!" erwidert Tarrabanoff.

„Wirst Du aber auch nicht mehr stören?"

„Nein, nein! Aber — sage mal blos? . . ."

„Nun, dann kannst Du zuhören!" sagt Dunja, indem sie ihr begonnenes Lied jetzt wieder von Neuem anfängt.

Alles wird wieder still und Dunja singt, wobei sie jedesmal den Refrain: „Spät in der Nacht, spät in der Nacht," nach russischer Art mit der hohen Octave des letzten Tones endigt und dieselbe recht lange ausdehnt.

Einstens ritt des Nachts ein Kosak,
Fröhlich, tapfer, jung und schön,
Stepp' und Wald durchflog sein Renner
Fern von Hause ganz allein.
Weit erglänzte heller Mondschein,
Schatten werfend still und schaurig,
Und des Dones Silberfluthen
Rauschen einsam spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Herzlich dacht' er an sein Liebchen,
An die schöne Hetmanstochter,
Und es packt ihn heiße Sehnsucht
Nach dem Mädchen, seiner Braut.
„Kehr' ich erst vom Kriege heim,
Reich mit guter Beut' beladen,
Dann, o Katja, bist Du mein!"
Denkt der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Und wir bauen uns ein Häuschen,
Schön gehobelt und geschmückt,
Auf dem Hügel, hart am Bache,
Eingehegt von jungen Linden.
Drin wird Katja fröhlich walten,
Wird mein treues Weibchen sein,
Und so herrlich wird es werden!" —
Denkt der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Horch! da rauschen so die Blätter! . . .
Horch! wer flüstert da im Busch? . . .
Plötzlich hält der Kosak an
Und versteckt sich gierig lauschend . . .

„Ist es möglich? . . . Hör' ich recht? . . .
Oder täuschen mich die Sinne? . . .
Diese Stimme! . . . diese Stimme! . . .
Ruft der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Katja! Katja! liebe Katja!"
Hört er flüstern hinter'm Busch;
Es durchrieselt ihn ein Schauer,
Wuth ergreift des Kriegers Herz.
„O, Du falsches, böses Mädchen!
Da Du mich im Kriege glaubst
Wirst Du treulos Deinem Freunde!"
Ruft der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Hast geschworen treu zu bleiben
Bei dem Kreuz an Deinem Halse
Mir, so lang Dein Herze schlägt —
Hältst Du so den heißen Schwur? . . ."
Und er steigt vom Roß herunter
Wie ein Tiger wuthergrimmt,
Und er zieht den Dolch vom Gürtel,
Leise schleichend spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Langsam kommt vom Wald ein Wagen,
Drin die schöne Katja sitzet
An der Seite eines Mannes,
Heiter schwatzend und vergnügt . . .
Plötzlich schreit ihr Nachtbegleiter:
„Katja! Katja! bin verwundet! . . .
Räuber schlugen mich im Rücken,
Und ich sterb' noch spät in der Nacht! . . .
spät in der Nacht! . . ."

„Bin kein Räuber, frecher Bube!
Du Entführer meines Glückes!
Bin der junge Bondarenko! . . ."
Ruft der Kosak rachedürstend. —
Aber plötzlich wird er stille!
Todesangst ergreift sein Herz,
Und gelähmt wird ihm die Zunge
Ob des Mordes spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Denn er sieht im Schein des Mondes
Das Gesicht von Katjas Bruder,
Seines lieben, guten Freundes
Todterbleichend, starren Auges. —
„Sei verflucht! Du böser Mörder!
Der den Bruder mir gemordet,
Meinen lieben, lieben Bruder!"
Ruft das Mädchen spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Mögen Qualen Dich verfolgen,
Bittre Reu, so lang Du athmest,
Daß Du nirgends Ruhe findest!
Nimmer werd' ich Deine Frau jetzt!
Nie berühren mich die Hände,
Die den Bruder mir gemordet! . . ."
Ruft die schöne Hetmanstochter
Grimm'gen Herzens spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Immer steht noch Bondarenko
Tief versunken in Gedanken,
Die sein junges Herz zerreißen,
Und er spricht mit matter Stimme:
„Katja! Katja! liebe Katja!
Mich ereilt' mein böses Schicksal . . .
Bin verloren! Bin verloren! . . ."
Wiederhallt es spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Endlich rafft er sich zusammen,
Schwingt sich auf sein flinkes Roß,
Und verzweifelt, schweren Herzens
Ruft er laut der Freundin zu:
„Lebe wohl, mein schönes Mädchen!
Nimmer wirst mich lebend schauen!
Denn im Kriege will ich sterben,
Unbeweint spät in der Nacht,
spät in der Nacht. —

Lebe wohl! und finde Trost! . . ."
Und den Renner kräftig spornend,
Sprengt er fort von seiner Braut
Und verschwindet schnell im Dickicht.
Weit erglänzte heller Mondschein
Schatten werfend still und schaurig,
Und des Dones Silberfluthen
Rauschen einsam spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Viele Lieder singt noch Dunja, indessen Sipunoff sich schon längst sachte in die düstere Ecke hinter den Ofen verkrochen, und mit dem Bauch zur Erde liegend schnarcht er so kräftig, als sägte er einen dicken Ast entzwei; auch die Kinder sind nun allmählich eingeschlafen. Nur Tarrabanoff sitzt noch immer wie gebannt an seinem Platze, tief versunken in Gedanken, indem er ab und zu mit verliebten schmachtenden Augen die schöne Sängerin ansieht, und, sobald ein Lied zu Ende ist, flüstert er leise mit flehender Stimme: „Bitte, bitte, liebe Dunja! singe weiter! singe weiter!"

Illustrirte Bibliographie.

Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Grundriß. Mit einer Farbtafel und 340 Textbildern. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Fig. 1. Vom Giebel des Zeustempels in Olympia.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein richtiger Gedanke wird hier in trefflicher Weise von einem Gelehrten durchgeführt, der durch Einzelforschungen auf dem Gebiete der alten Kunstgeschichte seinen Beruf zu einem derartigen Unternehmen erwiesen hat. Neu und überraschend ist der Titel und die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt. Statt die Entwickelung der Kunst von Volk zu Volk (ethnographisch) durchzugehen, eine Behandlung, bei der die weltgeschichtlichen Fragen nicht zur Verhandlung kommen, und anstatt die Kunst eines jeden Volkes nach Kunstfächern (eidographisch) anzuordnen, faßt er die Kunst der Welt, und zwar zunächst die der alten Welt, als ein Ganzes, das er in drei Perioden gliedert und innerhalb dessen die ethnographische und eidographische Scheidung nur zur Bildung von Unterabtheilungen eingeführt wird. Der erste Theil umfaßt die Zeit der Vorherrschaft des Orients, in welcher bereits die Anfänge der griechischen Kunst ihre richtige Stelle finden, der zweite naturgemäß nach Umfang und Inhalt bedeutendste, die Zeit der Hellenen, der Entstehung und Blüthe ihres Stils, den Antritt und die Ausbildung seiner Herr-

schaft, also auch seine Rückwirkung auf den Orient und seine Vorwirkung auf die römische Kunst; der dritte die Zeit der Römer, wo die classische Kunst unter dem Schirm des römischen Weltreichs, endlich im Dienste der Weltreligion noch einmal glänzende Früchte hervorbringt. Es ist einleuchtend, daß bei dieser Betrachtung ein ganz anderes Licht auf die Zusammenhänge und das Werden und Wachsen der Kunst im Großen des ganzen Alterthums fällt als bisher. Man könnte die untere Zeitgrenze, die Erbauung der Sophienkirche etwas tief gegriffen finden, wird aber dem Verfasser, trotzdem die Kunst damals seit Jahrhunderten im Niedergang begriffen erscheint, doch recht geben müssen, wenn er sagt, daß dieser Niedergang nicht jäh und nicht in allen Zweigen zugleich eintrat, daß vielmehr in einer Zeit, wo die Plastik ihren tiefsten Stand erreicht hatte, die Baukunst als Construction erst ihre letzte Höhe erstieg, bis dahin also doch in aufsteigender Bewegung geblieben ist. Der Schwerpunkt liegt freilich auch bei dieser Betrachtung in der Kunst der Griechen. Ihre bevorzugte Stellung ist unbestritten, ob man sie aus der orientalischen ableiten oder ihre Originalität vertreten mag. Beides ist gleich unrichtig, wenn man einseitig das eine oder das andere vertritt, aber Beides hat seine Berechtigung, indem man heutzutage im Stande ist, einerseits Umfang und Art des von den Griechen aus dem Orient Uebernommenen genauer festzustellen und andererseits das Original-Griechische davon zu sondern. Die plastische Schönheit haben doch erst die Griechen gefunden. „Mit dem Hervortreten von Künstlerpersönlichkeiten, mit dem Uebergang zum Steintempel und zur Marmorbilderei beginnt ihre Ruhmesbahn, darin sie ihr Eigenes entfaltet."

Fig. 2. Wettläuferin.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Ebenso interessant, wie die Geschichte der Losschälung der griechischen Kunst aus den Fesseln der orientalischen und ihres eigenartigen Heranwachsens bis zu ihrer Blüthezeit ist die Zeit des Antritts ihrer Weltherrschaft, ihrer Rückwirkung auf den Orient und ihres beherrschenden Einflusses auf die römische Kunst. Für beide Perioden, die archaische und hellenische, haben die Funde der letzten Jahrzehnte eine ungemeine Bereicherung unseres Wissens und unserer Anschauung gebracht, die für die Herstellung des „Weltbildes" von größter Wichtigkeit ist. Das Gesagte wird genügen, um von dem Neuen, das vorliegendes

Buch nach Anlage Auffassung und Stoff darbietet, eine Vorstellung zu geben. Zu diesen Vorzügen gesellt sich der einer klaren, knappen, präcisen, von Schwulst und Pathos freien Sprache, eines fast gesucht pointirten Stils. Jedes Wort giebt uns die Gewähr, daß ein Meister zu uns spricht, der seinen reichen und weitumfassenden Stoff vollkommen beherrscht. Dazu kommt eine Fülle von trefflich gewählten und meist vorzüglich ausgeführten Abbildungen, von deren Güte die vier unserer Besprechung beigegebenen nur eine schwache Ahnung geben. Sie gehören sämmtlich der griechischen Kunst an, Fig. 1 und 2 der letzten Vorstufen der Blüthezeit, Fig. 3 eine anmuthige Knabenstatuette aus praxitelischer Zeit, Fig. 4 giebt ein Bild von der Entwickelungsfähigkeit des korinthischen Kapitells, von dem sprossenden Leben, das mit der Einführung des Akanthusblattes in den jüngeren Ornamentstil der Architektur gekommen war, aber auch bereits von dem Hereindringen organisch nicht zugehöriger Elemente in das Pflanzenornament.

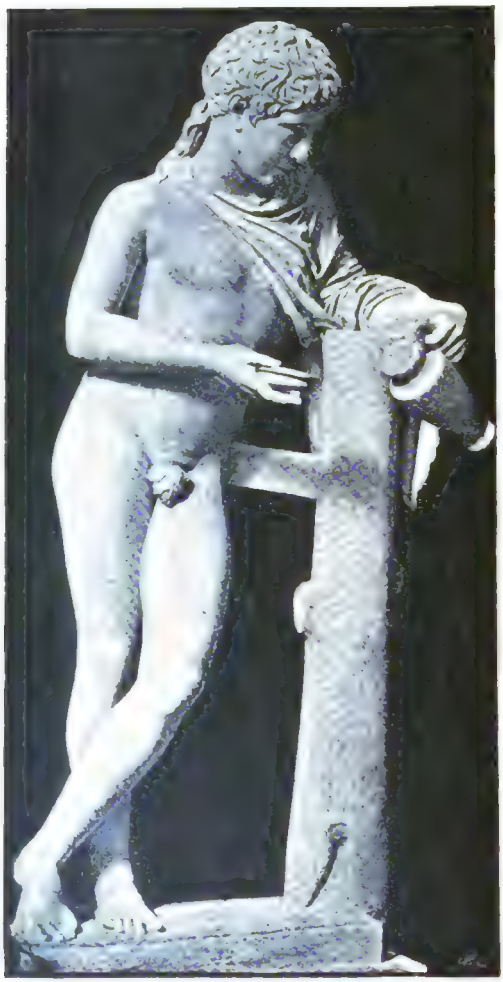


Fig. 3. Knabenstatue.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst, Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet uns hier der Raum. Doch verdient es Beachtung und ist zugleich ein schöner Beweis seiner Objectivität, daß der Verfasser die Laokoongruppe der Zeit des Titus zuweist, weil wir „der Kaiserzeit ein Werk nicht nehmen dürfen, welches möglicherweise doch ihr Eigenthum ist". Auch die vielumstrittene Venus von Milo weist er der römischen Zeit, allerdings einer früheren Epoche derselben, jedenfalls der Epigonenzeit griechischer Kunst zu.

Allenthalben müssen wir das maßvolle Urtheil des Verfassers, sein Bestreben anerkennen, nur gesicherte Resultate zu bieten, das Problematische zwar nicht zu verschweigen, aber das aus dem Streit der Meinungen als das Wahrscheinlichste sich Ergebende klar und bestimmt hinzustellen. So bietet das schöne Werk eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage und doch jedem Gebildeten verständliche, durch keinen gelehrten Ballast beschwerte Darstellung des Weltganges der Kunst im Alterthum, eine werthvolle Bereicherung der Kunstliteratur, in

der sich heutzutage so mancher Unberufene tummelt, eine Gabe, an der jeder Kunstfreund, der nicht blos nippen möchte an der vollen Schale des Kunstschönen, sondern einen Ein-

Fig. 4. Kapitell eines Dreifußträgers zu Eleusis.
Aus: Ludwig von Sybel, Weltgeschichte der Kunst, Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

blick gewinnen möchte in das Werden und Wachsen der Kunst als einer Weltmacht seine helle Freude haben muß.

Dichtungen in Prosa.

Unter der Fülle von Romanen und Erzählungen, wie sie alljährlich wachsend auf dem Büchermarkte erscheint, ist die Auswahl derer, die einen bleibenden literarischen Werth beanspruchen dürften, keine sehr schwierige, aber erfreulicher Weise doch auch nicht allzu ergebnißlose. An erster Stelle mag diesmal wieder Paul Heyse genannt sein, der unermüdliche, so reich mit Phantasie und Herz begabte Dichter. Die 19. Sammlung seiner Novellen „Villa Falconieri und andere Novellen", (Berlin, Wilh. Hertz) enthält vier Erzählungen, von denen jede ein kleines Cabinetstück ist, so daß man schwerlich einer den Vorzug geben könnte. In allen handelt es sich um seelische Kämpfe, die ein edles Frauenherz zu bestehen hat; Paul Heyse ist ein feiner Kenner desselben, und die weiche, innige Art, mit der er sich in die Empfindungen seiner poetischen Gestalten zu versetzen weiß, läßt uns dieselben sympathisch erscheinen. Der Schluß ist meist tragisch, aber so wohlthuend vorbereitet, daß eine andere Versöhnung der bestehenden Dissonanzen gar nicht denkbar erscheint; namentlich die zweite Erzählung: „Doris Sengeberg" zeigt dies: Die Heldin hat hier das Glück selbst verscherzt, indem sie von dem Geliebten die Rache für die gekränkte Ehre der Schwester forderte. Wenn er ihr den Dienst nicht geleistet hätte, wäre seine Liebe nicht opferbereit gewesen; da er ihn leistete, war die ihre nicht mehr selbstlos und rein, sondern nur ein Lohn für seine

ritterliche That. Deshalb geht die Frau lieber in den freiwilligen Tod, weil es auf Erden kein reines Glück mehr für sie giebt. — In der Titelnovelle wird die Sühne an der Schuldigen durch den gekränkten Gatten vollstreckt, der dann seinem zerstörten Dasein selbst ein Ende macht; hier liegen die Verhältnisse ähnlich wie in Heyses früherer Erzählung „Himmlische und irdische Liebe", nur daß die Heldin eben diesmal eine Frau ist. Das Thema von „unverstandenen Herzen", das sich aus den engen Schranken des Alltagslebens zu einer höheren, geistig angeregteren Existenz hinaussehnt, ist von dem Dichter auch schon öfter behandelt worden: „Emerenz" ist eine Seelenschwester der mit Recht so bewunderten „Lotta", aber wie viel besondere liebreizende Züge unterscheiden sie von dieser! Endlich die letzte Erzählung: „Die Märtyrerin der Phantasie" befremdet zunächst etwas durch den seltsam klingenden Titel; der Stoff ist aber durchaus der Richtung unserer Zeit entsprechend: ein junges Mädchen möchte ihren Lebenszweck in etwas Besonderem, Romantischen finden, lernt aber durch herbe Erfahrungen noch rechtzeitig, daß derselbe vielmehr in der edeln, hingebenden, echt weiblichen Sorge um einen hülfsbedürftigen geliebten Mann besteht. Die Sprache dieser vier Novellen ist wieder von großer Schönheit und edler Einfachheit; man empfindet ihre Weichheit recht deutlich, wenn man sie mit der eines andern Erzählers vergleicht, der auch zu den ersten unter den jetzt lebenden gehört. Conrad Ferdinand Meyer ist erst ganz kürzlich in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden. (Januarheft 1888). Seine neueste Dichtung: „Die Versuchung des Pescara". (Leipzig, H. Haessel) zeigt die Vorzüge seines Talents, die dort anerkannt sind, wieder im hellsten Lichte. Die knappe, markige Art der Charakteristik, den ethischen Zug seiner Gestalten und den plastischen Eindruck der einzelnen Bilder; daneben eine gewisse herbe Form seiner Darstellung, die nicht willkürlich gewählt, sondern durch eine innere sittliche Nothwendigkeit bedingt erscheint. Pescara, der berühmte Feldherr Karls V. in Italien, ist der Wallenstein seines Jahrhunderts, aber kein in den Sternen forschender Grübler, sondern ein entschlossen handelnder Kriegsheld. In dem Augenblick, wo die Versuchung der heiligen Liga an ihn herantritt, hat er schon entschieden, denn er weiß, daß er keine Zukunft mehr vor sich hat, daß ein unabänderliches Verhängniß ihn mitten aus seinem Siegeslaufe abrufen wird. Diese Gewißheit giebt ihm das Gepräge sittlicher Größe sowohl dem elenden Verräther Monrada wie dem heißen Flehen seines stolzen Weibes gegenüber. Der Gang der Erzählung ist dadurch vorher festbestimmt; einzelne Bilder sind von hinreißender Schönheit der Empfindung; eine Scene, wie die Unterredung zwischen Pescara und seinem Weibe im Garten beim Mondenlicht (S. 164ff.) mit dem jähen Schluß, läßt sich nur durch eigenes Lesen nachempfinden: sie allein würde dieser Novelle den Namen eines dichterischen Kunstwerks sichern.

Einer unserer allerbegabtesten jüngeren Novellisten ist Hans Hoffmann; seine im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen „Neuen Korfu-Geschichten" waren ein würdiges Geschenk für den nunmehr entschlafenen Friedrich Theodor Vischer zu seinem 80. Geburtstage. Hoffmanns Erfindungsgabe ist bewundernswürdig, und den Gestalten seiner Phantasie weiß er soviel Züge echten, sogar stark sinnlichen Lebens zu geben, daß man sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubt. Er kennt die sonnige jonische Insel, auf der die Vorgänge dieser fünf Erzählungen spielen, offenbar aus eigener Anschauung; sie gilt als die sagenhafte Heimat der Phäaken, und noch heute wohnt dort ein frohes Volk in seligem Nichtsthun, aber mit scharfem Witz und mit glühenden Leidenschaften ausgestattet. Es ist deshalb ein geschickter Kunstgriff des Dichters, daß er einige der Erzählungen, deren Inhalt sonst befremden möchte, in vergangene Jahrhunderte verlegt hat. In einigen zeigt sich ein echter poetischer Humor, so in der „Weinprobe", die vier Büßerinnen", und besonders in der letzten Geschichte „Das Antikencabinet"; allerlei scherzhafte Vorfälle dienen hier dazu, die liebenden Paare zu einander zu führen. Dem großen Publikum dürften gerade diese heitern Erzählungen mehr zusagen als die beiden andern: „Die Gekreuzigten" und „Der blinde Mönch", denen gerecht zu werden schwierig ist. Es ist eine antike Anschauung, daß die reine Schönheit des menschlichen Leibes etwas Hohes und Heiliges sei; aber die Grenze des Sittlich-Erlaubten ist dieser Anschauung jetzt durchaus im Wege. In den „Gekreuzigten" führt dieser Widerstreit zu einem grausigen Ende: die armen Opfer eines blinden Ablösungsglaubens genießen „die sehnsüchtige Lust der Augen" in ihrer Todesstunde. In ähnlicher Weise wird „Der blinde Mönch" erst sehend, als die antike Venus ihm lebend erscheint. Es genügt hier zu bemerken, daß Hoffmann in beiden Fällen seinen

äußerst schwierigen Vorwurf mit hohem sittlichen Ernst, mit der Lauterkeit eines griechischen Bildhauers behandelt hat.

Mit besonderer Wärme sei an dieser Stelle eines Lieblings der Leser unserer Zeitschrift gedacht, der reich beanlagten, stets neue Theilnahme erweckenden und in ihrer schriftstellerischen Art sich doch so gleichbleibenden Helene Böhlau. Von den drei Büchern, die sie fast gleichzeitig (bei J. C. C. Bruns, Minden in Westfalen) erscheinen ließ, ist die Novelle: „Herzenswahn!" zuerst in „Nord und Süd" erschienen und hat großen Beifall gefunden. Das unergründlich tiefe Seelenleben eines knospenden Frauenherzens war hier in einer Weise geschildert, daß der Eindruck dieser Erzählung ein mächtiger sein mußte, denn keinem neueren Dichter war es gelungen, dieses Träumen von einem verlorenen Ideal, dieses Sträuben gegen ein sichtbares Lebensglück, dem sich doch das überquellende Herz voll hingeben möchte, so wiederzugeben, wie das Helene Böhlau verstanden hat. Man kann billiger Weise zweifeln, ob einem Manne dies überhaupt möglich sei. Der größer angelegte Roman: „Reines Herzens schuldig" zeigt in der Anlage viele Aehnlichkeit mit „Herzenswahn!" Nur sind die Hindernisse des Liebesglücks der Heldin Dorothea Schöngardt hier sichtbarer, nicht allein in ihrer eigenen Brust verschlossene; denn Stephan Rang, zu dem sie emporschaut wie Käthe zu Reichlin, ist bereits verheirathet. Aber die Macht des Gefühls ist stärker wie die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung; es giebt eine Macht der „allerheiligsten, allerheimlichsten Liebe", wie Richard Voß sie nennt, die den, welchen sie überkommt, wohl schuldig werden läßt, aber „reines Herzens". Wie kindlich rührend klingt die Bitte der sich hingebenden Dorothea an den Geliebten, sie nur einmal, ein einziges Mal seine „liebe, kleine Frau" zu nennen! Goethe hat in den „Wahlverwandtschaften" seine Ottilie an ihrer reinen Liebe untergehen lassen; Dorothea, die sonst manche Verwandtschaft mit dieser zeigt, lebt fort in stiller Entsagung, für die Welt und die Ihrigen ein Räthsel, in sich selbst glücklich, weil sie das Höchste genossen zu haben meint, was die Welt ihr bieten konnte. Im Gegensatz zu dieser im Schatten dahinlebenden Mädchenblume stehen die Lichtgestalten des gräflich Heuglin'schen Hauses, für die menschliche Schwächen gar nicht vorhanden sind. Diese Gegenüberstellung ist sehr glücklich; weniger gelungen ist das, was die Dichterin, wie wir glauben, aus Rücksicht auf den herrschenden Zeitgeschmack in den Roman verwebt hat: die Schilderung des Armenunterstützungsvereins unter Leitung der Tante Wangemann und des Herrn von Bublitz; aber es hat auch nur nebensächliche Bedeutung. Das kleine Bändchen: „Rathsmädelgeschichten" ist eine recht herzerfrischende, köstliche Gabe. Helene Böhlau versetzt uns hier in die letzten Jahre der Regierung Karl Augusts, wo ein fröhlich heranwachsendes Geschlecht noch in dem Glanze der großen Zeit Alt-Weimars es sich wohl sein ließ, wo die lustigen „Rathsmädel" Röse und Marie bei der alten Kummerfelden, der Erfinderin des berühmten Waschwassers, Nähstunde nahmen und mit Goethe und dem Herzoge heiter plauderten. Der lebendige und dabei so innige Ton der Erzählung ist in diesem Buche ganz unübertrefflich. „Ein thüringischer Roman" nennt sich auch Ernst von Wolzogens neueste Dichtung: „Basilla" (Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1887), aber kein heiterer Zug jener sonnigen Gefilde geht durch diese Erzählung. Sie ist ein schauerlich ergreifendes Seelengemälde. Wolzogen ist kein oberflächlicher Schriftsteller, sondern er arbeitet mit großer Gewissenhaftigkeit die Composition des Ganzen durch, und wer genau liest wird die Feinheit des Aufbaus wie die Handlung von Buch zu Buch sich entwickelt bewundern müssen. Das alte Lied: „So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben thut lieben, 's thut wunderselten gut" führt in dem Hause einer Frankenhäuser Ackerbürgersfamilie zu einer furchtbaren Katastrophe: Der ältere Bruder Bernhard ist der Besitzer des Vermögens und der Braut, aber er ist ein schwacher Mensch, der unter dem „Fluche des Blutes" zu leiden hat, seine Mutter ist im Wahnsinn gestorben. Da erwacht in dem jüngeren, Fritz, die Leidenschaft für Basilla und veranlaßt den verhängnißvollen Ausspruch: „Er lebt noch, aber Du liebst mich, wenn er todt ist!" Nun beginnt das Unheil: Die Stiefmutter, eine wahre Furie, glaubt Bernhard beseitigen zu können; es gelingt ihr anscheinend. Aber nun regt sich der Verdacht in Basilla: obgleich sie Fritz heirathet, wird sie der Ehe nicht froh, denn ihr schrecklicher Verdacht peinigt sie, und als sie ihren Gatten in der Hochzeitsnacht beschwört, sich von diesem durch einen Schwur zu reinigen, kann er es nicht. So spitzt sich der Conflict immer spannender zu; der Leser verfolgt ihn mit fieberhaft gesteigerter Theilnahme, bis endlich die Lösung ihm eine neue Ueberraschung und zugleich Erleichterung bringt. „Welch' eine Tragödie!

Und die Schuld? Liebe — überall Liebe!" Wolzogens Roman ist eigentlich eine Criminalgeschichte, aber in Bezug auf ihren dichterischen Werth erhebt sie sich weit über ähnliche Erzählungen.

Auf dem Gebiete des leichten, feinen Conversationsromans verdient „das Nessusgewand von Fedor von Zobeltitz (Roman in 2 Bänden. Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt) einige empfehlende Worte. Der Verfasser zeigt sich als einen feingebildeten, liebenswürdigen Gesellschafter, der uns allerlei vorplaudert, was uns unterhält und belustigt; tiefere seelische Kämpfe werden nur leicht gestreift, denn sie treten auch im Leben selten an die Oeffentlichkeit. Gleichwohl sind sie bei den meisten der zahlreich im Romane auftretenden Personen vorhanden; denn „wir sind allzumal Sünder — auch die besten und edelsten tragen ihr Nessusgewand," d. h. eine dunkle Schuld der Vergangenheit, die mahnend in das Glück der Gegenwart eingreift. Der ehemalige Gardelieutenant Freiherr von Neuland hat auch darunter zu leiden, aber er hat sich tüchtig emporgearbeitet, und als er als Mr. Newland am Genfer See auftaucht, ist er ein gemachter Mann. In dem Pensionsleben dort findet er Unterhaltung und Zerstreuung, ehe er wieder ehrsamer norddeutscher Landedelmann wird; er hat dort Gelegenheit, manche Frauenherzen zu brechen, bis ihm in der zarten Miß Lilian Potter die wahre Liebe erscheint. Die edle Comtesse Strahlen liebt ihn wahrhaft und innig, die leidenschaftliche Frau von Labomiroff steht ihm „als Geliebte zu hoch, als Gattin nicht hoch genug;" der ersteren fühlt sich Newland nicht würdig, die andere ist es seiner nicht. So kommt es zu allerlei Verwirrungen, die aber geschickt gelöst werden. Die Nebenfiguren, der ehemalige Parfümeriereisende Carl Feodor Maier, der ostpreußische Rittmeister von Rankenhausen, der die meisten Frauen zwar „ganz matt, aber doch etwas kokatt" findet, der lumpige Spemer sind ergötzliche Nebenfiguren, mit denen der Leser sich gut unterhält, ohne es zu empfinden, daß sie für den Gang der Haupthandlung eigentlich überflüssig sind. So tritt die breite Anlage des ganzen Romans auch nirgends störend auf, und man ist erstaunt, sich plötzlich am Ende zu finden, weil man dem Verfasser gerne zugehört hat. — „Wandel der Zeiten" nennt der Kgl. preuß. Generallieutenant z. D. J. Hartmann eine Sammlung von vier Erzählungen (Wiesbaden, J. F. Bergmann) sehr treffend, in denen er den Wechsel, welcher sich seit den letzten fünfzig Jahren im Culturleben des deutschen Volkes vollzogen hat, schildert. Der Stoff ist frei erfunden, aber die „Erinnerungen eines deutschen Offiziers" klingen oft durch. Am schwächsten ist die letzte Geschichte: „Gute Tage"; die Machtstellung des deutschen Reiches findet an den in der Sommerfrische zusammentreffenden Personen doch nur wenig äußeren Wiederschein. Dagegen ist die erste Erzählung „Enge Schranken" trotz ihres nicht befriedigenden Schlusses hochinteressant, die Philiströsität, wie sie etwa 1830 in den kleinen deutschen Fürstenthümern herrschte, ganz vorzüglich dargestellt. Noch höher möchten wir die zweite Erzählung stellen; sie spielt in Hannover im Jahre 1847. Der Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum, die Persönlichkeit des greisen Königs Ernst August hat der Verfasser aus eigener heimatlicher Erinnerung geschöpft. Auch die an die Eroberung Alsens im Jahre 1864 geknüpfte Novelle „Morgendämmerung" enthält viel Sinniges. Im Hinblick auf die Fülle der mitgetheilten Thatsachen ist der Stil der Erzählungen knapp und kurz, was bei der gewählten Novellenform nicht so störend ist wie bei dem früher von uns besprochenen Roman („Zu spät erkannt") desselben Verfassers.

Bibliographische Notizen.

Morell Mackenzie, Singen und Sprechen, Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane, übersetzt von Dr. J. Michael in Hamburg, mit einem Bildniß des Verfassers und neunzehn Abbildungen.

Dr. J. Michael, die Bildung der Gesangsregister. Leopold Voß, Hamburg und Leipzig.

Der Name Mackenzie ist heut in allen Kreisen vielgenannt und dem großen Publikum ebenso bekannt, wie er es schon bis-

her allen denjenigen war, die sich mit der Literatur der Laryngologie beschäftigen. Der große Gelehrte und Arzt hat sich in dem vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, und wie ich gleich hinzufügen will, glänzend gelöst, in allgemein verständlicher Art, gewissermaßen im Unterhaltungstone, den Leser in das große Gebiet der Physiologie der Stimmorgane einzuführen, und Sängern und Rednern zu lehren, wie man die Stimme ausbildet, die ausgebildete Stimme erhält, und die erkrankte wiederherstellt. Nachdem der Verfasser in Cap. I. diesen Inhalt und Zweck seines Werkes festgestellt hat, spricht er in den folgenden Capiteln II und III von der Stimme und der Gesangsstimme insbesondere. Ich kann von seinen Ausführungen hier nur hervorheben, daß er den Werth der Untersuchungen mit dem Kehlkopfspiegel für die Physiologie des Kehlkopfs und somit für die Praxis der Gesangslehre für sehr gering hält und zugiebt, daß der Kehlkopfspiegel kaum auf irgend eine gesangsphysiologische Frage ein neues Licht geworfen hat. Mit Mackenzies Registertheorie (S. 32 ff.) kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er geht von der Zweiregistertheorie aus, indem er der Bruststimme die Kopf- und Falsetstimme als einen und denselben Stimmmechanismus entgegenstellt. Der Bekämpfung dieser Ansicht und der Rettung der Dreiregistertheorie ist Dr. Michaels Werk gewidmet. Man kann sagen, daß in Deutschland diese Theorie die herrschende ist. Stockhausen, Deutschlands größter Sangesmeister, lehrt (Methode X S. 12.) daß Männer von zwei, Brust- und Falsetregister, Frauen von drei, nämlich Brust, Falset- und Kopfregister Gebrauch machen. Dem zustimmend führt Michael aus, „daß durchaus kein musikalisches Gehör und musikalische Vorbildung dazu gehört, um sich zu überzeugen, daß es wirklich drei Register giebt, denn nicht nur im Gesange, sondern auch, und zwar viel deutlicher, sind in der Sprechstimme von der Klangfarbe der gewöhnlich verwendeten Mittelstimme die sonore Bruststimme und die scharfe Kopfstimme zu unterscheiden und mit Leichtigkeit von jedem gesunden Menschen zu produziren. Aus diesem Grunde schon bedürfen die verschiedenen Zweiregistertheorien durchaus keiner besonderen Widerlegung." Jedem Sänger kann die Lectüre des Michael'schen Buches angelegentlich empfohlen werden. Interessant insbesondere ist seine Deduction, daß jedes Register seinen besonderen Mechanismus hat, daß bei jedem Register besondere Muskeln thätig sind, die er dann die „Leitmuskeln" des betreffenden Registers nennt. — Ich kehre zu Mackenzies Buch zurück. Sehr fesselnd und lehrreich sind die Ausführungen Cap. IV. und V. über Erziehung der Stimme, und Pflege der ausgebildeten Stimme, kurz und praktisch die Rathschläge in Cap. VII. über specielle Gesundheitslehre für Sänger. Was der Verfasser insbesondere über die Anwendung der Register, messa di voce, Ausbildung der Stimme in der Mittellage derselben, Portamento, 2c. sagt, stimmt durchaus mit den Principien der deutschen Autoritäten, insbesondere mit Stockhausens Methode überein. In Cap. VII und VIII folgt eine der Abhandlung über die Gesangsstimme analoge Besprechung des Mechanismus, der Krankheit und Behandlung der Sprechstimmen. In Anhang I, II, und III endlich werden eine Anatomie des Kehlkopfs, einige kritische Bemerkungen über verschiedene Theorien der Bildung des Gesangsregister (ohne Berücksichtigung des z. Z. noch nicht erschienenen Michaelschen Buches) und eine interessante Statistik der Stellung der Stimmbänder beim Singen (50 Kunstsänger wurden untersucht) hinzugefügt.

Es wäre zu wünschen, daß das deutsche Publicum dem englischen in der Anerkennung dieses zur Orientirung und Belehrung in den einschlägigen Materien trefflich geeigneten Buches nicht nachstünde. In England hat dasselbe schon ein Jahr nach seinem Erscheinen die fünfte Auflage erlebt. hg.

Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau von Julius Lippert. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke.

Darüber wird es heute keine Meinungsverschiedenheit mehr geben, daß eine Geschichte der Cultur sich nur auf inductiver Forschung aufbauen lasse. Die Zeiten sind vorbei, in denen man auf aprioristischem Wege zur Erkenntniß der menschlichen Entwickelung gelangen zu können meinte. Nur in dem Punkte gehen die Ansichten weit auseinander, ob es jetzt schon an der Zeit ist, eine Culturgeschichte zu schreiben. Häufiger als man gemeiniglich annimmt, hört man das Bedenken aussprechen, daß die Detailforschung mit ihrer Arbeit noch lange nicht fertig sei, daß die vorhandenen Steine in keinem Falle für einen Bau ausreichen, daß man durch ein voreiliges

Zusammenfügen die Einzelarbeit mehr gefährde als fördere. Bis zu einem gewissen Grade mag das Bedenken gerechtfertigt sein, aber nicht blos in Anwendung auf die Culturgeschichte, sondern auch auf alle anderen Gebiete der historischen Forschung. Und dennoch läßt man sich dadurch nicht beirren und schreibt Universalgeschichte, obwohl mancher Theil noch keine gründliche Bearbeitung erfahren hat, man schreibt Allgemeine Kunstgeschichte, obwohl man erst in den Anfängen der kunsthistorischen Specialforschung steckt. Jede Zeit verlangt eben eine Zusammenfassung des vorhandenen Materials zu einem großen, harmonischen Gebilde, und wer dieses Verlangen unberechtigt oder unwissenschaftlich oder gar schädlich nennt, dem kann man nur das Wort entgegenhalten: wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen.

Lippert nennt sein Werk, welches jetzt in zwei starken Bänden vollendet vorliegt: Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Durch den Zusatz schon giebt er zu erkennen, wodurch sich sein Werk von den meisten andern, man kann fast sagen, von allen früheren Culturgeschichten unterscheiden soll. Wenn man sonst sich begnügte, den massenhaften Stoff, den die Specialistik gesammelt hatte, unter bestimmte Kategorien zu bringen und so dem Leser einzelne Bilder ohne inneren Zusammenhang vorzuführen, so will Lippert im Gegensatz hierzu den gesammten Stoff von einem festen Gesichtspunkt aus betrachten und auf diese Weise die organische Verbindung der scheinbar getrennten Theile erkennen lassen. Lippert findet den festen Punkt, indem er die unzähligen Culturerscheinungen unserer Tage zurückverfolgt bis zu einer Zeitgrenze, wo sie sammt und sonders als Differenzirungen einiger weniger Culturmomente erscheinen. Man kann sich das plastisch an dem Bilde einer genealogischen Tafel klar machen; an der Spitze steht der Stammvater, dessen Typus sich in den nachfolgenden Geschlechtern hundertfältig differenzirt; und dennoch gelangt man rückwärtsgehend dazu, alle Abwandlungen der Erscheinungen auf einen Typus zurückzuführen. Jene wenigen Culturmomente aber, welche beinahe den Eindruck eines Zustandes der Culturlosigkeit hervorbringen, darf man keineswegs unterschätzen. „Alles wodurch sich der Mensch auch nur im geringsten Grade über seine natürliche Beschränktheit erhebt, ist ein Theilchen Cultur, und wir Erben vergangener Geschlechter sind wenig berechtigt, die ersten und schwierigsten Schritte von der Ehre dieses Namens auszuschließen."

Den Antrieb, der zu diesen ersten und allen folgenden Schritten in der Cultur geführt hat, findet Lippert in der „Lebensfürsorge". Man kann nicht gerade sagen, daß dieser Gedanke original ist, denn er erscheint nur als eine wohlthätige Erweiterung des „Kampfes um's Dasein"; aber durchaus original ist die Anwendung dieses Gedankens auf das große Material der Culturgeschichte und die consequente Durchführung desselben. Der „Kampf ums Dasein" bot wohl einen Schlüssel für alle diejenigen Erscheinungen, welche dem Gebiet der materiellen Cultur angehörten; jedoch von den geistigen Errungenschaften ließen sich viele gar nicht und die meisten nicht ohne Gewalt unter jenen Gesichtswinkel bringen. Diese Erwägung mag Lippert dahin geführt haben, den „Kampf ums Dasein" zu erweitern zu einer „Sorge ums Dasein", zur „Lebensfürsorge" und in ihr den schöpferischen Factor nicht blos der materiellen, sondern auch der geistigen Cultur zu suchen. Die Sorge um das eigene Ich führt den Menschen allmählich, um nur ein Beispiel anzuführen, zur Erkenntniß der Großartigkeit der Natur; „die Sonne drängt sich der Gedankenbildung des Menschen auf, indem sie und nur in so weit sie sein eigenes Ich wärmt oder sengt, der Donner, indem er es schreckt, der Hagel, weil er es peitscht; nur an diese Beziehung zum Ich knüpft sich eine Reihe primitiver Gedanken und mit diesem beginnt die immer an die Sorge um das Ich gelehnte Schulung der menschlichen Denkkraft". Und so befremdlich es im ersten Moment auch scheinen mag, in streng logischer Weise entwickelt Lippert, wie die großen, idealen Güter der Menschheit, deren oft opfervolle Pflege heute losgelöst von jeder Selbstsucht sein kann, auf dem gleichen Boden der Lebensfürsorge erwachsen sind, wie aus derselben Quelle die Gesetze der Sittlichkeit, die mannigfachen Formen der gesellschaftlichen Organisation, die Begriffe von Recht und Eigenthum, ja selbst die religiösen Vorstellungen geflossen sind.

Daraus ergiebt sich auch, wie fehlerhaft die Ansicht derjenigen Forscher ist, welche an Rousseau anknüpfend von einer höheren Sittlichkeit des Menschen im Naturzustande gesprochen haben; denn „der Inhalt des Sittlichkeitskanons kann sich erst wachsend erfüllen mit der Entwickelung der socialen Lebensverhältnisse", und jene

Ansicht ruht einfach auf einem Trugschlusse, welcher eine subjective Sittlichkeit an die Stelle eines objectiven Kanons, eines hohen, sittlichen Ideales schiebt.

In einem gleichen Gegensatz befindet sich Lippert zu der von Buckle inaugurirten Richtung, welche die Gesetze gefunden zu haben glaubte, nach denen sich die Geschichte der Civilisation bewegt. Dem „menschlich Persönlichen", welches in dem Buckle'schen System vollständig verschwand, weist er wiederum seine keineswegs unbedeutende Rolle zu, und er stellt sich damit auf den Standpunkt derjenigen, welche in der Culturbildung die beständige Wechselwirkung von Freiheit und Nothwendigkeit erkennen.

Wie in Allem, was aus der Feder unseres Autors hervorgegangen ist, so tritt auch in diesem Werke die eigenartige Verbindung des Philosophen und Historikers zu Tage. Es ist erstaunlich, welche colossale Fülle von Material der Historiker gesammelt hat, und wie der Philosoph es verstanden hat, einen in allen seinen Theilen durchsichtigen und consequent nach einer Idee durchgeführten Bau herzustellen. Die Lectüre des Buches ist keine leichte; aber wer es sich nicht verdrießen läßt, seinen Kopf anzustrengen und das Gelesene noch einmal zu durchdenken, dem wird manche Entwickelungsreihe verständlich werden, manches Räthsel des Culturlebens gelöst erscheinen*). L. Pr.

Dramaturgie der Oper von Heinrich Bulthaupt. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Die musikalisch-dramatische Literatur ist an Büchern, die auf gründlichen Studien fußen und trotzdem in einer lesbaren und anziehenden Form geschrieben sind, nicht allzureich. Bulthaupts „Dramaturgie der Oper" gehört unter diese seltenen Erscheinungen. Das Buch hält zwar nicht ganz das was der Titel verspricht, indem es lediglich die deutsche Oper und auch diese nur mit ihren vornehmsten und epochemachenden Werken berücksichtigt, aber was der Verfasser auf diesem beschränkten Gebiete in musikalischer, dramatischer und theatralischer Hinsicht vorbringt, das ist von Belang und Bedeutung. Die hervorragendsten Schöpfungen Glucks, Mozarts, Beethovens, Webers, Meyerbeers und Wagners werden mit ebenso liebevollem Eingehen, wie mit strengster Unparteilichkeit und Objectivität beurtheilt und analysirt. Daß unsere Operncomponisten zweiten Ranges, Marschner, Spohr, Lortzing, Nicolai u. s. w. theils gar nicht, theils nur vorübergehend erwähnt werden, daß ferner die für das vollkommene Verständniß unentbehrlichen Notenbeispiele fehlen, und daß endlich den Auseinandersetzungen über die Entstehung und allmähliche Entwickelung der Oper nur ein verhältnißmäßig knapper Raum zugewiesen ist, halten wir für einen schweren Fehler. Wie jedoch der Verfasser in der Vorrede andeutet, wird er es sich bei späteren Auflagen angelegen sein lassen, das Mangelnde hinzuzufügen und möglichste Vollständigkeit anzustreben. Nahezu die Hälfte des Werkes ist Wagner und seinen Kunstbestrebungen gewidmet. Daß Bulthaupt gerade hier die richtige Mitte inne gehalten hat und weder in panegyrische Verhimmelung noch in schroffes Ablehnen verfallen ist, wird ihm von denen, welchen es darum zu thun ist, ein klares, nicht durch einseitiges Parteitreiben getrübtes Bild der Bedeutung des großen Reformators zu erhalten, hoch angerechnet werden. Selbstverständlich wird nicht Alles und Jedes, was der Verfasser vorbringt und vorschlägt, auf unbedingte Billigung zu rechnen haben. Die von ihm proponirte Inscenirung des Don Juan, das Verhältniß der vier Fidelio-Ouvertüren, die rein musikalische Bedeutung der Gluck'schen Opern und dergl. sind Dinge, gegen die sich gar Manches einwenden läßt. Zu jedem Falle aber gebührt Bulthaupt das Verdienst, zum Nachdenken und Discutiren angeregt zu haben. Für Alle, die in der Oper „einer der umstrittensten Erscheinungen der Kunstwelt" mehr sehen, als ein Erzeugniß der Mode oder ein flüchtiges Amüsement ist die „Dramaturgie der Oper" auch in der vorliegenden Fassung ein unentbehrliches Hülfsbuch, ein sicherer und zuverlässiger Wegweiser. eb.

*) Wir wollen nicht unterlassen, auf eine Aeußerlichkeit hinzuweisen; auf das Mangelhafte vieler Citate. So heißt es auf S. 377 Anmk. einfach: „Mommsen Röm. Gesch."; S. 378 „Scheffer Gesch. v. Lappland;" S. 421 „Helbig Das homer. Epos"; auch die darauffolgende Anmkg. ist unbrauchbar. Und so noch eine große Anzahl anderer.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Angerstein, E. u. G. Eckler, Haus-Gymnastik für Gesunde und Kranke. Eine Anweisung für jedes Alter u. Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen sowie krankhafte Zustände zu beseitigen. Fünfte Auflage. Berlin, Th. Ch. Fr. Enslin.

Becker, Joh. H., Saga I. Mahabharata. Der grosse Krieg. Leipzig, Gustav Fock.

Bröndsted, M. v., Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I. Nach dem Werke J. Listowskis: Philaret, Erzbischof von Tschernigow." Ein culturhistor. Beitrag. Berlin, G. E. Nagel.

Bungert, Aug., Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk. Mit drei Plänen des Festspielhauses in Kreuznach-Münster am Stein. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Crescenzia, Amalie, Milian. Wien, C. Konegen.

Die Bibel oder die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Mit 100 chromographirten Vollbildern. Erste Lieferung. Commissions-Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.

Dörr, Julius, Platt Land un Lüd. Erstes Bändchen. De Göderschlächter. Dörfgeschicht ut de Uckermark. Mit Vorwort von Victor Blüthgen. Freienwalde a./O. F. Dräseke.

Fritz, S. Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder. Leipzig, Otto Wigand.

Fulda, Ludwig, Sinngedichte. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Gaspary, Adolf, Die Italienische Literatur der Renaissancezeit. Berlin, Robert Oppenheim.

Hartmann, Ed. von, Moderne Probleme. Zweite vermehrte Aufl. Leipzig, W. Friedrich.

Helberg, Herm., Menschen untereinander. Leipzig, W. Friedrich.

Heinzel, M., Maiglöckel. Dichtungen in schlesischer Mundart. Breslau. Josef Max & Co. — In Sturm und Wetter. Dichtungen. Breslau, Josef Max & Co.

Karpeles, Gustav, Heinrich Heines Autobiographie. Nach seinen Werken, Briefen und Gesprächen. Berlin, Robert Oppenheim.

Kleist, H., u. von Sebrenck, Tunis und seine Umgebung. Ethnogr. Skizzen. Leipzig, W. Friedrich.

Kretzschmar, Hermann, Führer durch den Concertsaal. II. Abtheilung, erster Theil: Kirchliche Werke: Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten & Cantaten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Kummer, Fr., Tarquin. Tragödie. Leipzig, W. Friedrich.

Landsberger, Heinr., Wilhelm Meister. Eine Berliner Geschichte. Leipzig, W. Friedrich.

Laverrenz, V., Im Bann der Disciplin. Militairische Humoresken. 3. Aufl. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Lüscher, Rud. Th., Patriot und Rebell. Volksschauspiel in 5 Acten. St. Gallen, F. Hasselbrink.

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Zehnter Band. Königshofen — Luzon. Mit 25 Illustrationsbeilagen und 384 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Naegele, Eugen, Aus Schubarts Leben und Wirken. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldictate. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Nowack, Karl, Beiträge zur Neufranzösischen Lexikographie. Posen, Commissionsverlag bei Ernst Rehfeld.

Oheet, Georges, Sie will. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek. Vierter Jahrg. Bd. 16/17.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Preuss, Hugo, Was uns fehlt. Politische Anregungen. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Ratzel, Dr. Friedrich, Völkerkunde. Dritter Band. Die Culturvölker der Alten und Neuen Welt Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und 1 Karte, von Richard Buchta, Rudolf Cronau, Theodor Grätz, Ernst Heyn, Wilhelm Heuer, Georg Klepzig, Gustav Mützel, B. Piglhein, Richard Püttner, Prof. C. Schmidt, Cajetan Schweitzer, Adalbert Sivoboda, Olof Winkler u. a. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Rethwisch, Ernst, Keine Kinder. Trauerspiel in fünf Acten. Norden, Henricus Fischer Nachfolger.

Seeger an der Lutz, Ulrich von Hutten, Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag.

Springer, Anton, Grundzüge der Kunstgeschichte. Textbuch zur Handausgabe der kunsthistorischen Bilderbogen. Dritte verbess. Auflage des Textbuches II. Das Mittelalter. Leipzig, E. A. Seemann.

Schwarz, Bernh., Mimbo und Mimba. Ein Missionsroman aus Kamerun. Leipzig, W. Friedrich.

Schwebel, O., Geschichte der Stadt Berlin. 6. Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Villatte, Prof. Dr. Césaire. Parisismen. Alphabethisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern. Zweite, stark vermehrte Auflage. Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Wedde, Joh., Theodor Storm. Einige Züge zu seinem Bilde. Hamburg, Herm. Grüning.

Westkirch, Luise. Rauch. Sechs Novellen aus dem Alltagsleben. Berlin, Alexander Duncker.

Wittmann, Wilh., Eine Studie über Goethes „Iphigenie auf Tauris". Hamburg, J. F. Richter.

Wohlmuth, Eugenie, Im Freiheitskampfe. Gedichte a. d. serbischen Volks- und Kriegsleben. Wien, C. Konegen.

Wolzogen, E. von, Die Kinder der Excellenz. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrg. Band 18.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Zabel, Eugen Getrennte Herzen. Novelle. Berlin, Gebrüder Paetel.

Zoozmann, Richard, Aus Herz und Welt. Neue Gedichte. Norden, Henricus Fischer Nachfolger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 45. — Juni 1888. — Heft 135.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

MEYERS

Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

Soeben erscheint in Groß-Lexikon-Format und deutscher Schrift:

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

HAND-LEXIKON

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln Auskunft über *jeden Gegenstand* der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid**

des allgem. Wissens

40 wöchentliche Lieferungen zu je 30 Pf.

Unter Allerhöchstem Protectorat Sr. Majestät des Kaisers.

Dritte Marienburger

Geld-Lotterie.

Ziehung unwiderruflich vom 11.—13. Juni 1888

unter Aufsicht der Königlichen Preussischen Staatsregierung.

3372 Geldgewinne = 375,000 Mark.

Hauptgewinne:

90,000, 30,000, 15,000, 2 à 6000 = 12,000, 5 à 3000 = 15,000, 12 à 1500 = 18,000 Mk. etc.

Ganze Loose à 3 M. Halbe Loose à 1,50 M.

empfiehlt und versendet prompt (auch gegen Coupons u. Briefmarken)

Carl Heintze,

Bankgeschäft,

Berlin W., Unter den Linden 3.

Telegramm-Adr.: *„Lotteriebank, Berlin."*

Für jede frankirte Loos-Sendung und seiner Zeit amtliche Gewinn-Liste sind 20 Pfg. (unter Einschreiben 50 Pfg.) beizufügen.

X H85

Man bittet den **Namen, Ort** und **Wohnung** auf der **Postanweisung** deutlich zu schreiben, damit eine prompte und richtige Zusendung möglich ist.

Soeben erschien Lager-Katalog Nr. 85:

Die deutsche Literatur.

7180 Nummern aus dem Gesammt-Gebiete der Literatur und Literaturwissenschaft.

Derselbe wird auf Verlangen zugesandt.

J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) in Köln.

FÜR TAUBE.

Eine Person, welche durch ein einfaches Mittel von 23jähriger Taubheit und Ohrengeräuschen geheilt wurde, ist bereit, eine Beschreibung desselben in deutscher Sprache Jedem gratis zu übersenden. Adresse: Institut für Taube, 15, Camden pk. rd. London NW.

BAD WILDUNGEN.

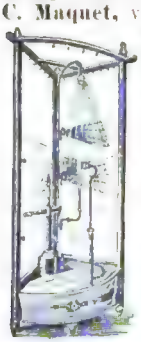
Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** 2c. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle**. Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen von **Wohnungen** im **Badeloghause** und **Europäischen Hofe** 2c. erbittet:

Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft.

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht.) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, und Moor-Bäder. Inhalationen** für **Hals- und Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Elektrotherapie, Massage) Kaltwasser-Heilanstalten. **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten.** Eleg. Kurhaus mit Park, Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

C. Maquet, vorm. **Lipowsky-Fischer,** **Heidelberg** und **Berlin SW.,** Friedrichstr. 23, **mehrfacher Hoflieferant** mit **18 goldenen Medaillen** prämiirt.



Zimmerdouchapparate

nach **Brehmer, Görbersdorf** u. **Niemayer, Berlin,** beste Badeform von weltbekanntem Ruf. **Badeeinrichtungen** für **Private** u. **Anstalten. Gasbadeöfen. Dampfbäder** u. **Volksbäderanlagen. Metallwannen** für **Dampf** und **Wasser.**

Rheinwein.

Gegen Einsendung von **M. 30** versende mit Faß ab Hier 50 Liter **selbstgekelterten** **guten** und **abgelagerten** **Weißwein,** für dessen absolute Naturreinheit ich garantire.

Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a/Rhein.

Aeolsharmonika

für Gärten und auf Dächer, ertönt harmonisch schon bei schwachem Winde, Stück Mk. 6.—, mit starkem Ton Mk. 8.—, mit vergold. Windfahne Mk. 4 — mehr. Illustr. Preisblätter.

Adolf Klinger,

Reichenberg i. Böhmen.

C. Maquet, vorm. Lipowsky-Fischer, **Heidelberg** und **Berlin SW.,** Friedrichstr. 23, **mehrfacher Hoflieferant** mit **18 goldenen Medaillen** prämiirt.

Rollstühle für Strasse und Zimmer. **Tragsessel, Krankensessel.**

Stottern etc.

heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt in **Offenbach** (hinter Burgstreimm). **Einzige** Anstalt, die mehrfach **staatlich** ausgezeichnet. Honorar nach Heilung. Prosp. gratis.

Soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Gaspary, Prof. (Breslau).

Die Ital. Literatur d. Renaissancezeit. gr. 8°. 44½ Bogen. M. 12 —

Heinrich Heine's Autobiographie herausgegeben von **Gustav Karpeles.** 8°. 37 Bogen. geh. M. 8.—, f. geb. M. 9.50.

Michael Holzmann, Dr. phil., **Ludwig Börne.** Sein Leben und sein Wirken nach den Quellen dargestellt. 8°. 25½ Bogen. M. 5.—

Hugo Schuchardt, Prof. (Graz), **Auf Anlass des Volapüks.** 8°. 3 Bogen. M. 1.—

Die zweite verbesserte Auflage von **O. Tiersch, Elementarbuch** der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre gr. 8° 12¼ Bogen. M. 4.—

Früher erschienen:

A. Gaspary, Die Italienische Literatur im Mittelalter. gr. 8°. 35 Bogen. M 9.—

H. Schuchardt, Romanisches u. Keltisches. Gesammelte Aufsätze. 8°. 28 Bogen. geh. M. 7.50, geb. M. 8.50.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher **Cacao.**

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. **Cacao.**

Preis: per 1/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Die „Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 Mk. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5,60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 93 bis 99.

Zur Revision des Processes Baizaine. — Rußland und Bulgarien. — Russische Zeitungen sonst und jetzt. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die katholische Unionsbewegung unter den Bulgaren. — Zur Lage in Spanien. — Die dänische Reichstagssession.

Wiens Buchdruckergeschichte (1482—1882). Von Dr. K. v. Scherzer. — Erinnerungen an Alfred Meißner. Von L. Herbert. (VII. Schlußartikel.) — Nochmals allerlei über Goethe-Bildnisse. Von Fr. Zarncke. (1, 2, 3 und 4.) — Auf der Narenta. — Altgeographisches vom Mittelmeer. Von Prof. Dr. Lauth. — Würzburg in französischer Beleuchtung. — Roman und Geschichte. — Zwei Uebersetzungen. Von D. B. v. Strauß und Torney. — Zur Städte-Statistik. — Julius Theater.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Suezcanal. Bank von Frankreich und Crédit Foncier de France.)

In Nr. 100 bis 106.

Die Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralisirung des Restes der Türkei. (I.) — Wirthschaftliche Zustände in Rußland. (I./II.) — Karl Schurz über Kaiser Wilhelm. — Schutzzölle in Schweden. — Sansibar und sein Sultan.

Eine Reise in den Sipylus. Von Dr. M. Schweisthal. — Nochmals Allerlei über Goethe-Bildnisse. Von Fr. Zarncke. (5. Schlußartikel.) — Henry Longfellow. Von Dr. L. Kellner. — Sorels Montesquieu. Von E. Guglia. — Ludwig Sigismund Ruhl und Joseph Maria v. Radowitz. Von W. Rogge-Ludwig. — Eine Musterenzyklopädie des menschlichen Wissens. Von Dr. K. v. Scherzer. — Die internationale Jubelausstellung in Wien. Von C. v. Vincenti. (III.) — Berichte des freien Deutschen Hochstiftes. Von B. Valentin. — Berliner Briefe. (IV). — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Von A. Schlossar.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Metallactien-Speculation, „Petit Journal“ und „Lanterne“-Actien. Crédit Foncier und Société des Immeubles. - Panamá-Emissionscommission.)

In Nr. 107 bis 113.

Zur Abrechnung mit der „Kanzlerkrisis.“ — Militärisches aus Frankreich. — Die Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralisirung des Restes der Türkei. (II./III.) — Zur Lage in Spanien.

Eine neue Sophokles-Uebersetzung. — Die Gemälde-Gallerie der königlichen Museen zu Berlin. Von Fr. Pecht. — Frühlingstage an den lombardischen Seen. (I.) — Ein Wimpfeling-Codex. Von Prof. Dr. Holstein. — Aus der deutschen Sagenwelt. — Deutsche Denkmäler. Von W. Lübke. (I.) — Wiener Briefe. (CCXXVI) — Leben und Briefe von Charles Darwin. (I./II.) — Bergfahrten und Raststätten. (VI.) — Ulrich von Hutten. Von Alfred Stern. — Der bayerische St. Georgs-Orden vor hundert Jahren. Von Ernst von Destouches. — Der Hypnotismus als Erziehungsmittel. Von Dr. K. du Prel. — Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges.

Argentinien im Jahre 1887. — Jahresberichte der bayerischen Fabriken-Inspectoren pro 1887.

In Nr. 114 bis 120.

Die Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralisirung des Restes der Türkei. (III. Schluß.) — Rumänien unter Joan Bratiano. — Die französischen Wirren und das Ausland. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Kirchenpolitik der Pariser Russenfreunde. — Zur Lage in Spanien. — Die deutsche Orientpolitik.

Zur Orientirung über das Geistesleben der Gegenwart. Von A. Dorner. — Frühlingstage an den lombardischen Seen. (2.) — J. v. Döllingers akademische Vorträge. — Neue Schriften über Leopardi und seine Familie. Von Dr. M. Landau. — Zur ältesten deutschen Culturgeschichte. — Ein Ruf für das Elsaßthal. Von H. Roß. — Deutschland am Ausgang des Reichs. Von G. Weber. (I.) — Eine Reise in die Mandschurei. Von H. Vámbéry. — Zum gegenwärtigen Stand der Cholera-Frage. — Die Armenfürsorge in London. Von E. A. Ehemann. — Ueber das slawische Gebiet in Bayern. Von Ludwig Zapf. — Christian Daniel Rauch. Von W. Lübke. — Zur geologischen Literatur.

Die Zunahme des deutsch-italienischen Handels nach der amtlichen italienischen Statistik. — Raiffeisen und seine Schöpfung.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Schutz- Marke.

Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

(pulverförmig)

in Glasflaschen

zu 125 und 250 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer Karlsbad.

Loses Salz

oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze

sind gefälscht

und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Natürliches

Karlsbader Sprudel-Salz

(krystallisirt)

in Glasflaschen zu 125 und 250 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer Karlsbad.

Loses Salz

oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze

sind gefälscht

und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Karlsbader Sprudel-Pastillen

in 1/1 und 1/2 Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader Mineralwässer.

Karlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm

unter Controle der Stadt hergestellt.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	„
Schlossbrunn	41^{8}	„
Theresienbrunn	47^{1}	„
Neubrunn . .	47^{3}	„
Marktbrunn .	34^{5}	„
Felsenquelle .	47	„
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	„
Kaiserbrunn.	39^{1}	„

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

Inhalt des Bandes.

April. — Mai. — Ami.
IM8.

Seil,

Otto Brahm in Berlin.
Schiller auf der Stuttgarter Militärakademie ?2
Cantor in Heidelberg.
vier berühmte Astrologen
2N. Corvus in Leipzig.
Doctor Lomnitz, Novelle l
Lars Dilling
Des Dachdeckers Mutter, Secländer Skizze ^
Heinrich Ehrlich in Berlin.
Aus der musikalischen Vogelperspektive Z"
Lolticineano in Berlin.
Land und keute in Bulgarien 207
Hugo Göring in Berka a. d. lVerra.
Wilhelm Jordans Roman „Zwei wiegen" 2S5
Hans hoffmann in Berlin.
Strandgut. Novelle <H5
Aarl Iaenicke in Breslau.
Oer Enthusiast von Fichtenstädtel, Novelle 2S^
p. L. Arell in München.
Wiens architektonische Physiognomie l8« 2^5
Hermann Aunz in Berlin.
Kaiser Wilhelm und die Reorganisation der preußischen Armee, ,. ze>7
Paul Lindau in Berlin.
College Schnabel. Erinnerungen aus der Rcdactionsstubc 5b Theodor öipps in Bonn.
Ueber Formenschönhcit, insbesondere des menschlichen Körpers, ... 22«
Paul ^Narsop in ^Nünchen.
kzans von Bülow 25
August INüllcr in Aönigsberg.
Lrnest Renan 227
Dan. öandcrs in Altstrelitz.
Aus der Werkstatt eines wörterbuchschrcibers, Plaudereien
R. Tereskin in Berlin.
Tarrabanoff und Sipunoff Genrebild aus dem russischen kcbcn. 25,0 z«s
Bibliographie >z^, 275. 4«u
Bibliograpt,ische Notizen löy, 27Y.
Mit den portraits von: kjans von Biilow, Daniel Sanders und Ernest Renan, radirt von k, Rüchn in München.

Inhalt.

Seite

!N. ^orvus in Leipzig.
Doctor komnitz. Novelle ^
j)aul ZNarsop in München
Hans von Bülow
j)aul Lindau in Berlin.
College Schnabel.' Erinnerungen ans der Rcdaetionsstubc ., 26
!N. Cantor in Heidelberg.
Vier berühmte Astrologen
Otto Brahm in Berlin.
Schiller auf der Stuttgarter Militärakademie 92
Lars Dilling.
Des Dachdeckers Mutter. SerlLnder Skizze 121.
Bibliographie
Bibliographische Notizen
hierzu ein Portrait von Hans von Bülow.
Radirung von L Kühn in München.

preis xrr> Puarial >z Heftel 6 Mark. —

Zill» Buchhandlungen und postangallen nehmen jederlei! Seffellunzen an.

Alle auf den redaktionellen Inhalt von „Nord und Fiiid" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Berlin ^V„

v. d. Heydtstraße l..

Doctor Lomnitz.

Nobile

M. Morbus.

— kcixzig. —

^uf der Terrasse seines Schlosses Bergheim am Neckar ging Graf Wartenegg unruhig auf und nieder. Eine breitschultrige Hünengestalt, macht er den Eindruck, als ob er jedes Leid des Lebens von sich abzuwehren, imstande sei, und dennoch liegt auf seinem Gesicht ein kummervoller, gebrochener Ausdruck.

Ein junges, schlankes Mädchen von etwa siebzehn Jahren hängt an seinem Arme und begleitet ihn auf seiner unruhigen Wanderung. Eine Fülle goldblonden Haares ist in starke Zöpfe geflochten, welche über ihre Schultern lang herabhängen, einige Löckchen aber haben sich herausgedrängt und umspielen lieblich ihr Stirn und Nacken.

So oft die beiden Hinundhergehenden an einer der auf die Terrasse herausführenden Glasthüren vorübcrkommen, bleibt der Graf jedesmal ängstlich horchend stehen, um dann seufzend wieder weiterzugehen.

„Lieber Papa, sei doch nicht so kummervoll und muthlos," sagte das junge Mädchen, ihre großen, dunkelblauen Augen tiefbesorgt zu dem Vater erhebend. „Du darfst doch noch nicht verzweifeln; laß uns im Gegentheil hoffen, daß der Geheimrath der armen Mama helfen werde." Und dabei war ihre Stimme so liebevoll beschwichtigend, als hätten sie die Rollen vertauscht, uud sie sei die Mutter, welche beruhigend ihrein Kind zuspreche. „Ach, Elisabeth, er sah nicht so aus, als ob er helfen könne! Ter Blick, welchen er mir zuwarf, bevor ich hinausging, mar nichts Gutes versprechend," rief der Graf voll des leidenschaftlichsten Schmerzes.

„Dann müßten wir ergeben zu tragen suchen, was Gott uns auferlegt," entgegnete Elisabeth mit erzwungener Fassung, während es doch um den süßen kindlichen Mund von verhaltenen Thränen zuckte. „Jedoch Menschen können sich irren, Gottes Gnade aber kann uns helfen, und so lange noch Leben da ist, dürfen mir nicht verzagen."

In diesem Augenblick wurde die Glasthüre geöffnet und ein alter Herr trat heraus.

„Da ist der Geheimrath," flüsterte Elisabeth dem Vater zu und es mar, als stocke ihr der Athem in banger Erwartung. „Sprich mit ihm, Papa. Ich will zur Mama eilen, die gewiß nach mir verlangt."

Der Graf trat auf den alten Herrn zu und blickte ihn bange prüfend an. „Nun, Herr Geheimrath?" fragte er mit angstbeklommner Stimme. Der Befragte zuckte die Achseln. „Beruhigen Sie sich, nahe Lebensgefahr steht nicht zu befürchten," antwortete er ausweichend. „Aber Herstellung?"

Ter Arzt schüttelte den Kopf und schwieg.

„Auch nicht durch eine Operation?" drängte Wartenegg angstvoll.

„Nein, Herr Graf," entgegnete der Arzt. „Bei einer Operation würde ein sofoniger Tod das wahrscheinliche Ergebniß sein, nnd ich kann daher das nicht auf mich nehmen; während die Patientin mit diesen? Leiden voraussichtlich noch ein Jahr, ja vielleicht noch länger leben kann."

Der Graf rang nach Fassung; die Entscheidung war zu fürchterlich. Er hatte diesen Arzt, eine anerkannte chirurgische Autorität, aus Heidelberg hergerusen, alle Hoffnung seines Herzens auf dessen Hülfe sür die Rettung der geliebten Frau gesetzt, und nun diese entsetzliche Enttäuschung! Er mußte sich erst zu fassen suchen, ehe er wieder ein Wort hervorzubringen vermochte.

„Ueberlegen Sie es noch einmal, Herr Geheimrath," bat er endlich. „Meine Frau verlangt selbst nach einer Operation, in der Hoffnung, dadurch von ihrem elenden Zustand befreit und vielleicht hergestellt zu werden. Sie setzt das lebhafteste Vertrauen in Ihre Geschicklichkeit — wollen Sie da nicht versuchen —"

„Nochmals nein, Herr Graf; ich nehme nichts auf mich, dessen Erfolglosigkeit und unbedingte Lebensgefahr ich einsehe," lehnte der Arzt entschieden ab.

„Und Sie wüßten uns an keinen anderen Arzt zu weisen? Verstehen Sie mich recht, Herr Geheimrath; ich mißtraue Ihrem Urtheil nicht; aber vielleicht wagte ein Anderer mit mei^r Vertrauen auf Erfolg, was Sie für unmöglich erachten.

Der Geheimrath überlegte einen Augenblick.

„Ja, wenn Professor Lomnitz noch in Würzburg wäre! Aber er ist fort, schon seit mehr denn einem Jahr auf Reisen in fernen Ländern —"

„Lomnitz!" Wartenegg horchte bei Nennung dieses Namens lebhaft auf. Das war ja sein Jugendfreund, mit dem er in Gottingen smdirte, er selbst Cameralia und jener Medicin. Sie hatten damals einen treuen Freundschaftsbund für das Leben geschlossen, er, Lomnitz und noch ein dritter.- Norden. Aber wie das so ost geht, die Lebensverhältnisse hatten sie auseinander gebracht; er mar in späteren Jahren weder mit Lomnitz noch mit Norden mehr zusammengekommen, auch geschrieben hatte er sich mit ihnen nicht mehr. Cr wußte nur aus öffentlichen Blättern, daß Norden gestorben sei und daß Lomnitz als Professor in Würzlmrg habilitirt war, wo er schnell durch glücklich vollendete Kuren eine große Berühmtheit erlangt hatte. Taß er an diesen nicht schon längst gedacht! Aber das Leiden seiner Frau war langsam und anfangs wenig störend aufgetreten, so daß es nicht sehr beachtet worden war, bis es in letzter Zeit furchtbar schnell zugenommen, besorgnißerregend und für die Kranke unerträglich geworden war. Und was hätte es ihm auch genützt, an Lomnitz zu denken, da dieser doch nicht zu erreichen war!

„Und sonst wüßten Sie keinen anderen Ihrer Herren College« zu empfehlen?" wagte er noch einmal zu fragen, da der Geheimrath nachzusinnen schien.

„Versuchen Sie es bei Professor Holm in Jena; vielleicht ist er anderer Ansicht als ich. Aber reisen Sie bald mit Ihrer Frau Gemahlin dorthin; jetzt wird sie die Reise noch unternehmen können, in einiger Zeit dürfte das vielleicht nicht mehr möglich sein." .

Mit diesem Bescheid verließ er den Grafen.

Auf einem der vielen, verschlungenen Wege, welche von i>er Wartburg herab durch den Wald in das Marienthal hinunterführen, schritt ein Mann einsam dahin. Er hielt die Arme auf dem Rücken verschränkt und den Kops ein wenig vorwärts gebogen, was ihm das Aussehen eines tief in Gedanken Verlorenen gab und doch blickten seine Augen spähend umher, und es entging ihnen gewiß nichts von dem, waS sich auf seinem Wege befand. Sein dunkler Bart war schon stark mit grau gemischt, obgleich der Mann nur einige vierzig Jahre zählen konnte; sein Gesicht war tief gebräunt und ernsten, fast schwermülhigen Ausdruckes.

Es herrschte eine drückende Schwüle in der Luft, und als der Weg jetzt etwas aus dem Walddickicht hervortrat, sah der Dahinschreitende, daß sich der Himmel über ihm mit schwarzem Gewölk bedeckt habe und der baldige Ausbruch eines Gewitters zu befürchten sei. Er beschleunigte darum seine Schritte, und die letzte Senkung des Berges in das Thal hinabeilend, erblickte er vor sich eine Frau, die langsam den Berg hinabging. Auf dem Rücken trug sie ein großes Bündel trockener Reiser, während sie an der Hand ein Mädchen von etwa sechs Jahren führte. Das Kind hinkte.

Den Näherkommenden mußte das intcressiren; denn er vergaß plötzlich das drohende Gemitter und hemmte seine Schritte, indem er angelegentlich das Kind beobachtete.

„Wovon kommt es, daß die arme Kleine hinkt?" fragteer die Frau, sobald er sie erreicht hatte. In seiner Stimme lag viel Theilncchme und Wohlwollen, und wunderbar schön und fesselnd waren feine dunkeln Augen, die voll Ernst und Güte auf die Kleine blickten.

„Sie war voriges Jahr lange krank und davon ist das Hinken geblieben," antwortete die Frau mit der Unemvfindlichkeit der Armuth gegen, äußere Gebrechen.

„Haben Sie denn deßhalb keinen Arzt zu Rathe gezogen?"

„Freilich, den alten Schäfer Meier, der hat ihr auch von seiner Wundersalbe gegeben, mit welcher er schon Viele gesund gemacht hat; nur der Rieke hat sie nichts geholfen, obgleich sie viele Büchsen davon verbraucht hat/'

„Das glaube ich gern!" rief der Mann unmuthig aus. „Zu solchen Quacksalbern lauft Ihr, warum nicht zu einem ordentlichen Arzt?"

„Ja, lieber Herr, das kostet viel Geld, und wo soll das unsereinshernehmen?"

Wieder betrachtete er aufmerksam das Kind und eine lebhafte Erregung, zeigte sich auf seinem Gesicht.

„Es ist entsetzlich," sagte er zu sich selbst; „dem Kind wäre noch durch eine Operation zu helfen. Wie gern möchte ich sie vornehmen! Aber nein, wozu den Kampf erneuern und das wieder anfangen, was doch für

immer abgethan sein muß. „Gute Frau," sagte er jetzt laut, „Sie müssen, das Kind von seinein Leiden befreien lassen. Sie verkümmern ja sein Leben, wenn das nicht geschieht. Gehen Sie in Eisenach zu dem Doctor Hartmann, das ist ein geschickter Arzt, der wird helfen können, und dieKurkosten will ich bezahlen. Ich wohne hier im Marienthal, rechts in der letzten Villa am Berge, der Villa Maria."

„Ich weiß schon, Sie sind doch der Käferdoctor," siel die Frau volll Eifer ihm in das Wort. „Und wenn Sie dann so gut sein wollen, für die Rieke zu bezahlen, und auch denken, daß Ihr geholfen werden kann, fo will ich gleich morgen mit ihr zu dem Doctor Hartmaun gehen."

Sie waren in das Thal hinabgekommen. Der Doctor blieb stehen und sah der Frau und dem hinkenden Kinde nach, wie diese nach der Stadt zu gingen. Ueber den Berg herüber grollte das erste Rollen des Donners, gleichzeitig erhob sich auch ein heftiger Wind, der in Wirbelwolken den Stank vor sich herfegte. Alles das störte den Dastehenden nicht. „Der Käferdoctor!" Er wußte wol, daß hier die Leute ihn so nannten, seitdem er im vorigen Herbst hierherkam, die unbewohnte, einsam gelegene Villa am Ende des Marienthales miethete und mit semein alten Diener bezog, und seitdem viel in der Umgegend umher gewandert war, um Käfer und Pflanzen zu sammeln.

„Der Käserdoctor, das ist alles, mas man noch von mir weiß," sagte er mit einem Seufzer zu sich selbst und fuhr mit der Hand über die Stirn, als möchte er da eine tief eingegrabne Furche verwischen.

Da sielen die ersten, starken Regentropfen herab, dabei zuckte ein greller Blitz hernieder, dem ein heftiger Donnerschlag folgte. Das mahnte auch ihn, sich nun doch mit der Heimkehr zu beeilen. Nach einigen Schritten vorwärts goß aber schon in Strömen der Regen hernieder, welchen der entgegenfegende Wind ihm in das Gesicht peitschte, so daß er nichts vor sich zu sehen vermochte. Da erhielt er plötzlich einen heftigen Stoß, daß ihm der Hut von dem Kopf siel, und vor ihm rief eine tiefe Männerstimme: „Entschuldigen Sie!" Er war blindlings mit einem Herrn zusammengerannt, der unter dem breiten Dach eines Schirmes eilig daher kam.

Sobald der Doctor seinen Hut wieder aufgehoben hatte und empor sah, erblickte er vor sich eine blonde Hünengestalt. Betroffen musterten Beide einander, ein erstauntes Erkennen blitzte in ihren Augen auf und freudig überrascht rief jeder dem andern seinen Namen zu gleicher Zeit zu.

„Lomnitz!"

„Wartenegg!"

„Hier treffen wir uns wieder! Aber wie ist das möglich! Ich hörte doch. Du seist in Egypten."

„Ich war dort. Aber Du, wie kommst Tu hierher?"

„Ich halte mich, von Jena kommend, seit einigen Tagen mit meiner kranken Frau und meiner Tochter hier auf, da die Leidende zu erschöpft war, um ohne Rast weiter reisen zu können. Heute Nachmittag ging ich mir die vielgerühmte Drachenschlucht anzusehen und bin dabei von dein Gemitter überrascht morden."

„Das nenne ich einen glücklichen Zufall, der uns hier in Sturm und Regen auf einander rennen ließ, sonst hätten wir, so nahe mir uns waren, doch einer vom anderen nichts bemerkt," rief der Doctor in herzlicher Freude.

„Zufall!" Der Graf holte tief Athem und die Stimme des starken Mannes bebte, als er fortfuhr: „Nichts da von Zufall, Freund, wo so sichtbar eine gnädige, göttliche Fügung Dich mir in den Weg fuhrt. Lomnitz, werde Du mein Retter aus großer Noth!"

„Mein alter, guter Freund, sage mir, was ist es, das ich für Dich thun kann? Doch erst laß uns in das Trockne eilen; komm, ich wohne hier ganz in der Nähe."

'Noch einige hundert Schritt in dein Thüle entlang und ein Fußpfad führte sie zu der Villa „Maria" empor, die auf halber Höhe des Berges stand. Lomnitz ließ hier den Freund in sein Studirzimmer eintreten, und. während er selbst die nassen Kleider abzulegen ging, sah sich der Graf in dein Raum um, Ueberall auf dem Schreibtisch wie auf allen übrigen Tischen und Stühlen lagen und standen Schriftstücke und Bücher umher, selbst auf dem Sopha lag ein Stoß ungebundener Druckhefte.

„Verzeihe das Chaos, in welches ich Dich hinein gesteckt Kabe, Wartenegg/' sagte der Doctor, als er wieder eintrat, und suchte schnell Raum für den Freund und sich zum Sitzen zu schaffen, sowie für Flaschen und Gläser, welche ein alter Diener hereinbrachte. „Du siehst, ich lebe nur der Wissenschaft, ein vereinsamter Junggeselle, dem keine weibliche Hand ordnend und verschonend in das Leben greift."

„Aber wie ist das möglich? Du mit Deinem warmen Herzen, Lomnitz — ich begreife nicht, daß Du einsam im Leben geblieben bist," rief der Graf und betrachtete erstaunt den Freund.

„Ich begreife es selbst nicht. Vielleicht drängten sich zu viele Menschen in die Theilnahme meines Herzens, daß ich für Eine nicht Zeit und Raum übrig hatte," meinte Lomnitz mit dem Schimmer eines Lächelns auf dem ernsten Gesicht. „Aber nun laß uns auf dieses Sturzbad ein Glas Wein trinken und das unverhoffte Wiedersehen fröhlich feiern."

„Fröhlich!" rief der Graf mit ausbrechendem Schmerz und setzte das erhobeneGlas wieder nieder. „Erst hilfmir, Freund, daß ich es wieder werde."

„So sage mir nur, was Dich so sehr bedrückt. Wartenegg: ich weiß ja gar nicht, womit Dir geholfen werden muß."

Und da erzählte ihm der Graf von seiner Frau, seinen Kindern, seinem erst so glücklichen Familienleben, bis sich bei seiner Frau das furchtbare Leiden eingestellt, gegen welches er umfonst ärztliche Hülfe gesucht; wie der Heidelberger Professor sich geweigert, eine Operation vorzunehmen, indem er sie für unausführbar gehalten, aber gemeint, ein Einziger, Doctor Lomnitz, würde sie vielleicht wagen, nur sei dieser gerade abwesend.

„Um aber nichts unversucht zu lassen, entschloß ich mich, mit meiner Frau noch zu Professor Holm nach Jena zu reisen, und dabei berührten wir Würzburg, um nach Deinem Aufenthalt zu forschen; aber dort hieß es. Du seist noch in Egypten. Professor Holm dagegen lehnte, wie sein Heidelberger Eollege, es entschieden ab, eine Operation zn wagen, weil dabei ein sofortiger Tod zu erwarten stehe. Anch er nannte Dich als den Einzigen, der sich vielleicht dazu verstehen dürste. So waren wir denn hoffnungsloser denn je, und nur Elisabeth, unsere Tochter, wußte immer noch unsern sinkenden Muth neuznbeleben. Es schlägt ein starkes Herz in ihr; bei allem schweren Leid war sie bisher unser Trost, unsere Stütze, sie, das Kind! Und sie hat auch nicht umsonst gehofft; denn nun bist Dn ja gefunden, und Du wirst wagen und helfen, wo kein Anderer wagen und helfen will," schloß der Graf zuversichtlich.

Der Doctor sah still in des Frenndes erregtes Gesicht, beantwortete aber mit keinem Laut dessen Anruf an feine Hülfe.

„Nun Lomnitz, Du schweigst? So sprich doch, sage, daß Du uns Deine Hülfe bringen wirst."

„Ich kann nicht!" rang es sich endlich leise, gepreßt von des Doctors Lippen.

„Du? O Du wirst können! Komm, sieh nur erst die Kranke, dann wirst Du nicht nein sagen."

„Bitte, dringe nicht in mich, es ist umsonst," mehrte sich der Doctor dagegen, und aufstehend, begann er unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. „Sieh, ich habe seit länger denn einem Jahre alle Praris aufgegeben und lebe nur noch schriftstellernd meiner Wissenschaft."

„Aber warum das? Du, ein so berühmter, vielgesuchter Arzt — warum Dich einein Felde entziehen, wo Du so segensreich gewirkt hast?"

„ES muß doch wohl für mich eine zwingende Nothivendigkeit dazu gegeben haben."

„Die aber jetzt nicht gelten kann. Aus Menschlichkeit wirst Tu mir nicht Deine Hülfe versagen, um mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter zu erhalten. Laß Dich doch an unsre alte Freundschaft erinnern —."

„Menschlichkeit — Freundschaft!" fiel ihm der Doctor, vor ihm stehen bleibend, mit bittcrem Lächeln in das Wort. „Du spielst hohe Trümpfe aus, um mich zu bewegen, und ahnst nicht, wohin mich gerade diese beiden schon geführt haben."

„Zu was immer es auch sei, zu etwas Schlimmen sicher nicht."

„Vor meinem Gewissen als Mensch: nein, — vor dem Urteilsspruch der Gesetze: ja! Denn Deine beiden großen Trümpfe des Herzens haben mich zum — Mord getrieben."

Der Graf sprang entsetzt von seinem Platze ans.

„Mord? Das ist ja fürchterlich!" ries er in höchster Bestürzung.

„So nenne es Todtschlag, wenn Dir das milder klingt," entgegnete Lomnitz mit gepreßter Stimme.

Der Graf starrte den Freund an, als müsse er etwas Ungeheuerliches auf dessen Gesicht entdecken. Wie er aber in dieses ernste, gütige Antlitz, in diese tics traurigen und doch so warm leuchtenden Augen sah, schüttelte er ungläubig den Kopf.

„Glaube es wer mag — ich nicht," sagte er. „Du wirst einen Kranken falsch behandelt haben, eine Operation wird Dir mißglückt sein — ja, so wird es zusammenhängen, und in übertriebener Gewissenhaftigkeit wirst Du Dich nun mit diesen gräßlichen Vorwürfen guälen."

„Nein, Wartenegg. Ein jeder Mensch ist dem Jrrthum unterivoisen, selbst dort, wo er sein bestes Wissen und können einsetzt, und was er da unabsichtlich fehlt, das kann ihm weder von Anderen noch von sich selbst zum Vorwurf gemacht werden. Was ich aber gethan, geschah absichtlich. mit überlegte»! Wollen, und deshalb — nun deshalb bin ich für mein heilig Amt als Arzt verfehmt."

„Du sprichst in Räthseln, — spanne mich damit nicht länger auf die Folter," rief der Graf in großer Erregung. „Haft Du mir so viel gesagt, so sage mir nun auch alles."

Lomnitz ging langsam an das Fenster und starrte in den niedersinkenden Abend hinaus. Das Gemitter hatte aufgehört zu toben, nur der Regen fiel noch leise rinnend herab. Am jenseitigen Berghang ragten die schwarzen Tannen empor und zwischen ihnen und der Villa hingen die grauen Regenschleier in das stille Thal herab — ein schwermüthig trübseliger Anblick.

Als sich der Doctor wieder umwendete, lag eine fahle Bläffe auf seinem Gesicht. Langsam näherte er sich dem Freunde und einen Stuhl an den Tisch vor dem Sopha ziehend, setzte er sich dem Grafen gegenüber, — es war, als ob er eine Scheidewand zwischen ihn und sich stellen wollte.

„Wenn Du wüßtest, welchen Kampf es mich kostet, das kaum erst Ueberwundene wieder wachzurufen, vielleicht erspartest Tu mir ihn!" sagte er leise mit heiserer, bewegter Stimme. „Es ist nicht gut, ein zu empfindsam reges Herz zu haben, besonders für den Arzt; mir ist es ein Hindernis; in meinem Beruf geworden. Einer sagte mir es einst voraus, daß ich nicht dazu passe, als Arzt immer dem Elend und den Leiden des Lebens in das Auge sehen zu müssen — ich meine Norden — erinnerst Du Dich seiner noch?"

„Freund Norden, den guten, lustigen Kerl, übermüthig und eraltirt, der ausgelassenste von uns dreien, ich werde ihn doch nicht vergessen haben! Wie schmerzlich hat mich sein früher Tod berührt."

„Und unsere heitere Pfingstwanderung durch den Harz, welche wir drei als Studenten damals von Göttingen aus zusammen unternahmen, denkst Du auch daran noch?"

„Als sei es gestern erst gewesen, so lebhaft steht noch Alles vor mir: die heitere, schöne Frühlingswelt, welche so voll Jubel und frischem Leben war, wie mir selbst jung und srisch und voll Lebensübermuth waren! Es wird nnr warm um das Herz, wei n ich daran zurückdenke und an unser vergnügtes Wandern und Singen durch Wald und Thal. Du hattest Deinen weißen Pudel mitgenommen, den wackern Earo, und sammeltest Pflanzen und Käfer und Steine und warst wunderlich mit allem diesem, Zeuge bepackt. Und auf der Roßtrappe, wo uns das Großartige der sich uns darbietenden Umsicht feierlich wie in einer Kirche stimmte, da schwuren, wir uns, angesichts der schönen Gotteswelt, ewige, treue Freundschaft. Allesdessen erinnre ich mich nur zu deutlich noch, auch wie wir zum Herentanzplatz emporkletterten und sich dort das Unglück mit Deinem Earo ereignete, der von den Felsen herunterstürzte und den wir mit jämmerlich zerbrochenen Gliedern, unten liegend, wiederfanden. Da endetest Du die Qualen des armen Thieres, indem Du ihm von dem Gift zu lecken gabst, das Du zum Tödten der Käfer bei Dir führtest." Lomnitz neigte zustimmend den Kopf.

„Siehst Du," sagte er dumpfen Tones, „alles das ist zur Kette von damals zu heute geworden, und ich empfand es auch damals schon, als ich erwägend zauderte, den Schwur zu leisten, daß mich etwas riesenhaft gewaltig mit eisernen Fesseln umschlinge und festhalte, indem ich Euch die Freundschaft bis zun? Tode gelobte."

Er holte tief Athem, als suche er damit Kraft zu schöpfen; dann begann er zu erzählen, die traurigen Augen auf den Freund gerichtet.

„Ich war schon eine Reihe von Jahren in Würzburg habilitirt und hatte eine ausgebreitete Praris erlangt, wie Norden als Justizrath ebenfalls dorthin versetzt wurde und wir dadurch wieder in einen regen Verkehr zu einander traten. Verheirathet war auch er nicht und wir beiden Junggesellen waren daher so viel es unsre Berufsthätigkeit erlaubte, immer beisammen. Er war noch ganz der lebhafte, lustige, etwas unbändige Mensch von ehedem, bis er plötzlich zu kränkeln begann, und ich nur zu bald erkannte, daß er ein entsetzliches, inneres beiden habe, dem keine Heilung zu bringen, mit keiner Operation beizukommen war. Ich behandelte ihn, aber ich konnte nichts für ihn thun, als seine Schmerzen zu erleichtern und seinen Zustand so erträglich wie möglich zu machen. Als es sich mit ihm verschlimmerte, so daß er zum Liegen kam, nahm ich ihn zu mir in meine

Klinik. Er wußte, daß es keine Rettung für ihn gebe, aber auch, daß der erlösende Tod noch nicht so bald seine Qnalen enden werde. Leider hatten auch alle betäubenden Mittel durch zu viele Anwendung die wirkende Kraft auf ihn verloren, und mein Herz litt unsäglich mit ihm, da ich ihm so gar nicht helfen, ihm keine Erleichterung mehr bringen konnte.

Es war eine heiße Julinacht. Wir hatten das Fenster geöffnet und ich saß an seinem Bett, um bis nach Mitternacht bei ihm zn bleiben, da seine Nächte meist schlaflos waren. So viel ich konnte, hatte ich ihm Erheiterndes erzählt; theilnahmlos hatte er zugehört. Plötzlich legte er seine fieberheiße Hand auf die meinige. „Lomnitz," sagte er, „denkst Du noch an unsere Wanderung durch den Harz, wir Drei: Wartenegg, Du und ich?" Erfreut nickte ich ihm zu, denn ich bildete mir ein, das betäubende Mittel, welches ich ihm vor einer Stunde gegeben, wirke endlich einmal und sein Geist wandere, von Körperschmerz befreit, froh in die Tage seiner Jugend zurück. Aber ich wurde sehr bald enttäuscht, als er fortfuhr: „Dort stürzte Dein Earo von den Felsen herab, und als das Thier mit gebrochenen Gliedern dalag und ihm zu keiner Heilung mehr geholfen werden konnte, da halfst Tu ihm mitleidsvoll zu einem leichten, schnellen Tod, damit seine Martern endeten. Ich sehe noch, wie Deine treue Hand, welche ihm so manchen guten Bissen gereicht hatte, ihm das beste Labsal mit dem Gift darreichte, sehe noch den Blick seiner Augen, wie sie dankbar auf Dich gerichtet waren und wie schnell und leicht und süß der Tod von Deiner Hand ihm kam. Der harte Proceß Sterben, wie leicht war er mit dieser Hülfe vollbracht! So halfest Du einein armen, gequälten Thier; ist ein armer, gequälter Mensch weniger werth?"

Er hielt inne, als erwarte er eine Antwort von mir. Es kroch mir eiseskalt nach dem Herzen! Ich wußte sofort, worauf er ziele, und was ich auch als Mensch und Freund bei seinen Qualen mit ihm litt, durfte ich doch nichts thun, sie abzukürzen. Ich brachte kein Wort der Entgegnung hervor, die Zunge versagte mir den Dienst.

Da ich schmieg, seufzte er schwer auf und flüsterte mir zu:

„Verstehst Du, mich nicht, oder willst Du mich nicht verstehen? Ende doch ineine Qualen, — gieb mir einen schnellen Tod."

Er hatte meine Hand an sich gezogen und bittend, zitternd, mir das Herz zerreißend, drückten sich seine fiebernden Lippen darauf. Da raffte ich alle meine Kraft zusammen und sagte zu ihm: „Du vergißt Eines, Norden: der Mensch ist kein unvernünftiges Geschöpf wie das Thier. Er weiß, was ihm an Leid zu Theil wird, ist ihni von seinein Schopfer auferlegt worden und daß er als Christ suchen muß, es ergeben zu ertragen. Und ich, der Arzt, dürfte nie thun, was Du von mir begehrst."

„Aber der Freund, der dars es thun und diesen flehe ich an. Lomnitz, droben auf der Felsenhöhe, im leuchtenden Glanz der schönen Eide, da schwuren wir drei uns FreundcStreue bis zum Tod. Ja, bis zum Tod! Du weißt, mein Leben ist nichts mehr als ein furchtbar langsames, qualvolles Sterben; komm, kürze es liebevoll ab, thue für den Freund, was Du für das Thier gethcm, laß' Deine treue Hand mir den schnellen, leichten, süßen Tod reichen."

Ich kämpfte mit aller Macht der Ueberredung, die mir zu Gebote stand, gegen fein Verlangen; vergebens, er drang immer verzweifelter mit

Bitten in mich und da ach Wartenegg, da siegte der Freund über

den Arzt in mir. Ich mischte die betäubenden Tropfen so stark, daß sie ihn erlösen mußten und reichte sie ihm dar. Und als er sie getrunken, sah er dankerfüllt zu mir auf — dann ein sanftes Einschlummern — und aus diesem kein Erwachen mehr."

Der Doctor seufzte schwer auf und hielt, ties erschöpft, einen Augenblick inne. Der Graf hätte gern etwas Tröstliches ihm gesagt, aber er war so bewegt, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war und er keinen Laut über die Lippeu zu bringen vermochte. Endlich begann der Doctor wieder:

„lind während Norden so schmerzlos hinüberschlummerte in den Tod, saß ich an seinem Bett und überscmnn mein bisheriges Wirken, überdachte meinen herrlichen Berus, die göttlich schöne Freude, die hohe Befriedigung, welche ich darin gefunden, wie reich das mein Sinnen und Denken, mein ganzes Sein und Leben ausgefüllt und — daß ich mich nun davon trennen müsse. Als Mensch wurde ich fertig mit dem, was ich für den Freund gethan, — als Arzt hatte ich damit das Recht verwirkt, meinem Beruf ferner zu dienen. Denn ich soll Leben erhalten, fo lange noch Athem in der Brust des Kranken ist, nicht aber Leben zerstören, und aus eigner Machtvollkommenheit darf ich da nicht befreiend eingreifen.

So hielt ich kummervoll bei ihm noch immer die Wacht, als schon längst der letzte Athemzug ausgehaucht war. Stunde auf Stunde faß ich bei ihm und horte jeden einzelnen Schlag der Glocken draußen ertönen, ein trauriges Mahnen an die Zeit, über welche nun seine Seele sür immer entflohen war. Und als nun die fahle Dämmerung des frühen Morgens farblos, kalt und unheimlich zu den Fenstern hereinkroch, erhob ich mich von dem Todtenbett — ein gebrochener Mann! Auch ich mußte nun todt sein für das, wofür ich bisher gewirkt, was mein höchstes Glück, meine reinsten Freuden ausmachte, — ich hatte mit meinein bisherigen Leben abgeschlossen, weil ich dem Freund die Treue bis zum Tod gehalten!"

Lomnitz schwieg; an die Lehne seines Stuhles zurücksinkend, hielt er die Hand über die Augen gedrückt.

In dem Zimmer war es düster geworden, und da nun die erschütternde Erzählung beendet war und Stille eintrat, lag diese unheimlich beängstigend auf dem Raum. Der Graf wagte kaum zu athmen, so bedrückt fühlte er sich. Endlich raffte er sich auf und zu dein Freund hintretend, legte er seine Hand liebevoll auf dessen Schulter.

„Ich bin von dem, was Du erzählt hast, so ergriffen, wie Du selbst es bist, und beklage Dich unendlich, Lomnitz, daß Du das Geschehene so schwer nimmst. Ich mag heute Abend nicht weiter mit Bitten in Dich dringen — —"

„Nein, thue es nicht," fiel ihm der Doctor hastig in das Wort. „Jetzt nicht und auch später nicht. Nun ich den harten Kampf ausgekämpft habe, führe mich nicht in die traurige Lage, denselben von Neuem beginnen zu müssen."

„Ich kann Dich aber jetzt nicht so allein hier in Deiner traurigen Einsamkeit lassen. Komin mit mir, damit Du unter Menschen bist."

„Heute nicht, Wartencgg; vielleicht besuche ich Dich morgen früh. Aber ein Stück Weges will ich Dich jetzt noch begleiten."

So gingen sie denn zusammen, aber schweigend neben einander her. Keiner wußte ein Wort zu sagen, das sich der Tragik des eben Erzählten hätte anpassen können und von den Kämpfen der Seele sich an die nüchterne Alltäglichkeit der Außenwelt anknüpfen ließ.

Es hatte aufgehört zu regnen. In dem Thal lagen schon tiefe Schatten der Dämmerung, aber als sie sich der Stadt näherten, durchbrach die untergehende Sonne noch einmal die im Westen hängende, schwarze Wolkenwand und ließ die Wartburg im feurigen Glan; des Abendscheines über den dunklen Tannen ihres Berges aufleuchten. Wunderbar erglühten alle die Zinnen, Thürme und Mauern der großen, alterthümlichen Beste, als leuchte in dieser Strahlenglorie alles, was sie mit Ruhm umgab: die fromme Legende der heiligen Elisabeth, der Glanz der alten Sängerkriege und der große Kampf des ernsten Mannes gegen die finsteren Fesseln des Geistes wieder auf.

Die beiden Freunde blieben unwillkürlich stehen, das magisch schöne Bild zu bewundern.

Bor ihnen führte die breite Fahrstraße zu der Burg empor und dort stand, einige hundert Schritt über dem Thale, eine weibliche Gestalt regungslos da, als sei sie ebenfalls von dem Anblick festgebannt worden. Der Widerschein des Abendglanzes drang von oben gerade noch bis zu ihr und hob ihr Helles Kleid und das Goldblond ihrer Haare, da sie den Hut am Arme hängend trug, wie eine Lichterscheinung gegen das unten im Thal herrschende Düster hervor.

„Elisabeth!" rief da laut der Graf, und die tiefe Abendstille trug den Ruf zu ihr hinauf. Die Angerufene wendete sich sogleich um und eine weiche Stimme antwortete „Papa!" Und nun bekam der Doctor den Eindruck, als trage die Luft plötzlich die leichte Gestalt hernieder aus dem Licht des Himmels in das Düster der Erde, so schwebend war ihr Gang. Ihren Kopf umfluthete am längsten noch die Helle wie ein überirdischer Glanz, und da mußte Lomnitz an die Legende der heiligen Elisabeth denken, wie diese von der Burg da oben in das Thal hinabging, die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu pflegen, die Sterbenden und Leidtragenden zu trösten.

„Kind, was machst Du denn hier?" fragte der Graf, der Tochter entgegen gehend.

„Ich erwartete Dich, Papa," antwortete sie. „Als das Gewitter vorüber war, bestand Mama darauf, obgleich ich mich dessen weigerte, daß ich noch etwas in die frische Luft hinaus gehe, und so wanderte ich Dir entgegen."

„Wie geht es Mama?"

„Leidlich, sie Hot ein wenig geschlafen."

„Denke, Elisabeth, welche Freude mir unterdessen zu Theil geworden ist: ich habe meinen alten Freund, Doctor Lomnitz, hier wiedergefunden."

„Doctor Lomnitz? Der, welcher vielleicht allein noch Mama helfen kann?" rief sie lebhaft erregt. „O Papa, welches Glück ist das! Aber wo ist er? Weshalb zauderst Du, ihn zur Mama zu führen?"

„Dort steht er, aber —" er dämpfte seine Stimme, „er weigert sich entschieden zu helfen."

„Er weigert sich?" Sie ließ es außer Acht, daß der Bater Letzteres nur leise gesagt hatte, und eilte auf den Alleinoastehenden zn. Er war ihr der ersehnte Erretter, kein Fremder, nnt dem sie erst förmlich bekannt gemacht werden mußte.

„Nicht wahr, Papa hat nicht recht verstanden?" redete sie ihn an. „Es ist doch nicht anders möglich! Warum sollten Sie sich auch weigern, uns zu helfen?" drang sie mit ihrer sanften Stimme in ihn, aus großen, unschuldigen Kinderaugen bittend, zu ihm aufsehend. Auch die schlanke Gestalt sah noch so kindlich aus, ihrem Gesicht aber mar der Stempel tiesen Ernstes aufgedrückt, als habe die Sorge um die kranke Mutter sie früh gereift.

„Wenn Sie müßten — ich kann nicht anders," versuchte der Doctor tief verlegen, ihr Drängen von sich abzuwenden. „Bitte, lassen Sie sich von Ihrem Vater Alles sagen, was ich ihm mitgetheilt habe, und dann werden Sie meine Weigerung verstehen. Gute Nacht!"

Dabei zog er schnell seine Hand aus der ihrigen los, grüßte und ging eilenden Schrittes seinen Weg zurück.

Der Doctor hatte die Nacht schlaflos verbracht. Das Leid des Freundes, dessen drängende Bitten lagen ihm schwer ans der Seele und das um so mehr, weil er auf seiner gegebenen Ablehnung beharren mußte. Es war ja auch überhaupt zweifelhaft, da alle anderen Aerzte eine Operation für unmöglich erklärten, daß er im Stande sein würde, eine solche zu unternehmen. Damit könnte er sich eigentlich von allem Drängen des Grafen frei machen, wenn er sich entschloß, die Kranke zu sehen und dann die Unmöglichkeit einer Operation erklärte. Doch wenn dieselbe das nicht wäre? Er hatte schon einmal eine ähnliche und mit glänzendem Gelingen vorgenommen. Als er daran dachte, regte sich plötzlich wieder der kühne Operateur in ihm, welcher selbst unmöglich scheinende Euren mit Glück zu vollführen verstanden hatte. Sein Herz schlug höher, indem er sich dessen erinnerte der Freude gedachte, welche er bei jedesmaligem Erfolg, ebenso wohl der Wissenschaft wegen, wie um des Leidenden willen, empfunden, und indem das wieder lebendig vor seiner Seele stand, sühlte er nur zu gut: wenn er eine Möglichkeit für das Gelingen der Operation erkennen follte, würde er sich nicht mit einer Lüge von des Freundes Bitten losmachen können. Wozu also erst die Kranke sehen und damit nutzlos einen Kampf heraufbeschwören, da er doch nicht wieder beginnen durfte, was nun einmal abgeschlossen hinter ihm lag? Nein, es war besser, er entzog sich allen diesen, ihn bedrängenden Schwierigkeiten, indem er den Grafen gar nicht erst wiedersah, sondern am frühen Morgen auf einige Zeit von hier verschwinde. Ja, das war entschieden das Beste, und um ganz sicher jeder nochmaligen Begegnung zu entgehen, beschloß er, gar nicht die Stadt zu berühren, um zu dem Bahnhof zu gelangen, sondern zu Fuß den Weg

über Wilhelmsthal einzuschlagen, um irgend eine Eisenbahnstation zu erreichen, von wo er, sei es, wohin es wolle, ans einige Wochen verreise.

Einmal diesen Entschluß gefaßt, schrieb er auch gleich ein paar erklärende Worte an den Grafen, welche sein Diener diesen Morgen nach dem Hotel in der Stadt tragen sollte.

Als er seine Zeilen schloß und den Namen Warteneggs darauf schrieb, stand plötzlich die Lichtgestalt des jungen Mädchens wieder vor seiner Seele. Wieder sah er sie den Berg herabkommen, wie getragen von der Luft, und unwillkürlich sprach er laut die Worte aus, an welche er bei ihrem Anblick gedacht: „Die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu heilen, die Sterbenden und Leidtragenden zu trösten." Ja, sie wird die sterbende Mutter trösten und dem Vater sein Leid tragen helfen, und es war ihm wie eine Erleichterung der Seele, das denken zu können und den jungen Schultern schon soviel der Stärke zuzutrauen, daß sie solche Last zu tragen vermöchten.

Immer mit diesem, ihn beruhigenden Gedanken erfüllt, übergab er seinem Diener den Brief, hing eine Tasche mit den nöthigsten Bedürfnissen für die Reise um und ergriff nun seinen Hut, um zu gehen. Es war zwar erst sieben Uhr am Morgen, aber eine innere Unruhe, eine Angst vor Ueberraschung, trieb ihn schon fort.

Ein frischer, lieblicher Morgen mar nach dem gestrigen Gewitter angebrochen; Lomnitz bemerkte jedoch nichts von dessen Herrlichkeit, nichts von allein dem glitzernden Glanz auf Baum und Strauch und auf dem Nasengrund des Thüles. Eilig stieg er den Weg von der Villa hinab, um fo schnell als möglich in der, der Stadt entgegengesetzten Richtung zu verschwinden.

Doch wie er jetzt in die breite Straße des Thales einbiegen wollte, sah er auf einem Steinblock am Wege eine schlanke Mädchengestalt sitzen: langeZöpse goldigen Haares hingen unter ihremHut herab, und bei dem Schall seiner eiligen Schritte kehrte sich ihm ein Gesicht entgegen, an das er noch eben voll erleichternden Trostes gedacht, das ihn aber jetzt mit Schreck erfüllte, da er diese Augen mit dein großen, ernsten Kindesblick auf sich gerichtet sah. Peinlich überrascht blieb er stehen, tief erröthcnd unter diesem Blick, der ihn wie eine Anklage traf.

„Guten Morgen, Herr Toetur. Ich warte schon seit einer Stunde hier auf Sie," sagte Elisabeth so ruhig, als sei nichts Ungewöhnliches damit verbunden, und erhob sich. „Papa hat mir gestern Abend Alles erzählt, und da fühlte ich mit Gewißheit, Sie würden sobald als möglich von hier fortgehen, um allen unseren serncren Bitten zu entrinnen."

Obschon Lomnitz es sich als richtig und allein zweckdienlich eingeredet hatte, durch ein schnelles Verschwinden jedes weitere Drängen im Voraus abzuschneiden, verdroß es ihn doch, sich von diesem noch halben Kinde so scharf und klar durchschaut zu sehen.

„Sie haben allerdings richtig gefolgert," sagte er ärgerlich. „Freilich war da§ nicht schwer, da Sie selbst einsehen werden, daß ich doch alle weiteren Bitten Ihres Vaters ablehnen müßte."

„7as denn doch nicht, Herr Toctor," antwortete sie gelassen. „Sie selbst würden ja auch nicht zur Flucht Ihre Hülse genommen haben, wenn Sie sich mit Ihrer Weigerung im Recht fühlten."

Er starrte sie betroffen an und wußte nicht gleich, was er ihr erwidern solle; sie verwirrte ihn mit ihren schlichten Worten, erweckte aber auch zugleich den Wunsch in ihm, sich vor ihr zu rechtfertigen.

„Sie sind noch zu jung, als daß Sie verstehen könnten, wie sehr ich als Arzt gefehlt, und mir nachzuempfinden vermöchten, wie tief ich unter diesem begangenen Unrecht leide," sagte er endlich.

„O doch, ich kann das verstehen und fühlen, und es erbarmt mich in tiefster Seele, Sie so schwer unter diesem Drucke leiden zu sehen," rief sie lebhaft nnd legte treuherzig ihre Hand auf seinen Arm, als könne diese sanfte Berührung etwas von der Qual seines Innern sänftigen. „Aber warum nur wollen Sie deshalb auch Andre leiden lassen, indem Sie ihnen Ihre Hülse entziehen? Haben Sie als Arzt so sehr gesohlt, weil Sie ein dem langsam qualvollen Tod verfallenes Leben mitleidig abkürzten, so können Sie doch das in Ihrem Beruf wieder sühnen, indem Sie so viel Leben als möglich zu retten und zu erhalten suchen. In Ihrer Hand liegt es, das Geschehene tausendfach wieder gut zu machen."

„Aber, Viind, begreifen Sie denn nicht, wie ich der Weichmttthigkeit meines Herzens mißtraue, die mich innner wieder in dieselbe schreckliche Lage zwischen Menschlichkeit und Arztespflicht bringen kann?"

Sie schüttelte den >lopf. „Rein, nein," sagte sie zuversichtlich, „dagegen wird Sie nuu die bestandene Selbstqual gefestigt haben. Und wenn doch jemals wieder die Menschlichkeit von Ihnen fordern sollte, das Nämliche zu thun, giebt es denn kein Schiedsgericht, das Sie zu Ihrer Berechtigung anrufen können? Ach, ich bin so unwissend nnd verstehe nicht, ob das möglich ist," fügte sie schüchtern hinzu und richtete die großen Augen, wie um Nachtsicht bittend, zu ihm auf. „Aber Eines weiß ich-, daß Sie helfen müssen, wo Sie Helsen können, und daß Sie Muth fassen sollten im Vertrauen auf Gott, der Sie den rechten Weg wird finden lassen, welchen Gewissen und Pflicht Ihnen vorschreiben zu gehen."

Sie schwieg nnd sah ihn erwartungsvoll an, daß er ihr nun eine Zusage gebe.

Ihre Worte hatten ihn mich tief ergriffen; eS war hauptsächlich deren treuherzige Einfalt, welche ihn mächtig bewegte.

„Ist es denn möglich," rief er unwillkürlich, „ein 5vind kann mir, dem Manne, Muth zusprechen, eine junge ^ecle einer alten lehren, was ihr frommt!"

Und als beunruhige ihn dieser merkwürdige Eindruck, den sie auf ihn

Übte, und als wolle er sich demselben entziehen, wendete er sich schnell von Elisabeth ab und schritt eilig vorwärts. Dabei dachte er: „Ein Schiedsgericht! Wie sie sich das wohl vorstellen mag?" und ein mitleidigem Lächeln zuckte um seinen Mund. Aber nach einigen Schritten, die er vorwärts gethan, blieb er plötzlich stehen und wiederholte: „Ein Schiedsgericht! Und sollte es doch nicht in solchen Fällen ein Schiedsgericht von Aerzten geben, das uns befugen könnte, zu thun, was die Menschlichkeit von uns fordert?"

Der Gedanke traf ihn wie ein elektrischer Schlag, wie eine Erleuchtung in dem Dunkel seiner Seele, und er begriff nicht, daß er nicht selbst darauf gekommen war.

Er warf den Kopf herum, nach Elisabeth zu sehen. Sie stand noch immer an derselben Stelle, wo er sie verlassen, als harre sie zuversichtlich seiner Umkehr. Es lag etwas ungemein Bezwingendes in dieser Zuversicht und dem Vertrauen, womit ihre Augen seiner harrend ihm entgegen sahen. Da überkam ihn ein Gefühl tiefster Scham, daß er in Gedanken die ganze Last seines Kampfes und Leides von sich ab und auf diese jungen Schultern mälzen wollte und sich damit zu beruhigen suchte: sie werde die Mutter im Sterben, den Vater im Schmerz zu trösten wissen. Und da konnten er auch nicht langer widerstehen, er kehrte zu ihr zurück.

„O Mädchen," rief er und seine Lippen zuckten wie unter einvorquellenden Dhränen, „was hat doch Gott für eine Gewalt in Ihre unschuldige Seele gelegt, daß Sie mich also zu überwinden vermögen! Kommen Sie, — was auch daraus sür mich entstehe, wir wollen zu Ihrer Mutter gehen und ich will sehen, ob ich sie zu erretten vermag."

Er erfaßte ihre Hand, wie die eines lindes, und zog sie vorwärts. Elisabeth wollte sprechen, ihm danken, aber sie brachte kein Wort hervor und ihre Augen standen voll heißer Thränen. Da beugte sie sich schnell auf seine Hand nieder und küßte sie dankerfüllt.

„Was thun Sie?" rief er erschrocken und ließ ihre Hand wieder los. Es war ihm, als sei plötzlich ans dem Kind, für das er sie noch eben angesehen, eine junge Dame geworden, und befangen vermied er, sie wieder anzublicken.

Doctor Lomnitz hatte die Gräfin gesehen und ihr Leiden geprüft; die Folge davon war, daß er nun doch nach Würzburg zurückkehrte, um dort seine Klinik wieder zn eröffnen. Dann, nach einigen Wochen, war Gräfin Wartenegg in Begleitung Elisabeths zu ihm gekommen und er hatte die schwierige Operation an ihr vorgenommen. Tieselbe war über alles Erwarten gegluckt und ihm wnrde die Hobe Freude zu Theil, seinem Freunde die Gattin, dessen Kindern die Mutter erhalten zu haben. Und dabei war die nnn folgende Zeit, welche die Gräfin ihrer Heilung wegen bei ihm verbringen mußte, zu einer Zeit unendlichen Glückes für ihn geworden.

Eine wunderbare gehobene Stimmung war mit der Rückkehr zu seinem eigentlichen Beruf über ihn gekommen, eine Befriedigung erfüllte ihn, wie er sie vordem in solchem Maße nie empfunden. Nicht nur, daß er an sich die Wiedergeburt seiner ganzen Krast, seines Wissens und Könnens feierte, er wurde auch von dem stolzen Bewußtsein der eignen Leistungsfähigkeit in dem Triumph dieser Operation getragen, da er glücklich vollbracht hatte, was außer ihm Keiner zu unternehmen wagte. In allen akademischen Hörsälen, in allen Zeitungen und Fachblättern der medicinischen Wissenschaft, wurde über diese wunderbare, von so glücklichem Erfolg begleitete Operation verhandelt und der Ruhm seines Namens drang überall hin.

Und Alles das hatte er dem jungen Mädchen zu danken, deren sanfte Gemalt ihn zwang das wieder aufzunehmen, was er glaubte unwiderstehlich meiden zu müssen. Ein warmes Gefühl tiefer Erkenntlichkeit zog ihn zu Elisabeth hin und ließ ihn freudig seine Schritte beeilen, so oft ihn am Morgen und am Abend die täglichen Krankenbesuche zu der Gräsin führten. Immer, wenn er deren Zimmer betrat, fand er Elisabeth an dem Bett der Mutter sitzend und ihre Augen strahlten ihm wie ein paar Sonnen entgegen, die zu ihm, dem Helfer in der höchsten Roth, wie zu einer Gottheit aufsahen. Das war die schönste Zeit seines Tages, welche er dort verbringen konnte, und er dehnte sie länger und länger aus, so weit es seine, nun immer mehr sich häufende Berufsthätigkeit, erlaubte. „Mein bester Assistent," nannte er Elisabeth, da sie so treulich und vorsorglich um die Pflege und Aufheiterung der Mutter bemüht war, und das Trostreiche, fröhlich Ermuthigende ihres Wesens, wirkte nicht allein auf die Kranke wohlthätig ein, sondern erwärmte auch ihn in tiefster Seele, und stets, wenn er von ihr ging, nahm er das Gefühl höheren MutheS für manche schwere, vor ihm liegende Aufgabe mit hinweg.

So waren die ersten, schweren Wochen nach der Operation für ihn zu einer Zeit unendlichen Glückes geworden. Nun ging es mit dem Besserbesinden der. Gräfin stetig in gleichmäßigem Wachsen vorwärts; sie durfte zwar den Körper noch nicht bewegen, um die beginnende Heilung der Wunde nicht zu stören, aber ihre tief gesunkenen Kräfte begannen sich wieder zu heben und Wartenegg war es endlich gestattet worden, seine Frau wiederzusehen. Der starke Mann konnte erst kaum die übermächtige Bewegung beherrschen, welche die Glückseligkeit dieses Wiedersehens, in ihm Hervorries; jetzt war er gefaßter, und neben dem Bett der ihm Neugeschenkten sitzend, versuchte er, sich in ruhiger Weise seines Glückes zu srenen.

Währenddem war Elisabeth, das erste Beisammensein der Eltern nicht zu stören, in das Nebenzimmer gegangen, durch welches man zu der Gräfin gelangte. Die Hände gefaltet, lehnte sie an dem Fenster und fah in den Abendhimmel hinaus. Ihre ganze Seele erzitterte in tiefer Andacht zu Gott und in einem heißen, vergötternden Empfinden für den Mann, welcher den Eltern und ihr die Seligkeil dieser Stunde, geschaffen. Kein Dank war genügend, dem einen, wie dein andern, für die Größe dessen, was ihnen geworden. Von Gott getröstete sie sich, daß er in ihrer Seele lese, was sie nicht in Worte zu fassen wußte; wie armselig gering war aber Alles, was sie Lomnitz bis jetzt zu sagen versuchte, und er konnte doch nicht ahnen, was sie nicht auszusprechen vermochte.

So versunken war sie in diesen Gedanken, daß sie nicht bemerkte, wie nach kurzem Anklopfen sich die Thür öffnete, welche nach der Borhalle führte, und Lomnitz zu seinem gewöhnlichen Abendbesuche eintrat. Als er Elisabeth erblickte, blieb er zaudernd stehen. Die Abendsonne übergoß mit ihrer Glnth die zarte Gestalt, das goldige Haar nnd das süße Antlitz mit den ernsten, liebevollen Augen, so ganz das Bild der wundertlMigen Elisabeth, wie Lomnitz dasselbe bei dem ersten Anblick des Mädchens einpsangen, nur liebe-, trost- und freudenspendender noch war es für ihn geworden, als das erste ihm damals sein konnte, und wie es sich nun tiefer und tiefer in seine Seele gegraben hatte.

Da er nach einigem Zaudern endlich die Thürs hinter sich zudrückte, hob sie die Augen zu ihm auf und er sah, daß sie voll Thränen standen. Sogleich eilte er auf sie zu und ergriff bcsorgt ihre Hand.

„Sie weinen, Fräulein Elisabeth?" rief er erschrocken. — „Kind" hatte er sie nie wieder genannt. „Mein Gott, ist Ihnen, ist Ihrer Mutter etwas widerfahren?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf, vergeblich sich bemühend, die heißen Dhrä'nen der Rührung zu bekämpfen, welche sich dennoch bei seinen herzlichen Worten nur um so unaufhaltsamer hervordrängten. „Es ist ja nur Freude, die mich erfüllt, — das Glück ist so groß, daß Sie uns gegeben haben. Ach, wenn ich Ihnen nur dafür danken könnte, so recht von Herzen — aber ich vermag es nicht," stammelte sie endlich hervor.

Ihre tiefe Bewegung theilte sich auch ihm mit und erfaßte ihn so gewaltig, daß er plötzlich ihre Hand an seine Lippen zog und leidenschaftlich küßte.

Sie war darüber so erschrocken, wie er es damals war, als sie seine Hand dankerfüllt küßte, und auch sie rief, wie er damals: „Was thun Sie?"

„Diese Hand küssen, welche mich zu meinem rechten Leben zurückgeführt hat," antwortete er feurig. „Ach Elisabeth, was wäre ich ohne Sie? Noch der traurige, aus feinen Bahnen gerissene Mensch. Nicht Sie haben mir zu danken, sondern ich Ihnen."

„Nein, nein, Lomnitz, theuerster Freund," sagte da Wartenegg, welcher aus dem Zimmer seiner Frau hereinkam; „nie können wir Dir genug für das danken, was Du für uns gethan hast. 57, daß ich Dir das jemals zu vergelten vermöchte!"

„Mir vergelten?"

Mit heißen Blicken betrachtete Lomnitz das junge Mädchen, deren Hand er noch immer in der seinigen hielt, als wolle er sie nie wieder loslassen. Wie oft schon hatte er sich gefragt, ob es nur Dankbarkeit oder ein wärmeres Empfinden für ihn sei, das er in ihren Augen zu lesen meinte, und beklommen fragte er sich auch jetzt, was es sei, das aus ihren Thränen zu ihm sprach. Und wie er nicht auszudenken vermochte, daß er jemals wieder die Gegenwart des Mädchens missen solle, drängte ihn jetzt das leidenschaftliche Verlangen seines Herzens, sich schnell das Glück zu erringen, wenn es erreichbar für ihn sein könne. Entschlossen wendete er sich dem Freunde zu.

„Mir vergelten und viel mehr noch als mir gebührt, Du könntest es mit der Hand, welche ich halte. Würdest Du mir sie geben, wenn ich Dich darum bitten sollte?" fragte er.

„Mit tausend Freuden, Lomnitz. Wenn Elisabeth will. Keinem lieber als Dir," rief der Graf freudig erregt.

„Aber Sie, Elisabeth, werden Sie wollen?" fragte Lomnitz das Mädchen, und seine Augen suchten bange in den ihrigen zu lesen. „Haben Sie es denn erkannt, wie heiß und über Alles ich Sie liebe, und könnten Sie mich ein wenig wieder lieben, um die Meine zu werden — das Glück und der Sonnenschein, die Ermuthigung und der Trost meines Lebens?"

Er fühlte in seiner Hand, wie die des Mädchens in heftiger Erregung zitterte, ihre Augen aber blickten vertrauensvoll und glückstrahlend zu ihm auf, als sie ihm antwortete:

„Ja, ich will, denn ich liebe Sie von ganzem Herzen."

Dann aber sank ihr Kopf, wie überwältigt von der Größe ihrer Empfindung, an seine Schulter, und seine Anne umschlangen leidenschaftlich seine wunderthätige Elisabeth. —

Das eben Vorgefallene war für alle Theile so schnell, so überwältigend gekommen, daß sie sich überrascht erst sammeln mußten, um ihre Erregung zu beherrschen, ehe eines von ihnen wagen konnte, wieder zu der Gräsin zu gehen. Lomnitz bat dringend, dieser heute noch nichts von alle Dem zu sagen, da das Wiedersehen mit dem Gatten schon der Aufregung genug für sie gewesen mar, als daß noch mehr auf sie einstürmen dürse. Er gestattete daher auch nicht, daß Wartenegg diesen Abend nochmals seine Frau sehe; er selbst machte ihr den üblichen Krankenbesuch noch, dann zog er sich mit dein Freunde zurück, und Elisabeth ging zu der Mutter.

Nun trat die gewöhnliche, abendliche Stille und Ruhe in den verschiedenen Krankenzimmern ein, nur in des Doctors Gemach saßen die beiden Freunde noch lange in lebhaftem Gespräch beisammen, beider Herzen überströmend voll des innigsten Glückes und jeder sür den andern die alte Freundschaft wärmer denn jemals empfindend. Mitternacht war längst vorüber, als sie sich endlich trennten, um nun auch ihre Schlafzimmer aufzusuchen, nur Lomnitz wollte zuvor noch einen schwer Leidenden aufsuchen.

Als er leise in der Vorhalle dahin ging, wurde plötzlich eine der Thüren aufgerissen und eine Wärterin stürzte mit dem entsetzten Ruf: „Es brennt!" aus einem der Zimmer heraus. Sie hatte einer Kranken Medicin reichen wollen, dabei das Nachtlicht umgestoßen und dadurch die Bettvorhänge entzündet.

Lomnitz sprang in das Zimmer, wo das Feuer schon beträchtlich um sich griff; mit Mühe und Noth konnte die Kranke herausgebracht werden. Während er selbst den herbeieilenden Hausdienern half, die weitere Verbreitung des Feuers möglichst zu verhindern, bis Hülfe aus der Stadt kam, beorderte er den Assistenzarzt, zur Sicherung der verschiedenen Kranken, deren Transport in den unteren Operationssaal vorsichtig zu leiten.

Wartenegg war nicht sobald durch den entstandenen Lärm auf das Unglück aufmerksam gemacht worden, als er auch sogleich voll Angst Zu den Seinen eilte. Man hatte schon ein Tragbett in das Zimmer gestellt und zwei Wärterinnen harrten nur noch auf den Assistenzarzt, um nach dessen Anordnung die Kranke hinüberzuheben, als Wartenegg herbeigestürzt kam.

„Schnell, daß wir meine Frau fortschaffen, — ich will helfen, sie hinmegzutragen," drängte er auf's höchste erregt. „Was zaudern Sie denn noch? So beeilen Sie sich doch und heben Sie die Kranke in das Bett hinüber; es wächst ja die Gefahr!"

So getrieben und fortgerissen von des Grafen Angst, hoben sie die Gräfin an Armen und Füßen in das Tragbett hinüber. In diesem Augenblick trat der Assistenzarzt ein, tief erschreckend bei dem Anblick dieses Borganges.

„Wie können Sie die Kranke so herausheben," flüsterte er bestürzt den Wärterinnen zu. „Sie wissen doch, daß es nur mit dem Bettlaken geschehen darf."

Doch es war jetzt nicht Zeit zu weiteren Erörterungen; Wartenegg, hob ungeduldig das Tragbett mit auf und half die Gräsin fortbringen.

Unterdeß war man mit äußerster Anstrengung bemüht, des Feuers Herr zu werden, und es glückte auch, es nur auf das eine Zimmer zu beschränken. Lomnitz war unausgesetzt mit thätig gewesen, bis alle weitere Gefahr beseitigt war und die Kranken wieder zurück in ihre Räume geschafft werden konnten.

Sein erster Besuch galt der Gräsin, da er voll Sorge war, die Beunruhigung dieser Nacht möchte sie angegriffen haben. Als er an ihr Bett trat, sah sie ihn mit schmerzverstörtem Antlitz nn.

„Ich habe furchtbare Schmerzen, Herr Doctor," klagte sie, „so heftig, wie noch nie in diesen Wochen."

Lomnitz löste den Berband der Wunde ab, und zu Tode erbleichend, wäre er fast vor Schreck zurückgetaumelt; denn die Wunde war aufgerissen und klaffte ihm fürchterlich entgegen.

„Was ist denn mit mir geschehen?" fragte die Gräfin angstvoll, da sie sein bleiches Gesicht sah.

„Beruhigen Sie sich, nichts, dein nicht abgeholfen werden könnte. Seien Sie nur standhaft, die Wunde hat sich etwas geöffnet und wir müssen sie gleich wieder schließen."

Aber im Herzen fürchtete Lomnitz, daß nun Alles verloren fei. Und leider täuschte er sich nicht, es zeigte sich sehr bald an dem verschlechterten Zustand, daß eine Rettung nun unmöglich war. Ter Rückschlag war zu entsetzlich, nachdem sie eben noch das wiedergewonnene Glück fest zu besitzen geglaubt, und Lomnitz konnte es nicht über sich gewinnen, den Freund und die Geliebte von dem Fehlschlagen ihrer Hoffnungen in Kenntniß zu setzen. Es war ihm daher eine Erleichterung, daß Wartenegg dringender Geschäfte wegen wieder abreisen mußte, und er den besorgten Fragen desselben vor der Hand entgehen konnte. Elisabeth suchte er noch so viel als möglich zu trösten, wenn sie die qualvollen Schmerzen der unglücklichen Mutter mit ansehen mußte, ohne das eine Möglichkeit war, ihr helfen zu können.

Eines Tages, als Lomnitz gerade allein bei der Kranken war, ergriff diese seine Hand und sah ihn forschend an.

„Lieber Ernst," begann sie leise zu sprechen, — sie wußte natürlich, in welchem Verhältnis; er nun zu ihr stand, — „nicht wahr, jetzt ist keine Rettung mehr für mich?"

Er hatte eine quälende Angst, ihr die Wahrheit zu sagen; der Gedanke an Norden stand immer schreckhast vor ihm da.

„Fassen Sie Muth, es sind schlimmere Kranke geheilt worden," antwortete er so zuversichtlich als möglich, obgleich er wußte, wie er log.

„Sollte aber keine Rettung mehr für mich sein, dann bitte, sagen Sie es mir. Werden Sie es thun?"

„Ja," sagte er und vermied, ihr in die Augen zu sehen.

„Ich leide so unsagbar," fuhr sie seufzend fort, „daß, wäre keine Hoffnung mehr, ein schneller Tod eine große Gnade für mich fein würde." Sie fah ihn flehend an, als wolle sie mehr sagen; aber, wie sehr ihn auch der Blick schmerzte, that er doch, als sähe er ihn nicht, sprach ihr noch ermuthigend zu und eilte, wie ein Schuldbewußter, sie so schnell wie möglich zu verlassen.

Im Nebenzimmer traf er auf Elisabeth, welche zu der Mutter gehen wollte. Er umarmte sie heftig und zog sie an das Fenster.

„Mein Lieb," sagte er mit eigenthümlicher Hast, „ich habe Dich schon immer fragen wollen, ob Dein Vater die traurige Erzählung über den Tod unsres Freundes Norden Dir allein mitgetheill hat oder anch Deiner Mutter?"

„Mir allein, Ernst," antwortete sie. „Er verbot mir sogar, Mama davon zu sagen, weil wir sie doch damals für verloren hielten und sie mit so Traurigem nicht ausgeregt werden solle."

„Das mar weise, meine Elisabeth, halte fest daran; denn vor Kranken soll man nicht solche Nachtbilder des Leidens aufdecken," sagte Lomnitz und athmete erleichtert auf.

Um vieles zuversichtlicher ging er am andern Morgen zu der Gräfin'. es war ihm, als sei er selbst einer großen Gefahr entronnen. Aber er hatte sich getäuscht, denn als er sich nach einiger ^Zeit erhob, mn wieder zu gehen, rief sie ihn leise bei seinein Namen. Cr beugte sich zu ihr nieder, da legte sie den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf zu ihrem Mund herab.

„Ernst, darf der Arzt helfen, daß der Tod schnell einen furchtbar und unrettbar Leidenden erlöse?" flüsterte sie ihm zu, die brennenden Augen in Todesqual auf ihn gerichtet.

„Nein," entgegnete er, so fest als möglich.

„Auch nicht, wenn der Kranke es wünscht, darum bittet, als um das letzte Labsal, nach dem er lechzt?"

„Auch dann nicht," sagte er sast rauh in der Angst seines Innern.

„Ach!" seufzte sie schwer auf, „wie grausam doch oft der Mensch in rauher Pflichterfüllung ist. Wem dient er damit? Nicht Gott, nicht der Menschheit."

Sie hatte nur zu sehr Recht! er kam sich hart, grausam, unmenschlich vor, aber er zwang sich ihr gegenüber dazu. Als er jedoch in seinem Zimmer war, drückte er verzweiflungsvoll die Hände vor das Gesicht und stöhnte in tiefstem Jammer auf. So sollte denn dieser fürchterliche Kampf zwischen Pflicht und Menschlichkeit abermals beginnen, fürchterlicher noch wie damals, als Norden in ihn drang, und er dem erlag. Tie Mutter seiner Elisabeth! Er wußte, wie sie litt, wie entsetzlich, wie rettungslos und doch vielleicht wie lange noch. Sein Herz blutete, das mit ansehen zu müssen, wie viel mehr aber noch, wenn sie nun von ihm die Erlösung anflehte, welche er nicht bringen durfte.

Da, als er verzweiflungsvoll nach Festigkeit für seine harte Aufgabe rang, fiel ihm ein, ivorauf ihn Elisabeth brachte, um ihn zu ermuthigen, seinen alten Beruf wieder aufzunehmen. Ein Schiedsgericht! Konnte er das nicht bei seinen Eollegen finden, eine Zustimmung für solchen Fall von ihnen erhalten?

Sofort eilte er zu dem ersten Professor der Medicin an der Universität, einem alten Herrn, der schon die siebzig überschritten hatte. Ihm trug er in bewegten Worten den hoffnungslos gewordnen Fall, das qualvolle Leiden und Flehen der Unglücklichen vor.

Der alte Herr blickte ihn teilnehmend an, da er sah, wie tief Lomnitz als Mensch unter dieser Härte seines Berufes litt.

„Lieber College," sagte er mitleidsvoll, „denken Sie denn nicht, daß ich alter Mann in meiner beinah fünfzigjährigen Praxis nicht auch schon oft, wie Sie jetzt, vor diesem großen Conflict gestanden habe, wo ich wünschen mußte, Erlösung zu bringen und das doch nicht durfte? Und so wenig wie Sie selbst das Recht haben, die befreiende Hülfe zu bringen, können auch Ihre Collegen nicht, trotz ihrem zustimmenden Urtheil, Ihnen das Recht dazu geben, so lange uns nicht der Staat als Richter darüber einsetzt und uns die Entscheidung verleiht, wo in verzweifelten Fällen aus Menschlichkeit die nutzlosen Qualen des Leidenden beendet werden dürfen. So aber, wie es jetzt steht, müssen Sie, wie wir alle, treu der Pflicht Ihres Berufes warten, und wie hart es Ihnen auch ankommen mag, die natürliche Anschauung des Menschen dem gegenüber zu unterdrücken suchen."

So mußte denn Lomnitz den schweren Kampf wieder auf sich nehmen, dem er schon einmal unterlegen war und nimmermehr ein zweites Mal unterliegen durfte, obgleich er schmerer uoch als der war, den Norden ihm bereitet hatte: eine schwache Frau, mit den süßesten Banden des Herzens an ihn geknüpft, nicht wagend, das Labsal eines schnellen Todes direct von ihm zu begehren, und doch bei jedesmaligem Sehen ihm diese Bitte herzzerreißend nahe legend. Mit gefolterter Seele ging er zu der Kranken, begegnete er ihren flehenden Augen, hörte er ihre verzweifelte Frage: „Ist denn wirklich noch Hoffnung da?" und nach Sündhaftigkeit ringend, log er sie mit einem Ja an, da er nicht den Muth besaß, ihr die Wahrheit zu sagen.

Aber vor Elisabeths Augen vermochte er nicht lange mit seiner innern Qual zu entrinnen. Ihr feines Gefühl machte fie zu scharfsichtig, als daß ihr entgehen konnte, wie in seiner Seele noch etwas andres als Sorge um den verschlimmerten Zustand ihrer Mutter ringe. Angstvoll suchte sie in des Geliebten Augen zu lesen, und da er ihren sorschenden Blicken auszuweichen suchte, folgte sie ihm in das andre Zimmer nach.

„Ernst, nicht wahr, es steht sehr schlecht um die arme Maina?" fragte sie, seine Hand festhaltend.

Er zog die Geliebte an sich und umschlang sie mit seinen Armen. Sie vermochte er nicht zu täuschen.

„Zu bist meine starke Elisabeth, Dir kann ich die Wahrheit sagen. Ja, Geliebte, ich vermag nicht mehr, die theure Mutter zu retten.

„O Gott, keine Hülfe mehr, nachdem schon Alles gewonnen war!" stöhnte sie auf. „Und weiß sie, daß sie verloren ist?"

„Sie ahnt es wenigstens."

„Sie fragte Dich danach?"

„Ja, fo oft ich zu ihr komme, und ich habe nicht den Muth, ihr die Wahrheit zu sagen, denn sie —" Er brach ab, er hatte auch nicht den Muth, der Tochter zu sagen, mn was die Mutter ihn anflehe.

Elisabeth aber begriff Alles sofort.

„Denn sie fleht Dich an, ihr den Tod zu geben," flüsterte sie, seine Worte ergänzend. „O meine arme, gequälte Mutter!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte herzbrecheud auf. die ganze Gestalt im tiefsten Weh erschütternd. Aber nur einmal ließ sie sich so vom Schmerz übermannen, dann unterdrückte sie auch dieses Aufschreien desselben, — sie wußte, was er, der bei ihr stand, litt und sie durfte ihm das Schwere nicht noch schwerer machen. Plötzlich warf sie die Arme um seinen Hals und preßte ihn an sich.

„Und zu denken, daß ich es war, die Dich dazu drängte, die in diesen Kampf Dich wieder gezogen hat, da Du ihn meiden wolltest!" sagte sie. „Aber sei getrost, Geliebter, ich will ihn Dir mit keiner Klage, keiner Bitte erschweren, sondern der armen Mama beistehen, ihre furchtbaren Leiden zu tragen und sie in Gott zu trösten suchen."

„O meine Elisabeth," rief er, und die heißen Thränen traten ihm ihn die Augen, „wie habe ich doch gleich, als ich Dich fah, geahnt, welche Größe in Dir liegt, und was ich einst selbstsüchtig und vermessen Dir aufbürden wollte, weil ich meinte. Du seiest so stark, es tragen zu können, das hat nun ein hartes Geschick Dir auferlegt: die Leidtragenden und Sterbenden zu trösten!"

> Sie hielt den Geliebten fest umschlungen und küßte ihm die Thräne von dem Auge weg, indem sie die eignen zurückzudrängen suchte, und er sühlte sich starker werden in der Kraft dieser durch selbstloseste Liebe wunderthätigen Seele seiner Elisabeth.

Da wurde hastig die Thüre geöffnet und die Wärterin trat sichtlich erschrocken herein.

„Bitte, Herr Doctor, kommen Sie schnell zur Frau Gräsin," rief sie besorgt, „es ist plötzlich eine merkwürdige Veränderung mit ihr vorgegangen."

Und als Lomnitz mit Elisabeth an das Bett der Kranken eilte, sahen sie dieselbe mit geschlossenen Augen aus dem Kissen ruhen. Da war nichts mehr von Schmerz und ^iml aus diesem Antlitz zu lesen, ein Lächeln des Friedens verklärte die stillen Züge. Ein Blick darauf genügte dem Arzt, zu wissen, wie es stehe. Er zog Elisabeth mit sich nieder und sagte feierlich:

„Knie und danke mit mir, Elisabeth. Eine böhere Hand hat erlösend geholfen, wo meine es nicht durfte, — ein Herzschlag hat unsere Mutter von ihren Analen befreit!"

Hans von Bülow.

von

Acilil Marsop.

Müiichcii.

I.

ie Wissenschaft der Musikhistorie hat sich im Vergleich zu den verwandten Zweigen der Literatur- und Kunstgeschichte seither nur in bescheidenen Verhältnissen entwickelt. Man hat dies auf mannigfache Weise zu erklären versucht, hat mit diesen Erklärungen viel Zeit verloren, die auf die Fortführung der historischen Arbeiten besser hätte verwendet werden können und ist in der Hauptsache nicht weiter gekommen. Inzwischen erlebte man jedoch das in Deutschland seltene Vorkommniß, daß die Theorie durch die Praris überflügelt würde. Das Wirken Hans von Bülows, wie es sich in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts entfaltete, ist lebendige Musikgeschichte. Bülow zog von den ersten Anfängen deutscher Tonkunst an bis zu den Ereignissen der jüngslverflossenen Tage die Summe unserer musikalischen Vergangenheit. Unermüdlich wies er in Text und erläuternden Beispielen auf Gesetze musikalischer Entwickelungslehre hin; er ließ die geistigen Wechselbeziehungen, welche zwischen den großen Meistern bestanden, in voller Deutlichkeit heraustreten und zeigte die Fäden auf, welche Altes und Neues untrennbar mit einander verknüpfen. Durch Bülow ist auf musikalischem Gebiete erst das rege geworden, was den, welcher nicht nur genießen, sondern auch erkennen will, lehrt, eine Kunst in ihrer Wesenheit zu erfassen: der historische Sinn.

Wie die Eomponisten, deren Werke er, ein ihnen nicht Unebenbürtiger, nachschafft, kann auch Bülow nur im Zusammenhauge mit seinen künstlerischen Vorfahren begriffen werden. Die letzte individuell bedeutsame Erscheinung jenes außerordentlichen Virtuosengeschlechtes, welches, ideell in Mozart wurzelnd und praktisch durch Hummel begründet, sich in so, zahlreichen Linien über Deutschland und Frankreich verzweigte, ist er der erste unter den ausführenden Musikern, welcher den „Erdenrest zu tragen peinlich" — eben das Virtuosenhafte — völlig von sich abgestreift hat und ganz Künstler geworden ist. Hatten Clementi und Cramer die Grundlagen der modernen Claviertechnik festgestellt, war das Mechanische der pianistischen Leistungsfähigkeit durch Thalberg und die Pariser Schule bis zur Vollkommenheit gesteigert worden, so brachte Liszt das geistig belebende Element hinzu. Dies stellte sich bei ihm als lebendige, meist hinreißende, aber im Wesentlichen nicht allzu objective Ausfassung dar; er gab damit noch nicht das Höchste des Erreichbaren, aber das Dämonische der Künstlernatur schlug in ihm so übermächtig vor, daß er zündendere Wirkungen Hervorries, als irgend einer der Clavier-Gewaltigen vor und nach ihm. Neben ihn trat dann, in annähernd großen Verhältnissen, der farmatische Liszt: Anton Rubinstein. Liszt war freigebig mit Geist, theils mit seinem eigenen, der nicht so leicht auszuschöpfen war, theils mit dem. der Componisten; hinter dem letzteren mit seinem Selbst ganz zurückzutreten, ihn allein, aber auch in vollem Umsange walten zu lassen, das vermochte er noch nicht. Dieser idealen Forderung wurde erst Bülow gerecht. Er hat sich das technische Vermögen wie die Vortragstunste seiner Vorgänger zu eigen gemacht! dann jedoch hat er sich von ihnen wie — von sich selbst emancipirt, sodaß er allein die Sprache des Componisten redet, in dessen Dienst er sich stellt. So wurde ihm das Elavier nur Mittel zum Zweck; so trat er vom Flügel zum Directionspulte und hat den Commcmdostab, welchen Liszt stets nur sür Zeit und Weile ergriff, nie wieder aus der Hand gelegt. Der letzte Virtuose großen Stiles wurde zum ersten der Capellmeister.

Sollte es nur ein Spiel des Zufalls sein, daß mit ihm gerade dann das reproducirenoe Genie die höchste Stufe der Entwicklung, erklomm, als bedeutsame Epochen des vroducirenden sich ihrem Ende entgegenneigten?

Als die Dichter pausirten, kamen die Recensenteu und schrieben Literaturgeschichten. Als die absolute Musik in den bislang entwickelten Formen das Höchste ausgesprochen, als Richard Wagner die große, musikdramatische Bewegung zu einem vorläufigen Abschluß geführt hatte, da kam Bülow, sammelte die Kleinodien der Tonkunst, welche, mit dem Staub des Alltagstreibens bedeckt, hierhin und dorthin verstreut waren und stellte den unermeßlichen Besitz wohlgeordnet wie in einer Schatzkammer auf.. Funkeln uns jetzt diese Kostbarkeiten in schönstem Glänze entgegen, so haben wir das Bülow zu verdanke».

Wollen wir ihn verstehen, wie er ist, so haben wir zu verfolgen, wie er geworden ist.

Mehrere Jahrzehnte, che Hans von Bülow das Licht der Welt erblickte, hatte sich bereits ein anderer Sproß des vielverzweigten Geschlechtes einen guten Namen als Musiker erworben: es mar dies kein Geringerer als Friedrich Wilhelm von Bülow, der ruhmgekrönte Sieger von Großbeeren und Bennewitz. Mit bemerkenswerthen Anlagen ausgerüstet, selbst nicht ohne Talent für Composition, genoß er den Unterricht Zelters und versuchte er sich mit Erfolg in den größeren Formen geistlicher Musik; Adjutant und Freund des genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen mar er mit diesem durch die Geineinsamkeit der künstlerischen Interessen innig verbunden. In der engeren Familie Hans von Bülows scheinen dagegen literarische Neigungen vorherrschend gewesen zu sein. Sein Bater, der Kannnerherr Eduard von Bülow, war ein Mann von wählerischem poetischen Geschmack, der um seiner Belefenheit wie um seines frischen novellistischen Talentes halber sich über den Kreis seiner zahlreichen Freunde hinaus allgemeiner Werthschätzung erfreute; er trug insbesondere den Nomantikem die wärmsten Sumpathieen entgegen und unterhielt mit Ludwig Tieck Jahre lang einen regen Berkehr. Der Tonkunst stand er ferner; seine musikalischen Verdienste beschränkten sich darauf, daß er sich, wenn auch erst nach langem Widerstreben, schließlich mit dem Künstlerberuf seines Sohnes zu befreunden vermochte. Im Jahre 1828 siedelte er sich in Dresden an und dort wurde, am 8. Januar 18M, Hans Guido von Bülow geboren. Auch diesem hätte, als er noch in den Kinderschuhen stack. Niemand provhezeihcn können, daß in ihm einer der bedeutendsten Musiker des neunzehnten Jahrhunderts erwachsen würde; überhaupt schienen nicht ungegründete Zweifel darüber zu bestehen, ob aus dem stillen und schwächlichen Jungen jemals etwas Rechtes werden möchte. Ganz unvermuthet brach in seinem zehnten Jahre, unmittelbar nach einem heftigen Anfall von Gehirnentzündung, das musikalische Talent durch und mit einem Eifer, der für die spätere unbeugsame Energie des Mannes bedeutsam war, ging der Knabe jetzt an die pianistischen Studien. Das Geschick wollte ihm wohl: es ließ ihn, nachdem er sich bei einer tüchtigen Elementarlehrerin die Grundlagen der Technik angeeignet hatte, die Unterweisung des vortrefflichen Friedrich Wieck, des Vaters und künstlerischen Berathers einer Clara Schumann genießen. Ter sittliche Ernst, das Gediegene, Herbe, aber dnrch und durch Lautere dieses Meisters mußte nicht allein der pianistischen Ausbildung, sondern auch der Charakterentwickelung des Schülers förderlich sein. Wieck, in seinen ästhetischen Anschauungen ein eigensinniger Liebhaber des Nococo in der Tonkunst, war andererseits seiner und der lieutigen Zeit insofern vorangeeilt, als er den „Clavierlehrer" dazu berufen hielt, durch eine nach strengen pädagogischen Grundsätzen durchzuführende musikalische Schulung auch an der Erziehung des Menschen mitzuarbeiten. Man darf wohl annehmen, daß das Ehrenfeste, Zielbewußte, bis zur Hartnäckigkeit Ueberzeugungstreue, welches den Mann Bülow auszeichnet, aus Keimen herauswuchs, die der wackere Dresdener Meister in das empfängliche Kindergemüth streute. Als die alte Schule dem Knaben ihr Bestes gegeben hatte, streifte ihn alsbald der Athem einer neuen Zeit. Henrn Litolff, einer jener wunderlichen Sturmvögel der großen musikalischen Revolution, die sich pomphaft ankündigten und sich hernach im Gewühl der Straße verloren, kam im Jahre 1844 nach Dresden und führte in das Haus, das der Vater Hans von Bülows zu einer der letzten Herbergen der literarischen Nomantik geweiht hatte, auch die musikalische ein. Diese herrschte zur gleichen Zeit fast unumschränkt auf der Dresdener Opernbühne und mochte wohl die zu eigenem Leben erwachende Phantasie des feurigen Jünglings mit zauberischen Klängen und verlockenden Bildern erfüllen. Richard Wagner hatte als Dirigent wie als schöpferisches Genie das künstlerische Erbe Webers angetreten: ihm, dem Tondichter des „Tannhäuser" standen zwei hohe, edle Gestalten zur Seite: Wilhelmine Schröder-Devrient, noch einmal, ehe ihr Gestirn erbleichte, mit dionysisch-trunkenem Blick auf die Ruhmesbahn unvergeßlicher Jahre zurückschallend, und Johanna Jachmann-Wagner, damals eine Novize im Tempel der Kunst, der die Auguren voraussagten, das; sie bald am Altare stehend als Hohevricsterin herrschen würde. Welche Fülle der Gesichte! Eine flüchtige Begegnung mit dem an Jahren noch jungen, an Erfahrungen und Schmerzen schon überreichen Meister — und Bülow mußte Elb-Florenz den Rücken kehren. Aus dem kunst- und lebensfreudigen Dresden ging es nach dem stillen, trockene», tonarmen Stuttgart, woselbst der Lindpaintner'sche Zopf noch in breitgedehnten Schwingungen den Tact angab. Gering war die Ausbeute, welche das Musikleben dieser Stadt dem jungen Kunstbeflissenen bot; seine einschlägigen Studien nahmen keinen entsprechenden Fortgang; doch war er schon so weit vorgeschritten, um sich zum ersten Male vor einein Publikum und zwar mit Mendelssohns O-moll-Eoncert nicht ohne Erfolg hören lassen zu können. Immerhin war der Stuttgarter Aufenthalt nicht ganz bedeutungslos für ihn; er lernte ebendort in Joachim Raff einen Mann kennen, mit dem er stets in aufrichtiger Freundschaft verbunden blieb und dessen künstlerische Eigenart ihn besonders ansprach.

Inzwischen hatte er seine Gmiinasialstudien zu Ende geführt und es trat nunmehr die Frage der Berufswahl an ihn heran. So sehr er die Tonkunst liebte, so wenig dachte er damals schon daran, in der Ausübung derselben seine LebenSanfgabe zu sehen. Er gab daher den Wünschen seines Vaters, welche darauf hinausgingen, daß er sich den Rechtswissenschaften widmen sollte, nm dann in die Beamten- oder diplomatische Laufbahn einzutreten, ohne Weiteres Gehör und bezog zu Ostern 1848 die Universität Leipzig. Bereits ehedem hatte er von Dresden aus das alte Handelsund Muslk-Einporiiim aufgesucht und war dort im Hause des Professor Frege, in welches ihm verwandtschaftliche Beziehungen den Zugang eröffneten, noch mit Felix Mendelssohn in Berührung gekommen. So fand er auch als Student daselbst ein gastliches Heim und zugleich Vieles, was ihn der Musik näher und näher führte. Bei Frau Lima Frege, die sich vor ihrer Verheiratung als Sängerin einen namhaften Ruf erworben hatte, ging Alles aus und ein, was das künstlerische Leipzig, das in jenen Jahren seine Blütheepoche durchlebte, an Berühmtheiten und angesehenen Namen in seinen Mauern barg. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht ausbleiben, daß Bülow seine praktischen und theoretischen Musikttbungen wieder aufnahm; er wurde Schüler Moritz Hauptmanns, des geistreichen, etwas verbissenen Vorkämpfers der Mendelssohn'schen Schule und machte sich unter seiner Leitung die Wissenschast des Contrapunktes zu eigen.

Kaum war dieser Unterricht abgeschlossen, als Bülow in den Kreis des literarischen Bannerträgers der neuen Aera trat; ein Empfehlungsschreiben Robert Schumanns vermittelte ihm die Bekanntschaft mit Frain Brendel, der, nachdem Schumann von der Redaction der „neuen Zeitschrist für Musik" zurückgetreten war, die Leitung dieses Blattes übernommen hatte und als erster der modernen, musikalischen Journalisten die große Fehde der Jungen gegen dis Philister von dem legendenhaften Turnierplan der Phantasierittcr Florestan und Eusebius auf den realen, sehr heißen Kampfboden Neu-Weimars hinüberspielte. Es ist eine wunderliche Laune des Geschicks, daß gerade Schumann, der zwischen dem Nach-Classicismus der Mendelssohn und Hauptmann und den Umsturzideen der Programmatiker, wenngleich unfreiwillig, die historische Bermittelung übernehmen mußte, auch Hans von Bülow an die Sphäre Franz ^iszts heranführte. Alsbald ist auch der Erstere in Weimar, um bei dem Groß- und Hochmeister des Llaviersvieles sich Raths zu erholen, ob man sich von seiner pianistischen Begabung Gutes versprechen dürfe. Liszt hatte für den jungen Genossen mehr als ein freundliches Wort, nicht nur, weil es ihm, wie sonst so oft, in seiner grenzenlosen Gntmüthigkeit schwer wurde. Nein zu sagen, sondern diesmal, weil er die Ueberzeugung hegte, daß der, der vor ihm stand, eine künstlerische Zukunft haben würde. Noch aber hielt es den Strebenden nicht in Weimar fest; noch vermochte er es nicht, sich dem Banne der strengen Göttin Thenns ganz zu entzieben. ging er nach Berlin, mit der ausgesprochenen Absicht, dort seine „Berufsarbeiten" in emsiger Thätigkeit abzuschließen. Toch bald legte er die Pandekten bei Seite, um sich kopfüber in das politische Parteileben jener gährenden Zeiten zu stürzen. Er, der einen der stolzesten Namen des Königreiches trug, warf sich blindlings der extremen Linken in die Arme und schrieb in der „Abendpost" Artikel, in denen der Ilmsturz der bestehenden StaatSund Gesellschaftseinrichtungen mit unverblümten Worten gepredigt wurde. Nach und nach verlor er den Geschmack an diesem socialistischen Theaterseuermerk; aber die einmal in ihm erwachte Kampfeslust war zu mächtig geworden, um sich wieder einschläfern zu lnisen: mit der Glinge, welche er zuvor gegen die politischen Neactionäre geschwungen hatte, ging er jetzt den Kunstfeudalen kräftig zu ^eibe. Man beachte: anf dem Umwege über die politische Kritik gelangt Bülow zum musikalischen Schriftstellerthnm. In den Aufsätzen, in welchen er dazumal seine Meinung verfocht, zeigt sich zum erstenmale der Polemiker Bülow in seiner vollen Eigenart. Sich auf seinen unerschütterlichen Glauben an das Ideal wie auf einen unantastbaren Besitz stützend, tritt er in bündiger, gedrängter Vortragsweise niit glänzender Dialektik für die Theorieen des musikalischen ^ungdentschland ein; satirische Ausfälle wechseln mit den Ergüssen einer hinreißenden, nichts weniger als einer kühlen Natur entsprechenden Beredtsamkeit. Ohne Schonung wird der Feind in die Enge getrieben, um dann erbarmungslos zermalmr zu werden, aber auch des Freundes Herz daraufhin geprüft, ob ja kein Falsch an ihm sei. Der höchste Adel der Gesinnung paart sich mit verwegener Freiheit des Ausdrucks. Was auch die Jahre noch brachten, diese Züge haben sich in der strengen, ausdrucksvollen Physiognomie des Schriftstellers Bülow unverändert erhalten.

Wie viel nur immer solche literarischen Arbeiten zur geistigen Förderung BnlowS beitrugen: der Hauptgewinn, den er aus ihnen zog, war, daß er nunmehr deutlich erkannte, welche Ziele er im Weiteren zu verfolgen haben würde. Ein künstlerisches Ereigniß, das er miterlebte, brachte den Plan, die Juristerei an den Nagel zu hängen, endlich zur Reife. Im Jahre

1850 fand in Weimar unter der Leitung LisztS die erste Aufführung des „Lohengrin" statt; Bülow wohnte derselben bei, und der Eindruck, welchen er von dem Werke erhielt, war ein so übergewaltiger, daß er jetzt der Musik ewige Treue gelobte. Wie vorauszusehen war, widersetzte sich seine Familie diesem Entschlüsse nach Kräften; als der junge, feurige Musiker und „erste Wagnerianer" wußte, welchen Weg er zu gehen hatte, fand er denselben mit Hindernissen übersäet. Doch in der Ueberwindung derselben stählte sich sein Charakter, verdoppelte sich seine Energie. Wohl oder übel mußte er jetzt für seine Zukunft sorgen. Was thun? Ohne langes Zögern eilte er zu dem verbannten Haupt des neuen Bundes, zu Richard Wagner selbst. Wagner, der in den Jahren des Leidens und des Exils einen schärferen Blick für Menschen und ihre Begabung besaß, als späterhin in den Tagen seines Glückes, erkannte sofort, welch' Geistes Kind er vor sich hatte. Wie er den grandiosen Egoismus des Genies niemals denen gegenüber bethätigte, die ihrerseits einer Hülfe bedurften, so nahm er sich jetzt nach bestem Bermögcn Bülows an. Er verschaffte ihm die Stelle eines Musikdirectors in Zürich; er opferte ihm das Kostbarste, was ein Richard Wagner an Jemand wenden konnte, seine Zeit und wurde nicht müde, den heißblütigen, aber noch ein wenig naturalistischen Dirigenten in den Kunstgriffen der Kapellmeister-Technik zu unterrichten. Bald konnte der Schiller dem Meister Ehre machen; auf einer Reise, welche er im Jahre

1851 mit der St. Gnllener Wanderoper unternahm, erntete er die uneingeschränkte Anerkennung der Fachvertrauten ein. Aber er, der von Jugend auf strenge Selbstprüsung geübt hatte, fand, daß sein Talent sür öffentliches Wirken noch nicht genügend geschult sei; es drängte ihn, die Einzelkräfte »och gründlicher und vielseitiger auszubilden. Wiederum lenkte er seine Schritte nach Weimar.

Hier konnte man den musikalischen Herzschlag der Zeit verspüren; hier führte Liszt mit der unversieglichen Frische des trotz aller Triumphe des Virtuosen und Kunstcavaliers noch Unblasirten und der diplomatischen Grazie, die auch dem späteren AlM noch so wohl anstand, die Herrschaft. Er ließ sich huldigen, aber er huldigte auch der Kunst. Er empfing viel, aber er gab noch mehr; der Vorrath seiner guten und geistreichen Gedanken schien nicht abzunehmen und sein Eifer, den Fähigen zu fördern, war ebensogroß als seine Liebenswürdigkeit. Wem konnte er nicht etwas mit auf den Weg geben, wer ließ sich nicht von ihm bestricken! Weilte nicht Berlioz, der ewig Mißtrauische, meltschmerzlich Grübelnde, vor unbefriedigtem Ehrgeiz sich verzehrende, Woche über Woche mit leidlich ruhigem Behagen in Weimar? Saßen nicht die vornehmsten und erlesensten Geister des Schumann'schen Kreises, ja Clara Schumann selbst an der vielsprachigen Tafelrunde Liszts friedlich mit den neudeutschen Himmelsstürmern beisammen? Gediehen nicht schaffende und reproducirende Talente in überreicher Fülle ans diesem vulkanisch-fruchtbaren Boden? Aus solchen! bewegten, jeweilig fieberhaft vorwärts treibenden ^eben erwuchsen für Bülow die nachhaltigsten Anregungen; im Verkehr mit begabten,

theilmeise bedeutenden Berussgenossen aus aller Herren Ländern erweiterte sich sein Gesichtsfeld und klärte sich sein Urtheil. Durch Liszt erhielt er die pianistischen Weihen; durch ihn wurde er auch bestimmt, mit seiner Feder für die Programmmusik einzutreten. Es erscheint dies vollkommen begreiflich. Wer war je mit Liszt zusammen, ohne durch den großen Bezauberer fascinirt zu werden? Wer gab sich nicht, mit mehr oder weniger unfreiem Willen, dieser einschmeichelnden Vertraulichkeit, diesem unwiderstehlichen Dämon der Ueberredungskunst gefangen, unter dessen Händen jede enharmonische Extravaganz zu Musik und auf dessen Lippen jedes glänzende Sophisma zum Prophetenwort wurde? Und wer unter den Jüngeren vermochte es, wenn er aus dieser mit narkotisch berauschender Treibhausluft erfüllten Welt einmal herausgetreten war, sich so bald auf sich selbst zu besinnen und die Empfindungen für das Natürliche, Gesunde und Gesetzmäßige wieder in ihr Recht treten zu lassen? Auch Bülow, der anderweitig bereits Scbein und Wesen zu sondern gelernt hatt^, blieb für Zeit und Weile in den Nachwirkungen dieser Magie befangen; alsdann hat er mit bündiger Entschiedenheit die alten Fesseln von sich abgestreift.

Um ein vollgemessenes Theil Menschenkenntniß und Kunstwissen bereichert, einen schon mehr abgeklärten Idealismus im Herzen und mit den Plänen eines musikalischen Welteroberers im Kopfe verließ Bülow im, Jahre 1853 Weimar, um seine erste Concertreise anzutreten. Dieselbe war nicht übermäßig vom Glück begünstigt; die Wiener und Pester, denen er sich zuvörderst vorstellte, sahen in ihm einen Pianisten wie andere mehr; man hatte r och nichts über ihn im Wochenblättchen gelesen; man war vielleicht

nicht abgeneigt, für ihn zu schwärmen, aber man wußte noch nicht recht, weshalb. Einen besseren Erfolg gewann er sich auf dem Musikfest in Karlsruhe und weiterhin in norddeutschen Städten. Man begann der Individualität Bülow gerecht zu werden, im Besonderen überzeugten sich die Musiker davon, daß der merkwürdige College, welcher sich bereits in seinen schriftstellerischen Arbeiten so unliebsam als selbständiger Kopf geltend gemacht hatte, nicht nur die Gebrechen anderer schonungslos aufzudecken wußte, fondern auch mit eigenen, nicht unbeträchtlichen Vorzügen für sich einstehen konnte. Zwischen diese erste und eine zweite ausgedehntere Kunstsahrt fiel eine kleine Schulmeister-Episode; ein Rittergutsbesitzer im Posen'schen kam auf den Gedanken, es mit einem aristokratischen Hauslehrer zu versuchen, der seine Kinder — so hoffte er wenigstens — zu musikalisch gesinnungstüchtigen Staatsbürgern heranbilden sollte. Bülow hatte indessen kaum sein erstes pädagogisches Frucht- und Dornenstück gewunden, als er sich von den ihm wenig zusagenden Verpflichtungen frei machte, um von Neuein als Elavierspieler, dessen Name fortan mit jedem ferneren Auftreten an Klang gewann, kreuz und quer durch Deutschland zu streifen. Freilich gab es noch immer genug des Kopfschüttelns! Ein Virtuose, der sich mit Paraphrasen, Transscriptionen, Phantasieen über beliebte Motive — ein jedes Motiv war beliebt, wenn nur der musikalische Schnellmaler etwas damit anzufangen wnßte — kaum noch abgab, der, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, seine eigenen Erzeugnisse sich allein zur eigenen Erbauung vorspielte und in seinen Concerten „nur" gehaltvolle Compositionen zum Vortrag brachte, der schließlich Richtung — Richtung sein ließ, für alles eintrat, was schön und gediegen war, Schumann neben Beethoven und Chopin neben Mozart ein Plätzchen einräumte — ein solcher Virtuose war noch nicht dagewesen! Jedoch „Virtuose" mußte er sein; denn reiste er nicht herum, spielte er nicht Clavier, nahm er nicht Geld ein und brachte er nicht Herereien zuwege, die Niemand erklären, geschweige denn nachahmen konnte, wenn er beispielsweise die Fuge der großen Hammerclaviersonate öffentlich und noch dazu aus dem Gedächtnis; vortrug? Das war das allgemeine Urtheil.

Nur Wenige dachten anders. Sie sahen in der neuartigen Erscheinung den Musiker, der nichts sein wollte, als der Mandatar des Componisten; sie erkannten in ihm den heranreifenden Pädagogen großen Stiles, in welchem Genie und System, Logik und Phantasie zu einem so wunderbar harmonisch bisher noch niemals verschmolzenen Ganzen vereinigt waren. Zu diesen Wenigen gehörten die Leiter des ersten großen Berliner Conservatoriums, Julius Stern nnd Adolph Marr — dieser Schöngeist, der mit Hingebung in Gluck und Beethoven, noch lieber aber in philosoptnschkünstlerischen Utopieen schwelgte, jener rühriger Geschäftsgeist, fast Materialist, aber ehemaliger Freund Mendelssohns, Musiker von seinstem Gehör und Dirigent von starkem Temperamente. Sie wußten Bülow festzuhalten, che er Zeit hatte, sich ganz in die Neigungen des zigeunernden Musikerthums einzuleben; neun Jahre lang, von 1855 bis 1864 wirkte er an ihrem Institute. In dieser Stellung sammelte er, Tag für Tag rastlos im Lehren lernend, den besten Theil jener Erfahrungen, welche er später für seine / Musterausgaben der Classiker lunter welchen er alle Comvonisten von Bedeutung versteht), verwerthete; dort war er für die Ausbildung so mancher tüchtigen Kraft thätig, welche späterhin das musikalische Leben der Reichshauptstadt mitbegründen half. Doch dieses Arbeitsfeld, welches die Leistungsfähigkeit einer minder nervigen Persönlichkeit bereits voll und ganz in Anspruch genommen haben würde, genügte dem Eifer Bülows nicht. Außerhalb des Conservatoriums war er nicht weniger thätig; er zählte zn dem spärlichen Häuflein, welches das nach dem Aufflackern und Emporbrausen der achtnndvierziger Zeit dumpf und unfroh gewordene, vor dem Beginn des Schleswig-Holsteinischen Feldzuges nicht recht wieder auflebende Berlin bald mit der Feder bald mit dem Tactstock aufrüttelten. Schon damals war die Atmosphäre in weitem Umkreise um Bülow herum mit Elektricität geladen. Wie fühlten sich die philiströsen Gemüther darob beklommen, daß sich keiner von ihnen versehen konnte, an welcher Stelle es zunächst einschlagen würde! Auf der Bank der Spötter, auf der damals noch die jungen Kalisch, Dohm und Glasbrenner, die Schöpfer des neuberlinischen Humors, die ersten Plätze einnahmen, hatte sich Bülow alsbald als Gleicher unter Gleichen niedergelassen: die Spreeluft schlug seinem angeborenen Sarkasmus, seinem unaufhörlich geschäftigen Zergliederungstrieb vortrefflich an. Wo Bülow hin traf, da verdorrte die Weide der Dunkelmänner, aber dafür schlug des Lebens gold'ner Baum starke Wurzeln. Bielbeseindet wie der rüstige Streiter war, wußte er Alle in Athem zu erhalten; einem Bülowschen Ürchesterconcert, einem von Bülow gegebenen Kammermusik-Abend mochten auch seine erbittertsten Gegner nicht fernbleiben. Nicht er nahm zu ihnen, nein, sie mußten zu ihm Stellung nehmen und das mar, insofern er feine geistige Uebermacht dadurch deutlich erwies, für die damaligen Verhältnisse schon genug.

Bald nachdem er sich in Berlin niedergelassen hatte, verheirathete er sich mit der jüngeren Tochter seines Lehrers und Freundes Liszt, Cosima. Bei der Unzuverlässigkeit aller persönlichen Beobachtungen, bei dem erklärlichen Mangel an actenmäßigem Material, das über die Beziehungen dieser seltenen Geister zueinander allein sichere Aufschlüsse geben könnte, ist es schwer, auch nur Muthmaßungen darüber anzustellen, was sie zusammen führte. Vielleicht trat wieder einmal das Gesetz der Anziehung durch die Gegensätze in Krast. Bülow hat, wie ehedem Richard Wagner, wie das wahre, große Genie überhaupt das weiche, zartfühlende und — fo leicht verletzliche Gemüth der Kindesseele; ungeachtet seiner Spottsucht, seiner scheinbar für die Beurtheilung seines Charakters ausschlaggebenden glänzenden Verstandeöeigenschaften, ist er innerlich durchaus Hcrzcnömcnfch; märe er es weniger, so würden ihm viele Bitternisse erspart geblieben sein. Cosima Wagner — das Urtheil glaubt Schreiber dieser Zeilen verantworten zu können — erscheint dagegen zwar ai ch als eine den geistigen Durchschnitt unverhältnismäßig überragende, ja als eine der begabtesten und allerbedeutendsten Frauen dieses Jahrhunderts, aber als ein Charakter, dessen Ehrgeiz unstillbar ist, der in feinster Berechnung, durch keine sonderliche Wallung des Gefühles beunruhigt und daher empfindungsreichere Seelen mit unheimlicher Gewalt durchschauend und lenkend noch heute Männer bester Art, mögen sie auch noch so selbständige Künstler und freie Philosophen sein, widerstandslos in seinen Bann zwingt. Wie sollte man es auch für möglich halten, daß eine Natur, welche väterlicherseits die Erbschaft ungarisch-internationalen und mütterlicherseits diejenige französischen Blutes antrat, sich aus innerster Seelenvermandtschaft zu zweien in ihrem Gemüthsleben, in ihren? Denken und Schaffen, in ihren riesenhaften Vorzügen und kleinen menschlichen Schwächen so ganz deutschen Meistern hingezogen sühlte! Noch einmal: wir sind heute keineswegs in der Lage, diese unsere Ansicht über eine hochgeniale Frau, welche etwas vom Dämon ihres Vaters in sich hat, durch unumstößliche „Gründe" zu stützen; ob wir richtig fühlen, das muß die Zukunft lehren.

So sehr sich Bülow durch die im Einzelnen gewonnenen Resultate seiner Berliner Wirksamkeit befriedigt fühlen durfte, so wenig konnte er sich mit dem Gedanken befreunden, daselbst für sein ganzes, weiteres Leben auszuharren. Nicht als ob er des Kampfes überdrüssig geworden märe; er hat jeden Tag seines Daseins als einen verlorenen angesehen, an welchem er keinen Waffengang thun und für feine Ideale nicht wenigstens einen Zollbreit Bodens erobern konnte. Es gelüstete ihn jedoch, andere Schlachtfelder und Gegner zu suchen, die ihm etwas Neues sagen konnten. Ohnedies war, seit seinem ersten Eintreffen in Berlin, kein Jahr vergangen, in welchen? er nicht „zur Erholung" künstlerische Streifzttge durch das Jnund Ausland unternommen hätte. Bald durchkreuzte er Nußland, bald Belgien und Frankreich, allerorten als Spieler wie als Dirigent Triumphe feiernd, die Geister aus träger Muße aufstachelnd und das Evangelium des Beethoven'fchen Geistes predigend. Besondere Festtage waren für ihn die, an welchen er, und zwar meist in Paris, mit Richard Wagner zusammentraf; je mehr er seine eigenen Kunstanschauungen läuterte, um so enger fühlte er sich jenem verwandt. Trat er fernerhin noch hier und da für Liszt ein, so bewog ihn dazu die Pflicht der Dankbarkeit, welcher er sich niemals entzog; zeigte er sich unablässig darum bemüht. Wagnerische Bestrebungen zu fördern, so trieb ihn auch sein Herz an, aber sein Verstand sagte Ja und Amen dazu. Wo es galt, für das große Reformwerk einzustehen, da war Bülow dabei, feuerte die Meinmüthigen an und drückte, ein musikalischer Bismarck, die Gegner an die Wand. Aua) er war Zeuge der Pariser Taiinhäuser-Katastrophe vom Jahre 1861 und bewährte sich in der allgemeinen Verwirrung als entschlossener, helfender Freund. Wagner hatte mehr wie eine Schuld an ihn abzutragen. Er ließ es nicht an sich fehlen. Kaum hatte sich nach der Thronbesteigung Ludwig II. das Blatt zu jenes Gunsten gewendet, als auch schon von höchster Stelle die Berufung Bülows nach der baierischen Residenz erging. Was die beiden Künstler in vereintem Bemühen daselbst schufen, das ist mit goldenen Letten: in die so junge und doch schon so ereignisreiche Geschichte der Kunststadt München eingetragen. Wie das München der bildenden Kunst unter den Auspicien Ludwig I. den großartigsten Aufschwung nahm, so errang sich das musikalische unter dem zweiten Ludwig seinen Weltruf. Aber diese Lorbeeren wurden nicht mit leichter Mühe gepflückt. Wer nur die heutige, künstlerisch so fortschrittsfteudige Jsarstadt kennt, vermag es sich kaum recht vorzustellen, welcher Trotz und Eigendünkel alteingesessener Musikanten-Herrlichkeit damals gebrochen, welche cultur- und kunstfeindlichen, antideutschen Strömungen überwunden, welche lichtscheuen Geister zurückgedrängt werden mußten, ehe für einen freien, musikalischen Flügelschlag der Seele Raum geschafft war. Wie eigen erfaßt es uns, wenn wir die Blätter wieder durchmustern, auf denen die Vorkommnisse jener sturmbewegten Tage verzeichnet sind! Welcher Geist der Leidenschaftlichkeit war doch in die sonst so gleichmüthigen Münchener gefahren! Keine Stunde, die nicht an Aufregungen reich war. Am liebsten hätten die Finsterlinge einen Volksaufruhr in Scene gesetzt und es dahin gebracht, daß die kecken Neuerer, wie einstmals Lola Montez, mit Schimpf und Schande die Stadt verlassen mußten. Hier war Bülow in seinem Elemente: je größer der Widerstand war, welchen er zu überwinden hatte, um so mehr wuchs seine Kraft: mit der Einstudirung und Leitung von Wagners „Tristan und Isolde" vollbrachte er im Jahre 1865 sein erstes Münchener Meisterstück. Der deutsch - österreichische Krieg unterbrach für kurze Zeit das Zusammenarbeiten Wagners und Bülows. Auch Letzterer ging nach der Schweiz, wurde aber iin Frühjahr 1867 vom Könige zurückberufen und zum ersten Kapellmeister der Oper ernannt. Als solcher schuf er die semer Leitung anvertraute Bühne in kürzester Zeit zu einem Musterinstitute um. Man brach durchweg mit den Gewohnheiten der alten Zeit, aus der noch der ehrenwerthe, tüchtige, pedantische Meister der Tabulatur, Franz Lachner, wie eine einsame Säule in das neue Leben hineinragte. Es wurde fortan mit der denkbar größten Gründlichkeit studirt; der frische Geist, welcher mit dem neuen Dirigenten einzog, theilte sich Sängern wie Orchestermitgliedern mit und brachte Leistungen zu Wege, die im Vergleich zum früheren „Opernbetriebe" als unerhörte zu bezeichnen waren. In kürzester Zeit führte Bülow die werthvollsten Novitäten der letzten Jahrzehnte dem Publikum vor und arbeitete das ganze alte Nepertoir von Grund aus um. Im ausgesprochensten Gegensatz zur alten Methode, deren höchster Triumph darin bestand, wenn es oben auf der Bühne und unten im Orchester besonders schön „klappte", liefz Bülom jeden Eomponisten seiner Individualität gemäß zu Worte kommen, dirigirte den „Fidelis" in großen, symphonischen Zuge und brachte den „Troubadour" mit so schneidiger Rhythmik und solch' südlichein Feuer heraus, als ob er unter den Augen Rossinis und Berdis groß geworden wäre. Ob die „Entführung" oder der „Tristan" gegeben wurde — die Partitur ließ Bülow unaufgeschlagen und da er in Allem und Jedem über der Sache stand, war das Auswendig-Tirigiren für ihn kein Prunken mit der Virtuosität des Gedächtnisses. Vielmehr vermochte er auf diese Weise jede musikalische Einzelheit mit der größten Sorgsalt auszugestalten, ohne daß der dramatische Fluß des Ganzen irgendwie gehemmt wurde. Ter schönste Ehrenabend seiner Münchener Kapellmeisterzeit war der, an welchem er nach monntelangen, mit dein höchsten Eifer geförderten Vorbereitungen die erste Aufführung der „Meistersinger" leitete.

Parallel mit seiner Thätigkeit an der Oper ging die an der königlichen Musikschule, deren Leitung ihm gleichfalls übertragen worden war. Als Organisator ersten Ranges unterwarf er das Institut einer durchgreifenden Umgestaltung und wußte es binnen Kurzem auf eine erstaunliche Höhe der Leistungsfähigkeit zu führen. Wie nicht anders zu erwarten mar> wandte er dem Unterricht in den Clavierklassen seine besondere Aufmerksamkeit zu: hier war es ihm noch beschieden, sich darüber zu vergewissern, welch' gute Frucht seine Lehre zeitigte. Auf anderen Gebieten sah er nicht mehr alles, was er in's Leben gerufen hatte, in gedeihlicher Entwickelung heranreifen. Mancherlei mar es, das ihn zu dem Entschlüsse brachte, die Weiterführung des so vortrefflich Eingeleiteten Anderen zu überlassen. Es nagte an ihm, daß es der schwarzen Camarilla auf Schleichwegen gelungen war, den Plan Wagners, mit königlicher Unterstützung sein Festspielhaus in München selbst zu errichten, zu vereiteln und damit das Reformwerk, gerade als es im besten Fortgange begriffen war, zu hemmen. Auch machte sich eine körperliche Abspannung bei ihm geltend; selbst er, der eiserne Kapellmeister, hatte nicht ungestraft zuviel auf seine Schultern laden dürsen. Dazu kam, daß das Drama, welches in seiner Familie spielte, einen unerwartet jähen Abschluß fand. Es ist ebenso müßig, in dieser Angelegenheit Anklagen zu erheben, als Rechtfertigungsversuche zu machen; da Niemand außer den drei Betheiligteil über den wirklichen Verlaus der Geschehnisse unterrichtet sein konnte, halte und hat auch Niemand das Recht, darüber ein unumwundenes Urtheil auszusprechen. Tie Mitwelt muß sich darall genügen lassen, zu wissen, daß Cosima Bülow von ihrem Manne in aller Form geschieden wurde und späterhin mit Richard Wagner eine neue Ehe einging. Das Gebühren der Sitten- und Splitlerrichler, welche dem Künstler Wagner das zum Verbrechen anrechnen wollten, was der Mensch vielleicht gefehlt haben mochte, ist längst allgemein vernrtheilt worden.

Bülow verlies; München und mit seinein Scheiden wurde manche Hoffnung zu Grabe getragen. Für die nächsten Jahre nahm er seinen Wohnsitz in Florenz kaum hatte er den Neisestanb von seinen Schuhen geschüttelt, als er sich ein neues Ziel steckte: den Sinn für deutsche Musik in Italien zu wecken und zu pflegen. Und er wäre nicht Bülow gewesen, wenn er diesen Vorsatz nicht mit Beharrlichkeit durchgeführt haben würde. Er verpflanzte das Zarteste und Innerlichste deutscher Jnstrumentalschöpfungen, die Kammcrmusik der classischen Meister, in den fremden Boden und hatte die Genugthuung zu erleben, daß sie dort gedieh; er erzog sich in begabten italienischen Musikern Schüler, welche fein Werk in seinem Sinne fortsetzten. In den Florentiner Jahren schloß er auch fein redactionelles Hauptwerk ab: feine Ausgabe der Beethovenschen Sonaten von op. 53 an. In die Zeit von 1872^187!> fallen dann weitere Kunstfahrten durch Europa und Amerika. Vorübergehend bekleidete Bülow hierauf den Posten eines Hofcapellmeistcrs in Hannover, sagte sich indessen bald von der dortigen Oper los, um einem Rufe des Herzogs von Meiningen als Intendant der Hofmusik und Dirigent der herzoglichen Capelle Folge zu leisten. Welche Ziele er als Führer dieser Körperschaft erreichte, welche blitzartig zündende Wirkung durch das Auftreten der „musikalischen Meiningcr" allerorten hervorgerufen und welcher Umschwung durch das kräftige Einsetzen eines solchen reformatorischen Hebels im Concertleben unserer Musikcentren herbeigeführt wurde: all' das haftet noch frisch in Aller Gedächtniß. Nachdem diese Aufgabe als gelöst betrachtet werden konnte, kam wiederum der Beethovenspieler zu Wort. Den „Vortragsabenden", an denen er die „fünf letzten Sonaten" zu Gehör brachte, folgte der Bcethovencyclus, welcher den Entwickclungsgang des gewaltigen Tonmeisterg von den ersten Jugendwerken an bis zu den überirdisch-weihevollen Schöpfungen der letzten Periode getrenlich darlegte. Neuerdings hat Bülow sich in Hamburg angesiedelt; er nimmt sich eifrig der dortigen Opernbühne an und dirigirt, mit Courierzug von einer Probe am einen zu einer Aufführung am anderen Orte eilend, in derselben Saison die philharmonischen Concerte in Berlin, Hamburg und Bremen — ein echt Büloiv'sches Stück. In der behaglichen, ivohlthnenden Nuhc eines freundlichen Heims, das ihm seine zweite Gattin, die anmulhig-kluge und liebenswürdige, ehemalige Hofschauspielerin Marie Schanzer, geschaffen, sammelt er jeweilig frische Kräfte, um neue Strapazen bestehen zn können.

II.

Der Clavierspieler Bülow ist kein Pianist. Deshalb greift man falsche Noten, wenn man ihn mit irgend einem solchen vergleicht. Liszt und Tansig waren, Nubinstein und d'Albert sind Pianisten, die, so Außerordentliches, Riesenhaftes, Unbegreifliches sie vollbrachten und vollbringen, doch oft an sich und an das Instrument dachten und denken. Bülow ist nur Musiker, nichts als Musiker. El' liebt daö Clavier nicht sonderlich; er braucht eS> erduldet es. „Bei Beethoven heißt Sonate: Instrumentaldichtung", sagt er. Nun gut: aber diese Jnstruinentaldichtung ist für Clavier geschrieben: er muß sie daher spielen, wie sie gesetzt ist — und so gut, als er es kann. Das heißt: bester als die Pianisten. Wäre er Pianist, so ließe sich unschwer folgende Schlußkette herstellen: Es hat Niemand etwas Bedeutenderes für Clavier geschrieben als Beethoven; Niemand wird Beethoven besser gerecht als Bülow; also — wäre Bülow der größe Pianist. Aber er ist keiner; er singt wie eine ideale Mozartsängerin, instrumentirt wie Hector Berlioz und dirigirt wie er selbst am Clavier, doch er spielt es nicht. Demzufolge kann man auf die Frage: Wer ist der größere Clavierfpieler, Bülow oder Nubinstein, nur antworten: Bülow ist der größere Musiker. Für Liszt war das Clavier „was dem Araber fein Pferd" — bedauerlicherweise ritt er oft durch

die Wüste, besonders beim Eomponiren. Für Rubinstein ist es eine Favoritin, welche er heute mit Geschmeide überhäuft, mit orientalischem Eonfect überschüttet und morgen prügelt. Für Bülow ist sein Bechstein, je nach Laune und Stimmung, eine Kanzel, ein Katheder, eine Rednertribüne, ein Jdcaltheater in Arkadien.

Sich eine makellose Technik, wenn man will, Mechanik des Spielens erworben zu haben, das ist sür ihn etwas Selbstverständliches, von dein weiter kein Aufhebens zu machen ist. Er wird über jede Schwierigkeit Herr, aber er prahlt niemals mit seiner Geschicklichkeit. Er ist durch und durch Mann und überläßt das Zuschautragen äußerer Vorzüge denjenigen Birtuosen, welche mehr Weib oder Neutrum sind als Musiker. Weder sich noch dein Publikum rechnet er die Arbeit vor, die er es sich kosten läßt, um mit Häkeligen Läusen, knisftichen Figuren, übermäßigen Spannungen fertig zu weiden. Er spricht von der Aussicht, welche die Gipfel der Alpen bieten, aber niemals von den Mühseligkeiten, ohne die es nicht abgeht, wenn man hinaufgelangen will. Wohlgemerkt: als Spieler; als Pädagog ist er der zuverlässigste, behutsamste Führer. In Bülow'S Sinne ist zu sagen: damit die Idee des Componisten in voller Klarheit heraustreten kann, darf sich, beim öffentlichen Bortrage, nicht die geringste Reibung oder Stockung im Mechanischen wahrnehmbar machen; sonst bleibt das Stück besser ungespielt. Für Bülow ist die Bewältigung der materiellen Hemmnisse erste und einfachste AnstaudSpflicht gegen den Tondichter. Sich dessen rühmen? Es möchte dies Bülow ebenso seltsam dünken, als wenn es sich ein Schauspieler zum Verdienste anrechnen wollte, daß er klar und deutlich ausspricht. Freilich, wie wenigen schlägt daö Gewissen, wenn sie lispeln oder stammeln, gleichviel, ob auf den Brettern oder am Flügel. Sei es, daß Bülow feine und Anderer Gedanken auf einem Bogen Postpapier, sei es, daß er sie auf der Claviatur entwickelt: er schreibt stets eine leserliche Hand. Er mag einmal weniger hinreißend wirken, wenn seine Stimmung getrübt ist — nur der mittelmäßige, aber nicht der echte Künstler ist stets „gleich gut disponirt", — aber er wird niemals unsauber oder verschwommen spielen. Er hat graue Tage, doch er läßt sich nie gehen. Er kann schlecht aufgelegt sein, seine Logik nie. Sein Vortrag mag größere oder geringere Frische und Wärme athmen: unter allen Umständen versteht man, was er sagt. Das ist unendlich viel.

Diese Tugend ist ihm um so höher anzurechnen, als er Hindernisse zu überwinden hatte, welche ihm die Natur selbst in den Weg legte. Er war von Haus aus nicht überkräftig, aber er stählte und härtete seinen Körper durch gymnastische Uebungen so lange, bis er fähig war, die Anstrengungen eines dreistündigen Claviervortrages ohne die geringste Unbehaglichkeit zu ertragen. Er hat eine kleine Hand: er brachte es durch eisernen Fleiß dahin, jede auch noch so weit ausgelegte Arpeggie gleichmäßig, rein und klangschön auszubreiten. Er trillert mit dem vierten und fünften Finger ebenso vollkommen, wie mit Daumen und Zeigesinger — und wie ist dieser Triller ausgearbeitet! So zart an- und abschwellend, so glatt und rund, so unmerklich an die vorangehende Note angeschlossen und zur folgenden überleitend — ein Triller von bester, altitalienischer Art, wie ihn zu haben jeder Gesangskünstler sich glücklich preisen könnte! Bülows Hand ist an sich eine Merkwürdigkeit: sie hat im Grunde gar keinen „vierten" und „fünften" sondern fünf „erste" Finger. Mau beobachte sie, wie sie gelegentlich eines lang ausgehaltenen Accordes auf den Tasten ruht oder bei hurtigen Läufen graziös über die Claviatur hingleitet: sie hat ihre besondere Physiognomie. Sie steht über der Sache, über allem, was als mechanische Schwierigkeit anzusehen ist, wie der Kopf Bülows über allem, was Andere als intellectuelle betrachten. Man mag noch so scharf Hinblicken, man wird an dieser Hand niemals die geringste Unruhe, das leiseste nervöse Beben entdecken. Sie ist dazu geschult, selbständig zu sein, für sich zu arbeiten, man ist fast versucht zu sagen: zu denken. Sie ist ihrerseits vom Gelenk so emancipirt, wie der Ellbogen vom Oberarm. Eine Hand? Ja, es ist durchaus gleichgültig, welche Hand bei Bülow die Melodie sührt und welche begleitet; seine Linke ist ebenso gleichmäßig ausgebildet, ebenso kräftig, geschmeidig und rhythmisch unabhängig wie seine Rechte. Sind beide in voller Arbeit, so glaubt man, wenn man die Augen schließt, daß ihrer drei oder vier thätig seien. Dazu besitzt jeder der durch zweckmäßige, ununterbrochen fortgesetzte Uebungen zugleich hammerstark und elastisch gewordenen Finger doppelte Leistungs- und außerordentliche Vertretungsfähigkeit. Die Theorie des Fingersatzes hat Bülow zur Kunst entwickelt; wenn es ihm beliebte, könnte er eine Philosophie des Ueber- und Untersetzens schreiben. Er spielt Terzen- und Sextenpassagen mit derselben Leichtigkeit wie einfache Läufe; er bindet, wo andere springen müssen, bewegt sich auf dem unebenen Boden der Obertasten mit gleicher Leichtigkeit wie auf dem glatten der Oäur-Tonleiter und schüttelt Octaven wie imvrovisirte Bonmots aus dem Aermel. Wie jedes wahre Genie ist er im Einfachen gleich groß wie im Kunstfertigsten: seine Tonleiter (ohne Hindernisse) ist vielleicht sein wundervollstes mechanisches und rhythmisches Meisterstück. In gleichen, fast unmerklichen Abständen, getrennt und doch wohlverbunden reiht sich ein Ton an den anderen, wie die Wellen eines Baches in harmonischem Flusse dahinrauschen. Im Auf- und Abwogen dieser Scalen aber vulsirt, aller Ebenmäßigkeit der Darstellung ungeachtet, ein in den feinsten, dynamischen Schwellungen und Abstufungen sich kundgebendes Leben.

Das Wort „uuclaviergemäß" kennt Bülow nicht. Tie widerhaarigsten, sprödesten Stellen in den Sonaten des letzten Beethoven, in Schumann'schen und Brahms'schen Charakterstücken bringt er mit der größten Freiheit und Leichtigkeit heraus. Er geht, productiv wie die Bedeutendsten unter den Nevrodncirenden, den Componisten bis in die geheimsten Schlupfwinkel ihrer Gedankenwerkstatt nach, spürt dort die Idee, welche sich bei ihnen nicht zu ganz plastisch-verständlichem Ausdruck hindurchringen konnte, auf und verdeutlicht sie, ohne an ihrer äußeren Gestalt das Geringste zu ändern, mittelst der Energie des Willens, welche auch das scheinbar Unmögliche möglich macht. Allerdings setzt er mich beim Hörer voraus, daß dieser zum Müdesten den Wunsch hege, an dem seelischen Processi:, welchen das Versenken in ein edleö, nicht leicht verständliches Kunstwerk bedingt, Antheil zn nehmen. In solchen Fällen gleicht er dem Bergmann, der die Wunder der Tiefe für den Bequemen nicht zu behaglichein Anfchauen an die Oberfläche rücken kann, aber dem Willigen und Erkeuntnißfreudigen mit wohlgeschirmtem Lichte voraufgeht, ihm Mnth einspricht, wenn ihn einmal das Berzagen saßt, und ihm nuten im märchenhaften Grunde das geheimnißvolle, schöpferische Wirken der Natur weist.

So sehr jedoch Bülow vor Allein aus Klarheit des Spieles bedacht ist, so sehr er auf tadellose Reinheit der Linien hält, so wenig bedeutet ihm die Schärfe der Umrisse da-? allein Erzielenswerthe. Bielmehr ist alles, was er bietet, von blühendem, quellendem Leben erfüllt. Niemand hat ein feineres Gefühl für den Mangel an Tonschönheit, sinnlichem Neiz und Modulationsfähigkeit, welche der Fluch des Llavieres ist, wie er — und Niemand versteht es, wie er, diese Erbarmuth liebenswürdiger, mit mannigfacheren Mitteln zu verhüllen. Die scheinbar nnerschöpsliche Verschiedennrtigkeit seiner Anschlagsnuancen, das rhythmische Blut, welches er in den Organismus des TonstückeS einströmen läßt nnd mit welchem er denselben bis in seine kleinsten Glieder durchdringt, endlich seine meister- und musterhafte Pedaltechnik sind die vorzüglichsten derselben. Er verfügt über die erlesensten Manieren der Tongebung: bald gebieterisch, bald schmeichelnd gewinnt er dem Instrumente klänge ab, die den Hörer derart im Innersten ergreisen, als ob jenes ein lebendes Wesen wäre, das zu ihm spräche. Bülow hat, von seiner nimmer rastenden ,«langphantasie geleitet, zwischen Legato, Portamento und Staccato eine Reihe der merkwürdigsten Anschlagsvarianten ausfindig gemacht; er spielt Frage-, Ausrufungszeichen und Gedankenstriche; er überflügelt die Natur des Elaviertones und scheint ihm ein Zu- und Abnehmen abzugewinnen. Er denkt sich hier ein schwermüthiges Ineinander von Bratschen, Clarinetten und tiefen Horntönen, dort ein lustiges Oboengezwitscher mit Biolinen abwechselnd — und man glaubt nimmermehr, daß eö Claviersaiten sind, denen solch' leuchtende, ja brennende Tonfarben abgewonnen werden. Mit geschmeidigen Pedalkünsten weiß er auf seiner musikalischen Scene die wunderbarsten Beleuchtungswirkungen hervorzurufen. Ein leiser Druck — und über Alles ergießt sich eine Fluth grellen und blendenden Sonnenlichtes; ein anderer — eine Wolke zieht über die Landschaft und vor den schweren, dunklen Schatten fliehen Frohsinn und Glück bang davon.

Der Clavierspieler Bülow ist für den Orchesterleiter nichts weniger als maßgebend: wohl aber übt der letztere einen starken Einfluß auf den ersteren aus. Manch' schöne Tugend, manch' kleine Eigenheit desselben erklärt sich aus diesem Umstände. Bülows Spiel ist durchaus orchestral. Er versteht zuviel vom Gesang, um homophon gesetzte Stücke anders als gut vorzutragen, aber sein Herz geht erst aus, wenn etwas polyphon Geschriebenes an der Reihe ist. Er spielt stets Partitur, auch wenn er nnr ein Clavierstück reprodueirt. ^b er den Tactstock schwingt, ob er am Flügel sitzt: er hält streng darans, daß jede einzelne Stimme deutlich hervortritt. Während eines Bülow'schen Orchester- oder ElaviervortrageS in einer Partitur oder einem Sonatenbande nachzulesen ist im Grunde genommen überflüssig und höchstens deshalb zweckmäßig, weil man ans diese Weise, ohne erst sechs bis sieben Ausgaben miteinander vergleichen zu müssen, am schnellsten die Stichfehler in seinem Handeremvlar, gemäß der stets verläßlichen Wiedergabe des Interpreten, verbessern kann. Bülow mag das Allerverwickelteste spielen: man sieht mit einein Blicke den Aufbau der übereinandergcthürmten, durcheinandergefchlungenen Stimmen und zwar mit allen Bindebogen und Staccatopunkten vor sich. Seine architektonische Phantasie ist fast noch stärker als seine malerische. Wenn Bülow Bach erläutert, so ist es dem Zuhörer zu Muthe, als ob ein Münster aus der Erde herauswachse. Bei ihm heißt es nicht: Zahlen beweisen, sondern Stimmen beweisen. Aber er entwickelt nicht mit dem spröden Abwägen und der berufsmäßigen Kühle des Mathematikers, sondern mit der Folge» richtigkeit der jedes Glied organisch fortbildenden und sie alle durch wechselseitige Einwirkungen fördernden Natur — der größten, unerreichbaren Meisterin polyphoner Gestaltungen. In der Natur, in der elastischen Instrumentalmusik und im Orchester des gesungenen Dramas sprechen die Stimmen durcheinander — dennoch versteht man jede einzelne, wenn mau's recht anfängt. Wie schade, daß nicht ein jeder sie mit dem inneren Ohr eines Bülow in sich aufnehmen und sie mit der kosmischen Directionsbegabung eines solchen wiedergeben kann! Der Erdgeist am Flügel müßte spielen wie Bülom. Freilich ist, um mehrstimmig denken zu lernen, nicht nur Anlage, sondern Uebung, sehr viel Uebung, erforderlich. Daran lieg es Bülow von Jugend auf nie fehlen. Er hat stets mit seinem Fleiß seine Begabung vervielfältigt: er hat sich eine musikalische Gedächtnis;: technik eigener Art ausgearbeitet. Er verfolgt ein Stimmengeivebe wie der geübte Leser oder Hörer die sich kreuzenden Fäden der Jntrigue eines französischen Lustsvieldichters (die Comödien der Deutschen sind von Natur aus einstimmig oder bestehen nur aus Begleitstimmen ohne führende Melodie); ist das Stück zu Ende, so braucht er es nicht von Neuem wieder vorzunehmen, sondern hat es bereits beim Lesen auswendig gelernt. Gehört ein Componist zu den meist unfreiwilligen Verehrern des homophonen Satzes, so muß er, wie Chopin, neben viel Erfindungsgabe sehr viel allgemeines Fonngefühl besitzen, um vor Bülow's Augen Gnade zu finden.

Für diese unschätzbaren Vorzüge des Kapellmeister-Spieles nimmt man etliche wenige Menschlichkeiten gern mit in den Kauf: sie sind die unvermeidlichen kleinen Fehler seiner Tugenden. So das jeweilig bei ihm wahrnehmbare, nicht ganz praecise Zusammenschlagen der Hände. Woran liegt das? Von einem Mangel an Schneidigkeit kann bei dem meisterlichsten aller Rhythmiker keine Rede sein, ebensowenig ist Willkür die Ursache davon, sondern allein der Wunsch, das Jneinander-Wirken der Motive plastisch darzustellen. Aehnliche Absichten liegen den mitunter etwas auffallenden Temporückungen, den vor Beginn einer neuen Phrase oder vor überraschenden Ausweichungen in andere Tonarten eingestreueten Minimalpausen, den „Bülow'schen Kommata" zu Grunde; man hat hier an den Dirigenten zu denken, der die angestauete Fluth der'Orchesterklänge einen Augenblick zurückhält, um die neue Richtung des Strombettes deutlich erkennen zu lassen. Es handelt sich hier nicht um einen Zwang, der dem natürlichen Gefühl angethan wird, sondern es macht sich nur die berechtigte Sorge des temperamentvollen Musikers bemerkbar, nicht von der Gewalt des subjectiven Empfindens derart fortgerissen zu werden, daß man dem Zuhörer unverständlich sei. Dazu sind solche Mittel, deren sich allerdings nicht jeder Beliebige bedienen darf, sehr geeignet, um die zerstreuten und blasirten Hörer, welche stets in der Ueberzahl sind, zu besserem Aufmerken anzuspornen i die Minderzahl derjenigen, welche gewohnt ist, sich in Selbstdiöciplin zu nehmen und nur „so gerade zu genießen" möchte, wird freilich mit davon betroffen; dafür hat sie hinwiederum den Vortheil, darin unterrichtet zu werden, wie man ein Publikum künstlerisch erzieht.

Die besagten kleinen Eigenheiten haben mit dazu beigetragen, das Vorurtheil zu nähren, daß eS deni Spiele Bülows an „Wanne" fehle. Es ist nun nicht gut möglich, daß in einem Musiker, wenn anders er eine entsprechende Doppelbegabung besitzt, eine warme Dirigenten- und eine kalte Pianisten-Seele friedlich nebeneinander Hausen. Man kann für den Beethoven der letzten Sonaten nicht anders fühlen, als für den der „neunten Symphonie". Alle Welt ist jedoch mit sich darüber einig, daß der Orchesterleiter Bülom Feuer genug entwickele: demnach kann doch wohl der Clavierspieler nicht kühlherzig sein? Hier durch und durch Gefühlsmensch, dort berechnende Verstandesnatur — das geht nicht gut au.

Wir meinen, daß man sich über den Begriff der „pianistischen Wärme" nicht ganz klar ist. Sicherlich ist eine kräftige, naive Sinnlichkeit die Voraussetzung für alles Kunstschaffen; auch laufen wir gerade heutzutage unzweifelhaft in musikalischen Dingen Gefahr, uns derart zu vergeistigen, daß wir fast zu befürchten haben, mit Nächstem den Boden unter den Füßen zu verlieren. Indessen muß, so viel Berechtigung man auch einer gutartigen Freude am Stofflichen zugestehen mag, vor Allen, auf das Material Rücksicht genommen werden, mit welchem im besonderen Falle gearbeitet wird. So kann man der Violine nicht über ein gewisses Maß hinaus großen und warmen Ton abgewinnen, beim Claviervortrag nicht über eine zulässigbestimmte Häufung von sinnlich-reizvollen Klangwirkungen und Accenten der Erregung hinausgehen, ohne daß das Wichtigste, die Deutlichkeit der musikalischen Phrasirung, Einbuße erleide. Die Grenze haben drüben Wilhelms, hüben Rubinstein überschritten. Vor der Rubinstein'schen Gluth mit ihrem versengenden Athem welkt die Grazie dahin, welche im Reiche der Kunst der Leidenschaft stets zur Seite stehen soll. Anders Bülow. So sehr er darauf bedacht ist, dem spröden Clavierton mit Zuhülfenahme der orchestralen Phantasie den gefälligen Schein blühenden Lebens anzudichten, so sehr er sich für den Gegenstand seiner Darstellung, mag er ihn auch bereits noch so oft behandelt haben, stets von Neuem erwärmt, so sehr läßt er es sich angelegen sein, daß das Temperament dem Geschmack nicht über den Kops wachse. Das erster« macht sich dessenungeachtet in seinen Claviervorträgen noch zur Genüge geltend. Wärme ist Leben, Leben Wärme und wo gäbe es mehr Leben als bei Bülow? Als gesunde, kräftige Natur kennt er auch die ungestümeren Wallungen des Blutes, aber er läßt es nie zur Fieberhitze aufsieden. Er bändigt das Materielle, er weiß es nutzbar zu machen, doch er verliert nie die Herrschaft über sich selbst. Bülow hat rhythmische Wärme, Rubinstein nur eine gesteigert animalische.

Deshalb kann auch Rubinstein weder sich noch andere dirigiren. Deshalb weiß Bülow mit dem Tactstock Wunder zu wirken.

Bülow steht an der Spitze des Orchesters. Eine höflich-winkelige Verbeugung und ein gutmüthig-ironisches Lächeln sür das Publikum, ein kameradschaftlicher Gruß, ein cmseuernder Wink für „seine Leute": dann ergreift er das Stäbchen. Ein scharfes Aufklopfen, dem ein latentes rhythmisches Motiv zu Grunde zu liegen scheint, der Arm hebt sich und saufend wie ein Fallbeil durchschneidet der Tactstock die Luft. Im gleichen Augenblick fetzt das Orchester mit erdenklichster Genauigkeit ein. Bülows kluges, graublaues Auge strahlt vor Vergnügen; die Gestalt streckt sich: der erste Accord schlug ein — wie ein Schuß in's Schwarze — und sobald der Werth der auszuhaltenden Note zu Ende, ist wieder mit einem Ruck Alles verstummt. Wie vorher der Ton, so redet jetzt die Pause. Man glaubt die vielköpfige Truppe unisono Athem holen zu hören: dann folgt der nächste Schlag. Jeder Musiker hängt am Blick des Capellmeisters, als ob er sich das Bülow'sche Gedächtniß zu Eigen gemacht hätte und seinen Part längst auswendig könnte. So geht es dann fort und fort. Allerdings läßt sich Bülow an dem Wink des Stäbchens nicht genügen; wie ihn die Composition, die er zur Aufführung bringt, ganz erfüllt, so spricht sie auch ans dem ganzen Menschen. Das Auge überwacht die Holzbläser, während die linke Hand zu den zweiten Violinen hinüber droht; bei einem großen Crescendo schwingt jede Fiber des Körpers mit. Bülow verkehrt während des Eoncertes mit dem Orchester in einer besonderen, pantomimischen Sprache, die er, wir meinen fast, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben, zu seinem eigenen Gebrauche ausgebildet hat, die die Nichteingeweihten im Publikum hier und da ein wenig befremdlich bedünken mag, die jedoch, worauf es allein ankommt, niemals ihre Wirkung verfehlt. Wenn er ein Mozart'sches Menuett dirigirt, so spricht aus den Tönen die ganze himmlische Grazie des Wiener Meisters. Was braucht es weiter? Soll der Tirigent vielleicht noch mit den Verneigungen eines R'ococo-Cavaliers dazu posiren? Er will ja auch dem Publikum keinen Augen- sondern einen Ohrenschmaus bieten; er hält dafür, daß die Leute in's Eoncert gehen, mn zu hören und setzt sein Alles daran, daß sie das Tonstück so hören, wie es dem, der es schuf, wohl vorgeschwebt haben mag. Machen es sich viele wohl klar, welch' ungeheuere Verantwortung auf den Schultern des Dirigenten lastet, wie er auf hundert Tinge zu gleicher Zeit aufmerken muß, wie das Versagen des geringsten Rädchens den ganzen Riesenorganismus in's Stocken bringen kann? Handelt man nicht viel rücksichtsvoller gegen die Zuhörer, wenn man ihnen durch die beispiellose Kraft und Energie der Führung jeden Zweifel, als ob auch nur ein augenblickliches Schwanken eintreten könnte, gleich im Vornherein benimmt, als wenn man durch sorgfältig ausgeklügelte Eleganz der Bewegungen sie zu der Vorstellung verführt, es walte gar kein Musiker, sondern ein ästhetisch gebildeter Tanzmeister des Dirigentenamtes?

Bülow vermag es, wie kein Zweiter der Mitlcbeiiden das Orchester zusammenzuhalten, durch die zwingende Macht seiner Persönlichkeit seine Untergebenen an sich zu fesseln und fortzureißen. Jedoch vertraut er nie seinem guten Stern allein, läßt es nie auf das gute Glück der Stunde ankommen. Er tritt mit keiner Orchesterleistung hervor, die nicht mit erdenklichstem Fleiß, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vorbereitet wäre. Wenn einer der deutschen Enpellmeister — die französischen und italienischen sind des öfteren nicht so nuiversell begabt, wie jene, aber fleißiger — dazu sähig ist, den Begriff der „Probe" erschöpfend zu definiren, so ist eS Hans von Bülow. Setzt er eine solche an, so bedeutet das vorerst für ihn, daß er bei sich zu Hause unter vier Augen, das heißt unter seinen eigenen und denen des verstorbenen oder abwesenden Componisten in einer genügenden Anzahl von Vorproben Auffassung und Tempi für das in Rede stehende Werk bis in die geringste Einzelheit hinein feststellt. Ein Schwanken, Versuchen, Abwägen beim Zusammenarbeiten mit seinen

Instrumentalisten giebt es für Bülow nicht. Sobald das Studium eines Werkes unter seiner Leitung beginnt, weiß er mit untrüglicher Sicherheit, wie alles klingen muß; jedes Zurückhalten und Vorwärtsdrängen, jede Abmessung der Stärkegrade verschiedener Instrumentalgruppen, für den ganzen Satz wie für besonders schwer herauszubringende Partieen, ist im Voraus bestimmt. Auf dieser vorzüglichen Selbstvorbereitung beruht zum guten Theil die Autorität, mit welcher er die ihm unterstehende Capelle beherrscht; er braucht sich bei den Proben mit der Partitur nicht abzumühen und kann seine ganze Aufmerksamkeit der Ausführung zuwenden. Hierbei unterstützen ihn wesentlich sein außerordentlich feines Gehör, das gegen die geringste Unreinheit empfindlich ist und seine Geistesgegenwart, welche ihn unter keinen Umständen in Stich läßt. Die zweiten Geigen sitzen in feinein Rücken —!die Scene spielt im Orchesterraum eines Theaters —: beim ersten Tact bemerkt Bülow, daß eine L-Saite um ein Komma zu tief steht; er dreht sich um und bezeichnet aus einer Zahl von zehn Spielern sosort denjenigen, welcher rein einzustimmen hat. Ein schüchterner Mißklang wird vernehmbar: Bülow läßt sich, ohne einen Augenblick des Besinnens und ohne die Partitur auch nur mit dem Auge zu streifen, das Heft des zweiten Clarinettisten herniberreichen und hat den Schreibfehler im Umsehen verbessert. Ueber die Eigenart der von ihm beim Studiren befolgten Methode wird viel gefaselt: so, daß er die einzelnen Stimmen von ^ bis A zuerst allein vrobiren, dann die verschiedenen Gruppen gleichfalls von Anfang bis zum Schluß ihre Partieen ausführen und schließlich erst, noch dazu in möglichst kleinen Absätzen, das volle Orchester in Tätigkeit treten lasse. In Wahrheit huldigt Bülow der Anschauung, daß es für die Schulung von Orchestern wie für jedes andere Erziehungsfach keine unter allen Umständen maßgebenden Systeme, sondern nur einzelne Fälle gebe, daß jede musikalische Vereinigung ihrer Eigenart, ihrem besonderen Können und den zur Zeit noch hervortretenden Mängeln entsprechend zu behandeln sei. War es, als er daran ging, die Meininger Hoskapelle für weitgehende künstlerische Ansprüche concertfähig zu machen, geboten, in vielen Dingen ad «vo zu beginnen und beispielsweise mit den Vertretern des zweiten Fagotts oder der Pauke längere Zwiesprache zu pflegen, so konnte an dergleichen, wenn mit dem Münchener Hoforchester die „Meistersinger" oder mit den Berliner Philharmonikern eine Beethovensche Symphonie studirt werden sollte, nicht im Entferntesten gedacht werden. Bülows Wahlspruch heißt nicht: der Dirigent hat sich den Jnstrumentalisten durch die Strafmittel der Tisciplin sclavisch dienstbar zu machen, Inderm er hat es, in Berücksichtigung der besonderen, jedem Künstler zu Gebote stehenden Einsicht, ihm nahe zu legen, wie er den durch den Tondichter gestellten Anforderungen am besten gerecht wird und so sein Vermögen von Leistung zu Leistung steigert. Er befolgt auch wohl einmal, seinen Musikern gegenüber, die ihn überhaupt sehr anmuthende somatische Methode, er führt den Ausübenden an allen Möglichkeiten, das Ding falsch zu machen, vorbei, bis zuletzt mit Nothwendigkeit allein das Nichtige übrig bleibt.

Kein wirklich verständiger Jnstrumentalist ist auch jemals so thöricht gewesen, es Bttlow zum Borwurfe zu machen, daß letzteres Intelligenz die höhere sei; sondern männiglich hat sich, wenn es auch zum Anfang nicht ohne leiseren und lauteren Seufzer abgehen mochte, den, wie es die Umstände erforderten, mit collegialer Liebenswürdigkeit oder mit durchgreifender Entschiedenheit vorgebrachten Wünschen des genialen Mannes unterworfen. Und fürwahr7 klein sind die Ansprüche nicht, welche Bülow an die Ausdauer und den Fleiß seiner Eapellisten stellt. Da er indessen nichts Besonderes darin sieht, wenn er sich selbst, dem dock) immer der Löwenantheil an Mühe und Aergerniß zufällt, das Unerhörte an Anspannung zumuthet, so nutzt er auch die Kraft seiner Untergebenen nach Möglichkeit aus. In Ehrsurcht vor der Größe des schaffenden Genius befolgt er freudig das Gebot: Du sollst Beethoven mehr lieben als dich selbst! Ist es da verwunderlich, wenn er auch von Anderen verlangt, daß sie dieser Satzung mit Selbstverleugnung nachleben?

Die äußere makellose Correctheit der Wiedergabe stellt sich im Verlause der durch Bülow geleiteten Studien von selbst ein. Seine Hauptsorge ist nicht, daß sein Orchester mit der Genauigkeit eines großen Uhrmerkes arbeitet, sondern daß es mit vollem Berständniß für den Eharakter des vorzuführenden Tonstückes mitschafft. Aus dem braven Geiger, der gewohnheitsmäßig und nicht ohne einiges Pflichtgefühl Tag für Tag seinen Part abspielt, macht er eine überlegende, künstlerische Individualität. Er überwindet die Gedankenlosigkeit der Handmerksarbeit, gegen die sonst selbst Götter vergebens kämpfen und sormt, als moderner Prometheus, Musiker nach feinem Ebenbilde. Wenn man es erlebte, wie das Meininger Orchester in der Zeit, als Bulow das musikalische Scepter über das Herzogthum schwang, die Begleitung zu den Bmhms'schen Clavierconcerten in v-mvll und ö-tlur ohne irgend welche Direction und in geistvoller Durchdringung eines außerordentlich verwickelten, meisterlich polyphon geführten Stimmengewebes ausführte, so blieb kein Zweifel darüber, daß dergleichen durch keine noch so vorzügliche Dressur zu Stande gebracht, sondern nur durch ein einträchtiges Zusammenwirken felbstlhätiger, künstlerischer Kräfte ermöglicht werden konnte.

Man wurde der wackeren Schaar des Hofmusikintendanten Bülow keineswegs gerecht, wenn man sie etwa dem Meininger Hofschauspiel für „ebenbürtig" erachtete. Man trat ihr mit solcher Schätzung sogar empfindlich zu nahe. Wie verhielt es sich denn thatsächlich mit den beiden „Schwesterinstituten"? Man begann allerdings hier wie dort damit, aus Kräften zweiten und dritten Ranges ein gut durchgearbeitetes Ensemble zu schaffen. War aber einmal ein gewisses Zusammenstimmen im Aeußerlich-Technischen erreicht, so gingen die Wege Chronegks und von Büloms weit auseinander. Jener kam über seine organisatorischen Kleinkünste, über seine scenischen Verblüffungen, seine mit einer gemissen Kenntniß der Natur der Bühne und des Zuschauers ausgeklügelten Praktiken nicht hinaus. Dieser zeigte sich seinestheils als hervorragendes, organisatorisches Talent, zudem jedoch noch als etwas anderes: als ein Genie, als ein gottbegnadeter Künstler. Es standen sich also der sorgsam ordnende Durchschnittsverstand und die unwiderstehlich fortreißende Willensinacht einer in ihrer Art und Anlage einzigen Persönlichkeit diametral gegenüber. Der erstere mußte es mit der Methode halten, die nach einem im Voraus für „alle" Fälle entworfenen Regelschema die Fähigen wie die Unfähigen der gleichen Zucht unterstellt; der Letztere ließ den Geist walten, der da lebendig macht. Auch in den Jahren, in denen das System Chronegk seine besten Trümpfe ausspielte, in denen noch ein frischerer Zug durch das Meininger Schauspiel ging — dieselben sind freilich schon lange vorüber — hat Schiller, hat Shakespeare durch dasselbe nie so unmittelbar zu uns gesprochen, wie späterhin Beethoven durch Bülow. Auf der einen Seite wurden wir ergötzt, gelegentlich auch wohl befriedigt — wir „gewannen in einer Stunde mehr für unsere Sinne als in des Jahres Einerlei" — aber mann wurden mir jemals erhoben, mann begeistert, wann erschüttert? Und mit welch' furchtbarer Gewalt packte uns eine Egmont-, eine Coriolan-Quverture, wenn sie uns Bülow mit „seinen" Meiningern vorführte! Ist eine größere Verschiedenheit des Könnens überhaupt denkbar? So durfte denn Bülow zu seinen Jnstrumentalisten sagen: Wir haben uns über das, was wir gemeinsam bieten wollen, verständigt; jetzt zeigt einmal, was Ihr ohne mich könnt!" Dem gegenüber stelle man sich vor, die Meininger Schauspielregie hätte eines Abends die Drähte aus der Hand gelegt und es ihren Schutzbefohlenen überlassen, sich nach eigenem Gutdünken als natürliche Menschen auf der Bühne zu bewegen! Welcher Anblick würde uns wohl zu Theil geworden sein!

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß jemals sür die Bestrebungen der Meininger Theaterführung andere Zwecke in Betracht gekommen seien als rein künstlerische; ist derselben jedoch, wie Bülow, das Verdienst zuzusprechen, eine reformatorische Bewegung zugleich eingeleitet und durchgeführt zu haben? Wir glauben: Nein. Die „Ausstattungssrage" hat das deutsche Theater schon lange vor dem Auftreten der Meininger ernstlichst beschäftigt. Haben nicht — von Besonderheiten, von dem in unseren Tagen etwas mehr geläuterten, historischen Stilgefühl und größerem Prunkaufwande abgesehen

— bereits Goethe in Weimar und Tieck in Leipzig und Dresden nach „Meininger Principien" inscenirt? Jnsgleichen wird der Streit, ob das Shakespeare-Theater oder die mit allen maschinellen Perbesserungen der in jedem Jahr erfindungsreicheren Neuzeit ausgestattete Lurusbühne den würdigeren Nahmen für die Tarstellung der dramatischen Meisterwerke abgäbe, von den Theoretikern schon seit Jahrzehnten mit unersättlicher Kampfbegierde gefülM. Vollends häuften sich seit der Mitte unseres Jahrhunderts Beispiele über Beispiele, welche die Lehre von der „sinngemäßen und harmonisch-reichen Ausstattung" illustriren. Der englische Speculationsgeist gerieth auf den Gedanken, aus einem „Kaufmann von Venedig", einem „Richard III." ein die breite Menge anlockendes Schaustück zu machen! Dingelstedt stellte in Weimar und München seine geistreichen Versuche an, bei denen dem classischen Text nicht immer sehr freundlich mitgespielt, die Staffage jedoch stets liebevoll berücksichtigt wurde; die durch die ersten Decorationsmaler der Welt ausgestattete Pariser Feerie wurde in Teutschland mit offenen Armen aufgenommen. Endlich zeigten sich die Meininger auf dem Plan. Sie haben von Anbeginn entschieden Farbe bekannt — mitunter nur allzuviel — haben manches Gute gefördert und Schule, um nicht zu sagen, Mode gemacht, sie sind hier und dort bereits übermeiningert worden — aber der Kampf, in den sie eintraten, war kein Kampf der großen Geister und die Ideen, welche sie verfochten, waren nicht neu.

Wie anders Bülow! Als geborener Reformator trat er mit seiner Schaar in die Schranken und als solcher hat er seine Mission erfüllt. Hier handelte es sich in erster Linie nicht um das Wie, sondern um das Was. Es ging hier nicht darum, einen canonischen Text, über dessen Wortlaut und Geist keine Meinungsverschiedenheit bestand, mit äußerlichem Schmuck noch etwas aufzuputzen, sondern darum, das Meisterwort von den Entstellungen, welche Unverstand und Schlendrian ihm zugefügt hatten, zu reinigen und in voller Deutlichkeit sprechen zu lassen. Mit dem ersteren kam man nicht recht weiter, mit dem letzteren drang man durch. Ist die Jnscenirungsfrage auch durch die Regiestudien der Meininger und die Arbeiten ihrer literarischen Vorkämpfer nicht gelöst worden, so hat dagegen Bülow mit seiner Devise: Laßt den Geist sprechen, auf allen Linien gesiegt.

Wie Wagner die Oper in neue Bahnen lenkte, so hat Bülow das Eoucertleben reformirt. Man hat sich so rasch an das Bessere gewöhnt, daß viele sich dessen kaum bewußt wurden, welcher Umschwung durch ihn hervorgerufen wordeis ist. Die Aufstellung gediegener, oft nach historischen Gesichtspunkten geordneter Programme, die Ausführung derselben in der Weise, daß man jeden Componisten seiner Zeit und feiner Begabimg gemäß sprechen ließ, die Beschränkung der „Solo" recte Virtuosenuorträge in syinphonischen Concerten auf ein bescheidenes Maß, der festlich-feierliche Ernst, welcher heute jede Orchesterveranstaltung großen Stiles charatterisirt: wann wurden darauf hinausgehende Forderungen in früherer Zeit anders als ausnahmsweise erfüllt? Sicherlich hat es vor Bülow ausgezeichnete Dirigenten gegeben; nur waren sie noch nicht selbstlos und uneigennützig genug, um mit ihrem eigenen Ich hinter der künstlerischen Persönlichkeit der Komponisten ganz zurückzutreten; dazu konnten sie sich, so verdienstlich ihr Streben auch sein mochte, nicht über den Kreis ihrer engeren Thätigkeit hinaus geltend machen. Zweifellos find auch vor der Meininger BülomEpoche gute Programme aufgestellt worden: aber wie selten geschah das und wie viele Capellmeister und musikalische Genossenschaften empfanden die innerliche Nöthigung, solch' vereinzelte Beispiele nachzuahmen? Als jedoch Bülow mit seiner unerbittlichen Hartnäckigkeit, mit seiner die gesammte Neproductionskraft zeitgenössischer Begabungen zusammenfassenden Intelligenz die Führung übernahm, da durste Niemand zurückbleiben — er mochte wollen oder nicht. Konnte nunmehr auch nicht jeder Orchesterleiter minderen Ranges „den Bülow spielen", so begann man allerorten wenigstens mit Fleiß und Sorgsamkeit zu studiren, ging eifriger den schon halbverwischten Spuren authentischer Ueberlieferungen nach und fing an, innerhalb der Orchesterverbände wiederum niehr auf die für die Erzielung einer einheitlichen Gesammtwirkung so nothwendigen Discivlin zu halten, welcher der deutsche Musiker, vorgeblich um seine geistige Selbständigkeit nicht einzubüßen, in der That aber aus Bequemlichkeitsrücksichten, sich so gern zu entziehen pflegt. Noch bleibt ja Verschiedenes zu erstreben übrig. Der alte Schlendrian ist noch nicht überall mit der Wurzel ausgerottet; das Birtuosenwesen macht sich selbst an den Stätten emsthafter Kunstpflege noch über Gebühr breit; die componirenden Localberühmtheiten drängen sich in die heiligen Hallen der Handn und Mozart noch immer hinein und mancher vrivilegirte Taktschläger arbeitet noch durchgehendö mit Metronom und Clavierauszug. Andere hinwiederum sind schon nahe daran, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, kein harmloses Weber'sches Strophenlied zu begleiten, ohne etwelche eigene Auffassung znm Besten zu geben, keine Aufführung der Haydn'schen „8vra,p>i«ni« militairo" zu unternehmen, ohne vorher eine Separatprobe mit dein Triangelspieler abzuhalten. Dergleichen will jedoch wenig besagen. Die Saumseligen werden sich zu einem rascheren Tempo bequemen, die Unselbständigen auf eigene Füße stellen oder abtreten, die Geistreichler wieder natürlich und vernünftig reden müssen: das alles gleicht die Zeit aus. Die Hauptsache ist, daß Bülow gezeigt hat, wie man die Pflege der Werke um'erer großen Meister zugleich mit Pietät und Nachdenken betreibt. Er hat uns eine neue Straße gewiesen, uns auf derselben eine gute Strecke weit geleitet: mir haben nichts nöthig, als ruhig fortzuschreiten und werden keine anderen Hindernisse außer denen vorfinden, die wir uns etwa selbst in den Weg legen möchten. Bülow hat als einzelner ein Werk vollbracht, an dem sonst Generationen thätig sind: er hat innerhalb kürzester Zeit ein Stück künstlerischer Tradition geschaffen. Was Richard Wagner in seiner Schrift „lieber das Dirigiren" von einein idealen Kapellmeister verlangte, Büloiv hat es erfüllt. Die Stilbildungsschnle für die musterhafte Wiedergabe der symphonischen Literatur, welche in's Leben zu rufen dem Bayreuther Meister nicht mehr vergönnt war: Bülow verkörpert sie heute in sich.

Das Beste von Bülows Liebe gehört den großen Meistern des polyphonen Stils: den Bach, Mozart und Beethoven. Für sie kann er sich nie genug thun. Ihnen gegenüber ist er ein Schuldner, der seine Gläubiger täglich überzahlt. Während bildende Künstler darin miteinander zu wetteifern scheinen, in das Antlitz der Donheroen, dem Ideal eines photographischen Verlages entsprechend, immer mehr Süßliches und Gelecktes hereinzutragen, zeigt Bülow, wie jene in Wahrheit aussahen. Er stäubt den Puder nicht aus den Locken Mozarts und verhüllt den derben, mannskräftigen Nacken Beethovens nicht durch den Faltenwurf einer modernsentimentalen Auffassung: aber er ist zu wenig Naturalist, um nicht zu fühlen und in seiner nachfchaffenden Darstellung hervortreten zu lassen, daß auch die Wahrheit, welche unseren verwöhnteren Sinnen sich nicht so leicht einschmeichelt oder uns gar durch die Herbheit des Unbedingten und Unversöhnten fast zurückstößt, ihre eigenthümliche Schönheit in sich trägt. Kein Meister, dem er nicht in feiner Art gerecht wird. Er wahrt Bach die Würde und Erhabenheit, bringt seine Contrapunktik in Fluß, ohne sie zu modernisiren, beweist, wie man jedes Fugenthema gesangsmäßig spielen oder spielen lassen kann und fetzt den oft vernachlässigten Melodiker Bach in seine gebührende Herrschaft ein. Niemand hat diesen Göttlichen in seiner unermeßlichen Bedeutung für die deutsche Musik besser erfaßt, als er. So sagt er: „Wie es einst zu Florenz und auf anderen italienischen Universitäten eine Dante-Facultät gab, deren Mitglieder ihre philologische Thätigkeit lediglich auf die Räthsel dieser gewaltigen Sphinr beschränkten, so möchte an musikalischen Hochschulen eine ähnliche Specialisirung des Studiums des nur mit einem Dante vergleichbaren deutschen Ton-Riesengeistes Bach am Platze sein dürfen."*) Ist jemals ein tiefsinnigerer Ausspruch über Bach gethan morden? Doch Bülow ist für Bach mehr als ein feuriger Lobredner; er hat so manchen seiner herrlichsten, zuvor schon fast verschollenen Tondichtungen wieder ihr Recht werden lassen. Was Mendelssohn für das Wiederaufleben der großen Chorcompositionen Bachs, das war Bülow für das Neuerstehen vieler seiner Clavierwerke.

So innig er dein Größten der Großen anhängt, so wenig geht er in einem einseitigen Cultus desselben auf. Wer, der nicht selbst davon Zeuge mar, möchte es dem Manne mit den strengen, scharfen Zügen zutrauen, daß er die zarten Besonderheiten Mozart'scher Anmuth und Liebenswürdigkeit so entzückend herauszuarbeiten verstehe? Daß er überdies ein untrügliches

Feingefühl für Mozart'sche Teinpi hat, macht ihn zu einem Unicum unter Capellmeistern und Spielern der Gegenwart. Was er vollends für die Erkenntniß Beethovens leistete, darüber ließen sich ganze Bände schreiben. Er hat dessen sast vergessene Jugendwerke wieder hervorgezogen und zu Ehren gebracht; er hat die noch vor Kurzem vielumstrittenen Schöpfungen der letzten Periode — wenigstens unter Musikern — beinahe populär gemacht. Ueber das Bekannte und Bekannteste verbreitet er Hinmiederuin, ohne irgendwie manierirt zu werden, ein ganz ungewohntes, zauberisches Licht; man mag der Meinung sein, daß man einem Sonaten- oder Quartettsatz Beethovens in langjährigem Studium annähernd gerecht geworden fei; hört man ihn alsdann in Bülom'scher Ausführung, fo wird man sich erst bemußt, wie wenig man zuvor davon verstand, wie viele Feinheiten einem entgangen waren. Bülow spricht Beethoven wie ein großer Schauspieler Shakespeare; der Zuhörer hat, bei allem Schwung, bei aller rednerischen Fertigkeit des Vortrages nie die Empfindung des Declamirten, sondern immer des Miterlebten. Bülow enthüllt die so unendlich reiche Gefühlswelt des Tonmeisters bis in ihre geheimsten Tiefen; die leisesten Seelenregungen, die fast unmerklichen Stimmungsübergänge spiegeln sich in seiner Darstellung wieder. Psychologen, welche es lieben, die große Scala der Mitteltöne zwischen schmerzlichen und freudigen Regungen zu durchmessen, müssen Bülow Beethoven interpretiren hören. Sie können dadurch fernerhin die Erkenntniß dessen gewinnen, was Pathos, Sentimentalität und Humor in der Tonkunst sei. Der letztere, wie er sich in Beethoven so herrlich offenbart, ist Bülow vornehmlich an's Herz gewachsen. Mit sonderlicher Lust läßt er ihn in all' seinen Spielarten schillern und ist König Lears Narr, Johannes Kreisler und Jean Paul in einer Person.

Zu jedem Beethoven-Denkmal, welches in den letzten dreißig Jahren errichtet wurde, hat Bülow nach Vermögen, das heißt, großherzig wie er ist, weit über dasselbe hinaus beigesteuert. Das schönste der vorhandenen

Monumente aber hat er ganz aus eigenen Mitteln errichtet.- seine Ausgabe der Beethoven'schen Comvositionen für Pianoforte. Dieselbe, fchon deshalb von hohem Werths, weil sie einen starken Bruchtheil,der zur Zeit thätigen Clavierlehrer entbehrlich macht, kann, was Vorzüglichkeit der Textkritik anlangt, mit jeder Musterleistung eines classischen Philologen den Vergleich aushalten*). Die Anmerkungen zu ihr lesen sich wie eine selbständige, an sinnigen, musikalischen Kernsprüchen und Parallelen reiche, das Nachdenken des Lesers beflügelnde, dazu mit Bülow'schen Sarkasmus hinlänglich durchtränkte Schrift.

*) Sie ist leider noch unvollständig: sie umfaßt die bez. Werke von »i>. 53 bis op. 129 in historischer Folge; dazu sind einzelne Compositionen mit niedrigeren OpusNummern in Sonderausgaben erschienen. Bisher hat der Vielthätige leider noch nicht die Muße gefunden, um das wundervolle Werk zu Ende zu führe». Ehe das nicht

Bülow wurzelt in Bach, lebt in Beethoven und erfrischt sich durch Wagner. Nichtsdestoweniger ist er zu sehr Historiker, um es die 6ii inlrwruru gentium entgelten zu lassen, daß sie keine Beethoven sind. Er spielt die „Wanderer-Phantasie" mit solch' gewaltigen, durchaus zu rechtfertigenden Steigerungen, daß die Theorie von der „Formlosigkeit" Schuberts einen argen Riß erhält. Er hat Mendelssohns Bild von den überflüssigen, coloristifchen Zuthaten der unberufenen Tadler wie der übereifrigen Lobhudler gereinigt und in das rechte Licht gerückt; so erscheint es in seiner Auffassung als das eines Comvonisten von liebenswürdigmelancholischem Charakter und bestem gesellschaftlichen Schliff, der neben den poetischesten Märchenouverturen auch akademische Preismusik und neben marklosen Tonspielereien auch die prachtvollsten Fugen schrieb. Schumann nnd Chopin, die weiblichsten unter den schöpferischen musikalischen Individualitäten, hat er stets mit behutsamer Zärtlichkeit gepflegt; sein ChopinAnschlag ist das Denkbarste an nachfühlender Delicatesse — Thautropfen, die auf ein Rosenblatt fallen — und in feinen Nacherzählungen Schumann'fcher Stimmungsphantasieen ist er der anspruchsloseste und sinnigste Trauindeuter.

Für Johannes Brahms hat Bülow nicht nur eine Gemeinde, sondern auch ein Concertvublikum geschaffen. Das zeugt ganz besonders dafür, daß er nicht zu den Einseitigen gehört. Es wollte Den und Jenen verwunderlich bedünken, daß er in den letzten Jahren mit gleichem Eifer für den Meister des „Deutschen Requiem" Freunde warb, mit welchem er früher die Rekruten zur Fahne Wagners trieb. Wir sehen darin keine „Gesinnungswidrigkeit". Vorerst: was hat der Concertsaal mit der Oper, was hat Brahms mit Wagner zu thun? Als ob derselbe Schriftsteller nicht Schiller und Rückert feiern könnte! Sodann und hauptfächlich: Bülow hätte sich selbst untreu werden müssen, wenn er anders gehandelt haben würde. Huldigten nicht Brahms wie Wagner (das heißt der spätere Wagner, der des „Tristan" und der Meistersinger") in gleicher Weise, jeder der von ihm behandelten Kunstform entsprechend, dem polyphonen Princip? Genügen der formell schön entwickelte, übersichtlich aufgebaute Jnstrumentalsatz nnd das streng durchgeführte, in symphonischem Zuge ausgestaltete Leitmotivsystem nicht einer wie das andere den Anforderungen einer straffen musikalischen Logik? Bülow, der unermüdlichste und treueste

geschehen ist, — wir sagen das, ohne die außerordentlichen Verdienste Thaycrs auch nur im Mindesten schmälern zn wollen, — kann auch die classische Beethoven-Biographie nicht geschrieben werden. Nnd, »m ncch einen weiteren Herzenswunsch der musikalischen Welt zn erwähnen, wann erscheint, als Gegenstück zur Beethoven-Ausgabe, Bachs „wohltcmpcrirtcs Clavier", wohlrevidirt durch Hans v. Bülow? Eine Bitte, deren Erfüllung selbst einem Arbeitsgcnie wie ihm die Anstrengungen von Jahren kosten würde. Aber er hat uns daran gewöhnt, selbst oas Unvczwingliche durch ihn überwunden zu sehen.

Borkämpfer des Kunstwerkes der Zukunft, schwor also keineswegs sein früheres künstlerisches Glaubensbekenntnis? ab, als er Brnhms eine Gasse bahnte. Ob er nicht, durch die ihm so sympathische Brahms'sche Mehrstimmigkeit ein wenig zu dessen Gunsten voreingenommen, dem Gegenstand seiner Verehrung noch etwas mehr an melodischer Ursvrünglichkeit und reifer Jnstrumentaltechnik zuschreibt, als derselbe in der That besitzt, das ist eine weitere Frage, welche wir, die mir uns zu den wärmsten und ausrichtigsten Brahms-Berehrern zählen, indem wir sie auswerfen, bereits in aller Bescheidenheit beantwortet zu haben glauben. Dennoch wäre, falls selbst ein Mann von der Eompetenz eines Bülow Brcchms etwas überschätzen sollte, damit dem Letzteren noch immer keine ausreichende Genugthuung dafür gegeben, daß ihn die öffentliche musikalische Meinung so lange unterschätzt hat.

Wie Bülow der deutschen Musik in der Fremde erfolgreich Bahn gebrochen hat, so ist er auch unablässig darum bemüht gewesen, fesselnden und bedeutsamen Erscheinungen auf dem Felde der ausländischen MusikLiteratur bei uns Eingang zu verschaffen. Eine außerordentliche Hochschätzung hegt er sür Berlioz. Obschon er, seinein heutigen Standpunkt gemäß, dessen Programmmusik principiell ebenso ablehnt wie die Liszts, ehrt er doch in Ersterem den Erfinder kühner und selbständiger musikalischer Gedanken, das in seiner Art einzige Jnstrumentationsgenie, den wählerischen Rhythmiker, vornehmlich aber die kräftig ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit. Er hat uns die Bekanntschaft mit Berlioz'schen Tonstücken vermittelt, die, wie die Corsar-Ouverture, selbst angesehenen Pariser Musikern so gut wie unbekannt sind. Von neueren französischen Componisten hält er am meisten aus Bizet und Saint-Saöns. Diesen bevorzugt er augenscheinlich seiner vortrefflichen Fachkenntnisse, insbesondere seiner ausnehmenden contrapunktischen Fettigkeit halber. An der „Carmen", die als „überaus melodiöses Werk" im Repertoir nach Möglichkeit abgenutzt und durch den Schlendrian der Primadonnen-Gewohnheiten zur Operetten-Oper geworden war, hat er eine künstlerische Ehrenrettung vollzogen. Unter seiner Direktion trat der bemerkenswerthe tragische Zug, der das Werk charakterisirt und der sich schon bei einer aufmerksamen Durchsicht des TerteS offenbart, (wenn man nämlich nicht die Zigeunerin, das Weib mit vielseitigster Vergangenheit und ohne Zukunft, sondern Josö als den „Helden" betrachtet) wieder hervor*>.

In höherein Grade hat Bülow sein Interesse der neuerdings in üppiger Fülle aussprießenden slavischen Musik zugewendet. Ohne es sich verhehlen zu können, daß sich in den Arbeiten der Tschaikowski, Eni, Borodin noch viel des Ungegöhrenen findet, daß in ihnen die Leidenschaft

*) Deshalb darf die Rolle des Joss auch nicht einem lyrischen (verstcmdcscinnen) Tenor zngetheilt morden.

stark begabter, aber nicht selten maßlos überschäumender Naturtalente noch nicht genügend durch westliche Cultur gebändigt ist*), ersreut er sich doch an dem frischen und herzhaften, aus einem noch nicht ausgesogenen Boden reicher nationaler Volksmelodik in Saft und Kraft erwachsenden musikalischen Empfinden jener Talente. Näher stehen ihm natürlich die Czechen, Smetana und Dvorak, in deren Compositionen, unbeschadet der originellen Thematik, der naiv-starken Selbständigkeit, Sinn für Ordnung und Ebenmaß sich schon mehr bemerkbar macht. Bülow zu insinuiren, daß nicht allein musikalische, sondern auch politische Sympathieen ihn zu den Czechen hinziehen, das ist als ein Stückchen seiner Neider anzusehen, welches zu kläglich ist, als daß man darüber noch weitere Worte verlieren sollte. Er, der Bach und Beethoven so in sich verarbeitet hat, wie Keiner außer ihm, muß vom Scheitel bis zur Sohle deutsch gesinnt sein.

Für jeden Musiker, der keine Alltagsphysiognomie hat und mit eigenem Können vor die Welt trat, hat Bülow gearbeitet, sich gemüht, gekämpft. Nur für einen nicht: für sich selbst. Sollen mir von seiner beispiellosen Uneigennützigkeit, seiner nie ermüdenden Opferwilligkeit, seiner Selbstlosigkeit und Ritterlichkeit sprechen? Wer ihn kennt, dem würden wir damit nichts neues sagen und wer ihn verkennen will, den vermöchten auch wir nicht eines Besseren zu belehren.

Nehmt Alles nur in Allem: er ist ein Mann!

Ein Mann, der Schicksale ungewöhnlichster Art durchlebt, der eine Musikerlaufbahn durchmessen hat, auf der jeder Zoll mit Dornen und Lorbeeren besteckt war. Zuerst ein Kampf um das künstlerische Dasein, dann ein Kampf für die Kunst! Ein musikalischer Achilleus auf rastloser Wanderschaft! Alle Bildungsmomente einer scheidenden, an stiller Arbeit der Dichter und Denker reichen Zeit und alle einer neuen, in hartem, drängendein Leben vorwärts eilenden Epoche kamen Bülow zu Gute; die meisten bedeutenden geistigen Gegensätze des Jahrhunderts spielen in dieses Dasein mit hinein. Kein Feld des Ringens und Strebens der moderneu in, unausgesetzten Bsrsuchen begriffenen Menschheit, auf dem er sich nicht herumtummelte, kein Reiz der Contraste, den er nicht voll auskostete. Wie viele namhafte Zeitgenossen giebt es, deren Pfad er nicht gekreuzt, mit denen er sich nicht zu gemeinsamem Vorgehen verbunden oder mit denen er sich nicht in Wort und That gemessen hätte! Es war fürwahr kein enger Kreis, dem er seine Bildung dankte. Er hat, in traumumfangener Jugend stehend, die zarte Romantik Mendelssohns und Schumanns noch an der Schwelle ihres Scheidens gegrüßt; er hat den wunderthätigen Magus Liszt in der Lohe der Ertase aufflammen und in der koketten

*) Gerade wie in den Werken der Tolstoi und Dostojewski, der Wercschagin und AiwasowSki. Aber welche Stellung wird diese Nation noch einmal auf künstlerischem Äebiete einnehmen, sobald sich der geistige Klärungsproceß in ihr vollzogen haben wird! Sentimentalität des musikalisch so unbußfertigen Weltpriesters abblassen sehen; er hat die festesten Bausteine zur Errichtung des Bayreuther Werkes aufgeschichtet, um es hernach im Bogen umgehen zu müssen. Er hat Joachim Raff und Hector Berlioz bis über's Grab hinaus geehrt und Johannes Brahms zum Tenipel des unvergänglichen Ruhmes geleitet. Er ist zu den ästhetischen Optimisten in die Schule gegangen und mit den Bußpredigern des Nirmana Arm in Arm gewandelt. Er bewegte sich stets gleich zwanglos in der Werkstatt des Blousenmannes und in den Salons der Aristokratie; er war Ferdinand Lassalles Freund und ist an vielen Hoftafeln ein gern gesehener Gast. Er hat im nüchternen Norden und im gemüthreichen Süden Deutschlands Heimstätten gehabt; er hat den Franzosen der Revanche, den Altrussen, Jungczechen und die übrigen interessanten Völkerschaften des deutsch-feindlichen Europa genugsam studirt. Er hat die alte Welt ertragen, die neue achten, über Männer zu siegen, über Frauen zu philosophiren gelernt und liebt — „seine Welt". Aus Bülows Umgang zu schließen, wer er sei, wäre ein schweres Stück: denn mit wem ist er nicht umgegangen? Er gehört zu den Wenigen, die init allem fertig werden und mit denen man nie fertig wird. Er ist kein Geheimnißkrämer und giebt keine psychologischen Räthsel auf — wenn man sich anders die Mühe nimmt, über ihn nicht nur zu schreiben, sondern auch'nachzudenken — aber er stellt dein, der sich über ihn klar zu werden ernsthaft gewillt ist, alle Tage neue Aufgaben. Ein lückenloses Verzeichniß all' seiner Fähigkeiten und Künste anlegen zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen: das, was heute hei einem Bülow noch als schüchterner, kaum erkennbarer Blattansatz erscheint, kann morgen schon neue, vollaufgeschlossene, eigenartige Blüthe sein. Ueberhauvt lassen sich die Eigenschaften der Größten nicht katalogisiren. Je gewaltiger das Genie ist, um so inehr ist von dem, was es bietet, auf Rechnung der Stimmung und Stunde zu setzen: wer will da nun bis in's Kleinste abcirkeln, was aus der Eingebung des Augenblickes herausgeboren wird und was ein nur zeitweilig hervortretender künstlerischer Charakterzug ist? Man muß sich damit begnügen, auf solch' außerordentliche Persönlichkeit oft und scharf hinzublicken; glaubt man, daß man dabei etwas gelernt habe, so mag man daran gehen, von derartigen Wahrnehmungen Anderen Rechenschaft abzulegen. Da jedoch das Beobachtungsfeld ein übergroßes ist und auch der Aufmerksamere seine Augen nicht vervielfältigen kann, dürfen seine Aufzeichnungen nur auf den Werth eines Versuches Anspruch machen.

College Schnabel.

Erinnerungen aus der Redactionsstul'e.

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

ine kleine Schaar von Leidtragenden umstand die offene Gruft. Wir waren unser Alles in Allein sieben Personen: der Verleger der Zeitung, der Buchhalter der Erpedition, meine beiden College« in der Redaction, der Factor der Druckerei, ein fremder Herr und ich. Sonst Niemand, kein Anverwandter, kein Freund. Der arme Willibald Schnabel, den mir da begruben, stand ganz allein in der Welt. Während der zwei Jahre unserer gemeinsamen Arbeit in der Redaction einer Provinzialzeitung hatte ich ihn nie einen Bries erhalten oder schreiben sehen. Er hatte niemals mit mir, obwohl wir auf sehr gemüthlichem Fuße standen, von irgend einem seiner Anverwandten gesprochen, nnd bis auf den heutigen Tag habe ich nicht erfahren, woher er stammte und wer seine Eltern waren. Ich muß allerdings hinzusetzen, daß ich mich niemals darum gekümmert habe.

Von den Menschen war nicht viel geschehen, es war so gut wie nichts geschehen, um das Begräbniß stimmungsvoll zu machen. Schnabel war an einem Herzübel, zu dem Wassersucht hinzugekommeu war, nach längerem Leiden im Krankenhause gestorben. Die Direction hatte uns, den Verleger und mich, durch eine nüchterne Anzeige von diesem Todesfall und von der zum Begräbniß angesetzten Stunde in Kenntnis; gesetzt, und das Letzte, was sür den armen Schnabel noch geschehen mußte, geschah mit Vermeidung aller überflüssigen Ausgaben. Der schwarzgestrichene Holzsarg schmucklosester Art wurde auf der Bahre von den Trägern nach dein nahegelegenen Kirchhof gebracht. Von unbekannter Hand war ein verhältniszmäftig schöner Kranz mit der auf der Schleife augebrachten Aufschrift: „Dein edlen Freunde" gespendet worden, und diese Liebesgabe stand zu der lieblosen Dürftigkeit des Ganzen in schneidendein Widerspruch. Sonst nichts. Der Anstaltsgeiftliche, der den Berstorbenen gar nicht gekannt, sprach einige wenige allgemeine Worte über des Menschen Leben, das da ist wie Gras, und schloß hastig mit dem Vaterunser. Die Erdschollen kollerten auf den Sargdeckel, und nach einer kleinen Biertelstunde war Alles vorbei.

Aber das, was die Menschen versäumt hatten, machte die Natur wieder gut.. Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen, ein Sonntag. Der Flieder stand in vollster Blüthe, und die Sonne schien warm. Und in demselben Augenblicke, als der Geistliche sein Amen gesprochen hatte, setzten alle Glocken wie auf ein Stichwort ein, und in seiner Schlichtheit, ja Armseligkeil, hatte diese Bestattung doch etwas merkwürdig Feierliches und Schönes. Einen wahrhaft tiefen Schmerz empfand wohl keiner der Wenigen, die dein armen Schnabel das letzte Geleit gegeben hatten, aber es gab auch wohl Keinen unter diesen, der in jenem Augenblicke nicht ein ernstes wehmüthiges Bedauern empfunden hätte.

Nicht ohne Nührnng gedenke ich auch jetzt wieder des armen Burschen, und bei der Erinnerung an ihn und an jenen sonnigen Frühlingstag, an dem wir ihn begruben, vergegenwärtigt sich mir mit sonderlicher Schärfe jene Zeit meiner journalistischen Thätigkeit, in der ich an jedem jungen Morgen inein politisches Licht leuchten ließ und allwöchentlich drei- oder viermal in größeren, wohlerwogenen Leitartikeln die weiter der europäischen Staaten auf unverzeihliche Bersehen aufmerksam machte. Ich stellte an Bismarck die verfängliche Frage: ob er sich denn auch wohl überlegt habe, wie bedenklich es sei, dem König Georg von Hannover eine so bedeutende Abfindungssumme zur Berfügung zu stellen? Ich eiferte gegen den Grafen Leo Thun und gegen dessen schroffe Haltung in der Ehegesetzdebatte. Ich sagte Serrano beinahe verletzend schroffe Wahrheiten. Ich hatte an der Kriegführung Englands in Abessinien mancherlei auszusetzen. Ich unterstützte Thiers und bekämpfte Lamarmora. Aber sie Alle, Bismarck und Thun, Disraeli und Serrano, Thiers und Lamarmora, kümmerten sich nicht im Geringsten um das, was ich sagte und in so überzeugenden Worten niederschrieb. Damals war mir bitterer Ernst, was inir jetzt so wenig ernsthaft erscheint. Ja, man wird alt! Zwanzig Jahre sind darüber vergangen, und von denen, die damals während der Nedactionsarbeit meine ständige Umgebung bildeten, ist auch nicht ein Einziger mehr am Leben.

Unsere Redaction verfügte über zwei Räume. In dein vorderen, kleineren, befand sich nur ein Stehpult, an der Wand ein Zeituugsregal

ein Tisch und zwei Stühle vervollständigten die Einrichtung. In diesen? Räume wirkte mein Freund Zeisig, ein Anverwandter des Verlegers, über dessen mannigfache Thätigkeit ich gleich sprechen werde.

Das Mobiliar in dem größeren Zimmer nebenan war auch nicht viel reicher. An den beiden Fenstern standen zwei Arbeitstische, deren Erhöhungen mit Nachschlagebüchern und Zeitungen Rücken gegen Rücken standen und so zwischen den beiden Pulten die Scheidewand.bildeten. An dem einen Tisch saß ich als Chefredacteur — ich hatte natürlich den guten Platz —, inir gegenüber, aber unsichtbar für mich, saß der alte Doctor, ein

Jnventarstück der Redaction, der schon verschiedene Geschlechter von Hauptreoacteuren überdauert hatte, von uns immer „das Männchen" genannt, und dein beim Schreiben der Schatten der Hand auf das Papier gefallen wäre, wenn er überhaupt geschrieben hätte; er beschränkte sich indessen darauf, die Zeitungen zu lesen, anzustreichen und auszuschneiden.

Hinter dein „Männchen", an der Wand mir gegenüber, arbeitete an einem Stehpulte auf dem Drehfchemel niein tüchtiger und liebenswürdiger College Dr. Engelmann, mit dem ich innig befreundet war. Wir kannten uns schon von Halle her und waren Duzbrüder. Wir Beide erledigten nahezu die ganze Arbeit.

Wenn ich daran denke, was ich in jener Zeit zusammengeschrieben habe, überfällt mich noch jetzt ein gelindes Grauen. Es war keine Seltenheit, daß in einer Nummer der täglich zweimal erscheinenden Zeitung von mir ein Leitartikel, die politische Uebersicht, ein Feuilleton, eine Theaterkritik und womöglich noch ein Bericht über eine interessante Gerichtsverhandlung oder dergleichen stand, Alles in größter Hast und beinahe ohne die Möglichkeit einer aufmerksamen Coi-rectur niedergeschrieben.

Mein Freund Engelmann bekümmerte sich besonders um das Abendblatt und half mir sonst auch bei allein Möglichen, namentlich bei der Erledigung der parlamentarischen Verhandlungen, die zu seinem besonderen Arbeitsfeld gehörten. Von Zeit zu Zeit schrieb er auch Leitartikel; die waren aber nicht viel werth. Er hatte eine verhängnißvolle Vorliebe sür verlassene Bruderslämme, und seitdem die Schleswig-Holfteiner dem Kreise seiner Betrachtungen entzogen waren, war er ziemlich Hülflos. Er wußte es indessen doch so einzurichten, daß er wenigstens alle vierzehn Tage einmal ein kräftiges Wort über die Ostseeprovinzen oder über die Sachsen in Siebenbürgen sagen konnte. Im Nothfall begnügte er sich auch mit Glaubensenclaven; namentlich für die Waloenser erglühte sein Herz. Er war klug, gebildet, gewandt und fleißig. Ich habe niemals einen angenehmeren College« gehabt.

Das „Männchen" war eine rührende Erscheinung. Er war nahezu siebzig Jahre alt, klein, mager, gebückt; der völlig von Haaren entblößte Schädel war mit einem schwarzen Sammetkäpvchen bedeckt. Er trug eine große Hornbrille. An seinem schwarzen Anzüge war nie ein Stäubchen zu sehen. Er trug stets eine weifte Halsbinde und sah aus wie ein alter Schullehrer; ich glaube, er mar auch in seinen jungen Jahren Lehrer gewesen. Er mar sehr schwerhörig, beinahe taub, und die Verständigung init ihm infolgedessen ziemlich beschwerlich. Wenn ich ihn irgend etwas zu fragen hatte, schrie ich, daß die Wände zitterten; aber er hörte es gewöhnlich doch nicht. Dann drehte sich entweder mein Freund Engelmann auf seinem Drehschemel herum und stieß ihn von seinem erhabenen Sitze leise mit dem Fuß an, oder ich ballte eine alte Zeitung zusammen und warf diese über das Bücherreck auf unserm Pulte zu ihm hinüber. Dann stand er sofort auf und erkundigte sich mit aumuthigem Schmunzeln nach meinem Begehr. Ich hatte immer nur die eine Frage an ihn zu stellen: ob wir diese oder jene Nachricht schon gebracht hätten? Das mußte er, aber etwas Anderes mußte er auch nicht. Mit Bienenfleiß trug er aus den Provinzialblättern alle Nachrichten zusammen, von denen er voraussetzte, daß sie interessant seien. Er irrte sich gewöhnlich; vier Fünftel von dem, was er auf mein Pult legte, wanderte in den Papierkorb. Aber er war unermüdlich in seinem Eifer. Es war mir, dem fo viel Jüngeren, oft recht peinlich, den braven, alten Herrn so rücksichtslos behandeln zu müssen; aber er nahm es mir nicht weiter übel, meine Vorgänger hatten ihn schon daran gewöhnt. Er hatte immer dasselbe freundliche Lächeln im Gesicht, und unbekümmert um das, was mit seiner Auslese geschehen mochte, schnitt er vergnügt drauf los und beschränkte sich darauf, die Quelle anzugeben oder zu vertuschen.

Viel mannigfaltiger gestaltete sich die Thätigkeit des Herrn Zeisig, der eine Zmischenstellung zwischen Redaction, Erpedition und Druckerei einnahm. Er hatte zunächst die ehrenvolle Aufgabe zu lösen, Besuche zu empfangen oder abzuweisen, er ordnete in jede Nummer unserer Zeitung die Manuskripte ein und beschrieb im Blatte die honorarpflichtigen Aufsätze mit den Namen der Mitarbeiter; er redigirte den Handelstheil, er las die Correcturen der Annoncen; vor Allein aber wirkte er als Localberichterstatter. Das mar sein besonderer Stolz.

Er hatte sich nach erlauchten Vorbildern einen eigenthümliche», bilderreichen Stil angeeignet. Wenn ein Taschendiebstahl vorgekommen war, so schrieb er regelmäßig: „Gestern versuchte wiederum ein lustiger Bruder, in den Taschen seines Nachbars Fingerübungen zu machen." Groß war er in der Darstellung von Bränden. Die schaurigen Beleuchtungseffecte schilderte er mit den glühendsten Farben. Er verstieg sich sogar zu biblischen Bildern und sprach bei diesem Anlaß auch einmal von dem feurigen Wagen des Elias. Seine größten journalistischen Triumphe feierte er an hohen Festen und an den Wendetagen der Jahreszeiten. Da schrieb er stimmungsvolle kleine Aufsätze über die christlichen Feiertage, über Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sie zeichneten sich allerdings durch eine gewisse Gleichartigkeit aus. Kurz vor Pfingsten mußte ich ihn regelmäßig bitten: „Liebster Zeisig, wollen Sie mir einen Gefallen thun? Sprechen Sie diesmal nicht vom .lieblichen Feste', sagen Sie einmal etwas Anderes/ Sein WeihnachtSaussatz begann unweigerlich mit den Worten: „O du, fröhliche, o du selige". Zu Ostern citirte er aus dem Anfange des „Faust". Sehr tiefsinnig waren seine Sulvcsterbetrachtungcn. Am 21. Mär; begann sein Aussatz immer mit den Worten: „Und wieder ist es Frühling worden". Nicht um Alles in der Welt hätte man ihn dazu bewegen können, „geworden" zu schreiben. Ten Sommer begrüßte er mit den Worten: „Ter Sonnengott schießt seine feurigen Geschosse auf uns herab". In der Herbststimmnng wurde er trübe: „Der scharfe Wind aus dem Osten zerkaust die Böume, das Laub raschelt." Aber der Winter stimmte ihn wieder fröhlich — er lief nämlich gern Schlittschuh —, und da, als ob er Julius Wolfs vorgeahnt hätte, frohlockte er gewöhnlich: „Heia und Heissassa! Heia hei! Tas ist ein lustiges Treiben!" Er war in der ganzen Stadt bekannt. Manchmal erlaubte man sich auch unziemliche Svöße mit ibm, und an einen denke ich noch immer mit einein gewissen Schauer.

Es wurde uns gemeldet, daß eine Bäckerfrau sich vergiftet habe. Zeisig stürzte natürlich foglcich nach dem Orte der That. Er traf den Arzt, einen sehr vergnügten Herrn, der immer zu Spaßen aufgelegt war, und ließ sich von diesem die Einzelheiten der traurigen Geschichte erzählen. Ter Arzt war des trocknen Tone; satt und spielte den Teufel; es langweilte ihn, auf all die Fragen des wissensdurstigen Zeisig zu antworten. Schließlich sagte er, als Zeisig von ihm erfahren wollte, welches Gift den Tod der Unglücklichen herbeigeführt habe: „Sie hat zwei Gran Nation bicttrdvnioum genominen." Zeisig schrieb's in sein Notizbuch: „Nati«n dicilibonjouill" und kam in größter Hast kurz vor Schluß des Blattes auf die Nedaction zurück, Nile;, was er soeben gehört und gesehen hatte, brachte er getreulich zu Papier und gab das Manuscript in die Druckerei. Wir, Engelmann und ich, saßen längst beim Frühschoppen,

Am Abend stand dann in der Zeitung, daß die Kunde von einer grausigen That sich mit Windesschnelle im Laufe des heutigen Vormittags in unserer Stadt verbreitet habe. Die ehrsame Bäckerfran 5. , die Freude ihres Gatten, die Liebe ihrer Kinder, der Stolz ihrer Eltern, habe sich in einem Augenblick unerklärlicher, geistiger Umnachtung aus der traurigen Gewißheit des Diesseits in die unerforschte Fragwürdigkeit des Jenseits hinübergcschafft. Ein töotliches Gift habe dao junge Leben zerstört. Zwei Gran Xiltrml diciirboincnm Hilten die SchreckenSthat vollbracht!

Wie auf Berabredung erhielt ich an: andern Morgen von allen meinen Freunden wahre Schiffsladungen von Nalron, jenem schrecklichen Gifte, von dem man immer gesunder wird, je mehr man davon nimmt. Vierzehn Tage lang durfte ich mich an meinem Stammtisch nicht blicken lassen. Ich sah mich schon im Briefkasten des „Äadderaoatsch". Aber znm Glück wurde die Sache von den Zeitungen nicht bemerkt, jedenfalls wurde sie nicht beachtet. Ich kam mit den kleinen localen Unannehmlichkeiten davon.

Der brave Zeisig hatte auch sonst noch manchmal Malheur. Er war der Letzte, der die Nedaction verließ, und wenn kurz vor Thoresschlnß noch eine Depesche einlief, so hatte er sie zu' redigiren. Da fand ich denn eines Tages als letzte Nachricht, in recht augenfälligen Lettern gedruckt. Folgendes:

„Stuttgart. Die Minister haben um Mitternacht ihre Entlassung eingereicht."

Wir zerbrachen uns den Kopf, was die Minister zn diesem Entschlüsse gerade zu so ungewohnter Stunde bewogen haben könne. Es mußte ja ganz ungewöhnlich dringlich sein! War denn Revolution in Stuttgart? Oder was war denn sonst da los? Ich erbat mir das Originaltelegramm, und da stand denn, daß der Minister Mittnacht seine Entlassung eingereicht habe. Auch von diesem Schnitzer wurde zum Glück keine Notiz genommen.

Man macht als Nedactenr überhaupt gauz merkwürdige Erfahrungen, welche Unglaublichkeiten unbeanstandet vorübergehen. Ein Fall dieser Art ist mir im Gedächtnis; geblieben, ein so unwahrscheinlicher Fall, daß ich selbst kaum noch daran glauben würde, wenn ich nicht die betreffenden Belegstücke bis zu dieser Stunde mir bewahrt hätte. Es ist allerdings das Tollste, was mir in meiner journalistischen Erfahrung begegnet ist.

Es war im Hochsommer des Jahres 1868. Unsere gewöhnliche Gesellschaft war beim Frühschoppen vereinigt, und wie immer brachte mir ein Bursche aus der nahegelegenen Druckerei das eben fertig gewordene feuchte Blatt herüber. Ich sah es mir flüchtig an und wollte es eben in die Tasche stecken, als mein Blick eine Nachricht streifte, die mich stutzig machte. Ich las nun die betreffende Notiz, die sogar eine bevorzugte Stelle im Blatte einnahm. Ich traute meinen Augen kaum. Ich las sie wieder nnd wußte immer noch nicht, was ich sagen sollte. Da stand wörtlich das Folgende:

„Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, theilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen, die er eingezogen habe, versichern dürfe, Bismarck denke allen Ernstes daran, einen großen Schlag auszuführen und über den Bundestag hinweg mit der Regelung der deutschen Frage an das deutsche Bolk unmittelbar heranzutreten. In diploumtischen Kreisen Frankfurts wolle man mit aller Bestimmtheit wissen, daß Bismarck nichts Geringeres beabsichtige, als die Einführung des gleichen allgemeinen und directen Wahlrechts."

Das stand in unserer Zeitung, im Hochsommer 1868. Inzwischen war im Februar 1867 bereits der norddeutsche Reichstag durch nilgemeine gleiche und directe Wahlen gebildet worden. Der Bundestag hatte seit 1866 ausgehört und diplomatische Kreise gab es in Frankfnrt überhanvt nicht mehr. Ich war sprachlos vor Entsetzen. Wer um Gottes willen hatte uns dieses Kuckucksei in die Zeitung gelegt?

Ich stürze aus die Redaction und finde da noch meinen Freund Engelmann, der gerade im Begriff steht, seinen Arbeitsrock mit seinem Straßenanzug zu vertauschen, um mich beim Frühschoppen aufzusuchen.

„Hast Du denn gelesen, was heute in unserer Zeitung steht?" frage ich ihn in äußerster Erregung.

„Noch nicht," giebt er mir zur Antwort. „Was ist denn los?"

Ich zeige ihm das Fürchterliche. Er liest die Notiz einmal, zweimal, er liest sie dreimal und fragt mich dann: „Was soll denn das bedeuten? Wer hat uns denn das geschrieben?"

„Aber Unglücksmensch! merkst Du denn nicht, daß es sich um eine empörende Mystifikation handelt? Wir haben doch das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht! Und es giebt doch keinen Bundestag mehr!"

„Ach richtig! Ich hatte es wahrhaftig übersehen. Ja, wer kann denn den Unsinn geschrieben haben?"

Wir begeben uns in den Setzersaal, zu dem vom Flur aus nächst dem Eingange unserer Redaction eine dunkle Treppe von einigen Stufen hinaufführt. Die meisten Setzer haben Mittagspause gemacht, aber der Factor ist noch da.

„Wie kommt denn die Notiz in die Zeitung?" frage ich.

Der Factor stellt Nachforschungen an und bringt nach einiger Zeit ein ganz schmutziges, zertretenes Manuscript von meiner eigenen Hand.

„Das habe ich doch aber jetzt nicht gegeben."

„Wir haben es heute bekommen."

Es werden weitere Ermittlungen angestellt, und es ergiebt sich nun Folgendes: Der Druckerjunge, der wahrend der Nedactionsstunden die Manuscripte von der Redaction in die Druckerei zu beförderi hatte, mar auf der dunklen Treppe gestolpert und hatte die Manuscripte sallen lassen. Er hatte sie wieder aufgelesen und dabei aus einem Winkel auch ein altes, längst beseitigtes Manuscript mit aufgerafft, das sich zufällig in eine Ecke verkrochen und den schüchternen Reinigunsversuchen, die in langen Zwischenräumen in diesem Theile des Hauses vorgenommen wurden, entzogen hatte. Auf diese Weise war das Manuscript, das aus dem Frühjahr 1866 stammte, ini Hochsommer 1868 noch einmal gesetzt, corrigirt und veröffentlicht worden.

Wir waren natürlich sehr bestürzt. Wir standen damals gerade in einer sehr lebhaften Polemik mit einem benachbarten Blatte und mußten natürlich darauf gefaßt sein, nun nach allen Richtungen hin gründlich lächerlich gemacht zu werden. Das war ja sür den lieben Collegen nebenan ein gefundenes Fressen! Wir beriethen lange, was mir nun thun sollten. Mein Freund Engelmann war der Ansicht, daß wir die Geschichte der Wahrheit gemäß in möglichst launiger Form unsem Lesern erzählen sollten. Wir wollten eine Hnmoreske daraus machen und versuchen, die Lacher auf

unsere Seite zu bringe», und zwar gleich in der nächsten Nummer, ehe es uns von Andern cmfgemuzt werden konnte. Wir machten den Versuch, zunächst Jeder für sich und dann mit vereinten Kräften. Aber es wurde nichts Gescheidtes daraus. Wir waren Beide nicht zum Lachen aufgelegt. Schließlich kamen wir überein, ans der Roth eine Tugend zu macheu und zu warten, bis sich das freundnachbarliche Blatt melden würde, um dann das Starke mit dein Zarten, Grobheit mit Humor lieblich zu paaren. Nach vierundzwanzig Stunden erhielten mir in der That eine Nummer jenes Blattes, welche von unserer Mittheilung Notiz nahm. Wir lasen da Folgendes:

„Die ,X. X.-Zeitung/ (und nun war unsere Zeitung, die sonst niemals als Quelle angegeben wurde, mit vollen Buchstaben bezeichnet) schreibt: ,Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, theilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen"' :c.

Und nun war unsere ungeheuerliche Nachricht einfach abgedruckt, und die fremde Nedaction hatte zum Schluß nnr noch bemerkt: „Wir geben diese Nachricht unter allem Vorbehalt."

Als uns die betreffende Nummer znging, erstaunten wir noch mehr, aber diesmal war das Erstaunen ein sreudiges. Wir lachten wie die Kobolde, und unsere Freude sollte sich noch verstärkendenn am andern Tage hatten aus jenem größeren Blatte Dutzende von andern Blättern dieselbe Nachricht mit demselben freundlichen Vorbehalt abgedruckt, und es ist niemals von irgend einer Seite ein Wort dagegen gesagt worden. Ich habe auch das Geheimniß bis zn dieser Stunde bewahrt, und mein guter Freund Engelinann hat es mit ins Grab genommen. Und da spricht Lassalle von der Gedankenlosigkeit der Zeitungsredacteure nnd der Zeitungsleser!

5

Solche und ähnliche Versehen waren bei den durchaus unzureichenden Arbeitskräften, über die die Nedaction verfügte, unvermeidlich. Unser umfangreiches Blatt, das täglich in zwei Ausgaben erschien, wurde thatsächlich von uns Beiden allein gemacht, von Dr. Engelmann und mir. Das gute „Männchen" leistete eigentlich gar nichts; der brave Zeisig kümmerte sich ausschließlich um den localen Dheil und um die Handelsnachrichten, und die Ueberwachung seiner 'Wirksamkeit auf diesem Gebiete nahm unsere Zeit ebenfalls noch stark in Anspruch. Ich hatte meinen: Verleger wiederholt ernsthafte Vorstellungen gemacht, und endlich entschloß er sich auch, meinem immer wiederholten Verlangen zu entsprechen, noch einen Redacteur, auch wenn diesem nur ein ganz bescheidenes Gehalt angewiesen werden könne, fest anzustellen.

Ich stand gerade im Begriff, mich nach einein solchen umzusehen, als

sich eines Tages ein Herr bei mir meldete, der mir einen Empfehlungsbrief von einem lieben Collegen aus Düsseldorf überbrachte. Der Herr hatte mir durch Zeisig den Brief in mein Zimmer geschickt und wartete auf Antwort. Der Brief lautete so:

„lieber Freund! Der Neberbringer dieser Zeilen ist Dr. Willibald Schnabel, ein sehr fähiger, sehr unterrichteter Mann, der gutes Deutsch schreibt und schnell arbeitet. Wenn Sie ihn sehr straff halten, wird er Ihnen gute Dienste erweisen können. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß er einigermaßen zum Bummeln neigt; namentlich ist er den geistigen Getränken stark zugethan. Aber Sie werden es kaum bemerken. Ich kenne ihn seit unfern Universitätsjahren und habe ihn niemals angetrunken gesehen. Er ist ein kreuzbraver Kerl, und ich bin überzeugt, Sie werden gut mit ihm auskommen können. Seine Ansprüche sind bescheidenster Art. Ich würde Ihnen indessen rathen, ihm nie einen Vorschuß zn bewilligen. Lassen Sie sich durch diese offenherzige Schilderung nicht etwa abschrecken. Ich wiederhole Ihnen und spreche sehr ernsthaft: Dr. Schnabel wird Ihnen gute Dienste leisten, und Sie werden einen liebenswürdigen Mann nm sich haben."

Ich bat Zeisig, er möchte den Herrn eintreten lassen. Es mar in der Pause zwischen der Abgabe des letzten Manuskripts und dem Eintreffen der ersten Correctur. Das „Männchen" saß noch immer in seine Zeitungen vertieft und schnitt aus, ohne irgendwelchen Sinn für alle andern Vorgänge der Außenwelt. Er merkte gar nicht, daß Jemand in's Zimmer getreten war. Engelmann drehte sich auf seinem Schemel herum, ich beseitigte von dem einzigen noch unbesetzten Stuhl die daranfliegenden Zeitungen und bat Herrn Dr. Willibald Schnabel, den ich mit meinem Freunde Engelmann bekannt machte, sich zu setzen.

Dr. Willibald Schnabel war eine lange Hopfenstange, an sechs Fuß fehlte ihm gewiß nur eine Kleinigkeit. Sein Gesicht mar mager, die Backenknochen standen stark hervor. Sein langes Haupthaar und sein Bart waren dunkelbraun und struppig. Er hatte eine große, starke und leicht geröthete Nase. Seine wasserblauen Augen hatten einen unendlich milden, friedlichen Ausdruck, wie er oft durch den Genuß des Alcohols bewirkt wird. Auffallend lang waren seine Arme und seine Hände. Er trug einen abgeschabten, aber ziemlich säubern grau melirten Anzug, der etwas schlotterig saß und fertig getauft zu sein schien, Papierkragen und Papiermanchetten.

Nachdem mir einige allgemeine Redensarten ausgetauscht hatten — cmknüpsend natürlich an unser» gemeinsamen Freund —, ging ich sogleich auf mein Ziel loö und befragte ihn über seine journalistischen Erfahrungeil nud dergleichen. Er antwortete darauf sehr verständig und gefiel uns Beiden, meinem Freunde Engelmann und mir, auf der Stelle. Bei irgend einer scherzhaften Bemerkung, die Einer von uns machte — es war nicht der Rede werth —, brach unser Dr. Willibald Schnabel in ein fo fürchterlich dröhnendes Gelächter aus, daß das „Männchen" erschrocken in die Höhe fuhr. Ich habe nie einen Menschen so lachen hören. Es war, als ob sich Böllerschüsse aus seiner Kehle entlüden, und man mar aus diese Salven gar nicht vorbereitet. In unserm späteren Verkehr stellte sich oft heraus, daß Schnabel irgend etwas komisch gefunden hatte, was wir gar nicht komisch finden konnten, und dann krachte er regelmäßig mit seinem Lachen los, daß die Wände zitterten.

Natürlich konnte von einer sofortigen Einigung über das Verhältniß, in das mir zu einander treten wollten, noch nicht die Rede sein. Wir verabredeten vielmehr ein Provisorium von vierzehn Tagen, nach dem der eigentliche Vertrag zwischen meinem neuen College« und dem Verleger geschlossen werden sollte.

Nach dieser geschäftlichen Vorbesprechung machte ich es meinem Besuche so deutlich wie nur irgend möglich, daß ich unsere Rücksprache nunmehr als geschlossen ansähe, und daß wir uns vor der Hand nichts weiter zu sagen hätten. Aber Willibald Schnabel blieb, vollkommen unempfindlich gegen meine zarten Andeutungen, ruhig auf dem Stuhle sitzen, wartete die Correcturen ab und wich und wankte nicht von der Stelle. Er verließ mit mir genieinsam die Nedaction, und ich mußte ihn natürlich auffordern, mit mir zum Frühschoppen zu kommen. Er nahm die Einladung freundlich an und begleitete mich nachher in meine Wohnung. Auch da blieb er als treu ergebener Freund an meiner Seite. Er theilte mein frugales Mittagsinahl und begleitete mich am Nachmittag wieder auf die Nedaction. Nach Schluß der Nedaction schloß er sich mir an, als ich zum Abendessen ging. Dann folgte er mir nach unserer Stammkneipe und hatte die Artigkeit, sich davon zu überzeugen, daß ich auch gut nach Hause käme. Als ich das Haus aufschloß, trat er mit nur ein und begab sich mit mir auf niein Zimmer. Nun erlaubte ich mir die Frage an ihn zu stellen, ob er die Absicht habe, nach Düsseldorf zurückzukehren; der letzte Zug verlasse unsern Bahnhof in zwanzig Minuten. „Nein," sagte er, „ich habe in Düsseldorf nichts mehr zu thun. Wenn Sie erlauben, bleibe ich hier."

„Haben Sie sich denn schon nach einem Unterkommen sür die Nacht umgesehen?" fragte ich.

„Nein, aber ich brauche auch keins. Wenn Sie mich nicht hinauswerfen, so bleibe ich hier. Ein Stuhl genügt mir."

„Ich kann Ihnen sogar ein Sopha anbieten. Aber ich habe nur ein Bett, und es ist eine alte dumme Gewohnheit von nur, daß ich immer darin schlafe. Sie nehmen mir das nicht weiter übel?"

„Aber durchaus nicht. Ich brauche nicht einmal ein Sopha."

„Sie gestatten mir doch, daß ich noch etwas arbeite? Ich habe für morgen früh einen Leitartikel zu schreiben."

„Worüber?"

„Ueber die Marine-Anleihe, anknüpfend an Moltkes Rede."

„Für oder gegen?" fragte mich Schnabel.
„Für, natürlich."

„Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen. Ich kann ja die zweite Hälfte wachen. Schlüsse gelingen nur gewöhnlich ganz gut." „Also schön, machen Sie den Schluß."

Schnabel setzte sich an den einzigen Tisch, der noch in meinem Zimmer stand, einen kleinen ovalen Tisch, dessen Platte bei jedem Druck des Anneö krachte, und schrieb bei einem flackernden Lichte den Schluß des Leitartikels, während ich an meinem Pulte bei der Lampe den Anfang aufsetzte. Es machte sich ganz gut/ Die beiden Thcile wurden mühelos zusammengeschweißt.

Gegen ein Uhr ging ich in mein Schlafzimmer und legte mich zu Bett. Schnabel blieb vollkommen bekleidet auf dem Sopha sitzen. Er. schlief eher ein als ich, denn ich hörte ihn alsbald fürchterlich schnarchen.

Ich mußte am andern Morgen vor ihm die Wohnung verlassen, da ich zu verhttltnißmäßig früher Stunde auf der Redaction die Morgenpost zu erledigen hatte. Schnabel suchte mich etwa anderthalb Stunden später auf, in bester Laune und frisch gewaschen. Meine Zahnbürste hatte ich vorher verschlossen.

So angenehm mir die Gesellschaft meines neuen College«, auch war, so mußte ich mir doch sagen, daß dieses siamesenhafte Zwillingsverhältniß zwischen uns ein dauerndes nicht sein konnte. Und da der lange Willibald nicht die geringsten Andeutungen machte, daß ihm an einer Lösung unseres soeben gestifteten Bundes gelegen sei, so war ich genöthigt, die Initiative zu ergreifen. Als wieder die Ruhepause zwischen Abgabe des letzten Manuscriptes und Eintreffen der ersten Correctur eingetreten war, sagte ich ihm:

„Wenn Sie wollen, stelle ich Sie nachher meinem Verleger vor. Er wird auf meinen Borschlag einer vorläufigen, für keinen Theil bindenden Thätigkeit von etwa vierzehn Tagen gegen eine gewisse Entschädigung sicherlich eingehen. Ich würde Ihnen dann rathen, Ihre Sachen aus Düsseldorf kommen zu lassen und sich nach einer kleinen Wohnung umzusehen."

„Das können wir machen," sagte Willibald. „Meine Sachen sind in einem Koffer wohlverpackt in Düsseldorf geblieben. Ich habe da nämlich noch elf Thaler zu zahlen. Ich brauche doch auch etwas Geld, um mich hier einzurichten. Könnten Sie Ihren Berleger nicht veranlassen, mir eineil Vorschuß von zwanzig Thalern zu geben?"

„Aha," dachte ich, „der Borschuß!"

Und in dieser Beziehung war mein Berleger, wie viele andere, nicht zum Spaßen aufgelegt. Ich machte mir aber klar, daß das Verlangen des guten Schnabel doch ein ganz gerechtfertigtes war, und daß er wirklich etwas Geld haben mußte, um die Uebersiedelung bewerkstelligen zu können. Ich ging also zu meinem Berleger hinüber, vermied ängstlich das leidige Wort „Vorschuß", das iinmer eine verstimmende Wirkung übte, und sagte nur, das? ich einen tüchtigen Menschen gefunden zu haben glaubte, niit dem ivir es zunächst einmal auf vierzehn Tage versuchen wollten, das; ich diesem dafür eine Entschädigung von fünfundzwanzig Thalern angeboten hätte, und daß es mir recht und billig erschiene, dem armen Teufel diese Summe pränumerando auszuzahlen. Der Verleger machte zwar auch zunächst einige Schmierigkeiten, aber schließlich gab er doch seine Einwilligung. Ich vermittelte die Bekanntschaft zwischen ihm und Dr. Schnabel. Schnabel erhielt von der Kasse seine fünfundzwanzig Thaler, war überglücklich und fuhr mit dem Mittagszuge nach Düsseldorf zurück. Am Abend traf er mit seinem Koffer ein und am andern Morgen erschien er pünktlich auf der Nedaction.

Schnabel arbeitete schnell und gnt und war uns Beiden eine wirkliche Hülfe. Er war tactfest und sicher und hatte ein sehr feines Stilgefühl, das er sich selbst in der immer hastigen Zeitungsarbeit sorgfältig bewahrt hatte. Das Zeitungsdeutsch mit seinen widerwärtigen Mißbildungen machte ihn geradezu wild, und wenn er beim Lesen der Blätter auf eine dieser Ungeheuerlichkeiten stieß, gab er laute Klagetöne von sich. Der ziemlich einsilbige Mann hatte eben die Eigenthümlichkeit, seine seelischen Affecte sehr geräuschvoll auszudrückeu. Wie er schallend und dröhnend lachte, so war auch sein Seufzen und Stöhnen gewaltsam und ungewöhnlich stark. Bei dem geringsten Unbehagen entrang sich seiner Brust ein Laut, als ob er aus tiefster Noth aufschreie.

Die Wörter, die ihm diese Jammertöne entrissen, waren vor Allein jene abscheulichen Verwünschungen und Verpantschungen, die sich aus den Kundgebungen irgend einer Snbalternbehörde in die Zeitungsspalten eingeschmuggelt hatten und dort wie das Unkrant weiterwucherten, also Wörter wie „diesbezüglich", „dcsfallsig", „anläßlich", oder aus der Briefschreiberei halbgebildeter Connnis in die Schriftsprache gepascht waren, wie „umseitig", „antwortlich" und dergleichen.

Eines Tages stöhnte er jammervoll auf, als ob er von einem schweren körperlichen Leide geplagt werde.

„Da haben die Schurken schon wieder ein neues Wort gebildet!" rief er mit tragischem Pathos aus. „Und das Wort ist so schauderhaft, daß es unbedingt eine glänzende Laufbahn haben wird. Es stammt aus der Familie der nichtswürdigen ,Austrägalinstanz°: ,culturell^ü Was sagen Sie dazu? Hier sprechen die Leute von der ,culturellen^ Aufgabe der Deutschen in Oesterreich! Ist das nicht fürchterlich? Diese empörenden Sprachverhunzer sollten wie die Buben, die die Denkmäler besudeln, auf öffentlichen Märkten gestäupt werden!"

Von diesen seltenen Zornesausbrüchen abgesehen, war unser Willibald im Allgemeinen durchaus friedfertiger und langmüthiger Natur. Es brachte ihn sonst so leicht nichts in Harnisch. Auch von der verhängnißvollen Hinneigung zum Genüsse alcoholhaltiger Getränke, auf die mich nnser gemeinsamer Düsseldorfer Freund aufmerksam zu machen für seine Pflicht gehalten hatte, merkten wir nicht das Geringste, oder richtiger gesagt: merkte ich nicht das Geringste. Denn Engelmann, der eine sehr feine Nase besaß, behauptete, doch mitunter durch die Vermittclung des Geruchssinnes zu einer Bestätigung der Düsseldorfer Meldung gelangt zu sein. Bei der Arbeit trank Schnabel aber immer nur Wasser und in kleinen Zügen. Er ließ in der ersten Zeit jeden Morgen vom Druckerjungen die Wasserflasche frisch füllen. Aber das Wasser unserer Ncoactionspumpe war wirklich recht schlecht. Er beklagte sich oft bitter darüber. Er machte mich aufmerksam auf die mihciinlichen faserartigen Dinge, die darin herumschwammen, und auf den bedenklichen grünen Bodensatz, der sich bildete, wenn das Wasser einige Zeit in der Earaffe gestanden hatte, und den er mir jeden Morgen alsdann mit bitterer Beschwerde über das abscheuliche und gesnudheitsgefährliche Trinkwasser zeigte.

Zum Glück hatte er einen sehr guten Brunuen in der Nähe seiner Wohnung, und da er an das Wnssertrinken in den Bormittagsstunden gewöhnt war, füllte er sich eine kleine Flasche und brachte diese jeden Morgen auf

die Redaction mit. Er leerte den Inhalt sofort in das Glas und trank dann in kleinen Schlücken mit den Zeichen des offenbaren Wohlbehagens das bessere Getränk.

Eines Tages, wieder in der Pause nach Abschluß des Blattes, die gewöhnlich zu einer gemeinsamen Unterhaltung benutzt wurde, erzählten wir uns allerlei. Engelmann war von seinem Drehschemel heruntergesprungen und stand am Tisch neben Schnabel, in meiner nächsten Nähe. Wir rauchten. Eilgelmann hatte ini Eifer der Unterhaltung seine Cigarrc herumgedreht und das brennende Ende in den Mund gesteckt. Er schilitt ein Gesicht, sprühte nnd, um den unangenehmen Geschmack und die Asche von den Lippen loszuwerden, griff er nach dem Glase Schnabels und that einen kleinen Schluck. Er machte große Augen.

„Nann! was ist denn das?" rief er. „Das ist doch kein Wasser!"

Es war Getreidekümmel.

„Hohohoho!" schmetterte Schnabel mit brüllendem Gelächter los, lmd wir Beide stimmten in das Gelächter ein. Das „Männchen", das immer hinter seinein Pulte saß und immer weiter Unbrauchbares ausschnitt, blickte über seine große Brille ganz erstaunt zu uns herüber und bedauerte offenbar, die Veranlassung zu unserer Heiterkeit nicht verstehen zu können.

Obwohl ich jünger war als Schnabel, hatte ich mir doch ihm gegenüber einen gewissen väterlichen Ton angewöhnt. Wann immer sich die Gelegenheit bot, ließ ich es an guten und weisen Ermahnungen nicht fehlen. So hielt ich ihm auch jetzt eine gehaltvolle und in der Form untadelhafte Standrede über die verhängnißvollen Folgen der Unmäßigkeit, der Völlerei und der Trunksucht. Ich bedauere, sagen zu müssen, daß meine'Rede, wenn auch nicht völlig wirkungslos blieb, doch die gewünschte Wirkung durchaus

- verfehlte. Willibald begleitete meine ernsthaftesten Vermahnungen mit den brüllenden Stößen seines ungestümen Lachens. Aber der Schluß verstimmte ihn einigermaßen. , .

„Schnabel," sagte ich zu ihm, „Doctor und Collega! Sie geben der Jugend ein schlechtes Beispiel. Das geht nicht. Unser Zeitungsjunge Fritz, der hier beständig ein- und ausgeht, und der das vierzehnte Lebensjahr kanm überschritten hat, darf dem betrübenden Schauspiel nicht beiwohnen, dasz Kümmel, in den früben Morgenstunden genossen, der sündigen Creatur Behagen bereuen kann. Das geht nicht. Wenn Sie Wasser trinken wollen, so steht Ihnen die Nednctionspumpe zur unbeschränkten Verfügung; aber ihr Specialbrunuen muß versiegen. Sie begehen eine verhängnißvolle Verwechselung zwischen Redaction und Destillation. Hier wird kein Schnaps getrunken, und ich muß Sie dringend ersuchen, Ihre Wasserflasche nicht wieder mitzubringen."

Das Fläschchen entschwand denn auch unsern Blicken, von Stund ab aber auch Schnabel öfter als gewöhnlich. Er suchte immer einen Vorwand, um irgend eine Zeitung im Nebenzimmer einzusehen oder dergleichen. Knrz und gut, im Laufe des Vormittags verließ er das Zimmer fünf- bis sechsmal, und wenn er wiederkam, machte er immer eigenthümliche Bewegungen mit den Lippen, die uns Beiden sehr verdächtig vorkamen.

Wir Collegen nahmen im Uebrigen die Sache nicht allzu tragisch. Wir wußten ja, daß wir dem guten Willibald den .Mmmel nicht mehr verleiden konnten. Zu Weihnachten schenkten wir ihm sogar eine große, große Flasche Gilka, die er am Heiligabend mit der von allen RedactionsMitgliedern, auch vom ahnungslosen „Männchen", unterzeichneten Widmung auf seinem Schreibtisch fand:

Tag Du Wasser nur getruukc»,
Das zu glauben wird u„s schwer.
Jene Rothe Deiner Nase
Rührt wohl nicht vom Wasser her.

Aber die Hauptsache hatte ich ja erreicht: Schnabel trank nun heimlich, und die Jugend wurde durch böses Beispiel nicht mehr verdorben.

Mit unserm Zeitungsjungen Fritz war ich überhaupt nicht sehr zufrieden. Der Junge machte auf uns den Eindruck, als ob er auf krummen Wegen ginge, und wir überwachten ihn scharf. Ich hatte nämlich gemerkt, daß meine Cigarrenkiste, deren Inhalt damals nicht so werthvoll war, als daß ich sie hätte besonders zu verschließen brauchen, sich ungewöhnlich schnell leerte. Engelmann hatte Fritz eines Sonntags mit der brennenden Cigarre spazieren gehen sehen, und da der Junge zu jedem Augenblick, ob wir nun 'da waren oder nicht, in der Redaction ein- und ausgehen konnte, lenkte sich auf ihn der Verdacht, daß er von meinen Cigarren seine Rauchbedürfnisse befriedigte. Ich zählte die Cigarren nach und stellte nun in der Dhat fest, daß wöchentlich vier bis fünf Cigarren gestohlen wurden.

Engelmann, mit dem ich Alles besprach, also natürlich auch die Cigarrenfrcige, war der Ansicht, daß der Uebelthäter eine derbe Lection empfangen müsse. Es handelte sich vor allen Dingen darum, ihn zu erwischen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihm das Rauchen fremder Cigarren gründlich zu verleiden. Wir verfielen also auf den teuflischen Einfall, den wir den Secessionisten, welche Torpedos in die für die Schiffe bestimmten Kohlen einschmuggelten, abgelauscht hatten. Ich kaufte eine sogenannte „SolferinoCigarre"; bis auf den heutigen Tag habe ich nicht erfahren, weshalb sie so genannt wurde. Unter dem tückischen Teckblatt verbarg diese ganz unverfänglich aussehende Cigarre kleine Feuerwerkskörper, die nach wenigen Zügen durch den glimmenden Tabak entzündet wurden. Diese also, die sich äußerlich von meiner Sorte wenig oder gar nicht unterschied, legte ich in meine Kiste. Jeden Morgen sahen wir nach, Engelmann und ich, ob die strafende Colferino-Eigarre schon in die Hände des Frevlers gefallen sei. Eines Morgens fehlte sie.

Es war wieder die bewußte Pause, wir hatten uns wieder zusammengesetzt, Engelmann, Schnabel und ich, und schmatzten und rauchten. Auf einmal entlud sich Schnabels Cigarre mit einem lauteil Knall. Ein köstlicher Feuerregen von Gold mit himmelblauen und tiefrothen Leuchtkugeln sprühte lustig, Herz und Auge erfreuend, aus der Cigarre hervor, die Schnabel entsetzt von sich schleuderte, während wir Beide nun in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Nachdem sich Schnabel von feinem Entsetzen erholt hatte, lachte er brüllend mit. Diesmal theilte auch das „Männchen", der das schöne Feuerwerk sah, wenn er auch den Knall nicht gehört hatte, unsere Freude.

Nachdem wir uns endlich beruhigt hatten, gedachte ich wieder meiner väterlichen Pflichteil Schnabel gegenüber und hielt ihm wiederum eine große Rede.

„Doctor," sagte ich zu ihm, „Sie nehmen kein gutes Ende! Sie vergreifen sich «n fremdem Eigenthum, nnd diese Aneignung fremden Eigenthums ist bei Ihnen nicht mehr Sache der günstigen Gelegenheit, sie ist schon eine unheilvolle Gewohnheit geworden. Das betrübt mich tief. Ich könnte Sie dem irdischen "Richter übermitteln, aber Sie wissen eben, daß ich Sie väterlich liebe, und bauen, leider niit Recht, auf meine väterliche Nachsicht. Aber Willibald, machen Sie fich denn nicht klar, daß Sie damit die strafwürdige Aneignung fremden Gutes noch dnrch Vertrauensbruch verschärfen? Und vergegenwärtigen Sic sich denn nicht, daß Sie durch Ihr schnödes Verfahren einen Unschuldigen mit einem schimpflichen Verdachte belasten: unfern armen Knaben Fritz? Schnabel, Willibald! Gehen Sie in sich nnd versprechen Sie mir, nie wieder Cigarren von mir zu nehmen! In der Kiste sind noch acht Stück, die will ich Ihnen schenken, denn sie haben mir nie geschmeckt. Aber damit muß es sein Bewenden haben."

Schnabel war gerührt. Cr nahm die acht Cigarren, und ich glaube nicht, daß er mir noch einmal welche genommen hat.

Diese kleinen Scherze störten im Uebrigen keineswegs das gemüthliche Verhältnis das sich zwischen uns Dreien herausgebildet hatte, und das mit der Zeit ein wahrhaft sympathisches geworden war. Schnabel war ein durchaus guter und liebenswürdiger Mensch. Seine Gefälligkeit kanme keine Grenzen, und in der Redaction war er vollkommen verläßlich. Ich bin nie mit einem Menschen näher zusammengekommen, über dessen persönliche Erlebnisse ich so wenig erfahren hätte. Er sprach niemals über seine Angelegenheiten, und wir fragten ihn natürlich auch nicht danach. Ganz zufällig erfuhren wir bei irgend einer Gelegenheit, daß er einmal in Amerika gewesen war. Er wußte da sehr gut Bescheid. Danu hörte ich auch von einem Bekannten, ebenfalls rein zufällig, daß er längere Zeit in einer größeren Stadt Westsalens eine Zeitung redigirt hatte. Das war Alles.

Ich hatte ihn auch niemals über körperliche Beschwerden klagen hören. Um so mehr überraschte es mich, als ich eines Morgens von ihm einen Brief empfing, in dem er mir mittheilte, daß er seit einer langen Reihe von Monaten kaum erträgliche Schmerzen aushalte und sich endlich dazu habe entschließen müssen, den Arzt im Krankenhanse auszusuchen. Dieser habe nun bei ihm ein schweres Herzleiden gefunden. Auf den Rath des Arztes habe er sich in das Krankenhaus aufnehmen lassen. Er halte es nun für seine Pflicht, mir zu sagen, daß ich mich nach einem andern Nedacteur umsehen möchte, denn er glanbe nicht, daß er das Krankenhaus lebend verlassen werde.

Wir wußten, daß Schnabel keine sentimentalen Redensarten machte, und sein Schreiben erschreckte und betrübte uns sehr.

Noch im Lause desselben Vormittags besuchte ich Schnabel, und nun fiel mir in der That sein Aussehen auf. Er mar im Uebrigen wie immer guter Laune und vollkommen gefaßt. Er las Lucians Gespräche.

Der Arzt des Krankenhauses, zu dem ich mich alsdann begab, bezeichnete den Zustand unseres Eollegen als hoffnungslos. Wir besuchten den guten Willibald während seiner Krankheit fast täglich und versorgten ihn mit Lectüre und allerlei Kleinigkeiten, die ihn erfreuen konnten. Er war uns sehr dankbar dafür. Er wurde zusehc'ids hinfälliger und schwächer, und etwa zwei Monat nach seiner Aufnahme in das Krankenhaus starb er . . .

Als wir ihn begraben hatten und den Kirchhof verließen, trat der einzige Fremde, der der Bestattung beigewohnt hatte, an mich heran und stellte sich mir als LandgerichtSrath Fabricius vor. Er war ein Jugendfreund Schnabels, hatte mit ihm zusammen studiert und war ihm anch auf seinem späteren Lebenswege begegnet. Zur Zeit, als Schnabel Redacteur des westfälischen Blattes war, war Fabrieius Untersuchungsrichter in derselben westfälischen Stadt, und da sührte der Zufall die Beiden in einer ganz eigenthümlichen Situation zusammen.

Der Landgerichtsrath, der die Nachricht vom Tode unseres College« in unserer Zeitung gelesen hatte und eigens herübergekommen war, um dem verstorbenen Frennde die letzte Ehre zu erweisen, hat mir diese sonderbare Begegnung am Tage des Begräbnisses ausführlich erzählt, und so, wie ich sie gehört und in meinem Gedächtniß bewahrt habe, will ich sie hier wiedererzählen.

-!.'

„Es war in den ungemutblichstcn Tagen des Berfassungsconflictes," so begann der Landgerichtsrath feine Geschichte, während wir in der Frühsonne des herrlichen Tages langsam durch die noch menschenleeren Anlagen der Stadt einherschlenderten. „Ich war erst vor wenigen Wochen als UntersuchnngSrichter an das Landgericht versetzt worden und hatte mich gefreut, in der niir fremden Stadt einen alten lieben Freund wiederzufinden. Schnabel, der immer der gemäßigten Partei angehört hatte, redigirte das Loenlblatt mit Geschick nnd großem Erfolge. Unter seiner Leitung hatte es sich in unserer Stadt neben den großen, mit ganz andern Mitteln ausgestatteten Organen eine ansehnliche Stellung zu verschaffen gewußt. Er war in allen seinen öffentlichen Acnßernngcn sehr vorsichtig und gemessen, und die Gefahr, daß wir, die wir alte Freunde waren, einmal an einander gerathen wurden, daß ich in meiner amtlichen Eigenschaft als Untcrfuchungsrichter mit dem verantwortlichen Nedacteur in unliebsamer Weise verkehren müßte, mar als ausgeschlossen zn betrachten. In unserm täglichen Verkehr vermieden wir es übrigens durch stillschweigende Uebereinkunst, jemals das politische Gebiet zu streifen.

Kurze Zeit nach meiner Uebersiedelung erging von dem damaligen Justizminister ein Erlaß an die staatsanivaltlichen Behörden in der Provinz, von dem auch die richterlichen Beamten Kenntniß erhielten, der im Uebrigen aber unter dein Schutze des dienstlichen Geheimnisses bleiben sollte.

Eine Zeit lang wnrde dies Geheimnis; anch streng gewahrt, adcr nach einigen Wochen sickerte es doch durch. Zeitungen der Hauptstadt und große Organe der Provinz brachten mehr oder minder richtige Mittheilungen darüber, nnd der Erlaß, der in der That sehr anfechtbar erschien, wnrde auch von den gemäßigten Organen scharf kritisirt.

Ich war ein noch junger Beamter. Jener Erlaß hatte mich schwer verdrossen. Ich hatte in ihm gewissermaßen einen Eingriff in die Unabhängigkeit der Richter erblickt und meine Mißstimmung meinen College« gegenüber bei mannigfachen Gelegenheiten in ziemlich schroffer Weise ausgesprochen. Ich stand mit dieser Meinung nicht allein da; im Gegentheil, wir Alle fast ohne Ausnahme, mit dem Präsidenten an der Spitze, verurtheilten diese Aeußerung der obersten Justizbehörde in derselben Weise.

Als nun die Zeitungen die ersten Mittheilnngen über das Actenstück brachten, erhob sich sast in der gesammten Presse ein wahrer Sturm. Einige Tage lang war von nichts Andern? die Rede.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß in unseren täglichen Zusammenkünften zwischen Schnabel und mir von den TageSfragen eigentlich niemals die Rede war. Aber gerade diese Frage hatte mich ungewöhnlich erregt, und eines schönen Tages, als Schnabel sich bei mir erkundigen wollte, ob die ZeitnngSmittheilungen denn wirklich richtige seien, ließ ich mich im vertraulichen Gespräch dazu hinreißen, nn dein Eilasse meines höchsten Vorgesetzten eine sehr starke, ja leidenschaftliche Kritik zu üben.

„Du solltest mir etwas darüber schreiben," sagte Schnabel. „Ich beherrsche den Gegenstand nicht genügend, um mit dem erforderlichen Nachdruck davon zu sprechen, und zu allgemeinen Redensarten ist die Lache doch zu ernst. Schreibe nur etwas! Du kannst ja so vorsichtig und zurückhaltend sein wie Tu willst!"

„Gut," sagte ich, „das will ich gern thun, denn es ist viel dnmmcs Zeug über die Sache geschrieben worden, und das, was ich schreibe, werde ich vor meinem Gewissen ruhig vertreten können."

Noch an demselben Abend setzte ich mich nieder und schrieb einen Aufsatz, der in der Form so gemessen und unbedenklich wie nur möglich war. Ich bildete mir ein, daß ich damit wirklich nützen und aus einen offenbaren Mißgriff in bescheidenster Form aufmerksam machen könne. Ter Aufsatz muß wohl auch nicht ganz schlecht ausgefallen sein, denn er sand weit mehr Beachtung, als ich hatte erwarten dürfen. Aus dem bescheidenen Provinzialblatt, in dem er zuerst erschienen war, wurde er von den wichtigsten Blättern der Hauptstadt nachgedruckt und mit beifälligen Commentaren begleitet. Ich empfand eine besondere Genugthnung darüber, daß er wenigstens seine Adresse Mn wohl erreichen würde.

In dieser Beziehung täuschte ich mich denn auch nicht. Der Aufsatz wurde im Ministerium gelesen.

Ich halte vorausgesetzt, daß ich meinen Ausführungen nur solche Mittheilnngen zu Grunde gelegt hatte, die bereits von anderen Blättern gebracht worden waren; denn thatsächlich war nahezu der Gesammtinhalt jenes Erlasses bekannt geworden. Aber ich hatte mich doch getäuscht. Unvorsichtigerweise hatte ich eine kleine Stelle aus dem Erlasse wörtlich, und durch Gänsefüßchen als Eitat bezeichnet, in meinem Aufsatze wiedergegeben, und gerade diese Stelle war in keiner der bisher erschienenen Mittheilungen enthalten gewesen. Ich wurde erst später daraus aufmerksam gemacht.

Der Justizminister ließ sich die betreffende Nummer der Schnabel'schen Zeitung kommen und erließ nun an unseren Staatsanwalt die Weisung, den Verfasser zu ermitteln, gegen den wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses amtlich eingeschritten werden sollte.

Der Staatsanwalt beauftragte mich, den Untersuchungsrichter, Dr. Schnabel als Zeugen zu vernehmen und durch seine Aussage zu ermitteln, wer der Verfasser sei. Es wurde mir bedeutet, daß ich bis an die äußersten Grenzen meiner amtlichen Befugnis; gehen solle, um die geforderte Auskunft vom Zeugen zu erlangen, daß ich auch vor dem äußersten Mittel des ZeugnißzwangS nicht zurückschrecken dürfe.

Es war mir nicht angenehm zn Muthc, als ich die Vorladung des Zeugen Schnabel unterfchrieb. Und ich mache Ihnen kein Geheimniß daraus, daß mir das Herz wirklich klopfte, als ich am andern Morgen in der Amtsstube saß, und die Stunde, in der Zeuge Schnabel vernommen werden sollte, heranrückte.

Selbstverständlich hatte ich es vermieden, seit jenem Tage, an dem ich meinem freunde das Manuscript anvertraut hatte, über das Schicksal des Aufsatzes auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln. Am Abend vorher waren wir wie gewöhnlich zusammengetroffen. Schnabel hatte seine Vorladung bereits erhalten; aber auch er berührte die Sache mit keiner Silbe.

Für mich stand fehr viel auf dem Spiele. Ich war verlobt. Mein Schwiegervater war ein streng conservativer Beamter, und ich wußte ganz genau, welche Wirkung es auf ihn machen würde, wenn er erführe, daß gegen mich wegen Verletzung des Dienstgeheimnisses, wegen einer an meinem Vorgesetzten öffentlich geübten Kritik das Discivlinarverfnhren eröffnet werden wurde. Ich wußte auch, welchen Einfluß diese Angelegenheit aus meine ganze Lebensstellung auszuüben wohl geeignet war. Ich machte mir freilich klar, daß ich eine Ungehörigkeit begangen hatte; aber ich sah auch ein, daß ich diese nicht durch eine neue verstärken dürfe, und daß es mir absolut untersagt war, den Zengen, den ich zu vernehmen hatte, in irgend einer Weise zu beeinflussen.

So saß ich also in recht unbehaglicher Stimmung in meiner Amtsstube; neben mir der Schreiber, dem ich die Protocolle der Vernehmungen dictirte.

„Der Zeuge Dr. Schnabel soll eintreten," befahl ich dem Gerichtsdiener, der an der Thür wartete.

Gleich darauf trat Schnabel ein. Er grüßte mich höflich und förmlich, und ich erwiderte seinen Grnß ebenso. Wir waren Duzbrüder, aber hier durfte ans unseren vertraulichen Verkehr keine Rücksicht genommen werden.

„Wollen Sie sich setzen," redete ich ihn an.

Nachdem die Personalien und sonstigen Förmlichkeiten erledigt waren, begann ich:

„Sie sind der verantwortliche Nedacteur der X. T.-Zeitung?"
„Jawohl."

„Sie haben in Ihrer Nummer vom soundsovielten vorigen Monats

einen Aufsatz über einen geheimen Erlaß des Justizministers veröffentlicht. Hier ist der Aufsatz. Ist Ihnen derselbe bekannt?" „Jawohl."

„In diesem Artikel ist namentlich eine Stelle, die darauf schließen läßt, daß derselbe von einer Person geschrieben worden ist, die in der Lage war, von dem Wortlaute jenes Actenstückes Kenntniß zu nehmen. Da der Erlaß aber von der obersten Behörde als ein vertraulicher bezeichnet worden ist, so würde sich entweder der Verfasser, wenn ihm in seiner amtlichen Eigenschaft der Erlaß zugänglich gemacht worden ist, oder die Person, welche diesen Erlaß dem Verfasser des Aufsatzes zur Verfügung gestellt hat, einer Verletzung des Dienstgeheimnisses schuldig gemacht haben, und es würde gegen den Betreffenden eingeschritten werden müssen. Ich habe Sie daher als Zeugen vorgeladen und nun zunächst die Frage an Sie zu richten: Wer hat den Aufsatz verfaßt?"

Ich war auf Schnabels Antwort sehr gespannt. Absichtlich vermied ich es, seinem Blicke zu begegnen. Ich stöberte in meinen Acten herum und wartete. Es verging eine Pause, die mir sehr lang erschien. Schnabel räusperte sich und antwortete dann:

„Ich bedauere, Ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben zu können."

„Geben zu können oder geben zu wollen?" fragte ich wieder.

„Geben zu wollen," versetzte Schnabel. „Der Verfasser hat mich nicht besonders ermächtigt, ihn im Falle einer amtlichen Anfrage als solchen zu bezeichnen, und nach allgemeinem Redactionsbrnuche ist in diesem Falle der Redacteur verpflichtet, das Geheimnis; zu wahren."

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," entgegnete ich ihm, „daß wir uns hier um das, was Redactionsbrauch ist oder nicht ist, gar nicht zu kümmern haben. Sie sind hier Zeuge und haben als Zeuge die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, auch wenn diese für Diesen oder Jenen unliebsam sein sollte."

„Sie müssen mir gestatten, Herr Untersuchungsrichter," fiel Schnabel ein, „daß ich das, was ich für meine Pflicht halte, selbst bemesse. Ich werde den Verfasser auf keinen Fall nennen. Das ist mein erstes und letztes Wort, und dabei bleibe ich. Und ich wäre wirklich begierig, !zu sehen, welche Zwangsmittel Sie anwenden könnten, um mich von meinem Vorhaben abzubringen."

„Diese Zwangsmittel sind doch wohl stärkere, als Sie glauben," versetzte ich. „Ich ermahne Sie noch einmal und auf das Allerdringlichste, meiner Aufforderung, den Verfasser jenes Aufsatzes zu nennen, Folge zu leisten. Beharren Sie bei Ihrer Weigerung, so würde ich mich zu meinem Leidwesen gezwungen sehen, zum Aeußersten zu schreiten: ich würde Sie hier einfach festhatten, und zwar so lange, bis Sie andern Sinnes geworden sind, Ihre Zeugenpflicht erkennen und schließlich das thun, was Sie in Ihrem wohlverstandenen Interesse sogleich thun sollten."

„Es steht in Ihrem Belieben, Herr Untersuchungsrichter, jedes Mittel, das Ihnen gesetzlich zu Gebote steht, gegen mich anzuwenden. Ich glaube aber noch immer nicht, daß Sie damit etwas erreichen werden."

„Noch einmal muß ich Ihnen in unzweideutiger Weise zu verstehen geben, daß ich hier nicht etwa einen Einschüchterungsversuch vornehme und es nicht etwa bei der Drohung bewenden lassen werde. Ich gebe Ihnen ferner zu bedenken, daß nach menschlicher Berechnung Sie die Geduld früher verlieren werden als wir; denn wir können sehr lange warten. Uns ist es schließlich einerlei, ob Sie hinter Schloß und Riegel sitzen. Es belästigt uns nicht! Ihnen allein stehen sehr ernsthafte Unannehmlichkeiten bevor. Ich will Ihnen also noch eine kurze Bedenkzeit lassen. Ich will einstweilen von dieser Unterredung kein Protocotl ausnehmen lassen und Ihre Vernehmung auf eine Stunde später verlegen. Das ist Alles, was ich für Sie thun kann. Aber ich ermahne Sie noch eimnal sehr dringlich, sich Alles das zu vergegenwärtigen, was Ihnen bevorsteht. Verweigern Sie mir bei der späteren Vernehmung die Aussage mit derselben Entschiedenheit wie jetzt, so werde ich Sie unbedingt auf der Stelle einsperren lassen. DaS kündige ich Ihnen hiermit an, und ich scherze nicht."

„Der Resvect, den ich Ihrem Amte schulde, untersagt auch mir jeden Scherz, Herr Untersuchungsrichter, ich spreche ebenfalls sehr ernst und wohlerwogen. Es ist durchaus überflüssig, daß Sie die Vernehmung hinausschieben und mir noch eine Bedenkzeit geben. Es ist Alles bedacht. Ich bitte Sie also, das Protocoll sogleich zu dictiren und dann zu thun, was Sie zu thun für Ihr Recht und Ihre Pflicht halten."

„Wenn Sie es denn ausdrücklich wünschen, gut!"

Ich dictirte also das Protocoll: daß der Zeuge, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekannt gemacht, feine Aussage unbedingt verweigere und bei dieser Weigerung auch verharre, nachdem er auf die Folgen feines Verhaltens in nachdrücklichster Weise von dem Untersuchungsrichter aufmerksam gemacht worden sei. Der Schreiber verlas den trockenen Bericht: „Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben", reichte meinem Freunde die Feder, und dieser unterschrieb: „Dr. Willibald Schnabel".

Schnabel sah mich einen Augenblick fragend an. Ich hatte geschellt. Der Gerichtsdiener mar wieder erschienen.

„Führen Sie den Herrn ab, in Untersuchungshaft."

Schnabel erhob sich. Ich glaube, er machte eine Verbeugung: ich habe es nicht genau gesehen, denn ich blätterte emsig in meinen Acten. Ich war so erregt, daß ich alle meine geistigen Kräfte anwenden mußte, um die mir noch obliegenden amtlichen Angelegenheiten zu erledigen. Ich machte meinen Bericht und ging nach Hause.

Eines stand sür mich fest: meinen Freund durfte ich auf keinen Fall seinem Schicksal überlasse». Tausend Gedanken wälzten sich in meinem Gehirn hin und her. Ich sand keinen andern AuSweg als den, mich selbst anzuzeigen und ein umfassendes Geständnis? über den wahren Sachverhalt abzulegen. Wohin das für mich führen mußte, wußte ich nnr zu gut. Und gerade diese Erkenntnis? meiner mißlichen Lage war es, die mich dazu bestimmte, noch nicht sogleich den entscheidenden Schritt zn thun. Ich kannte ja meinen Freund Schnabel ganz genau. Ich wußte, daß seine Haft für ihn zunächst nur eine komische Bedeutung haben konnte; von tragischer Freiheitsberaubung war einstweilen noch nicht die Rede. Ich durfte mir also auch ohne irgendwelche Gewissensbisse ruhig Zeit gönnen, ineinen Entschluß ausreifen zu lassen.

Von der Verhaftung Schnabels, die einer der ersten Fälle dieser Art war, wurde in unserer Stadt und namentlich in unseren juristischen Kreisen natürlich viel gesprochen. Obgleich ich mir die größte Mühe gab, mich zu beherrschen, merkten mir meine College«, die mit mir davon sprachen, doch an, daß mich die Sache in nngewöhnlichcm Maße aufregte. Sie sprachen ihre Verwunderung über meine Empfindsamkeit aus.

Ich verließ das Casiuo, in dem wir uns allabendlich trafen, früher als sonst. Ich wollte arbeiten, es war mir nicht möglich; ich wollte mich durch leichtere Lcctüre zerstreuen, Alles umsonst! Ilm ganz ehrlich zu sein, darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich eigentlich an den braven Schnabel, der ans meine Verordnung in der Zelle saß, weniger dachte als an mich selbst. Bis tief in die Nacht ging ich in meinem Zimmer auf und nieder, und die Zukunft, wie sie sich mir zu gestalten drohte, vergegenwärtigte sich mir mit widerwärtiger Schärfe. Ich sah das erzürnte Gesicht meines Schwiegervaters, sah meine Braut in Thränen; ich sah mich selbst wie einen armen Sünder schuldbeladen vor den Meinigen. Es war höchst unangenehm, es mar mehr als das! Meine unerquicklichen Grübeleien verallgemeinerten sich zu tiefsinnigen Betrachtungen über die Unverhältnißmäßigkeit, die oft zwischen der begangenen That und der Strafe besteht. Es half Alles nichts. Meine Erkcnntniß, daß ich das, was ich gethan hatte, vor meinem Gewissen ruhig vertreten konnte, nnd daß ich eben nur durch eine geringfügige Unbesonnenheit in meine jetzige Nothlage gedrängt morden war, änderte an der Sache nicht das Geringste. Es blieb mir nichts Anderes übrig, ich mußte mich anzeigen, das DiSciplinarverfahren gegen mich veranlassen und alle Folgen über mich ergehen lassen.

In jener Nacht schlief ich sehr wenig.

Ich war froh, als mir am andern Morgen in aller Frühe ein Brief mit dem Vermerk „Dringlich" gebracht wurde, an dessen Ausschrift ich die Hand meines Freundes Schnabel erkannte. Ich war besonders froh über den Inhalt. Dr. Schnabel schrieb mir ganz förmlich: er bitte mich um Anberaumung einer neuen Vernehmnng, und zwar so bald wie möglich, da er mir eine neue wichtige Mittheiluug zu machen habe.

So hatte das erzwungene Alleinsein denn doch die gewünschte Wirkung erzielt und Schnabel von der Vergeßlichkeit seines Widerstandes überzeugt!

Es war mir wirklich lieb, daß Schnabel die Initiative ergriff und der Sache selbst ein schnelles Ende wachte.

Ich kleidete mich schnell an und mar schon gegen acht Uhr im Gerichtsgebäude. Ich gab sogleich den Bcsehl, Dr. Schnabel vorführen zu lassen. Der Bote kam indessen mit dem Bescheide zurück, daß Dr. Schnabel aus festem Schlafe hätte geweckt werden müssen, und daß daher einige Zeit vergehen könne, bis er kommen würde.

Schnabel beeilte sich. Nach kaum einer Viertelstunde erschien er, von dem Beamten gefolgt, in der Amtsstube. Tiesmal begrüßten wir uns zwangloser und lächelten Beide.

„Also setzen Sie sich," sagte ich ihm. „Haben Sie sich eines Bessern besonnen? Das freut mich! Was haben Sie mir nun zu erklären?"

„Ihr Haftsbefehl," nahm Schnabel das Wort, „kam mir gestern allerdings etwas überraschend, und ich hatte nicht recht Zeit, mich zu sammeln. Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mir die nöthige Zeit zu gönnen und mir alle äußeren Bedingungen der Sammlung zn gewähren. Ich bin vollkommen ungestört geblieben. Und da habe ich allerdings eingesehen, daß ich mit meiner einfachen Berweigerung des Zeugnisses nicht' zum Ziele kommen würde. Ich habe mich also zu etwas Anoerm entschlossen."

„Also bitte!"

„Ich muß eine allgemeinere Bemerkung vorausschicken. In meiner Eigenschaft als Redacteur erhalte ich täglich eine sehr erhebliche Anzahl von schriftlichen Zusendungen, Corrcspondenzen, Aufsätze und dergleichen. Diejenigen, die ich zur Aufnahme in die Zeitung bestimme, sind sehr selten so beschaffen, daß sie unverändert aus meinen Händen in die Druckerei gehen könnten. In den meisten Fällen sehe ich mich vielmehr veranlaßt, diese und jene Veränderung in der Form oder im Inhalt vorzunehmen. Auch im Inhalte — ich bitte Sie, das besonders zu beachten! Es ereignet sich täglich der Fall, daß ich in den Einsendungen dies oder das erheblich abschwäche oder wesentlich verschärfe. Seit der Veröffentlichung jenes Aufsatzes, über dessen Urheber Sie mich befragt haben, sind nun aber drei, vier Wochen vergangen, und seit jener Zeit habe ich hunderte von solchen Einsendungen erhalten und beinahe an ebensovielen starke Aenderungen, wie ich sie eben bezeichnet habe, vorgenommen. Es wäre mir durchaus unmöglich, heute mit aller Bestimmtheit anzugeben, ob und welche Veränderungen ich an einem Manuscrivte, das mir vor einigen Wochen zugegangen ist, vorgenommen habe. Es kann daher auch sehr wohl möglich sein, daß ich mich an dem Manuscrivte jenes Aufsatzes als Redacteur stark betheiligt habe, daß ich wesentlicher Mitarbeiter an demselben geworden bin. Und der Fall ist nicht undenkbar, daß ich vielleicht gerade solche Sätze oder Wörter hineingeschrieben habe, die nach der Aussassung des Staatsanwalts den strafbaren Charakter des Aufsatzes verursacht Häven können. Nun sagt mir aber mein Rechtsgefühl, daß ich doch unmöglich da Zeuge sein kann, wo ich vielleicht Thäter bin. Ich bitte Sie also, meine Erklärung in diesem Sinne zu Protocoll zu nehmen. Es ist gar nicht nöthig, daß bicr eine Verletzung des Dienstgeheimnisses vorliegt, und wenn das der Fall sein sollte, könnte ich kaum sagen, wem die Schuld beizumessen

wäre. Ich habe über jenen Erlaß in vielen Blättern lange Aussätze gelesen, habe mit Dutzenden von Leuten darüber gesprochen, mit Beamten und Nichtbeamen — das Genaue kann ich heute nicht mehr wissen. Ich will nicht mit apodiktischer Bestimmtheit behaupten, daß sich die Sachen so verhalten, wie ich sage, aber die Möglichkeit ist vorhanden. Es ist sehr wohl denkbar, daß ich nicht blos als verantwortlicher Redatteur, sondern als wirklicher Miturheber jenes Aufsatzes zu betrachten bin. Ich bitte also unbedingt, die Anklage auch auf mich auszudehnen, und ich glaube nicht, daß Sie in diesem Falle in der Lage sind, mich jetzt noch als Zeugen zu vernehmen."

Es war mir im ersten Augenblicke zweifelhaft, ob diese Erklärung Schnabels als ein genügender Grund zu seiner Haftentlassung angesehen werden müsse. Ich beschränkte mich vorläufig darauf, ein genaues Protocoll seiner Erklärung aufzunehmen. Ich sprach mit dem Staatsanwalt und mit dem Präsidenten, und Beide erklärten sich mit meiner Auffassung, das unter diesen Verhältnissen die Hast kaum aufrechterhalten werden könne, wenn auch nicht rückhaltlos, einverstanden.

Gegen Mittag wurde Schnabel aus sreien Fuß gesetzt.

Der Staatsanwalt erhob nun die Anklage gegen ihn. Schnabel wurde in der ersten und zweiten Instanz freigesprochen, und die Sache hatte damit ihre Ende.

Wir haben wohl noch ein Jahr in derselben Stadt zusammen gelebt, wir haben uns nach wie vor fast täglich gesehen. Schnabel hat mir gegenüber niemals jene Angelegenheit auch nur mit einem Worte berührt. Als er unsere Stadt verließ und mir seinen Abschiedsbesuch machte, wollte ich davon ansangen. Es drängte mich dazu. Ich wollte ihm ein Wort des Dankes sagen. Aber er schnitt mir das Wort sofort ab:

„Thu mir den Gefallen und sprich nicht von Sachen, über die ich nicht sprechen darf. Das ist NedaetionSgeheimniß. Also lebe wohl!"

Wir haben uns noch manchmal geschrieben. Ich wußte, daß es ihm schlecht erging, nnd es würde mir eine aufrichtige Freude gewesen sein, dem lieben treuen Mann irgendwie nützlich sein zu können. Er ist niemals mit irgend einer Bitte an mich herangetreten, und ich habe es selbstverständlich niemals wagen dürsen, ihm eine Unterstützung anzubieten, die er nicht begehrte.

Glauben Sie mir," schloß der Landgerichtsrath, „der arme Freund,

den wir eben begraben haben, war ein selten guter und zuverlässiger Mensch, ein edler Freund!"

Nun wußte ich auch, wer den schönen Kranz auf den Sarg gelegt

hatte.

»° 5

Als ich neulich meine alten Papiere ordnete, fand ich zufällig einen Zettel mit Schnabels Handschrift, und da erinnerte ich mich des guten Menschen, und mit der Erinnerung an ihn vergegenwärtigten sich mir auch die Persönlichkeiten und gewisse kleine Erlebnisse aus meiner Redaclionszeit in der Provinz. Und im Gedenken an diese Vergangenheit habe ich diese Zeilen niedergeschrieben.

von

M. Kantor.

— kieidelberg. —

'I heute in Gegenwart auch nur Halbweg gebildeter Leute die ! Sterndeutung als eine Wissenschaft bezeichnen wollte, der man mit persönlichem Vortheile ebensowohl als zum Nutzen der Menschheit sich widmen dürse, liefe Gesahr, daß man die Gesundheit seiner Geisteskräfte anzweifelte. Daß es sich früher nicht so verhielt, weiß gleichfalls Jedermannn. Aber über die zeitliche Begrenzung dieses Wortes „srüher" sind vielsach irrige Vorstellungen vorhanden.

Wir wollen nicht darauf Gewicht legen, daß noch 1816 Jo h. Wilh. Andreas Pfaff eine Astrologie in Druck herausgab und doch den Glauben an seine Befähigung dadurch so wenig erschütterte, daß er als Professor der Mathematik 1817 nach Würzburg, 1818 nach Erlangen berufen wurde. Wir haben Gelehrte von viel fester begründetem, viel weiter verbreitetem Weltruhme im Auge, deren Zeitalter allerdings um mehrere Jahrhunderte früher liegt, von deren Beziehungen zur Wissenschaft der Sterndeutung die Meisten jedoch darum nicht besser unterrichtet sind. Ihre astrologische Thätigkeit zu schildern, vorher mit wenig Strichen ein Bild davon zu entwerfen, wie die Astrologie entstand, wie sie zur Wissenschaft anwuchs, wie sie gradezu fruchtbringend war, das soll unsere Aufgabe sein.

„Und Gott machte zwei große Lichter: ein groß Licht, das den Dag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne,"

Erst nach der Schöpfung von Sonne, Mond und Gestirnen läßt der biblische Schriftsteller, hierin sicherlich das Richtige treffend, lebende Geschöpfe, zuletzt den Menschen entstehen, und wollten wir seine Gedankenfolge in die Bildersprache eines anderen Glaubenskreises kleiden, wir dürften sagen: An der Wiege der Menschheit stand schon Urania, die Muse der Sternkunde.

War doch die Sonne bei Tag, waren doch Mond und Sterne bei Nacht Uhr und Wegweiser zugleich für die Menschen von Anfang an.

Leiteten, regierten sie ihn doch da, wo er zuerst und am Unentbehrlichsten der Leitung bedurfte. Was Wunder, wenn er die Stellung jener Lichter am Himmel genauer und genauer beobachtete, wenn er insbesondere auf sieben derselben, die ihre Stellung rascher und häusiger als die anderen veränderten, sein Augenmerk richtete? Was Wunder, wenn er in ihnen zur Leitung auserkorene Wesen, Götter erkannte, denen einzelne Zeitabschnitte hindurch die Regierung der Welt angehörte? In dieser Weise etwa mag unter dem klaren Sternhimmel Mesopotamiens die Anbetung der sieben Himmelsgotthciten und die durch sie beeinflußte siebentägige Woche zu Stande gekommen sein.

Und nun ergab eine weitere Folgerung sich von selbst. Wenn Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond (um die heute gebräuchlichen Namen anzuwenden) die sieben Zeitregenten waren, so mußte ihre Stellung zu einander und zugleich zu den übrigen Gestirnen des Himmels, so mußten ganz besonders außerordentliche Erscheinungen, wie die Verfinsterung von Sonne und Mond, für die Geschicke der Menschheit von höchster Wichtigkeit sein.

In der That hat sich bis auf den heutigen Tag ein Vorbedeutungskalender erhalten, verfaßt für völlig Sargon, der etwa um das Jahr 170l) vor dem Anfangspunkte der christlichen Zeitrechnung lebte. In diesem Kalender ist angegeben, von welchen Folgen es begleitet sei, wenn eine Sonnen- oder Mondfinsterniß an diesem oder jenem Tage des Jahres eintrete.

Tie Griechen dürften, wie so manches Morgenländische, auch den Glauben an vorbedeutende Finsternisse erst mit dem Alexanderzuge erworben haben, aber doch ist es allbekannt, daß Thales den Namen des Weisen erhielt, weil er sür das Jahr 585 vor Christus eine Sonnensinsterniß ankündigte, die am 28. Mai wirklich eintrat, während eine Entscheidungsschlacht zwischen Medern und Lpdem wogte.

Wichtiger noch als die großen Geschicke der Menschheit pflegen dein Einzelmenschen die Schicksalsereignisse zu erscheinen, welche ihn selbst betreffen. Und sollten die Götter nicht jedem Einzelnen mit gleichem Rechte seine Freuden und Schmerzen, seine Erfolge und Niederlagen bei der Geburt bestimmen? Sollte diese Vorbestimmung nicht, ähnlicherweise wie es Zeichen großer Weltcreignisse gab, äußerlich erkennbar sür den Wissenden in dein Stand der Gestirne zu lesen sein, sei es, daß man diesen im Augenblick der Geburt des Einzelnen, sei es in besonders bedeutungsvoller Stunde seines Lebens beobachtete? Gewiß, so mußte es sein! Und auch nachdem die Planetengötter vom Weltthrone gestürzt waren, als andere Gottheiten anderen Ursprunges in anderen Himmelsgegenden dem angeborenen, natürlichen Glaubensbedürfnisse der Völker Befriedigung gewährten, schrieben die dort heimischen Götter noch immer in Sternenschrift das Leben der Menschen am Himmelsgewölbe nieder. Diese Schrift zu entziffern, bildete den höchsten Gipfel der Wissenschaft von den Siemen.

Man wäre beinahe versucht zu fragen, wie eine Sternkunde von der Art, wie wir sie eben in flüchtigen Umrissen gezeichnet haben, zur modernen beobachtenden und rechnenden Astronomie werden konnte, welche Himmelserscheinungen keinerlei vorbedeutende Rolle zuweist als höchstens im Gebiete der Witterungskunde. Die Beantwortung dieser Frage ist eine mehrfach gespaltene. Erstens waren die Griechen, von welchen unsere ganze europäische Wissenschaft, so weit sie überhaupt eines alten Ursprunges ist, sich herleitet, wie oben bemerkt, bereits im Besitz einer Sternkunde, die rechnend die Wiederkehr der Finsternisse ermittelte, ehe sie zu dem wurde, was wir im Gegensatze zur Astronomie die Astrologie zu nennen pflegen, und daß bei jenem durchaus mathematisch angelegten Volke ein solcher lebensfähiger Kein?, einmal vorhanden, nicht verkümmerte, war begreiflich. Dann aber war es zweitens für die Astronomie selbst von unermeßlichein Werth, daß die Astrologie hohe Ziele an die genaue Beobachtung des Standes der Himmelskörper knüpfte. Nicht für jeden Menschen wurde in der Stunde der Geburt die Beobachtung wirklich angestellt, welche zur Ermittelung seiner Zukunft erforderlich war. Gelangte aber irgend eine Persönlichkeit zu hoher Stellung, so war es erwünscht, rückwärts eine solche Nativität zu stellen, um des späteren Kunstwortes uns zu bedienen. Man mußte also in der Lage sein, ohne Beobachtung genau anzugeben, wie an einem gegebenen Orte an einem gegebenen, vergangenen oder künftigen Tage zu gegebener Stunde der Stand der Gestirne war. Mann mußte rechnend Tafeln herzustellen lernen, aus welchen Solches zu entnehmen war, sogenannte Ephemeriden, deren der heutige Astronom so wenig entrathen kann als der Astrolog, für den ihre Berechnung erdacht wurde. So zeigt auch hier sich, wofür die Geschichte der Wissenschaften so viele Beispiele darbietet, der Segen, den das Streben nach hohem Ziele selbst dann mit sich führt, wenn jenes Ziel als unerreichbar sich erwies, wenn es, eine Äorgann für den Geist, dem, der sich nähern will, in Nichts zerfließt! So entstand die Phosphorgewinnung beim Aufsuchen des Steines der Weisen; so wurde Amerika entdeckt, indem Eolumbus aus viel zu klein angenommenem westlichen! Wege Indien zu erreichen suchte.

Und zerfloß wirklich die Astrologie bald und vollständig in Nichts? Wir haben die Frage in unseren Anfangsworten bereits verneint. Wir kommen jetzt zu unserem eigentlichen Gegenstande, indem wir zeigen wollen, wie die neuere Sternkunde, deren Anfang man in das XVI. und XVII. Jahrhundert zu setzen pflegt, der älteren Sterndeutung so wenig widerstrebte, daß die Männer, welchen unsere Sternkunde ihren Ursprung verdankt: Coppernicus, Brahe, Galilei, Kepler selbst fest in den astrologischen Banden ihrer Zeit gesangen lagen.

Nikolaus Kovvernigk, geboren zu Dhorn am 19. Februar 1473, Fmnenburger Domherr seit August 1497, Doctor beider Rechte seit dein 31. Mai 1503 in Folge einer an der Universität Ferrara bestandenen Prüfung, Leibarzt seines Onkels des Bischofs Lucas Watzelrode, aber auch des Bischofs Mauritius Fcrber in den Jahreil 1506 bis 1537, Uebersetzer griechischer Briefe des Theophnlaktus Simokatta ins Lateinische vor 1509, erster Verwaltungsbeamter der kirchlichen Guter bei Allenstein um 1520, Verfasser eines deutsch geschriebenen Gutachtens für Münzeinigung 1519 bis 1522, wäre, selbst wenn er sein großes Lebensmerk von der Bewegung der Himmelskörper nie geschrieben hätte, durch die vielfache, fast alle Gebiete menschlichen Denkens berührende Thätigkeit, die wir soeben in trockener Reihenfolge der Jahreszahlen, an die sie sich knüpfte, aufzählten, ein Beispiel seltener Bildungsbreite und Bildungstiefe gewesen. Und nun vollends jenes unsterbliche Werk, begonnen zwischen 1506 und 1512, bei Seue gelegt und wieder aufgenommen, gefeilt und überarbeitet wie kaum ein zweites wissenschaftliches Werk unter stets neuen Beobachtungen, neuen Rechnungen! Nach mehr als dreißigjährigem Brüten läßt der Verfasser sich zur Veröffentlichung bewegen. Das erste gedruckte Exemplar — so erzählt die Sage — wird 1543 in die Hände des sterbenden Coppernicus gelegt.

Wenn gleich die Kenntnis; von dem copvernikanischen Weltsysteme heute Gemeingut aller Gebildeten ist, so dürfte doch eine rasche Gegenüberstellung dessen, was man früher sür richtig hielt, und dessen, was Coppernicus behauptete, für unsere Zwecke nicht überflüssig sein. In der Mitte des Weltalls, so sagten die Alten und am Deutlichsten unter ihnen Claudius Ptolemäus etwa um das Jahr 160 nach Christi Geburt, ruht die Erde. Um sie kreisen die sieben Wandelsterne in regelmäßiger Bewegung. Die längste Zeit von 29^ Jahren braucht Saturn, bis er wieder den Platz, von dein er ausging, erreicht hat. Jupiter demnächst braucht 12, Mars 2 Jahre, die Sonne 1 Jahr. Noch kürzer sind die Umlaufszeiten von BenuS, Merkur und Mond, welche auf -/'», ^ und V^' Jahr sich bemessen. Das war ein ungemein einfacher Gedanke, aber er widersprach den Beobachtungen. Der Stand der Planeten war nun einmal, wenn man ihn mit den einfachsten Meßwerkzeugen zu verschiedenen Zeiten beobachtete, nicht so, wie es eine einfache Kreisbewegung des Wandelsterns mit sich brachte, und man mnßte zit einer Veränderung sich herbeilassen, welche den Grundgedanken von dem Feststehen der Erde, um welche — oder sollen wir sagen um derentwillen? ^ die anderen Himmelskörper sich bewegten, nicht antastete. Man fand Befriedigung durch die Amiahme, die Erde ruhe außerhalb des Mittelpunktes jener Kreisläufe, sie sei ercentrisch, die Kreisläufe seien aber demnächst auch nicht einfache, sondern beständen in Kreisbewegungen um einen selbst kreisenden Mittelpunkt, die Bahn eines Wandelsterns sei mithin cpicyclisch ähnlich ivie die Bahn, welche ein Punkt der äußeren Wand eines Kinderkreisels beschreibt, während der Kreisel selbst von der Peitsche des Kindes getrieben mit seiner wirbelnden Spitze einen Kreis durchläuft. Je schärser die Beobachtungen wurden, um so gezwungener wurden die Erklärungsversuche. Einfache Epicucten genügten später nicht mehr, man mußte mehrfache ersinnen, um richtige Ephemeriden berechnen zu können, auf deren Vorhandenfein, wie wir fahen, soviel ankam. Und nun die Lehre des Eoppernicus, freilich nicht ganz neu und unvorbereitet, geahnt bereits von einzelnen griechischen Gelehrten ein halbes Jahrtausend vor Ptolemaeus, aber noch nie genau rechnungsmäßig geprüft und bewiesen. Ruhend ist nach dieser ^ehre im Mittelpunkte die Sonne, während die Erde, gleich den anderen Planeten um die Sonne den Kreislauf vollzieht.

Welche sittliche Kraft, von der mathemathischen Feinheit nnd Schwierigkeit der Untersuchung für die damalige Zeit nicht zu reden, war erforderlich, um die Erde und mit ihr die Erdbewohner hinauszustoßen aus der Mittelpunktsstellimg, an die man sich stolz gewohnt hatte! Nnr der Mond blieb der treue Trabant der Erde, eine Erinnerung nn frühere Zeiten vergangener Machtfülle, gleichsam ein Bermittlungspfand des Friedens zwischen der alten und der neuen Zeit. Konnte die Lehre des Eoppernicus, so dem selbstgefälligen Menschenbeivußtsein in's Gesicht schlagend, aus Beifall von Seiten der Laien rechnen? Gewiß nicht, und in der That finden wir unter ihren Gegnern Nichtastronomen von sonn unabhängigster Geisteofreiheit wie Melanchthon, den Anhänger weitestgehender Neuerungen im Bereiche der Kirche und Schule. Daß aber Fachmänner sich eines Jahrhundertelang begangenen Jrrthums so leicht zeihen lassen sollten, ist in der Geschichte der Wissenschaften noch weit beispielloser.

Doch wir haben es nicht unmittelbar niit der Geschichte des coppernilanischen Weltsystems zu thun, sondern nur mittelbar, soweit die Astrologie die Einwirkung der Geltung des neuen Systems zn empfinden hatte. Ihr gab nämlich die coppernikanische Anordnung des Weltganzen den gefährlichsten Stoß. Die Erde und der Erdenmensch aus dem Mittelpunkte entrückt, konnten unmöglich mehr alle Stellungen der Himmelskörper auf sich

beziehen. Und Coppernicus selbst, der Urheber dieser Wandelung, sollte es noch gethan haben?

Es ist nicht zum leisesten Zweifel Raum, daß mir diese Frage mit Ja zu beantworten haben. In einem Buche ans dem Besitze des Eoppernicus findet sich handschristlich eine Pianetenstellung astrologischer Natur eingetragen, und sollte, wie Manche annehmen, dieser Eintrag nicht von Eoppernicus selbn, sondern von seinem Schüler und Freund Georg Joachim von Lauchen, Rhäticus genannt, herrühren, so ist er nicht weniger beweiskräftig, denn NhäticuS hat in einein unter des Coppernicns Augen, unter seiner Billigung entstandenem Werke eine entschiedene Lame sür die Wahrheit der Astrologie gebrochen.

Wollen wir es begreiflich finden, dafz CovpernicuS solch geistigem Widerspruche verfiel, so dürfen wir nicht den Astronomen in ihm, fondern in erster Linie den Arzt verantwortlich machen. Wenn die Anatomie das rechte Auge der Medicin ist, hieß es damals, so ist die Astrologie ihr linkes. Insbesondere galt dieser Ausspruch für die italienischen Hochschulen, an welchen Covpernicns sich zum Arzte ausgebildet hatte. Wissen wir doch, das; 1499 Balerio Superchio als Professor der Astronomie in Padua eine Antrittsvorlesung hielt, in welcher er erklärte, er habe bisher mit Vorliebe Philosophie und Arzneikunst geübt, daneben aber auch mathematischer Studien sich befleißigt, und auf eigenen Wunsch, wie nicht minder auf den seiner Zuhörer wende er sich jetzt dem Unterrichte in diesen Wissenschaften zu. Der eigentliche Gegenstand dieser neuen Borlesungen hieß Astronomie, doch dürfen Namen uns nicht irre leiten. Astronomie und Astrologie wurden damals als gleichbedeutend gebraucht, und mit beiden Namen vereinigte man bald kein Beiwort, bald das Beiwort ^ iucii 5 iaria. Die Astronomie und die Astrologie schlechtweg entspricht unserer heutigen Astronomie; die judiciäre hängt nicht etwa mit gerichtlichen Tingen zusammen, wie bei der Wortverbindung gerichtliche Medicin, sondern bezeichnet die Kunst, aus den Sternen zu beurtheilen, mithin unsere Astrologie. Superchio aber kommt im weiteren Berlaufe seiner Rede gerade auf die Judiciärastrologie zu sprechen, deren Nutzen er auf's Höchste preist. Tiefe Rede hat freilich Coppernicus nicht gehört. Sein Aufenthalt in Padua fällt erst auf 1503 etwa, und 1499 befand er sich in Bologna, wo er seit dem 18. Januar 1497 eingezeichnet ist in die sogenannten Annale« der Studenten deutscher Nation. Dort übte er sich in der Beobachtung des Himmels unter Tomenico Maria Novara, aber auch dieser zweifelte nicht im Mindesten an der Wahrheit der Judiciärastrologie, welche in Bologna wie anderer Orten gelehrt wurde.

Diese allgemeine Werthschätzung blieb der Hülfswifsenschaft der Medicin durch das ganze XVI. Jahrhundert und darüber hinaus erhalten. Daß ein CardanuS, dessen Einbildungskraft an Ausschweifung nur von seinem Lebenswandel übertrosfen wurde, eifriger Astrologe war, läßt sich denken. Daß er so wenig als Andere durch die Seltenheit zufälligen Eintreffens der verkündeten Ereignisse sich beirren ließ, ist aus der Genügsamkeit zu erklären, an welche damalige Aerzte gewöhnt waren. Rühmt sich doch derselbe Cardanus nm Ende einer fünfzigjährigen Ausübung der Heilkunde, daß ihm 180 Kuren gelungen seien, darunter 40 wahrhaft glänzende.

Ein weiter hinzutretender Umstand ist der schon früher angedeutete, daß viele Naivitäten niedrig Geborener und dann zn Rang und Würde Gelangter nachträglich gestellt wurden, daß somit die Borverkündigungen in diesen Fällen vielfach Nachverkündigungen waren, und daß solche rückwärts gerichtete Weissagungen zuzutreffen pflegen, davon weiß nicht allein die Geschichte der Astrologie oder der Arzneikunde zu erzählen. Aus Ersterer können wir ein hervorragendes Beispiel anführen.

Eine auf das Dänische Staatswesen bezügliche Weissagung meldet für die Jahre 1628, 1643, 1659 Kriege als bevorstehend, in welchen die Dänen wiederholte Niederlagen erleiden würden. Auf 1661 wird eine Veränderung in der dänischen Negierung verkündet. Alle Gebräuche und Gesetze würden nach fremd ein Zuschnitt geändert werden, und dieser Zustand werde dauern bis 1667, in welchem Jahre das unterdrückte Dänemark wieder zu Freiheit und Wohlstand gelange.

Diese Provhezeihung, die in allen Theilen sich erfüllte, wurde, wie man bei ihrer Verbreitung erzählte, im Jahre 1597 von Tycho Brahe in den Sternen gelesen, und ihre Veröffentlichung habe ihn bei König Christian IV. in Ungnade gebracht, der darauf den vorlauten Unglücksweissager aus seinem Reiche verbannte. Es ist nur Schade, daß diese Erzählung selbst scrmmt dem Wortlaute der Verkündigung erst nach 1667 auftaucht, mithin nach dem letzten der darin angesagten Ereignisse. Die Ungnade Brahes nnd seine Abreise aus Dänemark, für welche ganz andere Gründe bekannt sind, bilden das allein Geschichtliche an der spät erfundenen Fabel.

Daß sie bereitwillig Glaube fand, dazu führte die feststehende Thatsache, daß Tycho Brahe ebenso wie seine um zehn Jahre jüngere Schwester Sophie an Astrologie glaubte und sie praktisch ausübte.

Am 29. December 1566 ist der eben 20 Jahre alt gewordene Tycho Brahe in Rostock. Er besteht einen Raushandel mit Manderup Parsberg, der diesem Streite es zu verdanken hat, daß die Geschichte ihn kennt. Brahes Nase wird abgehauen. Auf dem Krankenlager vergleicht er dieses Ereigniß mit seiner Gebnrtsstunde-, er findet, sein Vater müsse sich geirrt haben, als er ihm angab, er sei am 14. December 1546 zwischen 9 und 10 Uhr geboren; er müsse erst um 10 Uhr 47 Minuten geboren sein.

lind noch einige Monate srüher gab ein anderes Ereigniß Brahe Gelegenheit zu einer Weissagung. Er berechnete zum Voraus eine Mondfinsterniß auf den 28. !)ctover 1566. Er behauptete, sie bedeute den Tod des türkischen Kaisers Soliman II. Nun starb Soliman allerdings bei der Belagerung von Szigeth, aber schon am 5. September 1566, also vor jener Mondsinsterniß. Tycho Brahe wußte sich damit auszureden, er habe den Tod eigentlich nach Solimans Nativitat ausgerechnet, die von der Mondsinsterniß unabhängig sei.

Zwanzig Jahre später, in den Jahren 1585 und 1586 gab Brahe astrologisch berechnete Wetterkalender heraus, so sehr sein Freund Henricus Brucaeus ihn brieflich warnte, er möge sich nicht lächerlich machen. Und doch war Brahe weit entfernt davon, jeder wissenschaftlich verbrämten Vorspiegelung Glaube beizumessen; wieder im Jahre 1585 bezeichnete er z. B. in einem Briefe vom 25. August an Thaddaeus Hayek, den Leibarzt des Kaisers Marimilian II., die Alchymisten als Leute, deren vielfache Betrügereien offenkundig seien.

Auch Galileo Galilei wuchs am Ende des 16. Jahrhunderts noch unter allgemeinem Glauben an die Judiciärastrologie auf. Auch er verleugnete sich nicht als Sohn seiner Zeit. Wir besitzen Galileis Geldtagebuch aus dem Jahre 1608. Wiederholt treten in demselben Zahlungen von je 60 venetianischen Liren sür eine Person auf „vsr sortein", und „sors" bedeutet hier nichts anderes als SchicksnlSverkündigung. Es handelt sich also hier um die gewerbsmäßige Stellung von Nativitäten oder, wie ein anderer Kunstausdruck lautet, von Horoskopen. Im Jahre 1603 war aber Galilei der weithin berühmte Professor in Padua. Ter größte Hörsaal dieser an zahlreiche Zuhörer gewöhnten Hochschule faßte kaum Alle, welche zu den Borlesungen des in voller Manneskraft stehenden 39jährigen Lehrers sich drängten. Dem covpernikanischeu Weltsysteme war Galilei damals seit sechs Jahren gewonnen.

Im Jahre 1609 nimmt Christine von Lothringen bei ihres Mannes, Ferdinand I. von Toscana, letzten Krankheit Galileis Rath brieflich in Anspruch. Er möge nach den Regeln der judiciären Astrologie den nahen Geburtstag des Kranken in Rechnung ziehen und darnach das für ihn kritische Jahr bestimmen. Galileis Antwort giebt eine günstige Prognose, gestützt auf doppelte Rechnung mittels der Prutenischen Tafeln des Erasmus Reinhold und mittels der von Tycho Brahe benutzten Tafeln. Leider starb Ferdinand I. schon 22 Tage nach Galileis Brief.

Und noch später, vermuthlich kurz vor 1630, ließ Galilei selbst durch Orazio Morandi, General des Ballombrosaner-OrdenS und berühmter Astrologe, seine eigene Rativität stellen, welche im Staatsarchive in Rom aufbewahrt ist. Ihr hat man das genaue Geburtsdatum Galileis, den 15. Februar 1561 um 3 Uhr des Nachmittags, entnommen. Tns Jahr 1630 aber ist dasjenige, in welchem Galilei in Rom war, um für die vollendete Ausarbeitung der Gespräche über die Weltsysteme die päpstliche Truckerlaubniß persönlich zu erwirken, nachdem sich brieflich nicht zu überwindender Widerstand gezeigt hatte.

Roch ein anderes vemerkensmerthes Ereigniß knüpft sich an das gleiche Jahr 1630, zu dessen Berstnndniß Einiges hier eingeschaltet werden muß. Wenn ein hoher Oroensgeisrlicher, wie Morandi, ausübender Astrologe war, wenn Papst Urban VIII. selbst dieser Wissenschaft so sehr vertraute, daß er um 1627 sich durch den bekannten, unglücklichen Pater Eampanella sein Horoskop ansertigen ließ, welches ihm langes Leben weissagte, so darf man deßhalb nicht wähnen, die Kirche als solche habe Sterndeutung gebilligt. Man glaubte daran, man üble sie, aber mau verpönte sie! Taß Alles, was geschehe, in den Sternen vorbestimmt fei, stehe sest, sagte man, und erlaubt sei es, dasjenige aus ihnen zu weissagen, was sich naturgemäß und nothwendig aus denselben entwickle, nicht aber dasjenige, was vom Zufall oder von menschlicher Willkür abhänge; denn solches könne nur mit Teufelshülfe aus den Sternen herausgelesen werden, und das sei Todsünde. Es ist leicht ersichtlich, daß eine gradezu unmerkliche Grenze die erlaubte von der verbotenen Gattung schied, und daß mit einigem guten Willen jedes vorverkündigende Wort bald da, bald dorthin gerechnet werden konnte. Als darum Papst Urban VIII, der Nichts weniger als beliebt mar, und dessen Tod vielfach gewünscht und als erwünscht geweissagt wurde, von einer solchen Weissagung des mehrgenannten Morandi erfuhr, ließ er ihn am 13. Juli 1630 einkerkern und ein Gerichtsverfahren gegen ihn eröffnen, dem am 6. Oktober des gleichen Jahres der plötzliche Tod des Angeklagten ein wahrscheinlich sehr erwünschtes Ende machte. Erwünscht, weil eben doch Morandi eine allzuhochstehende Persönlichkeit mar, als daß ein gegen ihn angestrengtes Verfahren nicht unangenehmes Aufsehen erregt hätte. Morandi mar nicht bloß General eines an Mitgliedern reichen Ordens, er war auch Politiker von Gewicht, und insbesondere die sogenannten „Avvisi" zu Nom erschienen unter seinem unbestrittenen Einflüsse. Diese Avvisi stellten etwa unsere heutigen Zeitungen vor. In Abschriften verbreitet lagen sie an verschiedeneu Orten auf, wo man sie gegen Erlegung einer Gazzetta, d. h. eines Geldstückes im Werthe von neun Ouadrini, lesen konnte. Die Entstehung des französischen Wortes Gazette für Zeitung aus dem Namen dieser Münze liegt auf der Hand. Nun war Galilei, um'auf unseren Gegenstand zurückzukommen, am 3. Mai 1630 in Rom eingetroffen. Wenige Tage darauf meldeten die Avvisi die Ankunft des berühmten florentiner Astrologen, der neben anderen politischen und die päpstliche Familie derBarberini berührenden Prophezeihungen den nahe bevorstehenden Tod des Papstes selbst vorausgesagt habe. Ob diese Nachricht eine Zeitungsente war — ein Zugvogel, der sich zugleich mit den Zeitungen über Europa verbreitete — oder nicht, ob sie böswillig gemeint war oder dem Ruhme Galileis dienen sollte, gleichviel, — jedenfalls bestätigt sie, in Verbindung mit den anderen angegebenen Thatsachen, Galileis andauernde Beziehungen zur Astrologie.

Auch von dem vierten Geisteshelden, der nächst und mit Covpernicus, Brahe und Galilei, die neue Sternkunde begründet hat, von Kepler haben wir behauptet, er sei Astrologe gewesen. An der Thatsache selbst ist kein Zweifel möglich. Kalender, welche Kepler'auf verschiedene Jahre anfertigte, und in welchen nach der Sitte der Zeit Witternngsverhältnisse und Weltereignisse mit gleicher Gemüthsruhe vorausgesagt wurden, sowie mehr wissenschaftliche nicht für den großen Büchermarkt hergerichtete Schriften bestätigen sie auf das Sicherste.

Bestätigt wird sie ferner durch den zweijährigen Aufenthalt Keplers mit seiner ganzen Familie in Sagau, wo er von 1628 bis 1630 in nächster Umgebung Wallensteins lebte. Veranlassung zu diesem Aufenthalte bot eine Geldschuld der kaiserlichen Kasse an Kepler für rückständigen Gehalt und dergleichen, welche 1l>20 bereits die für damalige Zeit ganz ungeheuerliche Höhe von fl. 12 (X)0 erreichte. Für diese Forderung wurde Kepler an den neuerdings mit dem Herzogthume Mecklenburg belehnten glücklichen Feldherr« vermiesen, und dieser in unentwegtem Vertrauen auf die Astrologie, wenn auch nicht auf seinen Privatastrologen Zeno — Schiller hat ihn Sem nmgetauft — berief freudig den berühmten Mann an seinen Hofstaat. Keplers erster Kalender auf das Jahr 1595 hatte einen ausnahmsweise strengen Winter und Bauernrunruhen geweissagt. Beides war wunderbarer Weise eingetroffen, und Keplers Ruf war für Alle, die Kalender kauften, fest gegründet. Auch für Wallenstein war er grade die Persönlichkeit, deren er bedurfte. Kepler hatte aus den ihni übermittelten, astrologischen Angaben ohne nähere Kenntniß der Person, für welche sie galten, zu Wallensteins großem Entzücken Charakter und Gestalt der Herzogin von Friedland richtig ermittelt. Er mußte auch der Mann sein den Zeitpunkt des Eintreffens einer gewissen Plcnietenstellnng, den Wallenstein für besonders geeignet zur Bollbringung einer großen That hielt, genau vorauszuberechnen.

Kepler allerdings brauchte seine Zeit besser. Cr verwandte sie lieber und für die Wissenschaft fruchtbarer auf andere astronomische Rechnungen, aber daß er Wallensteins Auftrag grundsätzlich abgelehnt hätte, davon wissen wir nichts, und noch in den 1627 kurz vor der Uebersiedelung nach Sagan erschienenen Rudolphinischen Tafeln theilt er die unentbehrlichsten, astrologischen Regeln mit. Die alte Mutter, sagt er dabei, soll nicht klagen dürsen, sie sei von der undankbaren, stolzen Tochter verlassen und verachtet worden.

Freilich steht diese öffentliche Thätigkeit in einigem Widerspruche zu Briefstellen. An seinen alten Lehrer Mästlin schreibt Kepler einmal: Wenn Gott jeden: Thiere Organe zur Beschaffung des Lebensunterhaltes gegeben hat, kann man tadeln, daß er dem Astronomen zu gleichem Zwecke die Astrologie verlieh? Und ein anderes Mal schreibt er dem kaiserlichen Geheimenrath Wakher von Wakenfels: Tamit die Ehre des Kaisers, bei dessen Kaminerbefehlen ich verhungern müßte, geschont winde, schrieb ich nichtswürdige Kalender und Prognostica; das ist etwas besser als betteln. Endlich auch in einer Druckschrift (l'ertws iritsrvsnisn« von 16M äußert sich Kepler das später in den Rudolphinischen Tafeln gebrauchte Bild in umgekehrter Berwandtschaftsfolge benutzend: „Es ist wohl diese Astrologie ein närrisches Töchterlein, aber lieber Gott, wo wollt ihr Mutter die hochveruünfftige Astronomia bleiben, wann sie diese ihre närrische Tochter nit hette . . . Und seind sonsten der Mathematicorum salaria so seltzam und so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leyden müßte, wann die Tochter Nichts erwürbe."

Solche Aussprüche bilden eine schwer zu umschiffende Klippe für den Geschichtschreiber. Müssen wir, um Keplers Wahrheitsliebe in einem Falle zu retten, ihn das andere Mal einen Lügner schelten? Brachte er wirklich der Notwendigkeit für seine Familie Brod zu erwerben das Opfer, Dinge zu verkünden, von deren Grundlosigkeit er überzeugt war?

Glücklichermeise verhält es sich nicht ganz so. Kepler glaubte und glaubte nicht an die Astrologie. Man märe beinahe versucht, den Satz in der Form auszusprechen, daß Kepler, der deutsche Protestant, der Astrologie in dem Sinne huldigte, in welchem die römische Kirche sie gestattete. Er glaubte nicht daran, daß bestimmte Einzelereignisse in den Sternen geschrieben seien, aber er glaubte mit fester Ueberzeugung an den allgemeinen Einfluß der Stellung der Himmelskörper auf Geist und Herzensrichtung der unter dieser Stellung Geborenen. Er glaubte an erregende, gewissermaßen optisch harmonische Wirkungen der Gestirne auf das Seelenleben. Das geht am Unzweideutigsten aus Briefen hervor, die Kepler im Mai und August 1599 an den dänischen Kanzler Herwart von Hohenburg gerichtet hat.

Unsere Aufgabe ist erfüllt, die Betheiligung von Coppernicus, von Brahe, von Galilei, von Kepler an den astrologischen Träumereien ihrer Zeit festgestellt. Soll damit nur ein einziges Blatt aus dem Ruhmeskranze der vier Männer, welche die Nachwelt zu bewundern liebt und bewundern muß, preisgegeben werden? Gewiß nicht. Unsere Absicht mar und ist eine ganz andere.

Wir wollten vielmehr gerade an diesem aufsallenden Beispiele zeigen, wie es in der Geschichte der Wissenschaften zwei Kräfte giebt, aus deren Wechselwirkung Alles entsteht: Die treibende Kraft des Genius, die erhaltende Kraft der Unwissenheit.

Auch der Genius kann sich dieser letzteren nicht vollständig entziehen. Auch er haftet in dein Schlamme, den Jahrhunderte angesammelt haben, und den er nicht ganz von seinen Sohlen zu schütteln vermag. Aber daß er trotz dieser Hemmniß auf stolzen Schwingen sich zur Himmelshöhe emporheben kann, das gerade zeigt seine Größe.

Daß also Coppernicus, Brahe, Galilei, Kepler auch Astrologeu waren, macht sie nicht klein; daß sie im Zeitalter allgemeinen Glaubens an die Astrologie Reformatoren der Astronomie wurden, zeigt sie uns als Riesen.
Schiller auf der Stuttgarter Militärakademie.

riedrich Schiller stand im Beginn seines siebzehnten Lebensjahres,

und drei Jahre bereits gehiirte er zu den Eleven des von Herzog

>i'N'I begriiiweten .'Milmes. welckeo unter drin svalercn),',„»ien der „>iarlsschule" einen Weltms gewonnen hat, als der württembcrgische Herrscher sich entschloß, seine Akademie von der Anhohe der „Solitnde" fort in die Hauptstadt zu verlegen. Zur gleichen Zeit aber errichtete er eine neue Facultät: die medicinische; und auf seine Frage, wer diesem Studium sich zuwenden wolle, meldeten sich zunächst sieben Eleven: darunter zwei Freunde Schillers, Hoven und Elwert, — und Schiller selbst. Mit dein Wechsel des Fachs aber verband sich für Schiller alsbald ein Wechsel seiner Stellung innerhalb der Akademie: in der Jurisprudenz, der er bisher angehört, hatte er übel bestanden; jetzt aber that er nicht nur in seiner Wissenschaft sich hervor, anch seine schriftstellerischen Gaben wurden erkannt und der Akademie nutzbar gemacht; und selbst in der „Conduite" nahm er, durch die Energie seines Wollens, einen Aufschwung: er brachte es zu Stande, den zwangvollen Gesetzen des Instituts, den kleinen und den grofzen, zu gehorchen, so viel sie ihm auch widerstreben mochten; und während er

*) Wir veröffentlichen Kicrmit einen Abschnitt ans der von dem Verfasser vorbereiteten grokcn Scbillcrbiographie. Tie'Redacrion.

auf der Solitude in kurzer Weile sechs tadelnde „Billets" empfing, ging er die fünf Jahre der Stuttgarter Zeit hindurch straffrei aus. Nur in scharfen, sarkastischen Anspielungen sprach er feinen Unwillen gegen die Quälereien der Aufseher zuweilen aus, in schlagenden Wendungen, welche diese sehr schlecht, die Eleven um ihn herum aber sehr gut verstanden: denn nun war er seiner selbst sicher geworden, und indem die Kamaschen ihn zu meistern glaubten, hatte er sein Spiel mit ihnen.

Es war am 18. November 1775, daß die Zöglinge der Akademie, in militärischem Zuge, nach Stuttgart hinuntermarschirten, auf der Hälfte des Weges vom Herzog empfangen, in der Stadt durch Zuruf und durch Blumen jubelnd begrüßt von den beglückten Stuttgartern. In der Einförmigkeit des akademischen Lebenslaufes änderte sich durch diese Übersiedelung äußerlich nicht viel: die Eleven blieben eingeschloffen in die Pforten ihres Gebäudes, einer ehemaligen Reiterkaserne hinter dem Schloßbau, deren Bezirk zu überschreiten. Schildmachen verwehrten; Spaziergänge fanden nur felten, in soldatischer Ordnung und unter Führung eines Offiziers, statt; und auch auf die Maimesse, in's Theater, aus die Nedoute wurden die Eleven „commandirt". Die spärliche Berührung mit dem Leben draußen vor den Akademiethoren machte die Rückkehr in ihre Süle um so empfindlicher: „die Eingeschlossenen", so sagt Caroline Wolzogen, Schillers Schwägerin, „vernahmen, wie sich die Welt um sie her bewegte, und träumten von Genüssen, die ihnen als unerreichbar doppelt reizend erschienen."

Dennoch erfuhr Schiller, unmerklich zuerst und immer bestimmter, die Einwirkung der Hauptstadt. Mochte auch Stuttgart mit seinen 16 Einwohnern und dem geringen Stande seiner Cultur, den Bewegungen der geistigen Centren nur langsam folgen, — hier war nicht mehr die Abgeschlossenheit einer in Wäldern versteckten Solitude, hier strömte auf tausend geheimen Wegen Leben, das Leben des gegenwärtigen Tages in Karls Schule hinein. Das System einer künstlichen Absperrung, wie peinlich es auch angeordnet war, ließ selbst in kleinen Dingen sich nicht vollenden. Verbotene Waare, Tabak, Leckereien und allerlei Kostbarkeiten, wurden eingeschmuggelt; und ein besonders gewandter Eleve, der „Allmächtige" nannte Schiller ihn, etablirte mit dieser Contrebande einen schwunghaften Handel. Aber auch geistige Waare drang ein: die ganze wogende Masse der jungen Literatur, welche seit der Mitte der siebziger Jahre in Deutschland aufschoß. Sturm und Drang heißt das Zeichen, unter welches Schiller nun tritt. Wie Goethe, hätte er im Rückblick auf jene Zeit von sich sagen können: „ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem ganz andern Sinne bekannt, als bisher".

Zwar die dramatischen Vorläufer der revolutionären Bewegung, welche Deutschlands Literatur frei machte von der Oberherrschaft französischer Borbilder, hatte Schiller schon auf der Solitude kennen gelernt: Gerstenbergs bewundertes und verspottetes Hunger-Drama „Ugolino" und Lessings „Emilia Galotti"; und schon hatte der geniale Erstling der hereinbrechenden Epoche, „Götz von Berlichingen", die Gewalt eines Dichters verspüren lassen, den er bald als den überragenden Genius der Zeit erkennen sollte. „Goethe war überhaupt unser Gott", sagt sein Mitschüler Scharsfenstein; und Schiller citirt, noch im Jahre 1785, aus dem Gedächtnis? eine ganze Satzreihe aus dem „Werther", welche er „seit den Kinderjahren" in der Phantasie festgehalten hatte.

Allein die breite Fülle der neuen Dichtung, die „hingewühlten" Products nicht nur des Führers, sondern der Nachahmer bis ins dritte und vierte Glied fanden erst jetzt den Weg in die Akademie: neben den „Werther" trat sein thränenfrohes Abbild, der „Siegwart", neben Goethes „Elavigo" und „Stella" die ungestümen Dramen derer, die seiner Fahne folgten am Rhein und am Main, der Klinger, Lenz, Heinrich Leopold Wagner. Bon der Pfalz kam die sinnenfrohe Poesie des Maler Müller herüber, aus dein Göttinger Hain schollen die Lieder tyrannenblutdurstiger Klopstockianer, und auch die sanftere Stimme des Dichters von „Julius von Tarent" ward deutlich vernommen. Nickt mehr Regel und Zwang — Sturm und Drang wollten jene kecken Jünglinge, die Natur heischten an Stelle der Convenienz, und das freie Schalten des Originalgenies an Stelle erlernter Vorschrift; und so stark empfand Schiller das Neue in diesen Dichtungen alle», so hinreißend wirkte auf ihn der aus dem innersten Wollen der Zeit quellende Gehalt, daß er die Unterscheidung zwischen dem Ursprünglichen und dem Abgeleiteten, welche den Nachlebenden natürlich ist, nicht immer fand: die Producte aus zweiter Hand wirkten fast stärker auf ihn als die Urbilder. Nicht nur Goethe war sein „Gott", auch die reichlich strömende Empfindsamkeit des „Siegwart" gewann es über ihn; und am einsamen Fenster, über Lilien, die er in Scherben sich zog, schwärmte er gern in den weichen und frommen Gefühlen, die jene Mostergeschichte erweckt hatte, in ihm, der selbst wie im Moster dahinlebte. Nicht nur Lessings „Emilia" in ihrer halbverschwiegenen socialen Tendenz übte tiefgreifenden Einfluß auf ihn, auch der an jenes Borbild vielfach angelehnte „Julius von Tarent", mit seinen kühlen Feinheiten und seinein rcflectirenden und philosovhirenden SubjectivismuS, ward ihm zu einem Lieblingsstück auf lange hinaus; und er rühmt es an Leisewitz, daß jener der Freund seiner Helden ist, wo Lessing nur ihren Aufseher macht: „darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilia, wenngleich Lessina unendlich besser als Leisewitz beobachtet". Und Marimilian Minger, in dessen politischen Dramen ein an Lessing und Rousseau erstarkter Sinn nach Natur und Freiheit rang, erhielt einen bevorzugten Platz unter Schillers Borbildern: „er gehört zu denen, welche zuerst und mit Kraft auf meinen Geist gewirkt haben; diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschlich", bekennt Schiller, noch nach einem Bierteljahrhuiidert. Zugleich mit den Prooucten der Gegenwart aber zogen auch die einer nähern nnd ferneren Vergangenheit in die Akademie ein, auf welchen die Goethe nnd Klinger fußten: Nousseaus Naturevangelium, Ossians seltsam nebelhafte und Shakespeares wunderbar feste Gestalten, zusammt den Charakteren einer größeren Borzeit, wie sie Plutarch uns geschildert.

Wie nun aber diese bunte Menge der Producte, die eine kräftig aufstrebende Literaturepoche dem Stuttgarter Eleven in seinen Schulsaal hineinwarf, auf Schiller im Einzelnen gewirkt hat, wie er alte Vorbilder mit neuen vertauschte, Klopstock gegen Shakespeare hingab, das können wir, über die allgemeinen Linien hinaus, heute kaum mehr erkennen. Besäßen wir die „Geschichte meines Geistes", welche Schiller später einmal geplant zu haben scheint, so würden wir den hinüber- und herüberwogenden Kampf in seinem Innern deutlicher übersehen, zwischen der moralisch-theo logischenPoesie,die das Ideal seiner Kindheit gewesen, und jener revolutionären Seelenstimmung, die die „Räuber" erzeugte. Schwer nur und zögernd macht sich Schiller los aus den Banden einer didaktischen Dichtung, welche auf sittliche und religiöse Wirkung eifriger als auf poetische abzielt; und die grundlegende Erkenntniß gar, daß die Kreise von Moral und Poesie ercentrische sind, will erst nach einer völligen Umgestaltung in seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis; sich ihm bezeugen. „Damals war ich noch ein Sclave von Klopstock" — das ist das Gefühl, mit welchem Schiller am Ende der akademischen Zeit auf die Epoche seiner ersten literarischen Entwicklung zurücksah, und er glaubte seine Einancipation von dem Meister zu vollenden, indem er in seinen Oden, die er einst ohne Unterschied kritiklos bewundert, diejenigen mit derbem Strich durchkreuzte, welche seinem vorgeschritteneren Urtheil nicht länger behagten; aber die Nachwirkungen dieser ganzen Erbauungspoesie gingen doch tiefer in ihm, als er ahnte, und noch seine „Räuber" sind voll und voll davon.

Nicht allein stand Schiller mit seinen dichterischen Vorsätzen in der Militärakademie da. Ein ganzer Kreis von jungen Poesiebeflissenen, angeregt von seinem Eifer und dem üppig aufschießenden literarischen Treiben dieser Zeit, hatte sich um ihn geschaart: ein verjüngtes Abbild des Göttinger Hains. Hier wie dort war Klopstock ein Schutzpatron. Man arbeitete gemeinsam, kameradschaftlich, man bewunderte sich gegenseitig in zärtlicher und verzärtelnder Freundschaft, und noch fehlte viel, daß Schillers überragende Gewalt den Freunden sich bezeugt hätte: vier Eleven. Scharffenstein, Hoven, Petersen und Schiller wollten, als Gleichberechtigte, miteinander einen Roman schreiben, einen „zweiten Werther", und sie gingen, angeregt vielleicht durch den berühmten Hamburger Wettkampf jener Jahre, in weichem Leisewitz und Klinger gegeneinander stritten, auch ihrerseits eine Concurrenz ein: „Man träumte schon von drucken lassen, jeder sollte etwas machen", berichtet Scharffenstein. „Schiller machte ein dramatisches Stück tragischen Inhalts, Hoven einen Roman 5 In Werther, Petersen auch ein

Nord und Eüd. XI.V., IS3. 7

weinerliches Schauspiel, ich ein Ritterstück, wo aber nichts als nachgepfuschte Phraseologie des „Götz von Berlichingen" anzutreffen war."

„Man träumte schon von drucken lassen", sagt Scharffenstein; und die von der Atmosphäre eines literarischen Zeitalters angewehten Eleven boten darum eine ausgewählte Sammlung ihrer Gedichte einem Tübinger Verleger an — ob ihnen gleich durch ausdrücklichen Erlaß des Herzogs jede selbständige Publieation „bei sonst zu befahren habender scharfer Ahndung" untersagt war: keine Antwort kam zum Berdruß der jungen Poeten, und erst spät erfuhren sie, daß der Adressat mit gutem Recht nichts erwiedert hatte: seit einigen Jahren bereits war er todt. Allein eine Gelegenheit fand sich dennoch bald für Schiller, aus seiner Abgeschlossenheit den Weg in die Oeffentlichkeit zu nehmen: einer der in Stuttgart neu hinzutretenden Lehrer, Balthasar Hang, der die Eleven in der Logik und den schönen Wissenschaften unterweisen sollte, war.zugleich der Herausgeber des „schwäbischen Magazins"; und dieser war bereit, einige Schillersche Gedichte in sein Journal aufzunehmen. Eines seiner älteren Lieder „Der Abend" erschien nun, im Herbst 1776, unter der Chiffre „Sch"; und im Frühjahr 1777 folgte, mit der gleichen halben Anonymität, eine 5)de „Der Eroberer" nach, welche noch ganz in Klopstocks Spuren wandelte: hatte dieser in einein Gesang des „Messias" geschildert, wie das jüngste Gericht über die Könige abgehalten wird, so stellte nun Schiller das Weltgericht an dem „Eroberer" dar, an einem ganz in's Allgemeine und Große genialten, verheerenden Peiniger der Menschheit, über dessen bis an die Sterne fliegenden, zermalmenden Ehrgeiz der Dichter den Fluch glühenden Rachedurstes spricht; und den er sich dann vorstellt, wie er am Tage des Gerichts vor Jehovas Throne steht: die schauende Sonne, und der Mond und die horchende Sphäre, Erd und Himmel reißen an der Wage des Schöpfers; und der Fluch zuletzt aus der glühenden Brust des Dichters stürzt sie tieser, tiefer zur Hölle hinab. Man denkt an Franz Moors Traum vom jüngsten Tage, nnd wie die Locke seines Vaters, in die Schcmle der Sünden geworfen, sie tief zum Abgrund sinken läßt. In freien Rhythmen, Klopstock überbietend, strömt der Sang des Dichters aus; er sieht seinem Borbilde pathetische Wiederholungen und respondirende Wendungen ab und singt:

Hci! dort schreitet cr hin — dort, der Äbschmüche,
Turch die Tchwcrdter, cr r»sr iund du Erhabner hörn'«)
Nun, ruit, tobtet und schont nicht,
Und sie tödten nnd schonen nickt.

Von der Erfahrung, dem realen Leben des Tages entfernt Schiller sich frei, nnd fein politisches Freiheitsgefühl, da es zum ersten Mal sich voll ausspricht, steigt auf in's Abstracte, in dis Sphäre religiöser Vorstellung und einer überirdischen Welt: kräftig strebt seine Phantasie in's Uebcrlebensgroße. Mit völliger Ungezwungenheit mischt der Dichter, bei starker Abhängigkeit von biblischer Sprache, antike und christliche Vorstellung, Erebus und Jehovah, GOtt und Elysium durcheinander nnd läßt „des Weltgerichts Wag durch den Olympus schallen."; darum muß er sich von seinem Lehrer, Redacteur und frühstem Kritiker „n«n«onss, Undeutlichkeit, übertriebene Metavhesen" vorwerfen lassen, wenngleich sein Feuer anerkannt wird und die Hoffnung ausgesprochen: er werde dereinst seinein Vaterlande Ehre machen. Aehnlich hatte Schiller für das, ältere Gedicht von Haug die öffentliche Censur erhalten: er habe schon gute Autores gelesen und werde mit der Zeit «8 magna sc>v.awrum bekommen.

Es läßt sich denken, mit welchem Eifer Schiller und die Freunde diese ersten literarischen Erfolge in ihrer Einsamkeit aufnahmen, besprachen, zergliederten. Ausdrücklich bezeugt Hoven, wie ihn das Lob, das Schiller durch Haug empfing, lebhafter zur Production antrieb. Deutlicher sprach sich nun aus, daß Schiller unter den Genossen die erste Stelle gehöre, der Ruf seiner Begabung verbreitete sich, auch außerhalb des engeren Kreises, in den Sälen der Akademie, und Zustimmung nnd Widerspruch erzeugten sich. Jetzt zuerst erfuhr Schiller einschneidende Wirkung der Kritik; und ihr Wort kostete ihn den besten, zärtlich geliebten Freund, es trennte ihn von Scharffenstein.

Georg Friedrich Scharffenstein ist unter Schillers Freunden aus der schwäbischen Zeit die kräftigste Gestalt. Hoven war ein braver Mann, Petersen ein leichtes, pfälzisches Blut; ein jüngerer Freund, Lempp, gewinnt für uns kein rechtes Leben. Schillers Herzen am nächsten stand Scharffenstein, und gerade, daß der um ein Jahr ältere Freund sich in demjenigen auszeichnete, worin Schiller zurückblieb: in der „Conduite", zog ihn an dem Genossen an. „Scharffenstein ist in allen seinen Verrichtungen pünktlich, reinlich und von seinen Kameraden vorzüglich geliebt", so meldet der Bericht des Rittmeisters Faber von 1773; Scharffenstein gehörte damals der Akademie feit zwei Jahren an und war der militärischen Abtheilung zugetheilt worden, in der er sich, trotz einer Hinneigung zur bildenden Kunst, in Ehren behauptete. Da er in Montbc liard (Mömpelgart) geboren war, so hatte er sich das Deutsche erst allmählig aneignen müssen, und ganz hat er es nie beherrschen lernen: seine Aufzeichnungen über Schiller sind ei» seltsames Sprach- und Stilgemisch, das von dem „Nitterstück" des Eleven nicht eben die beste Vorstellung erweckt. Doch scheint literarische Neigung in seiner Familie heimisch gewesen zn sein; ein anderer Scharffenstein aus Montbi liard begegnet, nm die Mitte des 18. Jahrhunderts, als ein Voltairettbersetzer. Und die Liebe zur Kunst und Poesie erhielt sich in Georg Friedrich durch alle Wandlungen seiner militärischen Lausbnhn hindurch: und der Generallieutennnt und Gouverneur von Ulm nimmt an den neuen Erzeugnissen einer andern Generation so lebendigen Anthcil, wie einst der Eleve an den Producten des Sturmes und Dranges. Mit freiem Sinne steht er den hereinbrechenden, rcactionären Bewegungen nach dein Jahr 1814 gegenüber; und es ist ein Wort, ganz aus Schillers Sinn, das er damals spricht: „Wenn wir in unfern Hoffnungen für diese Welt Land verlieren, müssen mir trachten, es wieder im innern Selbst zu erobern; es gilt, entweder von der Welt unterdrückt, oder von ihrem tollen Treiben auf eine höhere Stufe gehoben zu werden."

Mit schwärmerischer Hingebung schloß sich Schiller an Scharffenstein an, wie zu einem Höheren blickte er zu ihm auf. Die Abgeschlossenheit in der Akademie, welche die nächste Verbindung unter den Jünglingen begünstigte, steigerte auch in Schiller das Freundschaftsgefühl leidenschaftlich. Die ganze Neberschwänglichkeit der Epoche trug er in diese Verbindung hinein; denn mit seinem Julius von Tarent konnte er von sich sagen: „Wie soll ich meinen Hunger nach Empfindung stillen!" In einer feierlichen „Stiftungsstunde" wählte er Scharffenstein, dessen festes Auftreten gegenüber einem Vorgesetzten seinen Sinn für „Kraftäußerung" lebhaft erfreut hatte, zu seinem Freunde, seinem einzigen, wahren Herzensfreund; und in stiller Sternennacht am Fenster, oder auf verschwiegenen Wegen einsam wandelnd, sagten sie sich mit Blicken, was unaussprechlich schien. Zwei reife Männer, um die nämliche Zeit, schlaffen in einer Mondnacht am Rhein den gleichen, enthusiastischen Seelenbund: Fritz Jacobi und Goethe. Unzerreißbar schien die Harmonie der Empfindungen: „eine Freundschaft wie diese errichtet", rief Schiller, „hätte die Ewigkeit durchwähren können". Nur Freundschaft lebte in feinen Gedichten: er gab sich und dem Freunde die Namen Seliin und Scmgir, er schilderte Scharffensteins „Kraftäußerung" in einer Ode und sang in einer zweiten:

Sangir liebte seinen Sclim zärtlich

Wie Dn mich mein Scharffenstein
Selm: liebte seinen Sangir zärtlich
Me ich Dich mein lieber Scharffenstein.

Auch das Freundschaftsgefühl übertrug sich so sür Schiller unmittelbar in dasjenige Gebiet, welchem er nicht mehr entrinnen konnte: in das poetische.

Aber grade diese Verbindung von Leben und Dichten sollte dem Bunde Unheil bringen. Es kam zu einem völligen Bruch zwischen Schiller und Scharffenstein; und Schiller, der in seiner Jsolirung beides, die Freuden der Welt und ihre Leiden, nicht gekannt hatte, erfuhr nun den ersten großen Schmerz seines Lebens.

Zwei Landsleute Scharffensteins waren es, Masson und Boigeol, welche die Trennung herbeiführten: ein Gegensatz der Abstammungen drang in den Bund ein. Die „aesthetische Association" verspottete der „französisch gebliebene Masson" in einer derben Posse: „wir sahen uns kleinlaut an", sagt Scharffenstein, „nnd unsere Effervescenz von Autorschaft hatte vor jetzt ein Ende." Und Boigeol und Scharffenstein gemeinsam begannen, Schillers Gedichte zu kritisiren: von feuriger Bewunderung ging Scharffenstein über zu Angriffen auf die Originalität dieser Poesie und auf die Echtheit ihrer Empfindung: nur Klopslock ahme sich nach, nur in der Feder liege ihr Gefühl. Schillers Herz traf dies um fo schmerzlicher, als derjenige, der ihm solches vorwarf, der Nämliche war, dem alle seine Lieder galten, sein Sangir, sein Einziger; nicht nur seine Eigenliebe, sein Stolz, Laster, deren Druck er lebhaft zu fühlen bekannte, waren verletzt, auch die anspruchsvolle Eifersucht der ersten Freundschaft, die keinen Dritten im Bunde dulden wollte, regte sich leidenschaftlich, und in einem langen Herzenserguß an Scharffenstein, der zugleich ein Scheidebrief ward, sprach er seine ganze Seele aus: „nie ist eine totale Broullerie zwischen Verliebten so affectvoll geschrieben morden," sagt Scharffenstein. Der Bruch, von dieser Zeit an, war besiegelt, und bis zum Austritt Scharffensteins aus der Akademie redeten die Freunde miteinander kein Wort.

Tief hatte Schiller die Vorwürfe der Scharffenstein und Boigeol empfunden: daß er „blos Dichter" sei, daß nicht aus dem Herzen seine Lieder frei entquollen, sondern nur „bei Lesung Klovstocks" wurden. Wohl mochte es wahr sein, daß erst nach „langen Einsammeln erhaltener Eindrücke, nach vielen angestellten Bilderjagden" Schillers zuerst spröde Production in Fluß kam, daß seine Phantasie erst allgemach beweglich und geschmeidig ward, und daß er, wie ein jeder, schreiben lernen mußte; aber der Stärke seiner Empfindung durfte er darum nicht minder gewiß sein, und sie, sie zumeist wollte er anerkannt wissen: er wollte nicht nur Dichter, er wollte Christ, Freund sein. Ganz im Geiste der ablaufenden Zeit sucht er in der Gesinnung zuerst den Werth seiner Poesie, nicht im Künstlerischen. Oft, wenn er mit Scharffenstein in guten Tagen zusammensaß auf seinem Bette, hatte er in diesem Sinne mit „thörichtem Eigenlob" sich seiner Dichtung erfreut; nicht aus „Dichternamen" zielte er ab, nur der Fülle seines Gesühls ward er inne, und nur in dieser, nach Art der empfindsamen Epoche, schwelgte er in der Stille der Nacht. Gott und die Ewigkeit ruft er zu Zeugen an, daß er wahr, lauter, ehrlich rede; und die Bilder der theologischen Welt, Vergeltung im Jenseits und das Angesicht des himmlischen Vaters, grenzen, wie bisher, auch hier noch den Vorstellungskreis des Dichters völlig ein: „Gott weiß es, Gott hört es, Gott richte, wenn ich falsch geredet," so ruft er aus, indem er dem Freunde vorwirst, daß dieser nur in Augenblicken des Zornes und vor Fremden, nicht, wie der wahre Freund soll, in ruhiger Offenheit und in der Stille seine Fehler ihm genannt habe: „möge das dich nicht treffen wie der Donnerschlag .... möge diese Thräne nicht heiß auf deine Seele fallen!"

In einer wohlüberlegten Form, die bei aller pathetischen Uebertreibung auf stilistische Feinheiten zu achten die Ruhe hat, und die dennoch von der heftigen Erschütterung des jugendlichen Gemüths in jeder Zeile Zeugniß ablegt, scharf und doch wiederum milde spricht Schiller sich ans; sein weiches Herz leidet mit, wenn sein klarer Verstand dem Freunde ummchsichtlich sein Vergehen vorwirft, und das Wort: Vergebung! sobald die harte Anklage geendet ist, drängt sich auf seine Lippe: „Und darum vergebe ich Dir — vergeb ich Dir — vcrgeb ich Dir — so wahr nur Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lange mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Thränen zu verbergen." Ueberlegter noch giebt Schiller sich in einem Briefe an Boigeol aus den gleichen Tagen; ruhig spricht er seinen Vorzug vor dem Genossen ans: daß er „ein Jüngling von feinerein Stoff als viele" ist; nnd eine weltschmerzliche Stimmung erfaßt den, welcher der Welt noch kaum gewahr worden: „Sie kennen ja die Menschen" rust er Boigeol zu, „Haben wirs nicht ofst miteinander selbst gesagt, wie wenig wir unter ihnen zu suchen hätten? Müssen wir denn von ihnen geliebt werden, wenn wir sie lieben?" Und er wendet sich, aus dieser verfrühten Resignation heraus, zu Gott zurück, zu einer „höheren Welt, nach der sein Herz glüht", und findet in ihr dem Drange seiner Seele Rnhe und eine mächtige Stütze.

„Es war ohnehin um die Zeit", so sagt Scharffenstein, indem er von jenen Erlebnissen und der Satire des Masson berichtet, „wo die Zöglinge genug zu thun hatten, in den Pensis nicht zurückzubleiben": und in der» That datirt von diesen Tagen, etwa seit Anfang 1778, eine ernstere Hinwendung Schillers zu seinen medicinischen Studien. Die Dichtung hatte ihm schlimme Erfahrungen gebracht; so warf er sich mit einem plötzlichen Entschluß ganz in die Sphäre der Wissenschaft, und aller Production wollte er entsagen. Hatten die beiden Jahre 1776 und 77, unter den starken Einwirkungen der neuen Literatur, das mannigfachste poetische Streben gebracht, so gehörten nnn 1778 und 7!) seinein Fachstudium: „Plötzlich", so bekennt er später, „machte ich eine Pause in meiner Poeterei und' widmete mich zwei Jahre lang ausschließend der Medicin."

Als Schiller den Uebergang zur Medicin genommen hatte, da bestimmte ihn, nach Hovens Zeugniß, nicht eine ausgesprochene Borliebe für das neue Fach, sondern die Erwägung, daß „die Medicin mit der Dichtkunst viel näher verwandt schien, als die trockene Jurisprudenz". Als ein lebendiges Beispiel dafür stand Aibrecht von Haller da, als Arzt und Dichter gleich gerühmt. Schiller fuhr also fort, auch als Mediciner, zu dichten, wie er als Jurist zu dichten begonnen hatte; aber eine allmähliche Wandlung in seinen Anschauungen griff nun Platz, eben durch die strengere Beschäftigung mit der Wissenschaft, und bis in sein poetisches Streben hinein fiel ihre Wirkung: erst von dem Augenblick an, da er ernsthaft Mediciner geworden, läuft die theologische Zeit Schillers ab. Den überlieferten Vorstellungen' des Glaubens steht er nun freier gegenüber; und indem er mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens sich in sein Fach hineinbegiebt, findet er sich schnell znrecht und nimmt Stellung in den entscheidenden, wissenschaftlichen

Fragen der Zeit. Es ist das Resultat dieser Entwickelung, welches uns in der akademischen Probeschrift vom Herbst 1779 vorliegt: „Philosophie der Physiologie".

Gleich der Titel zeigt an, das; der Verfasser nach zwei Wissenschaften zumal aussckaut: sein Interesse wacht da am lebhaftesten auf, wo Medicin und Weltweisheit sich treffen. Für die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts mehr, als für die des 1!)., gab es Berührungspunkte solcher Art; und die Betrachtung von Schillers Fachstudium darf daher von der philosophischen Seite aus sicher einsetzen. Um so sicherer, als des Dichters liebster Lehrer ihm grade in der Philosophie lang sortwirkende Unterweisung gegeben hat: Jakob Friedrich Abel, der „engelgleiche Mann".

Als ein junger, beweglicher Mann war Abel auf die Akademie gekommen und hatte schnell die besondere Zuneigung seiner Zöglinge gewonnen. Schiller, welcher auch durch Familienbeziehungen mit ihm verbunden mar, schloß sich nahe an ihn an und widmete ihm in der Folge den „Fiesko"; durch ihn zuerst, in einer Lehrstunde, hat er von Shakespeare erfahren, und er ward, trotz der „Kälte", die ihn an dem objectivsten Dramatiker abstoßen wollte, unwiderstehlich immer von Neuem zu ihm hingezogen. Abel war klein von Gestalt, etwas dick, aber äußerst lebhaft; selten verblieb er, auf seinem Katheder, sondern lief, ein moderner Peripatetiker, im Hörsaal schnellen Schrittes ans und nb, ohne übrigens im Inhalt seiner Borlesungen von diesem raschen Lauf zu profitiren. Er war ein vermittelnder Geist, der auf der breiten Basis des Leibniz-Wolffschen Optimismus behaglich stand, aber auch zu der Erfahrungslehre und der Moralphilosophie der Engländer und Schotten eine Verbindung sand, gleich den Popularphilosophen jener Zeit, den Sulzer, Mendelssohn, Garve. An Garve zumal schloß Schiller sich, Abel folgend, an: er citirt ganze Satze Garves in feinen medicinischen Abhandlungen und ausdrücklich nennt Caroline Wolzogen als Schillers „Liebling" Garve, „dessen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie er beinahe auswendig wußte".

Die Grundanschauungen dieser englisch-deutscheil Lehre, mit welchen zu operiren auch Schiller durch viele Jahre sich nun gewöhnte, liegen in den Begriffen: Tugend, Vollkommenheit, Glückseligkeit. Philosophen und Dichter folgen ihnen, Klopstock als ein fester Leibnizianer, Wieland als ein Schüler Shaftesburns, bis daß Herder und Goethe Spinoza neu entdecken und Kant in den drei „Kritiken" der dogmatischen Weltweishcit des 18. Jahrhunderts den Garaus macht. Der literarisch einflußreichste unter diesen Philosophen ist Shaftesbury gewesen, dessen weitverzweigte Wirksamkeit durch Diderot nach Frankreich überspringt, durch Ferguson-Garve nach Deutschland. Ferguson, dessen Vermittlung Schiller erst die Begriffe Shaftesburns überlieferte, ist fiir seinen Vorgänger etwa geworden, was Christian Wolf für Leibniz war: er brachte die Philosophie Shafteödurvs in ein festes System, er errichtete ein wohlzugemessenes, populäres Lehrgebäude, wo jener die Fülle origineller Anschauung zwanglos entwickelt hatte. Ein jeder, so lehrten nun ShafteSbury-Ferguson und die Deutschen, die sich an sie anlehnen, bis zu Abel hin, ein jeder sucht Glückseligkeit: Glückseligkeit aber ist nichts anderes, als die möglichst reiche Anschauung, welche der Mensch von dein Weltplan gewinnt und seiner künstlerischen Bollendung: „Der Zustand einer Seele", sagt Ferguson-Garve, „die bis zu dem Grad erleuchtet ist, daß sie den Plan der göttlichen Vorsehung im Ganzen vor Augen hat, ist unter allen übrigen der ergiztzendste." Schiller selbst wiederholt diese Sätze eines „weisen"'im Eingang seiner „Philosophie der Physiologie" und nennt die so beschaffene Seele kurzweg: „die glücklichste Seele". Indem der Mensch aber die Vollkommenheit des Weltplans nachdenkt, wird er selbst vollkommen, wird er selbst tugendhaft: und Tugend ist das höchste Gut, ein Gut an sich, auch ohne die Verheißungen der Religion, welche auf ein Jenseits hinweisen. An allen diesen Grundbegriffen der Schule nimmt Schiller Theil; und wie dann weiter ShafteSbury - Ferguson von dein Verhältnis; des Einzelnen zum Ganzen, der selbstischen zu den geselligen Empfindungen gehandelt hatten und gelehrt, in dem Schaffen fremder Glückseligkeit die eigene zu finden, so sagt nun Schiller: „Ein weises Gesetz hat die Vollkommenheit des Ganzen mit der Glückseligkeit des Einzelnen, Menschen mit Menschen durch die Bande der allgemeinen Liebe verbunden . . einzig aus dieser Absicht, die Bollkommenheit des Nebenmenschen zu befördern." Der Begriff der „^iebe", in dem Sinne, den Schiller hier gefunden, gewinnt für ihn nun den weitesten Werth; und während er den andern Vorstellungen jener vorkantschen Philosophie eine selbständige Wendung nicht gegeben hat, läßt er die Borstellung der „Viebe", unter mannigfachen, eigenen Bariationeu, immer von Neuein wiederkehren.

Bon philosophischen Betrachtungen aus tritt Schiller so in die Physiologie ein: da der Mensch den Weltplau erkennen soll, aus welche Weise, fragt er, erfährt er die Wirkung der Welt auf sich? Als der sicherste Ausgangspunkt erschien die Wellweisheit, wo in der medicinischen Wissenschaft alles Fundamentale unsicher und strittig blieb. „Soviel wird, denke ich, einmal fest genug erwiesen sein" — lantet der Beginn der philosophischen Darlegungen Schillers; für die physiologischen Grundlagen aber schien ihm nichts sest erwiesen, vielmehr alles problematisch und diScutabel. Zwei Gegensätze zumal befehdeten sich in der Medizin der Zeit, welche durch die Namen Boerhave und Brendel bezeichnet werden; und mährend der Eklektiker Abel deutsche und englische Philosophie, die Leibnizianer und die Lockianer unter einen Hut zu bringen wußte, kamen die Gegensätze der Humoral- und der Nervenpathologen auch innerhalb des medicinischen Lehrkörpers zur Geltung: auf die „Säfte", im Sinne der großen Leydener Arzneischule, gründeten die Schüler Boerhaveo ihre Heilkunde, das Recht der Nerven verfocht Johann Friedrich Conobrnch, der hervorragendste uiediciiiische Lehrer Schillers, welcher in Göttingen durch Brendel selbst die modernen Theorien emrfangcn hatte, und sie nun, vorsichtig noch und mit halber Kraft, feinen Jüngern mittheilte. Auch Schiller und Hoven traten in diese Bestrebungen ein, und sie wendeten sich derjenigen Schule zu, welche die neue, zukunftsreiche war: Schiller selbst schrieb sich die Hefte der Brendel'schen Borlesungen zu seinem Gebrauch ab, welche, als ein kostbares Besitzthum, Consbruch aus Gottingen mitgebracht hatte. Sein „Borurthcil für neue Theorien und den gefährlichen Hang zum besser wissen" muß sich darum Schiller ausdrücklich von den Lehrern der älteren Richtung vorwerfen lassen: und daß er den „unsterblichen Haller so beleidigend angreiffet", wird ihm um so übler vermerkt, als er ohne diesen „doch gewiß ein elender Phiisiologus wäre". Schillers Lehrer, in diesem Punkte, hatten so Unrecht nicht: das beste Material der Abhandlung war aus Hallers Physiologie geschöpft: aber die Waffen, welche Schiller von dem großen Berner entlehnt hatte, waren nun zum Kampf gegen ihn gewendet: denn auch Haller, trotz manchen Fortschritts in den Theorien, war einer von den alten, ein Schüler Boerhaves.

Nur aufräumen mit diesem Alten will Schiller, nicht Neues hat er im Grunde an seine Stelle zu setzen. Als ein rechter Schüler des Sturmes und Dranges erklärt er: „Ich find es meiner Absicht gemäßer, Theorien umzustoßen, als neue und bessere zu schaffen oder schaffen zu wollen." Ten größten Autoritäten der Zeit, den Haller und Bonnet, macht er den Krieg, so keck, wie die Goethe und Lenz die Gesetzgeber der Aesthetik, Aristoteles und die Franzosen, bekämpften. „Deutschheit emergirend", das Schlagwort, mit welchem Goethe die Stimmung seiner Straßburger Zeit bezeichnet, gewinnt Geltung auch für Schiller; und mit einer über den wissenschaftlichen Gegensatz weit hinauszielenden Heftigkeit greift er Charles Bonnets Hypothesen über die Organe von Borstellung und Wahrnehmung an: „Mit unverzeihlichem Leichtsinn hüpft der französische Gaukler über die schwersten Punkte dahin, legt Dinge zum Grund, die er niemals beweisen kann, zieht Folgen daraus, die kein Mensch, ausgenommen ein Franzose, wagen kann. Seine Theorie mag seinem Vaterland gefallen; der schwerfällige Teutsche entrüstet sich, wenn er den Goldstaub weggeblasen, und unten nichts als Luft sieht." Und der nämliche, tiefe Gegensatz der Meinungen, welcher Goethe und seine Freunde in ihrer Abneigung gegen das französische Wesen bestärkte, giebt auch Schillers Opposition den letzten Halt: wie jene die Literatur der Franzosen „bejahrt und vornehm", ihr Lvstöms cks la uuturo „grau, cimmerisch, tooteuhaft" fanden, so wendet sich Schiller von dem Materialismus und Atheismus dieser „unvollkommenen Geister", von einem Lamettrie und Voltaire, völlig ab: die Anschauung, daß Denken Bewegung sei, hat nn ihm den entschiedensten Gegner, nnd es ist das Hauptinteresse seiner Schrift, den Bedingungen zwischen Materie und Geist, als den zwei großen, getrennten Bezirken, nachzugehen. Die Frage: wie wirkt auf die Seele die Welt, beschäftigt ihn intim; und da er die Meinung, daß Denken „eine Folge des Mechanismus" sei, weit von sich fortweist, und die Selbstherrlichkeit des Geistes ihm eine tiefempfundene, innerste Anschauung bleibt, so greift er, um die von einander so beslimmt abgesonderten Reiche doch in Perbindung zu bringen, ;u der Setzung einer Mittelkraft, „meiner Mittelkraft", wie er sie zuversichtlich nennt.

Nur ein Brüchtheil der „Philosophie der Physiologie" ist mit dieser Darlegung gekennzeichnet, und nur ein Brüchtheil ist auf uns gekommen: 11 Paragraphen von mehr als 40. An der Stelle, wo die Betrachtung zu der Lehre von den Empfindungen kommt und von hier aus einen Uebergang in die Aesthetik nehmen will, bricht das Fragment ab. Sein Interesse für uns liegt nicht nur in den Ideen, sondern ebenso sehr in der Form: in der kühnen, energischen, entschlossenen Haltung, welche der zwanzigjährige Eleve grundlegenden Fragen seiner Wissenschaft gegenüber behauptet. Es liegt etwas von der kecken Zuversichtlichkeit des Goethe'schen Bacealaureus über dieser Darstellung, die durch „tausend Zweifel", wie sie übertreibend sagt, sich hindurchgearbeitet hat und nun siegesgewiß, mit einem äußerst geringen Nespect vor allem, was ihr voraufging, dasjenige aufzustellen wünscht, was man Probleme der Zukunft nennt. Auch wo sie die Schwäche ihrer Position selber erkennt, wagt sie sich muthig in „dunkel gelehrte Wildnisse", wie Schillers Lehrer es nennt, und in kurzen, eindringlichen Sätzen spricht sie sich kraftvoll aus:

Es ist wirklich cine Kraft zwischen der Materie »iid dem Geiste vorhanden. Tiefe Kraft ist ganz verschieden von der Welt und dem Geist. Ich entferne sie: daliin ist alle Wirkung der Welt anf ihn. Und daiuwch ist der Geist noch da. Und dannoch ist der Gegenstand noch da. Ihr Verlust hat einen Nif; zwischen Welt und Keilt gemacht. Ihr Dasein lichtet, weckt, belebt alles um ihn. Ich »enne sie Mittelkraft . . . Die Erfahrung beweist sie. Wie kann die Theorie sie verwerfen? ... Ich bin in einem Feld, wo schon mancher mcdicinischc und metaphysische Tonanirottc sich gewaltig herumgctuniniclt bat, und noch izo hernmtummclt. Toll ich mm mit den alten Einwürfen die Geister der Tobten in ihren Gräbern beimrnhigcn, oder die reizbaren Zcelen der Schriftlichlodcn wider mich aufreizen?

Man kann nicht verächtlicher auf seine Gegner, die wirklichen und die „Schriftlichtodten" herabblicken, nicht ungenirter den Sturm- und Trangstil in die Wissenschaft überführen. Schnell ist Schiller bereit, mit verblüffender Sicherheit, eine neue Terminologie aufzustellen, seiner Mittelkraft eine „Schutzkraft" und „Unterkraft" zuzufügen, aber schneller stürzt er das eben Festgesetzte schon wieder um, vertauscht die Namen und nennt die eben „Mittelkraft" getaufte Größe plötzlich den „Nervengeist". Mit einem „diss ist mir gleichgültig" schwingt sich der ungestüme Jünger über Hemnmisse weg und sieht mit selbstgeivisser Zuversicht voraus, wie die ihm feindliche Theorie bald vollends ihr, Haupt sinken lassen wird". Sich in Wendungen von dichterischer Anschauung so auszusprechen, treibt es Schiller sort und fort an: das Universum schildert er, wie es zur Wirklichkeit, im Anfang aller Dinge, „hinranu"; und sucht den „Anker des Verstandes iin sternenlosen Meer" der Meinungen. Er schlägt einen feierlichen, an das Biblische gemahnenden Ton an, als es gilt, den Zustand

des Geistes zu schildern, wenn die Wirkung der Welt auf ihn abgeschnitten wäre: „Todt muß ihm ja die lebensvolle Schöne der Schöpfung seun, todt schlummern seine thätige Kräfte im unendlich fruchtbaren WirknngS Krais; aber todt schlummert er nicht im unendlich fruchtbaren Wirkungs Krais. Todt ist ihm ja die lebensvolle Schöne der Schöpfung nicht". So fanden Schillers Lehrer nicht nur seine Meinungen „selbst vor einen Dichter zu kühn", sondern sie tadelteil anch die „blühende Schreibart", die „aufbrausenden" Gedanken; und die Arbeit zum Druck zu geben, wollten sie „niemalen vor rathsam halten", wenn sie gleich die Genialität ihrer Anlage vollkommen anerkannten, mit diesen Worten: „Uebrigens giebt die feurige Ausführung eines ganz neuen, Plans untrügliche Beweise von des Versassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten, jugendlichen Gärungen einen wirklich unternemenden nützlichen Gelehrten". Und Herzog Karl, dem Urtheil der Professoren folgend, belobte den Fleiß und das „viele Feuer" des Eleven; und wenn nur dieses Feuer in dem Lehrjahr, welches Schiller noch vor sich sah, ein wenig gedämpft werde, so habe er alle Aussicht einmal „ein recht großes Subjectum" zu werden. Schiller hat dies Wort Karls, wenn auch nicht in Karls Sinne, wahr gemacht: er fuhr fort „fleißig" zu sein und dichtete, in dem letzten Jahr seiner akademischen Zeit, die „Räuber".

II.

Im Herbst 1797 schreibt Schiller einmal an Goethe: „Dieses ist das Balladenjahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden". Man kann, nach diesem Borgange, das Jahr, welches von Ende 1779 bis Ende 1780 läuft, das „Muber"-Jahr nennen. Anfänge des Dramas scheinen bis 1777 zurückzureichen, aber die große „Pause in der Poeterei" unterbrach das Begonnene, zu seine»! Bortheil, wie Schiller selbst erkannte; und mit Stolz erinnerte er sich später daran, daß das „erste Proouct nach diesem Intervall doch gleich die Ränder" waren. Immer wieder, mannigsache Ableitungen und Hemmungen nicht achtend, kehrt Schiller zu diesen: ersten, entscheidenden Werte, zurück.

Aeußere Gründe zunächst konnten anregen, oie Dichtung jetzt aufzunehmen. Die Probearbeit war geliefert, und fomit ein gewisser Abschluß der Studien erreicht; zwar nicht ein ganzer Erfolg war Schillers Schrift zu Theil geworden, aber sie hatte doch in einigen Ehren bestanden, und auch drei Preise hatten seinen Fleiß belohnt. Eine freiere Muße brachte nun das letzte Studienjahr, in dem nur wenig Vorlesungen noch zu besucheil waren, und in dein die Eleven meist zu klinischen Beobachtungen auf die Krankenzimmer geschickt wurden. Auch Hoven, dessen Bestrebungen den Schiller'schen überall parallel liefen, hat aus dieser Zeit von einer Erneuerung seiner poetischen Arbeiten zu berichten; und es fehlt an Zeugnissen nicht, welche uns Schiller vorführen, wie er am Bette der Kranken, statt zu befragen und zu beobachten, ganz von seiner Dichtung fortgerissen wird und des Gegenwärtigen vergißt: so zwar, daß die „Zuckungen und brausende Bewegung" des Poeten den Kranken selbst besorgt macht um den Arzt, der gekommen mar, ihn zu heilen. So fand Schiller, so suchte er sich Gelegenheit, sein poetisches Gebilde zu formen: denn ein lang zurückgehaltenes Wollen regte sich nun ungestümer in ihm, und an's Licht strebte es empor.

Aber noch ein anderer Vorgang trat von Außen hinzu, Schiller zur Poesie zurückzuleiten. Karl Eugen erhielt fürstlichen Besuch; und der Herzog führte, nach alter Gewohnheit, auch in die Akademie seine Gäste, den Mann darunter, der für Schiller der merkwürdigste unter allen Deutschen sein mußte: Goethe.

Acht Tage machten Goethe und sein herzoglicher Freund in Stuttgart Halt, von der Schweiz zurückkehrend: „in allem Betracht ein sehr merkwürdiger und instructiver Aufenthalt", schreibt Goethe der Frau von Stein. Sie nahmen die Sehenswürdigkeiten Stuttgarts, die Prachtbauten Karls in Augenschein, und traten am 12. Deceinber 1779, die öffentlichen Prüfungen näherten sich eben ihrem Ende, in die Räume der Militair«kademie ein. Zwei Tage später, am Stiftungstage des Instituts, nahmen sie Theil an den feierlichen Veranstaltungen, am Gottesdienst, an der Mittagstafel und der PreiSvertheilung im weißen Saal des Schlosses; 124 Medaillen verlieh Herzog Karl, zu dessen Rechten Karl August von Sachsen-Weimar, zu dessen Linken Goethe Platz gefaßt hatte; und unter denen, welche vortraten, die Preise in Empfang zu nehmen, war auch ein hochaufgeschossener, rothhaariger Eleve, von nachlässiger Haltung, mit langem Hals, einer stark vorspringenden Nase, etwas entzündeten Augen und vielen Sommersprossen im Gesicht: Schiller. In der Fülle seiner Kraft und Schönheit stand Goethe vor ihm: „noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe", schreibt Hufeland. Unendliches mußte in Schiller die Erscheinung des Mannes anregen, der sein „Gott" geworden; der der Freund der Musen und der Fürsten vor ihm stand. Ein Blick auf den Platz, den der Frankfurter Bürgerssohn behauptete neben dem obersten Landesherrn, lehrte, wie hoch den Dichter das Glück tragen könne, in der deutschen Gegenwart. „DaS Anschauen Goethes erregte Schiller mächtig", berichtet Earoline Wolzogen. „Wie gern hätte er sich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tausend Klänge in seiner Seele angeregt, was wären diese für ihn gewesen! Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geist begrüßte, ihm ein Herz zuschlug, dein erst eine spate Folgezeit vergönnte, sich in reiner Freundschaft gegen ihn zu erschließen".

Dennoch hatte Goethes Erscheinen in der Akademie eine unmittelbare Folge für Schiller. 1779 war vonHauptmann Fischer ein kleines „Comödienhaus" erbaut morden, in welchem die Eleven bei festlichen Anlässen Aufführungen veranstalten sollten. Schon war der Geburtstag FranziskaK von Hohenheim, der schönen Freundin des Herzogs, durch die Darstellung des Dramas „Sophie oder der gerechte Fürst" gefeiert worden. Nun stand der Geburtstag Karl Eugens vor der Thür, der auf den 11. Februar siel, und Schiller erhielt den Auftrag, als der bekannte Schöngeist der Anstalt, ein Stück vorzuschlagen und die Rollen zu vertheilen: er wählte ein Goethesches Drama aus, den „Clavigo", und nahm für sich die Titelrolle in Anspruch, ob ihm gleich die energische Gestalt des Beaumarchais von je die liebste im Stück gewesen war. Die Ausführung mißlang, so weit es sich um Schiller handelte: feinen ganzen aufgeregten Subjectivismus warf er in die Rolle hinein, und das zügellose Uebermaß der Mimik, die Heftigkeit seiner Declamation, die ohne Rücksicht auf ein ungeschultes Organ zum höchsten Pathos emporstrebte, brachte die Hörer zum Lachen.

Für seinen Clavigo hatte Schiller keinen Tank gehabt; aber einen Monat früher, wiederum an Franziskas Geburtstag, hielt er die feierliche Rede: „Die Tugend in ihren Folgen betrachtet", von welcher das „Schwäbische Magazin" lobend bemerkt: „Herr Schiller, ein geschickter Zögling der Militair-Akademie, hat am 10. Januar in dem Eraminationssaal vor dem durchlauchtigsten Herzog und Hof, eine öffentliche Teutsche Rede gehalten: Bon den Folgen der Tugend." Es ist an dieser Stelle, daß Schillers Name zum ersten Male öffentlich genannt ward. Das Jahr zuvor hatte Schiller, beim gleichen Anlaß, eine Rede gehalten über die Frage: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend?" 28 Mitschüler Schillers hatten ähnliche Aufgaben vom Herzog erhalten und wie ein Refrain klingt durch alle das nämliche Wort hindurch: Tugend. Ob Tugend eine bloße Kunst sei, ob alles lebende der Tugend sähig, ob Tugend Verwandtschaft hat oder ein absolutes Individuum ist, — sollen die Eleven entscheiden; ja selbst über die „zu erwartende Standhaftigkeit tugendsamer Frauen" sollen die Jünglinge handeln, zu Ehren des Geburtstages der Franziska. Der populäre uud der philosophische Sprachgebrauch mischen sich hier so seltsam, daß dem hohen Auftraggeber, der selber dereinst „über Tugenden und Laster" eine Untersuchung geliefert hatte, die Entscheidung möchte schwer gefallen sein: welche Art von Tugend in jeden: Augenblick in Frage stand. Der ungemessene Gebrauch des Wortes mußte auffallen; und es hat ohne Zweifel einen sehr bestimmten Sinn, wenn Schiller später in dein Gedicht von dem „schlimmen Monarchen" die Fürsten anspricht:

Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden nnd mit lacherlicher Tugend,
Tie — Hanswurst erfand.

Aber noch war er zu so freier Stellung gegenüber Herzog Karl nicht gelangt. Vielmehr in schwungvoller Rede spricht er huldigende Worte, zum Preise des großen Karl, der eine bildnngslose Jugend aus allen Gegenden der Welt in seine väterlichen Anne rief; der Strahlen der Weisheit in tausend jugendliche Seelen goß; und durch neue Solone, neue Platone der Zukunft in die Harmonie des Ganzen hineinwirken wird. Die Worte könnten befremden, aus dem Munde des Dichters, der die „Räuber" mit sich trug, wenn nicht in aller Naivität neben die Verherrlichung .Karls flammende Entrüstung träte gegen die Feinde der Freiheit: die „Domitiane" nicht nur und ihre schwankenden, irdischen Throne, auch Julius Cäsar und Augustus sind sür die von Plutarch geleitete Anschauung des Redners ein Gegenstand des Hasses, und abscheulicher erscheint ihm ihr verlarvtes Laster, als Ravaillacs Königsinord selbst und Catilinas Mordbrennerei. Nicht seinen Standpunkt verleugnet Schiller darum, wenn er Karl, den Menschenbildner, preist; ihn sieht er in der Reihe tugendhafter Marc Aurele einherschreiten, nnd sein von akademischem Weihrauch verdunkelter Blick erkennt die Gestalt nicht, welche ihm so nahe ist. Er stimmt ein in den Ton, welcher diese Säle durchklingt, stets nnd stets; und sein „alles durchsuchender Geist" hält noch inne vor den Stufen von Karls Thron, vor der Huld und Güte des „Vaters". Doch wagt sich eine leichte Ironie wohl hervor, und streift den Herzog, wie sie die Aufseher der Akademie streifte zum Ergötzen der Eleven, wenn der Redner etwa den Vers des Ossian mit seiner Sympathie begleitet: „Cathmor verbarg sich tief in den Wald, die Stimme des Lobs nicht zu hören"; denn wo hätte man jemals vernommen, daß Karl diesem heidnischen Beispiel gefolgt wäre, Karl, dessen überquellende Gnade alle Lippen priesen, dessen Ruhm akademische Spatzen von allen Dächern pfiffen, dessen stolzes Bild von allen Wänden aller Säle herniedersah auf seine „Söhne"?

In dem allgemeinen Gedankengehalt seiner beiden Reden solgt Schiller den nämlichen Anschauungen von Tugend und Glückseligkeit, wie in der medicinischen Abhandlung. Eine strengere Systematik war weder gefordert noch geliefert; und schon der Titel der ersten Rede zeigt, wie es um die Logik hier bestellt ist: gehört allzuviel Güte und Leutseligkeit zur Tugend, war gefragt, — wo doch das „allzuviel" die Autwort bereits einschloß. In freier, der poetischen Form zustrebender Rede, entwickelt Schiller sein Thema, energisch, in knappen Sätzen, mit ungebundenen Wortstellungen und Inversionen, mit Gedankenstrichen und gehäuften AusrufungSzcickcn. nach dem Muster der Klopstock und Herder. Man mag denken, daß er, wie als Schauspieler, so auch als Redner sich voll Pathos ausgesprochen hat, mit lebhaften übertriebenen Bewegungen, und in jenem breiten, schiväbischen Dialekt, den er damals noch sprach und den er völlig niemals ablegte. Kräftig schreitet der jugendliche Rhetor einher, sicher und selbstgewiß: „Mich soll die glänzende Außenseite prangender Thaten nicht verblenden", ruft er, „dringen will ich und forschen in ihre innerste Quelle, nach dem Begriff von Tugend will ich sie richten — auf dieser Wage will ich sie wägen! Entzückungen ergreifen ihn und reißen ihn fort, als er das Wesen der Liebe, das Wesen der Weisheit, als welche miteinander die Tugend constituiren, schildern will: „Was ist also die Krone der Tugend! Tu o Liebe, Erstgeborene des Himmels, schönste, herrlichste im Angesicht Gottes! Beuge dich nieder, blühende, jauchzende Natur; beuge Dich nieder o Mensch, beuge Dich Seraf am Thron! Durch die Liebe jauchzet ihr, prangt ihr! durch die Liebe! beugt euch vor der Liebe! ... Betet an vor der Weisheit. Betet an vor der Liebe und Weisheit! Tugend ist das harmonische Band von Liebe und Weisheit. Betet an vor der Tugend!" Als Schiller in der zweiten Rede, von 1780, das nämliche Thema ivieder aufnimmt, da hat er, aus seinen naturwissenschaftlichen Studien her, ein neues Bild gefunden, die allgemeine Liebe zu erläutern: er vergleicht sie, nach Newtons Gesetz, mit der allwirkenden Kraft der Anziehung, die Welten um Welten wendet, und Sonnen in ewigen Ketten hält: würde diese Macht der Anziehung aufgehoben, so stürzte die Körperwelt zusammen, — gleichwie das Geisterreich in anarchischem Ausruhr dahintobte, wenn die Seelenfeßlerin Liebe erstürbe. In diesen philosophischen Gedankengang aber mischen sich noch immer Bilder der religiösen Welt, welche den ewigen Nichter über Gerechte und Ungerechte malen, wie er am jüngsten Tag den Werth der Menschheit wägt: wenn dann dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichtes Jubellied ist, werden die Bösen und die Tyrannen erzittern vor dein Rächer. Vorwärts und rückwärts können wir diese Anschauung bei Schiller verfolgen: bis zu dem Traume des Franz Moor voin jüngsten Gericht hin, und zurück zu dein Plane eines Gedichts „Tie Gruft der Könige", das im Stile der Schubartschen „Fttrstengruft" den Hohen dieser Welt die Vergänglichkeit alles Irdischen malen sollte. Der Gegensatz von Freiheit und Tvrcmnendruck, der hier sich nach Aussprache drängt, wird nun für Schiller zur alles beherrschenden Vorstellung; in Reden und Gedichten nicht nur kommt er zum Ausdruck, auch in ein freundschaftliches Stammbuchblatt überträgt er sich: „O Knechtschaft, Donnerton dem Ohre, dem Herzen quälendes Gefühl" so schrieb Schiller einem seiner Freunde ins Album, dem Heilbronner Ludwig Orth.

Von einem zahlreichen Kreis näherer und fernerer Freunde sehen wir Schiller in dieser Zeit umgeben. So eng, wie an Scharffenstein, hatte er sich an keinen mehr angeschlossen; aber in die Stelle des aus dem Dichterbund Ausgeschiedenen waren längst andere getreten, junge Poeten, Künstler, Verehrer der Dichtkunst, wie sie jenen literarischen Zeitläuften gemäß waren. In Haug, dem Sohne von Schillers Lehrer und Redacteur. lernte er ein epigrammatisches Talent kennen, das seinen eigenen Trieb zur Satire kräftiger aufschießen ließ; in dem schweren Streit uin die Derbheit und Grobheit nahm er es mit ihm auf, und eine neue Preisconcurrenz ward eröffnet über das Thema: „Nosalinde im Bade". Hatte über dem ersten Bunde Klopstock als Schutzpatron gewaltet, so kündete diese neue Ausgabe die Oberherrschaft Wielands an; und in der That findet jetzt der Eleve der Medicin in der Anschauung des „ Agathon" Dichters, welche das Recht der „sublunarischen Welt" zu verfechten liebt gegenüber dem verstiegenen Pathos des Messias-Sängers, je länger je mehr seine eigene Auffassung wieder. Andere Freunde waren Danneöer und Heideloff aus der Künstlerabtheilung, und Zumsteeg, der Musiker; hing Heideloff mit dem Theaterwesen zusammen uno brachte er Schiller in Beziehung auch zu dem praktischen Mechanismus der Bühne, so war Zumsteeg sein erster Componist und die Gedichte Schillers, sogleich wie sie entstanden waren, setzte er in Musik.

Nur die, welche durch die Güte des Herzens und durch Charakter das Gefallen Schillers fanden, hatten Zutritt zu diesem Kreise; ihnen schloß er sich auf, mährend er solche, die durch Niedrigkeit mißsielen, fernhielt, und eine Schärfe und Kälte ihnen entgegenkehrte, welche die Eleven in Erstaunen setzte. Und derb und neckend sprach er auch den Freunden gern sich aus; und als ihn ein ausgezeichneter Esser um ein Albumblatt einst bat, zeichnete er ihm das Gedenkwort ein: „Wenn du gegessen und getrunken hast und notnben« satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben." Längst war die Schüchternheit und linkische Verschlossenheit, in der Schiller einst auf die Akademie gekommen, von ihm abgefallen; das Gefühl aufquellender Kraft erfüllte ihn und gab ihm Freiheit des Geistes und Sicherheit im Auftreten; seine hohe Gestalt schritt aufrecht durch die Gänge der Akademie, und eine brave Schwäbin, als sie den Eleven so stolz einhergehen sah, rief aus: „Sieh doch, der bildet sich wohl mehr ein, als der Herzog von Württemberg!"

In diesem Kreise entstanden, seinen Berkehr spiegeln die „Räuber". Was im Ton und im Geist ein gesteigertes Abbild verstohlenen Treibens in den Räumen der alten Reiterkaserne war, ward unmittelbar im Werden den Freunden anvertraut, nach Gunst der Stunde: wo immer sie sich trafen, an entlegenen Ecken des weitverzweigten Baus, auf Spaziergängen mit den Vorgesetzten, oder im Garten und den Höfen der Akademie ward das neu Geschaffene mitgctheilt, in fliegender Haft, in verschwiegener Heimlichkeit. Ter Reiz des Verbotenen umgab das Entstehende und stärkte seinen Zauber; der Beifall der Genossen steigerte die Kraft des Ausdrucks, und kein Wort schien zu stark, tief empfundenen Groll auszusprechen. Eine Skizze Heideloffs hat von dieser Zeit ein Bild uns aufbehalten: Schiller inmitten seiner Freunde, wie er an einsamer Waldcsstelle Seenen des Karl Moor recitirt. An einem schönen Maimorgen, so wird erzählt. spazierte eine Abthcilung der Akademisten über die Weinsteige nach dem „Bopser", unter der Führung eine? Offiziers: seine Nachsicht gestattete größere Freiheit, und so sonderte sich eine kleine Gruppe der Eingeweihten vorsichtig ab, tiefer in den Wald hineinstrebend. Hier, unter den kräftigen Fichten, lagerten sie sich, während Schiller, auf einer mächtigen Bcmmivurzel stehend, zu lesen begann: ruhig zuerst, heiter gestimmt von der Frische des Morgens und der vertraulichen Lust des Augenblicks, aber bald sich steigernd zu affectvollem Pathos: und als er au die Scene am Thurm kam, wo Karl Moor den todtgeglaubten Vater wiederfindet und Rache schwört seinein Peiniger, da wurden die Freunde von der Unmittelbarkeit der Dichtung und des Vortrages so lebhaft ergriffen, daß ihre Bewunderung in tobenden Beifall ausbrach. Diesen Moment der stärksten Wirkung hat Heideloff aufgefaßt: Schiller, in voller Erregung, mit aufwärtsgerichtetem Blick, jede Fiber gespannt, spricht begeistert, sein Buch bei Seite lassend, flammende Worte; voll Staunen und Verwunderung lauschen die Freunde, und das Ueberraschende des Eindrucks ruft fast etwas wie Bestürzung auf ihre ehrlichen Gesichter: enthusiastisch, mit ausgebreiteten Annen und offenem Munde blickt .ttapff zu dem Dichter auf; Hoven erhebt schon die Hände zum Applaus, während Heideloff noch ganz dem Vortrag hingegeben ist; und still lauschend steht Dannecker da, die gedrungene Gestalt mit dem breiten, schwäbischen Kopfe bedächtig aufgepflanzt.

Allein in diesen Freundeskreis, heischend und zerstörend, trat der Tod ein. Zum ersten Mal stand Schiller am Sarge eines geliebten Lebens, und ganz gab er sich dem Gefühl der Trauer und der Melancholie hin, welches dieser Verlust in ihm weckte. Ja, in seinem „Hunger nach Empfindung", bei der Abgeschlossenheit seiner Existenz, steigerte er wohl noch den Eindruck des Erlebnisses in sich und sah in einem braven Musterschüler einen „herrlichen Jungen". Ter jüngere Hoven, ein begabter Eleve der Jurisprudenz, erkrankte, und Schiller blieb, „als Mediciner und alo theilnehmender Freund", ihm zur Seite; er durchwachte eine Nacht an seinem Bette, und

als der neunzehnjährige Jüngling im Juni 1780 gestorben war, besang er ihn in einer „^eichenfantasie". Der Blick des Dichters erschaut die Bestattung des Todten in der Dunkelheit der Nacht, beim erloschenen Mondesschein und dem Schauer der Nebelwolken, entlang an todtenftillen Hainen; und den Vater schaut er, wie er gramgebengt dem Sohne folgt, seiner Wonne und seinem Paradies. Zu der eiskalten Nuhe des Todes in diesem Sarge setzt er in Eontrast das reiche, freudige Leben des Jünglings; die Schilderung geht in ein neues, daktylisch Impfendes Versmaß über, als sie in blühender, von der Wirklichkeit srei entfernter Darstellung den Todten vorführt, der wie ein Frühligstag durch's Dasein flog, in's Gewühl der Menschen muthig hineinsprang und Mädchen in liebender Gluth auf lachenden Wiesen jagte. Die Phantasie Schillers, wie sie hier das stille Leben des Akademisten kühn überfliegt, bewegt sich

in starken Übertreibungen ohne Scheu: aber ein rhythmischer Zug und Schwung trägt darüber hinweg, und bei aller Naivität erzielt der Dichter doch, durch den Wechsel des Versmaßes und respondirende Strophen, kunstmäszige Wirkungen.

Die Theilnahme an Hovens Tod, welche die „Leichenfantasie" ausspricht, miederholt Schiller mit noch stärkerer, subjectiver Färbung in einem Brief an den Vater des Verstorbenen. In melancholischer Verstimmung blickt er herab ans den „bestandlosen Tand der Welt" und preist den glücklich, der in der reinsten Unschuld des Herzens, eh er noch den Wechsel der Dinge erfuhr, zur Ewigkeit einging. Wieder ergreift, wie in der Zeit des Bundes mit Scharffenstein, eine empfindsame Trauer das Herz des Dichters: „Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen seyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können." In einem Briefe an seine Schwester Christophine aus diesen Tagen spricht es der Dichter noch einmal aus, daß keine Heiterkeit in seiner Seele wohnen will: „Du weißt nicht wie ich so sehr im Innern zerstört bin. Auch sollst Du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt." Was seine Kräfte untergräbt? Wenig später, in seiner zweiten, medicinischen Abhandlung, scheint er es anzudeuten, wenn er von jenem „schleichenden Zorn" redet, „den man Indignation nennt," und der „gleichsam an den Grundfesten des Körpers nagt." Seit Schiller dem Tod so nah ins Angesicht geschaut, will der Glaube an ein frühes Scheiden auch ihn erfassen: „Ich bitte Dich, Schwester," ruft er, „wenn es geschehen sollte, so sei klug und tröste Dich, und tröste Deine Eltern." Der Gedanke, was die zärtliche Mutter, noch mehr, was der ehrwürdige, der beste Vater, der „so viel auf ihn rechnet," gelitten hätte, wenn an Stelle Hovens er getreten wäre, beschäftigt ihn; nicht ohne selbstquälerisches Behagen steigert er in sich die Empfindung der Melancholie, und sein Ausdruck nimmt eine dichterische Färbung an: „wer hier in die geheimen Bücher des Schicksals schauen könnte," ruft er emphatisch aus, er sagt sich selber vor: „ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an, graue Haare zu bekommen"; und er nennt, im Tone der „Räuber", den älteren Hoven seines Vaters „großen Sohn", gleichwie Schweizer den Karl Moor „großer Hauptmann" nennt und der alte Moor jammernd ruft: „Ich bin der Vater, der seinen großen Sohn erschlug." Der Ausdruck, zumal iu dem Brief an Hovens Vater, ist überlegt, gefeilt, mit rednerischen Wiederholungen kunstvoll gesteigert; seinen vorzeitigen Weltschmerz spricht der Schreiber ruhig aus, „aus einer traurigen Erfahrung" will er dies wahre Gefühl seines Herzens geschöpft haben. In den „Mubern" klingt der nämliche Ton wieder: „Sollten Sie schon diese traurige Erfahrung gemacht haben?" fragt Karl Moor, und Amalia ruft aus: „Es reift keine Seligkeit unter dem Monde."

Doch mußte es beruhigend auf Christophine wirken, wenn der Bruder, die Todesgedanken erledigt, auf die Dinge dieser Welt mit Umsicht eingeht: „Die Wäsche besorge bald", bittet er. „Auch die Schuhe. Mahne die liebe Mama an Strümpfe, und bitte Sie, sie mochte mir ein Hemd ohne Manschetten zum Nachthemd zurechtmachen. Es darf von grober Leinwand sein." Und daß er auch des Dichtens nicht vergißt, darüber giebt der Wunsch fü« den Bater Aufschluß: „Bitte den lieben Papa, daß er mir ein Buch Papier schicke und einige Kiele." Hauptmann Schiller, als er die Bitte erfüllte, mochte nicht ahnen, welch brausende „Näuber"-Poesie, auf dies Papier, mit diesen Kielen, sollte geschrieben werden.

Zu gleicher Zeit mit Hovens Tode trat die Erkrankung eines andern Mitschülers ein, des Eleven der Medicin Grammont aus Montböliard, welche den Dichter nahe in Anspruch nahm. Grammont wurde unter Beobachtung Schillers und der andern jungen Mediciner gestellt; und in sieben Rapporten vom Sommer 1780 gab Schiller über Art und Grund der Erkrankung dem Herzog Rechenschaft und legte das eigenthümlich zwischen körperlicher und seelischer Verstimmung schwankende Befinden Grammonts mit einem feinen Eindringen dar, an welchem der Freund und der Arzt, der Dichter und der in den nämlichen Empfindungen befangene Eleve Karls den gleichen Antheil hatte. Schillers und Grammonts Leiden trug denselben Namen, es hieß: die Militärakademie, Nur fort aus der Schule wünschte sich Grammont mit leidenschaftlicher Heftigkeit; die Unterbrechung seiner Carriere, die Ungnade des Herzogs, alles achtete er für nichts: lieber ein „Tagelöhner", ein „Bettler" in der Freiheit wollte er sein, als länger in diesem vergoldeten Käfig verharren. Auch als Karl selbst ihn seines „Wahns" berauben wollte, bestand er auf deni Einen Gedanken: „Alles sei ihm hier zuwider", so äußerte er gegen Schiller. „Alles zu einförmig. Alles wecke seine Melancholie nur desto heftiger." Wie eine fixe Idee erschien den untersuchenden Aerzten dieser hartnäckige Wunsch, und auch Abel, als Psychologe zugezogen, erklärte, daß Grammont durch religiöse Grübeleien, Spitzfindigkeit und Zweifelsucht bis zu „einem kleinen Grad des Wahnwitzes" gelangt sei. In Übereinstimmung mit ihnen, aber doch eigenartig und klug, in einer ruhigen und sichern Sprache berichtet Schiller über das Befinden des Kranken: ihn quäle eine wahre Hypochondrie, ein Zustand, welcher aus der genauen Sympathie im Menschen zwischen dein Unterleib und der Seele entspringt: „das genaue Band zwischen Körper und Seele," sagt er, „macht es unendlich schwer, die erste Quelle des Uebels ausfindig zu machen, ob es zuerst im Körper oder in der Seele zu suchen sei." Als ein rechter Seelenarzt gewinnt Schiller vor allem das Vertrauen des Kranken; er geht auf alle seine Vorstellungen ruhig ein und weiß ihn, als er die Nahrung verweigert,

doch zum Genuß zu bereden, er Heilert ihn auf und unterhält ihn durch Vorlesung aus Plutarchs Biographien. Mit gutem Bewußtsein übt er die „Künste der Freundschaft", und es gelingt ihm, Grammont vom Selbstmord zurückzuhalten; seine Behandlungsweise zu rechtfertigen, sagt er ausdrücklich: „Widerspruch und Gewalt kann vielleicht dergleichen.«ranke darniederschlagen, aber sie gewiß niemals kuriren. Das Vertrauen eines «ranken kann nur dadurch erschlichen werden, wenn man seine eigene Sprache gebraucht, und diese General-Regel war auch die Richtschnur unserer Behandlung." Solche Rechtfertigung war für Schiller nothig, denn obgleich er in seinem Rapport sich ganz auf den Staudpunkt des Herzogs gestellt und die Wünsche Grammonts als „irrige" und krankhafte bezeichnet hatte, war er doch geheimer Sympathie mit dem Patienten, nicht ganz mit Nurecht, angeklagt worden. Daß man ihm aber gar zutraute, einen Mitschüler verdächtigt zu haben bei Grammont, erregte seinen lebhaftesten Widerspruch: „noch keinem Menschen," sagt er, „bin ich unter dem Charakter eines Ohrenbläsers bekannt geworden." Vielleicht ist der genaue Verkehr mit Grammont der Pspchologie der „Räuber" zu Gute gekommen, die ihren Helden gleichfalls bis an den Vorsatz des Selbstmordes führten, und „Spitzfindigkeit und Zweifelsncht" Gestalt gewinnen ließen in Franz Moor; die geringe Berührung Schillers mit der Welt mußte ihn für die Erlebnisse innerhalb der Akademie um so empfänglicher stimmen.

Nicht blos als Arzt, auch als Patient betrat Schiller die Krankenzimmer in jener Zeit. Ter Trieb zur Production hatte ihn so lebhaft erfaßt, und sie wurde so mächtig in den Stunden der Rächt, wenn die Eleven, nach den Gesetzen des Instituts, das Licht ihrer Säle zu löschen hatten, daß Schiller sich häufig krank meldete, lediglich, um in den Besitz einer Lampe zu gelangen. „In solcher ^age", sagt Frau von Wolzogen, „wurden die Räuber zum Theil geschrieben. Manchmal visitirte der Herzog den Saal; dann fuhren die Räuber unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes, medicinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft."

Die Muße, welche Schiller dieses letzte akademische Jahr gewährte, . benutzte er, wie für seine Production, mich für eine erneute Umschau in den Hörsälen der Schule: er besuchte eifrig die Vorlesungen des Professor Nast über Homer und hörte erfreut, begeistert, den Lehrer Gesänge aus Gottfried August Bürgers „^liaS"-ttebertragnng reciliren; und da Schiller zur gleichen Zeit den Vorlesungen des Professor Drück über Virgil beiwohnte, so fühlte er sich angeregt, auch seinerseits eine Uebertragung zu versuchen: er wählte ein Stück aus dem ersten Buch der „Aeneide" aus, und ließ den „Sturm auf dem Tyrrhener Meer" im „Schwäbischen Magazin", das seit dem „Eroberer" keinen Beitrag von ihm gebracht hatte, erscheinen. Noch einmal eriheilte ihm Hang eine Eensur: „Probe von einein Jüngling", meinte er, „die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!" Die Uebersetzung hält die Form des Originals fest, und Schiller tritt mit diesen Herametern in die Reihe derjenigen, welche das antike Versmaß am frühsten in Deutschland anwenden und so auf den Possischen Homer vorbereiten! dem Inhalt folgt der Dichter weniger treu und es ist merkwürdig zu beobachten, wie er den Sturm- und Drangstil, mit seiner Porliebe sür das Starke und Erasse, für Wiederholungen einzelner Worte und gehäufte Ausrnfungszeichen, unwillkürlich mich in diese Nachdichtung hineinträgt. Wie die Auswahl der „Sturmes"-Schilderuug charakteristisch ist für die Stimmung Schillers, so geht er am freisten und kühnsten da vor, wo die Schilderung lebhaft, „ungestümm" wird, wie er mit Vorliebe sagt:

«Urachs und hastig in's hohle Gebirg dm eiserne» Stachel
Ziicdcrgeschlcndcrt, und Haina, wie Heersclxmr hervor dic Orkane,
fürchterlich aus der geborsmcn 5clnfi, und hastig von dannen
Brausend und sausend und ungestümm hin über Thal und Gebirge
Stnrm von Morgen und Abend, und Mittag der mächtige Haglcr,
Stürzen über den Pclagus her, und rühren den Grimd auf . . .
Da entreißen urplötzlich die Wolken dem Auge der Trojer
Himmel n»o Tag, der PelagnS wallt in Mitternachtsschancni,
Himmel donnert, und Himmel flammt auf in Tauscndgeblize
Tod Tod flammt der Himmel entgegen dem bebenden Schiffer,
Tod entgegen heult ihm der Sturm! Tod brüllen dic Tcmucr,

Während hier der Dichter noch ganz im Banne des Stofflichen steht, hat er die nämliche Vorlage in freiem, künstlerischen Spiel geformt in seinen späteren Uebertragungen vou „Tido" und der „Zerstörung von Troja"; und die graziösen Stanzen dort bilden zu den wuchtigen Herameteru hier einen prägnanten Gegensatz. Auch für seine „Näuber" hat Schiller aus diesem Stoffgebiet unmittelbar gewonnen: das Lied von „Heklor und Andromache".

Ueber alledem war die Zeit herangekommen sür die letzte akademische Prüsuug Schillers: die sünf Jahre medicinischen Studiums gingen zu Ende, seine Entlassung stand bevor. Zwei Arbeiten legte er seinen Lehrern zum November 1780 vor; die eine von specifisch medizinischem Gehalt, die andere aus dem Grenzgebiet der Physiologie und Psychologie, auf welchem er mit Vorliebe sich bewegt. Vou den entzündlichen und den faulen Fiebern handelte jene, in lateinischer Sprache verfaßte Abhandlung; die Professoren fanden in ihr eine löbliche Einsicht in den behandelten Gegenstand und erkannten an, daß der Eleve, bei dem Mangel eigener Erfahrung, die Beobachtungen des Hipvokrates, sowie seiner akademischen Lehrer schicklich benutzt habe. Doch wird einiges getadelt, weil es zu „Irrungen in der Eur" Anlaß geben könne und weil ei» vorsichtiger Arzt nicht da stehen bleiben dürfe, wo Schiller beruhigt stand; und da man auch überall bemerken wollte, Saß der Verfasser wenig Zeit auf die Verfertigung dieser Schrift verwandt habe, so konnten die Herren Consbruch, Reuß und Klein Drucklegung nicht empfehlen. Besser erging es der zweiten Abhandlung, dem „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen": er ward des Druckes für würdig befunden und erschien alsbald bei Christoph Friedrich Cotta, Hofund Canzlei-Buchdrucker in Stuttgart. ,

Die Abhandlung, welche in ihren grundlegenden Anschauungen abermals auf der Philosophie der Zeit fußt, wie sie durch Abels Anregung den Akademikern überliefert ward, berührt sich in zahlreichen Punkten mit der „Philosophie der! Physiologie": aber sie zeugt zugleich von einer energischen Annäherung an denjenigen Gedankenkreis, von welchem Schiller noch vor Kurzem mit Abscheu sich entfernt hatte: den der Bonnet und Genossen. Wie Bonnet den Menschen als ein „ötre mixte" aufgefaßt hatte, so zeigt Schilter den untrennbaren Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur im Menschen auf, „das genaue Band zwischen Körper und Seele", wie er im Rapport über Grammont gesagt hat; und er verficht, im Verfolg seiner medicinischen Erfahrung, energisch das Recht der Sinnlichkeit gegenüber denjenigen, die den Körper einen Kerker des Geistes heißen, welcher „seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme". Mehr gegen diese, die Spiritualisten, will er sich wenden, als gegen ihren Widerpart, die Materialisten, welchen ehemals sein Zorn galt; Abel, dessen Sache Entschiedenheit nicht war, fand darum, daß die Abhandlung viele gewagte, nicht bewiesene oder nur von einer Gattung von Philosophen angenommene Sätze enthalte, und auch die medicinischen Lehrer tadeln es, daß der Eleve im Streit der Meinungen nicht unparteiisch genug sich hält, vielmehr wider die Spiritualisten zuviel eingenommen ist. Hatte Schiller früher, von der theologischen Gedankenwelt aus, die Märtyrer, christliche und heidnische, oft und oft verherrlicht, so macht sich nun ein Widerspruch gegen die Uebersvannung und die Neberschätzung des Geistigen geltend: „Wer bewundert nicht", ruft er, „den Starksinn eines Cato, den Gleichmuth eines Ceneca? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Ertrenium, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt und uns in den'Rang idealischer Wesen erheben will; ein System, daß sich durchaus nicht mit der Cingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt". Auch MuciuS, die Hand in lohen Flammen bratend, sagt er, leidet Schmerz, so gut wie der weichste Wollüstling; und stets ist die größte Seelcnlust mit den. Zustand höchsten körperlichen Wohlbefindens verbunden. Auch dies erregt den Widerspruch der Lehrer; und sie weisen den Eleven ernst auf die Sterbestunde des Christen hin, der im Augenblicke der Auflösung noch unaussprechliches Vergnügen und wahre Blicke in die selige Ewigkeit empfindet. Die Wandlung, welche Schiller durchgemacht hat, ist unverkennbar; im Kampf mit seiner eigensten Natur, die an eine zweigetheilte Welt und an das höhere Recht des Geistes glaubte und immer von Neuem glaubt, hat er die Anschauung gewonnen: daß Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit ist; und noch spiegelt sich der Widerstreit in ihm selbst, der Streit zwischen Schiller und dem Eleven der Medicin deutlich ab, wenn er, wie in einem Rückfall, den Menschen elegisch mit Haller das „unselige Mittelding von Vieh und Engel" nennt.

In Haller zieht Schiller einen Zeugen an, der als Arzt so gut wie als Dichter Autorität behauptete; aber mit großer Unbefangenheit ruft er im Verfolg seiner feinen und reichen Darlegung auch eine Reihe anderer Schriftsteller sich herbei, seine Theorie zu stützen. Wie er Abel in der Lehrstunde den „Othello" hatte citiren hören, um über das Wesen der Leidenschaften die Schüler aufzuklären, so citirt er nun seinerseits, im bunten Durcheinander mit, medicinischen und naturwissenschaftlichen Größen, mit Harvey und Boerhave, Linn^ und Newton und Sydenham, auch eine ganze Reihe seiner Lieblingsschriftsteller: Ovid und Shakespeare, Garde und Goethe, Addisons „sterbenden Cato" und Gerstenbergs „Ugolino". Auch die Bibel wird, mit einer Anspielung auf das Buch Hiob, einmal gestreift. Aus Shakespeare kommt Lady Macbeth und Richard, Julius Cäsar und der Winchester des Heinrich VI. zu Wort, und des Autors Verehrung spricht vertraulich von „unserem Shakespeare;" und selbst in der lateinischen Dissertation von Faulfieber kruft er mit Hamlet aus: .,?Kers nro mors tninß8 in Ueävsn and LurtK tuan ais ckrearnt «k in «ur nkil«8ovkv". Neben diesen Engländer aber stellt der Dichter als einen zweiten einen gemissen Krake, dessen Werk er also benennt: „I^ite «k Noor. ^«^sd^ XraKs": es sind die „Räuber" Schillers, welcher unter dieser Verkleidung sich den Lehrern, als eine psychologische Autorität, keck präsentiren. Der Einfall, bei allem Uebermuth, hat doch einen tieferen Sinn für Schiller: was er in Franz Moor hatte Gestalt gewinnen lassen, mar der Niederschlag aus seinen gefammten medicinifch-philosophischen Studien; die poetische Praxis war hier nur die Folge wissenschaftlicher Theorie, und darum setzte er nun wiederum das „Jntegralbild des Traumes" von Franz als einen Beweis für seine psycho-physischen Anschauungen ein. Noch auf andere Dichtungen Schillers richtet sich von hier aus der Blick, zum Zeichen der

Geschlossenheit seiner Welt- und Kunstanschauung: nachdem er in den Worten „jenes Banditenmerbers", der den Grundsatz predigte: „Man muß Leib und Seele verderben", den Spiegelberg der „Räuber" gestreift, führt er, als ein neues Beispiel für den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur den Fiesko auf: „Ein durch Wollüste ruinirter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der seinen Körper gesund hält. Dorm hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dörffen glaubte". Wenn er dann weiter feststellt: „daß die Bösartigkeit der Seele" sich auch im Körper ausprägt, so erinnert man sich an Figuren wie den Wurm in „Kabale und Liebe", in denen die Natur „verhunzte Arbeit" geliefert, llnd in den Betrachtungen über den Einfluß des Klimas auf die Cultur, nnd über die Anfänge des Menschengeschlechts in den Urzeiten, welche Schiller auf Schliers Spuren anstellt, sieht man die Gedanken der cnlturhistorischen Gedichte von der Art des „eleusischen Festes" zmu ersten Mal aufleuchten.

An den zahlreichen Proben aus poetischem Bereich nahmen die Lehrer Schillers keinen Anstoß; dagegen tadeln sie jene „poetischen Ausdrücke, welche so oft den ruhigen Gang des philosophischen Stpls unterbrechen." Sie merken als Beispiele „nur einige dergleichen Stellen" an: „Tönender Wohlklang auf die große Laute der Natur; der leblose Gi?ps scheint zu erwarmen, Grazien und Götter entspringen dem schaffenden Meisel, die Schlacht lermt im Gesang; dann grub er aus dem Bauch der Gebirge den allwürckenden Merkur; so hat uns die Pest einen Sydenham geboren." Hier, urtheilten sie, hat sich der Verfasser zu viel von seiner Einbildungskraft fortreißen lassen; aber er hat ein schweres Thema mit vielem Genie behandelt, und dafür verdient er Lob. Beides, Anerkennung und Tadel, hält sich in ruhigeren Formen als gegenüber der medicinischen Abhandlung, denn Schiller selbst war ruhiger geworden; die „Philosophie der Phnsiologie", bei niler Unreife, war vielleicht großartiger, der „Persuch" war gleichmäßiger, runder.

Schiller hatte auf dem Titelblatt seiner Abhandlung bemerkt, daß er sie „während der öffentlichen, akademischen Prüfungen vertheidigen" werde; ob diese Bertheidigung stattgesunden hat und wie sie verlaufen ist, erfahren wir jedoch nicht. An einer andern, wie es scheint, medicinischen Disputation nahm Schiller lebhaften Antheil, nnd ein junger Stuttgarter Musiker, der den Eleven hier zum ersten Mal sah, Andreas Streicher, empfing von seiner Persönlichkeit den stärksten Eindruck, ob er ihm gleich völlig unbekannt war, bis auf den Namen hin: „die röthlichen Haare", so berichtete er viele Jahrzehnte später, „die gegen einander sich neigende Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, machte einen nnanslöschlichen Eindruck auf Streicher. Er hatte den Jüngling unverwandt in's Ange gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn an und prägten den ganzen Auftritt ihm tief ein". Nach Beendigung der Prüfung gingen die Akademisten in ihren großen, säulengeschmückten Speisesaal, auf dessen geweißte Flächen eine enge Gallerte herabsah, von welcher aus Streicher auch dem Verlauf der Abendtafel noch folgte; der Herzog aber, welcher in dem runden Räume vor dem Speisesaal, dem sogenannten „Tempelchen", im Kreise seiner Getreuen zu speisen und von dort aus durch die geöffneten Thören zu den Eleven hinüberzublicken pflegte, ging an diesem Abend, zum Erstaunen Streichers, ans jenen unbekannten Jüngling zn, und unterhielt sich lange auf das Gnädigste mit ihm, den Arm auf seinen Stnhl gelehnt: und Schiller „behielt gegen seinen Fürsien dasselbe Lächeln, dasselbe Angenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte". Der Speisesaal, um diese Zeit, präsentirte sich eben in einem neuen Bilderschmucke, welcher Schiller noch einmal vor seinem Austritt aus der Akademie an die gnädige Güte Karls erinnern konnte: Professor Guibal, ein Schüler des Raphael Mengs, der die Württembergischen Schlosser mit ungezählten Gemälden versah, hatte im Auftrag des Herzogs eine Tarstellung begonnen, sür welche als Thema aufgegeben war: „die Huld des Fürsten und die Dankbarkeit der Zöglinge". In zahlreichen Compositionen voll abslracter Figuren hatte Guibal, von Heidelofs unterstützt, die Aufgabe gelöst; er zeigte Sie schönen Künste, wie sie beschäftigt sind, feiner Hochfürstlichen Durchlaucht ein Ruhinesdenkmal zu errichten, er stellte die Durchlaucht in der Gestalt des Mars da, zu dem Apollo und Minerva dankerfüllt aufblicken, und an dessen Seite eine hehre Figur thront: die Tugend; und die Musen malte er, wie sie unter dem Schutz seiner Hochfürstlichen Durchlaucht gedeihen, daneben die Undankbarkeit, Unwissenheit und Trägheit, welche von einem Genius vertrieben werden; unnöthig zu sagen, daß dieser Genius gleichfalls: die Tugend hieß.

Auch durch Schillers Schwester Ehristophine ist es bezeugt, daß Schiller die besondere Gunst Karls genoß: der Herzog, sagt sie, „zog ihn immer vor und nnterhielt sich mit ihm". Um so auffallender, daß Schiller, als er am 15. Deeember der Schule endlich ledig ward, eine Anstellung erhielt, welche von gnädiger Gesinnung keineswegs zeugte. In' der an Karl gerichteten Vorrede seiner Tissenation hatte er noch einmal angedeutet, wo seine wissenschaftlichen Ziele lagen, indem er es an dem Herzog rühmte, daß er die Hippokratische Knnst aus der engen Sphäre einer mechanischen Brotwissenschast in den höheren Rang einer philosophischen Lehre erhoben habe; und aus seiner Geringschätzung der praktischen Thätigkeit hatte er kein Hehl gemachr. Seine Wünsche gingen etwa auf einen Lehrstuhl der Physiologie hin, und ihre Erfüllung, nach einigen Neisejahren vielleicht, schien nicht unmöglich, oft genug hatte der Herzog Leute in jungen Jahren zu Professoren erwählt. Allein ganz anderes ward Schiller zu Theil: er empsing den Rang eines Medicus beim Regiment Augö, das heißt eine völlig untergeordnete Stellung, eines ausstrebeuden Geistes unwürdig.

Ein Grund sür diese offenbare Zurücksetzung ist nicht auf uns gekommen, und Gründe anzugeben, war auch Karls Art nicht: er befahl und so geschah es. Aber etwas wie Ungnade gegen Schiller mnß in der Luft gelegen haben, in diesen Tagen. Hatte seine selbstgewisse Freimüthigkeit, sein Lächeln und sein Angenblinzeln, welche Streicher so sehr bewunderte, dein Fürsten mißfallen? Hatte die Achtsamkeit der Ausseher die Vorsicht der Eleven doch überwältigt und aHute man, daß der Entlassene verbotene Waare mit sich aus der Akademie Hinanstrug? Auch daß Schiller bei den zahlreichen Preisvertheilungen dieses Jahres völlig leer ausging, fällt auf. Mit einen: halb noch verschwiegenen Mißton endigte seine akademische Zeit; und es klingt wie eine Ahnung kommenden Conflictes, wenn Schiller in der Vorrede seiner Dissertation, nachdem er dem Herzog für achtjährige väterliche Führung und für seinen „unvergeßlichen, mündlichen Unterricht auf das Kindlichste" gedankt, ausspricht, daß nur dann es in Zukunft ihm fehlen wird, „wenn seine eigenen Bestrebungen sich mit den Absichten desbesten Fürsten durchkreuzen". Dieser Fall trat ein, als die „Räuber" erschienen; und der Gegensatz zwischen den Gesinnungen Karls und den Anschauungen seines Zöglings trieb den Dichter aus der Heimat, er kostete ihn, nach seinem Wort, „Familie und Vaterland".

Des Dachdeckers Mutter.

Seeländer Skizze
von

LgrF Willing f.

icht an der Kirchhofsmauer wohnte des Dachdeckers Mutter. Das Haus war eins der ärmlichsten in dem kleinen, seeländischen Dorfe. Die Wänden waren einst mit Kalkfarbe weiß angestrichen gewesen, aber jetzt waren sie schmutziggrau, beinahe schwarz, mit großen ausgefallenen Mauerstückeu, und die eine Seite des Hauses mar mit Stroh bekleidet, um es gegen den Wind zu schützen.

Trotzdem der Sohn Dachdecker war, war das Strohdach doch brüchig und schwarz vor Alter, halb von Moos bedeckt mit einigen hellgelben Streifen dazwischen, wo man die schlimmsten Löcher mit neuem Stroh ausgebessert hatte.

Der Garten war angedeutet durch eine versallene Steinmauer und ein paar verkrüppelte Johannisbeersträucher, von denen die Jnsecten und der Wind alle Blätter abgerissen hatten, so daß die Beeren an den dürren Zweigen hingen. Sonst war er mit aufgestapelten, alten Baumwurzeln und einem Haufen Brennholz angefüllt.

Beide Halbthüren des Hauses waren offen. Man konnte dadurch in eine dunkle Küche sehen, wo ein Hund ausgestreckt in den? Sonnenstreis lag, der durch die Thür fiel.

Draußen auf dem Wege kam des Dachdeckers Mutter gegangen und schob eine kleine, einrädrige Kummetkarre vor sich her.

Es mar nicht leicht zu sagen, wie alt sie mar; denn solche kleine, dürre Gestalten halten sich sast unverändert vom Zahn der Zeit. Das Gesicht war scharf und sonnenverbrannt mit rothen Backen und einer spitzen, rothen Nase, nnd glattgekämmtes, gelbes Haar sah unter der schwarzen Bauernhanbe hervor. Sie trug eine große Brille mit dicker Horneinfasiung und Holzschuhe an den Füßen, und ihre Kleidung bestand in einem grünen Warprock mit rothkarrirter Bamnivollschürze und einem kurzärmeligen dunkelblauen Leibchen, welches ihre dürren, braunen Arme sehen ließ. Wie sie so dastand, klein und schmächtig, dürr nnd scharf, hatte sie die ganzen Jahre her ausgesehen, so lange man sie kannte.

Der Bater war auch Dachdecker gewesen, und die Eltern hatten schon das Häubchen, Ivo sie noch wohnte, und ein Stückchen Land dam besessen.

Einstmals, als Sidse — so hieß sie nämlich — noch viel viel jünger, aber im übrigen schon gerade so braun und trocken war, wie jetzt, war ein reisender Hnndwerksbursch zu dem Hause gekommen. Er wohnte dort eine Woche lang und zog dann weiter. Man sah ihn nie wieder; aber Sidse behielt ein Andenken an ihn, ein Andenken für das ganze Leben — ein 5vind.

Es war ein häßlicher kleiner Junge mit großem Kopf und ein paar großen ernannten braunen Augen, die um sich sahen, als ob er darüber verwundert wäre, daß er zur Welt gekommen war, und seine Mutter war das auch. Sie hatte ilm so von ungefähr bekommen und legte keinen großen Wertli ans diese Erinnerung an den Gesellen. Wäre «' zu finden gewesen, so hätte sie wahrscheinlich ihren Aerger an ihm ausgelassen-, nnn aber mußte der Sohn des Baters Sünden entgelten, und der kleine Motz bekam früher Prügel, als Zähne.

Um die Zeit war es, daß Sidse sich die kleine einrädrigc Karre anschaffte, die sie ihr ganzes Leben hindurch begleitete.

Um für den gemeinsamen Unterhalt etwas beizusteuern, hatte sie angefangen, in' den Bauernhäusern herum waschen zu gehen und sonst allerlei Handreichung zu thun. Dabei mußte sie das Kind mitnehmen; denn ihre Mutter war eben gestorben, und es war Niemand da, den Kleinen zu warten; der Bater mar den ganzen Dag ans Tachdeckerarbeit aus, und die HauSthür wurde abgeschlossen.

Der kleine Motz wurde auf die Kummettarre gesetzt und bis dorthin gefahren, >vo Sidse den Leuten zur Hand gehen wollte. Da saß er in einer Ecke und knabberte an einer Brotkruste und sah sich mit seinen erstaunten braunen Angen um, bis die Zeit ihm zu laug wurde und er anfing zu schreien. Tann lief Sidse von ihrem Waschnog herzn nnd gab ihm seinen gewohnten Klaps, und durch diese kleine Zerstreuung aufgemuntert, verhielt er sich dann wieder eine Zeit lang ruhig.

So wuchs er auf, bekam Prügel in der Dorfschule und Prügel daheim, wurde consirmirt uud fing an, dem Großvater bei der Dachdeckerarbeit zur Hand zu gehen.

Ter Großvater starb nnd Matz setzte das Geschäft fort.

Die Jahre gingen daliin nnd Alles ging seinen alten Gang. Matz machte Dachdeckerarbeit, und die Mntter karrte herum von Haus zu Haus. Es mar nur der Unterschied, daß Matz nicht mehr auf der Karre saß. Jetzt hatte sie gewöhnlich ein Bund Gras für die Kuh, ein Säckchen Mebl aus der Mühle oder etwas schmutzige Wasche daraus, wenn sie nach Hause kam.

Matz war ein langer, hochaufgeschossener Bursche von einigen zwanzig Jahren geworden, so lang, daß die Mutter nicht mehr heranreichen konnte, wenn sie ihm ein Kopfstück geben wollte, ohne auf einen Schemel zu steigen, sie half sich übrigens gewöhnlich mit einein Scheit Brennholz, einem Besenstiel oder was sie sonst in der Hand hatte.

"Sidse nannte ihn immer ihren häßlichen Bengel, und eine Schönheit war er auch gewiß nicht. Jedenfalls that er ni'cht das Mindeste dam gut auszusehen. Er war ziemlich krumm im Glücken, denn er hatte die Geroohnhsit, sich zu ducken, den Kopf zwischen den Schultern, so oft die Mutter ihn schlug, offenbar ohne einen anderen vernüiittigen Grnnd, als um es ihr bequemer zu machen, ilim eins zu versetzen. Das dunkle Haar hing ihm struppig in die Augen und verbarg die ganze Stirn, und das Gesicht war gewöhnlich voll Staub und Schmutz. Das Schönste an ihm war noch der srische Mund mil den weißen Zähnen und die großen erstaunten braunen Augen.

Er sah noch immer so aus, als wäre er verwundert darüber, daß er zur Welt gekommen war, und er hatte auch Grund dazu; denn die Welt hatte nicht viel Freude von ihm und er nicht viel Freude von der Welt. Keins von den Mädchen lächelte den langen schmutzigen Tölpel freundlich an, und keiner von den Burschen des Torfs mochte ihn leiden; denn wenn sie zn Tanz nnd Lustbarkeit gingen oder sich einen Mansch im Krnge holten, saß er zu Hause und ließ sich von der Mutter mit Kopfstücken rcgaliren.

Seine einzige Freude war des Sonntag Nachmittags, wenn er sich gewaschen hatte, in reinen Hemdärmeln unter den alten Pappelbäumen an der Kirchhofsmauer zu sitzen und auf die Grabhügel und die schönen Blnmen zu sehen. Ein paar Mal, wenn er am Vormittag sreie Zeit gehabt, hatte er auch seine Holzschuhe ausgezogen und war auf den Socken in die Kirche geschlichen und hatte nn der Thür gestanden und den Priester so schön reden hören von der Liebe, dieser schönsten aller Gottesgaben, die selbst den geringsten und ärmsten Sterblichen läutert und erhebt.

Das konnte er nun zwar nicht recht verstehen; aber es war ja auch nicht leicht für einen armen unstudirteu Bauern Alles zn verstehen, was so ein gelehtter Mann sagt.

Das Dorf lag wie ausgestorben im Sonnenschein. Nur ein paar alte Weiber saßen in ihren Hansthüren und strickten, und ein paar Kinder lagen und wühlten im Sande. Sonst war alles still, denn es war die Zeit der Heuernte, und alle, die arbeiten konnten, waren draußen auf dem Felde.

Selbst das große hellgelbe Schulhau«, wo es immer von jugendlichen Stimmen zu summen pflegte, lag in Schweigen gehüllt, denn die Kinder hatten Ferien.

Matz, der Dachdecker, saß hoch oben und arbeitete an dem neuen Strohdach mit Hülfe eines schmächtigen Jungen, der den mehr bezeichnenden, als wohlklingenden Namen Faul-Lars sührte.

Matz saß fleißig bei seiner Arbeit, legte das Stroh zurecht, schnitt es mit einem großen Messer durch und ließ die Dachnadel aus- und niedergehen. Diese war eine Art Weberschiffchen von Eisen, mit Stahldraht umwickelt, und Faul-Lars, der drinnen auf dem Boden stand, reichte sie immer wieder herauf, wenn Matz sie durchgesteckt hatte, um das Stroh mit dem Stahldraht fest an die Sparren zu heften.

Unten ini Garten ging des Schullehrers Stine und hängte Wäsche zum Trocknen auf.

Der Schullehrer war ein alter Junggeselle, und Stine mar seine Haushälterin. Sie hatte früher in der Stadt gedient und sich dabei feinere Manieren angewöhnt, war aber frisch und blühend wie ein Landmädchen.

Matz, der Dachdecker, konnte sich nicht enthalten ein bischen nach ihr zu schielen. Sie nahm sich recht hübsch aus in ihrem srischgewaschenen Kattunkleide und dem kleinen seidenen Halstuch. Ihr Gesicht mar freundlich und rothbäckig, das glänzend braune Haar lag in dicken Flechten um den Hinterkopf, und wenn sie ihre runden bloßen Arme in die Höhe streckte, machte sich ihre volle kräftige Figur bemerklich.

Jetzt mar sie fertig und ging hinein.

Gleich darauf kam sie wieder heraus, sie trug ein großes Glas Weißbier.

„Sie werden durstig sein, Dachdecker," sagte sie mit freundlichem Lächeln. „Wollen Sie nicht etwas zu trinken haben?"

Man konnte hören, daß sie ein Mädchen von Bildung war. Sie sagte „Sie". Das war ihm noch nie vorgekommen.

„Schön Tank, Mamsell," sagte er. Er wollte auch zeigen, daß er Bildung hatte.

Sie that ein paar Schritte auf der Stiege und reichte ihm das Glas hinauf. Er bog sich über, um es zu fassen; aber das Stroh war glatt; er stürzte kopsüber herab und blieb an der Erde liegen, das eine Bein zwischen zwei großen Steinen eingeklemmt.

Stine setzte das Glas von sich und eilte zu ihm.

„Haben Sie sich sehr weh gethan?"

„Das — das Bein thut weh."

Er versuchte mit ihrer Hülfe aufzustehen, aber er sank halb ohnmächtig zurück.

„Es ist wohl sehr schlimm — wie?"

„Ach es ist nicht so gefährlich," sagte er mit einem matten Lächeln. »Ich ^ ich habe nur das Bein gebrochen."

„Großer Gott! — Lars lauf hin und hole des Dachdeckers Mutter!"
Faul-Lars eilte davon.
„Ich bin so durstig."

Sie hielt das BierglaS an seinen Mund und stützte ihn, während er trank. Er sah sie init einem dankbaren Blick aus den erstaunten, braunen Augen an. Er war verwundert darüber, daß ihm jemand so viel Freundlichkeit zeigen konnte.

Sidse kam an, und hinter ihr Faul-Lars. Sie hatte die Karre mit und mar böse.

„Nun seh' einer. Du häßlicher Beugel, bist Du nun gefallen und hast Dich zu Schanden geschlagen? brach sie aus. Niemals Hab' ich was anderes als Aerger gehabt von dem Schlingel. Nun wird er natürlich wochenlang liegen bleiben und die paar Brocken verzehren, die ich verdienen kann — gar nicht davon zu reden, was daraufgeht für den Doctor und die Medicin."

„Schämen Sie sich, Sidse," sagte Stine, „Sie sollten ihn trösten, den Annen, und statt dessen schelten Sie ihn aus."

„Paß Du auf Dich selbst," sagte Sidse. „Du wirst wohl an allem Schuld haben. Er wird wohl gesessen und mit Dir geschäkert haben, bis er heruntergeplumpt ist."

Stine ließ betroffen den Kopf hängen. Gewissermaßen war es ja ihre Schuld, Sie hätte ihm das Glas nicht heraufreichen sollen. Aber sie that es ja in der besten Meinung, sagte sie.

„Das dacht' ich mir wohl," sagte Sidse. „Aber jetzt wollen mir ihn auf die Karre legen, und ich will sehen, wie ich ihn nach Hause bekomme."

Sie hoben ihn auf, und Sidse karrte fort mit Hülfe von Faul-Lars. Aber Matz litt schrecklich durch die Fahrt. Das verletzte Bein hing außen an der Karre.

Stine sah es und eilte ihnen nach.

„Lassen Sie mich mithelfen," sagte sie, indem sie an der Seite ging und das gebrochene Bein stützte.

„Danke, mir behelfen uns schon."

„Das ganze Unglück ist ja doch meine Schuld," sagte Stine sanftmüthig, „darum ist es auch meine Pflicht, zu helfen."

Sidse antwortete nichts, ließ sie aber mitgehen.

Matz lag halb bewußtlos vor Schmerz. Dann und wann öffnete er die erstaunten, braunen Augen und sah sich mit einein verwunderten Blick um.

Er mußte nicht recht, wie dies alles vor sich gegangen war. Er fuhr ja nach Hause in der Schubkarre, wie damals, als er ein kleiner Junge war, und die Mutter hatte ihn gewiß tüchtig auf den Kopf geschlagen. Er fühlte es noch; er mar ihm so schwer, so schwer.

Als sie ihn in das HanS getragen hatten, ging Stine fort, und Sidse brachte ihn zu Bett mit Hülfe von Faul-LarS, der dann nach dem Doctor geschickt wurde. Dieser kam nm Nachmittag und verband das Bein.

> Am andern Morgen mußte Sidse waschen gehen. Matz hatte in der Nacht starkes Wnudsieber gehabt, und lag jetzt im Halbschlnmmer. Sidie stellte einen Topf Milch nnd eine Tasse Wasser auf eiuen Holzstuhl neben sein Kopfende und ging ihrer Wege, nachdem sie die Thür zugeschlossen nnd den Schlüssel in das offene Fenster neben dem Bett gelegt hatte.

Später am Bormittag kam Stine nnd steckte den Kopf durch das Fenster hinein. Sie hatte Sidse fortgehen sehen. „Wie geht es Ihnen, Matz?"

„Danke, es geht schon etwas besser. Wollen Sie nicht hineinkommen? Der Schlüssel liegt im Fenster."

Jetzt stand sie drinnen und sah sich um. Gestern hatte sie sich so schnell fortgemacht. Es war da nicht besonders reinlich. Sidse wusch offenbar mehr bei den Fremden, als bei sich selbst. Der Fußboden war ziemlich schmutzig und die kleinen Fensterscheiben auch nicht besonders rein. Das HauSgernth bestand in zwei Stühlen, einem Klapptisch nnd einem rothangeslricheiien Spind. Matz lag aus seiner Bettstelle in der Ecke. Die Thür zum Nebenzimmer stand offen und man sab drinnen SidicS altes Himmelbett mit bunten Kattnugardine».

Stine brachte einen Topf Hafersuppe mit, die mit Himbeersaft angemacht war. Sie war so warm und unhrhnst und löschte den Durst so schön. Dann legte sie das Kopskissen zurecht und ging in die Küche, von wo sie mit einem Handtuch wiederkam, daS in kaltes Wrsser getaucbr war. Damit säuberte sie ihm Gesicht und Hände und strich das Haar von seiner hohen Stirn zurück.

Matz lag still und schweigend und ließ sich behandeln wie ein Kind. Nur seine großen braunen Augen sprachen. Sie waren ein erstaumeS AuSrufungSzeichen über alle diese Güte.

„Geht es nun besser?"

„Ja, baute, viel besser. Sie sind so gut. Gegen mich ist bis jetzt Niemand gut gewesen."

„Jetzt muß ich gehen. Aber ich werde wiederkommen und nach Ihnen sehen. Adieu."

„Adieu nnd besten Dank!"

„Die großen, erstaunten brannen Angen folgten ihr hinaus.

Matz lag still und zufrieden mit gefalteten Händen. Nie zuvor in seinem Leben hatte er sich so glücklich gefühlt. Er hätte wünschen mögen, daß er sich das Bein schon lange, lange vorher gebrochen hätte.

Die Sonne brannte heiß. Aber unter den großen Pappelbäumen an der Kirchhofsmauer war es frisch und kühl, und die Prachtblumen des Herbstes auf den Gräbern standen in volle»? Flor.

Es war ein Werktag; aber Matz der Dachdecker saß dennoch im Sonntagsputz mit reinen Hemdärmeln auf einem großen Stein im Schatten der Pappeln. Er war nun bald ganz geheilt und war ausgegangen auf einen Stock gestützt, um frische Luft zu schöpfen.

Die Krankheit hatte ihn gar nicht entstellt. Im Gegentheil. Sein Gesicht war ein wenig bleich geworden, sah aber desto feiner aus, und die großen, erstaunten, braunen Augen strahlten vor Zufriedenheit, als wären sie verwundert darüber, wie schön doch die Welt eigentlich war. , Der schwarze, krause Bart, den er sich hatte stehen lassen, als er krank lag, hob seinen Nischen, rothen Mund mit den weißen Zähnen vortheilhaft hervor. Selbst den Kopf trug er nun hoch und frei. Das kam vermuthlich davon, daß er sich so lange nicht heruntergedrückt hatte, um sich schlagen zu lassen.

Die junge Frau des HülfSpredigers kam eben aus der Kirchhofspforte mit ihrem kleinen Mädchen an der Hand. Sie war die Tochter des alten Pfarrers und war drinnen gewesen, um ihrer Mutter Grab zu schmücken.

„Guten Tag, Dachdecker Matz," sagte sie freundlich. „Nun, wie geht es denn mit der Gesundheit?"

„Danke, jetzt bin ich bald so rüstig, daß ich wieder anfangen kann zu arbeiten."

„Das wäre ja schön."

Das kleine Mädchen lief zu ihm hin und steckte ihm eine große Rose in die Hand, dann versteckte es sich hinter Mutters Rock und biß verlegen in seine Hutbänder.

Die Frau ging wieder davon mit einem freundlichen Gruß, und Matz blieb sitzen mit der Blume in der Hand. Es mar das erste Mal, daß er so eine schöne Blume in der Hand hielt. Wie schön sie war, wie süß sie duftete! Es mar überhaupt merkwürdig, wie viel Schönes es in der Welt gab, und wie viel freundliche Menschen man finden konnte, wenn man erst einmal so glücklich gewesen war — das Bein zu brechen. Selbst seine Mntter war jetzt weit milder gewesen. Sie hatte ihm in den lebten sechs Wochen kein Kopsstück mehr gegeben.

Matz saß vertieft in diese Betrachtungen, die Augen auf die Rose geheftet, als er leise Tritte neben sich hörte.

Stine stand da.

„Guten Tag, Matz."

„Guten Tag, Stine."

Er war ebenso roth im Gesicht, wie die Blume, die er in der Hand hielt.

„Ach, wie wohl Sie aussehen!"

„Ja, ich fühle mich sehr wohl."

Sie nahm an seiner Seite Platz. Er reichte ihr die Blume.

„Bitte schön. Ich habe sie von dem kleinen Pastorfräulein bekommen."

„Danke. Soll ich die schöne Rose haben?" sagte sie und befestigte die Blume kokett an ihrer Brust.

„Es ist nichts zu schön und zu gut für Sie, Stine, denn es ist Niemand im ganzen Kirchspiel, ja in der ganzen Welt so schön und so gut wie Sie, in meinen Augen."

„Aber Matz, Sie machen mich ja schamroth."

Er hörte nicht auf sie, sondern fuhr fort:

„Was wäre wohl aus mir geworden, wenn Sie nicht gewesen wären? Ich hätte liegen und sterben können ganz allein, ohne daß ein Mensch, selbst nicht meine eigene Mutter, sich im mindesten darum gekümmert hätte; aber Sie kamen und trösteten mich und halfen mir und waren so gut gegen mich armen, häßlichen, dummen Burschen."

„Sie sind weder häßlich noch dumm, Matz."

„Loch, das habe ich gehört seit der Zeit, wo ich nicht größer war, als so."

„Sie — Sie sind im Gegentheil hübsch, wenigstens in meinen Augen." Die erstaunten braunen Augen sahen doppelt erstaunt aus. „Stine, Sie haben mich doch nicht zum Besten? Das ist nicht schön von Ihnen."

„Nein, Matz, das thu' ich nicht."

„Sollten — sollten Sic wirklich etwas von mir halten können?"
„<>ch habe schon lange viel von Dir gehalten, Matz."
Ihre Hand lag in der seinigen.

Ihn schwindelte. Sollte es wirklich möglich sein? Dies hübsche Mädchen, die stattlichste im ganzen Dorf, war sein. Nein — das mußte ein schöner Traum sein — so einer, wie die, welche er hatte, als er krank lag. Er wollte doch erst versuchen, ob er wohl einen Kuß bekommen könnte, denn dann war es gewiß richtig.

Er sah sich um. Es mar kein Mensch in der Nähe.

Ja, es war richtig! Er bekam nicht nur einen, er bekam viele Küsse.

„Ich bin doch neugierig, was meine Mutter sagen wird," sagte er, als sie eine Weile gesessen hatten. Sie wird gewiß bös und gi«bt mir eins an den Kopf."

„Aber das darfst Du Dir nicht gefallen lassen."

„Ach, es thut nicht weh, nnd sie mag es immer thun, wenn es ihr Spaß macht."

Bon dein Dagc an war Matz wie ein neuer Mensch. Er sing bald wieder an zu arbeiten und arbeitete mit Lust und Kraft, aber er liefctte nicht mehr, wie früher, all sein Geld an die Mutter ab. Sie schalt ihn «nd schlug ihn auf den Kopf: aber das half nichts. Sie bekam trotzdem nichts.

Der Winter verging.

Die Leute im Dorf redeten leise davon, daß Matz und Stine verlobt ivären. Aber niemand wagte Sidse danach zu fragen, und sie selbst sprach uie ein Wort davon.

In der ersten Frühlingszeit riß Matz das alte Strohdach ab und legte ein neues, das Haus wurde abgeputzt und geweißt und der Garten aufgeräumt. Er füllte Erde in die Beete und pflanzte Fruchtbäume darein und längs der Hauswand Hopfen und wilden Wein.

„Es ist ja großartig, wie Du das Haus aufputzest," sagte Sidse eines Tages in spitzem Ton. „Wir werden ja jetzt sein wohnen.

Matz saß auf der Bettstelle und aß sein Abendbrot.

„Ja, ich denke daran, mich zu verändern."

„Woran denkst Du?" fragte sie giftig, indem sich sich uimvandte.

„Mich zu verheirathen," sagte er, den Mund voll Grütze.

„Ich werde Dich verändern. Du dummer Schlingel," rief sie, indem sie auf ihn zulief und mit allen Kräften auf ihn los drosch.

Matz saß still wie gewöhnlich und duckte den Kopf zwischen die Schultern, während sie schlug. Als sie aufhörte, sagte er ganz ruhig:

„Du kannst mich immer schlagen, so vie! Du willst. Aber verheirathen rhu' ich mich doch. Morgen geh' ich zum Pfarrer und verlange das Aufgebot."

Sidse lief in ihre Kammer hinein und schlug die Thür hinter sich zu. Den nächsten Tag ging er zu seiner Arbeit, wie gewöhnlich, und zwischen Mutter und Sohn wurde kein Wort mehr über die Sache gesprochen.

^ 5 *

Eines Sonnabends, etwa einen Monat später, stand Sidse fertig zuin Ausgehen.

„Du kommst erst heut Abend zurück?" fragte Matz, „denn morgen will ich Hochzeit machen."

„Willst Du wirklich?" sagte sie und zitterte ein wenig in der Stimme. „Ick) komme ein paar Tage uicht nach Hause. Ich bleibe bei dein Weber. Seine Frau ist krank."

„Das ist Schade. Ich hoffte. Du würdest das Fest mitmachen."

„Oh, ihr könnt das Fest gewiß gut ohne mich feiern," sagte sie, indem sie ihre Schubkarre nahm und davon ging.

Als sie fort war, lief Matz zu Stine herüber, und sie fingen an aufzuräumen und umzuziehen; denn Stine war ein ordentliches Mädchen, die sich während ihrer Dienstzeit Betten und Hausrath angeschafft hatte.

Den nächsten Tag nach dem Gottesdienst wurden sie getraut.

Stine sah recht hübsch aus in ihrem neuen, schwarzen Kleid, mit einein Kranz von gewachsenen Blumen im Haar. Sie hatte zwar Lust gehabt, Myrthenkranz und Schleier zu tragen, wie eine Stadtbraut; aber sie wollte doch lieber dem alten Dorsbrauch folgen, als daß die Leute sagen sollten, sie kleide sich über ihren Stand.

Matz hatte sich neue Kleider bei dem Schneider in der Stadt gekauft und nahm sich stattlich aus mit dem weißen Kragen und dem schwarzen Halstuch. Er hatte sogar ein Schnupftuch in der Rocktasche, das erste, das er je besessen hatte.

Tie Trauung war sehr feierlich. Stine weinte, wie es sich für eine wohlerzogene Braut zienite, unaufhörlich in ihr mit gehäkelten Spitzen besetztes Taschentuch. Matz stand geduckt mit hochgezogenen Schultern da, als wartete er immer darauf, daß ihn der Pastor auf den Kopf fchlüge.

Es mar der junge Hülfsprediger, der die Trauung vollzog. Er redete so schön von der Liebe, dieser schönsten aller Gottesgaben, die selbst den geringsten der Sterblichen läutert und erhebt, und nun verstand der Tachdecker Matz es alles viel besser, als damals, wo er auf den Socken an der Kirchthür gestanden hatte.

Ter Schilllehrer und Stines Bruder aus der Stadt waren Trauzeugen, und das Hochzeitsmahl, das bei dem Schullehrer gehalten wurde, lief still und bescheiden ab.

Am nächsten Tage war Matz wie gewöhnlich bei der Arbeit. Sidse kam am Bormittag nach Hause.

Frische Buchenzweige waren über der offenen Thür befestigt. Sie ging in die Küche, wo weißer Sand auf den Fußboden gestreut und Alles blank geputzt und gescheuert war. Tann trat sie in die Stube hinein. Es war niemand drinnen, und des Dachdeckers Mutter blieb verwundert stehen, denn Alles war so verändert. Die kleinen Fensterscheiben waren hell und glänzend und hatten schneeweiße Gardinen bekommen, und statt der alten, balbverwelkten Balsaminen in Flaschenscherben standen neue Töpfe mit blühenden Pelargonien da. Tas roth angestrichene Spind war weggenommen, an seinem Platz stand Stines neue Kommode mit einem Givsengcl und zwei Porzellanvasen, und darüber an der Wand hing ein Spiegel und zwei Oeldruckbilder von deni König und der Königin. Auf dem Tische lag ein rotheS Tischtuch, welches Stines Bruder den Neuvermählten verehrt hatte, und mitten darauf stand eine große Petroleumlampe, ein Gefchenk des Schullehrers; in der Ecke war ein großes, neues Bett aufgestellt mit einer weißen Decke darüber.

Sidse versank in Gedanken. „So sieht es also aus bei ein paar Neuverheiratheten," murmelte sie. Sie hatte es ja auch immer sagen hören, daß man es so gut hat und so glücklich sein soll, wenn man verheirathet ist, besonders im Anfang.

Sie öffnete hastig die Thür zu ihrer eigenen Stube. Stine stand mitten darin mit aufgekrämvten Aermeln und war fleißig beim Scheuern. Sie sah nicht ganz gnädig aus.

„Guten Tag," sagte Sidse ziemlich kleinlaut.

„Guten Tag," antwortete Stine ziemlich barsch.

„Du hast wohl viel zu thun."

„Ach ja," sagte die jnnge Frau, „man hat seine Blühe damit, all den alten Schinutz herauszubringen, der uberall zolldick liegt."

In Sidse brauste etwas von der alten Heftigkeit auf.

„Hier in meiner eigenen Stube werde ich es wohl noch rein halten können, ohne daß Du Dir Ungclegenheiten machst, sagte sie, und wollte Stinen den Besen wegnehmen.

„Laß den Besen los!"

„Gieb ihn her!"

„Willst Du mich etwa schlagen?" sagte Stine und stellte sich in Positur, den Besen in der einen Hand, und die andere in die Seite gestemmt.

„Du denkst wohl, daß Du Herr im Hause spielen kannst, wie früher. Aber daraus wird nichts. Wenn Matz noch Prügel nöthig hat, was Gott verhüte, so will ich das schon selbst besorgen, das und alles andere im Hause."

„Sei nicht so grob zu mir, Stine."

„Du bist selbst grob gewesen,"

„Du hast gut reden," sagte Sidse. „Du ziehst in Dein neues Heim als eine ehrbare Frau. Ich bin gegangen und habe die Schande getragen ein ganzes Leben. Da wird man leicht bitter."

Sie sank auf das Bett und hüllte das Haupt in ihre rothcarirte Schürze.

Stine stellte den Besen weg ging und zu ihr.

„Na, Mütterchen, so schlimm war es nicht gemeint," sagte sie und klopfte ihr auf die Schulter. „Es war ja außerdem das Beste, daß wir uns gleich die Meinung sagten, da brauchen wir später nicht so zu gehen und uns schief anzusehen."

Sidse trocknete ihre Augen mit der Schürze. Es war so lange her, daß sie nicht geweint hatte. Dann nahm sie ihr Strickzeug und setzte sich still hin.

Als Matz der Dachdecker Abends nach Hause kam, saßen seine Mutter und seine Frau in aller Gemüthlichkeit zusammen und plauderten, und dieses gute Verhältniß blieb ein dauerndes.

Den Sommer durch ging alles seinen gewöhnlichen Gang, und das Glück schien in dem kleinen Hause Wurzel gefaßt zu haben und sproßte so üppig, wie die Weinranken an der frischgekalkten Wand.

Matz hatte Arbeit vollauf. Stine hielt sein Haus rein und sauber. Sidse ging mit ihrer Schubkarre in den Häusern herum und half bei derWäsche und wo sonst etwas zu thun mar.

Sie trug jetzt kein Geld mehr zur Haushaltung bei, und die jungeir Leute verlangten auch nie etwas von ihr. Sie hatten es Gott sei Dank? nicht nöthig; und wenn sie etwas zurücklegte, so waren sie ja doch diejenigen, die es mit der Zeit erben mußten.

Zwei Jahre waren vergangen,! seit Matz mit des Schullehrers Stine Hochzeit gehalten hatte. Es war wieder Frühling. Die Pappeln längsder Kirchhofsmauer standen frisch und grün, und in des Dachdeckers Garten blühten jnnger Flieder und Rothdorn.

Draußen ans dem Wege kam des Dachdeckers Mntter gegangen und> schob, wie gewöhnlich, ihre Kummetkarre vor sich her. Sie war jetzt ziemlich alt, aber sie hatte sich im Lauf der Jahre wenig verändert; sie ging immer noch einher, wie früher, klein und schwächlich, dürr und scharf mit ihrer spitzen, rothen Nase, ihrer dicken Hornbrille, der schwarzen Haube und dein kurzärmeligen, dunkelblauen Leibchen, welches ihre dünnen, brmmen Arme sehen ließ.

In der letzten Zeit mar sie zu schwach gewesen, um in den Häusern umher waschen zu gehen. Wenn sie jetzt mit ihrer Schubkarre ausginge lagen keine Mehlsäcke mehr darin, oder Gras für die Kuh, sondern etwasviel Kostbareres. Das war die kleine Sidse, des Dachdeckers Kind.

Als das kleine Mädchen vor Jahresfrist zur Welt gekommen war^ roth und zornmüthig, war es sicherlich ebenso häßlich, wie der arme Matz, in demselben jugendlichen Alter gewesen war. Aber sie wurde von der Großmutter dennoch wie die leibhaftige Schönheit angesehen.

Es schien beinahe, als ob Sidse all die Liebe, die sie ihrem Sohne vorenthalten hatte, bei Seite gelegt hätte, um sie .an sein Kind zu verschwenden. Denn seit dem Augenblick, wo das kleine Geschöpf geboren war, hatte die Großmutter mit einer beinahe gierigen Zärtlichkeit sich seiner bemächtigt.

Heute hatte sie es, wie gewöhnlich, unter die alte Pappel an de>7 Kirchhofsmauer gefahren und saß mit ihrem Strickzeug an seiner Seite. Aber nnt einem Mal überkam sie ein Schwindel. Mit Roth und Mühe vermochte sie noch die Karre den Weg zurückzuschieben, und Stine mußte das Kind hineintragen.

Matz saß gerade in der freundlichen Stube und trank seinen Kaffee, als Stine mit der Kleinen auf dem Ann sich in der Thür zeigte. Er war etwas voller geworden, und der dunkle krause Bart reichte ihni lang, bis auf die Brust; fönst mar er ziemlich unverändert, und seine erstaunten, braunen Augen weilten jetzt strahlend auf der Eintretenden, als ob er darüber verwundert märe, das; er es wirklich war, der eine so schmucke Frau und ein so niedliches Kind hatte.

Sidse kam wankend hinterher. Tie Beine konnten sie kaum tragen, und Stine hals ihr zu Bett, während Matz das Kind hielt.

Ani nächsten Tag wurde es schlimmer init ihr. Sie merkte, daß es bald zu Ende gehen würde und wünschte mit dem Pfarrer zu reden.

So kam denn der Hülfsprediger und saß neben ihren? alten Himmelbett und redete so schön von der Liebe, von der großen Liebe Gottes und von der Liebe, welche wir Menschen uns unter einander erweisen sollen; denn die Liebe ist die schönste aller Gottesgaben, und sie läutert und erhebt selbst den Geringsten und Annseligsten der Sterblichen.

Als der Prediger gegangen war, rief Sidse ihren Sohn zu sich. Er setzte sich zu ihr aus den Bettrand.

Des Dachdeckers Mutter erhob ihre braune zitternde Hand. Matz duckte unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern. Vielleicht hatte sie Lust ihn noch einmal aus den Kopf zu schlagen, wie in alten Tagen — aber nein. Tie zitternde braune Hand strich ihm freundlich über das Haar. Das mar die erste Liebkosung, die des Dachdeckers Mutter ihrem Sohne gönnte.

„Sei inir nicht böse, Matz, weil ich so hart zu Dir war."

„Ich verdiente es alles," sagte Matz mit gutmüthigem Lächeln, die Augen voll Thränen, „ich war ein rechter Dummkopf."

„Du wärst besser gewesen, wenn ich freundlicher zu Dir gewesen wäre," murmelte Sidse. „Aber Du hast ja trotzdem doch Liebe genug gesunden, und ich — ich habe zuletzt auch ein wenig davon bekommen. . Ich habe mich danach gesehnt mein ganzes Leben lang.

Sie sank zurück und wurde schwächer und schwächer.

„Dort in dem Schrein in der obersten Schublade liegen ein paar hundert Thaler, die ich zusammengespart habe. Das soll für mein Begräbnis; sein und das Uebrige foll die kleine Sidse haben, wenn sie groß geworden ist. Gebt gut Acht auf sie, aber seid nicht zu streng mit ihr. Denkt daran, was der Priester gesagt hat von der Liebe. Sie ist —"

Das Uebrige verlor sich in einem undeutlichen Flüstern. Des Dachdeckers Mutter war zur Ruhe gegangen in ihrem alten Himmelbett mit den bunten Kattungardinen.

Dinarische Wanderungen. Eultur- und Laudschaftsbilder aus Bosnien und t Hcrcegoviua von vr. Moriz Hoerucs. Mit 50 Abbildungen und einer Karir. Wien, Verlag von Carl Gracscr.

ES ist sehr erfreulich, das; Hoerucs, welcher schon eine stattliche Reibe von Einzclschristen archäologischen und ciilturgcschichtlichcn Inhalts über die von Oesterreich 1873 occupirtcn Länder versaszt hat, dem groszercn Publikum uunmchr auch eine zusammenhängende Darstellung Bosniens und der Hcrcegoviua darbietet. Er geht bei dieser Arbeit von dem richtigen Gesichtspunkt ans, das; die Zustände der Gegenwart nur aus ihrer Eutwickclung in der Vergangenheit zu begreifen sind, und er betrachtet daher die^ heutige Landschaft und ihre lebenden Bewohner mit kulturhistorischem Blicke, indem cri die Denkmäler im weitesten Sinuc von de» Tnmulis und Monolithen der Urzeit und des Mittelalters bis zu den in Tagen und Liedern, Sitten uno Gebräuchen erhaltenen Zeugnisscu berücksichigt. Ter Verfasser hatte das Hinterland Talmaticns bereits während des Occupations-Fcldzugcs im Verbände der mobiliürten Streitkraft Oesterreich-Ungarns kennen gelernt: aber erst ain mehreren Reisen, welche er im Auftrage des Unterrichtsministeriums znr Aufsuchung und Beschreibung der Altcrthümer Bosniens und der Hcrccgovina unteruahm, gewann er einen tieseren Einblick in die wenig bekannten und vielfach entstellte» oder uiwcrstaudcucu Verhältnisse, wclchc unmittelbar nach der Pacificatiou geherrscht haben. Ist also auch das Bild, welches der Verfasser von jenen Laudschastcn entrollt, im Grofzcn und Ganzen eine Wicdcrgabe der Zustände vom Ende des vorigen Tecenninms, so werden doch auch die Fortschritte der civilisatorischcn Mission Oesterreichs bis auf den heutigen Tag genau verfolgt und die Errungenschaften einer verständigen Verwaltung, wclchc jene Gegenden so lange entbehren mußten, in gebührender Weise gewürdigt.

Nachdem der Vcrs. in einer Einleitung die Länder der Balkanhalbinscl cincr «Ugemciucu geographischen Betrachtung unterzogen hat, geht cr im I. Abschnitt aus die Beschreibung des Thals der Narcnta über, in der uns die Schilderung der türkischen „WaldmcusclM" (I. 66 ff.) am meisten intcrcssirtc. Ter II. Abschnitt bchandclr Sarajevo, die gcgcnwärtige Hauptstadt Bosniens. Hierbei kommt Verf. auch aus die Sitten der türkischen Frauen zu sprechen und sagt u. a. (S. 99): „Es scheint, als od dcr Türke die ganze Last der Exklusivität auf die «schultern der Weiber abgewälzt illnrischc», ccltischen. römischen und niittelaltcrlichcu llcbcrrcste au Grabsteiucu und Jnschristen, um einheimische uud frcmde «unst, um Handel und Bergbau n. a. m. Äüt der schris tlickcn Ileberlieferung von den Schicksalen Bosniens und der Hercegovina ist es dagegen sehr schlecht bestellt; dieselbe „gewährt dem Forscher kein sehr klares Bild von der Cultur und dem Äcisre, die wälireud vergossener Weltcpochen in diesen Üäiwern geherrscht haben."

Wenn wir den Verfasser recht verstanden haben so gedenkt er dieser vorliegenden, kurzgesasztcn, aber klaren Darstellung eine noch umsassendere über dasselbe Thema solgeu zu lasse». Für Angehörige des österreichisch-ungarischen ttniscistaatcs und für Svceialgelehrte mag das eine angcmhmc ^iiissichr sein; den meisten werden die „dinarischen Wanderungen" genügen, »m sicll über zwei bisher wenig crsorschte und durch ihre lnndschaftlichen Schönheiten und historischen Denkmäler ausgezeichnete Provinzen ausreichend zu orientiren. Ein besonderes Lob < gebührt dem Verf. wegen der angenehmen 7 Sprache, deren er sich befleißigt. ES verdient dies deswegen hervorgehoben zu werden, weil die Schreibweise der österreichischen Gelehrten oft gnr zu curios, um nicht zu sage» uudculsch, ist. Derartige abscheuliche Wort- und Scwbildungcn haben wir bei Hoerucs glücklicherweise nicht entdecken können. Bon der Gediegenheit der dem Buche beigegebcnen Illustrationen mögen sich unsere Leser aus den hier mitgetkeilten Prcbcn selbst überzeugen: die beigefügte, im Maßstäbe von 1: 1 gehaltene Karte reicht zur Erläuterung des Textes vollkommen ans. — Wir können das durchweg verständige und solide Werk warm empfehlen. ll.

Bibliographische Notizen.

Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Eamitto von tzavonr. Dargelegt von Filivpo Mnriotti. Antorisirtc Ilebersevnng von M. Ber>«irdi. 2 Bde. Hamburg, Verlag von F. F. Richter. Zur fünfundzwanzigsten Todtenfeicr Caiicurs bat ein Mitglied des italienische» Parlaments ein Werk veröffciitlicht, welches lins Deutsche» ebenso wichtig und interessant sein muß, wie den eigenen Laudsleutcn des Autors. Ich sollte lieber sagen: deS Sammlers. Denn Mariotti hat von Ausführungen oder erklärenden Noten fast

ganz Abstand genommen und sich begnügt, aus den Reden des Fürsten Bismarck und des Gra'en Cavour Ansichten über Ereignisse und Personen zusammenzustellen. Die JnsammcnsteUung aber verdient die höchste Anerkennung; sie ist mit feinstem Tacte und mit großem Geschick in der Anordnung gemacht. lieber den Zweck des Blickes, welches in Italien einen glänzende» Erfolg errungen hat, könne» wir nichts Treffenderes sagen, als was der UebcrsclZer M, Bernhardt im Vorwort seiner deutschen Ausgabe sagt: „Das Werk berührt die verschiedensten Gegenstände uud schlicht die

vielumfnsseudstcn Ideen in sich ... es wird nicht nur Staatsmännern, Politikern und Legislatoren willkommen sein, sonder» auch den Gelehrte,? und Gebildete» aller Stände, welche weder Zeit noch Vcmnlassung finden, Eavonrs und Bismarcks umfangreiche Parlamcutsreden zu studiren ... In vorliegender Sammlung vernehme» wir das lebendige Wort, wie es unmittelbar, nach bestimmtem Ziel und Zwecke strebend, aus dem Kopse über die Lippe fficstl; wir können den durch Zeit und Verhältnisse bedingten Modifikationen der Airsichten folge», könne» de» höchst interessanten Vergleich der verschiedene» Mittel ausstellen, welche die beiden in ihrer Individualität so völlig entgegengesetzte» Männer zur Erreichung gleicher Zucckc — Einignng Italiens — Einigung Teutschlands — aii'ocndetcn." Wir wolle» nicht uiiterlasscu Kervorzuhebcn, das; die Ausstattung des Buches eine vornehme nnd gediegene ist.

Sternatlas von Hermann I. Klein, Leipzig, Verlag von Eduard Heinrich Mauer.

Vor etwa Jahresfrist zeigten wir nn dieser Stelle das Erscheine» der erste» Licsernugcn von Klcius Steriicttlns an, und heute liegt nns, wie in dem Programm in Aussicht gestellt wurde, die Schlnszlicscrung vor. Die ersten zwölf auf das Exactestc gezeichneten und mit größter Sorgfalt ausgcsührte» Tciseln des Arlas stellen die säinmliche» Sterne 1. bis <>,!>. Gröstc zwischen dem Nordpol und 34. Grad südlicher Deklination, d. h. alle im mittlere» Europa mit dem bloßen Angc sichtbaren Sterne, dar. Ei» übersichtliches Verzeichnis; gicbt ci»e Darstellung alles dessen, was von den einzelne» in die Karten eingetragenen Objekte» wisscnschasllich bekannt ist. Auf sechs weiteren Taseln werden eine Reihe interessanter Einzelobjektc z. B. Sternhaufen, Nebelfleckezur Anschauung gebracht. Dieselbe» sind thcilwcisc vermittelst der Photographie, die wie auf so vielen anderen wissenschaftlichen Gebieten, auch auf dem der Astronomie in de» legte» Jahre» völlig dmiklc Gebiete erhellt hat, erst dem menschliche» Auge zugänglich geworden. Ist doch die photogravhiscke Platte ei» viel seiner» Reagens sür Lichtcindrücke, als selbst das »lit dem schärfsten Fernrohr bewaffnete, nienschlichc Auge. Mit einem Instrument von 340 mm. Objcctiv-Turchmesscc und 3 bis 4 m. Brennweite ist es gclnngen. Sterne bis zur 16. Größe zu

l vhotographire», d. h. Sterne, die so lichtschwach sind, dasz man sie in dcmselbe» Jnj strnmcnt direct mit dem Auge gar nicht zu , sehen vermag. Man darf dieser Thatsache gegenüber im eigentliche» Sinne des Wortes ! von einer Astronomie des Unsichtbaren i sprechen, und es dars als einer der größte» j Fortschritte moderner Technik bezeichnet ! werden, das; sie es ermöglicht hat, aus der j vhotographischcn Platte die Bilder von Gcj stiruc» zu sehe», die mit Anbeginn der Dinge niemals ein menschliches Auge un, mittelbar erblickt hat. Allen Freunden ocr Himmelsbeobachtuttg sei der vortreffliche Atlas auf das Wärmste empfohlen.

otir.

Geschichte der sächsischen Klöster in

der Mark Meiste» u»d Oberlausilz, von L> erma » » Gu st a v H nssc. Gotba, Friedr. Andr. Perthes. Es ist schon oft mit lebhaftem Be^ da»cr» constatirt worden, dag in der l dcntschcn historischen Literatur ein Werk ^ fehlt, in welchem die Geschichte der im Mittelalter nach Hunderten zählenden Klöster in übersichtlicher Darstellung geboten ist. Die Fraiizosc» dcfiizc» bekanntlich ein solches Werk in ihrer „Gallia Christiana", aus einer Zeit, dn die Bencdictiner Mönclie von der Eongrcgatio» des heilige» Maurus die bedeutendsten Vertreter der historischen Wissenschaft wäre». Mannigsache Versuche, die in Teutschland gemacht wurde», scheiterte»! die Forderungen, wclcbc die licutigc Wissenschaft an ein solches Werk stellt, sind höhere geworden und darum schwieriger zu ersülleu. Aber man ncilicrt sich der Ausführung durch Bearbeitungen einzelner Gebiete, wie es Hasse in dem vorliegenden Buche über die Klöster der Mark Meisten und Obcrlansitz gethan Hot.

WA.

Die Anfänge des ChristenthnmH im
Rahmen ihrer Zeit. Von Dr. B.

Volz. Leipzig, Verlag von Otto
Spanier.

Wir habe» eS hier nicht mit einer wisscnsämftlichen, sondern mit einer populäre» Schrift z» thun, welche die Resultate der neueren, kirchcngcschichtlichcn Forschungen zu einem klare» und übersichtlichen Bilde verarbeitet bat. Das Buch ist vermilthlich ans Vorträgen entstanden, wie sie etwa in der Prima eines Gpmnasiunis gehalten zu werden Pflegen, um erwachsenen Schülern bedeutsame historisclie Erscheinungen verständlich zu machen. Die Bcdinguiigcii der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums sind in so ansprechender Weise auseinandergesetzt, das; selbst akademisch Gebildete nicht ohne Nutzen das kleine Buch Kscn werden. 8k.

Oliver Cromwell Bon Fritz Hoenig.

Erster Band. I. Theil: 16«.

Verlag von Friedrich Luckhardt in Berlin. Wer es heute unternimmt, die Geschichte Oliver Cromivells im größten Umfange darzustellen, bedarf nach den Arbeiten von Guizot, Rauke, Macaulay, Pauli und Brosch einer Rechtfertigung seines Unternehmens. Fritz Hoenig, der als Militärschriftstcllcr bekannt ist, findet diese Rechtfertigung darin, dasz die militärische Bedeutung Eromivells bisher noch gar nicht gewürdigt sei; und doch ist Cromwcll „der grösztc Reitergencral der Weltgeschichte, der eigentliche Begründer der Reiterei als Waffe im großen Stile; er ist es, der aus den Ucbcrlieferungcn des Mittelalters den großen Schritt in'S moderne Dasein der Völker zuerst gethan hat, der einem wesenlosen Feudalheer ein nationales Heer gegenüberstellte, dessen Strategie alle die großen Gedanken der Gegenwart enthält, und dessen Heer selbst ans dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht errichtet wurde." Wenn dem Verfasser dieser Nachweis gelingt, dann wird sein Buch ciu bleibendes Verdienst in der historischen Literatur sich erwerben. Vorläufig aber müssen wir mit unserem Urtheil zurückhalte». Denn von den vier Bänden, auf welche das Werk berechnet ist, liegt bis jetzt nur der erste vor, der die Geschichte der puritanischen Revolution bis zum Protcstantenmord in Irland und dessen unmittelbaren Folgen führt, und über Cromwclls militärische Bedeutung zu sprechen, war in diesem Bande noch wenig Gelegenheit gegeben. lp.

Parzival. Das Lied vom Parzival und vom Gral. Nach der Quelle des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troies für das deutsche Haus bearbeitet von Emil Engelmann. Mit 3 Facsimiles der St. Gallener Handschrift, tt Lichtdruckbilocrn und K7 Illustrationen im Text von Th. Hoffmann, E. von Wörndle u. a. Stuttgart, Paul Ncff.

Ter Herausgeber dieses hervorragenden Prachtwerkcs hat sich durch feine ähnlich ausgestatteten Bearbeitungen des Nibelungen- und GudrunliedcS bereits so genügend bewährt, daß ein derartiges

Unternehmen schwerlich von berufeneren Kräften unternommen werden konnte. Wir haben seinerzeit darauf aufmerksam gemacht, wie gerade eine moderne Umdichtnng, denn mit einer solchen haben wir es zu thmi, nicht mit einer Uebersctzung der mittelalterlichen Epeu, ein Bedürfnis; sei, denn mit der Entfernung des Mittelhochdeutscheu aus den Gymnasien wird der Kreis derer, die den Urtext lesen, von Jahr zn Jahr kleiner, nud die Uebersetzungen, selbst die besten nicht anSgcnommcn, sind nicht frei von Dingen, die ihre Einführung in Haus und Schule als nicht wünschenswerth erscheinen lassen. Daß Engclmann sich nunmehr an die tiefsinnigste Dichtung des deutschen Mittelalters, vielleicht aller Zeiten und Völker, gewagt hat, war ein kühnes Unternehmen; aber seinem energischen Fleisze, seinem feinen Sinn sür dichterischen Wohllaut und geschmackvolle Komposition ist cs gelungen, au,-h hier ein genießbares, wir möchren lagen, ein schönes Werk zu schaffen. Er hat seinen Stoff ganz neu angelegt, ans den 1l> Büchern Lachmanns sind 32 Abschnitte geworden; der Zusammenhang der Handlung ist dadurch völlig gewonnen; die paarweise gereimten, vierhcbigen Verse gleite» wunderbar leicht dahin. Üebcr den reichen, bildnerischen Schmuck des Buches läßt sich ebenfalls nur Nühmensmertses sage»; unter den technisch vortrcsflich ausgeführten Lichtdruckbildern nach Zeichnungen von E. von ! Wönrdlc ist besonders anmnthig das ! „Anfortas und der Gral" betitelte. Gewiß hat oer Dichter seinem Blicke die richtige Prophczeihuug mitgegeben in den schöne» Schlußworten der „Zueignung":

„Auch heute »och, ich lag' es laut.
Manch sinnend Aug in TdrSneu Il'ant,
k>i>rt es den alten Heldcnlang
D,r die Jahrhunderte dnrchllang,
Tas ewig neue alte Lied,
Dos nie aus Menichenherze« schied,
To« Lied von Lieb und Leide
Ihr lernet kennen Beide,
Ihr deutschen Herzen allzumal,
Anss neu im Lied vom Par«ival,"

Bei der besonderen Begabung Engelmanns für derartige Umdichtunge» möchte» wir wünschen, daß er uns bald mit ähnlichen Gaben, etwa dem „armen Heinrich" oder „Tristan und Isolde" beschenkte.

t>.

Der Buvenrtchtcr von Mittenwald.

Erzählung ans dem bayerischen Hoch-
gebirge von Maximilian Schmidt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, deutsche Ber-
lagsanstalt.
Tie Bewohner der bayerischen Alpe»,

welche in der schroffen Abgeschlossenheit ilirer Berge sich ihre ttrsprünglichkeit und Eigenart bewahrt haben, boten schon einer Reihe von Autoren dankbaren Stoff zu novellistischer Ausgestaltung, so daß die bäuerische Dorfnovelle bereits eine Specialität in der belletristischen Literatur repräsentirt, welcbc ihre groben Verehrer besitzt. — Zu dieser Gattung gehört auch der Bubenrichtcr von Mittcnwald. Die Erzählung besitzt viele der Vorzüge, welche bei Gaugbofer und Stieler so außerordentlich ansprechen: die markige Charakterisirung eines Volksstammcs, welcher noch so viele Originale besitzt, die sich unter dem nivcllireiiden Einfluß des Weltverkehrs in der Ebene, immer mehr verlieren; außerdem die stimmungsvollen Natu» schilderungen, die nicht nur ein dekoratives Beiwerk sind, sondern gewissermaßen in organischen: Zusammenhang mit der Handlung stehen. Aber der Verfasser hat sich in der Person des Helden vergriffen, dieser haltlose hin- und herschwankcnde, unmännliche Lantcnspicler Jakl, vermag uns nicht zn erwärmen und unser Mitgefühl nicht anzuregen, so daß sein Untergang nicht die tragische Wirkung hat, die wobl mit demselben erzielt werden sollte; wir betrachten ihn als die Losung einer unhaltbaren Situation, der wir thcilnahmlos und ungerührt gegenüberstehen. Auch schadet sich der Verfasser durch Weitschweifigkeit. Eine knappere Form würde der Darstellung sehr zum Vortheil gereichen und den Genuß des Lesers an seinen kernigen Gestalten bedeutend erhöhen. W?..

Der stille Theilhaber. Frei dem Englischen der Miß Stuart Phclps nacherzählt von A. v. Schöffer. Hameln. Th. Fucndeling. Diese Erzählung ist keine Unterhaltungslcctüre im landläufigen Sinne, sie repräscntirt ein Genre für sich und zwar ein Genre, für welches wir in der deutschen Belletristik vergeblich nach analogen Erscheinungen suchen. Eine armselig kleine Fabel, kanm ausreichend, eine kleine Novelle auszufüllen, müßte sie bei dem großen Umfange geradezu unerträglich werden, wenn die cingeflochtenen Schilderungen den Leser nicht unwiderstehlich packten und fesselten. Das ganze Elend der Fabrikbevölkernng in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas wird von der Verfasserin in wahrhaft herzbewegender nnd ergreifender Weise geschildert. Sie

versteht es, durch Contraste die Effecte zu steigern, indem sie für den Realismus der Erscheinung oft einen geradezu wunderbar poetischen Ausdruck findet. Einzelne Darstellungen von Scenen in den Arbeitsund Maschinenräumen und auch im Leben dieser unglückseligen Opfer der Industrie ! erinnern an die Kunst eines Zola im ! „Germinal", aber während der Franzose die heiklen Dinge mit dem brutalsten Realismus nennt, findet die Engländerin für dieselben den decentesten Ausdruck. Das einzige, was deutsche Leser abstoßen könnte, ist das frömmelnde Element, welches bisweilen das Uebergewicht gewinnt, doch können wir mir den Wunsch aussprechen, daß das Buch viel gelesen werde, namentlich von solchen, in deren Jntcrcssenkreis es liegt, wenn anch nicht Abhülfe, dock) wenigstens Milderung des Elendes zu schaffen. Was wir hier von Nord-Amerika zu hören bekommen, finden wir leider auch in den Fabrikbezirken Teutschlands.

m?.

Der geistliche Tod. Roman von Emil Marriot. Berlin, F. K P. Lehmann. Emil Marriot schildert in diesem bereits in zivcitcr Auflage vorliegenden Roman daS Schicksal eines katholischen Priesters, welcher ohne Neigung für seinen Berus, durch den Willen Anderer zu demselben gedrängt wurde und darum zu Grunde geht. Ohne jede Tendenz, mir vom rein menschlichen Standpunkt erzählt der Verfasser in durchaus schlichter und darum um so ergreifenderer Weise alle Scelentampse jenes unglücklichen Priesters, welcher mit dem besten Willen sich und seinem Gelübde trcn zu bleiben, doch nur ein wenig brauchbares Glied in der großen Gemeinschaft der Diener der Kirche ist nnd als solches in ein ödes, rauhes und armseliges Gebirgsdorf versetzt wird, dessen ungesundes .Klima seine Gesundheit untergräbt nnd ihn der Schwindsucht anheimfallen läßt. Im Großen und Ganzen zieht Emil Marriot wohl gegen jeden Bcrufszwang als solchen zu Felde; selbstverständlich treten die traurigen Confcguenzen bei dem aufgezwungenen geistlichen Beruf inehr hervor als bei jedem anderen, denn dieser verlangt nicht nur die volle Hingabe des ganzen Menschen, sondern zahllose Opfer an Nciguugen und Wünschen.

ru?.

Nnter ftatteruden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen von Detlev Freiherr» von Lilie ncron. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Tic kleine» Skizzen und fragmentarischen Erzählungen sind so weit sie sich »in militärische Dinge drehen und Scenen aus dem dcutsch-sranzösischen Kriege behandeln, von wahrhaft packendem Realismus, der in Anbetracht der geschilderten Thatsachcn nuch vollkommen am Playe ist und wirkungsvoll von einem gcsnnden, erfrischenden .Humor gemildert wird. Die übrige» Novclletten enthalten durchgängig Vorstellungen von der Schattenseite des Lebens: ein herzbeklemmender Pessimismus gesellt sich hier zu der naturistischen Schilderung, für welche der Verfasser große Begabung besitzt,die ihn indessen nicht behindert, manch mal ans Abwege z» gcrathcn, wie in der detaillirten Beschreibung der „Operation". Was wir ihm als Vorzug anrechnen: die Gabe, die eigene düstere Stimninng auf den Leser übertragen zu können, wird ihm andererseits zu einer wohl verdienten Anerkennung nicht förderlich sein; eS ist nicht Jedermanns Sache, sich so verdüstern zu lassen und auch wir ineinen, das; eine gereckte« Verthcilung von Licht und Schatten mehr ansprechen würde. m?.. «uögewählteParizerBrirfe. Eultnrbilder von MaxNorda u. Zweite vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Anflöge. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe.) 'Auch wenn man mit Nordau nicht immer übereinstimmt, mau findet ihn

überall anregend und belehrend. Aus diesen beiden Vorzügen, zn denen sich als dritter ei» außerordentlich gefälliger Stil gesellt, erklärt es sich, das; seine Schriften einen ungewöhnlich großen Leserkreis gesunden haben. Die Pariser Briefe, welche vor drei Jahren in der Wiener Bibliothek für Ost und West erschienen, liegen bereits in zweiter Auflage vor uns. Man wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er keine bloße Wiederholung seines Büches vorlegt, sondern eine vollständige Umarbeitung sich nicht hat verdrießen lassen. Denn die Erscheinung, daß ein Autor gegen seine eigenen Äeisteskinder ein strenger Vater ist, tritt in der literarischen Welt äußerst selten ein. Es sind kleine Angenblicksbilder ans dem Pariser Leben und der französischen Literatur, frisch und keck hingeworfen, mehr Skizzen als Ausführungen, aber nichts dcstowenigcr voll plastischer Dcnllichteit. Zuweilen wird man den Gesichtswinkel, Hilter welchem Nordau Personen nnd Zustände ansteht, als einen zu engen bezeichnen müssen. Das Bild, das Nordan von Liszt entwirft, ist entschieden verzeichnet. Weder den Musiker noch den Menschen Liszt dars man nut dem Maßstäbe messen, den Nordau s,ä K«o constrnirt. Dagegen stimmen wir — nm noch einen anderen vielgenannten Zeitgenossen zn erwähnen — voll nnd ganz mit den: »berein, was über Zola, namentlich über den Zola des „PotBouille", gesagt ist.

Redigirt unter veranlmorllichkeit d» yerauigebers. vruck uns Verlag von ö. öchottlaender in Sre>Iau. Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebrrletjungsrech, »rbehaUen.

Inhalt.

Hans Hoffmann in Berlin.

Strandgut. Novelle

Dan. Tanders in Altstrelitz.

Ans der Werkstatt eines Wörterbuchschrcibers, Plaudereien ^6H

p. F. Krell in München.

Wiens architektonische Physiognomie. I >>88

!N- Folticineano in Berlin.

Land und Leute in Bulgarien 207

Theodor kipps in Bonn.

Ucber Formenschönhcit, insbesondere des menschlichen Körpers. ,. -26

R. Tereskin in Berlin.

Tarrabanoff und Sipunoff. Genrebild aus dem russischen Leben, 250

Hugo Göring in Berka a. d. Verra.

Wilhelm Jordans Roman „Zwei wiegen." 265

Bibliographie 27 <

— Tin Volksbuch. Lehrbuch der wel,ge,chich>c von Seorg weder.

Bibliographische Notitzen 27<)

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und F,iid" be> züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Nedaction von „L?ord und Süd" Berlin VV.,

v. d. t?eydtstraße I,. Beilagen zu diesen? ^efte

Apotheker Aich, Zlranbt, (SchiveizerxlUcn,)

Strandgut.

von

Vans Hoffmami.

— Berlin. —
I,

^!a, denken Sie bloß, eben telegraphirt mein Mann aus Rügen, die Ueberfahrt nach Stralsund sei unterbrochen des Eises wegen, er kann also zum Fest nicht zu Hause sein, am allerwenigsten beute Abend, ist das nicht ganz abscheulich? Aber was braucht er denn auch jetzt gerade noch eine Geschäftsreife zu unternehmen, wenige Tage vor Weihnachten! So sind die Männer; das Geschäft ist Alles, und die Frau ist nichts. Die Frau kann einsam dasitzen nm Weihnachtsabend und sich grämen — es ist trostlos — haben Sie schon einmal einen einsamen Weihnachtsabend verlebt, Herr Wisbeck?"

„Das wohl schon," antwortete der Forstcandidat bescheiden, „zum Beispiel auch heute, indessen bei uns Männern ist das ja natürlich überhaupt etwas Anderes."

Die junge Frau streifte sein Gesicht mit einein ganz eigenthümlichen Blick. Etwas ängstlich, etwas überrascht, etwas verlegen:

„Ach wirklich?" sagte sie mit unsicherer Stimme, „das dachte ich gar nicht. Also Sie reisen nicht zu Ihrer Mutter, aber natürlich, das wäre ja auch zu spät heute."

„Tie Mittel erlauben es leider dies Jahr nicht," bemerkte er lächelnd, „auch die weite Entfernung; solchen Lurus muß ich mir schon versagen, bis ich Oberförster bin."

„Ach, darum?" fagte sie ganz mitleidig, „darum einsam am Weihnachtsabend! Tas ist auch traurig."

„Das ist's schon, Indessen man lernt eben Manchem entsagen in der Welt."

Seine Stimme zitterte ein wenig, und die hübsche Frau erröthete ein wenig und heftete die Blicke auf den Boden.

„Ja, es ist zu dumm," sagte sie, „daß mein Mann nicht hier ist; ich könnte meinen darüber; wie nett märe es sonst, wenn Sie —"

Sie erröthete jetzt noch tiefer und lächelte sehr befangen.

„Uebrigens könnten Sie doch ganz gut im Laufe des Nachmittags auf ein Plauderstündchen zu mir herankommen," setzte sie etwas hastig hinzu, „Sie sind auch so komisch. Sie sind nicht dagewesen, seit mein Mann fort ist. Grade wo ich mich doppelt langweile; Sie könnten überhaupt manchmal ein bischen höflicher sein gegen alte Jugendfreunde. Na adieu, also — wir wollen sehen, ob Sie noch zu bessern sind!"

Sie reichte ihm lachend die Hand; aber das Lachen kam doch nicht recht frei heraus, es hatte einen seltsam beklommenen Nebenton.

Er stand einige Augenblicke und sah ihrer zierlichen Gestalt fast ängstlich nach. „Röschen!" flüsterte er ganz leise vor sich hin. Dann wandte er sich und ging nachdenklich seiner Wohnung zu.

Er kam eben von: Mittagessen, das in der kleinen Hafenstadt nach alter Landessitte sehr früh eingenommen wurde, demgemäß streckte er sich jetzt auf's Sopha und starrte den blauen Ringen seines Cigarrenrauchs nach.

Er fühlte sich in einer beträchtlich starken und noch stetig wachsenden Aufregung, gemischt aus Sehnsucht, Hoffnung, stiller Beseligung, Begierde, Schwärmerei und einer sonderbaren geheimen Angst. Das Alles erinnerte nur zu merklich an jene längstvergangenen Hochsommertage seiner jungen Leidenschaft, als Frau Consul Grunert noch Röschen Lübke in der Heimat und seine Jugendflamme war, bis es sich ergab, daß aus den herkömmlichen Gründen — er hat nichts, und sie hat nichts — die Sache aussichtslos war und sie von einander schieden mit gebrochenen Herzen, die später jedoch wieder geheilt waren —

Damals! — Und heut! — Einsam am Weihnachtsabend, die arme junge Frau! Und zwar offenkundig durch Schuld ihres Mannes, wenigstens durch dessen Unachtsamkeit. Ob Jener sie denn auch wirklich so aufrichtig liebte, wie er sich anstellte? Doch immerhin, jedenfalls hatte er sie aus Liebe genommen; das litt keinen Zweifel! Aber sie? Uebrigens ein tüchtiger und liebenswürdiger Mann, gewiß, gewiß, anch gegen den fremd hierher verschlagenen Junggesellen von wahrhaft gütiger Theilnahme; aber — die arme junge Frau einsam am Weihnachtsabend! Wenn nicht er, der treue Jugendfreund —

Die dunkle Angst ergriff ihn heftiger: aber er fand einen heimlich süßen Genuß in dieser rätselhaften Bangigkeit.

Er allein mit ihr im traulichen Stübchen zur Dämmerstunde — und dann unter dem Weihnachtsbaum — und dann — und dann —

Wie entzückend lieblich sie erröthet war!

Ganz wie damals, als sie ihn — ihn allein —

Es klopfte. Der Postbote brachte eine Kiste. Es war die Weihnachtssendung seiner Mutter; er erkannte sie auf den ersten Blick.

Er stellte sie auf den Tisch, ohne sie zu öffnen. Er empfand eine seltsame Scheu vor dem Brief, der darin war. Seine Mutter hatte eine so besondere Art zu schreiben, eine kühle, gesunde Art, die manchmal in zarte Stimmungen eindringen konnte wie ein frischer Windzug in eine berauschende Schwüle. Für träumerische Jugendlieben hatte sie nie das nöthige Verständnis;, noch weniger die schuldige Hochachtung besessen. Er fürchtete sich vor dem Briefe.

Er warf sich auf's Sopha zurück und suchte seine Träume wieder. Aber die Kiste störte ihn. Und die räthselhafte Angst!

Er schritt aufgeregt in dem engen Zimmer einige Dutzend Mal auf und ab; dann holte er Hut und Mantel und eilte in's Freie. Er nahm die Richtung geradeswegs nach dem Strande zu.

Es fiel ihm plötzlich auf, daß er diesen Weg seit Wochen nicht mehr gemacht hatte, während er früher doch täglich einmal das Meer begrüßte. Seine Spaziergänge hatten ihn jetzt immer nach der anderen Seite geführt, landeinwärts; wo man an der Waldecke und — richtig! auch an dem Eonsul Grunert'schen Hause vorüberkam.

Heute zog es ihn an den Strand. Er fühlte ein Bedürfnis; nach ganz reiner, ganz kalter Luft und nach vollkommener Einsamkeit.

Beides fand er. Ein eisiger Wind fegte den langen öden Strand hinunter; keine sterbliche Seele war oben von der Düne aus zu erblicken.

Und er fand noch eine Ueberraschung, an die er nicht gedacht hatte: die ganze weite Wasserfläche war mit Eis bedeckt. Ein fremdartiger, fast beklemmender Anblick. Daß der Winter selbst die ruhelosen Ostseewogen bändigen konnte! Der ewige Tummelplatz wild-prächtiger Bewegung war eine starre, leblose Platte geworden. Ein nur bedrückendes Schauspiel; nicht die wildlaunische Trotzgestalt des gefrorenen Wasserfalles, nicht die geheimnißvoll formende Lebenskraft des zähflüssigen Gletschers, nicht das Riesenspiel aufgethürmter Eisgebirge, sondern eine plumpe, gestaltlöse Fläche, keine gebändigte, sondern erstickte Kraft, aber auch nicht der leuchtende Spiegel eines sanft überglasten Landsees, sondern wüstes Zeug zusammengefegter, frostgeleimter Schollen, stumpf und holprig, ein Niesenkirchhof erstickter Meeres wogen, aneinandergcouetscht wie die armen Leichen eines ungeheueren Schlachtfeldes. Eine mürrische, trostlose Wüste, als sei ein Fluch über das graue Meer gesprochen, der seine lebendigen Kinder, die Wellen, erstarrt darniederstrcckte um ihrer Sünden willen.

Um ihrer Sünden willen.

Und eine mürrische Wüste war die endlose, bleiche Linie des Strandes zwischen Düne und Fluth. Langgezerrte Striche weißen Reifes schnitten über den blaßgelben Sand, Reif hing an den dürren Halmen des Strandhaf ers Reif wie ein trüberHauch an den Wipfeln der annseligen Kiefern über derD üne.

Eine häßliche Wüste ohne Sounenglühen und Sonnenglanz. Grauverhangener Himmel, rauhe, feuchtfröstelnde Lust. Kein anderes Leben in endlose Länge als Schaaren von Dohlen im Sande hockend in schwarzen Zügen wie ein verdrießliches Leichengefolge. Und der Wind fegte unter der Düne hin und trieb den schweren Sand langrollend über den Boden und vermochte ihn nicht in die freie Luft zu erheben — verflucht am Boden zu kriechen sein Lebenlang, um seiner Sünden willen.

Erschauernden Herzens stieg der einsame Wandeier von der Düne hinab bis an den Rand des Eises. Wo sonst der muntere Schauin der Brandung sprudelnd an dem schrägen Sande auf und nieder spielt, da schied jetzt ein fußhoher schmaler Schneewall Land und Meer; weißschimmernd verlief er in's Unendliche. Auch der Schaum selbst, das flüchtigste und lockerste, das körperloseste Wesen, war mitten im spritzenden Fluge erstarrt und seine Tröpfchen zn schweren Flocken erstarrt und niedergesunken. Tod und Erstarrung überall. .

Doch indem er stand und trübe staunte, vernahm sein Ohr ein seltsames, schcnftöniges Rauschen der weiten Eisdecke zu seinen Füßen, ein mächtig gehäuftes Knistern und Knirschen, Zischen und Rascheln, wie ein unheimlich unsichtbares Reiben, als ob 'all die tausend und abertansend Schollen unter sich einen stummen, ingrimmig verbissenen Todkmnpf ausföchten, einander anfletschend und gierig benagend. Und als auch sein Auge aufmerksamer forschte, sah er die plumpe Decke in schweren, niedrigen, lang hingezogenen Wellenlinien sich langsam heben und senken; eine lange, zähe Woge nach der anderen schwellte und bog die gefugte Masse, ohne sie zu lösen oder zu brechen. Die geknebelte Fluth schien in röchelnder Roth mühselig nach Athem zu ringen.

Das Meer kann nicht sterben; es ist nur gefesselt und zu ewigem Leben verdammt wie Prometheus um seiner Sünden willen. Und die Töchter des Oceans stöhnen mit ihm dumpf um seine Roth und knirschen heimlich auf wider die strenge waltenden Götter.

Hastiger schritt der Wanderer am Ufer entlang durch die menschenleere Oede. Unter seinen Schritten krachte es von zerbrechenden Muscheln; hier und dort lag halb in den Sand gewühlt ein schweres Stück Holz, eine schwarze Planke; die letzten armen Trümmer eines zerschmetterten Schiffes; eine schwache Sündenspur des unbarmherzigen Meeres.

Plötzlich kam ein Krähenschmarm von der Düne herabgerauscht, alle auf einen Punkt des Eises gerichtet; aber mit verdrießlichem Gekreisch kehrten sie um und zerstreuten sich. Zwischen die Schollen geklemmt steckte dort im Eise etwas Schwarzes, das sie wohl irrthümlich für eine Beute gehalten hatten; ein verkohltes Holz vielleicht — nein, eine Flasche, den Hals emporgerichtet. Ein spielender Knabe mochte sie auf's Eis geworfen

haben.

Er schritt weiter. Der Druck wich nicht von seiner Seele. Noch fühlte er das Nahen der Sünde um seine Seele wittern. Er wußte, was kommen würde, wenn er den goldenen Flug der Träume noch einmal sich nahen ließe. Und dann — und dann — was war ihm dann vorbereitet um seiner Sünden willen?

Er schritt weiter. Er wollte sich sättigen mit Einsamkeit, mit winterlicher Wüstenstimmung. Er wollte die warmduftigen Träume mit grimmiger Gewalt in sich ertödten.

Jetzt ging etwas in den Lüften vor, er fühlte es; ein scharfer Wechsel. Ein Wirbelwind erhob sich jäh und jagte den schweren müden Sand wüthend im Kreise herum. In den Kiefern auf der Düne knarrte und stöhnte es; die Dohlen flogen krächzend in Schwärmen auf.

Es war bald zu merken, daß sich der Wind gedreht hatte: frischer, mit reinerem Hauch kam er von Nordosten her über die See. Und in kurzer Frist zeigte sich die Wirkung der neuen Kraft. Die Eismasse knirschte lauter und schärfer, die zähen Wellenringe hoben sich höher; bald auch ein Krachen und Brechen, polternde, rollende, donnernde Töne; ein Schwanken und Bäumen der Schollen.

Und plötzlich da reißt die festgekeilte Blasse in langer Linie dröhnend auseinander, eine mächtige Woge zischt durch die Lücke: und überall nun fahren sie jählings empor, die weißlockigen Schaumköpfe, schütteln jauchzend den unbändigen Nacken, toben, balgen sich, brausen und brüllen; allüberall reißt es und knattert und knallt; wie in wahnsinniger Angst wirbeln die aufgestörten Schollen umher, fahren widereinander und zerstoßen sich die Köpfe wie eine rasend gewordene Herde, in welche der Wolf eingebrochen ist, und die weißmöhnigen Wölfe Hetzen die unselige Herde in unersättlicher Mordlust, und immer dreistere, immer gewaltigere Mörder kommen vom hohen Meere her herangeschossen, und immer schrecklicher splittern und mahlen die Schollen; und zuletzt wird eine nach der andern von den hemdärmeligen Henkern abgeschleppt, noch einmal dicht vor dem Strande mild einporgerissen und dann auf die hartgefrorene Schlachtbank niedergeklntscht, daß das zermürbte, zermahlene Eis sich in wirren Trümmern auf dem Sande emporthürmt und in dicken Lagen sich übereinanderschiebt.

Mit verstörender Schnelligkeit ist die riesenhafte Decke zertrümmert, zerstäubt; entschwunden wie ein drückender Traum; und ungeheimnt über die herrliche Weite rauschen in langen Heeressäulen die siegdonnernden Ostseemogen.

Tief auf athmete der Wanderer und sog begierig den Hauch des stürmisch erwachten Meeres: er ahnte daraus sich selber Befreiung von schwülen Träumen.

Er kehrte um und schritt seinen Weg zurück. Es begann nun leise zu dunkeln. Als er über eine weit vorgesprengte Scholle stieg, traf sein Fuß klingend an etwas Hartes; es war die Flasche, die er vor Kurzem weit draußen im Eise steckend gesehen. Er wollte sie bei Seite schleudern, als er es weißlich in dem grünen Glase schimmern sah. Er hob sie auf und hielt sie gegen den Abendhimmel: ein zerknittertes Papier war zu erkennen, sie war fest verkorkt.

Eine schmerzliche Ahnung stieg in ihm auf: vielleicht der letzte Todesgrüß eines gesunkenen Schiffes. Auch ein Strandgut — von welchem Werths für ihn, dem es hier zu eigen siel?

Er zerschlug die Flasche und sah seine Ahnung bestätigt: er fand ein ganz zerknittertes Schriftstück, mehrere Briefbogen stark, offenbar mit wirrer Hast im allerletzten Augenblick hineingestopft; es war ein jählings abgebrochenes Schreiben, der noch darunter gesetzte Namenszug völlig unleserlich. Das Unglück mußte mit ungeheurer Schnelligkeit hereingebrochen sein. Wahrscheinlich ein Zusammenstoß. Vielleicht zwei Schiffe zugleich vernichtet.

Beschleunigten Schrittes eilte er der Stadt und seinem Hause zu. Dort angekommen, glättete er die Bogen nach Möglichkeit und las beklommenen Herzens, bald mit Thränen das letzte Lebenszeichen eines wildfremden und unbekannten Menschen.

Er blieb einsam an diesem Weihnachtsabend; die Träume waren verflogen. Das Strandgut ward ihm zu einer gnädigen Gabe des unbarmherzigen Meeres; er lernte schaudern vor dem Gedanken, sich zwischen einen entfernten Gatten und sein Weib zu drängen.

Das namenlose Schreiben kantete:

Am Bord des Wladimir, am 10. December. Mein liebes, süßes Weib! Der letzte Schritt ist gethmi, der Schritt, der endlich zur Heimat führt. Unwiderruflich! Unerbittlich! Mcrundzwmizig Stunden nach Empfang des Gegenwärtigen wirst Du Deinen Gatten in Person empfangen müssen, ohne Gnade. Und dann wird es Deine erhabene Aufgabe sein, durch die Wundermacht der kgl. preußischen Cultur den sibirischen Polarbären langsam wieder zum Menschen umzuschasfen. Denn wahrlich, es will etwas sagen, zwei Jahre lang ausschließlich den Umgang mit Robben oder höchst robbenähnlichen Menschengebilden zu genießen — und das, nachdem man kaum einige Wochen lang dem bildenden Einfluß eines jungen Ehegemahls sich unterzogen! Nie seit den Tagen des verstorbenen Odvsseus ist ein Schicksal grausamer gewesen. Und dies Schicksal soll man obendrein ein selbsterwähltes nennen müssen? Aber war denn das beklagte Loos des OdysseuS, sich von dem Weibe seiner Jugend zu trennen, ein minder selbst erwähltes? Wer zwang ihn denn, seinen Eid zu halten und das Glück der Liebe hinzugeben um seiner Ehre willen? Und wer zwang mich, den Eid, den ich meiner hohen, himmlischen Göttin gethan, so scheußlich gewissenhaft zu halten?

O meine Liebe, Liebste, Allerliebste, jetzt endlich darf ich Dir's bekennen, wie grausam, grausam, grausam schwer mir dazumal der Abschied geworden ist, der Abschied von Dir und von allem Heil der Welt. Damals — o glaube mir, hätte ich damals nicht den grimmigen Schmerz in die allertiefste Brust zurückgepreßt, niemals würde ich ihn ertragen, nie die arktischen Meere gesehen haben: ich wäre erfunden worden als ein ungetreuer Knecht meiner Wissenschaft, der ich dienen soll. Denn es ist nicht wahr, daß Motte und Thränen den Schmerz erleichtern: nein, sie steigern ihn gewaltsam, indem sie ihn in's grelle Licht des Vollbewnßtseins zerren. Nur wer den Schmerz mit Riesenkraft in sich zurückpreßt, überwindet ihn; wer ihm freien Lauf läßt, wird von ihm mit fortgerissen, wird sein Unterthan. Hätte ich je auch nur dem Papier die endlos dumpfe Qual meiner Sehnsucht anvertraut, sie wäre emporgeprasselt als verzehrende Flamme oder hätte mich jäh zurückgerisseu von meiner Ehre und meiner Pflicht. Das Schweigen war mir der Morphiumrausch, durch den ich den zuckenden Gram in Dumpfheit einhüllte.

Aber nun, dem Himmel sei Dank, den Göttern sei Dank, nun mag sie aufflammen, meine Sehnsucht, nun mag ihr die Zunge gelöst sein, denn jetzt ist sie mit all ihrer stürmenden Wucht nicht mehr Qual allein, sondern in Einem zugleich unnennbar selige Freude. O süße Qual, die Stunden zu zählen! Die Minuten! Die Umdrehungen der Schraube, die mich vorwärts stößt mit köstlicher Unaufhaltsamkeit! Gesegnet sei die herrliche Kraft unseres Dampfes, den wir mit Stolz, den eigensten Sohn unseres Jahrhunderts nennen, unser großer Bruder, der unser Herr und König geworden ist. Gesegnet sei er, der auch die ungeheuren Tyrannen des Menschengeschlechts, den klebrigen Raum und die gefräßige Zeit brausend überwindet. Mit welcher Wonne sehe ich die Eisenglieder der Maschine sich wälzen, höre ich ihr Zischen und Schnauben und Keuchen: ist doch kein Ton, kein Schlag verloren für mein Glück, denn jeder Schlag, jeder Ton bringt mich meinein Ziele um eine liebe Secunde näher. Eben noch waren es runde vierundzmanzig Stunden, und jetzt schon — o ich Glücklicher! Denke doch! — finds nur noch W Stunden 35 Minuten und 17 Secunoen! Und nun schon wieder eine Reihe von Secunden der Sehnsucht weniger. Wie köstlich klein ist unsere gute, liebe, heimnthliche, unschuldige Ostsee!

Ich war eben am Bord um auözuschancn, ob nicht doch vielleicht wider alles Erwarten der Leuchthmm von Swinemünde schon sichtbar ist. Nein, doch nicht. — Und doch vielleicht. Es ist ja Nebel; wer weiß, ob ohne den der Leuchtthurm nicht dennoch zu sehen wäre. Es geschieht ja soviel Unerwartetes, Unwahrscheinliches, ja ganz Unmögliches in unserer wunderschönen Welt! Was schien mir denn vor wenigen Wochen noch unmöglicher als die Möglichkeit, daß ich jemals wieder in Deinen geliebten Armen ruhen könnte!

Mir mitten im Eise des arctischen Weltmeeres! Und doch, die Zeit ist da; es naht mit Flügeln, das himmlische Glück. Es giebt nichts Unmögliches — warum sollte es der verfrühte Anblick eines ^euchthnrms sein?

Unsere liebe, unschuldige, ehrliche Ostsee! Wenn ich an die überstandenen Schauer der sibirischen Meere denke, kommt sie mir fast so harmlos vor wie unsere traulichen Havelseen. Wie friedlich ihre zarten Wellen gehen! Wie sanft sie rauschen, ein freundlicher Wiegengefang. Und diese Winterluft, die weiche, milde, ich athme sie ein wie Ihr daheim den ersten holden Frühlingshauch an den Ufern der Havel. Freilich hast Tu mich auch zu denken in den dick unförmlichsten Pelz gehüllt, den Deine Phantasie in den düstersten Nachtstunden sich ersinnen könnte! O Himmel, che Du mich da herausgeschält hast!

Es ist eine ganz entzückende Winternacht. Hier zu Lande (oder zu Meere) freilich nennt man es Nebelmetter: aber Du lieber Gott, was wissen die guten Ostseeleute von Nebel! Ich bitte einen Menschen, das soll Nebel sein! Das ist ein zarter Dunst, ein reizend beweglicher Schleier, ein kosendes Necken anmuthiger Luftgeister.

Auf Steinwurfsweite sehe ich rings um das Schiff die ruhigen Wellen ziehen, und dann erst verliert sich der Blick in geheimnißvoll wallende, silberfarbene, monddurchglimmerte Leere. Welcher Ausblick könnte schöner sein für meine suchende Sehnsucht? Ein unbeschreiblicher Friede liegt in diesem engbegrenzten Bilde. Was wäre es, wenn ich den freien Blick hätte über die öde Unendlichkeit der gleichmäßig abschwellenden, langweiligen Wogen und wüßte immer und immer: auf so viele trübselige Meilen hin hast Du immer noch keine Hoffnung, den geliebten Strand der Heimat zu berühren! Der freie Blick in's Unendliche tobtet die Träume oder raubt ihnen die Wärme der traulichen Nähe.

Wie anders bei diesem süßtraulicheu Nebelgeriesel! Was hindert mich zu hoffen, daß hundert Schritte von hier das nackte Meer ein Ende nehme, sich mit dem weichen Tnnenstrande umkleide? Was hindert mich noch kühner zu träumen? Braucht es denn ein Meer dazu, diese stillen, spielenden Wellen zu werfen? Warum soll es nicht unser heimischer Havelsee sein? Und ich sehe es vor mir, das liebe Waldgewäsfer mit seinem weiten, weichen Blau und den Buchten, die sich wie lockende Räthsel in träumerische Winkel verlieren ... Ja, es ist nur der hoffnungsreiche Morgennebel, der mir die langen Nadelwälder auf den Hügeln für den Augenblick noch verbirgt und die große Kuppel und all die festliche Herrlichkeit der Schlösser und Königsgärten und die einsame Säulenkirche am Wasser — und abseits von all der Herrlichkeit, klein und still, und doch das Herrlichste von Mein, das weiße Haus am See — eine Freitreppe führt vom Garten hinauf, weinumrankt — tausend Rosen blühen, und die letzte Nachtigall singt im Hollunderbusch — inein Boot ist heimlich gelandet — und siehe, da theilt sich der leichtflüssige Nebel, die Morgenfonne quillt hindurch, und ihr erster Strahl fällt auf die Stufen der weißen Treppe: und dort oben zwischen den Säulen der Veranda steht eine süße Gestalt, eine lichtstrahlende Göttin — nein, keine Göttin, sondern ein lächelndes, erröthendes Weib mit dunkeln, sehnsuchtsvollen Augen und mit den schelmischen Lippen eines Kindes, wenn es fragt: „Was hast Du mir mitgebracht?" Und ein Manu liegt zu ihren Füßen, liegt in ihren Armen und antwortet verschämt: „Leider garnichts. Liebste, als mich selbst, nicht einmal einen Kuchen, nicht einmal eine Eistorte, die doch am Nordpol so wohlfeil herzustellen ist — aber ich habe diese schöne Pflicht vergessen, ich hatte gar zu große Eile, heimzukommen!" Und dieser kindische Mann bin ich, und Du blickst auf zu dem kindischen Manne und lachst und weinst und ziehst ihn mit Dir in's Haus, in ein kleines Gemach, das er kennt, von dem er zwei Jahre lang jede Nacht mit Schmerzen träumte — es sind köstliche Teppiche darin und zwei wunderweiche Polsterstühle stehen dicht nebeneinander, daß es aussieht, als steckten sie die Köpfe zusammen und flüsterten und kicherten — und sonst noch eine Kleinigkeit; und ein feiner Duft durchzieht das Gemach, sanft berauschend, und derselbe Duft haucht süß aus Deinem weichen Haar; und auf dem Schreibtifchchen stehen zwei kleine Bilder, auch dicht nebeneinander, aber doch leider nicht nahe genug um zu kichern und zu flüstern — und noch jene Kleinigkeit: aber anblicken können sie sich sehnend nnd hoffend und träumend — Allgütiger Vater im Himmel, welche Glückseligkeit kannst Du Deinen Kindern gönnen!

Wie prachtvoll der Schaum um den Bug des Schisfes spritzt! Wie mundervoll mein wackerer Dampfer die Wogen und den Nebel theilt! Und wieviel lange Minuten sind nun wieder vergangen!

Selbst die stürmende Krast meiner Sehnsucht hat sich gesänftigt im Anblick des ruhig wallenden Mondlichts. Ich wandere behaglich die Länge des Schiffes auf und ab; es ist, als habe ein guter Meergeist rund um das Schiff herum ein sicheres Nest gebaut aus weichein Nebel, mich und mein Glück darinnen zu bergen; mitten durch das friedliche Nest aber wandern die stillen Wellen, und jede Welle bedeutet eine verronnene Secunde, jede spult eine Schranke hinweg zwischen mir und meinem Glück —

Doch ich bin ja schon so namenlos, so unausdenkbar glücklich, es kann ja gar nichts mehr darüber geben — wer weiß denn, wer kann denn ermessen, was schöner ist im Leben, die Wahrheit oder der Traum? Nein, nein! Verzeih'mir, Geliebteste, das ist Lästerung! Die Wahrheit muß doch noch hundertfach schöner sein. Aber weil ich diese goldene Wirklichkeit in so sicherer Ruhe nur aufbewahrt weiß, eben darum ist doch vielleicht der Traum noch schöner, weil er das Höchste noch vor sich hat — ein letztes süßes Ausruhen hart unter dem lichtstrahlenden Gipfel —

Mögen die Nebel sich dichter spinnen, was thut's? Mögen sie sich ballen zu verschlossenen, schweren Massen, mögen sie auch die nächsten Wellen zu meinen Füßen dem Blick verhüllen: die Secunden rinnen doch, und der Tranin spielt nur um so freier.

Wie wunderbar, daß mir nicht die leiseste Sorge kommt, es könnte doch, es könnte noch jetzt etwas Ungeheures dazwischen treten, es könnte der Neid der Götter — nein, nein, auch das ist Lästerung, es giebt keinen neidischen Gott, es giebt nicht einmal in eines Menschen Brust einen so giftigen Neid, nur dies endloslang entbehrte Glück zu mißgönnen! — Nein, ich vermag keine Sorge zu hegen, ich vermag sie nicht einmal zu begreifen. Das Glück der vollkommenen Hoffnung hat meine Seele so fest umsponnen wie der Nebel das Schiff: eö gibt keine so schreckliche Täuschung in dieser schönen Welt! O Süße, wer kann denn auch nur begreifen, wie glücklich ich bin'!'

Ich sehe die Wellen nicht mehr, aber ich höre ihr Murmeln und Plätschern, ihr Nieseln und Rauschen; ich höre das Wiegenlied; und mitten durch die Nebeldünste dringt noch immer leise des Mondes freundlicher Schimmer — und da ist es mir fast, als sehe ich Dein liebes Gesicht halb schelmisch hinter einen Vorhang auf mich herniederlauschen! es ist das Schimmern der letzten Seligkeit hinter einer durchsichtigen Wolke —

Im Voracfiihl von solchem hohen Glück
Gemch' ich jetzt den höchsten Augenblick!

Ja wohl, es wäre eine Thorheit gewesen. Dich um dies Vorgefühl betrügen. Dich plump überraschen zu wollen. Eben deshalb sende ich diesen Brief vorauf: vierundzwanzig Stunden muß ich Dir gönnen. Dich auf das nahende Verhängnis; vorzubereiten! Wenn ich's nur aushalte, das freiwillige Warten! Zwei Jahre lang ein Mann zu sein, ist nicht zu leicht, aber es auch den letzten Tag hindurch zn bleiben, das ist sast übermenschlich schwer!

Der Nebel scheint sich wieder leise zu lösen, ich sah einige Wellen vorübertänzeln — o ihr bieder gemüthlichen Ostseewellchen!

Dabei fällt mir ein. Du arme Hausfrau mußt doch auch Zeit haben, eine Mahlzeit herzurichten, würdig deS Tages! Du rufst Dir mein Leibgericht in's Gedächtniß zurück? Ja, meine Kluge, der Geschmack kann sich aber ändern! Darf ich Dir etwas vorschlagen? Eine gute Walfisch leber in Nobbenthran gebraten ist ein köstliches Gericht und reicht gewöhnlich für zwei Personen aus ^ o meine Süße, das soll ein Fesnnahl werden! Wir sitzen natürlich in Deinem Eckstübchen, dicht am ,«amin, aus den beiden Polstersnihlen, wir flüstern und kichern und

(Der unleserliche Namenszug.)

II.

Es ivar eine glänzend klare Januarnacht, so vollkommen windstill, daß sich die starke Kälte kaum fühlbar machte. Der Mond stand hoch am Himmel und goß sein Licht über einen weiten Seespiegel, den waldiges Hügeluser in schöngeschwungenen Linien begrenzte; mehrere schmalere Buchten zweigten sich ab und verloren sich fern in dämmerige Waldminkel. Weißschimmemde Häuser und gethürmte Schlösser waren zahlreich in Abständen über die Ufer zerstreut! aus einigen Fenstern strahlte röthliches Licht, die meisten aber waren einzig durch den ungewissen Schein des Mondes erhellt.

Wer sich auf den Wandel der Sterne verstand, der wußte, daß es noch früh am Abend mar; und doch war es ganz menschenleer auf der großen Eisfläche und soweit man die bewohnten Gestade überschauen konnte, eine feierliche Einsamkeit. Und wo ein Ton durch die Stille drang, da kam er nicht von Menschen, sondern von den großen Gemalten der Natur, das Donnern des Eises im Frost oder das seltsame Schluchzen oder Stöhnen des Waffers unter dem Eise. Das Eis war so glatt und klar, daß es auch aus geringer Entfernung wie offenes Wasser schien, in dessen regungsloser Fluth der Mond sich ruhend spiegelte. Ueber den weiten Wäldern lag ein zarter Hauch von schimmerndem Reif und ein Duft zugleich des feinsten Nebels; die Landschaft glänzte wie ein schlummerndes Weib im Silberbrautschmuck.

An einer stilleren Bucht lag ein Gartenhaus, ein zierlicher Bau mit einer kleinen Säulenvorhalle über der Freitreppe, von fern fast einem griechischen Tempelchen gleichend in seiner festlichen Heiterkeit. Der Garten stieg langsam gegen das Wasser hinab, reich an Bäumen und Buschwerk, deren silberweißes Gezweig vom Mondlicht überrieselt war. Die Gänge dazwischen führten in tiefes Dunkel, über dem die weißen Säulen voll aufglänzten; auf dein bereiften Giebel glitzerten tausend bewegliche Fnnken. Hohe Birken spreizten das kunstvolle Flechtwerk ihrer tausend zarten Zweiglein gegen den lichten Schein des Mondhimmels; lange Rcmkengewinde schwangen sich in reizendem Bogen von Baum zu Baum, wie ein freudiger Festschmuck. Eine unendliche Stille lag über Haus und Garten.

Zwischen den Säulen hervor trat eine weibliche Gestalt, stieg langsam die Treppe hinab nnd wandelte zwischen den silbernen Büschen hin bis an den Rand des Waffers. Einige Stufen führten auf's Eis; mit einem ruhigen Griff legte die Frau Schlittschuhe an ihre Sohlen nnd schwebte über die schimmernde Fläche dahin. In den anmnthigsten Schwingungen wiegte sie sich und glitt mit vogelhaster Schnelligkeit aus den See hinanS, Eine dunkle Pelzjacke schmiegte sich fest an ihren schlanken Wuchs,, ihr Gesicht umrahmte und verhüllte größerentheils eiu dunkelrotheS seines Tuch, dessen Enden leicht wie Wimpel hinter ihr her flatterten. Von Weitem sah es aus, als ob sie mit jedem Zuge dem offenen Wasser entgegeneile, oder fclwn darüber schwebe ivie ein auf der Luft ruhender Vogel oder wie in einer unsichtbaren Wolke schwimmend. Ein Mann, der sie vom Lande her erblickte, machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, sie zurückzuhalten. Immer vor ihr glänzte der Mond aus dem duukeln Spiegel. Aber sie schwand weiter und weiter nach der Mitte hinaus, Ivo die Bucht sich mit verbreiterter Fluth dem großen See entgegenstreckte.

An der Waldccke stand ein iiirchlein mit einem Säulenumgang und einem abgesonderten Glockenthurm; umbiegend erblickte sie es und sah, daß es im Innern erleuchtet war; rotheS Licht cmoll aus den schmalen Nundfenstern greller heraus in die stille silberne Nacht, und von unten her aus dem blanken Eise kam ein fast ungetrübtes Spiegelbild herauf.

Wie ein Schreck überlief es sie, und sie wandte sich wieder mebr abseits auf die Weite des Sees hinaus. Dort ihrem Auge gegenüber schritt eine prächtige Bogendrücke feierlich über die Einengung einer anderen Bucht, und über der Brücke erhob sich fern und doch in gewaltigem, dunkelin Rund eine wunderschöne Kuppel, an den Rändern scharf wie von flüssigen Silberstreifen umflimmert.

Sie erschrak zum anderen Mal und drängte flüchtiger hinaus; jetzt gerade über der Mitte der weitesten Wasserfülle, und jetzt schon nahe dem anderen Ufer, dessen schwärzliche Waldhöhe sich mondlos vor ihr aufhob.

Dort gab es eine langgestreckte Insel, düster, waldig und einsam, nur durch ein schmaleres Nebengewässer vom Ufer getrennt. In dieser geschlossenen Seeenge, in deren Schatten der Mondschein nur matter dämmernd eindrang, glitt ein Mann langsam auf und nieder, gleichfalls mit Schlittschuhen, die Eisfläche in stolzen Bogen durchschneidend. Die Frau rief ihn leise an, und er kam mit freudiger Antwort auf sie zugegeflogen. Es war ein hochgewachsener Mann, kräftig, die Haltnng frei, das Antlitz schön, kühn, lächelnd, von blondein Bart und Haupthaar üppig umrahmt. Er kam und wollte sie in seine Arme schließen.

Sie aber wehrte ihm hastig mit beiden Händen und flüsterte:

„Rühre mich nicht an, Georg, beute nicht, ich bitte Dich, heute nicht!"

Er stand verwundert und etwas erschrocken vor ihr flill.

„Um Gotteswillen," fragte er, „was ist Dir? Du bist blafz. Was ist geschehen? Und wozu dieses wunderliche Stelldichein? Warum durfte ich heute nicbt zu Dir kommen? Ist etwa gar Dein Mann schon —?"

Sic seufzte tief auf und richtete ihre dunkeln Augen schmerzlich ins Leere.

„Mein Mann," sagte sie dumpf, „ich habe eine furchtbare Ahnung —"

„Ahnungen, süße Edith? Leidest Du auch daran?" lächelte er.

„Nein, also keine Ahnung, sondern etwas Schlimmeres: eine fast sichere Vermnthung."

„Doch wohl nur die ausgebliebenen Briese?" warf er gleichgültig ein, „Aber wie oft schon sind die ausgeblieben nnd schon viel längere Zeil. Ein wahres Wunder, wenn nicht täglich ein Brief aus dem Postamt Nordpol kommt."

„Aber er ist doch längst auf der Heimreise, Georg. Das Schiff war a gelandet."

„Nun ja, einige tausend Meilchen von hier hinten in Sibirien; das ist immer noch ein ganz ausgiebiger Spaziergang bis zu den ersten Vorstadthäusern Europas, geschweige denn bis zu unserem glücklichen Culturbrennpunkt."

„Nicht so weit, daß er nicht seit Wochen hier sein müßte oder doch ein erklärender Brief."

„Und mm fürchtest Tu, er könnte eines schiinen Abends ungemeldet und ohne Erlaubniß über Deine Schwelle treten und daselbst eine Entdeckung machen — hm — o süße Thorin!"

„Georg, ich bitte Dich, nicht diesen häßlichen Spott; heute wenigstens ertrage ich ihn nicht. Sieh, wenn es das wäre, würde ich ja sagen: Komm, laß uns fliehen! Mag gleich geschehen, was doch einmal geschehen muß, ob es nun Glück oder Unheil bringt. Aber es ist etwas Anderes, Schlimmeres."

„Nun, Liebste, dann beichte," sagte er ruhig, fast kühl, indem er ihre Hand ergriff und mit ihr langsam auf und nieder glitt.

„Ich las in der Zeitung," entgegnete sie rasch, „daß der Dampfer Wladimir, welcher am 8. December Abends von Helsingfors in See gegangen und bisher weder in Stettin noch in einem anderen Ostseehafen angekommen ist, nunmehr amtlich sür verschollen erklärt wird. Man vermuthet einen Zusammenstoß niit einer von Hull nach Reval bestimmten englischen Brigg, die ebenfalls seit der ungefähr entsprechenden Zeit vermißt wird. Von beiden Schiffen fehlt jede Spur, man nimmt an, daß beide mit Mann und Maus gesunken seien."

„Nun, und —?" fragte er gelassen, „Du nieinst also —?"

„Daß mein Mann auf jenem Dampfer war und mit ihm untergegangen ist."

„Hast Du irgend einen bestimmteren Grund zu dieser Annahme irgend eine letzte Spur vielleicht von seiner Anwesenheit in Helsingfors oder Petersburg?

Oder doch zuletzt blos wieder eine jener thörichten Ahnungen?"

„Ich habe keine Spur, und doch weiß ich es, weiß es ganz bestimmt — trotz all Deinem Spott — schon allein weil —"

„Nun, weil —?"

„Weil es so furchtbar wäre!"

Sie schluchzte laut und deckte die rechte Hand über die Augen. Er glitt eine Weile schweigend neben ihr her; dann sprach er init einer Stimme, die sich bemühte herzlicher zu sein:

„Süße Edith, und was wäre das Furchtbare? Ein trauriges Schicksal, gewiß, sür ihn, aber ein Menschenschicksal: und für Dich — warum furchtbar für Dich und mich?"

„Georg!" rief sie vorwurfsvoll.

Er erwiderte nach kurzem Besinnen trotzig:

„Soll ich Trauer heucheln um einen Mann, den ich nie gekannt, der für mich nichts war als ein Name, welcher lange genug meinem Glücke entgegenstand?"

„Nicht Trauer, aber Theilnnhme. Er war mein Gatte."

„Er gab Dir seinen Namen, das ist Alles. Dein Gatte war er nie: Du hast ihn nie geliebt."

„Wie darfst Du das sagen, Georg?" fuhr sie heftiger auf, „wie willst Du das wissen? — Freilich, es war nicht so, wie — es mar nicht dieser Rausch, dieser Wahnsinn, diese Leidenschaft, die mich unterjocht, die mich zu meinein eigenen Unglück zwingt, diese schreckliche Macht war es nicht, wenn Tu das Liebe nennst. Du Grausamer. Aber ich hatte wahre, herzliche Ehrfurcht vor ihm, und ich hätte ihn lieben gelernt, wenn er bei mir geblieben märe, nur ein wenig länger; ach nur ein einziges Jahr."

„Aber er blieb nicht bei Dir. Er schmiedete Dich nur an sich mit den vlumven Ketten der Rechtsgewalt, der gewohnheitsmäßigen Sitte, um Dich und Deinen Jugendreiz für sich aufzubewahren unter sicherein Verschluß auch wider Deinen Willen. Wer wenige Wochen nach der Hochzeit sich dem süßesten Glück der Erde kühl entreißen kann, um Jahre lang seinem Ehrgeiz zu fröhnen nnd den Nordpol zu umkreisen: nein, der war nicht werth, von Dir geliebt zu werden, und Du hättest ihn nieinalS lieben gelernt."

„Dann doch nur darum nicht, weil er zu hoch über mir stand, weil ich ihn nur aus der Tiefe bewundern konnte. Wer jahrelang freiwillig um seiner Wissenschaft, um seiner Pflicht und Ehre willen Alles entbehren kann, was das Leben lebenSwerth macht, der ist znm mindesten ein Mann."

„Ein Mann mit einem Eisherzen, geboren für die trotzige Einsamkeil jener Polarmeere. Er hat sein ganzes Glück in seiner frostigen Wissenschaft gefunden: Dich hat er nie geliebt. Dich nie entbehrt."

„Ja, das, Georg, siehst Du, das ist jetzt mein einziger Trost, dieser Glaube, daß ich ihm nichts Unentbehrliches geraubt habe, als ich mein Herz von ihm wandte.

Das ist mcine letzte Beruhigung, wie es der erste schmeichelnde Lockruf zur Sünde war. Mußte ich anders denken, als daß sein Herz immer kühl für mich schlng, ich würde ja ganz verzweifeln, es würde mich tödten. Ach, aber das war's, selbst seine Briefe waren so still, so lauwarm, so reich an wohlfeilem Trost, an innerer Befriedigung! Hätte ich einen einzigen Ruf schmerzlicher Sehnsucht von ihm gehört — o Gott, es wäre nicht so gekommen, wie es gekommen ist!"

„Und ich wäre meines süßesten Glückes verlnstig gegangen! O Edith, kannst Du denn wirklich Deine Liebe bereuen? Wozu noch jetzt diese nutzlose Selbstqual? Du warst nie wahrhaft mit ganzem Herzen sein Weib, Du warst verlassene Wittwe seit länger als zwei Jahren — und doch hast Du gekämpft mit Deine»? überzarten, verhätschelten Gewissen. Monate lang, schwere, qualvolle Monate für Dich und mich —"

„O, ja, ja!" rief sie bitterlich weinend, „das eben ist's, das Furchtbare! Das ist die Qual, die mich zerschmettert, zu wissen: wir hätten glücklich werden können ohne die Sünde, ohne die Untreue! Mit reinem Herzen dürfte ich Dich lieben, ohne Reue und Scham! O Georg, Georg, warum mußten wir das leise schon nahende Glück gewaltsam, sündhaft an uns reißen? Ich ersticke an dem Gedanken, ich könnte jetzt vor Dir stehen als eine reine Frau, mit milder Trauer um den Dahingegangenen, und dennoch glücklich, ganz glücklich — und statt dessen so — es ist furchtbar, furchtbar! — O allbarmherziger Gott, Du weißt, was ich gelitten und gerungen habe in einsamen Nächten! — Ach, Liebster, warum war jener Abend am Kamin so unsäglich schön, so verführend, so betauschend — wie der Mondschein weich durch's Fenster drang und mit den rothen Flammen des Kamins sich mischte —"

„Und der Mondschein lag auf Deinen geschlossenen Augen, auf Deinen lächelnden Lippen, und der flackernde Feuerschein auf Deinen gefalteten Händen: und ich mußte Dir küssen die geliebten Hände, ich mußte, ich mußte —"

„Ich wollte Dich von mir stoßen —"

„Aber Du konntest nicht; die lieben Hände waren klüger als Du, sie fanden keine Kraft sich gegen mich zu erheben, sie zitterten und zuckten blos — und dann legten sie sich langsam, ganz langsam um meinen Hals: siehst Du, sie konnten ja nicht anders, die armen Hände, und meine glückseligen Lippen konnten auch nicht anders: und als ich Deine weichen Anne an meinen Wangen fühlte — da waren es schon nicht mehr die Arme, da waren es Deine heißen lieben Lippen —"

„Höre aus, Georg, es ist grausam mich zu foltern mit der schrecklichen Erinnerung — seit jenem Tage sehe ich überall Gespenster, überall Drohungen und Schrecknisse: so grade jetzt, als ich hierher eilte und plötzlich das große Rund der dunkeln Knppel über de»? Wasser zu meiner Rechten aufsteigen sah, da erschien es mir wie ein dunkel drohendes Auge oder wie ein emportauchendes Rächcrhaupt ^ ich weiß nicht wie, in wechselnden Gestalten, aber immer als die Gestalt eines mich überschattenden Schicksals — Georg, ich zittere vor meinem Rückwege, wenn ich die Kuppel wieder erblicken muß —"

„Kind, Kind, wie überschwäi'.gliche Wahnbilder, in die Du Dich verlierst! Ich bitte Dich, bleibe klar und vernünftig! WaS ist's denn Großes, das Du gethan hast? Einen Mann hast Du verlassen, der Dich verlassen hatte; einen sremden Mann, dem Du kein Glück gewähren konntest, weil er es nicht verstand —"

„Nicht verlassen — betrogen habe ich ihn!"

„Du rissest Dich los von den Fesseln eines dürren Gesetzbuch«

Nord und ESd. XI.V,, 1

und gehorchtest dein ungeschriebenen, ewigen Aecht der gottgesandten Leidenschaft —"

„Und doch nennt man das schnöde Untreue in unserer Sprache; und die Kuppel winkt es nur zu, und jeder Glockenton ruft es und jeder Orgelklaug: Sünderin! Sünderin! Sünderin!"

Sie rief es mit leidenschaftlicher Heftigkeit und einem Grausen in der Stimme; sie rang heimlich, ihre Hand aus der ihres Begleiters zu befreien; doch er hielt sie fest mit ruhiger Sicherheit und sagte auf einmal:

„Wie weißt Du denn, ob jene Ehe überhaupt noch bestand in jenen Tagen unseres ersten Glückes? Vielleicht daß damals das Schiff schon gesunken, daß Du schon Wittwe warst —"

Mit einem jähen Ruck riß sie die Hand aus der seinen, stand vor ihm und starrte ihn mit entsetzten Blicken an. Er wollte sich zu ihr neigen und den Arm um sie schlingen; doch sie fuhr hastig zurück und sprach mit einer dumpfen Ruhe:

„Georg, laß mich jetzt gehen. Du hast Alles gehört, was ich zu sagen hatte. Ich vermochte es heute nicht über mich. Dich in meinem Hause zu empfangen, weil es ein Trauerhaus geworden war, und meim es zuvor schon eins gewesen ist, um so fürchterlicher für mich! Lebe wohl. Es wird lange dauern, bis ich das verwunden habe; vielleicht bis in die Ewigkeit. Vor einem frischen Grabe schaudert auch die Sünde: und wir stehen hier auf dein Grabe meines Mannes. Lebe wohl. Gott sei uns gnädig."

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie warf sich herum und glitt auf dem mondbeglänzten Eise den Weg zurück, den sie gekommen war.

Der Mann nahm einen Anlauf ihr nachzueilen; doch als er sie am Ausgange der Bucht fast schon erreicht hatte, stieg plötzlich gerade hinter ihrer schwebenden Gestalt die dnnkle Rundlinie der großen Kuppel in den reinen Nachthimmel empor. Da starrte er zurück, von einem Schauder geschüttelt und folgte ihr nicht mehr.

Sie aber glitt weiter und weiter ihren einsamen Weg. Von der Smilenkirche am Waldesraud scholl Glockenläuten herüber, ungebrochen herschwellend über die glatte Bahn. Geängstigt fuhr sie vorüber.

Als sie todesmatt durch den silbernen Garten ihr Haus erreichte, ward ihr der Besuch eines jungen Mannes gemeldet, der schon lange ihrer harre und sich nicht abweisen lasse. Der Name war ihr unbekannt: Forst candidat Wisbeck. Sie ließ ihn in ihr Zimmer bitten, ein durchwärmten, trauliches Gemach, wie geschaffen zum Ausruhen für Glückliche.

Der junge Mann trat ein, sie bot ihm einen Stuhl und saß ihm gegenüber am Kamin, müde zurückgelehnt; ihre dunklen Augen blickten ihm mit dem Ausdruck unendlicher Hoffnungslosigkeit entgegen. Sie sah in ein angenehmes Gesicht voll ernster Bescheidenheit, das jugendlich befangen erröthete.

„Gnädige Frau," begann er auf ihren Wink, „es ist keine heitere Pflicht, die mich zu Ihnen führt. Ich komme als Ueberbringer einer Nachricht, von der ich wünschte, daß Sie darauf vorbereitet wären."

„Die Nachricht vom Tode meines Mannes," sagte sie mit ganz ruhiger Stimme, fügte aber sogleich mit zitternder Hast die Frage hinzu:

„?In welchem Tage ist das Unglück geschehen? An welchem Tage?"

„Gott sei Tank," erwiderte er leise aufathmend, „Sie wissen es schon. So ist mir das Schlimmste erspart. So ist es wohl vielmehr ein leiser Trost, den ich Ihnen bringen kann, wenn es ein Trost ist, den letzten Liebesgruß eines Verstorbenen zu empfangen."

Sie blicke ihn mit einein seltsam starren Ausdruck an, als ob sie seine Worte nicht begriffe.

„Ein wunderbarer Zufall," fuhr er fort, „hat mir einen Brief in die Hand gespielt; ich fand ihn am offenen Ostseestrand in einer verkorkten Flasche. Sie begreifen, daß es weder Unbescheidenheit noch müßige Neugier war, wenn ich las, was nur für Ihre Augen bestimmt gewesen war, die letzten Worte eines Ahnungslosen. Sie müssen auch verzeihen, daß Wochen vergangen sind, ehe ich Ihnen das Ihrige übergeben konnte. Der Brief trug keine Adresse; die Unterschrift war völlig unleserlich hingekritzelt, das Unglück muß mit unerhörter Schnelligkeit hereingebrochen sein. So mar ich behufs Ermittelung des Schreibers und des Adressaten angewiesen ans den Inhalt der Zeilen selbst. Und ich fand allerdings Anhaltspunkte genug, klare Hindeutungen auf Stand und Reisezwecke des Verunglückten, und so war es mir möglich, durch Corresvondenzen nach Petersburg und anderweitige Erkundigungen zuletzt den Namen und demnächst den Wohnort mit zweifelloser Sicherheit festzustellen. Aber es gingen Wochen darüber hin, weil — und dafür muß ich Ihre Verzeihung erbitten — weil ich mich nicht entschließen konnte, noch andere unbefugte Augen in das Heiligthum eines heißliebenden Herzens blicken zu lassen —"

Er hielt einen Augenblick in Verwirrung inne, denn die Frau sah ihn mit einem so räthselhaften Ausdruck eines unbegreiflichen Entsetzens an, daß ihn ein eigenes Bangen überlief, fast ein lähmendes Grauen. Doch als sie immer nur starrte und schmieg, suhr er mit tiefer bewegter Stimme fort:

„Vergönnen Sie mir noch ein Geständnis,, ehe ich Ihnen den Brief überlebe, — denn Sie dürfen ihn nicht lesen in Gegenwart eines Fremden, was darin steht, ist allzu herzbewegend schon für einen Unbetheiligten, wieviel wehr für Sie — ein schweres, beschämendes Geständnis;, aber ich muß es ablegen vor irgend eines Menschen Ohr, um mich von der quälenden Last zu erlösen — und nur vor einem fremden Ohr vermag ich das: grade Ihnen aber kann das, was ich zu sagen habe, vielleicht noch einen besonderen Trost in Ihrem Schmerz gewähren, wenn Sie erfahren, daß die letzten Worte Ihres Gatten durch eine wundersame Fügung einem Andern zu einein heiligen Segen geworden sind. Das innere Bedürfnis, Ihnen dies auszusprechen, war nicht zum Wenigsten der Grund, der mich zwang, Ihnen in persönlicher Gegenwart Ihr schmerzliches Eigenthum, zuzustellen.

„Der Brief ist ein Schicksal für mich geworden, aber ein schönes, erlösendes Schicksal. An dem Tage, als das unbarmherzige Meer ilm fühllos mir zuwarf, rang ich in heißerregtem Herzen mit einer lockenden Sünde, einem niedrigen Verbrechen — ich liebte die Frau eines abwesenden Mannes, die Stinime der Versuchung raunte mir zu, die Gelegenheit heimtückisch zu benutzen — da lernte ich aus diesen Zeilen, aus diesen heißergossenen Strömen der Liebe, der Sehnsucht, der Treue, wie einem abwesenden Gatten zu Muthe ist, ich lernte die Heiligkeit eines Bandes bis in die tiefste Brust empfinden, das solche Gefühle zu erzeugen oder zu bewahren im Stande ist, gnädige Frau, lesen Sie den Brief und Sie werden mich verstehen — wie fürchterlich, wie zerschmetternd auch Ihr Verlust sein muß, doch bleibt Ihnen der letzte Trost: Sie sind von einem Verschwiegenen Herzen unermeßlich geliebt worden. Und sehen Sie, da empörte ich mich über mich selbst in bitterer Scham nnd rettete meine Seele vor der Sünde. Das danke ich Ihnen, danke ich der Liebe des unbekannten Schiffbrüchigen zu seinem sernen Weibe — doch leider auch nur der erschütternden Grausamkeit des ewig unbarmherzigen Meeres!"

Die junge Frau war ausgestanden und bat mit stiller Stimme: „Geben Sie mir den Brief." Er gehorchte; sie reichte ihm die Hand mit einem vollen Blick: „Ich danke Ihnen," sagte sie, „aber glauben Sie mir: das Meer war barmherziger als Sie und irgend ein Mensch; und glückselig er, den seine Tiefe deckt."

Und so ging sie still hinaus und schloß die Thür hinter sich.

Der junge Mann war todtenblcich geworden; er hatte den einen steinernen Blick voll grenzenloser Qual verstanden, besser noch als ihre Worte; er schauderte bis in's Mark; er fand noch nicht die Kraft sich zu erheben.

Seine irrenden Blicke fielen ans den zierlichen Schreibtisch und einige Bilder, die dort aufgestellt waren. Hier dies mar sie: die dunkeln, schwärmerischen Augen, der volle, kindlich begehrende Mund, die sanfte Rundung der Wangen, die Wucht des üppigen Haares über der niedrigen Stirn: ein entzückendes Gesichtchen, doch wie geschaffen nur für Glück und Licht. Daneben das Bild eines Mannes. Ernst, klar, sicher, säst herbe oder nüchtern im Ausdruck, nur um die Mundwinkel spielte etwas wie ein verhaltener Scherz, und in den Augen schien sern ein weiches Leben zu schimmern wie eine Ahnung von Glück, wie eine Sehnsucht »ach Glück. Seitwärts aber, mehr im Hintergrunde, doch dem Kaminsitz zugekehrt, als ob es oft von dort aus betrachtet würde, das Bildniß eines auffallend schönen Mannes, aus dessen Augen Leidenschaft und starkes Wollen spricht.

Ein Stöhnen drang aus dein Nebenzimmer, ein leises Wimmern. Es packte ihn wie eigene Qual; er sprang auf und öffnete das Fenster, die kalte Luft mit Begierde einzusaugen.

Vor ihin lag die klare, schweigende Mondnacht. Nichts regt sich im weiten Umkreis, nicht ein Zweig der silbernen Büsche im Garten, nicht ein Wipfel der Bäume. Die Wellen des Sees waren gebannt in einer todstarren, gläsernen Fläche. Als eine Sternschnuppe siel, erschrack er fast; es war das einzige Zeichen webenden Lebens. Ein unendlicher Friede war in dem weiten Bilde, aber ein schwerer, steinerner Friede.

Er dachte an die stille Wildheit der gefrorenen Fluth am Ostseeftrande, an die aufstürmende Kraft der Meereswellen, die das zwängende Eis in kurzem Zorn zerbrechen.

„O allbarmherziges Meer!" sprach er laut in die Nacht hinaus.

Da kam's herüber durch die stumme Nacht wie eine Antwort, ein räthselhaftes Klingen wie ein Geistergesang über den todten Wassern, langgezogen, seierlich hinhallend, unendlich erregend, unendlich beruhigend; es war der ^rgelton, der von der erleuchteten Säulenkirche am Walde herüberwogte über das spiegelglatte Eis; er schien auf der goldenen Brücke einherzuwallen, die der Mond von Ufer zu Ufer baute.

Er lauschte eine Weile in schmerzlicher Andacht; da regte sich etwas zwischen den beglänzten Säulen; die Gestalt der armen schönen Frau trat heraus, ruhig, langsam wie eine Priesterin aus dem Tempel, stieg die weiße Treppe hinab und wandelte in stiller Haltung zwischen den Büschen zum See hinab. Sie trat aufs Eis und schritt fest und langsam weiter hinaus immer der goldenen Brück folgend. Es sah aus, als schreite sie über dem lebendigen Wasser und als müsse jeden Augenblick der Abgrund sich unter ihr aufthun, sie zu verschlingen. Sie aber schritt ruhig weiter und weiter hinaus wie eine Nachtwandlerin, vielleicht dem röthlichen Licht der Kirche entgegen, vielleicht in eine unbekannte Ferne der geschlängelten, geheimnißvoll sich verlierenden Seebuchten.

Der junge Mann am Fenster erschauerte tiefer; er trat zurück und suchte den Weg durch Zimmer und Gange in den Garten. Er stieg hinab, und es ward ihm kräftiger zn Sinn; die Mondstrahlen glitzerten in tausendfacher Heiterkeit über den weißen Zweigen, die Hangenden Ranken von Baum zu Baum sahen aus wie glückverheißende Festgewinde.

Als er den Uferrand erreichte und wieder den Ausblick über den See gewann, war die wandernde Gestalt verschwunden. Eine seltsame Ruhe überkam ihn. Irgendwo wird sie den Frieden gefunden haben! sprach er leise zu sich selber.

Und er staunte noch lange hinaus in den Frieden der silbernen Landschaft.

Plaudereien

von

Dan. ScmderF.

— Altstrelitz.

^ n dem kurzen Vorwort, das ich meinem 188ö vollständig erschienenen „Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache" vorgesetzt, habe ich mich auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt, hier, wie bei meinem 29 Jahre früher vollendeten dreibändigen „Wörterbuch der deutschen Sprache", den mir für die Ausarbeitung beider Werke als Richtschnur dienenden und nach Gräften getrenlich durchgeführten Satz auf die Borrede ausdehnend, daß gerade derartige Nachschlagebücher am besten und sichersten für sich selbst sprechen, wenn sie nämlich die Nachschlagenden die gesuchte Auskunft in übersichtlicher Weise jedes Mal möglichst leicht und schnell und dabei möglichst vollständig und erschöpfend finden lassen und daß sie ihrem Zweck und ihrer Bestimmung auch am besten und sichersten entsprechen, je weniger der Berfasser darin mit seinen besonderen Ansichten und Meinungen hervortritt und je mehr seine Person hinter dein für sich selbst sprechenden sachlichen Inhalt zurücktritt oder am besten verschwindet.

In dem Borwort zu dem zuletzt erschienenen Ergänzungs-Wörterbuch jedoch habe ich geglaubt, mir wenigstens die mehr persönliche Bemerkung gestatten zu dürfen:

WaS ich noch weiter über das vorliegende Werk und über deutsche Wörterbücher überhaupt zu sagen habe, überschreitet bei Weitem den Raum einer Borrede, und ich verspare es mir für eine eigene Schrift die ich, etwa unter dein Titel: „Ans der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers" in nicht allznlanger Frist zu veröffentlichen gedenke und es ist mir zu meiner Freude und Genugthuung, wie in öffentlichen Besprechungen, so auch in Briefen von den verschiedensten Seiten die Aufforderung zugegangen, die angekündigte Schrift, der man gespannt und erwartungsvoll entgegensehe, möglichst bald erscheinen zu lassen. Und so ersuche ich denn den geneigten Leser, in meine, ^des Wörterbuchschreibers, Werkstatt einzutreten und sich hier meine Mittheilungen und Plaudereien gefallen zu lassen.

I.

Ich bitte, machen Sie es Sich gefälligst zunächst in diesem Zimmer vor der eigentlichen Werkstatt bequem und lassen Sie mich Ihnen hier in einer einleitenden Plauderei berichten, wie ich dazu gekommen, ein deutscher Wörterbuchschreiber zu werden.

Ob überhaupt jemals Jemand bei der Berufswahl von vorn herein zn dem Entschluß gekommen ist, ein Wörterbuchschreiber zu werden, — ich weiß es nicht, und ich bezweifle es, jedenfalls bei mir ist es nicht der Fall gewesen, so wenig wie bei den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm und bei Littr^.

Dieser letztere erosfnet seine bekannte anmuthige Plauderei: „Wie ich mein Wörterbuch der französischen Sprache zu Stande gebracht habe" mit den allerdings aus die Spitze getriebenen Worten:

„Nichts hatte mich eigentlich zu einer Unternehmung der Art vorbereitet"

und Jakob Grimm, in der Vorrede zu dem von ihm und seinem Bruder Wilhelm begonnenen „Deutschen Wörterbuch" berichtet, als ihnen die erste Anregung zu dem genannten Werke 1837, wo sie ihres Amtes in Güttingen entsetzt worden, durch den Antrag der Weidmann'schen Buchhandlung gegeben worden, ihre unfreiwillige Muße durch die Abfassung eines neuen großen Wörterbuches der deutschen Sprache auszufüllen, da hätten sie znnächst einerseits sich dagegen als gegen etwas ihnen Fremdes und fern Liegendes gesträubt — „den Gedanken, den unermessenen Wortvorrath der deutschen Sprache selbst einzutragen, hatten wir nie gehegt und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen, konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Much auf die Probe stellen," so lauten Jakob Grimm's Worte —, andererseits aber hätte auch der in dem Vorschlag liegende unwiderstehliche Reiz allen von vorn herein klar erkannten oder nur dunkel geahnten Schwierigkeiten die Spitze geboten, so daß schließlich die beiden Brüder „williges und beherztes Entschlusses ohne langes Fackeln das dargereichte Geschäft übernahmen."

Soll ich nun aber weiter von mir selbst berichten, wie ich allmählich dazu gekommen, ein deutscher Wörterbuchschreiber zu werden, so muß ich schon ein wenig weiter ausholen.

Ich habe das Glück gehabt, meine erste Jugendbildung in der Schule meines Geburtsortes Altstrelitz zu empfangen, an deren Spitze damals als Leiter Dr. I. Lehfeldt (später mit seinem Schwager I)r. Mor. Veit, Begründer und Besitzer der Veit'schen Verlagsbuchhandlung) und neben ihm als zweiter Lehrer I. Zedner (später Bibliothekar an dem brittischen Museum in London) standen. So weit ich aus meiner Erinnerung über mich selbst in jenen Kinderjahren urtheilen kann, mar ich ein Knabe, der allerdings das in der Schule Gelehrte ziemlich schnell, leicht und sicher erfaßte, aber namentlich bei den häuslichen Arbeiten sich gar manche Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließ und der nach Kinderart viel mehr ans Spielen ^und Tollen als ans Lernen dachte. Wenn ich gefragt wurde, was ich dereinst werden wolle, lautete die Antwort: „Natürlich Kaufmann, wie mein Vater." Und was hätte der Knabe anders antworten können und sollen, der init vollstem Rechte in seinem Vater das beste Musterbild sah und verehrte, wie er ihn in- der ganzen Stadt, bei Hoch und Niedrig, bei Arm und Reich verehrt sah? Kannten diesen doch alle hier als den besten Sohn gegen seine armen Eltern, als den gütigsten und liebevollsten Vater gegen seine beiden Kinder, meinen um 2 Jahre altern Bruder und mich, dessen Geburt meiner Mutter das Leben gekostet hatte. Kannte doch die ganze Stadt ihn als bieder und rechtschaffen, als anspruchsund bedürfnißlos für sich, als milde und freigebig gegen Nothleidendc, als nach Kräften hilfsbereit gegen Alle in allen Lagen. Ich bin auf meinen Lebenswegen sehr vielen Männern begegnet, die meinen Vater an Gaben des Geistes und nn geistiger Ausbildung weit, weit überragt haben, aber keinem einzigen, der ihn an Herzensbildung, an Wohlwollen gegen alle Menschen, an Bieder- und Gradsinn übertroffen hätte, keinem, in dein mehr die Goethe'sche Forderung verkörpert zu Tage getreten märe:

„Der edle Mensch

Sei hilfreich und gut.

Uiiermüöct schaff' er

Das Nützliche, Rechte,

Sei uns ein Borbild

Jener gcahnetcn Wesen." Als Kind hätte ich natürlich das, was ich hier über meinen Vater gesagt, nicht in Worte zu sassen vermocht und auch von Andern habe ich, so viel ich weiß, es so im Zusammenhang nicht gehört, sondern mehr nur gelegentlich in einzelnen zerstreuten und abgerissenen Ausrufen und Andeutungen; aber gefühlt habe ich es, so lange ich denken kann, wie im eigenen Herzen, so in dem von allen Bewohnern unseres Städtchens gegen meinen Vater unwillkürlich sich kundgebenden Benehmen deutlich ausgesprochen. Und heute glaube ich zu erkennen, daß ich, wenn ich als Kind auf die Frage: „Was willst Du werden?" die zuversichtliche Antwort gab: „Natürlich Kaufmann, wie mein Vater," eigentlich und im Grunde nicht den Wunsch damit ausdrücken wollte, den Beruf meines Vaters zu ergreifen, fondern vielmehr — obgleich mir das auch im späteren Lebensalter noch lange nicht zum klaren Bewußtsein gekommen — den Wunsch, ich möchte, es sei, in welchem Berus es wolle, meinem Vater, wenn nicht gleich, doch einigermaßen ähnlich werden, wie in der That mein Bruder, der meines Baters Geschäft übernommen und noch heute fortführt, ihm ähnlich geworden ist.

Doch dem sei, wie ihm wolle, meine Umgebung und ich selbst faßten meinen wieder und immer wieder ausgesprochenen Wunsch, einmal Kaufmann, wie mein Bater, zu werden, so, wie er nach dem Wortlaut allerdings einzig und allein aufzufassen mar, nur mein Bater selbst hatte, bestimmt durch das Urtheii meiner beiden oben genannten Lehrer über meine Begabung, einen andern Lebensberus für mich ins Auge gefaßt, und wünschte, daß ich studiren solle. Ich bewundere noch heute den erzieherischen Scharfblick meiner beiden Lehrer, die trotz meiner oben erwähnten Flüchtigkeit und des Mangels an dem zum erfolgreichen Studium so unumgänglich nothmendigen ernsten und ausdauernden Fleiße, von welchem sie doch wohl einen, wenn auch höchst minzigen und noch sehr eingehüllten und versteckten Keim bei mir mußten entdeckt haben, mich meinem Bater wiederholt als ,zum Studium geeignet und berufen, bezeichnet hatten.

Die Sache kam für mich zum ersten Mal zur Sprache, als meine beiden mehr genannten Lehrer von der Schule abgingen und ich gleichzeitig auf eine andere Lehranstalt geschickt werden sollte. Als ich bei dieser Gelegenheit meinen Wunsch aussprach, Kaufmann zu werden, sagte mir mein Bater in seiner gewohnten liebevollen Weise und auch nur vollkommen einleuchtend:

„Bei einem zwölfjährigen Knaben ist es natürlich noch nicht an der Zeit, über seinen Lebensberuf zu entscheiden. Es ist mein Wunsch, daß du studirst, und ich werde dich deshalb nach Neustrelitz aufs Gumnasium geben, wo du, wie ich höre, nach Tertia kommen wirst. Sei dort recht fleißig und, wenn du dann nach Secunda gekommen und in dieser Klasse ein Jahr gewesen sein wirst, ist es immer noch Zeit genug, eine Berusswahl für dich zu treffen."

So kam ich denn auf das Neustrelitzer Gymnasium nach Tertia. Vor meinen neuen Mitschülern hatte ich eine tüchtige Grundlage im Englischen und Französischen voraus, welche beide Sprachen auf der Altstrelitzer Schule mit als Hauptgegenstände behandelt worden waren, während auf dem Gumnasium damals vom Englischen überhaupt nicht die Rede war und im Französischen auch nur Privatunterricht ertheilt wurde, an welchem nur Einzelne theilnahmen, und auch diese meistens mehr, um allerlei Ungehörigkeiten und Unfug zu treiben als um wirklich die Sprache zu erlernen. Tagegen war in der Altstrelitzer Schule das Griechische gar nicht gelehrt worden, allerdings hatte mein Bater mir in der letzten Zeit bei einem tüchtigen Primaner Privatunterricht im Griechischen ertheilen lassen; aber das, was ich mir hier in den verhältnißmäßig wenigen Stunden hatte aneignen können, reichte doch für dao in Tertia Geforderte nicht auS und hier hatten meine neuen Mitschüler einen bedeutenden Borsprung vor mir. Das fühlte nnd merkte ich bald und ich sagte nur, das? ich sehr tüchtig nacharbeiten müsse, um sie hier einzuholen und dann, gleichen Schritt mit ihnen haltend, vorwärts zu kommen. Ich sagte mir, daß ich es müsse, und, weil ich es mußte, wollte ich es auch und in der That war ich nach nicht gar langer Zeit auch hier mit in der Reihe und konnte ohne Schwierigkeit mit fortschreiten. Tieser zum ersten Mal mir deutlich erkennbar durch ernsten Willen errungene Fortschritt kam mir auch ferner für mein ganzes Leben zu Gute. Ich hatte zum ersten Mal nicht blos begriffen, fondern auch an mir selbst erprobt, das; der Mensch, was er seinen Fähigkeiten gemäß ernstlich will, auch wirklich kann und wie viel ein solcher ernstlicher Wille und ihm entsprechend nnverrückt aufs Ziel blickende stetig nnd unver: grossen schrittweise vorrückende Arbeit vermag.

Von einem Lehrfach muß ich nun noch besonders sprechen, von der Mathematik. Es herrschte damals — und herrscht vielleicht noch — bei den Schülern und auch bei einem großen Theil der Lehrer die Ansicht, es bedürfe für dieses Fach einer ganz besonderen eigengearteten Anlage und, wem diese einmal von der Natur versagt sei, der komme auch bei angestrengtem Fleiße darin niemals recht vorwärts. Nach meiner Ueberzeugung mar es eben diese fast als ein keines Beweises bedürfender Grundsatz geltende Ansicht, welche in der That viele durchaus begabte Schüler verhinderte, sich in den ersten Anfängen gründlich und lückenlos zu befestigen, um dann auf der so gewonnenen festen Grundlage schritt- und stufenweise sicher immer weiter fortbaueu zu können, was freilich bei dieser aus solgerechten Schlüssen und Ketten von Schlüssen bestehenden Wissenschaft vor Allem ganz unerläßlich ist. Wenn ihnen dann aber bei dem ihnen zugemntheten Fortschreiten zum Bewußtsein kam, daß die ihnen als bündig vorgetragenen Schlußfolgerungen für sie so zu sagen in der Luft schwebten und darum haltlos sofort in sich zusammenstürzten, so suchten sie den gut zu machenden Fehler nicht darin, daß si,,' versäumt hatten, die nothwendige Grundlage in sich fest zu legen, sondern in einem ihnen angeborenen Mangel der besonderen und eigenartigen Begabung für Mathematik. Doch dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls war damals auf dem Neustrelitzer Gymnasium die Zahl der Schüler, die in der Mathematik wirklich Genügendes leisteten, eine nur sehr mäßige und, da ich fortwährend an der Spitze derselben stand, so galt ich bald nach dem damals dort herrschenden Sprachgebrauch als „der Mathematiker" ««i äis/^v.

Ich komme nun ans die Wahl meines Lebcnöberufes zurück. Nachdem ich ein Jahr in Secunoa gewesen, fragte mich mein Bater, ob ich nnn noch nicht dein Gedanken an das Studium, für welches auch meine jetzigen Lehrer mich geeignet und berufen hielten, mehr Geschmack abgewonnen hätte. Ich erklärte meinem Bater, daß ich allerdings noch immer lieber Kaufmann werden als studiren, aber auch ohne Widerstreben und bereitwillig mich seiner Bestimmung fügen würde, wenn er das Studium für mich vorzöge. AehnlicheS wiederholte sich dann noch öfter, namentlich, als ich nach Prima versetzt worden, und schließlich, als ich ein gutes Zeugnis; der Reife für die Hochschule in der Tasche hatte.

Ich erfuhr nun, daß es immer meines Vaters Lieblingswunsch gewesen, mich dereinst als einen tüchtigen Arzt zu sehen. Sehr begreiflich: denn mein Vater war von der Natur mit einem scharfen und klaren ärztlichen Blick ausgerüstet und er hatte sich im innigen Umgänge mit einem befreundeten Arzte und einem befreundeten Apotheker auch eine unverächtliche ärztliche Kenntnis; angeeignet und ich bin überzeugt, daß er, wenn es die Verhältnisse in seiner Jugend ihm gestattet hätten, zu studiren, gewiß ein sehr tüchtiger Arzt geworden wäre. Als ich nun aber meinem Vater sagte, daß ich zu den; Beruf eines Arztes in mir durchaus keine Neigung verspürte, wohl aber eine bestimmt ausgesprochene zu dein eines Lehrers und Jugendbildners, war er auch damit sofort zufrieden und einverstanden und so bezog ich denn die Hochschule mit dem auch von meinem Vater gut geheißenen Vorsatz, mich sür den jetzt erwählten Beruf möglichst vielseitig aus- und vorzubilden, wobei mein Hauptaugenmerk einerseits aus Mathematik und Naturwissenschaften, andererseits auf Sprachen gerichtet war.

Ich dars sagen, das; ich auf der Hochschule, wie ich es schon ans den; Gymnasium gethan, meine Zeit gehörig ausgenutzt. Zu besonderer Freude und zum großen Vortheil für meine Beschäftigung mit den; Griechischen gereichte inir der rege freundschaftliche Verkehr mit den damals in Berlin studirenden Griechen, aus deren Munde ich gelegentlich eine ziemlich ansehnliche Menge von Volks-Liedern nnd -Sagen hervorzulocken und aufzuzeichnen wußte. Ich fand Gelegenheit noch vor den; Abschluß meiner Studentenzeit wenigstens einen Theil davon in Uebersetzungen in einein Büchlein zu veröffentlichen, das ich in Gemeinschaft mit zivei auf der Hochschule gewonnenen Freunden Mor. Earrriöre < jetzt in München) und den; trefflichen, leider zu früh dahingeschiedenen Heinr. Bernh. Appenheim unter den; Titel: „Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. Zun; Besten der unglücklichen Candioteu. Grünberg und Leipzig, 1842. Verlag von W. Leoysohn" herausgab. Kurz darauf, nachdem ich auch die Doktorwürde erworben, wurde mir in meiner Vaterstadt die Leitung derselben Schule übertragen, in der ich selbst, wie oben berichtet, meine erste Jugendbildung empfangen hatte.

In diesem Amte, den; ich mich mit Lust und Liebe, mit dem größten Eifer und mit der vollsten Hingebung widmete, habe ich dann nahe zehn der schönsten Jahre meines Lebens, bis zum Eingehen der trefflich gedeihenden Schule, zugebracht. In dieser ganzen Zeit bildete meine Schule und die Sorge für die mir anvertraute Jugend den Mittelpunkt meines Denkens, Lebens, Webens, Wirkens und Schaffens. Die wenigen mir frei bleibenden Stunden wurden zum größten Theil durch schriftstellerische Thätigkeit ausgefüllt. So erschien 1844 mein „Volksleben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus Liedern, Sprichwörtern und Kunstgedichten" in Mannheim bei Bassermann und ferner war ich als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften thätig, namentlich an dem Herrig'schen „Archiv für das Studiuni der neueren Sprachen", an den (Berliner) „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", wie an der damals von Fleckeisen und Klotz geleiteten „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik".

Für diese letzte Zeitschrift hatte ich auch eine eingehende Beurtheilung des Grimm'schen „deutschen Wörterbuches" bestimmt, von welchem eben die beiden ersten Lieferungen erschienen waren. Meine Arbeit wurde mir, nachdem sie ungebührlich lange Zeit zurückgehalten worden war, unter einem nichtigen und leicht durchsichtigen Vorwanoe zurückgeschickt und ich ließ sie nun als eigenes Heft in Hamburg bei Hoffinann u. Campe erscheinen, der schon früher die von Adolf Glaßbrenner und mir gemeinschaftlich verfaßten „Temen der Gegenwart" verlegt hatte. Meine Beurtheilung erregte Aufsehen, sie wurde vielfach heftig angegriffen und geschmäht, aber, da ich nirgend einen Tadel ausgesprochen, ohne ihn sachlich auf gute, einleuchtende und fchwer widerlegbare Gründe gestützt zu haben, so wurde meines Wissens nirgend auch imr der Versuch einer wirklichen Widerlegung gemacht und manche unabhängigen Blätter hatten den Muth, unverblendet, durch die — wie auch ich rückhaltlos ausgesprochen hatte — mit vollstem Recht gefeierten Namen, die Stichhaltigkeit meiner gegen das Grimm'sche Wötterbuch gemachten Ausstellungen anzuerkennen. Inzwischen waren zwei neue Lieferungen des Grimm'schen Wörterbuches erschienen, die zu einer weiteren Beleuchtung und Beurtheilung anzuregen wohl geeignet waren, und so ließ ich denn auf die Aufforderung meines Verlegers dem ersten Hefte ein zweites folgen, das die gleiche Aufnahme fand.

Die beiden Hefte hatten auf mich unter Anderen auch das Augenmerk der I. I. Weber'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig gerichtet, die seit Jahren den Wunsch und die Absicht gehegt, ein deutsches Wörterbuch :n^hl

für den ausschließlichen Kreis der Sprachgelehrten, sondern zum Gebrauch für alle gebildeten und bildungsbeflissenen Deutschen zu verlegen. Durch die Vennittelung des Verlagsbuchhändlers 5Dtto Wigand in Leipzig ging mir die Anfrage zu, ob ich geneigt wäre, die Ausarbeitung eines derartigen Werkes zu übernehmen. Es war eben damals die Schule, an deren Spitze ich bis dahin als Leiter gestanden hatte, eingegangen, aber gleichzeitig war mir von Frankfurt a. M. aus die Leitung einer ähnlichen, nur viel größeren Anstalt angetragen worden, und fo war ich denn vor eine für mein künftiges Leben ausschlaggebende und entscheidende Zwiewahl gestellt. Beide sich mir so eröffnenden Aussichten hatten für mich ihr sehr An- und Verlockendes. Leichter, bequemer und sicherer war für mich jedenfalls die Frankfurter Stellung, in der ich auf der bereits von mir bis dahin mit gutem und anerkanntem Erfolge beschritten«« Bahn nur gleichmäßig fortzuschreiten hatte; außerdem bot sie nicht nur mir selbst für meine Lebenszeit ein sicheres Auskommen, sondern auch eine Versorgung für meine Hinterbliebenen. Andrerseits aber war, während ich mich eingehend mit der Beurtheilung des Grimm'schen Werkes beschäftigt hatte, vor meinen Geist in immer schärferen, bestimmteren und klareren Umrissen, das Bild eines deutschen Wörterbuches getreten, wie ich es nach Maßgabe meiner Kräfte zum Nutzen und Frommen meines Volkes ihm als eine hoffentlich willkommene Gabe darbringen zu können hoffen durfte, und dieses Bild stimmte im Großen und Ganzen mit dem Bilde überein, das sich unabhängig von mir die Weber'sche Verlagsbuchhandlung für das von ihr lange gewünschte und geplante Wörterbuch entworfen hatte, ein Werk, zu dessen Ausführung nach vielfachen, oft wiederholten und erneuerten Fehlversuchen sie endlich in mir den rechten Mann gefunden zu haben hoffte oder, wie sie fügte, überzeugt mar, wie denn auch alle Einzelheiten, die ich in späteren Verhandlungen bei der näheren Auseinandersetzung und Entwickelung meines Planes ihr darlegte, schließlich ihre volle Zustimmung und Billigung fanden. Der Gedanke, ein für mein Volk nützliches Werk schaffen zu können, hatte es mir angethan und fiel bei meinem Hin- und Herwägen schwer in die Wagschale zu Gunsten des Wörterbuches, während für die Gegenschale sich die Erwägung geltend machte, daß ich nach den bisherigen Erfahrungen und Erfolgen ganz zweifellos mich der Frankfurter Stelle vollkommen gewachsen fühlen durfte, daß ich in derselben nur eine mir ihrer Art nach bereits bekannte und jedenfalls weit weniger schwere und drückende Last auf die Schulter nahm und daß sie, wie gesagt, mir und den Meinigen eine sichere Zukunft verbürgte. Ich habe lange hinund hergeschmankt und in jener Zeit gründlich das horazische:

Versnts cliu, c>uict fviis recussnt,

cM(i valoarit Iiumsri^)

erkennen und würdigen gelernt, und, als ich mich schließlich entscheiden mußte, entschied ich mich, zwar nicht leichten Herzens, aber doch getrosten Muthes für das Wörterbuch.

Bei einem derartigen Entschluß wirken in der Regel eine Menge verschiedenartiger, dem Menschen selbst nicht alle zum klaren Bewußtsein kommende Gründe zusammen und gewiß war es auch bei mir der Fall; schmerlich hätte ich sie damals alle namhaft machen können und kann es heute noch weniger. Doch glaube ich, daß zu den ausschlaggebenden Etwas gehörte, was manchen Andern grade eher zurückgeschreckt hätte.

*) Wäget wohl vorher, was eure Schultern
Vermöge» oder nicht, eh' ihr sie Last
Zu tragen übernehmt. llebcrseyung von Wieland.

.Vuri? ^^3).xe?«> «v???. «!?^>>c, das Schwert selbst ziehet den Mann an, wie es bei Vater Homer heißt. Ich wußte von vorn herein sehr wohl und hatte es mir von vorn herein sehr klar gemacht, daß, sobald ich die Verpflichtung übernahm, das Wörterbuch nach dein von mir entworfenen und festgesetzten Plan innerhalb eines bestimmten absehbaren Zeitraums vollständig von A bis Z auszuarbeiten, ich mir damit eine Bürde auflud, die ungebeugt und ungebrochen bis ans Endziel zu tragen, nicht allzuviele Schultern kräftig und stark genug sein würden; aber ich hatte bei meinem bisherigen Wirken erprobt, daß ich meiner Kraft ein nicht gewöhnliches Maß von Arbeit zuinuthen dürfte; ich mußte, daß ich in dem, was ich ernstlich wollte, nicht leicht ermatten, daß es mir an unverdrossenem Fleiß und zäher Ausdauer nicht fehlen würde, und so durfte» nach redlicher Celbstprüfung ich hoffen, daß mit Gottes Hilfe bei voller Anspannung meiner ganzen Arbeitskraft ich das Werk, dessen Schwierigkeit, mich eben reizte, in der festgesetzten Frist glücklich werde zu Ende führen können. Gott hat mir beigestanden und der Elfolg hat bewiesen, daß mein allerdings kühnes Vertrauen auf die eigene Kraft doch kein vermessenes gewesen.

Die freundlichen Leser, die bis hierher meinen Mittheilungen gefolgt, wissen nun, wie ich keineswegs von vorn herein aus eigenem, innerein Triebe, — sondern vielmehr allmählich durch die Bestimmung und die Einwirkung anderer Personen und der Verhältnisse zu einem deutschen Wötterbuchschreiber geworden. Macht doch in der Ziegel überhaupt nicht der Mensch die Verhältnisse, sondern die 'Verhältnisse machen ihn.

Ich weiß sehr wohl, daß ich in dieser meiner ersten Mittheilung mich etwas kürzer hätte fassen können; aber, wenn ich hier von der Freiheit der Plauderei Gebrauch — doch hoffentlich keinen Mißbrauch — gemacht, so leitete mich dabei nicht bloß der leicht begreifliche Wunsch, die sich hier ungesucht bietende und gern ergriffene Gelegenheit zu benutzen und meinem trefflichen Vater ein kleines Gedächtniß zu stiften, sondern ich hoffte auch zugleich, durch meine Erzählung manchen Eltern einen bei der Berufswahl ihrer Kinder beherzigenswerthen Wink und Rath zu geben.

Ich habe im Leben nur zu oft gesehen, daß liebevolle Eltern auf die Antwort, welche ein Kind auf die Frage: „Was willst du werden?" giedt, zumal wenn es heranwachsend dieselbe mit einer gewissen Zähigkeit festhält und wiederholt, ein gar zn großes und unverhältnißmäßiges Gewicht legen, als spräche sich in einer solchen Antwort in der That immer eine bestimmte Neigung und eine besondere Begabung für den von dem Kinde genannten Beruf aus. Man sollte doch aber wohl erwägen, daß, wenn ein Knabe auf die Frage, was er werden wolle, den Beruf seines Vaters nennt, sich darin oft nur der kindische oder kindliche Nachahnmngstriev äußert, daß der Knabe, der erhitzt und aufgeregt durch das Lesen seines Robinson und wunderbarer, abenteuerlicher Seereisen, es als seinen höchsten Wunsch bezeichnet, ein Seemann zu werden, meist nicht die geringste Ahnung von diesem Berufe, seinen Beschwerden nnd Gefahren hat, — daß überhaupt Kinder über einen Beruf fast immer nur nach Äußerlichkeiten urtheilen und urtheilen können, ohne die Licht- nnd Schattenseiten zu kennen und ohne zu einem wirklichen Urtheil über ihre Befähigung für den Beruf irgend berechtigt zu fein. Sorgfältige Eltern und Erzieher werden in der Regel besser und richtiger erkennen, wozu ein Kind wirklich befähigt und berufen ist, und wenn sie unter Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse es dazu hinleiten und vernünftig des Kindes Wahl lenken und bestimmen, so verfahren sie liebevoller und erweisen dem Kinde eine größere Wohlthat, als wenn sie den oft unverständigen Wunsch eines unreifen Knaben als ausschlug- und maßgebend ansehen und ihn, weil er es urtheilslos und unbedacht wünscht, einen Beruf ergreifen lassen, der nicht für ihn und für den er nicht paßt und den ergriffen zu haben, er im späteren Leben oft bitter bereut.

II.

„Du hast die Leser in deine Werkstatt eintreten heißen, um ihnen dort Mittheilungen aus derselben zu machen, aber, was wir bisher von dir gehört, mar doch eigentlich nur ein Bericht, wie du überhaupt dazu gekommen, ein Wörterbuch zu schreiben. So führe uns doch endlich in deiner Werkstatt selbst umher, zeige und erkläre uns die Einrichtung derselben, dein Handmerkszeug u. s. w. Du hast zu deinem Werk offenbar mancherlei Stoff gebraucht? Wer hat ihn dir geliefert oder woher hast du ihn genommen? Welche Anoronnng hast du getroffen, um aus der — wie man sich ohne Weiteres denken kann — verwirrenden, kaum zu bewältigenden und zu übersehenden Fülle des Stoffes den für die Verarbeitung im Augenblick gerade erforderlichen und nothwendigen immer gleich zur Hand zu haben? Und wenn dn dann alle gerade nöthigen Stoffe zur Hand hattest, welches Verfahrens bedientest du dich, um aus den vielerlei verschiedenartigen, die doch wohl jedenfalls noch einer Vorbereitung und Vorbearbeitung bedurften, auf deinem — darf ich sagen — Webstuhle ein gleichmäßiges Gespinnst und Gewebe herzustellen, das sich im gehörigen Verhältniß dem Ganzen deines Wörterbuches richtig einfügte? u. s. w. Siehst du, Herr Wörterbuchschreiber, das sind Fragen, auf die wir von dir gehörige Antwort und Auskunft haben möchten."

Wenn so oder in ähnlicher Weise ein minder geduldiger Leser das Wort uimmt, so, muß ich ihm freilich vollkommen Recht geben; aber er wird mir wohl auch zugestehen, daß sich nicht alle seine Fragen gleichzeitig und auf einmal beantworten lassen und ich hoffe, er und alle meine Leser räumen mir bereitwillig das Recht ein, bei meinen weiteren Plaudereien gelegentlich und ohne daß ich mich an eine allzustrenge Ordnung nnd Reihenfolge binde, eine Frage nach der anderen, bald mehr, bald minder eingehend zu beantworten, etwa wie es der Werkführer thut, wenn er werthe Gäste in der Werkstatt umherführt und an irgend einen Gegenstand, der sich ihnen gerade zum Anblick darbietet, Mittheilungen anknüpft, von denen er annimmt, daß sie den Antheil der den Werkraum Durchmusternden erregen könnten.

Treten wir also nun in die Arbeitsstätte selbst ein und sprechen wir zunächst von den ersten und nothmendigsten Hilfsmitteln des Wörterbuchschreibers.

Sie denken Sich ohne Weiteres und begreifen sofort, daß er sich, wenn es sich nicht etwa um eine Sprache handelt, in der es überhaupt noch kein Wörterhuch giebt, zunächst alle seine selbständigen Vorgänger möglichst vollständig zu verschaffen suchen wird, da es sich eigentlich doch nur darum handeln kann, den bereits von diesen zusammengebrachten und in bestimmter Ordnung eingereiheten Stoff zu ergänzen, zu vervollständigen, zu erweitern, zu berichtigen u. s. m., indem man Fehlendes hinzufügt, namentlich übersehene oder neu hinzugekommene Wörter, Wortverbindungen, Redensarten und eigenartige Anwendungen, wie auch den früheren Sammlern entgangene oder erst nach ihrer Zeit ausgebildete eigenthiimliche und besondere Bedeutungen von Wörtern ein- und nachträgt, irrige uud falsche oder doch aus einseitigen, beschränkten und unzureichenden Beobachtungen abgezogene Bemerkungen, Regeln und Porschriften über den Sprachgebrauch verbessert nnd umgestaltet u. ä. m.

Nehmen nun schon die Wörterbücher meiner selbständigen Vorgänger in meiner Werkstatt einen immerhin ansehnlichen Raum ein, so verschwinden sie doch gegen die übrigen Bücher und Schriften, aus welchen ich den im heutigen Gebrauch lebenden Wortschatz unserer unerschöpflich reichen Muttersprache möglichst vollständig zu gewinnen und mit den nöthigen Belegen in mein Wörterbuch einzutragen beflissen war.

„Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart", hatte ich aus den Titel meines Werkes gesetzt und so handelte es sich also nm das Schriftthum von reichlich viertehalb Jahrhunderten. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob ich — »der als ob überhaupt irgend Jemand — alles das in diesem weiten Zeiträume in deutscher Sprache Erschienene oder auch nur das von dem Erschienenen in irgend einem Abdruck Erhaltene — in stetigem Rückblick auf das daraus für das Wörterbuch zu Gewinnende von A bis Z hätte durchlesen, ausziehen und ausnützen können. Eö bleibt immerhin noch eine Riesenaufgabe, wenn man aus diesem ungeheueren Wust auch nur die hervorragenderen Schriften auswählt, die durch ihre Bedeutsamkeit und ihren inneren Werth es verdienen, als gültige Zeugen nnd Gewährsmänner für das Vorkommen von Ausdrücken, Redewendungen und Redensarten, Wortfügungen und Wortbedeutungen aufgerufen zu werden oder die selbst nachweisbar auf die Aus- und Fortbildung der Sprache einen namhaften und beachtcnswerthen Einfluß geübt. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß nichl auch an den unbeachtet gebliebenen Schriften sich manches für das Wörterbuch Beachtenswerthe und wohl zu Berwerthende findet, aber welcher Bergmann würde daran gehen, Schutthalden auszuklauben, so lange sich ihm noch reiche und ergiebige edle Erzadern zur Ausbeutung darbieten? Dazu kommt noch, daß demjenigen, welcher die Fülle der mit gutem Bedacht ausgewählten Schriften sorgsam und getreulich zur möglichst vollständigen und erschöpfenden Ausnutzung für das Wörterbuch durchmustert, sast ganz von selbst der Zufall auch eine nicht geringe Anzahl anderer, ursprünglich nicht mitgewählter Schriften in die Hände spielt, in denen er mit geschärftem Blick oft sehr wohl verwerthbare und merthvolle Belege entdeckt, die er, sich seines guten Findcrglückes freuend, in die für das Wörterbuch angelegten Bonathsbehälter einträgt. Auch hatte ich mich des Glückes zu erfreuen, daß, sowohl bei meinem Wörterbuche der deutschen Sprache, wie späterhin bei meinem Ergänzungswörterbuche persönlich mir ganz Fernstehende mir unaufgefordert und aus eigenem Antriebe reiche Beisteuern von höchst erwünschten Belegstellen zusandten, die zur wesentlichen Bereicherung meiner eigenen Sammlung dienten. Besonders hervorheben muß ich es, daß ich vei den von mir ausgewählten Schriften mich durchaus nicht bloß aus die wissenschaftlichen und schonwissenschastlichen beschränkt, sondern ganz besonders und geflissentlich auch die fachwissenschaftlichen mit in den Kreis hineingezogen, wie ich es denn in noch weiterem Umfange als eine meiner Hauptaufgaben ansah, in meinem Wörterbuche nicht nur die Büchersprache, sondern zugleich auch die Sprache des gewöhnlichen Lebens, des Handels und Wandels, des allgemeinen Verkehrs, der Handwerke, Künste, Fabriken und der verschiedenen Berussarteil mit auszunehmen, zu würdern und zu erklären, wofür, wo die Bücher nicht ausreichten, aus mündlicher Unterhaltung mir Belehrung und Auskunft zu verschaffen ich mir angelegen sein ließ.

Welche Masse von Büchern mir den Stoff geliefert, mag man annähernd erkennen, wenn man sich die Mühe nehmen will, das am Schluß meines „Wörterbuches der deutschen Sprache" (in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes, S. Z816 ff.) enthaltene und hier 30 Spalten, jede zu etwa 80 Zeilen, füllende „Quellenverzeichniß" etwas genauer ansehen will. Absichtlich sind darin, wie dort besonders hervorgehoben ist, Werke, aus denen nur vereinzelte Belegstellen entnommen sind, nicht besonders — und eben so wenig die in den Sammelwerken enthaltenen Schriftsteller einzeln aufgeführt. Man erwäge dabei, was in einem derartigen Quellenverzeichniß oft eine oder zwei Zeilen für eine Fülle des durchzuarbeitenden Stoffes in sich schließt, was es beispielshalber besagen will, wenn es hier heißt: „Goethe, I. W., 1749—1832. Sämmtliche Werke in 40 Bdn. :c. — oder: „Luther, Mart., 1483—1546. Die Bibel nach der letzten von Luther selbst revidirten Ausg., gedruckt zu Wittenberg durch Hans

Nord und S!,d. Xs^V., IZ>, 13

Lufft. 1545. — Bücher und Schriften nach der Jenaer Folio-Ausgabe, angeführt nach Band und Blattzahl" u. A. in.

Tie für das „Ergänzungs-Wörterbuch" hinzugekommenen Schriften würden außerdem für sich noch einen ziemlich bedeutenden Umfang in Anspruch nehmen.

Diese große Menge von Schriften aus mehr als viertehalb Jahrhunderten war natürlich niemals gleichzeitig auf einem Haufen in meiner Werkstatt oder, wie man fönst mein mäßig großes Arbeitszimmer nennen will. Sie hätten darin, so sehr es auch zu Zeiten mit Büchern angefüllt und überfüllt war, nimmermehr zugleich Raum gefunden. Bielmehr behielt ich in meinem eigentlichen Arbeitsraume größtentheils nur die Bücher, die ich eben unausgesetzt und fortwährend gleich zur Hand haben wollte und mußte; die übrigen Bände wanderten, sobald die daraus für das Wörterbuch zu benutzenden Belegstellen möglichst vollständig entnommen waren, hinaus, um anderen ebenso für das Wörterbuch auszuziehenden Platz zu machen.

Diejenigen, die bis hierher meiner Plauderei zu folgen die Freundlichkeit und Geduld gehabt, werden daraus, denke ich, eine genügende Uebersicht gewonnen haben über die Menge von Schriften, aus denen ich den im Wörterbuch weiter zu verarbeitenden Stoff gezogen. Ich möchie hier nun die Mittheilung anreihen, auf welche Weise dieser Stoff aus den Schriften ausgezogen worden und wie dann die auf solche Weise aus den verschiedenen Werken zusammengebrachte Fülle der später als Beispiele und Belege zu benutzenden Stellen, wenn auch nicht endgültig, so doch wenigstens vorläufig in einer einigermaßen übersichtlichen und die Möglichkeit einer weiteren Ordnung gewährenden Anordnung zusammengestellt und eingefacht worden sind.

Ich glaube, ich komme am schnellsten und kürzesten zum Ziel und mache mich auch den meiner Plauderei Folgenden am deutlichsten, wenn ich sie einlade, gemeinsam mit mir etwa das erste kleine Gedicht unter Goethe's Liedern in möglichster Vollständigkeit sür das Wörterbuch auszuziehen. Jcb darf, wie bisher, auch hier wohl von der Freiheit der Plauderei Gebrauch machen, gelegentlich einzelne mir wünschenswert!, und nothwendig erscheinende Abschweifungen einzuftcchten.

Das kleine zwölfzeilige Gedicht, das in der von mir zu Grunde gelegten vierzigbändigen Ausgabe sich im ersten Bande, Seite 10 findet, lmt den Titel: „Borklage" und lautet:

Wie nimmt ein lciöcnsckicnttich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam anS!
Nim soll ich aar von Ha»5 zu Haus
Tie lose» Blätter alle sammeln.

Was eine lange, weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand,

Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch:
Tie Welt ist voller Widerspruch
Und sollte sich« nicht widersprechen?

Sehen wir uns nun das Gedicht in Bezug auf die daraus für das Wörterbuch zu gewinnende Ausbeute recht sorgfältig an, so drängt sich uns gleich bei der Neberschrift die Frage auf, warum hat der Dichter diese Ueberschrift gewählt? und in welchem Sinne ist das Wort „Vorklage" hier zu fassen? Lassen wir zunächst die Antwort auf sich beruhen und schreiben wir auf einen ersten Zettel.

Vortlage. G.1, 10 (d. h. so viel wie: Goethe, Band 1, Seite 10).

Davon, daß das mittlere Versgebinde in seiner Reimstellung mit den beiden anderen nicht übereinstimmt, sehen wir hier natürlich ab, als ohne Belang für das Wörterbuch, und machen uns zunächst den Gedankengang des Dichters klar.

Er ist zu dem Entschluß gekommen, seine bisher zerstreuten Lieder zu sammeln; aber nun kommt ihm ein Bedenken: er fühlt, seine bei den verschiedensten Gelegenheiten entstandenen Lieder waren der ungesucht hervorbrechende Ausdruck seiner jedesmaligen augenblicklichen Stimmung, er hat darin nicht seine Gedanken in wohlgeordneter Fassung ausgesprochen, sondern, von seinen Gefühlen leidenschaftlich erregt und überwältigt, sie, seiner kaum selbst vollbewußt, gleichsam stammelnd hervorgestoßen; und darum nahm sich schon das einzelne Lied, wie es schriftlich aufgezeichnet worden, seltsam und befremdlich genug ans. Das Befremden muß sich aber noch in hohem Grade steigern, wenn die bei den verschiedensten, zeitlich weit aus einander liegenden Gelegenheiten und unter den widersprechendsten und wechselndsten Stimmungen entstandenen Lieder, zu einem Buche vereinigt, unvermittelt neben einander, — als ständen sie, eine hinter einander fortlaufende Reihe bildend, in unmittelbarem Zusammenhange, — wenn sie, sag' ich, so mit all ihren Widersprüchen dem Leser vor die Augen kommen; aber der Dichter weiß sich über die ihm aufsteigenden Zweisel hinwegzuhelfen und ermannt sich zu dem Entschlüsse, ohne langes Bedenken fein kleines Buch fertig zu stellen. Sei doch, sagt er, die ganze Welt in sich voller Widersprüche: warum solle denn nicht auch sein Büchlein sich widersprechen dürfen?

Damit ist auch der Titel des von dein Dichter seinem Liederbuch voraufgeschickten (Gedichtes erklärt, in welchem er das, was die Leser seinein Buche vorwerfen könne», es selbst beklagend, bereitwillig zugesteht, aber nach Möglichkeit zu entschuldigen sucht, so der Anklage und Beschuldigung seitens der Leser zuvorkommend und vorbauend.

Gehen wir nun aber ins Einzelne und fragen uns, für welche im Wörterbuch zu behandelnden Ausdrücke zunächst die beiden ersten Zeilen des Gedichtes passende und verwerthbare Beispiele oder Belege liefern können. Zuerst finden wir: „ausnehmen", als rückbezügliches Zeitwort, in der Wendung: „Etwas nimmt sich so und so aus." Wir setzen also auf einen auszufüllenden Zettel als Stichwort oben:

Ausnehme« reil. s^d. h. vorduni retlexivuin oder rückbezügliches Zeitworts

und darunter die Belegstelle:

Wie nimint ein leidenschaftlich Stammeln j geschrieben sich so seltsam aus! G. 1, 10.

Tieselbe Belegstelle setzen wir auf einen folgenden Zettel, nur daß wir diesmal nicht ausnehmen durch Unterstreichen hervorheben, sondern „leidenschastlich", das wir anch als doppelt nnterstrichenes Stichwort zur Überschrift mahlen, mit hinzugefügtem a. ^d. h. Adjectiv und Adverb oder: Eigenschafts- und Umstandsworts

Auf dem folgenden Zettel gestaltet sich die Überschrift etwa so: Schreiben tr. jd. h. verdum trsmsnivuin oder zielendes Zeitworts im Gegensatz zu sprechen :c. nnd auf einem weiteren Zettel fügen wir zu dem Stichwort :e. seltsam außer der Bezeichnung (s. o.) etwa noch einige erklärende oder sinnverwandte Ausdrücke, wie: „befremdend, befremdlich, sonderbar, eigenartig, eigenthttmlich".

Da ich planmäßig in meinem Wörterbuch die Fonnwörter nur kurz berührt habe, ihre ausführliche Erörterung einem eigenen Buche vorbehalrend, so bin ich auch hier über das an der Spitze des Gedichtes stehende ausrufende Fürwort „wie" hinweggegangen, obgleich für das Wörterbuch der Formivörter unter diesem Stichwort die beiden ersten Verse wohl als Beleg verzeichnet zn werden verdient hätten, insofern der Ausruf eine verschiedene Abschattung des Sinnes zeigt, je nachdem das sich anschließende Adverb unmittelbar auf das „wie" folgt oder — wie in dein Gedichte — davon getrennt ist, vgl: „Wie <so) seltsam nimmt sich das Stammeln aus!" und: Wie nimmt es sich (so) seltsam aus.

Doch für uns hier kommt es ja überhaupt nicht darauf an, ob wir aus einem Gedichte für das Wörterbuch einen Zettel mehr oder weniger gewinnen, sondern vielmehr nur beispielsweise zu zeigen, wie sich die auszuziehenden Zettel gestalten. So übergehe ich denn auch unter den aus dem dritten und vierten Verse für das Wörterbuch zu gewinnenden Zetteln diejenigen, an deren Spitz« als Stichwörter „nun" und „gar" zn setzen wären, und begnüge mich, hier folgende Stichwörter herzusetzen: HanS. n.: von HanS zu Haus — von einem Haus zum andern ^geheud^ :e. — lose !i. Blatt n. zum Schreiben, zu Aufzeichnungen dienendes — oder: damit versehenes, beschriebenes; — sammeln t,-.

Tie aus dem zweiten VerSgebinde zu gewinnenden Belegstellen stehen bezüglich unter den Stichwörtern: lang a.; weit »; Strecke s; Leben n.;

stehen inti,^i>n8!t.^ von (oder aus) einander stehen, entfernt sein :c. — kommen iritr.: Einem in die Hand (vergl: in Jemandes Hand) kommen! Decke 5.: eines Buches, — Umschlag, Einband, Deckel; gut ".: der gute Leser, vergl. gütig, geneigt, wohlwollend. — Leser m; Hand t.: Einem in die Hand kommen (s. d.).

Schließlich finden sich die aus den letzten 4 Zeilen zu ziehenden Zettel unter den Stichwörtern: schämen, rstl., mit dein Genit. — Gebrechen n. vergl. Fehler, Mangel, Unvollkommenheit :c. — vollende» tr.; schnell n.

— ohne langes Bedenken :c. vgl. schnell entschlossen:c; — Blich n. Welt 5; voll ». (voller, im Positiv); Widerspruch m.; widersprechen intr.

In dem Goethe'schen Gedicht wird das geschriebene Lied dem sich der Brust unwillkürlich, wenn auch in gestammelten bauten entringenden entgegengestellt. Das erinnert mich an ein Rückert'sches Sinngedicht, aus welchem wir noch einige weitere Belegstellen sür das Wörterbuch ausheben und auf Zetteln verzeichnen wollen. Das Gedicht findet sich als Rückert's Beisteuer in dein 1849 von Dr. Heinrich Meyer herausgegebenen Gnttenbergs-Album S. 10g und lautet:

Vier Jahrhunderte sind geschwunden,

Seit du die schwarze Kunst erfunden:

Was hat sie der Welt für Gewinn gebracht?

Den Büchcrhaufeu größer gemacht. 4
Tir mögen die Wissenschaften danken
Für die Erweiterung der Geistcsschrauken,
Tie Weltverbreitung der Gedanken.

Die Poesie steht gedankenvoll 8
Und weist nicht, was sie sagen soll.
Als sie, statt gesungen, ward gesprochen.
War ihr der eine Fittig gebrochen:

Als sie, statt gesprochen, ward geschrieben, 12
Ist im andern Fittig kein Kiel geblieben.
Nun, statt geschrieben, sie wird gedruckt.
Hat sie des Todes Krampf durchzuckt

Nur die Kritik 1«

lind die Politik,

Tic beiden Tode der Poesie,

Ohne Trnckerschwcirze, was wären sie?

Drum mögen dir diese beiden huloigen, 20
Tie Poesie läßt sich entschuldigen.

Man sieht sofort, daß ich zunächst die Berse 10 bis 14 im Auge hatte, und diese liefern uns auch für unsere Sammlung Zettel, je mit den an die Spitze zu stellenden transitiven Verben: singen; sprechen; schreiben; drucken als Stichwörtern. Andere daraus für das Wörterbuch zu verwerthende Zettel führen als Ueberschrift die Stichwörter: Fittig 02.; Kiel m. bleiben im,.; Krampf m. (Todeskrampf): durchzucke« tr.

— Zettel, die sich aus andern Versen des Gedichtes für das Wörterbuch gewinnen lassen, fallen z. B. unter die Stichwörter. Jahrhundert II. und schwinden, inti. (v. 1). — schwarz». und Kunst s. (v. 2). — Gewinn m. und bringen tr. (v. 3) — Biichcrhaufcn m.; gros;», (größer wachen, vgl. vergrößern) (v. 4); — Wissenschaft t'., im Gegensatz zur Poesie/ vgl: schöne Wissenschaften, und danken iutr. (v. 5). — tkrweitcrnng k. und Gcistcöschranke t. (v. 0). — Weltverbreitnng f. und Gedanke m. (v. 7) gedankenvoll ,i. (v. 8). Ferner z. B. Tod m., Mehrzahl: die Tode (v. 18) — Truckerfchwärzc t., (v. 19). — huldigen intr. (v. 20). — entschuldigen ti., ietl.: sich entschuldigen — sein Nicht-Erscheinen, sein Ausbleiben entschuldigen.

Aus dem Gesagten wird, denke ich. vollständig klar geworden sein, aus welche Weise die Zettel für das Wörterbuch aus den Schrifteil ausgezogen und hergestellt werden — natürlich nicht, nm samint nnd sonders vollständig an ihrer Stelle ins Wörterbuch aufgenommen zu werden, sondern vielmehr, um die uothweudige oder doch wünschenswerthe Fülle des Stoffes zu bieten, aus welcher dann jedes Mal nur die bedeutsamsten, beweiskräftigsten und schlagendsten Belege auszuheben und auszuwählen sind. Tie anderen Zettel find darum doch nicht nutzlos, sie liefern die Beispiele für die keiner besondern Belege bedürfenden und doch so nothwendigen, möglichst vollständig aufzuführenden allgemein üblichen Bedeutungen, Anwendnngcn, Berbindungen und Fügungen der einzelnen Wörter, und eine reiche Fülle, selbst Ueberfülle von Zetteln erweist sich als vurtheilhaft, weil in einer derartigen Zettelwirthschaft auch bei der aufmerksamsten Sorgfalt und grSszten Achtsamkeit man kaum je ganz wird vermeiden können, daß sich Manches — verzettele, sei es, daß einzelne Zettel ganz verloren gehen oder doch wenigstens verkramt werden, in ein falsches Fach Hineingerathen oder Aehnliches mehr, so daß, wenn nicht mehrere Zettel sür Ein und Tasselbe vorhanden sind, die Gefahr nahe liegt, etwas BeachtenS- und Envähneuswerthcs an der richtigen Stelle zn übersehen und auszulassen. Tay sich in der Herstellung der Zettel manche Abkürzungen und Vereinsachnngen bei der Ausführung fast von selbst ergeben, mag hier wenigstens im Vorübergehen erwähnt werden.

Aber wie werden nun diese Zettel jeder an der geHöngen Stelle untergebracht, so daß man bei der Ausarbeitung eines bestimmten Wortes die dafür gesammelten und zu verwerthenden Aufzeichnungen alle übersichtlich zur Hand hat?

Die erste vorläufige Sonderuug und Ordnung der Zettel geschieht nach dem Anfangsbuchstaben der Stichwörter. Man braucht jein besonderes Behältniß für A als Anfangsbuchstaben, ein anderes für B u. f. w. Ter

Umfang dieser Behältnisse ist verschieden, ähnlich wie der für die Fächer in einem Setzkasten, und richtet sich danach, wie häufig eiu bestimmter Buchstabe im Anfange deutscher Wörter etwa auftritt. Man sieht von vorn herein, daß man sür C und O als Anfangsbuchstaben mit einem geringen Raum ausreicht, daß dagegen S einen ganz unverhältnißmäßig großen Rann? in Anspruch nimmt, so daß man sich veranlaßt findet, wenn nicht von vorn herein, doch jedenfalls sehr bald Unterabtheilungen zu machen und statt eines einzigen Behälters für S mehrere zu wählen, etwa einen eigenen für Sa, einen anderen für Sch, Se, Si, Sk, So, Sv, St, Su u. ä. m.

Hätte ich mich nun dafür entschieden, wie es die Grimm und die meisten Verfasser deutscher Wörterbücher gethan, die aufzunehmenden Wörter — gleichviel, ob es Grundwörter oder Zusammensetzungen sind — unterschiedslos und gleichmäßig hinter einander rein nach ihrer Reihenfolge im Abece aufzuführen, so würde z. B. der erste der hier von uns gewonnenen Zettel, mit dem Stichwotte: Vorklage in das Behältnis; sür B gelegt worden sein, der zweite mit dem Stichworte: ausnehmen in das für A n. f. w. Ich- aber bin nach allseitiger Prüfung und Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse zu der unerschütterlichen Ueberzeugnng gelangt, daß nach der Eigenart unserer Sprache eine innere Vollständigkeit des Wörterbuches nnr erreichbar ist, wenn hier die Zusamniensetzungen unter den Grundwörtern behandelt werden, allerdings aber — so weit sie eine besondere Besprechung erheischen — der schnellen Übersichtlichkeit halber streng nach der Reihensolge des Abece. Darauf werde ich an anderer Stelle noch ausführlich und eingehend zurückkommen. Jedenfalls aber folgt daraus, daß nach der Anordnung, die ich für das Wörterbuch als die zweckmäßigste erkannt und gewählt, Vorklage unter Klage, ausnehmen unter nehmen zu behandeln ist, und demgemäß für die beiden Zettel bezüglich nicht in die Behälter für B und A, sondern in die für K und N zu legen sind. Aehnliches gilt für alle Zusammensetzungen überhaupt, auch da, wo das Grundwort allein an und für sich wenig oder nicht üblich ist. Sehen wir uns z. B. die Zusammensetzungen in unserer bisherigen kleinen Zcttelsammlung an. Wir werden hier aus dem Goethe'schen Gedicht Gebrechen als zusammengesetzt aus brechen (mit der Vorsilbe ge-) in das, Behältniß für B legen, Widerspruch nach dem Grundwort Spruch in das Fach für Sp und ebenso widersprechen nach dem Grundwort sprechen; ferner ans dem Nückert'schen Gedicht: Jahrhundert ir. nach dem Grundwort: das Hundert in den Behälter sür H; Gewinn W. nach deni allerdings für sich allein nur selten noch vorkommenden Grundwort: der Winn dem W zutheilen; Bücherhaufen (Grundwort: Haufen) dem H, Erweiterung nebst erweitern (Grundwort: weitern) dem W, Geistesschranke (Grundwort: Schranke) dem Sch. Ferner ist für Weltverbreitung das Grundwort: Verbreitung, das nach der Einrichtung meines Wörterbuches unter verbreiten zu besprechen ist, wie dieses selbst wieder unter dem Grundmorte breiten. Demgemäß legen mir den Zettel mit dem Belege sür Weltverbreitung in das für,B bestimmte Behältniß u. f. w.

Wie nun die weitere Sonderung und Vertheilung der Zettel vor sich geht, begreift sich ohne Weiteres. Nimmt man z. B. das geräumige Behältnis; vor, welches alle für die Ausarbeitung des Buchstaben A im Wörterbuch bestimmten Zettel in sich schlicht, so richtet man bei den Stichwörtern das Augenmerk auf die dem A unmittelbar folgenden Buchstaben. Man hat eine genügende Anzahl kleinerer Behälter, die den Anfängen: A, Aa, Ab, Ach, Ack, Ad, Ae, Af, Ag, Ah, Ai, Ak, Al u. f. w. entsprechen. In diese ordnet man ohne Schwierigkeit sämmtliche Zettel für A ein. Die weitere Sonderung erfolgt in ganz gleicher Weise, nur das; man jetzt das Augenmerk bezüglich auf den dritten :c. der Anfangsbuchstaben im Stichworte richtet, und so gewinnt man z. B. aus dem Behälter für Aa die weiter geordneten Zettel für Aa, Aach, Aak, Aal, aalen, aalicht, Aam, Aap, Aar, Aas, aasen. Aaser, nashaft, aasig u. f. w.

kommen wir nun zu den niit Ab beginnenden Zetteln, so tritt hier besonders scharf der Unterschied in der AnordnungSweise der Zusammensetzungen bei mir und bei Andern hervor.

Da, wo die Zusammensetzungen mit den Grundwörtern nnterschiedslos, als wären sie gleich berechtigt, in ganz gleicher Reihe nach der Folge des Abece aufmarschiren, folgen unmittelbar auf Ab (als Adverb), die mit dieser Vorsilbe gebildeten Zusammensetzungen, die bei mir den bezüglichen Grundwörtern zugeordnet sind. So folgen dort auch auf das Hauptwort Abend die Zusammensetzungen, in welchen dieses Wort als Bestimmungswort die erste Hälfte bildet. In dem Grimm'schen Wörterbuch z. B. sind derartiger Zusammensetzungen etwa 100 aufgeführt. Welche Willkürlichkeit und Lückenhaftigkeit aber hierbei herrscht, zeigt sich unwiderleglich, wenn man sieht, das; ich in meiner kritischen Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuchs (Heft I, S. 24ff. und Heft II S. 229ff.) und in meinein Programm eines neuen deutschen Wörterbuches S. 17 eine größere Zahl eben so zur Aufnahme berechtigter, aber bei Grimm fehlender derartiger Zusammensetzungen habe nachtragen können. In meiner Zettelsammlung haben diese mehr als 2(10 niit „Abend" beginnenden Zusammensetzungen ihre Stelle nicht unter „Abend" gefunden, sondern, wie gesagt, jedes Mal unter dem betreffenden Grundworte. Sehen wir uns im Grimm'schen Wörterbuch wenigstens die ersten vier der unmittelbar hinter „Abend", eben so wie dieses als eigene selbständige Artikel aufgefühtten Wörter an. Da treffen wir zuerst:

^LtM0^NV^0II'1', f. seine «denclsnäącitt Kälten. Das ist Alles, was der Nachschlagende hier findet, und, wenn er über die Bedeutung des Wortes Weiteres erfahren will, bleibt ihm nichts übrig, als das Wort Andacht nachzuschlagen. Hier findet er denn auch in der That unter Anderem:

„Zumal wird unter Andacht das Gebet verstanden, seine Andacht verrichten, solche Gebete heißen Morgen- und Abendandachten".

Ist es da nicht viel einfacher, gleich eine Anordnung zu treffen, nach welcher der Nachschlagende von vorn herein weiß, daß er die Auskunft über Abendandacht unter dem Grundwort Andacht zu suchen hat, welches, als selbst zusammengesetzt, er in D unter dem „außer in Zusammensetzungen ungewöhnlichen" weiblichen Hauptwort Dacht findet, wie das in meinem Wörterbuch der Fall ist. Auf diese Weise gewinnt man nicht nur an Raum und erspart gleichzeitig dem Suchenden die Mühe eines vergeblichen und unnützen Nachschlagens, sondern es fällt auch auf das gesuchte Wort durch die Stelle, an der es beispielsweise neben anderen ähnlichen und in unerschöpflicher Anzahl nach Aehnlichkeit zu bildenden Zusammensetzungen steht, sofort die richtige und gehörige Beleuchtung, f. mein Wörterbuch, wo unter Andacht in der engern Bedeutung: Gebet, anbetende Verehrung, Neligionsübung u. s. w. beispielsweise meiner Zettelsammlung auch folgende Belege entnommen sind: Den . . . Kopf eines Jupiters . . . Meine Morgen-A. an ihn richten. Goethe 23, 181 . . . Gebetformel zu Morgen- und Abend-A—en. Klencke Parnass zu Braunschweig 1, 15 :c. Nach dieser Anordnung begreift man an dieser Stelle sofort, ohne daß es besonders einer Einzel-Ausführung und -Aufzählung bedürfte, daß sich zahlreiche ähnliche Zusammensetzungen bilden lassen, z. B. Mittags-, Vesper-, Sonntags-, Montags-, Werktags-, Fest-, Oster-, Weihnachts-Andacht n. s. w. und welches ihre Bedeutung ist. Wenn aber diese und ähnliche Zusammensetzungen nach ihren Anfangsbuchstaben in alphabetischer Reihe auSeinandergerissen und zerstreut sämmtlich eben so wie Abendandacht ^ im Wörterbuch aufgeführt werden sollen — wie will man da auf eine anch nur einigermaßen erschöpfende Vollständigkeit rechnen? (fo fehlen z. B. in den bis jetzt erschienenen Bänden des Grimm'schen Wörterbuches: Dinstags-, Fest-, Freitags-, Kar freitags-Andacht) und, wenn willkürlich nur die von den Sammlern zufällig aufgezeichneten Zusammensetzungen dieser Art dem Wörterbuch einverleibt werden, ist diese die Auskunftsuchenden in andern Fällen zum vergeblichen Nachschlagen verlockende Weise nicht die unnützeste Raumverschwendung?

Auf Abendandacht folgt im Grimm'schen Wörterbuch: „^IZLXO1jI58I^1I, in. nnl. neuniederländisch^ ävoinibsxoek, <1«n mim ttdsnci8 ruäLut «äer einiMnAt,"

Bei mir steht dies Wort nicht als eigener, besonderer Artikel, sondern unter Besuch <s. Such) in der Bedeutung Visitc :c. (mit einem Belege aus Goethe), als Beispiel der Zusammensetzungen, von denen ich hier mit Rücksicht auf den Raum nur die mit dem Buchstaben A beginnenden hersetzen will: Abschieds-, Anstände-, Antritts-Besuch. Diese gewiß eben so zur Aufnahme berechtigten Zusammensetzungen fehlen im Grimm'schen Wörterbuch. Es wird vergönnt sein, aus deni Vorwort zu meinem ErzänzungSwörterbuch hier einen Satz zu wiederholen. „Ich habe," heißt es dort, „in Betreff der Zusammensetzungen, die auö dem Wesen unserer Sprache selbst geschöpfte und durch den Erfolg meines großen Wörterbuches bewährte Anordnungsweise fest haltend, von vorn herein auf eine rein äußerliche und dabei doch nie ganz zu erreichende Vollständigkeit verzichten können, mich aus eine sorgfältige Auswahl wirklich bezeichnender und maßgebender Zusammensetzungen beschränkend, nach deren Aehnlichkeit man jedesmal leicht unzählige andere wird bilden und verstehen können. In einer die Grundwörter und die Zusammensetzungen durch einander wirrenden und sie, als wären sie gleich berechtigt, nach ihrer Reihenfolge im Abece hinter einander aufführenden Anordnung hätte die innere Vollständigkeit iil den Zusammensetzungen selbst nicht auf dem Drei- und Vierfachen des UmfangcS erreicht werden können." Hinzufügen möchte ich nur noch, daß, wenn man einmal bei der Entwersung des Planes und Grundrisses zu einem Bau für die lichtvolle Anordnung Sorge zu tragen verfänmt hat, es ein vergebliches Bemühen ist, Hintennach das Licht — und sei es in Scheffelsäcken — von außen hineintragen zn wollen.

In Bezug auf das nun im Grimm'fchen Wörterbuch folgende „Abendbetglocke" könnte ich nur das Gesagte mit anderen Beispielen wiederholen und ebenso bei deni darauf folgenden:

^LLXLLI^^I', ii.iidenäs ausFLFobus zieitn»^, soinr. s^—schwedisch^ irt'tcmblittlkZt Mes: uftonlilnä^ dem ich zunächst einfach aus der ausführlichen Behandlung des Wortes Blatt in meinem Wörterbuch folgende Stelle gegenüberstellen möchte:

Blätter, öffentliche Blätter: Zeitungen, Zeitschriften: Tie Nachricht hat in allen Blättern gestanden; Er redigirt ein kritisches Blatt- Blätter für litterarische Unterhaltung. Wer hätte aus deutsche Blätter Acht, Morgens, Abends und Mitternacht, c^ootli^ 8, 129, und viele Zusammens., welche Zeit des Erscheinens, Inhalt, Leserkreis, Zweck, Preisangeben, z. B.: Die Morgen-, die Abend-, die Nachmittags- und Milternachtsblätter. Imiu^rmonn M. 1, 140; Tagesblätter lMrn« 2, 108); Wochenblättlein (Lsdel 3, 204); SonntagS-B.; Zeit: (Immerinäriri 12, 141), Zeitungsblatt (i'rciligrätk 1,109), Amts-, Bezirks-, .«reis-, Provinzial-, Volks-, Schul-, ErgänzungS-, Unterhaltungs-,Conversations-, Mode-, Haupt-, Bei- <.^u<?i'liacb. Leb. 1, 10»), Partei-, Pfennig-, Niesen-B. <X,>bl Engl. 2, 13, von sehr großem Format) u. ä. ni. Ta aber, möchte man weiter fragen, Abendblatt im Grimm'fchen Wörterbuch unter einem eigenen Stichwort behandelt ist, warum fehlt denn z. B. Abendzeitung und das doch wohl eine besondere Besprechung herausfordernde: Abendpost, vergl. in meinem Wörterbuch unter dein Grundworte Post, das Folgende: „. . . auch als Titel von Zeitschriften, z. B. Ostdeutsche P., redigirt von Xuraucl«, :c. (s. Schnell-, Morgen-P.) . . . Zusammeiis. (vergl. entsprechend die von ‚Zng' in Beziehung aus Eisenbahnen), z. B. nach der Zeit respective des Abgangs- oder der Anfünft: Tie Zehnuhr-, Früh-, Morgen-, Abend-, Mittags-P. Tie Montags-P., z. B. auch als Titel von Zeitungen :c."

An diesen Bemerkungen zu den ersten vier mit Abend als Bestimmungswort gebildeten Zusamipensetzungen des Grimm'schen Wörterbuches kann ich es hier um so süglicher genug sein lassen, als sich doch noch wohl in einer späteren Plauderei von den in's Wörterbuch aufzunehmenden Zusammensetzungen zu sprechen, Anlaß und Gelegenheit findet.

Ich bemerke also hier nur, auf die Ordnung der gesammelten Zettel zurückkommend, daß plangemäß die mit dem Bestimmungswort Abend beginnenden Zusammensetzungen nicht unter Abend, sondern unter das jedesmalige Grundwort einzuordnen sind. Dagegen finden sich in dem für Abend bestimmten Fach eine Menge Zettel zusammen, bei deren Stichwörtern Abend das Grundwort der Zusammensetzung ist. Die Verarbeitung all dieser Zettel giebt ein gutes Beispiel dasür ab, wie es durch die Zusammenordnung des Zusammengehörigen möglich wird, auf einem verhältnißmäßig sehr geringen Naum die massenhaft vorliegenden und nach Aehnlichkeit ins Unendliche zu vermehrenden Zusammensetzungen in einer das Wesentliche möglichst erschöpfenden Weise zu behandeln. Und so lasse ich denn zum Schluß dieser zweiten Plauderei aus meinem Wörterbuch nachstehende unter Abend sich findende Stellen hier folgen und für sich sprechen:

„Abend rn. . . .: 8, Wie der Beginn der Nacht, so namentlich bei Festen oder in Verbindung mit cheilig' der Vorabend, Tag vorher. Sprichwort: Gewinnen ist der Abend vom Verlieren. I^ossin^ 11, 653 zc. Gewöhnlich: Ter heilige A., Christ-, Weihnachts-, Johannis-A. :c.

Anm. In Zusammens. bleibt Tag weg; der Thomastag ist z. B. der 21. Tecember; Thomastag Abend der Abend des 21. Dec., aber: Am S. Thomasabend, den 20. Dec. Stumpf, Schweiz. Ehron. 72öa; S. Katharinen-, S. Mathis-, Palm-, Fest-Abend. Eben so verschieden Sonntagabend, Ende des Sonntags; Sonnabend, der Tag vorher und dazu: Sonnabend A., ähnlich wie Weihnachtsnacht :c."

In dem eigenen Absatz aber, der dann die Zusammensetzungen bringt, heißt es weiter, wobei die in eckigen Klammern beigefügten Zahlen auf das Vorangegangene zurückweisen:

„Zusammens. mit den Namen aller Feste Wochentage, Monate, Jahreszeiten: Pfingst-, Mittwoch-, Tecember-, Frühlings- :c., ferner ^ und nach der Art, wie — und dem Ort, wo man Abende zubringt zc., z. B.: Ball-; Beicht-; Boston-; Erden- lauf der Erde zugebrachter^ Sals 40; Erzähl-; Gebügs-; Gewitter-; Himmels-: Erst am H., als es am Himmel Abend wurde. Schubart 3,54; Kneip-; Lese-; Nebel-; Schauspiel-; Spiel-; Theater-; Thee-; Trink-; Zank-; Zauber-; zaubervoller A. Hölderlin Huper. 233 u. v. a."

Es lagen in dem für Abend und die Zusammensetzungen dienenden Zettelfach mir noch Belegstellen für sehr viele andere, ähnliche Zusammensetzungen vor; aber es mar niemals meine Abficht gewesen, die gesammelten Zettel anch sämmtlich vollständig ins Wörterbuch aufzunehmen, sondern vielmehr, aus dieser Ueberfülle unter Ausscheidung des Entbehrlichen eine genügende Ausmahl des Nothwendigen zu treffen und also z. B. für die Zusammensetzungen bestimmte Vertreter auszuheben, nach denen der Nachschlagende ohne Weiteres das Vorkommen und die Bedeutung von zahlreichen ähnlichen entnimmt, wie in dein vorliegenden Falle z. B. zu Pfingstauch Oster- zc., zu Mittwoch- auch Dinstag- ?c., zu Decemberauch Januar- ?c, zu Frühlings- auch Lenz-, Herbst- :c., ferner zu Ball- auch Tanz-, zu Boston- auch Whist-, Skat-, Schach- :c. Abend u. f. w., und bei den ausgewählten Ver-tretern wurde auch nur in einzelnen wenigen Fällen, wo es der Nachschlagende vielleicht besonders wünschen zu können schien, die genaue Belegstelle aus den Zetteln hinzugefügt. So konnte an dieser Stelle über sehr viele Zusammensetzungen mit dem Grundwort Abend, die bei einer anderen Anordnung, wenn man auch nur annähernd eine einigermaßen erschöpfende Vollständigkeit erreichen wollte, einen ungemein großen Raum erfordert hätten, in wenigen Zeilen das Nöthige gesagt werden. Freilich blieben, nachdem durch die zusammenfassende Besprechung eine große Anzahl der Zusammensetzungen von Abend erledigt war, immerhin noch einzelne zurück, die noch eine besondere Besprechung oder wenigstens besondere Bemerkungen nothwendig machten, und diese noch nicht erledigten Zusammensetzungen findet man denn auch durch besonderen Druck hervorgehoben, übersichtlich nach der Reihenfolge des Abece geordnet, in meinem Wörterbuch einzeln besprochen.

Zch will mit Rücksicht auf den Raum daraus nur sehr Weniges hersetzen. Eine Bedeutung des Wortes Sommerabend ist durch das Vorangegangene bereits erledigt. Darum steht unter diesem Wort auch die Hinweisung: „s.o.", aber mit der Hinzufügung: „auch der Punkt am Himmel, wo die Sonne beim Anfang des Sommers untergeht", nnd danach genügt kurz darauf bei Winterabend der Hinweis: f. Sommer-A., wie andrerseits ls. o.) unter Sonnabend der bloße in .eckige Klammern gesetzte Hinweis ausreicht: ^3 und Amn.^.

Man ersieht ans dem Gesagte», welche Vortheile die von mir gewählte Anordnungsweise, die Zusammensetzungen unter ihrein Grundworte zu behandeln in Bezug ans Kürze nnd innere Vollständigkeit gewährt, aber außerdem schützt sie auch den Wörterbuchschreiber, weil er mit dem Grundworte zugleich die ganze Fülle der Zusammensetzungen überblickt, weit mehr vor der Gefahr, Sachen, welche eine Besprechung verdienen oder erheischen, zn übersehen und an der gehörigen Stelle unbesprochen zn lassen.

So ist es z. B. sehr auffällig und befremdend, daß unter Abend in dem Grimm'schen Wörterbuch die Verbindung „der heilige Abend" im Sinne von Vorabend <W voil!e> ganz unerwähnt geblieben ist, zumal doch schon ?ris<?Ii, ^tlvluii^, O«mp« zc. diese Anwendung aufgeführt haben und außerdem (f. o.) dazu Lessing noch ausdrücklich auf das Sprichwort hingewiesen hatte: „Gewinnen ist der Abend von Verlieren". Einer solchen Auslassung würde aber Jakob Grimm viel weniger ausgesetzt gewesen sein, wenn ihm mit den Belegen für Abend zugleich auch z. B. die für Weihnachts-, Christ-, Thomas-, Andreas-, :c. Abend vorgelegen hätten, wie denn z. B. im 2. Bd. des Grimm'schen Wörterbuches aufgeführt ist:

„(,'LIiI8?^LL^I), m. ciies ante tostuiri OKristi u«tal« proximu«. — Krwabencl. Zlvst. 27,3."

Hiermit aber will ich, um nicht durch übermäßige Länge der einzelnen Plaudereien zu ermüden und die Geduld auf eine allzu harte Probe zu stellen, diese meine zweite Plauderei schließen.

Wiens architektonische Physiognomie/)

von

R. F. Krrll.

— München, —
1.

Tage IVieus.

icht umsonst wird. Wien in Liedern hochgepriesen! Schon seine

ungemein günstige landschaftliche Lage würde hinreichen, dem Manien dieser Stadt einen besonderen Klang zu verleihen. An der einzigen Stelle, wo die nordwärts streichende Kette der bei Marburg sich gabelnden Alpen durchbrochen ist, um die Donau durchzulassen, auf den letzten Bodenwellen der Ausläufer des Wiener Waldes, am Rande einer großen Ebene liegt die Kaiserstadt beouem hingebettet. Rings um sie breitet die Natur die Fülle ihrer Fruchtbarkeit aus. Häusig sieht man in den äußeren Bezirken der Stadt, was noch vor einigen Jahren auch innerhalb der Linien keine Seltenheit war. Gründe, die bereits als Bauplätze bezeichnet sind, dicht neben den Neubauten, einstweilen noch bepflanzt mit Neben und Korn.

Auf den sanften Abdachungen der Hügel, die sich vom Leopoldsberg über Baden gegen Süden hinziehen, wächst Wein genug, um die Wiener

Zu unserer Schilderung benichtc Werke: K. Weih, Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken, hcrauSg. vom vstcrr. Ingenieur- und Architetten-Vcrcin, II. Aufl. 1865, E, Ranzoni, Wiener Bauten, 1873, E. Winklcr, Technischer sichrer durch Wien, 1873, siarl Weih. Topographie der Stadt Wien. 1876. W, Kisch, Die alten Straßen und Plätte Wiens, 1883. Die österreichisch > ungarische Monarchie in Wort und Bild I. Thl. 1386.

bei Laune zu erhalten. (Im Mittelalter war der Weinbau der Hauptnahrungszweig der Wiener.) Auch des herrlichen Obstes wollen wir nicht vergessen. Das ungeheure, mit Fruchtfeldern bedeckte Marchfeld jenseits der Donau ist sodann mehr als ausreichend, der Riesenstadt das tägliche Brot zu reichen; Hasen und Nebhühner liefert es als Zugabe außerdem, sonstiges Wild der Wiener Wald. Für Fastenfische forgt der große Strom. Während so für die Befriedigung aller leiblichen Bedürfnisse eine dauernde Garantie gegeben ist, kommen noch weitere besondere große Annehmlichkeiten hinzu.

Das Klima ist den größten Theil des Jahres hindurch mild und wenn auch der verrusene Wiener Wind zuweilen recht unangenehm bläst, so hat er doch andererseits das Gute, daß er die schlimmen Ausdünstungen und den Nauch, wovon die Weltstadt so viel erzeugt, mit sich fortführt. Etwas Köstliches ist es serner darum, daß Lage und Klima es dem Wiener gestatten, trotz der großen Ausdehnung der Stadt mit der Natur in engem und unausgesetztem genußreichen Verkehr zu bleiben. — „Hinter diesen ersten Hügelreihen," heißt es in der begeistert geschriebenen Einleitung" des Werkes: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, „giebt es noch ein weites hügeliges Gebiet, das jedes Wiener Kind sein eigenes liebstes Gehege nennt, den herrlichen Wiener Wald." — Durch eine kleine Ausgabe vermag sich der Wiener in jene lieblichen einsamen Wald- und Wiescnlandschaften oder in die Blumengarten seiner Villa zu versetzen, auf Hügel zu gelangen, welche von reiner Luft umspielt sind und herrliche Fernsichten gewähren. Wenige Gulden aber befördern ihn in's Hochgebirge auf den Seinmering, die Raralp, den Schneeberg u s. w.

Nach der anderen Seite hin steht ihm der mächtige Strom zu Verfügung, der ein erquickendes Bad bereit hält, eine breite Straße für Dampfschiffe bietet und eine herrliche Gelegenheit sür den Sport des Nuderns und Fischens, sowie der Wasserjagd in seinen Auen.

Als ebenso günstig wie die landschaftliche muß auch die handelsgeographische Lage der Stadt bezeichnet werden, da sie Wien zur natürlichen Vermittlerin stempelt zwischen dem Westen Europas und dem Osten sammt dein Orient, zugleich aber auch zwischen den Ländern nördlich und südlich von der Donau.

Dieser großen Summe von Vortheilen und Annehmlichkeiten mag der sprichwörtlich gewordene Frohsinn und die Behaglichkeit der Wiener ^entsprungen sein. Sie mag aber auch mit eine Schuld tragen an jenem berufenen Sichgehenlassen, jener süß berauschenden Narkose, die so Manchem in der wohligen Stadt die Thatkraft gelähmt hat. Lchiller, der Wien nur dem Nuse nach kannte, zeichnet nur die Lebenslust seiner Bewohner mit den Worten: „Mich (die Donau) umwohnt mit glänzendem Aug das Volk der Phäaken, immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß." Dem geborenen Wiener Grillparzer dagegen, einem glühenden Verehrer seiner Vaterstadt, entrang sich der schmerzliche Nus: „Du l^apua der Geister!"

Tiese Genussessreudigkeit, dieses offene und unbekümmerte Wesen des Wieners spiegelt sich natürlich auch in der architektonischen Erscheinung der Stadt ab. Ein Hauch des Frohsinns ist darüber ausgebreitet, der aber bei den Bauten der neuesten Aera leider oft von einer allzugroßen, geradezu prahlerischen Ueppigkeit übermeistert wird.

Auch der Baukunst gegenüber bewährt übrigens die Landschaft ihre Freigebigkeit. In nächster Nähe, wenige Stunden entfernt, in St.Margarethen n»d Willersdorf, finden sich Steinbniche, welche einen trefflichen Baustein, einen Kalkstein von halbkrystallinischer Textur und Hellgraulichgelber Farbe liefern. Tiefe Farbe trägt nicht wenig dazu bei, den Eindruck von Freundlichkeit und Heiterkeit bei der Wiener Architektur zu verstärken.

Es sei indes; sogleich hinzugefügt, um keine falsche Borstellung auskommen zu lassen, daß dieser Banstein, weil doch zu kostspielig, nur beim kleineren Theile der Wiener Bauten Berwendung gefunden hat, der weit größere Theil ist mit dem AllcrweltSstuck incrustirt, der indeß öfters die Farbe jener Gefteinsart imitirt. Berhältnißmäßig selten ist dagegen dem Backstein, der doch fast überall den Körper der Gebäude zu bilden hat, gestattet worden, sich auch im Aeußern zu zeigen.

Das ernste Aussehen, welches Backsteinfassaden fast immer besitzen, mag neben den Kosten der Anwendung derselben in Wien im Wege stehen.

Eisen und Glas können aber bei der Aufzählung der Hauptelemente der Wiener Architektur fo wenig wie die in bläulichem, grünlichein und violettem Tone auftretenden, für den coloristifchcn Ge"ammteindruck wichtigen Tachschiefer unerwähnt bleiben.

Grundplan der 5tadt.

Um nun ein Bild der Stadtanlage zu erhalten, haben wir uns zuerst mit ihrem Grundriß vertraut zu machen.

Wien besteht heutzutage aus drei Haupttheilen, die aber beim Durchschreiten nicht der Zeit ihrer Entstehung nach anseinandcr folgen.

Im Centruni, das ungefähr die Gestalt eines regelmäßigen Sechsecks besitzt, dessen nordöstliche Seite nn den Tonaumnal stößt, befinden wir uns im ältesten Theil, in der Altstadt, in Wien kurzweg „die Stadt" geheißen. Sie wird, mit Ausnahme der ^.naiseite, umschlossen von dein jüngsten Theil, dem Ring sammt den angrenzenden Quartieren.

Jenseits des Ringes und des Tonaucanals resp. der Wien, breitet sich dann der Zweitälteste, räumlich größte Theil, die Vorstädte aus, in besonders benannte Bezirke eingetheilt, in weiter Eutsenuing sich verzettelnd und in die Landschaft sich verlierend oder auf's Neue zu einem Vororte sich sammelnd und mit diesem dann endigend.

Gestaltung der Altstadt.

Tie Altstadt ist auf einer unebenen Bodenanschwellnng, Hügel kaum zu nennen, gelegen, welche bis nahe an den zum Canal regulirten Tonauarm vordringt und dort ziemlich steil abfällt, so daß der Quai daselbst «n einzelnen Stellen etwas zu schmal ausgefallen ist. Auch die NordWestseite der Altstadt besitzt ein beträchtliches Gefäll, während dasselbe gegen Osten als ein geringfügiges bezeichnet werden kann. An der Westseite aber geht das Terrain von der Hofburg aus horizontal in den Ring über und von diesem mit einer kleinen Steigung in die Auszenstadt.

Um den unregelmäßig in Straßen und Plätze zerschnittenen Grundriß der Altstadt zu verstehen, hat man sich zu vergegenwärtigen, daß dieselbe zuerst um die Mitte des XII. Jahrhunderts Sitz der Babenberger wurde und zwar mar es Heinrich II., Jasomirgott, welcher vom Leopoldsberg herabstieg, die Stadt zu seiner Residenz erwählte und an einer hochgelegenen Stelle derselben seine Burg erbaute. Die Burg ist heute verschwunden, aber der Platz hat den Namen „Am Hof" bewahrt. Eine zweite Hauptstätte dieser frühmittelalterlichen Stadt war der hohe Markt. Die Stephanskirche, zu welcher der Grund, in kleinerem Umfange aber, als ihn der jetzige Tom besitzt, schon vor dein Bau der Burg gelegt worden war, befand sich anfänglich außerhalb der Mauern im Osten der Stadt. Von diesem ersten Bau ist nichts erhalten. Wahrscheinlich noch im XU. Jahrhundert begannen die Babenberger ebenfalls außerhalb der Stadt an deren Südseite eine neue Bnrg zu erbauen, aus welcher nilmählich die heutige Hofburg erwachsen ist.

Wenn sich Wien auch rasch entfaltete, so verfloß doch eine lange Zeit, bis es die Residenz eines Kaisers, Albrecht I. (1298) wurde, und abermals eine geraume Frist, bis es zur Hauptstadt eines großen Reiches emporstieg. Bekanntlich wurden erst unter Kaiser Marimilian I. die Habsburgischen Länder zu jenem großen, aber sehr uneinheitlichen Besitzthum vereinigt, in welchem Wien zwar als Hauptstadt des Stammlandes hervorragte, aber keineswegs als alleiniges Centrum gelten konnte. Erst im XVII. Jahrhundert wurde es ein solches für die österreichische Monarchie durch die Bereinigung der Reichsbehörden, welche den dauernden Verbleib des kaiserlichen Hoflagers zur Folge hatte.

Wenn nun auch eine Stadterweiternng nach der andern vorgenommen wurde, so blieb doch in der Altstadt stets, wie in allen ummauerten Städten des Mittelalters und der Renaissance, die Einwohnerschaft eng zusammengepreßt. Der Grundplan der Altstadt ist daher, wie gesagt, in unregelmäßiger Weise in Plätze und Gassen (Straßen giebt es in Wien nach dem dortigen Sprachgebrauch überhaupt nicht) zerschnitten. Ter Lauf dieser Gassen geht in vielfachen Biegungen, und die wenigen für damals anständig breiten, heute aber viel zu schmal gewordenen Hauptverkehrsadern verzweigen sich in, auch einst schon enge Gäßchen und Winkel. Sie werden gebildet durch formlose Eonglomerate von Häusern, die durch ihr sehr anspruchsloses Aeußere ihre Existenz entschuldigen zu wollen scheinen. Hie und da findet sich dann dazwischen ein grauer Palast, der als großer Herr

in der Häuserreihe einen breiteren Platz zu bequemem Ausbreiten in Anspruch genommen hat.

Jene Straften und Platze aber, durch die der große Verkehr ffuthet, die Kärntnerstraße, der Stephansplatz, der Graben, der hohe Markt, der Hof, der jiohlmarkt u. s. m. sind natürlich modern ausfrisirt und werden es nock immer mehr. Am Graben, diesem Brennpunkt des Verkehrs, und am hohen Markt sind es sast nur die Monumente, die Dreifaltigkeitssäule und das Votivdenkmal, welche von der Vergangenheit zeugen, aber auch sie gehen nicht weiter als bis zum XVII. Jahrhundert zurück.

Hof und Freiung haben eine Anzahl älterer Gebäude, aber auch nur aus den letzten Jahrhunderten; die zum Theil sehr übermüthige moderne Architektur, die daselbst eingedrungen ist, hat aber auf die ihr altväterisch erscheinenden Vertreter der Perrücken- und Zopszeit nicht die mindeste Rücksicht genommen. So ist denn an diesen Plätzen eine einheitliche behagliche architektonische Stimmung nicht vorhanden.

Wenn man aber auch in jenen stilleren Gassen und Plätzen nach dem Wien des Mittelalters und der Renaissance sucht, so findet man davon nur äußerst geringe Spuren, wenigstens am Aeußeren der Häuser, denn der Kern so mancher der vielen Kirchen und Kloster und auch mancher Privatbäuser stammt allerdings aus jenen Tagen. Die Geschichte Wiens giebt die Erklärung hierfür. Die Bauwerke romanischen Stils wurden theils durch kolossale Feuersbrünste (unuo 1258, 1262 und 1276), theils durch spätere Um- und Neubauten beseitigt. Der wacksende Verkehr veranlaßte sich rasch folgende Stadterweiterungen und der Wandel der Zeit erzeugte neue Bedürfnisse.

Spuren des Mittelalters.

Die einzigen erheblichen Neberresle aus dem frühen Mittelalter bestehen in den romanischen Theilcn von St. Stephan und jenen der M ichaelerkirche.

Die altersgraue romanische Fassade des Domes wirkt aber allerdings für sich allein schon eindrucksvoll genug, um die Phantasie in die Tage der letzten Babenberger zu versetzen. Man schätzt nämlich, daß die untere Partie dieser Fassade, da sie im Wesentlichen dem spätromanischen Stile angehört, aus dem Beginn des XIII. Jahrhunderts herstmnme.

Bei der Michnelerkirche müssen wir in's Innere gehen, uin den Nachhall jener fernen Zeit zu vernehmen.

Mehr als über das Verschwinden der romanischen Bauwerke wundert man sich über das Fehlen der gothischcn, indem uns die Stadtgeschichte von dein Bau so vieler Kirchen, Kloster und Kapellen in Wien während des XIV. Jahrhunderts berichtet. Aber wir erfahren auch, daß in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts mehr als 22 Gotteshäuser ganz oder theilweise umgebaut wurden. Es war dies das Werk der Jesuiten, die mit den starken Reizmitteln des Barockstils die wankend gewordene Herrschaft der Kirche wieder befestigten. So ließen sie denn die meisten Kirchen innen mit neuer Stuckdraperie ausschlagen, einige auch mit kostbarem, spiegelnd geschliffenem bunten Marmor! außen aber klebten sie die bekannte theatralische Tempelfassade vor.

Tie schroffen Pyramiden der Thürme, dem strengen Geiste des Mittelalters entsprungen, mußten es sich gefallen lassen, zu Zwiebelkuppeln umgeknetet zu werden. Allenthalben steigen Thürme mit derlei Kopfbedeckungen aus dem Häusermeere Wiens empor. Es giebt darunter freilich welche mit elegantem Umriß, gar manche gehen aber in's Schnörkelhafte, Triviale und erinnern an Bauernwallfahrtskirchen.

Man empfindet das allerdings noch mehr da, wo sie als Mittelpunkt einer kleineren Stadt auftreten und dieser gleichsam die Signatur zu geben haben. In österreichischen Landen ist das vielfach der Fall. Es fällt geradezu auf, wenn man Wien zureist, sei es nun von Westen oder von Süden her, wie viel häufiger diese Thurmform auftritt, als in Teutschland.

Nur zwei gothische Werke von Bedeutung und zwar der Spätaothik entstammend, sind inWien unversehrt erhalten geblieben, St. Stephan (so viel daran gothisch ist) und die reizvolle kleine Kirche St, Maria am Gestade, auch Maria Stiegen genannt.

St. Stephan.

Man kann an dem Stephimsdom Manches auszusetzen finden und sich doch in ihn verlieben und es ist sehr begreiflich, daß er den Wienern so sehr an's Herz gewachsen ist mit seiner reizvoll malerischen, in Ornamentik prangenden Gothik, die durch das Alter sich 'wunderbar einheitlich und wirkungsvoll Grau in Grau modellirt. Wir können nichts Besseres thun, als die entzückten Worte, in welche Rosegger bei dem Anblick des Thurmes ausbricht, wiederzugeben: „Dieser Thurm ist das in Wahrheit und Wesenheit was er sein will: ein eherner Freudensprung des Menschen gegen Himmel . . . ein gewaltiger Steinstrahl . . . ein sichtbarer Kanonenknall . . . eine nicht für's Ohr, sondern sür's Auge schmetternd aufschießende Rakete."

Aus der Baugeschichte erfahren wir, daß der Stephansdom allmählich mit der wachsenden Bedeutung von Stadt und Staat sich vergrößerte, wozu verschiedene Brände mitwirkten. Rudolph IV., der Stifter, ließ in der Mitte des XIV. Jahrhunderts den Plan entwerfen, dem der Tom seine jetzige Größe und Gestalt verdankt, ^im« 1359 ward der Grundstein gelegt. 1466 das Langhaus vollendet, 1433 der südliche Thurm. Der Entwurf zu deni gothischen Stephansdom wird dem Tombaumeister Wenczla aus Klosterneuburg zugeschrieben. Für das Wien damaliger Zeit ist der Dom sicher kolossal gewesen und auch lange nachher noch eine hinreichend bedeutende Bezeichnung des Mittelpunktes der Kaiserstadt; für die heutige Weltstadt will er uns fast nicht mehr groß genug bedünken, d. h. nicht mehr geräumig und auch nicht mehr gewaltig genug, um sie zu beherrschen, sie zu revräsentiren.

Wenn ein bedeutsames Ereignis; kirchlich gefeiert werden soll, wie etwa eine Hochzeit im Kaiserhause, bei welcher Gelegenheit Alles, was die Monarchie an Hochgestellten besitzt und was in Wien an hoffähigem Adel vorhanden ist, in St. Stephan versammelt ist, so können, da der Chor mehr als ein Drittel oeS Raumes wegnimmt, für das übrige Volk nur noch ein paar Ecken übrig bleiben. Daß der Tom im Aeußeren, von dem Stephansplatz aus gesehen, nicht eine überwältigende Grandiosität entfaltet, daran trägt Verschiedenes die Schuld. Erstens bewirkt es der Umstand, daß man keinen großen Abstand nehmen kann, und also das Hauvtstück, den Thurm, in starker versvectivischer Verkürzung erblickt, zweitens die Nachbarschaft von lauter Privatbaulen. (Das erzbischöfliche Palais, obwohl sonst ein tüchtiger Bau, kann als Monumentalbau kaum in Betracht kommen, da der Unterstock zu Läden eingerichtet ist.)

Wie an der Stufenleiter des Adels die Höhe, auf welcher ein Fürst sich befindet, sichtbar wird, so würde durch eine in resvectvoller Entfernung sich haltende Umgebung von Monumentalbauten die übermächtige Größe des Domes offenbar, während er jetzt durch die fünf- und sechsstöckigen, ihm so dicht auf den Leib gerückten Zinshäuser, deren untere Stockwerke in kolossale Magazine aufgelöst sind, an Bedeutung verliert. (Wir merken an, daß einst ein großer Friedhof den Dom umgab.) Auch die Architektur des Langhauses selbst, das nach drei und ein halb Wimvergen schon durch den Thurm abgeschnitten wird, trägt dazu bei, dem Eindruck der Größe Abbruch zu thun. Die Kirche scheint, wenn man seitwärts vor ihr steht, schon bei der Kreuzung zu endigen, da der Chor, weil niedriger als das Langschiff, dnrch die breite Masse der Thürme, die zugleich die Flügel des Querschiffes bilden, verdeckt wird. (Leider ist auch das neue Dach etwas zu bunt gemthen.)

Es ergiebt sich indes; auch, wenn man den Dom mit anderen kolossalen Kirchen vergleicht, daß er keineswegs zu den allergrößten gehört. Er rangirt bei den gothischen Kolossen erst an vierter, Stelle. Da nun von der Gesammtgnmdfläche der Chor über ein Drittel in Anspruch nimmt, so bleibt für die eigentliche Kirche ein nur sehr mäßiger Hallenraum übrig.

Aber auch wenn man den Stcphansdom von der Feme im Ganzen sieht, etwa vom Kahlenbergs aus, wünschte man ihn von gewaltigerer Masse. Was sodann seinen einen ausgebauten Thurm betrifft, so erreicht derselbe zwar eine Höhe von 189 ni und überbietet daher jedes andere Gebäude Wiens um ein Erkleckliches, aber er erscheint in seiner oberen Hälfte eben nur als eine dünne Nadel. Letztere ergiebt sich aus seiner bekannten Eigenthttmlichkeit, sofort von ganz unten am Boden sich stark zn verjüngen. Außer der Schmalheit des Helmes verbindet sich damit der Uebelstand, daß der Thurm so aussieht, als stecke sein Untergeschoß noch in der Erde.

Die Aufgabe, welche der Thurm im Stadtbilde zu erfüllen hat, ist um fo umfassender, als Wien an bedeutenden Thürmen und Kuppeln Mangel leidet. Für den Anblick aus der Ferne kommen eigentlich nur noch die beiden Spitzen der Votivkirche in Betracht, denn die Kuppeln der Karlsund Peterskirche und der Kirche der Salesianerinnen sind von sehr mäßiger Erhebung.

Die von Leopold Ernst im Austrag des Wiener Tombau-Vereins begonnene Ergänzung und Restaurirung wird in vorzüglicher Weise gegenwärtig von Oberbaurath Fried. Freiherrn von Schmidt fortgeführt. Als derselbe auch zur gründlichen Erneuerung des Innern schritt, begegnete er einer lebhaften Opposition. Es handelte sich hierbei um die Beseitigung oder Belassung der schwarzgrauen Kruste, welche der Qualm der Kerzen und des Weihrauchs im Laufe der Jahrhunderte über die ganze Innenarchitektur gebreitet. Sie mar auf dem Gewölbe von besonderer Dichtigkeit und hüllte dessen Rippenwerk in ein fast nächtiges Dunkel. Der Raum erschien dadurch größer und von einer ernsten feierlichen Weihe übergössen. Mit der Pracht des Gottesdienstes, wie ohne dieselbe, boten sich die wunderbarsten malerischen Effecte, deren Genuß nur durch die schreiende Dissonanz der saden modernen Glasgemälde beeinträchtigt wurde.

Man wird es daher begreifen, daß die Frage der Entfernung jenes Rußes ganz Wien in Bewegung brachte und daß namentlich die Künstler mit feurigem Eifer für dessen Belassung eintraten, Makart, der König des Colorits, voran. Nicht nur einmal, sondern öfter sprach er in vollen? Ernste gegen ein Mitglied des Restaurationsausschusses seine Entrüstung über den Dombaumeister in den Worten aus: „So ein Mann, der so etwas thut, menn ich könnte, ich würde ihn hängen lassen!" Aber die Beseitigung dieses Rußes, durch welche die Architekturformen in einem hellen Graugelb sich herausschälten, war eben eine unerläßliche Nothwendigkeit, wenn man die mürb gewordenen, auswechslungsbedürftigen Gewölbsteine erkennen wollte. Auch hätten bei sonstiger Belastung des Nnßes ja die neueingefügten Steine geradezu schwarz angestrichen werden müssen. Es dürste übrigens nicht allzulange dauem, bis sich ein dunkler, vorderhand allerdings noch zarter, grauer Schleier wieder über die abgemeißelten Architekturformen gelegt haben wird.

Der zweite altgothische Bau, den, wie wir erwähnten, Wien in unversehrter Gestalt noch besitzt, ist ein kleines Kirchlein, St. Maria am Gestade, dessen köstliches kuppelartiges Thürmchen als ein Unicum in der Architekturgeschichte dasteht. Da dieses zierliche Bauwerk günstig auf den Borsprung der nordwestlichen, steil abfallenden Ecke des Stadthügels gestellt ist, so fügt es trotz seiner bescheidenen Dimensionen seine reizende charakteristische Silhouette einer großen Anzahl von Wiener Stadtansichten hinzu.

Von den sonstigen gothischen Bauwerken der Altstadt möge als das bedeutendste die Minoritenkirche Erwähnung finden. Aber nur einzelne Theile, wie die Portale und wenige Fenster, sind von der späteren Stilumwandlung verschont geblieben.

Renaissance-Bauwerke.

An hervorragenden Bauwerken aus der ersten Hälfte der Renaissance, ans dem XVI. Jahrhundert, ist Wien noch ärmer als an solchen der Gothik, d. h. es ist einfach gar keines vorhanden. Die beiden Kaiser Maximilian I. und vollends Carl V. wurden durch ihren außerösterreichischen Besitz, durch die bekannten Streitigkeiten mit Frankreich und durch die NeligionSbewegung von Wien abgezogen, das außerdem eine Türkenbelagerung (1529) zu überstehen hatte. Die Türkengefahr führte dazu, Wien in der Mitte deo XVI. Jahrhunderts in eine wirkliche, den vervollkommneten Schießwaffen entsprechende Festung umzuwandeln. Da blieben denn keine Mittel für Entfaltung einer sonstigen großen Bauthütigkeit mehr übrig. Eine Verordnung wurde nun erlassen, wonach Niemand bis auf 50 Klafter weit vom Stadtgraben ein Gebäude aufführen durfte. Wenn die Hofburg, jene zweite Burg, welche zu Ende des XII. oder zu Anfang des XIII. Jahrhunderts außerhalb der Stadtmauer im Süden der Stadt auf freiem Felde erbaut wurde, noch in ihrer alten Verfassung erhalten wäre, hätte Wien eine interessante Vertretung der Renaissance. War jene Burg auch ihrer Entstehung nach älter, so hatte sie doch durch Ferdinand I. eine Erweiterung und Umwandlung in Nenaissanceformen erfahren.

Me Stiche, von Angustin Hirschvogel und H. B. Lautensack, zeigen uns diese noch halb mittelalterliche Burg, einen hohen Bau, dessen Grundriß ein regelmäßiges Viereck bildet, mit steilbedachten Tlmrmen an den Ecken; kleine Lucarnen schneiden in das Dach hinein. Dhronend über Basteien und Gräben bildete sie einen Bcstandthcil der Befestigung, gleichsam eine Bastion derselben. Zusammen mit der Michaeierkirche, deren Dhünn damals noch einen schönen durchbrochenen Stenihelm besaß, gewährte diese Burg einen interessanteil malerischen Anblick.

Für diesen Bau paßte der Name „Hosburg", während derselbe für das heutige kaiserliche Schloß nicht mehr zutreffend ist. Dieser alte Bau soll übrigens noch in der heutigen Hofburg stecken, nnd zwar in den Tratten, welche den Schweizerhof umgeben, aber äußerlich ist alles abgestreift worden, was ihren Charakter ausmachte. Man hat ihr ein ganz modernes Kleid übergeworfen. Nur der köstliche Thorbogen von 1552, mit seinen alten goldverbrämten Malereien, mit dem epheubewachsenen Graben davor, dessen Brücke die Stelle der alten Zugbrücke einnimmt, zeugt von verschwundcner Pracht, von der Farvenfreudigkeit und Gediegenheit der Renaissancedecoration.

Man erschrickt förmlich darüber, wenn man damit die übrige, in trübseligem Tone gehaltene Verputzarchitektur des kaiserlichen Schlosses vergleicht, in welche Oede der Geschmack sich später verirrt hat.

Ein weiterer, zur Zeit der Renaissance erbauter Theil der Hofburg, die Stall bürg, bietet in künstlerischer Hinsicht nicht sehr viel.

Das alte Rathhans in der Wipplingerstraße zwar schon 1453 erbaut, hätte spätere Renaissancezuthaten (von 1598—1629) aufzuweisen, wäre es nicht derselben durch einen Umbau vom Jahre 17W wieder beraubt worden. Ein kleines Juwel ist aber doch dabei unversehrt geblieben, das an der Rückseite des Rathhauses befindliche zierliche Marmorportal der Salvatorkapelle. Es sieht sich an wie eine versteinerte Festdecoration, ist aber allerdings keine deutsche Renaissance, sondern direct aus dem Süden herverpflanzte rein italienische Arbeit.

Im Uebrigen kann man lange suchen gehen, bis man in den Straßen auch nur ganz leisen Spuren aus jener Zeit begegnet, wie etwa einer Eonsole oder einem Giebel; alles haben spätere Zeiten wieder ausgetilgt. Tagegen trifft es sich nicht so selten, wenn man sich die 'Mühe nicht verdrießen läßt, in den stilleren Quartieren die Thorwege zu durchschreiten, daß man in einen jener behaglichen kleinen Nenaissancchöfe kommt, welche an mehreren Seiten umzogen sind von Altangnngen, auf den bekannten leider untersagten Säulchen oder auf Eonsolen ruhend. Auch die alte, unbequeme, steile Wendeltreppe ist hie und da noch vorhanden, ein Beweis, daß das alte Renaissancehaus unter der modernen Hülle noch sein Dasein weiter sriitet. Die Besitzer haben indeß unendliche Male gewechselt. Schon in früherer Zeit hat nachweislich in Wien ein rascher Besitzwechsel stattgefunden, was natürlich auch ein Grund mit für das Verschwinden der alten Häuserphysiognomien war. .

Bauten aus der Zeit des Barockstils,

Mit dem XVII. Jahrhunderts kam trotz des dreißigjährigen Krieges, der ja Wien direct unberührt ließ, trotz einer Pest, die über 100 ()()() Opfer forderte, und trotz der zweiten Türkenbelagerung inni« 1C83, welche eine Umwandlung der Befestigung und damit eine Erweiterung des fortisicatorifchen Rayons herbeiführte, eine Zeit gewaltigen Aufschwungs, großer Bauthütigkeit gegen das Ende jenes Jahrhunderts. Die Siege Prinz Eugens von Savoven hoben Oesterreich zu hoher Machtstellung empor und erfüllten seine Fürsten und seinen Adel mit stolzem Selbstgefühl. Tie schon erwähnte Concentration der Herrschergewalt durch die Vereinigung der Reichsbehörden in Wien kam natürlich dieser Stadt speciell zu gut. Der Wiener Hof wurde neben dem französischen der glänzendste der Christenheit.

Unter den baulustigen, prunkliebenden Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI., also in der zweiten Hälfte des XVII. und in der ersten des XVIU. Jahrhunderts erhielt jener Theil der Altstadt im Wesentlichen seine Physiognomie, welcher noch nicht der Modernisirung anHeim gefallen ist. Leopold I. schenkte dem Adel, damit er in der kaiserlichen Residenz sich niederlasse, Bauplätze und Wien füllte sich nun mit jenen Palästen großstädtischer Pracht, welche vorzüglich die historischen Namen der Liechtenstein, Kinsky, Harrach, Schwarzenberg, Trautson, Dietrichstein, Starhemberg u. f. w. im Volke populär erhalten. Der Harrach'sche Palast (obgleich der jetzige von 1689) weckt die Erinnerung an Wallenstein. Die Gemeindevertretung hat, großdenkend genug, in neuerer Zeit es gewagt, einer Straße seinen Namen zu geben.

Den Schöpfer dieser Glanzperiode, Prinz Eugen, lernen wir als Bauherrn ganz besonders schätzen, sein Palast in der Himmelpfortgasse, das jetzige Finanzministerium und das Belvedere mit seinen Gartenanlagen gehören zu dem schönsten Schmuckiverk Wiens.

In jener Zeit hatte aber auch Wien das Glück, einen Architekten ersten Ranges sein zn nennen; es war dies Johann Bernhard Fischer von Erlach, der nach den neuesten Entdeckungen der Directors Dr. Jlg 1656 zu Graz geboren wurde (siehe von Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst 1887 Heft 4). Obwohl er sein Talent durch längeren Aufenthalt in Italien an den Werken der Meister des Barockstiles, vorab des Bemini geschult, und von den französischen sicher genaue Kunde hatte, können doch seine Schöpfungen nicht als ein einfacher Ausfluß italienischer und französcher Architektur bezeichnet werden. Dazu mar die künstlerische Individualität Fischers zu bedeutend. Seine Architekturen verleugnen auch Wien, den Ort ihrer Entstehung, keineswegs.

Es kann dies nicht iin gleichen Maße von den Werken der anderen beiden Hauptarchitekten jener Periode, des JnnSbruckers Dominik Martinelli und des in Genua geborenen Lucas von Hildebrandt gesagt werden.

Von Fischer ist außer dem erwähnten Palaste des Prinzen Eugen auch derjenige des Grasen Trautson. Auf seinen Antheil am Bau des Schlosses von Schönbrunn und auf die Umgestaltung der Hofburg werden wir noch zurückkommen. Von Martinelli sind die Liechtenstein'schen Paläste, der Daun'sche und der Kinsky'sche Palast; von Hildebrandt ist das Belvedere.

Als einen schönen alten Palast erwähnen wir auch jenen des Grafen Bräuner.

Wir brauchen die Palastbauten des XVII. Jahrhunderts nicht zu schildern. Die Vorbilder für diese Werke des Barockstils hat Italien geschaffen, während die Baukünstler Ludwig XIV. sie dem sranzösiscken Hofleben accomodirten. Man mag ihnen also vom nationalen Standpunkte aus nicht ganz hold sein, insbesondere, wenn man erfährt, daß ein Theil der aus deutschem Boden ausgeführten in der That von italienischen und französischen Architekten gebaut wurde, das Vorurtheil aber, in welchem die der unserigen vorangegangene Generation in künstlerischer Beziehung diesen Schöpfungen gegenüber befangen war, ist heutzutage vollständig geschwunden

Es ist nicht zu leugnen, Barock- und Rococo haben die Kunst der Renaissance der Verwilderung zugeführt, dein das Absterben auf dem Fuße folgte. Sie waren die Verschwender der von der Renaissance mit ernstem nachhaltigen Ringen gesammelten Schätze, aber sie waren geniale Verschwender, die zugleich etwas Bedeutendes dadurch geschaffen haben. Jene Großräumigkeit, jene malerischen pompösen Vorhallen und Treppenhäuser, dann die majestätischen Gallerien, wessen Auge hat nicht schon darin geschwelgt und gerne die nachlässig, aber doch effectvoll gebildeten Details init in Kauf genommen? Wer hat nicht auch den Zauber der architektonisirten Gärten empfunden, welche diesen Palästen die Folie gaben? Leider sind dieselben in Wien jetzt bis auf wenige verschwunden. Den Begriff Comfort verdanken wir noch dazu erst recht eigentlich der Architektur jener Epochen. Und dieser Comfort, der zugleich Luft und Licht, Reinlichkeit und gesundes Wohnen bedeutet, ist bekanntlich von den Palästen, wenn auch in Abschwächung, allmählich auch auf die Bürgerhäuser übertragen worden.

Heutzutage werden freilich jene Paläste von dem Ueberschmang der modernen Architektur verdunkelt, aber die wahre Noblesse verleugnet sich nicht. Wenn man erst die Blendung der theatralischen Ringstraße-Fassaden und das schmetterlingsbunte Schillern der Gewölbe (wie die Läden in Wien geheißen werden) überwunden und sich an die wirbelnde Bewegung der endlos zusammenströmenden und sich zertheilenden Menschenmenge gewöhnt hat, so gewinnen diese graueu Paläste der Altstadt mehr und mehr an Wirkung und wir stehen entzückt still, wenn uns der Weg zufällig an einem derselben «orüberführt, um uns seine Fassaden recht einzuprägen und den Grund ihres großen Effectes zu erforschen. Die Anordnung, ganz berechnet aus die engen Straßen, auch in sehr schräger Perspective gesehen noch ein gutes Bild abgebend, ist gewöhnlich solgende: Auf einen mäßig hohen, durch Passage belebten Parterrestock mit einfachen mezzaninmäßigen Fenstern folgen zwei obere, durch kein Zivischengesims getrennte, oft noch durch Pilaster extra zu einem einzigen verbundene Geschosse, mit glatten, oder durch horizontale Fugen ganz leicht gequaderten Wänden. Ein einfaches, aber kräftiges Hauptgesims bildet den Abschluß. Der Quere nach findet zuweilen eine Gliederung durch Risalite statt; manchmal geschieht dies auch nur scheinbar durch die nie fehlenden Prachtstücke dieser Fassaden, die Portale. Die letzteren sind durch eine Umrahmung von kräftiger Plastik hervorgehoben. Statuen, Hermen oder gewaltige Consolen tragen den Balcon des auf dem Portal stehenden Fensters. Damit erhalten die Portale eine durch den stärksten Schatten hervorgehobene Verdachung. Portal und Balcon aber werden mit jenein Fenster zu einem schönen Aufbau verschmolzen, die Vasen und Figuren, welche die Ecken des Balcons krönen, dienen als festlich reiche Einrahmung der Fensteröffnung, welche mit ihnen und ihrer eigenen Bekrönung, einen von Putten gehaltenen Wappen, einen hohen pyramidalen Aufbau darstellt. Die übrigen Fenster der ersten Etage haben im Gegensatz zn diesen üppig decorirten Balkonfenstern eine einfache, wenig Vortretende Einfassung, aber eine kräftige wirksame, in geschwungenen Linien gehende Giebelverd^chung. Anspruchsloser in der Ausstattung, wie auch weniger hoch, sind die Fenster der zweiten Etage. Somit fällt der Hauptaccent bei diesen Fassaden auf das schon dnrch seine vornehmen Verhältnisse sich als Hauptsache ankündigende erste Stockwerk.

Die Mäßigung in der Anwendung architektonischer Decorationsmittel ist um so mehr zu bewundern, als diese Paläste vielfach nur zum kleineren TI,eil aus Haustein bestehen.

Diese Herrenhäuser, wie sie in Wahrheit aus den Mitteln des Volkes gebaut sind, nähren ihre bedeutsame Erscheinung allerdings zum Tyeil von dem sehr bescheidenen Aussehen der um sie versammelten Bürgerhäuser, deren einziger Schmuck oft in einer Hervorhebung des Hauseingangs besteht, welche durch eine hübsche Berdachung bewirkt wird. Der Abstand zwischen den Adels- und den Bürgerwohnungen bezeichnet genau die damalige riesige Entfernung zwischen den betreffenden Ständen.

Die Nmtsgebäude, welche in jener Zeit entstanden, vorab die K. K. Ministerien, welche ebenfalls Fischer ihre erste Gestalt verdanken, zeigen äußerlich viele Achnlichkeit mit den Adelsvnlästen, nur sind sie größer und schwerfälliger.

Die Hofburg.

Wir haben die Betrachtung dieser Bauwerke der Behörden, des Adels und der Bürger aus der zweiten Hälfte des XVII. und der ersten deo XVIII. Jahrhunderts vorangeschickt, weil sie für die Physiognomie der Stadt doch mehr in's Gewicht fallen, als die betreffenden Theile der Hofburg, wenngleich die Erweiterung und Umwandlung der letzteren init die Veranlassung zur Erstehung mancher jener Paläste gewesen ist.

Die Zeitunistände haben es nämlich leider niemals verstattet, daß die in Bezug ans die Hofburg geplante großartige Umgestaltung zu einem wahrhaften Kaiserpalast gänzlich zur Ausführung gelangt wäre.

So ist dieselbe ein unharmonisches Eonglomerat geblieben, das unfähig ist, seiner Aufgabe zu genügen, in Gemeinschaft mit dem Stephansdom die imposante monumentale Verkörperung der Kaiserstadt darzustellen. Wer Wien zum ersten Male betritt, wird gerade von der Hofburg am meisten enttäuscht.

Man erwartet die Geschichte des an so stolzen Momenten reichen Habsburgischen Hauses, in dessen Händen geraume Zeit das Schicksal der Welt geruht, in großen Zügen ihrem Schlosse aufgeschrieben zu finden, eine Anlage mit großen Portalen, Hallen, Treppen und Sälen von majestätischer Pracht, vielgestaltig, wie die Epochen jener Geschichte, aber durchweg bedeutend, von einem mächtigen Geiste einheitlich zusammengefaßt, einen erhabenen Thron, um den die Quartiere der Stadt in ehrfurchtsvoller Entfernung geschaart sind.

Statt dessen findet man, von außen her, vom Ringe sich nähernd, eine unschöne Aneinanderreihung von zum Theil monotonen, ausdrucklosen Tracten. Als Hauptpartie bietet sich uns eine lange, mit Fenstern übersäete, schwach gegliederte Front, auf der ein hohes Ziegeldach mit einer Menge von Schornsteinen lastet. Dieser Trnct rührt von Leopold I. her und wurde sogleich nach 1st(>8 erbaut, 1804 restaurirt und mit einem Anbau versehen. Vier niedrige, unansehnliche, tunnellartige Thore durchbrechen in der Ecke rechts das Sockelgeschoß. Die in dorischem Stile zu Anfang unseres Jahrhunderts <1824) erbaute Wache, die den Schloßplatz gegen den Ring hin abschließt, deckt zwar einen Theil jener Fassade zu, vermag aber selbst in ihrer frostigen Nüchternheit keinen Ersatz zu gewähren.

Weiterhin folgt jener Theil der Burg, welcher die Bibliothek enthält, mit gebrochenen abgewalmten Dächern, welcher einen nicht geringen Effect erzielen konnte, wenn nicht ein Rest der alten Bastei die untere Hälfte einnehmen würde. Die interessante Gestaltung der Bedachung wird sodann beeinträchtigt durch die Pappendeckelgothik des Thurmes der mit der Hofburg verbundenen Kirche der Augustiner, welcher hinter ihr aufsteigt. Die jetzige Gestalt dieses Thurmes ist ein Werk der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Den Beschluß der eigentlichen Burg gegen Südost hin macht das anspruchslose Palais des Erzherzogs Albrecht (1801—4 erbaut, 1805 bis 67 etwas umgestaltet), dessen Anhängsel, das bis an den Ring vortretende und im Gesammtbilde der Burg mitsprechende große Beamtenivohnungsgebäude leider den trivialsten modernen Stuckstil zur Schau trägt.

Als die Burg gebaut wurde, lag sie, wie bemerkt, außerhalb der Stadt, nur deren Mauerzug berührend. Dieselbe schob sich indeß ihr nach. Die Wohnungen der Ministeriellen und Bediensteten und ein Kloster drängten sich so unverfroren an sie heran, daß die Passage, welche im Rücken der Burg nachträglich wurde, ihrer Engigkeit wegen bei dem jetzigen starken Verkehr als wirklich lebensgefährlich bezeichnet werden muß.

Bei diesem Zustande wurde es selbst einem Fischer von Erlach, den Karl VI. mit der Erweiterung und Erneuerung der Hofburg in großem Stile betraute, nicht möglich, das Antlitz derselben gegen die Stadt hin wirkungsvoll zu gestalten. Es hätte ein ganzes Quartier abgerissen werden müssen, wenn man die nöthige Distanz für diese großartige Triumphalarchitektur hätte gewinnen wollen.

Beabsichtigt war, der Burg gegen den Kohlmarkt zu eine herrliche Front zu geben, wobei die Winterreitschule den rechten, ein gleiches Gebäude gegen die Schauflergasse den linken Flügel zu bilden gehabt hätte. Bei der Einfahrt vom Michaelerplatz märe man durch ein mächtiges Fahrthor in eine Rotunde und durch diese in den umgestalteten Burghof gelangt.

Dieser Plan gelangte nur stückweise zur Ausführung; es entstand die Reichskanzlei, welche den bis dahingegen die Stadt geöffneten BurgKof zuschloß, femer die Gebäude des Bibliothekplatzes (welche indeß erst Joseph II. vollendete) und die Ecke gegen den Michaelervlab, an welche sich das Hofburgtheater angliederte. Aber diese drei, einer großen Wirkung fähigen Partieen verbinden sich zu keiner Folge und Steigerung und werden auch an und für sich durch ihre Nachbarschaft geschädigt.

Die Fassade der Reichskanzlei ist ungeachtet des verdrießlich gefärbten Verputzes, der neben dem Stein zur Anwendung gekommen, eines Kaiserpalastes würdig. Ihre Dimensionen sind achtunggebietend, die Verhältnisse bedeutend, die Eintönigkeit der Gliederung wird durch die von Statuengruppen flankirten, von Balconen überdachten drei Portale aufgehoben. Aber die Oede der übrigen Fassaden dieses großen Hofes macht wieder Alles zu Nichte; sie vrotestirt geradezu gegen die Geschmücktheit dieser einzigen Front. Dieselbe wird außerdem sehr geschädigt durch das kolossale dunkle Erzmonument des Kaisers Franz I., das überhaupt für den Hof zu groß ausgefallen ist. Aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts (von 1846) stammend, leidet es an Schwere und Mite der Formen, welchen Eindruck die schwarze Farbe des Metalls noch verstärkt. Die Architekturformcn der Reichskanzlei erscheinen dagegen unbedeutend und schwach. Die letzteren stehen auch in keinem Rapport zu dem schon erwähnten Renaissancethor desSchweizerhoseS.

Was sodann die Architektur des Josephplatzes, dieser einstigen Turnierstätte, betrifft, so ist dieselbe vornehm, fast kühl reservirt und von imponirenden Dimensionen. Diese Architektur besitzt indeß doch Geschmeidigkeit genug, um noch iu einein starken Eontrast zu dem klassicistisch steifen Jmvcralorendenkmal Joseph II. zu stehen, das der ganzen Art und Weise dieses Fürsten so wenig entspricht. Dasselbe wurde im Jahre 1807 enthüllt. Noch mehr aber wird die Architektur dieses Hofes beeinträchtigt durch die Unmöglichkeil, sie in gehöriger Distanz zu betrachten, sowie durch die Zusammenstellung mit kleineren Bauten späterer Zeit.

Ganz dicht vor die offene Seite des Hofes haben sich nämlich zwei kleine Adelspaläste hingestellt, Pallavicini und Palffy. Mit so respektvoll geringer Höhenentwickelung sie sich auch dein fürstlichen Bau gegenüber begnügen, so stören sie nichts destoweniger ungemein. Ihre steifleinene Klassicistik reicht vollkommen aus, um uns aus der historischen Atmosphäre, welche den Schloßban umspielt, herauszureißen. Die Ecke der Burg gegen den Michaelerplatz zu hat eine interessante Gestaltung durch den vorgeschobenen abgerundeten Pavillon der Wiuterreitschnle, durch das unter Maria Theresia erbaute Hofburgtheater und durch das schwungvolle Nischenportal erhalten. Aber das letztere ist geradezu eine Ruine geblieben; der jedenfalls sehr pompös gedachte Aufsatz fehlt und die Architekturformen verlieren sich in rohem Mauermerk. Es wird zwar ohne Frage bei dem jetzt in Angriff genommenen Neubau der Hofburg auch dieses Fragment seine Ergänzung erhalten, aber leider nicht nach den ursprünglichen Entwürfen, denn diese sind verloren gegangen. Der Versuch, den Anblick der Burg an der Ostseite, wo man vom Opernhaus her in die Stadt gelangt, durch Decorirung der Augustiner-Bastei-Wand mit Nischen und Flußfiguren zu verbessern, ist nicht besonders glücklich ausgefallen. Die Residenz wird an dieser Stelle sogar durch ein in nächster Nachbarschaft stehendes Privathaus, den luxuriös und effectvoll gebauten Ziererhof, überboten.

Wir haben die Hofburg als wesentlichen Bestandtheil des Stadtbildes vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet. Sie hat uns unbefriedigt gelassen. Es giebt indeß noch einen anderen Standpunkt, von dem aus ihre Mangel zum Theil als Vorzüge erscheinen, wenn man ihre Gestalt nämlich als ein Document der Gesinnungen ihrer fürstlichen Bewohner ansieht. Die Gutmüthigkeit und Ungezwungenheit im Umgang mit ihrem Volk, welche die Habsburgischen Herrscher sich so recht eigentlich von ihren Wienern angeeignet haben, sie waren es, welche die Burg eines Theiles ihrer sürstlichen Attribute entkleideten. Sie sind es gewesen, welche die vertrauliche Annäherung der Adels- und Bürgerhäuser gestatteten. Joseph II. liest z. B. die den Bibliothekhof absperrende Mauer niederreißen, um die schou erwähnte Passage zu eröffnen. Er war es, welcher den Paradeplatz mit Bäumen bepflanzen ließ und ihn dann dem Publikum als Belustigungsort übergab. Franz II. legte dicht vor der Burg den Volksgarten an. Die Herren der Hofburg ließen es auch zu, daß die sehr gemischte Fluth der- Straßenströmung den ganzen Tag von der Stadt zum Ring uud umgekehrt durch die Höfe der Residenz hindurchspülte; und das ist noch so.

Der jetzige Träger der Krone hat diese volkstümlichen Traditionen nicht verleugnet, und ganz im Sinne seiner Vorfahren hat er gehandelt, indem er, als die Frage des Neubaues der Residenz gelegentlich der Anlage der

Ringstraße brennend wurde, erklärte: „Ich will an die Vollendung meines eigenen Hauses nicht srüher schreiten, bis nicht die öffentlichen und Privatbauten meiner lieben Wiener beendet sind, dann aber soll ineine Baulust und Bauthätigkeit gegen die Uebrigen wohl nicht zurückbleiben."

Airchen der Barockzeit.

Tie Betrachtung der Hofburg hat uns an die Schwelle der neuen Zeit geführt; wir müssen aber nochmals zurückkehren in's XVII. Jahrhundert und Notiz nehmen von den zahlreichen Kirchen-Neubauten und KirchenUmgestaltungen, welche die Zeit des Barocks in der bekannten Weise ausgeführt.

Die Fassaden sind theatralisch und kalt; das Innere zeigt meist eine Ueberladung mit bombastischem Prunk. Das bedeutsamste, effectvollste Interieur besitzt die Universitäts- resp. Jesuitenkirche (gestiftet 1628), welche ihre reiche malerische Ausstattung aber erst im Jahre 1700 durch den bekannten Jntrasigenten des Barockstiles, den Pater Andrea del Pozzo, erhalten hat. Co sehr diese Barockkirchen in ihrer Gesammtheit ein bedeutsames Moment zur charakteristischen Erscheinung der Altstadt abgeben, so tritt uns doch keine in ihrem Aeußeren als besonders hervorragend entgegen.

Die Vorstädte.

Che wir nun in's Auge fassen, was die neuere Zeit zur Physiognomie der Altstadt hinzugefügt, haben wir unsere Blicke hinüber zu richten auf die Quartiere jenseits des Rings, auf die einstigen außerhalb der Festung gelegenen Porstädte. Nicht früher als mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts kommen sie in Betracht. Was das Mittelalter und was die eigentliche Renaissance gebaut, das ist alles bei den türkischen Belagerungen gräulich verwüstet oder total vernichtet worden. Die Vorstädte wurden zweimal, zur Zeit der ersten und unmittelbar vor dem Eintritt der zweiten Türkenbelagerung 1529 und 1683 in Brand gesteckt.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß ,die ,von den verarmten Einwohnern nachher auf den Brandstätten erbauten Häufer ein sehr dürftiges Aussehen erhielten. Wenn man von den Hauptverkehrsadern abschweift, geräth man in Gäßchen, wo sich jene kleinen spießbürgerlichen Häuschen erhalten haben. Man könnte dann meinen M irgend einer Provinzialstadt zu sein, würde sich nicht hie und da die verkleinerte Nachbildung eines modernen Ningstraßenvalastes mit all dem bekannten Stuckfirlefanz dazwischen schieben, entweder ein Wohnhaus eines zum Fabrikanten ausgewachsenen GewerbSmannes dieses Bezirks, der in der Nähe seines Geschäftes bleiben will, oder eines zu Vermögen gekommenen Hausknechtes, der es vorzieht, am Orte seiner Herkunft als ein großes Thier angestaunt statt in der Altstadt oder auf dem Ring von den Millionären höhnisch über die Achsel angesehen zu werden.

Aber einen Theil des durch die Verwüstung der Türken frei gewordenen Terrains verwendeten der Hof und die Großen zur Anlage von Lustschlössern mit zugehörigen Parks, zu sog. Sommerpalästen, die heutzutage bis auf wenige wieder verschwunden sind. Durch das siegreiche Vordringen Prinz Eugens in Ungarn konnte die Türkengefahr wenigstens auf lange hinaus als beseitigt angesehen werden. Er selbst feierte seine ruhmreichen Ersolge, das glänzende Aufsteigen seines Gestirns durch die großartige Anlage des Belvedere. Die Mannsfeld, Schwarzenberg, Liechtenstein und Andere blieben nicht zurück und so entstanden jene, im Bilde Wiens so erquickenden, nicht zu entbehrenden Ruhepunkte.

Der Kaiser Leopold I. erwählte die liebliche Gegend von Hietzing,

um ein zweites Versailles, das Schloß von Cchönbrunn, zu bauen, das jedoch nebst der Gloriette erst Karl VI., dessen große Tochter und dessen Enkel vollendet haben. Der Plan dazu wurde 1696 von B. Fischer von Erlach entworfen. Leider entfernte man sich aber bei der Ausführung von dem ursprünglichen Entwurf in einer Weise, wurde auch im Detail so banal, daß die äußere Erscheinung des Schlosses keinen künstlerisch bedeutsamen Eindruck hervorzubringen vermag.

Dagegen hat man es eminent verstanden, den architektonisch zugeschnittenen Park mit seinen Wasserkünsten und dem von der Gloriette gekrönten Hügel zu einem Bilde von unvergleichlichem Reiz zu vereinigen; es ist eine lebendige Theaterdecoration in großartigstem Stile, deren man nach Durchschreitung des Schloßportales ansichtig wird.

Kehren wir indeß durch das Gewühl der Mariahilferstraße wieder nach der Stadt zurück. Nachdem der prachtliebende Karl VI. in der Anlage pompöser Schloßbauten vorangegangen war, ließ er auch einen Tempel entstehen (1716-^37), aus dem uns nicht minder ein Triumphlied entgegentönt, als aus jenen stolzen Werken weltlicher Größe.

Die Kirche des heiligen Karl von Borromäus unweit des Schwarzenberg-Palastes, drüben über dem Graben, worin die Wien sich schlängelt, wenngleich ihre Entstehung zunächst dem Anlaß der Abwendung der Pest verdankend, verkündet das Hochgefühl der römischen Kirche, die sich auf ihren neuen Grundlagen trotz der Zerspaltung ihrer Macht als Siegerin fühlte. War es ihr doch gelungen, große Gebiete zu behaupten, die ihr schon entrissen schienen.

Sie verherrlichte diesen Sieg an einem ihrer Hanptwaffenplätze unter dem Namen des großen Gcgenreformators, des heiligen Earlo Borromeo, in den flotten kühnen Formen des Barocco, das sich als ein treffliches Gefäß für ihre neuen Dascinsbedingungen erwies. Es hätte nicht leicht etwas Eharakteristischeres gefunden werden können, als das frappirende Motiv der beiden Triumphalsäulen, welche mit Giebel und Kuppel der Kirche' in einem rauschenden Accord zusammenklingen. Der Schöpfer diefes Meisterwerks, das, trotzdem es der Zeit nach der Periode des Rococo angehört, noch die stolze Grandezza der Barockarchitektur bewahrt, ist wieder der große B. Fischer von Erlach. Da derselbe aber im Jahre 1723 starb, erlebte er die Bollendung der Kirche nicht mehr. Dieser große Wurf gelang Fischer indeß nicht auf das erste Mal; zuvor schon hatte er (1702) die St. Peterskirche in der Altstadt geschaffen, auch einen Kuppelbau, an und für sich ein sehr anerkennenswerthes Werk, aber hinter der Karlskirche doch weit zurückbleibend.

Bauwerke aus der Zeit des Rococo und Zopf.

Auf die gewaltige Baubewegung, die wir eben geschildert, folgte naturgemäß eine Pause der Ebbe, umsomehr als Maria Theresia, als sie den Thron bestieg, auf längere Zeit die ganze Kraft der Monarchie daran setzen mußte, die Angriffe auf ihre Machtstellung abzuwehren. So ist denn das eigentliche Rococo in Wien nicht sehr stark vertreten. Außer dem Inneren von Schönbrunn und den betreffenden Partien der Hofburg ist namentlich die alte Universität (175^—55), jetzt Akademie der Wissenschaften, hervorzuheben. Ihre wundervolle Fassade, an welcher nur das obere Halbgeschoß nicht ganz befriedigt, beweist die nachhaltige Wirkung, welche die Schöpfungen Fischers auf die Wiener Baukunst ausübten. In der Abgeschiedenheit des kleinen Platzes erscheint sie doppelt reizvoll, und im Mondlicht wahrhaft entzückend.

Hie und da findet man auch in der Stadt ein Privathaus in das picante Neglige des Noeoco gekleidet, wir nennen z. B. das Haus am Hof Nr. 12 und das Haus Nr. 11 am Haftlersteig.

Die Spätzeit des letzten Jahrhunderts, die Zeit des hochherzigen, aber unglücklichen, mit seinen großen Plänen scheiternden Fürsten, Joseph 11,, hat nicht viel hinterlassen. Schon an der Gloriette (1775—80), noch mehr aber an der Fassade des Kriegsministcriums ist das Einfrieren der frohen Kunst, der Nenaissancekunst, wahrnehmbar.

Bauten der Napolconi scheu und der Biedermaier-Aeit.

Die Napoleonisch« und die Biedermaicr-Zeit, jene Zeit, in welcher die Architektur in Wien unter die bureaukratische Dictatur des Hofbaurathes sich beugen mußte, habeil glücklicherweise an der Physiognomie der Stadt wenig verändert. Während der Stürme hatte man weder Mittel noch Muße und nachher folgte die Ruhe der Ermattung. Speciell anzumerken ist noch, daß Franz I. (wie er sich als nunmehriger Kaiser von Oesterreich nannte) zwar 1817 die Stadt als Festung aufhob; das änderte indes; am topographischen Bilde derselben wenig, da nur die von den Franzosen im Jahre 1809 gesprengten Vorwerke beseitigt, einzelne Basteien abgetragen und der Stadtgraben bepflanzt wurde.

Außer den bereits genannten Zuthaten zur Hofburg, welche mit dem Glacis in bessere Verbindung gesetzt ward und jenes schon erwähnte dorische Thor vorgelegt erhielt, wäre noch die triste Copie des sogenannten Thcseustempels in Athen im Volksgarten zu erwähnen, deren Entfernung gewiß Niemand bedauern würde. Auch die langweilig melancholische Nachbarschaft, welche jene Zeit durch Erbauung des po lytechnischen Instituts der Karlskirche verschaffte, bleibt zu beklagen. Der Architekt I. Schemerl erbaute dasselbe von 1805^15.

Land und Leute in Bulgarien.

von

M. Folricmrano

— Bcrlin. —

I.

^ kauin einem Jahrzehnt waren die Bulgaren, ans die heute die ganze gebildete Welt mit Spannung blickt, dem Westen Europas fast gänzlich unbekannt. Man wußte wohl, daß eine Provinz des türkischen Reiches die „Bulgarei" genannt werde; hie und da drangen auch einige interessante Nachrichten über Land und Leute in weitere «reise, daß aber einst der Frieden Europas von dieser unscheinbaren Provinz abhängen könnte, ahnte Niemand. Mit einer unbegreiflichen Geduld hatten die Bulgaren durch Jahrhunderte das schwere Joch getragen, das ihnen die Osmanen auserlegt, nachdem sie der Welt das Schauspiel gegeben, wie ein Volk nicht blos die Sprache seiner Borfahren, fondern auch seine ruhmreiche Vergangenheit vergessen kann. Aber den Namen der Bulgaren gänzlich aus der Geschichte der Gegenwart auszulöschen, war ihren Bedrückern doch nicht gelungen.

Die Bulgaren sind keine Autochthonen des Balkangebietes. Aus dem 'Dsten her mar im fünften Jahrhundert eine wilde Ngrierschaar in Mösien eingedrungen und verwüstete die oströmischen Provinzen. Die Byzantiner nannten die mordbrennerische Horde Bulgaren und deren früherer Wohnsitz an den Ufern des tatarischen Atel <Wolgaftrom) hieß das Wolgagebiet. Ihre Sprache, ugrisch-finnischen Stammes, glich derjenigen, welche die Smnojeden heute noch sprechen. Bis vor die Mauern von Byzanz dehnten die Bulgaren ihre Raubzüge aus und zwangen Kaiser Anastasius zur Zahlung eines Tributs. Tie hohen Summen erregten aber ihre Habsucht in noch höherem Grade. Selbst eine zwanzig Fuß dicke Mauer, welche

die Byzantiner zu ihrem Schutze aufführten, konnte die Barbaren nicht abhalten. Unter Insuman war die Roth fo weit gestiegen, daß der Kaiser sich gezwungen sah, den in Ungnade verbannten Feldherrn Belisar anzuflehen, daß dieser sich an die Spitze des oströmischen Heeres stelle. Da gelang es erst, den Feind zu schlagen, der durch die Uneinigkeit unter den Häuptlingen seine Macht eingebüßt hatte. Erst als sich die Bulgaren, von denen viele Mösien ^bereits verlassen hatten, mit den Walachen aus dein Hämus und Pindus verbanden und unter der Herrschaft der Brüder Peter und Asan das vlacho-bulgarische Reich gründete», wurden sie wieder der Schrecken von Bnzanz, bis sie der Abzug der Walachen in die nördliche Tonaucbeiie wieder in ihre frühere Olmmacht zurückwarf.

Nun vollzog sich ein Phänomen, das von seiner Merkwürdigkeit doch nichts einbüßt, wenn es auch nicht einzig in der (beschichte dasteht. Der ugrisch-finnische Voltsstamm slavisirte sich gänzlich. Bereits im neunten Jahrhundert sprachen die Bulgaren mit Vorliebe das Serbische und bald vergaßen sie ihre Muttersprache, von der sich nur einige chasarische Worte im Bulgarischen erhalten haben. Einige Sitten erinnern noch an den tatarischen Ursprung der Bulgaren. Wie der Tatare rasirt sich ein Theil des Bolkes das Haupt, indem sich die Männer auf dem Scheitel ein Büschel Haare stehen lassen, das sie sorgfältig nach Art des chinesischen Zopfes flechten; wie der Sohn der Steppe ist jeder Bulgare von seinem Pferde unzertrennlich. Selbst der ärmste Mann besitzt ein Pferd und wäre es ein noch so elender Klepper; denn auch kürzere Wege von einigen hnnderl Schritten macht der Bulgare fast immer zu Pferde.

Biels Jahrhunderte hat es gewährt, ehe im geknechteten Bolke das Nationale tsvewußtsein heraufdämmerte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts begannen die schwachen Versuche, das Tttrkenjoch abzuschütteln; allerdings gelangen dieselben nicht, aber sie hatten doch das Gute an sich, daß sie das Volk aus seiner Starrheit aufrüttelten. Die Erinnerung an Pasvaiioghlu, den geächteten Heiducken, welcher der mohamedanischen Macht Trotz geboten, lebte heut noch im Volke, und der Widerstand dieses Mannes war nicht vereinzelt geblieben. Tie Wälder und Gebirge waren belebt von kühnen Männern, welche gegen die Osmanen den Krieg bis aufs Messer führten. Die Heiducken waren keine niedrigen Straßenräuber, die des Geldes wegen mordeten, fondern Männer, die sogar türkische Festungen belagerten und zur Uebergabe zwangen. Als der Freiheitsrns der Griechen 1821 erscholl, eilten bulgarische Freischärler nach dem Süden und vergossen iln Blut für die Freiheit der Hellenen. Held „Botzarus" war ein Bulgare aus Vodina, Namens Botfchar.

Tirnova ist von jeher die Stätte der nationalen Freiheitsbestrebungen gewesen. Aehnlich der Hetärie von 1L21 gründeten hier die Didaskalen iLehrer) einen FreiheitSvimd. Unter dem Vorwande die Feste der Panagliia > heilige Jungfrau) zu feiern, versammelten sich alle freibeitsdmiligcn Patnoten in der Umgegend der alten KönigSstadt. Nachts kamen sie auf den Friedhöfen der Klöster Mammen, wo Pläne entworfen, Berichte über das Fortschreiten der Propaganda entgegengenommen und neue Ankömmlinge eingeweiht wurden, die bei den Gebeinen der Todte» den Eid der Treue leisten mimten. Beim Scheine der Morgenröthe trennten sich die Freibeitsfreundc und zogen, Aposteln gleich, hinaus, um neue Anhänger für die heilige Sache zu werbe». Die bulgarische Hetärie breitete sich immer mehr aus; sie war 18^7 schon nahe daran, eine Proclamation an das Volk zu erlassen, als sich ein Berräther einschlich. Ein Bewohner des Torfes Elena bei Tirnova sollte eingeweiht werden, doch ehe er den Eid leistete, verlangte er, die Liste der Hetäristen kennen zu lernen. Man zeigte ihm dieselbe bereitwilligst, da man annahm, in jedem Bulgaren lebe die Sehnsucht nach der Unabhängigkeit des Baterlandes, aber er verriet!, die Namen der Patrioten an den Pascha. Biete Berschwörer wurden hingeschlachtet, einer der eifrigsten Agitatoren, Antoniu, Didaskal von Tirnova, ein Zinzar von Geburt, wurde zu lebenslänglicher Galeeren strasc verurlheilt und in das Bagno von Eonstantinovel geschleppt. Fast alle Verschwörer wurden der schwersten.Folter unterworfen, die beinahe in jedem einzelnen Falle den Tod nach sich zog.

Aber diese Grausamkeiten konnten den Freiheitsdrang der Bulgaren nicht vernichten. Schon 1838 erhoben sich die Bauern aus der Umgegend von Sophia und belagerten ^arkoi, die Festung unweit der Hauptstadt des heutigen Fürstenthums. Milosch Obrciwwitsch, der Fürst von Serbien, hatte den Insurgenten Hülse zugesagt, und in der That eilte ein Hauptmann von der serbischen Grenze mit seinen Truppen herbei. Aber Milosch, dem es um die Befestigung seiner Dynastie zn thun war, und der daher nicht offen gegen den Sultan auftreten wollte, lies; den Hauptmann im bulgarischen Lager gefangen nehmen und pfählen. Und als es zu Unterhandlungen

zwischen der Pforte und den Insurgenten kam, bot Milosch sogar seinen Einfluß aus, um die Ansprüche der Bulgaren zu mildern. Die Folge dieses Aufstandes war der Ferman von Gülhane, der scheinbar den Bulgaren mehr Freiheiten gewährte, in der That aber das Joch noch drückender machte. Auch an späteren Bersuchen, ihre Unabhängigkeit zn erlangen, ließen es die Bulgaren nicht fehlen, sie scheiterten jedoch an der Macht der Verhältnisse.

Im Frühjahr 1841 brach ein Aufstand, der, ähnlich dem Aufstande der Römer gegen die Tarauinicr, den Raub eines Mädchens zur mittelbaren Ursache hatte. Bulgariens Lucretia hieß Agapia. Von ihrer Schönheit entflammt, hatte sie der Neffe des Paschas von Nisch rauben lassen, um sie mit Zwang zum MuhamedanismuS zu bekehren und sie dann zu seinem Weibe zu machen. Da sie der Ueberredung hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, mußte sie die grausamste Folter ausstehe», ehe sie sich der Gewalt beugte. Statt der srohen Feste, die sonst mit der Wiederkehr des Frühlings in Bulgarien gefeiert werden, herrschte tiese Trauer im ganzen Lande; statt des freudigen Jauchzeiis erklang der Ruf nach Rache. Unter Miloie, einem alten Heiducken, der noch unter Ezerni) Georg gedient hatte, und unter Gavra, einem greisen Priester von Leskovatz, zogen die Schaan'» aus, zu denen sich bald die Aufständischen von Widdin und der Umgegeno von Sophia gesellten. Im Tesilö vor Kotna-Bogaz verschanzten sie sich, indem sie sich aus blutige Kämpfe gefaszt machten, und als der Bischof von Nisch zu den Aufständischen kam, um ihnen Demuth und Unterwerfung zu predigen, wurde er abgewiesen. Mnstaphci, der Gouverneur von Bulgarien, zitterte und bat in sehr demüthiger Weise den Fürsten von Serbien, das, er die Aufständischen besänftige. Währenddessen aber sengten und mordeten die türkischen Horden im Lande. Hundertfünfzig blühende Törfer wurden eingeäschert, Grausamkeiten wurden vollbracht, die nur im letzten Kriege ihres Gleichen fanden.

Auch die Heiducken Panajot Hietow und Hadschi Timitri versuchten einen Aufstand zu erregen. Ersterer wollte im Verein mit Philip Totju das Donau-Vilajet insurgiren, aber der damalige Gouverneur, Midbat Pascha, war wachsam. Bon den türkischen Streifcolonncn verfolgt, gelang es ihnen kaum, mit Mühe und Noth in den Balkan zu entkommen. Ten« die breiten Massen des Volkes blieben ruhig bei diesen Versuchen, trotzdem Serbien mit Nachdruck eine Erhebung unterstützt hätte, da es gerade im Eonflict mit der Psorte wegen der Greuzfestü'ngen war. Turch seine Grausamkeit war der Pascha verhaßt, deshalb athmeten die Bulgaren aus, als Midhat abberufen war.

Unter Hadschi Timitri, Spiru Gerow und Stephan Karadscha zogen die „Jungbulgaren" von Bukarest mit dem Rufe „Freiheit oder Tod" herüber, aber die Heldenlegion fand nur den Tod in den Schluchten deo Balkans. Auf politischem Gebiete hatten die Freunde der Freiheit kein Glück.

Wie die Griechen, Rumänen und Serben haben auch die Bulgaren ihre Emancipation auf kirchlichem Gebiete begonnen, indem sie sich 1860 vom Eonslnntinvpeler Patriarchat lossagten. Vergebens rief der Phanar die weltliche Hülfe des Sultans an, denn dieser entschied in weiser Vorsicht zu Gunsten des Volkes; mar aber die bulgarische Kirche gmoKepK«!, d. h. selbständig geworden, so horten auch die Hellenesiruugsversuche der griechischen Geistlichen von selber auf. Wohl blieben die Bulgaren friedliche Unterlhanen des Sultans, sie begannen jedoch das Haupt höher zu tragen, und sich selbst unbewußt, schlössen sie sich näher aneinander an. Ter erste Versuch, der ihnen in so unerwarteter Weise geglückt, gab ihnen Vertrauen in die Zukunst. Die Erleuchteteren hofften auf einen unabhängigen bulgarischen Staat und sahen ein, daß sie zu ihrem Ziele nnr durch Bildung und Wissen gelangen können; daher wurden überall Schulen gegründet, die Reichen schickten ihre Söhne nach Constantinovel, Bukarest und dem Westen Europas, und die Gemeinden steuerten zusammen, um nnbemitteilen, talentirten jungen Leuten das Studium im Auslände zu erleichtern. So bereiteten die einfachen Ackerbauer und Hirten die Zukunft ihres Vaterlandes vor, indem sie erst die Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens zu sprengen suchten.

Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Nicht lange ist es her, daß die aufgeweckten mncedonischen Num,wen und die schlauen Griechen sich über den in der That etwas unbeholsenen Bulgaren lnstig machten und ihn ob seines großen runden Schädels „hohler Dickkops" oder gar „Kürbis" schalten; heute dagegen trotzen die Dickköpfc ihren mächtigen Gegnern und ihre Staatsmänner beweisen eine Energie und Kaltblütigkeit, die man den jungen beuten gar nicht zugetraut hätte. Der Spott ist nun verstummt und die Macedonier blicken erwartungsvoll ans ihre Nachbarn.

Daß der Bulgare, besonders der Rumeliote, seinen Nachbarn an Intelligenz nachstand, hatte seinen triftigen Grund in der trostlosen socialen Lage, in der er sich befand. Nicht genug, daß die Muhamedaner ihn verfolgten, beutete ihn der Grieche auch noch ans; der Donaubulgare dagegen und die Balkanbewohner sind lebhafteren Geistes und der Freude zugänglich, weil sie weniger zu leiden hatten, als ihre Brüder südlich des Balkans; ihr Gesichtsausdruck ist ein edlerer und ihre Tracht geschmackvoller. Die Aristokraten unter den Bulgaren sind die Pomaken im Nhodopegebirge; sie sind schlank gewachsen, brünett, während die übrigen Bulgaren meist blondes Haar haben. Sie sind voll Enthusiasmus und Fröhlichkeit; bei ihnen ist der Sinn sür Poesie in hohem Grade entwickelt und ihre Lieder knüpfen oft an die Mythen des klassischen Alterthums an. Fast möchte man sie nicht für Bulgaren halten, wie märe es aber zu beweisen, daß sie von den alten Thraciern abstammen?

Die Bulgaren sind im Allgemeinen ein friedliches Volk, dessen Thun und Lassen durchaus nicht der Idee entspricht, die man sich von dessen Vorfahren, den Widersachern des byzantinischen Reiches, macht. DieBulgaren prahlen nicht so wie ihre Nachbarn, die Serben, die bis zum serbischbulgarischen Kriege allgemein als der tapferste Stamm unter den Südslaven angesehen wurden, aber die ersteren sind nichtsdestoweniger muthig und ausdauernd, trotzdem ihre Lieder nicht wie die PieSmas der Serben die Heldenthaten ihrer Vorfahren preisen. Ihrem früheren geknechteten Zustande angepaßt, erzählen ihre Volkslieder Begebenheiten aus dem täglichen Leben in einer äußerst merkwürdigen Kürze. Tie poetische Schönheit der neugriechischen TragudiaS oder die Energie der PieSmas darf man in diesen Liedern, die der Bulgare mit Begleitung der kleinen Flöte, der Svirka, oder der halbbirnenförmigen Guzla, einer primitiven Laute, singt, nicht suchen, denn ihre Verse durchweht tiefe Lebensverachtung und grenzenlose Wehmuth. Die Helden der Gesänge geben sich oft selbst den Tod. Mit düsterer Freudigkeit verlassen sie diese Welt, die ihnen nur Kummer und Leiden geboten; sie streifen die irdischen Fesseln ab, um dem Jammer zu entfliehen, der ihr Leben von der Wiege bis zmn Grabe erfüllt, solche Lieder entsprachen dem in sich gekehrten Bolkc-charakter, der keine Freude anskoinnien läßt und in der Arbeit das einzige Lebensziel erblickt.

Die Arbeit ist das Patrimonium der Bulgaren, Fast sämmtliche landwirtschaftlichen Producte, die die Balkanhalbinsel aus den europäischen Markt wirst, haben die Bulgaren angebaut. In der Tonauebene bauen sie vorzüglichen Mais und Weizen; das Brot, das auf den Tisch des Sultans kommt, war stets aus bulgarischem Weizen zubereitet. Tie Seidenraupenzucht in Cvti-Zagra ist die bedeutendste iu der ganzen europäischen Türkei; die herrliche Ebene von >iazanlit am südlichen AbHange des Balkans ist die fruchtbarste Kegend der Balkanhalbinsel; ertragreiche Nußwälder wechseln mit Nosenfeldern ab; in der Stadt wird das kostbare Nosenöl fabricirt, das im Orient sehr geschätzt und demjenigen von Schiras gleichgestellt wird. Tie Bulgaren am nördlichen AbHange des Balkans entwickeln eine außerordentliche industrielle Thätigkcit; jedes Torf zwischen Balkan nnd Tonau ist eine große Fabrik. In dem einen werden Messer, in dem andern ausschließlich Töpserwaaren, im dritten Schmucksachen, in weitere» Törfern Teppiche, Stoffe, Hausgerätbschaften :c, fabricirt; jeder dieser bäuerlichen Arbeiter legt einen Fleiß und einen Geschmack an den Tag, den man bei den einfachen Leuten gar nicht vermuthet. Und die Städte bleiben natürlich hinter den Dörfern nicht zurück. Tie Waffen der am Schipkapassc gelegenen Stadt Gabrovo sind in der ganzen Türkei berühmt, die besten Stücke in den Wasseiibazars zu Constnntinopel stammen aus Gabrovo, dessen Leinwand, Leder und Tuchwaaren nicht minder gesucht sind. Dieses Städtchen darf sich auch rühmen, die erste bulgarische Schule besessen und dadurch den Anstoß zur Erwcckung des nationalen Geistes gegeben zu haben.

Das feste Band der Abstammung verbindet die Donaubulgaren mit den Nunielwten füdlich deo Balkans, aber trotzdem läßt sich die Wirkung der natürlichen Scheidcmauer, welche die beiden Provinzen trennt, nicht verkennen. Tie Sprache der Tonanbulgaren klingt dem Russischen sehr ähnlich; außerdem haben sich bei den Nordbulgaren manche tatarische Sitten erhalten, während der Südbulgarc fast ganz hellenisirt ist. Daher vrotesiirte anch die griechische Negierung, als die beiden Provinzen durch den Staatsstreich von Philippopel sich vereinigt hatten, denn sie hatte gehofft, Numelien dem griechischen Königreiche über kurz oder lang einzuverleiben. Tie Bulgaren an der Tonau sprechen mit einer ungeheuren Geschwindigkeit; die Worte sprudeln hervor, als ob sie nicht schnell genug über das „Gehege der Zähne" hinaus kommen könnten; die Rumelioten dagegen reden gesetzter, ihre Satzconstruction ist zierlicher, obwohl auch ihre Zeitwörter, wie die des neugriechischen keinen Infinitiv besitzen.

Im Herzen von Bulgarien waren die Türken nie zahlreich gewesen, an der >iüste jedoch zwischen der Donaumündung und BurgaS gebot es der Pforte die Pflicht der Selbsterhaltung, Türken anzusiedeln. Hier waren dieselben so zahlreich, daß sie viele Proselyten unter den Bulgaren machten, welche türkische Sitten annahmen und sich mit dem herrschenden Volksstamm identificirten. Seit dem letzten Kriege hat sich aber das Bevölkerungsverhältniß geändert; wer von den Türken der Niedermetzelung entging, suchte sein Heil in der Flucht. Ungefähr eine Million Mnhamedaner sind von der Küste verschwunden.

Südlich des Balkans besitzen die „Romaicos", wie sich die Griechen außerhalb des Königreiches nennen, einen bedeutenden Einfluß, wenn sie auch nicht sehr zahlreich sind. Fast in jedem Dorfe leben einige Griechen, die es verstehen, sich unentbehrlich zu machen. Sie sind Schankwirthe, bringen Leben unter die Massen, sind zu allem bereit, selbst zu politischen Kundgebungen, die sie mit Meisterschaft insceniren, sie treiben Handel, leihen auf Pfänder, sind Handwerker und vollbringen Alles mit großem Geschick. In der ganzen Provinz verbreitet, unterhalten sie einen lebhaften Verkehr mit ihren Stammesbrüdern; sie drängen sich überall vor, verstehen Lärm zu schlagen und bilden schon eine Gemeinde für sich, wenn sie zu Dritt in einer Ortschaft wohnen. In Philippopel und Tatar-Bazardschik sind sie zahlreicher; im Rhooopegebirge haben sie Stenimcicho gegründet, eine Stadt, die fast ausschließlich von Griechen bewohnt wird.

In Rumelien leben wohl viele Mnhamedaner, aber es sind keine OSmanen, sondern Bulgaren, die sich von ihren christlichen Brüdern nur dadurch unterscheiden, daß sie manchmal die Moschee besuchen. Sie hegen denselben Aberglauben wie die Christen, verehren dieselbe Hagiasma (geweihter Brunnen), tragen dieselben Talismane am Halse und sprechen ausschließlich bulgarisch. Es wice dzhzr nicht ehr schwer, sie zum christlichen Glanben zurückzuführen, da sie nicht intelligent genug sind, den Unterschied zwischen Koran und Evangelium zu empfinden. In der That haben schon Viele den muhamedanischen Glauben abgeschworen, und Andere werden ihnen folgen. Große Armnth hat sie vor Polygamie geschützt und der Fanatismus fand nicht den Weg zu den einfachen Leuten, deshalb herrscht 'eine friedliche Harmonie unter den Secten. Der thracifche Boden ist das Heini der Toleranz; als im vierten Jahrhundert die christliche Lebre ihren Weg auch nach Thiacien gefunden hatte, gewann sie viele Anhänger, deren Familien im alten Glauben verharrten, da ihnen der Unterschied der beiden Religionen fremd blieb.

Das Aeußere des Nmnelioten, seine ewige Verlegenheit wenn er spricht, sind noch Zeugen einer langen und fchiverenKnechtschaft. Die Frauen sind selten schön und besitzen selbst in den zarten Mädchenjahren wenig Grazie. Ihre Kleidung ist nicht blos ärmlich, sondern auch geschmacklos und sitzt schlecht; das einzige malerische Kleidungsstück ist das Tscharschaff, das ellenlange Kopftuch, über das fie sehr oft einen Kranz grellfarbiger Feldblumen legen. Von Kindheit auf schwerer Arbeit geweiht, kann sich bei den Frauen die holde Anmuth der Weiblichkeit nicht entwickeln, aber dafür wird ihre Intelligenz geweckt. Die Rumeliotin ist klüger als ihr Mann und übt einen großen Einfluß auf ihn aus, wahrend die Griechinnen und Mazedonierinnen von ihren Männern als verzogene minder behandelt werden.

Aermlich genug ist das Leben des Rmnelioten. Wochen lang kann er, wenn er sich auf Reisen befindet, von Maisbrot und einem Schluck Brannlwein leben. Den Verdienst hebt er sich sorgfältig auf und bringt fast die ganze Summe nach Hause; zu solcher an Geiz grenzenden Sparsamkeit wurde der Bulgare durch seine frühere Stellung im türkischen Reiche gezwungen. Er mußte sich das zum Leben Nothwendigste versagen, um den Haratsch (Kopfsteuer) und die übrigen, nicht geringen Abgaben zahlen und die Habsucht der Verwaltungsbeamten befriedigen zu können. Die Hütten der bulgarischen Dörfer sind aus Lehm und Flechtwerk gebaut und liegen kaum halb über dem Boden; sie bestehen meist aus einem Wohnraum, und wenn man in denselben eintreten will, muß man sich gehörig bücken. Immer herrscht ein düsteres Halbdunkel, da vas Licht nur durch tellergroße Fensterchen, durch die offene Thüre und ein Loch im Strohdache Eingang findet. Haben sich die Augen an's Dunkel gewöhnt, so bemerkt man einige Schemel, etliche von der Bäuerin selbst gewebte Teppiche in bunten Farben, einen niedrigen runden Tisch und mehrere an großen Holznägeln aufgehängte irdene Töpfe. Tie weißgetünchten Wände tragen ein oder zwei primitive Heiligenbilder. Die zusammengelegten Teppiche werden Nachts auf den gestampften und glatt geschmierten Lehmboden ausgebreitet und dienen der Familie zum Nachtlager.

Die bulgarischen Familien sind sehr zahlreich; sie umfassen nicht selten fünfzehn Mitglieder. Kommt ein Fremder zu ihnen, so versammeln sich Letztere um ihn, sehen ihn an und verharren in stummer Betrachtung, da der Bulgare überhaupt nicht redselig ist. Sie empfangen ihn aber nufs Beste, indem sie ihm vorsetzen, was die ärmliche Vorrathskammer birgt. Ihre Eonfituren und der gekochte und mit Honig versüßte Most schmecken ausgezeichnet; auch die Speisen sind wohlschmeckend, nur find sie wenig gewürzt. Wenn auch Menschen und Wohnung ärmlich aussehen, so sind crstere doch gutmüthig und letztere reinlich; das ist schon sehr viel.

Das Leben des Ackerbauern schleicht freudelos dahin auf der Scholle, die nicht immer sein Eigenthum ist. Nur zu bestimmten Zeiten im Jahre, wenn in der Nähe Jahrmarkt abgehalten wird, verläßt er sein Dorf. Aus großer Entfernung strömen die Kauflustigen zu den aufgeschlagenen Baracken herbei. Ein Park von Bauernwagen, deren Räder keine Felgen besitzen, sondern aus einer kreisrunden Scheibe bestehen, umgeben den Markt; Pferde- und Ninderheerden meiden in der Ebene; helle Feuer lodern empor und über denselben schmort ein Schaf, ein ganzes Kalb, oder auch ein Ochs. So ein Jahrmarkt dauert nicht fetten mehrere Wochen; da strömt Alles zusammen, was kaufen oder verkaufen will. Der Bauer bringt Felle, der Europäer sucht Wolle, Seide und Getreide, die der Gutsbesitzer zu verkaufen hat. In den Baracken werden grobe Tnchwaaren, Wirthschaftsgegenstände und sonstiger Kleinkram feilgehalten. Merkwürdig ist es, daß die Bulgarin kein Verlangen nach Schmucksachen trägt, sondern, sich mit einigen Schnüren Glasperlen begnügt. Da ist die Griechin ganz anders geartet. Eine befremdliche Ruhe, wie bei einem Leichenbegängniß herrscht auf dem Markte; schweigsam wogt die Menge auf und ab und bewundert die ausgestellten Kostbarkeiten. Keine Musik erschallt, kein Bänkelsänger besingt näselnd die neueste Mordgeschichte, kein Marktschreier erhebt seine Stimme, um seine Phiolen anzupreisen. Alles geht vielmehr seinen bedächtigen, ernsten Gang und der Bulgare behauptet dann, sich gut unterhalten zu haben.

Nnr der Tanz ist im Stande, den Bulgaren aus seiner Apathie herauszureißen: nach der Tagesarbeit sammeln sich Burschen und Mädchen zum Hora-Neigen, oder zum .«olo, den die Nomaicos „Labyrinth", oder „Guirlande" nennen, und der auch in Rumänien unter dcm Namen „cks Krön" (Am Gürtel, weil sich die Tanzenden am Gürtel anfassen) zu Hause ist. Ersterer Tanz ist eine Art Neigen, an dem sich Jung und Alt betheiligen, da er keine besondere Geschicklichkeit erfordert, dabei aber doch der Spriugwuth der Tanzenden freies Spiel läßt; schwieriger dagegen ist der Kolo, der auch unter dem Namen „liominolv' bekannt ist, und ein Ueberrest der alten griechischen „Theorien" sein soll; dieser Tanz ahmte den Gang der nach .Kreta abgesandten Menschenopfer durch das Labyrinth des Minotaurus nach und wurde in Hellas zur Erinnerung an Theseus getanzt. Die modernen „Theorien" verlangen große Gewandtheit besonders von Seiten der „Koriphäe", der Anführerin. In den mannigfaltigsten Wendungen rast die lange Kette über den Tanzplatz, wilde Rufe der Freude ausstoßend. Das ist nicht mehr der Bulgare von heutzutage, sondern der oirecte Abkömmling jener wilden Horden, die das oströmische Reich mordbrennerisch durchstreiften.

Noch wilder und dabei aller Schönheit bar ist der „Bärenfang", der daraus besteht, daß die Gesellschaft einen Burschen einzusaugen hat. Unter dem Lärm einer barbarischen Musik und wildem Geschrei stürzt sich die Tanzgesellschaft müthend auf den „Bären", bindet ihn und bringt ihn endlich gefangen ein. Je grotesker die Sprünge des Bären sind, je lauter fein Gebrüll, desto größer die Freude aller Anwesenden. Manchmal kommt die Freude wie ein Wuthaufall über den Bulgaren, dann zuckt der arme „Freudige" in heftigen Eonvulsionen, oft umschlingt er den Hals seines Pferdes vor Heller „Freude" die ihn wie ein Fieber plötzlich befällt und sich ebenso plötzlich legt. Daß auch eine unglaublich barbarische Zerstörungswuth, eine thierische Wildheit den Nachkömmling der tatarischen Horden erfassen kann, hat der letzte Krieg mit seinen scheußlichen Greueln gezeigt. Selbst Kinder und alte Frauen — von den jungen und den Mädchen gar nicht zu reden — wurden von den Bestien nicht verschont. Als Gurko mit seinen Reitern am Schipkapasse erschien, wurden ihm in den

Dörfern Ehrenpforten gebaut, an denen je vier Türken baumelten! und als der General abgezogen war, mußten die Bulgaren an die Ehrenpforte. Das Blatt der modernen europäischen Geschichte, aus dem der russisch-türkische Krieg verzeichnet ist, erzählt von grausigen Thaten, die einen blutigen Eommentar zum angeblichen Befreiungszwecke des Krieges liefern.

Bulgarien gehört nicht blos den Bulgaren allein; die übrigen Völkerstämme zusammengenommen dürsten ihnen an Zahl nicht um Vieles nachstehen. Da finden wir Osmanen, Griechen, Rumänen, Serben- und Albcmesencolonien, Armenier, Inden, Dataren, Tscherkessen und eingewanderte Donschc Kosaken, zu denen sich der Mannigfaltigkeit wegen auch noch Zigeuner banden gesellen. Als die Dobrudscha noch zu Bulgarien gehörte, war die Mustcrkarte der verschiedenen Rassen noch vollständiger. Da lebten die Tatar-Nogcüs unvermischt unter ihrem Khan uud durchzogen nomadisirend die Balkangegenden. Nach dem Krimkriege hielt ein neuer Schwann Nogais seinen Einzug in Bulgarien und um das Gleichgewicht herzustellen, wanderten zehntausend Bulgaren nach Rußland aus, da sie sich vor den Fremden fürchteten; aber sie gingen in den alten Wohnsitzen der Dataren, die man ihnen angewiesen, elend zu Grunde, während ihre Nachfolger in dem bulgarischen Donaugebiete auch nicht auf Rosen gebettet waren. Noch trauriger gestaltete sich das Loos der Tscherkessen, die 1864 in die Türkei eingewandert waren und von der Pforte als Keil zwischen Bulgaren und Serben eingeschoben wurden. Nach echt kaukasischer Sitte pflanzten die Häuptlinge ihre Schwerter in den Boden, zum Zeichen, daß sie das Land als ihr Eigenthum und die Bulgaren als ihre Sclaven betrachten. Das bekam ihnen aber schlecht, denn an die Grenze der europäischen Euli'ur gestellt, hätten sie unter schwerer Mühe um ihr Dasein kämpfen müssen, wenn sie dasselbe menschenwürdig hätten gestalten wollen. Dazu waren sie aber zu faul, daher hielten Hungersnot!) uud Epidemien eine reichliche Ernte unter ihnen; ein Drittel der Eingemanderten ruhten bald unter der Erde, die sie sich durch Auspflanzung des Schwertes erobert zu haben meinten. Nun begann ein abscheulicher Handel mit Mädchen und Knaben, aus dem manche Paschas ihr Prositchen zogen. Da kam man ja billiger weg, als wenn man die so oft besungenen Tscherkessenmädchen aus dem Kaukasus holen wollte. Die Harems in Constantinopel füllten sich bald mit diesen unglücklichen Geschöpfen und spieen dann ihre verdorbenen !?vser in die Provinzen, besonders aber nach Syrien und Egypten aus. Der Menschenhandel blüht in der Türkei heute noch im Verborgenen, trotzdem dessen Vorhandensein mit lautem Geschrei geleugnet wird.

Der letzte Krieg hat unter den Tscherkessen und Tataren stark ausgeräumt und die noch Vorhandenen sind fast Alle mit der Dobrudscha an Rumänien übergegangen; immerhin leben aber noch Manche in Bulgarien. Tie Kosaken und russische» Altgläubigen, die unter Katharina II. Herrschaft ihres Glaubens wegen hatten fliehen müssen, leben nun in Bulgarien und tragen nicht wenig zur Stärkung der Nussenpartei bei.

Ein anderer kaukasischer Volksstamm hatte ebenfalls gefunden, daß es in Bulgarien gut fei und baute da seine Hütten; das sind die Armenier. Im Norden sind sie wenig zahlreich und besitzen wenig Einfluß; im Süden jedoch sind sie mächtig, nehmen aber auch an Zahl ab, weil das Bulgarennolk von Tag zu Tag ärmer wird. Vom Ackerbau wollen sie Nichts wissen, dagegen ist der Handel ihr Lebenselement, in demselben sind sie zu Hause und verstehen es ausgezeichnet. Jeden, gleichviel ob Türke oder Christ, über's 5Dhr zu hauen, mögen sie Makler, Lommissionäre oder Bankiers sein. In Folge ihres kriecherischen Wesens gegen die Machthaber sind sie bei der Bevölkerung verhaßt. Unter dem Deckmantel der Nnbeholfenheit und Schwerfälligkeit verbergen sie List und Heimtücke, daher hat der Bulgare viel von ihnen zu leiden; den Griechen und Rumänen dagegen sind sie nicht gewachsen, da diese ihnen von vornherein Mißtrauen und Verachtung entgegenbringen.

Nicht alle christlichen Bulgaren sind griechisch-orthodor; ungefähr sechszigtausend sind katholisch und haben ihren eigenen Bischof. Von den Orthodoren werden sie „Pavlicaner" oder „Manichäer" genannt, da die Sage behauptet, daß sie die Nachkommen der Anhänger von Paulus von Armenien seien. Im achtzehnten Jahrhundert überschritt der Katholicismus auch die Balkankette und fand viele Gläubige in Rumelien. Bis 1835 durchzogen Wanderpriester die Provinz; dann kamen die böhmischen Ligorianer in's Land, gegenwärtig hat aber jedes katholische Torf seinen Pater Cavnciner, der mit absoluter Gewalt über seine Pfarrkinder herrscht nnd dieselben unter der Zuchtruthe einer strengen, kirchlichen Discivlin hält. Sie müssen regelmäßig zur Messe kommen, denn darauf hält der Pater sehr, und da die braven Leute geistig arm sind, fügen sie sich in jeder Beziehung dem Willen ihres Hirten, der auch auf weltlichem Gebiete die Rechte seiner Gemeinde vertritt. Tiefen katholischen Bulgaren gehören die Rosenfelder von Kazanlik. Bereits im Alterthum waren die Nosen von Thracien berühmt, da sie selbst nach Nom zu den Nosenfesten gebracht ivurden; es ist daher rückhaltlos anzuerkennen, daß die Bulgaren diese duftigen Blumen nicht haben verkommen lassen, wie so manche kostbare Naturgabe unter der Tttrkenherrschaft verkommen ist.

Ueberhaupt war der Verkehr zwischen den klassischen Ländern und Thracien ein äußerst lebhafter. Bereits im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung besuchten die Hellenen das HämuSgebirge. Im Thale des Hebros haben sie Münzen zurückgelassen, deren Prägung bei ihrer Aufsindung in der letzten Zeit noch deutlich erkennbar war; so fand man Tetradrachmen von Athen, Geldstücke von ThasoS, Maronäa und auch von Byzanz. In Thracien trafen die Handeltreibenden aus Hellas, den Colonien im Aegäischen Meere und diejenigen von Dyrrachium nnd Apollonia am adriatischen Meere zusammen. Ein Vergleich der aufgefundenen Münzen und Medaillen läßt mit ziemlicher Sicherheit den Weg erkennen, den die Cultur nach Dhracien genommen und wie sie im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt auch in die Thäler des Hämus eingedrungen ist. Im heutigen Bulgarien finden die Archäologen ein weites und dankbares Feld für ihre Forschungen und ihr Verdienst um die Wissenschast wäre kein geringes, wenn sie mit Hülfe der vielen Funde und Ueberreste aus vergangenen Tagen es zu Stande brächten, ein vollständiges Bild der thracischen Urbemohner zu tiefern und die Physiognomie des Landes herzustellen.

Auf welche Weise kam die Marmorsäule aus der Zeit Alexanders des Großen auf den muhamedanischen Friedhof von Tatar-Bazardschik? Die Ottomanen betrachten die Säule mit der altgriechischen Inschrift als Wunder wirkenden, geweihten Stein und legen auf ihn Fäden aus den Gewändern ihrer tranken nieder, damit die Leidenden gefund würden; der Staub in der Nähe des Steines wird ebenfalls für munderthätig gehalten. Die Inschrift der Säule giebt Glinde, daß hier eine Stadl mit griechischer Verwaltung gestanden, daß man in derselben die Panegnrien zu Ehren des Appollo gefeiert. Aus derselben Epoche stammen Bronzegegenstände, welche Meistermerke atheniensischer Kunst sind. Nach und nach hatte sich die Cultur über ganz Thracien verbreitet. In den Ebenen standen einst zahlreiche Ortschaften wie die vielen Inschriften nnd Reliefs bezeugen, die man gefunden, und die Bewohner vereehrten die griechischen Götter. Freilich hatten sich die Thracier ihre Götter nach ihrem Ebenbilde geformt. Die anmuthige keusche Diana ward bei ihnen zum Mannweib mit der Keule in der Hand, und Apollo stellte man als Jäger dar- außerdem verehrten sie einen Helden zu Pserde, der gegen viele Ungeheuer kämpfte. Ob dieser Held der Vorfahre des heiligen Georg gewesen, der gerade in der morgenländischen Kirche eine außerordentliche Verehrung genießt? Auch die alten Grabstätten, die sogenannten Tumuli, die man zu Dausenden in Bulgarien findet, sind ein Beleg für die hohe Cultur des alten Thracien.

In den wenigen Grabstätten, die man geöffnet, hat man Waffen und kostbare, griechische Schmuckgegenstände gefunden. Die Bulgaren wissen gar nicht, welche Kostbarkeiten ihr Boden birgt.

In der Heimat des Orpheus, im Rhvdopegebirge, lebten die schon erwähnten Pomaken, muhamedanische Bulgaren, die vom Koran keine Ahnung haben und deshalb auch seine Vorschriften nicht befolgen, dafür aber die Samovilen und Diven, die bösen Geister, vor denen sich auch die Serben fürchten, in ihr GlaubenSbekenntniß aufgenommen baben. Ihre Lieder geben den PieSmas der Serben an Schönheit und Energie nichts nach, und ihre Klephtengcsänge sind zum Mindesten ebenso originell, als die der Griechen. Eins ihrer merkwürdigsten Lieder ist das vom Meister Ursen, der seine Svirka so herrlich zu blasen verstand, daß die reißenden Thiers sich um ihn versammelten und den Tönen seiner Flöte andächtig tauschten. Selbst die dösen Geister, die ihm seine Urfenisa geraubt, besänftigte er durch sein Spiel. Vom Rhodovegebirge zog er hinab in die Ebene und lehrte die Menschen seine Kunst. Der innige Zusammenliang des hellenischen OrpheuSmnthus mit der Urfenfage der Pomaken läßt sich nicht verkennen und ist um so merkwürdiger, als sich selbst bei den RomaicoS nicht die geringste Erinnerung an das alte Hellas erhalten hat. Ein anderer Liedercyclus seiert die Ankunft eines wahrscheinlich arischen Volksstammes, der vom Norden her über die weiße, d. h. freie Donau in's Rhodopegebirge eingezogen ist und „Slovenen" geheißen hat. Von jenseits der Karpathen kamen sie her, weil ihre kranke Heimat sie nicht mehr ernähren konnte. An der Donau sperrten ihnen böse Geister und entsetzliche Ungeheuer den Weg, aber die tapferen „Slovenen" besiegten sie und nntermarfen sich die Barbaren, die ihnen in den Weg traten; sie verehrten die Naturkrnfte, Sonne, Mond und Sterne, aber über diesen scheint noch ein höherer Gott geherrscht zu haben.

Tie Lieder der Bulgaren sind schon mehrfach gesammelt worden, aber nicht immer stand das gewonnene Resultat in günstigem Verhältniß zur aufgewandten Mühe, die um so größer sein mußte, als in Bulgarien nur wenige einheitlich nationale Lieder vorhanden sind; die Lieder des Nordens find im Süden unbekannt, fast jedes Torf hat seine bestimmten Gesänge, die man außerhalb der Gemarkung selten zu hören bekommt. Und selbst die vorhandenen Liedersammlungen sind im Auslande, in Rumänien, in Wien und Belgrad gedruckt worden.

Tas erste bulgarische Buch ist erst 1840 gedruckt worden, trotzdem die altbulgarische Literatur die Grundlage zn den Literaturen Nußlands, Serbiens und Croaticns gebildet hatte. Ein Mönch aus, dem Kloster Nilo hatte im genannten Jahre eine bulgarische Uebersetzung der heiligen Schrift herausgegeben und legte damit den Grund zur bescheidenen modernen bulgarischen Literatur: lange Zeit blieb er ohne Nachahmer, erst nach vielen Jahren wurden in Nustschuk Schulbücher gedruckt, denen dann Uebersetzungen französischer und deutscher Romane folgten. Neuerdings haben auch einige nationale Dichter und Schriftsteller ihre Geisteserzeugnisse veröffentlicht, welche die Ansicht bestätigen, daß Bulgariens Zukunft nicht in der Poesie, sondern in den technischen Wissenschaften liegt, da fast jeder bulgarische Handwerker ein sehr hervorragendes mechanisch-technisches Talent besitzt.

II.

Bulgariens bedeutendste Handelsstadt an der Tonau ist Nustschuk mit seinen Wl) Einwohnern, seinein bedeutenden Handel nach Rumänien, seinen schmutzigen Straßen und kleinen Häuschen, zwischen denen sich hie und da ein elegantes Gebäude erhebt. Nustschuk ist der Sammelplatz fast aller europäischen Nationalitäten, die sich gegenseitig auf allen Gebieten eine heftige Eoncurrenz macheil und nicht immer in traulichem Verkehr zu einander stehen. Ein lebhaftes Treiben entfaltet sich am,vasen; zwischen den Schiffen hindurch schlüpfen die leichten Kähne, die ihre Insassen nach Giurgiewo hinübertragen. Am User eilen die Verlader geschäftig über die imvrovisirte Schiffsbrücke, die das feine Ladung einnehmende Schiff mit dem Lande verbindet. In der zum Hafen hinabführenden Straße Kaden die Kaufleute ihre Loinptoire aufgeschlagen, sie halten jedoch Börse unter sreiem Himmel, ^emehr man sich vom Hafen entfernt, desto rnhigcr wird der Verkehr, bis er in den Mehalen (Vorstädten) fast gänzlich verschwinde!. Tie reichen Europäer suchen sich das Leben so angenehm zu gestallen, als es die Umstände erlauben. Ausflüge in's herrliche Lorethal, zu den Obstgärten von Kale und Besarbovo sind sehr beliebt: im Winter tanzt man bei den verschiedenen Consuln, und wenn eine fahrende Schauspielertruppe nach Austschuk verschlagen wird, so macht sie fast immer gute Geschäfte. Welch wüstes Treiben herrschte in der Stadt während des letzten .«rieges! Wohl nie ist soviel Champagner geflosseil als zu jener Zeit, da die russischen Offiziere in den Straßen hcrumtaumellen und mancher Unfug verübt wurde.

Bon Rustschuk führt eine Bahn nach Varna; nach Tirnova jedoch muß man den Weg per Achse zunicklegen. Tie lange Strecke bis Bjela bietet nichts besonders merkwürdiges: erst hinter dieser Ortschaft wird der Weg, der am linken Ufer der ^antra entlang führt, interessanter. Durch ein enges, von hohen Helsen begrenztes Thal wälzt der Fluß seine Gewässer der Donau zu; mit jedem Schritt gegen Tirnova macht sich die Mhe der Balkankette beinerkbar; der Boden weist eine merkliche Steigung aus, weshalb auch die hohe Gebirgskette von der bis zu Meter über dem Meere steigenden Ebene betrachtet, nicht besonders hoch erscheint und mit seinem fast geraden Gebirgskamm nicht den großartigen Anblick gewährt, den man erwartet. Dasiir aber entschädigt Tirnova mit seiner überraschend schonen Lage den weisenden für die ausgestandenen Strapazen und die Einsamkeit auf der öden Landstraße mit den vereinzelten Törsern, die meist abseits vom Wege liegen.

An dem AbHange eines Berges gelegen, von Wein und Obstgärten umgeben und von der Jantra durchschnitten, ist Tirnova eine der schönsten Städte Bulgariens. Der die Stadt überragende Felskegel ist nur durch einen schmalen Psad mit der ersteren verbunden. Umgeben von grünenden Schluchten, bietet die alte ^önigsstadt mit ihren weißen Häuschen und den zahlreichen Gärten je nach dem Standpunkte, den man einnimmt, eine andere Ansicht; das alte Schloß liegt in Trümmern nnd die alte Kathedrale ist fast gänzlich vom Erdboden verschwunden: die heutige Metropolitankirche erinnert durch Nichts an Tirnovas stolze Vergangenheit. Die alte Herrlichkeit der Krals (Könige) ist mit diesen in's Grab gestiegen und das Centrmn der Enltur, die von den bulgarischen Mönchen bis ins Herz des altrussischen Reiches getragen worden, hat nur noch Bedeutung als ^rönungsstadt und als Sitz der großen Sobranje. Tirnova ist den Bulgaren stets das Symbol der Freiheit und Unabhängigkeit gewesen und hat als solches seine Bedeutung auch in diesen Tagen der Krisis nicht verloren; Tirnova oder Sveta-Horata, wie die Bulgaren die Stadt nennen, war das Mekka der geknechteten Bulgaren gewesen, sie wallfahrteten zn dein heiligen Berge, der einst Bulgariens Herrlichkeit getragen und besingen ihn heute noch in ihren Liedern. Eine größere Bedeutung wird erst Tirnova gewinnen, wenn die Bahnlinie von der Donau über Tirnova, Xazanlik und Eski-Zagra nach dem Süden hinabsühren und eine andere Linie, Tirnova mit Elena und Slivno südlich des Balkans verbinden wird.

Außerhalb der Stadt, die gegenwärtig ungefähr dreißigtausend Einivohner zählen mag, liegen zahlreiche Grabstätten, die nach der Sage die Gebeine Balduins 1. von Byzanz und seiner gefangenen Begleiter bergen, die auf grausame Weise hingerimtet worden, nachdem der bedauernswerthe oströmische Kaiser die Schlacht bei Adrianopel, 1205, verloren. Tie Berge der Umgegend sind kahl, nur von der Höhe von Arbnnas winken die dunklen Laubwälder herüber, die sich aber leider anch von Tag zu Tag lichten, in Folge des unvernünftigen Abholzens.

Am engen steilen Ufer der Iantra entlang schlängelt sich der Weg nach Gabrovo in unzähligen Windungen. Die Vorregion der Balkankette macht sich bereits bei jeder Umdrehung der Wagenräder in unangenehmer Weise fühlbar, indem die Straße steil und holverig wird. Diese engen Thäler der Iantra sind die Blutzeugen der jungbulgarischen Jnsurrection, die in Bukarest ihren hossnnngsvollen Anfang genommen und in diesen Schluchten ihr blutiges, beweinenswerthes Ende gefunden. Hundertfünfzig Männer hatten es 18ö8 versucht, ihr Baterland zu insnrgiren, aber der Mangel an Enthusiasmus von Seiten ihrer geknechteten Landsleute ließ das gewagte Unternehmen scheitern. Wohl setzten die hundertfünfzig Männer der türkischen Macht energischen Widerstand entgegen, aber sie wurden in die Jantraschlucht gedrängt, wo sie Alle ohne Ausnahme mit der Waffe in der Hand den Heldentod starben.

Die Fabrikstadt Gabrovo wird von der Iantra durchschnitten, die sich über die Kalkselsen in ihrem Bette hinabstürzt und ihre motorische Kraft fast jedem Hause, das an ihren Usern liegt, leihen muß. Das schönste Gebäude der Stadt ist für die Schule bestimmt. Die Gabrovocr sind nicht wenig stolz auf ihre Schule, welche die erste in Bulgarien gewesen und bald das fünfzigjährige Jubiläum ihres Bestehens feiern wird. Jeder ist thätig, selbst die Nonnen des Klosters weben ein lodenartigcS Tuch, das Sche'i'ag, das weit und breit jedem andern Meiderslosf vorgezogen wird. Die Stadt wird in sünf Quartiere getheilt, von denen jedes ein besonderes Handwerk betreibt; die bedeutendsten sind das Quartier der Messerschmiede und das der Tövser. Die arbeitsfrohen Städter sind sreiheitliebend; muthig traten sie früher der Willkür der türkischen Verwaltung entgegen und führten die Beschlüsse des Stadtrathes, in welchem die Mehr

zahl Bulgaren waren, aus, unbekümmert, ob eS dem Pascha angenehm war oder nicht. Aus ihrer Mitte ist mancher Heiduck hervorgegangen, wie etwa der Memoiren schreibende Muberhauptmann Panajot Hitow.

Zwischen Gabrovo und dem Nachbnrstädtchen Tramm hat sich ein Concnrrenzkampf entsponnen, aus dem Bulgarien nur Bortheil ziehen kann. Einst werden diese beiden Schweslerstädte einen bedeutenden Platz unter den Städten der gesammten Balkanhalbinsel einnehmen.

Tie denkbar schlechteste Straße führt in rapider Steigung zum bekannten Schivkavasse. Endlich ist man in die Hochregion der Balkankette eingetreteni der Urwald rauscht von dem Nordwind bewegt, der sich an der

Helsenkette bricht. Der Anblick des Balkans ist bei weitem nicht so großartig, als man ihn bei einer so großen Seehöhe erwarten darf. Fast in gerader, wagrechter Linie hebt sich der jiamm der Ivette vom blauen Himmel ad und wirkt beinahe ermüdend durch ihre Einförmigkeit. Nur der östliche Theil zwischen ^iazanlik und Slivno bildet eine rühmliche AnSnahme mit seinen steilen Abhängen, seinen zackigen Spitzen nnd seinen imposantem FelsenchaoS.

Hat man endlich den höchsten Punkt des Passes erreicht, so bietet sich dem Auge ein herrlicher Ausblick auf das nördliche Hügelland mit den hohen Laubwäldern, aus denen hie und da die Meiler schüchtern hervoriugen. An klaren Tagen sieht man bio zur Tonau hinab. Zu den ,mßen gäbnl die tiefe Grcmitschlucht, durch die man heraufgekommen. Mit welchem Stolze mag Oieneral diurko, nachdem er sein gewagtes Reiterstückchen ausgeführt, von der Höhe des Schivkavasses auf das gesegnete Numelicn hiiiabgeblickt haben, das selbst im Winter nichts von seiner Schönheil einbüßt! Am Fuße der Zielte liegt das freundliche Törfchen Schipka mit feinen Nosenfelderu und Obstgärten. >vazanlik, das duslige, ruht verborgen zwischen herrlichen Nnßwaldungen und weiten, fast unabsehbaren Nosencuituren, die den Neichthum des Thales von >!azanlik bilden. In Schipka herrscht ein äußerst reger Geiverbefleiß; neben dem Nosenöl erzeugt das Torf feines Linnen und kunstvolle Trechslerarbeiten. Hat man den Balkan nach Süden überschritten, so befindet man sich im Eanaan der europäischen Türkei. Zahlreiche Bäche durchfließen das herrliche Thal, das durch die Gebirgskette gegen die rauhen Nordwinde geschützt ist; die zerstreuten Platauengrupven gedeihen hier vortrefflich und bilden einen malerischen Gegensatz zu den zahlreichen oft zehn Meter hohen Tumuli.)In dem Bergnbhange zur Linken windet sich die Straße von Schipka nach >tazanlik hinab.

ttazanlik war bis zum letzten Kriege eine vorwiegend türkische Ortschaft; seitdem sind aber viele Türken ausgewandert, trotzdem die Stadt noch unter türkischem Einfluß steht. Die Ueberzahl der weiblichen Bevölkerung bringt es mit sich, daß 5iazanlik sich keines besonders guten sittlichen Rufes erfreut. Die verschiedenen Nationalitäten leben in besonderen Quartieren abgeschlossen von einander und verleihen der Stadt ein orientalisches Gepräge, das durch die keineswegs große Neinlichkeil erhöht wird. Kazanlik hat aber auch gebildete Männer aufzuweisen, die im Westen Europas ihre Ausbildung genossen haben und dem fremden mit ausgezeichneter Gastsreundschast entgegenkommen. Selbst das Nonnenkloster von jiazanlik öffnet seine Pforte den Fremden, die einen Aufenthalt unter den arbeitsamen Schwestern demjenigen in einem schmutzigen Han vorziehen. Als Knotenpunkt zweier Balkanttbergänge, die den Norden mit dem thrakischen Süden verbinden, steht .«azanlik eine große Zukunft bevor. Nachdem die Nosenölfnbrikation von der erdrückenden zwei Mal erhobenen Stener, der Nosen- und der Oelsteuer, befreit worden, wird diese Industrie einen bedeutenden Ausschwung nehmen und sich das Oelmonopol für Europa cruch weiterhin erhalten. Tie zahlreichen Thermen der Umgegend bilden ebenfalls einen kostbaren Schatz, der noch nicht gehoben worden ist, in nächster Zukunft aber Kazanlik zu einem großen Curort erheben wird. Der Mangel an Capital ist das große Unglück, das über Bulgarien lastet und jedes industrielle Unternehmen von vornherein verhindert, aber mit der Zeit werden auch die Bewohner des Rosenthales, wie das Sprichwort sagt, „Nosen pflücken".

Im Süden schließt der Chooscha-Tagh das Thal von der Philivpopeler Ebene ab. Zwar führt ein Weg über Eski-Zagra nach Philippopel, aber derjenige zwischen dem Schipkabalkan und dem Ehodscha-Dagh überKalofer ist der interessantere, wenn auch bedeutend längere. Die in der Nähe von Kazanlik entspringende Tundscha überschreitend, führt die Straße gegen Osten nach Kalofer, das Tuchweberstädtchen, das von der Ferne mit seinen Kirchen und Klöstern einen imposanten Anblick gewährt. Manche Sage knüpft an die Entstehung Kalofers an. Nach der am meisten Klauben findenden Legende, soll, der Wojmode Kalimifir sich mit seinen Getreuen nach verlorener Schlacht gegen die Osmanen in diese Einöde zurückgezogen baben. Tie gewerbefleißige Stadt, deren Häuser ohne Ausnahme entweder eine Tuch- oder Garnfabrik beherbergen, genoß einst große Privilegien, aber durch eine FenerSbrunst verlor sie den Ferman und mit diesem die in demselben verbrieften Ncchte, die in ihrer Art recht merkwürdig gewesen sein müssen. Eins derselben bestand darin, daß kein Muselmann die Ortschaft betreten durfte, ehe er nicht seinen Thieren die Hufeisen hatte abnehmen lasse».

Einen bezaubernden Anblick gewährt, die große Handelsstadt Philippopel, die sich amphitheatralisch von den Usern der Maritza zu den Gipfeln der drei Hügel erhebt, welche dem alten Philippopel den Namen Trimontium verliehen haben. Auf einein wild zerklüfteten Gipfel liegt der „Grad" ooer das Schloß, das von den Byzantinern erbaut sein soll. Mit der Schönheit des Panoramas contrastirt der sumpfige, zu NeiSpflanznngen verwandte Erdboden, der die Stadt umgiebt. Seit die Bahn Philippopel mit Adrianopel verbindet, hat die Maritza, der Hebros der Alten, seine commerzielle Bedeutung verloren, da er nicht schiffbar ist, und selbst die Kosten für die Beförderung des Getreides mittels Flössen sich zn hoch

stellen. Trotzdem hat er nicht aufgehört, der nationale Strom der Bulgaren zu sein, die ihre Ansiedelungen von Alters her an den beiden Ufern desselben aufgeschlagen hatten und auch späterhin wird er sür die Bulgaren an Bedeutung noch gewinnen.

Auf dem Grad, der mit Trümmern aus einer besseren Zeit übersäet ist, erheben sich die modernen Gebäude der Neichen, da man von oben eine bessere Aussicht genießt, die schönen Gebäude besser in's Auge fallen und die Luft viel gesünder ist, als in der sumpfigen Ebene. Die Stadt in der Ebene ist ein Labyrinth von engen, schmutzigen Straßen, von denen jede einem bestimmten Handels- und Gewerbezweige Ausenthalt gewöhn. Der bedeutende Handel wird von Griechen nnd spanischen Juden betrieben, die hier zahlreich sind. Wie in vielen Städten Rumeliens ist auch hier die Haupt-Moschee in Kreuzform aufgeführt, eiu Beweis, daß das Gebäude früher eine Kirche gewesen. Auf der Höhe eines Hügelabhanges gelegen, beherrscht sie mit ihren bleigedrckten Kuppeln die Stadt und würde einen imposanten Eindruck machen, wenn sie nicht von schmutzigen Gäßchen umgeben wäre. Philippopel zählt viele römisch-katholische Bulgaren neben muhamedanischen und orthodoren; selbst einige Protestanten find vorhanden, da die amerikanische Mission hier eine Station hatte. Man muß es anerkennen, daß die Nem-?>orker Missionäre sich weniger auf die Seetenfängerei verlegen, als sie sich bemühen, die Moral der Bevölkerung zu heben, was freilich noch schwerer sein soll, als die Arbeit des Sisyphus. Erbauung5bücher und, was viel mehr wert!) ist, bulgarische Bibeln vertheilen sie unter das Volk, das kaum eine Ahnung hat von den Lehren des Evangeliums. Der Einfluß der Missionare, die man fast überall in der europäischen Türkei trifft, wächst von Tag zu Tage, trotzdem sie noch mit ungeheueren Schwierigkeiten zu kämpsen haben.

Die Verschiedenheit der Bevölkerung trat früher nicht nur in ihren Absonderungen nach Quartieren zu Tage, sondern auch durch die Farbe der Kleidung und der Häuser. Als die Moslims noch die Herrscher waren, durfte kein Najab sein Haus roth anstreichen. Heute kleidet sich alles nach europäischem Schnitt und selbst die strumpflosen Füße der muhamedanischen Stutzer sind verschwunden.

Philippopel zählt gegenwärtig rund hunderttausend Einwohner, ist Sitz eines orthodoren Erzbischoss, es entwickelt eine große industrielle Thätigkeit auf dem Gebiete der Seiden-Wollzeug-Fabrikation und wird bald Adrianopel in jeder Beziehung überflügeln. Die Eisenbahn hat es dem Meere und Constantiuopel nahe gebracht, und nicht lange wird es dauern, bis es mit Sophia und Nisch verbunden sein wird. Tann wird sich erü die ansehnliche Stadt entwickeln, ihre Industrie wird sich heben und die Früchte ihres Ackerbaues werden den Weg auch nach Mitteleuropa sinoen.

Die Stadt hat eine bedeutende historische Vergangenheit. Von Philipp dem Mazedonier gegründet, wurde sie anfangs als Strafanstalt benutzt, da sie inmitten der feindseligen Barbarenstämme zu erponirt war; «ber bald schwang sie sich ans und wurde eine der bedeutendsten Städte des oftrömischen Reiches. Selbst zur Zeit der Gothen, die hier den Kaiser Decius 2'i0 n. Chr. schlugen, bildete sie ein Emporium des thracischen Handels. Im Jahre 1360 erschienen die muhamedanischen Kriegsschaaren vor ihren Thoren und sie mußten sich nach hartnäckiger Gegenwehr ergeben. Seitdem sank sie herab und erst in neuerer Zeit hat sie den ihr gebührenden Naug sich wieder erobert, den sie auch weiterhin behalten wird.

Tatar-Bazardschik. das vermuthlich so heißt, weil nie Tataren daselbst gewohnt haben, ist durch die Bahn mit Philippopel verbunden und eiscrt seiner großen Nachbarstadt ans dem Gebiete der Industrie nach. Durch die Nähe der Balkankette und der Rhodope ist seine Lage viel malerischer imd der Aufenthalt ein weit angenehmerer. Wenn man auch in dem Städtchen den Comfort und die ziemlich guten Hauptstraßen Philippopels vermißt, so ist man durch die gesunde Lust und die landschaftlichen Annehmlichkeiten vollauf entschädigt. Auf dem Marktplätze steht der Bazar nüt seinen niedrigen Budencompleren und den engen freigelassenen Gängen, in die nur des Mittags ein Sonnenstrahl eindringt. Erzeugnisse des Auslandes paradiren in den Buden neben denen der Türkei, und die Kaufleute laden mit Zudringlichkeit zum Kaufe ein. Zwischen den Muhaniedanern und Christen herrscht ein ziemlich gutes Cinverständniß, denn elftere sind meist bulgarische Renegaten. Bazardschik mar die erste Stadt in Rumelien, die eine Kirche hatte bauen dürfen. Auf Hügelland gelegen, lassen die Straßen an Ebenmäßigkeit viel zu wünschen übrig, aber der Ausblick auf die Stadt und die östliche Ebene ist um so malerischer. Auch Bazardschik geht einer bedeutenden Zukunft entgegen.

Bei einem so arbeitstüchtigen Volke, wie das der Bulgaren, werden bald jene Wunden, die ihm die Türkenherrschaft geschlagen, vernarben; der Wohlstand des Landes wird sich heben und manche von den Türken überkommene Unsitte verlöschen, jemehr sich das Volk in seiner Selbstständigkeit behaupten wird. Tie zahlreichen Schulen, die neuerdings gegründet worden sind, werden ihre segensreichen Früchte tragen und den Bewohnern des Balkangebietes einen Platz im Kreise der civilisirten Völker Europas erobern. Ihr Handel mit dem Auslände hebt sich von Jahr zu Jahr und betrug noch den neuesten statistischen Publikationen im Jahre 1883: im Erport 46,126,405 Fcs., von denen auf England allein elf Millionen entfielen, und der Import 48,929,975 Fcs., an denen Oesterreich einen Anthcil von 15^4 Millionen und England einen solchen von 13 Millionen haben.

Die große Mehrzahl der Bulgaren hat eö bereits begriffen, daß das Leben eines Volkes nur in der Freiheit lebensmerth ist und wird sich wohl nie mehr Fesseln anlegen lassen. Die nächste Zukunft wird es wohl lehren, ob das Volk den Schlachtruf der „Jungbulgaren": „Freiheit oder Tod" auf seine Fahnen geschrieben hat.

Heber Formenschönheit, insbesondere des menschlichen Körpers.

von

Lhcodor LippF.

— Bonn. —

ist Streit, ob der Tonkunst ein über ihre sinnlichen Elemente, die Töne und Tonverbindungen hinausgehender Inhalt zukomme oder nicht, ob, anders gesagt, der Sinn des musikalischen Kunstwerks sich ganz uud gar in dem erschöpfe, was es für unser sinnliches Auffassungsvermögen ist, oder ob es uns neben dem, was wir hören, noch etwas dem Gehörten Vergleichbares, dennoch inhaltlich völlig davon Verschiedenes zu sagen habe. Solche, die jeden derartigen außersinnlichen Inhalt und Sinn der Tonkunst glaubten leugnen zu umssen, baben sich gelegentlich auf die Analogie der Arabeske berufen. Diese Berufung ist der Anschauung verhängnißvoll. Nicht als fehlte die Analogie zwischen den beiden Arten menschlicher Kunstbethätigung überhaupt. Aber sie beruht, statt auf dem von jener Anschauung vorausgesetzten, vielmehr aus dem gegentheiligen Sachverhalt. Man meinte, wie die Schönheit der Arabeske unmittelbar und ausschließlich an den sinnlich wahrnehmbaren Elementen hafte, ans denen sie besteht, so auch die der Musik. Man hätte sagen müssen, so sicher bei der Wirkung der Musik noch etwas anderes mitspiele, so sicher werde dies auch bei der Arabeske der Fall sein.

Die Töne und Tonverbindungen der Musik, so ineinen wir, können gar nicht nmlnn, in dem Hörer, bald mehr bald minder, solche Vorstellungen. Erinnerungen, Gedanken anzuregen und anklingen zu lassen, die einen den Tonen und Tonverbindungen verwandten Charakter tragen, oder in verwandter Art die Seele anzumuthen geeignet sind. Das in scharsen Dissonanzen verlausende Tongefüge gemahnt an Dissonanzen überhaupt, das ernst und gewichtig einherschreitende an solche Gedankeninhalte, die ein ähnlich ernstes und gewichtiges Gepräge haben u. s. m. Und alle diese nebenhergehenden Elemente sind, je nach der Starke ihres Aidlingens bei dein Eindruck, den das Tongefüge in uns hervorruft, mitbetheiligt.

Dem ist aber so nicht aus zufälligen Gründen, sondern gemäß einem allgemeinen psychologischen Gesetze, das wir kurz als das Gesetz der Miterregung des Gleichartigen bezeichnen können. Dies Gesetz muß natürlich, wenn es wirklich ein allgemeines ist, wie für Töne und Tonverbindungen, so auch für beliebige andere Empsindnngs- oder Wahrnehmungsinhalte Geltung haben. Es wird schließlich keine Empfindung oder Wahrnehmung in der Seele entstehen können, die nicht, bildlich gesprochen, irgend welche gleich oder verwandt gestimmte Saiten zum Mitschwingen brächte. Die Seele wird sich, um im Bilde zu bleiben, analog verhalten, wie ein Clavier, von dem der Dämpfer weggenommen ist. Schlage ich eine Saite an, so schwingt zunächst eben diese Saite und giebt ihrenKlang. Zugleich aber schwingen, obzwar in minderem und zuletzt sehr geringem Grade, die benachbarten Saiten, es schwingen die Saiten, denen die Octave, die Duodecime des angeschlagenen Klanges entspricht n. s. w. Keinen dieser Nebenklänge brauche ick für sich zu hören. Trotzdem gehen sie nicht verloren. Sie verändern die Klangfarbe dös angeschlagenen Klanges, erhöhen seine Fülle und seine Eindruckssähigkeit. So brauchen auch die Vorstellungen oder Gedanken, die eine Empfindung oder Wahrnehmung in mir anklinger läßt, nicht so. laut anzuklingen, daß mir ein Bewußtsein von ihnen entstände. Dies hindert doch nicht, daß sie vorhanden sind und ihr Vorhandensein durch Erhöhung der Bedeutung jener Empfindung oder Wahrnehmung und Steigerung ihres Eindrucks bekunden.

Es ist eine ästhetische Thatsache von fundamentaler Wichtigkeit, der wir hier begegnet sind. Wir können sie formuliren, indem wir sagen: Nichts, das mir empfinden oder mahrnehmen, wirkt auf uns lediglich durch sich selbst, sondern alles wirkt zugleich durch die Resonanz des Gleichartigen, die es in der Seele findet. Nichts ist für uns bloö das, was es ist, sondern alles ist zugleich, was es uns vermöge dieser Resonanz sagt oder bedeutet.

Die hier bezeichnete Art der Resonanz ist aber nicht die einzige, die Empfindungen oder Wahrnehmungen erfahren können. Mit den Wahrnehmungen, die mir machen, sind nicht blos durch Gleichartigkeit, sondern auch durch Erfahrung mancherlei Gedanken nnd Vorstellungen verbunden. Auch die können zum Gefammteindruck des Wahrnehmungsbildes einen Theil beitragen, nnd sie werden es thatsöchlich jederzeit in irgend welchem Grade thun.

Beispiele von dieser Art der Resonanz sind jedermann gelaufig. Die Räume, in denen wir lange Jahre gewohnt und Freud und Leid erlebt haben, zeigen uns ein ander Gesicht, als an dem Tage, da wir in sie einzogen. Sie erzählen uns unsere eigene Geschichte, soweit sie in den Räumen sich abgespielt hat. Mögen wir mit Bewußtsein hören, was sie zu erzählen haben, oder nicht, in jedem Falle verspüren wir die Wirkung, suhlen die Beziehungen, die sich zwischen den Räumen und uns im Laufe der Jahre geknüpft haben. Wir suhlen sie besonders deutlich, wenn wir nach längerer Abwesenheit in sie zurückkehren. Gewohnheit, so lautet der Universalname, durch den wir diesen Thatbestand, wie so manchen anderen, zu erklären meinen. Gewohnheit, sagen mir, lasse uns die Räume heimisch und vertraut erscheinen. Aber die Gewohnheit, das sind eben die durch längeres Erfahren und Erleben gewordenen Beziehungen und das Gefühl des Heimisch- und Vertrautseins hat eben jene Geschichte, die unbewußte Erinnerung an das, was wir in den Räumen erlebten, und vor allem Bedeutungsvolles erlebten, zum eigentlichen Inhalt.

Wollten wir auch auf diese zweite Art der Resonanz das Bild der mitschwingenden Saiten übertragen, so müßten wir uns mit der angeschlagenen Saite andere in der Weise äußerlich verbunden denken, daß der Anstoß

von der angeschlagenen Saite auf diese mechanisch sich übertrüge und sie veranlaßt«, in ihrer Art mitzuschwingen und den ihrer Stimmung emsprechenden Ton zu geben.

Drittens können auch noch beide Arten des Vorstellungszusaminenhanges sich verbinden und geineinsam eine Art der Resonanz erzeugen. Es finde sich in mir zunächst ein dem gegebenen WahrnehmungsinhaU ähnlicher Gedanke, oder der Wahmehmungsinhalt erinnere mich an ein ähnliches Object, und mit diesem wiederum seien bedeutsame Gedanken. Vorstellungen, Erinnerungen durch Ersahrung verknüpft. Auck die auf diesem Wege erzeugte Resonanz kann eine erhebliche Wirkung üben.

Wir haben es nun hier zu thun mit der Schönheit sichtbarer Formen. Das einsachste Beispiel bietet uns die gerade Linie. Schon bei der Art, wie diese uns anmuthet, kommen die sümmtlichen drei Arten der Resonanz in Betracht, die wir eben unterschieden haben. Freilich ist hier die Resonanz, auch ästhetisch, nicht das Erste. Die Linie gewährt zunächst, schon an sich, vermöge der Uebcreinstimmung der Richtung und der Gleichheit der Theile nämlich, eine gewisse Befriedigung. Sie hat auf Grund dieser Eigenschaften von Hause aus vor der die Richtung beliebig wechselnden, unsicher und schon ohne erkennbares Gesetz hin und her gehenden einen entschiedenen Vorzug.

Aber nicht den ganzen Unterschied des Eindrucks sind wir berechtigt unmittelbar aus den sinnlichen Eigenschaften der geraden und der regellosen Linie herzuleiten. Erinnerungen an Anderes von ähnlicher Art und verwandtem Charakter wird bei ihrer Betrachtung stärker oder weniger stark anklingen und zu dein Eindruck beitragen. Wir kennen aber mancherlei Derartiges. Wir kennen, um gleich zum Höchsten zu greifen, das unmittelbar, in „gerader Linie", auf sein Ziel losgehende Handeln, die „Geradheit" oder Eonseouenz des Denkens auf der einen, unsicher hin und her gehendes Handeln und Jnconsequenz des Denkens auf der anderen Seite, und wissen, was diese und jene Art des Verhaltens für uns zu bedeuten hat. Selbst diese oer höchsten Sphäre des Geistes angehörige Gedankeninhalte werden nicht umhin können bei Betrachtung der geraden und der regellosen Linie, wenn auch in noch so geringem Grade, sich einzumischen und durch ihren Werth oder Unwert!) den Eindruck mitzubestimmen. Daß das Band der Aehnlichkeit zwischen jenen Inhalten und den Linien nicht nur besteht, sondern auch der Wirkung sähig ist, dies missen wir ja mit Sicherheit. Wir würden nicht die genannten geistigen Verhaltungsweisen und jene linearen Formen mit demselben Namen nennen, nicht von geradem Handeln, geradeausgehendein Denken, ja selbst von Geradheit des Charakters sprechen, wenn nns nicht die Weisen des Handelns und Denkens, die Arten des Charakters an die entsprechenden linearen Formen erinnerten. Ist dies aber der Fall, dann muß auch umgekehrt das sinnliche Bild den Gedanken des Geistigen, sei es auch in sehr viel geringerem Grade, zu erwecken fähig sein. Daraus erklärt sich dann erst das Beste an dem Eindruck der geraden im Vergleich zur beliebig hin und her gehenden Linie. Daraus erst wird es begreiflich, wenn uns die gerade Linie nicht nur als die regelmäßigere, sondern zugleich als die charaktervollere, entschiedenere, die gesetzlos die Richtung wechselnde zugleich als charakterlos und unentschieden erscheint, — Ausdrücke, die ja doch ohne Zweifel über das blos Geometrische hinausweisen.

Dabei spielen dann aber auch die anderen Arten der Resonanz schon mit. Wir folgen der geraden Linie, die wir betrachten, nicht nur mit dem Auge, fondern in Gedanken auch mit der Hand. Nun wissen mir, welcher festen und sicheren Führung der Hand es bedarf, wenn wir die gerade Linie selbst ziehen wollen; mir kennen ebenso die unsicheren Bewegungen, aus denen die regellose Linie naturgemäß hervorgeht. Von dieser Festigkeit und Sicherheit, beziehungsweise Unsicherheit und Haltlosigkeit wird in den Eindruck der Linien gewiß jederzeit etwas hineinspielen; sie müssen ebendamit an der Befriedigung beziehungsweise Unbefriedigung theilnehmen, die mit dem verschiedenen Charakter jener Bewegungen verbunden ist.

Endlich muß auch die Bedeutung, welche der geraden Linie in der Natur eignet, noch in Rechnung gezogen werden. Die gerade Änie ist die Linie der ungehemmten Bewegung, der durch keine andere Kraft gekreuzten mechanischen Kraftentfaltung. Dagegen entsteht die regellose Linie durch Wirkung regellos sich durchkreuzender, hemmender, ablenkender Kräfte. Auch dieser Thatbestand ist uns so geläufig, daß der Gedanke daran schwerlich jemals ganz unwirksam bleiben wird. Die Wirkung kann aber kurz gesagt nur darin bestehen, daß das lineare Gebilde an materielles „Leben" gemahnt, oder in gewissem Grade davon erfüllt erscheint. Insbesondere gewinnt die gerade Linie etwas von der Freiheit und Sicherheit der ungehemmten Naturkraft, die regellose etwas von der Unfreiheit der bald so bald so in ihrer Wirkung gehemmten. Und wiederum verbinde: sich damit von selbst bei jener ein entsprechendes Werthgefühl, bei dieser ein entsprechendes Gefühl des UnweiHeS. Da, wie wir sehen werden, der Eindruck des „materiellen Gebens" in der Natur auch nnr entsteht, indem wir unser Leben aus die Natur übertragen, so laßt sich der Gesammt Vorgang, durch welchen die Linien eine über das blos Sinnliche hinausgehende Bedeutung bekommen, bezeichnen als Vorgang der directen oder indirekten, so oder so vermittelten Hiucintragung unser selbst in die linearen Gebilde, der so oder so gearteten Vermenschlichung. Auch schon diese einsachen Elemente der sinnlich sichtbaren Form sind nicht blos, sondern sprechen eine verständliche Sprache, verständlich darum, weil sie nur Menschliches zum Inhalt hat.

Vielleicht gelingt es dem geehrten Leser nicht ohne Weitere» sich in die hier vorgetragene Anschauung hineinzuversetzen. Dies wäre nicht zu verwundern. Wie schon angedeutet, braucht uns bei Betrachtung der Linien keines der Elemente, aus denen jene dreifache Resonanz besteht, für sich zum Bewußtsein zu kommen. Es kann aber auch sür gewöhnlich von einem solchen Bewußtsein gar keine Rede sein. Es müßte uns selbst dann, wenn wir auf das, was bei Wahrnehmung der Linien in uns vorgeht, geflissentlich achteten, um so schwerer fallen, jener leise und wie aus weiter Ferne in uns anklingenden Vorstellungen, Gedanken, Erinnerungen für sich habhaft zu werden, je leiser sie erklingen, je zahlreicher sie sind, je inniger sie mit dem Wahrnehmungsbilde verwachsen sind, je sicherer und unmittelbarer sie sich darum bei der Wahrnehmung der Linien einstellen. Trotzdem ist es nicht schwer, sich von ihrem Vorhandensein zu überzeugen Jenes psychologische Gesetz der Miterregung des Gleichartigen nothigt uns von vornherein solche Elemente zu statuiren und mitwirksam zu denken! andererseits erklärt sich nun einmal die Beschaffenheit des Eindrucks, den die gerade Linie nebeil der völlig gesetzlosen macht, nicht ohne dieselben. Jeder frage sich selbst, ob für ihn jener Eindruck ganz und gar damit charaklevistrt ist, daß er die Linie als Linie der unveränderten Richtung bezeichnet, oder ob nicht vielmehr in dem Eindruck noch etwas anderes liegt, zn dessen Bezeichnung die oben gebrauchten Prädikate des Eharaklervolleu. Entschiedenen, Sicheren, Festen, Straffen, Freien u. s. w. wohlgeeignet sind. Giebt man dies zu, findet man, die gerade Linie erinnere durch die Art, wie sie uns anmuthet, irgendwie dentlicher oder weniger deutlich an das, was jene Prädikate sagen, so hat man damit ohne Weiteres unsere ganze Anschauung zugegeben. Denn alle die genannten Ausdrücke haben ihrem eigentlichen Sinne nach mit der Identität der Richtung, also mit dem, was die gerade Linie für unser Auge auszeichnet, nicht das Mindeste zu thnu. Ihre Anwendung müßte völlig sinnlos erscheinen, wenn nicht in der Linie für unser Gefühl zugleich etwas von dem Menschlichen enthalten wäre, zu dessen Bezeichnung die Ausdrücke von Hause aus einzig dienen können.

Uebrigens hätte es auch wenig zu sagen, wenn man sich bei der geraden Linie, diesem eiusachsten und relativ wenig cindrncksfähigen Element der sichtbaren Form, zunächst nicht sollte entschließen können, die ästhetische Wirksamkeit der psychologischen „Resonanz" zuzugeben. Nicht auf die gerade Linie kommt es uns ja hier an, sondern auf die gesammte Anschauung. Diese aber erzwingt sich leichter und leichter Anerkennung, je mehr man sich von der einfachen geraden Linie entfernt und reicheren, ebendamit zugleich ästhetisch bedeutungsvolleren Gebilden zuwendet. Hat man sich einmal bei diesen von der Richtigkeit der Betrachtungsweise überzeugt, so wird man schon um der Eonsequenz willen nicht umhin können, dieselbe auch bei der einfachen geraden Linie als berechtigt anzuerkennen.

Gerade Linien setzen sich zu mannigfaltigen regelmäßigen geometrischen Figuren zusammen. Ihnen treten regelmäßige krummlinige Gebilde in ebenso großer Mannigfaltigkeit zur Seite. Hier achte man etwa auf die Eigenart des Eindrucks, den die krummlinigen Gebilde im Vergleich zu den geradlinigen erzeugen. Man bemerke die Art, wie wir jenen Eindruck vor diesem bezeichnen. Wir sprechen von kräftiger nnd sanfter Linienführung, von elastischer, leichter, schwungvoller Biegung u. dergl. Jedermann versteht die Ausdrücke; Jedermann weiß aber auch, wie wenig sie zur Bezeichnung der bloßen geometrischen Formen als solcher geeignet sind. Was wir sehen, das sind kürzere und längere Linien, Abstände, Richtungen, NichtungSunterschiedc. Mit diesen räumlichen Größenbegriffen sind jene Begriffe der Sanftheit, Elastizität u. s. w. völlig unvergleichlich. Sanfte, leicht geschwungene, elastische Linien, diese Wortverbindungen ständen auf einer Stufe mit „süßen" oder „sauren mathematischen Formeln", „wohlriechenden Zahlenverhältnissen" u. dergl., wenn uns nicht die Form der Linien erinnerte an die „sanste" Bewegung der Hand, wenn wir ähnliche Linien beschreiben, an die „Elasticität", die in der Natur gleiche Linien und Formen entstehe» läßt, an das „leichte" Spiel von Gräften, das in irgend einer hinsichtlich der Art ihres Ablauses mit jenen Linien vergleichbaren menschlichen Lebenöäußerung sich bethätigt. Jene Ausdrücke bezeichnen eine höhere, menschlichere Art des Interesses an den linearen Gebilden, als es die nüchterne geometrische Regelmäßigkeit zu erzeugen vermöchte. Eben dies höhere Interesse ist durch das Anklingen solcher Erinnerungen bedingt.

Immerhin trägt bei den hier vorausgesetzten Gebilden, wie bei der geraden Linie, die geometrische Regelmäßigkeit zum Gesammteindruck bei und liegt ihm sogar in erster Linie zu Grunde. Die Gebilde ergeben schon um ihrer bloßen Form willen eine um so reichere Befriedigung, je größer die Mannigfaltigkeit ihrer Theile und je klarer und durchsichtiger zugleich das geometrische Gesetz ist, das die Theile beherrscht. Der Umkreis dieser Gebilde macht aber nur einen geringen Theil der sichtbaren Formen aus, die ästhetischen Werth beanspruchen. Und nicht die Formen, die den geringsten, sondern diejenigen, die den höchsten Anspruch erheben, liegen jenseits dieses Umkreises. Wo nun ein räumliches Gebilde des Elementes der geometrischen Regelmäßigkeit entbehrt, da sehlt zugleich jeder Grund zu irgend welcher an der Form als solcher haftenden Befriedigung. Es giebt nun einmal nichts, das nach psychologischen Gesetzen eine solche Befriedigung erzeugen konnte außer der Regelmäßigkeit. Sie ist auf dem Gebiete der Sichtbarkeit, was die Harmonie im Reiche der Töne. Auch die Harmonie ist ja von einfacher Gesetzmäßigkeit beherrschte Mannigfaltigkeit. Die Übereinstimmung der Theile eines Ganzen erleichtert das Erfassen des Ganzen, das einfache, unmittelbar wahrnehmbare oder verspürbare Gesetz erlaubt der Seele spielend eine Mannigfaltigkeit zu beherrschen-, darin liegt eine Förderung des seelischen Lebens, die überall mit Lust verbunden ist. Das ist der Grund des Wohlgefallens bei der Harmonie, wie bei >den regelmäßigen geometrischen Gebilden. Wo die Harmonie aufhört, beginnt die Disharmonie, die an sich Störung des seelischen Lebens bedeutet. Ebenso liegt jenseits der geometrischen Regelmäßigkeit der sichtbaren Formen nur die Disharmonie der Formen, die an sich, und soweit nur die sinnliche Wirkung in Frage kommt, störende und beleidigende Unregelmäßigkeit und Gesetzlosigkeit.

Es entfenit sich aber schon das blos lineare Gebilde, wie wir es mit der Feder auf Papier zeichnen können, von der geometrischen Regelmäßigkeit und damit nach dem Gesagten von jeder Art sinnlicher, an der bloßen Form als solcher haftender Befriedigung um so weiter, je freier und lebendiger ee> wird. Wir verstehen eben unter der Freiheit gar nichts anderes, als die Befreiung vom mathematischen Gesetz. Zugleich geben wir, indem wir die Gebilde lebendig nennen, unmittelbar zu erkennen, daß sie ihren Werth dem Leben verdanken, das in ihnen zu walten scheint, aber natürlich nur darum zn walten scheint, weil wir eS nach Analogie unseres Lebens in die Gebilde hineintragen.

Man denke sich ein reiches, aus krummen oder auch krummen und geraden Linien bestehendes Flächenornament, in dein, abgesehen von der Symmetrie der rechten und linken, oder oberen und unteren Hälfte, keine Art geometrischer Regelmäßigkeit in die Augen fällt! in dem außerdem noch keine Nachbildung von Formen, die der Pflanzen- und Thicrwell, oder dem Gebiete einer bestimmten technischen Kunst, der Architektur. Gefäßbilduerei, Schmiederei oder dergl. angehören, ausdrücklich angestrebt ist. Solche Gebilde giebt es, und sie können einen in hohem Grade befriedigenden Eindruck erzeugen. Ich erinnere beispielsweise an so manches wundervolle Intarsia-Ornament der 'Renaissance. Welches die Form als solche auszeichnende Moment sollte die Schönheit solcher Gebilde begründen können? Die Symmetrie? Dann wäre nichts leichter, als ein vollkommen schönes Ornament der bezeichneten Art zu Wege zu bringen. Man brauchte nur irgend welches Durcheinander von Linien im entgegengesetzten Sinne zu wiederholen und die Wiederholung dem Original anzufügen. Aber wenn es damit nichts ist, was bleibt dann noch übrig? Größenbestinimung, so sahen wir schon, ist alles, was Formen für's Auge charakterisirt und von anderen unterscheidet. Irgend welche Größenbestiimnung also, oder da es in unserem Falle auf die absolute Größe sicher uicht ankommt, irgend welches Größenverhältniß, eine bestimmte Proportionalitnt der Theile, ein bestimmtes Gesetz der Nichtungsänderung oder dergl., müßte als Grund der Schönheit der Gebilde gelten. Aber welches derartige Element der reinen Forin man auch herausgreifen möchte, immer würden sich daneben Abweichungen und allmähliche Uebergäuge zu anderen, von anderen geometrischen Verhältnissen beherrschten Formen finden, die darum nicht minder ästhetisch bedeutsam erschienen. Schließlich würde keine geometrisch genau charakterisirte Form einen besonderen Vorzug vor anderen beanspruchen können. Nur wiederkehrende Grundmotivc, die in ihrer Form bestimmten Größenverhältnissen, darunter auch Verhältnissen leicht erkennbarer geometrischer Regelmäßigkeit, bald mehr bald weniger angenähert wären, ließen sich unschwer finden. Aber eben diese bloße Annäherung, der Mangel einer constantcn geometrischen Gesetzmäßigkeit bewiese, daß nicht das Größenverhältniß, also nicht die reine Form, sondern etwas anderes, das irgendwie an diese Annäherung gebunden ist, die Bedeutung der Motive ausmacht. Sind einmal bestimmte, durch bestimmte Größenvcrhältnisse charakterisirte Formen als solche Gegenstand des Wohlgefallens, so kann die Annäherung, die zugleich merkliche Abweichung ist, nur als störend, nicht als gleich wohlgefällig empfunden werden. So ist das etwas verschobene Quadrat, die merklich ungenau gezogene Kreislinie, nicht gleich oder annähernd gleich schön wie das reine Quadrat oder der reine Kreis, sondern direct unschön. Ebenso liegen, nm noch einmal ans das verwandte Gebiet der Töne überzugreifen, in der Nachbarschaft der Dissonanzen nicht gleich oder annähernd gleich gute Consonanzen, sondern scharfe Dissonanzen.

Jenes Andere nun, das die Bedeutung der Formen ausmacht, das ist die Fähigkeit desselben an menschliche Bewegungen und Lebensäußerungen von ähnlicher Art des Ablaufes zu erinnern. Diese Fähigkeit ist in der Dhat jedesmal nur an das annäherungsweise Vorhandensein dieser oder jener Größenverhältnisse gebunden. Wir sehen die Linien hin- und hergehen und erblicken darin ein Analogon unseres, zunächst physischen dann auch geistigen Wesens. Je höher die Gebilde stehen, um so sicherer geben wir dies unmittelbar zu erkennen, indem wir zur Charakterisirnng der Formen alle möglichen Ausdrücke verwenden, die ursprünglich nur Arten menschlicher Lebensäußerung zur Bezeichnung dienen können. Wir sprechen nicht nur von kräftigeren und sanfteren, leichteren und schwereren Formen, von Linien, die in größerer Gebundenheit oder in freierem Schwung sich entfalten, sondern lassen schließlich Linien sich suchen und fliehen, fassen nnd verfolgen, als wäre jede von ihnen ein selbständiges lebendes Wesen.

Gewiß hat man Recht, wenn man alle die Ausdrücke poetisch oder bildlich nennt. Die Linien „suchen" und „verfolgen" sich thatsächlich nicht. Auch schon die „in freiem Schwnng sich entfaltende" Linie kann Bild oder Metapher heißen. Aber so bildlich die Ausdrücke sein mögen, sie würden völlig unverstandlich und ohne allen Widerhall in unserem Gefühl bleiben, wenn wir nicht die Vermenschlichung oder Belebung, die sie ausdrücklich vollziehen, schon vorher unbewußt und in unserem Gefühl vollzogen hätten. Die poetischste Metapher kann nicht vergleichen, was nicht vergleichbar ist. Die „in freiem Schwung verlaufende" Linie aber, um bei diesem Beispiel zu bleiben, ist mit menschlichen Bewegungen und Lebensäußerungen, die einzig und allein unmittelbar den Eindruck der Freiheit und der schwungvollen >Uaftbethätigung machen können, erst vergleichbar, wenn wir ihr in unserer Phantasie ein Analogon unseres Lebens geliehen haben.

Ich unterlasse es hier, auf Einzelnes näher einzugehen. Nur an zwei Punkte möchte ich noch besonders erinnern. Ich sagte oben, wir folgten der geraden Linie nicht nur mit dem Auge, fondern in Gedanken auch mit der Hand. Dasselbe gilt natürlich auch hier. Wir müssen aber mehr sagen. Wer eine recht „schwungvoll" verlaufende Linie aufmerksam betrachtet, dem wird es leicht begegnen, daß er die der Linie entsprechende Bewegung, ohne es zu wollen, thatsächlich ausführt. 5Dder führt er sie nicht aus, so unterliegt er doch einem gewissen Zwang es zu thun. So lebendig ist die Borstellung der Bewegung und so eng ist sie mit der Wahrnehmung der Linie verwachsen, daß sie bei Betrachtung der Linie sogar zur That drüngi. Bon jener Bewegung ist aber wieder für unfer Borstellen ein eigenartiges Wohlgefühl unabtrennbar. Ties Wohlgefühl muß demgemäß einen Bestandtheil des Gesammteindrucks der Linie ausmachen.

Wichtiger ist mir der andere Punkt, weil er ein neues, bisher noch incht besonders erwähntes Element der psychologischen Resonanz betriff!. Bon der geraden Linie meinte ich, sie erinnere an ungehemmte mechanische .^raftentfaltnng. Dagegen erinnert das krummlinige Gebilde, um so mehr, je mehr es der strengen Regelmäßigkeit entbehrt, an organisches, vor allein an pflanzliches Leben, auch wenn, wie hier vorausgesetzt ist, noch keine unmittelbare Nachbildung organischer Formen beabsichtigt ist. Indem es daran erinnert, scheinen die Linien nicht mehr blos auseinander hervorzugehen, sondern auseinander hervorzuwachsen, aus einer Art „Triebkraft" sich zu ciitsalten oder in sich zurückzukehren. Da auch, was wir organisches Veben nennen, nichts ist als ein Spiegelbild unseres Lebens, so entfernen wir uns mit dem hier Gesagten nicht von unserer Grundanschauung.

Es erinnern aber die freien ornamentalen Gebilde, wie wir sie hier im Auge haben, nicht nur zufällig an organische Formen, fondern sie sind ohne Zweifel zum wesentlichen Theile ans der Erinnerung an solche Formen erst hervorgegangen. Ihre Bestandtheile sind theilweise gar nichts anderes, als organische und insonderheit pflanzliche Formen, nicht wie sie uns in der Natur begegnen, sondern idealisirt, d. h. auf einen, der individuellen Besonderheit beraubten, allgemein typischen, ebendamit zugleich einer gewissen geometrischen Regelmäßigkeit angenäherten Ausdruck gebracht. Sie sind, so kann ich auch sagen, allgemeine Gesetzmäßigkeiten des organischen WachSthums, in Linien zur unmittelbaren räumlichen Anschauung gebracht. Darum erscheint es uns so natürlich, wenn die Linien dann auch absichtlich bestimmten organischen formen angenähert werden, etwa in blattartige Gebilde auslausen, wenn schließlich das ganze Ornament in ein eigentliches Pflanzen- oder Thierornament sich verwandelt. In der That wird damit gar kein neues Element eingeführt, sondern nur der gedankliche Zusammenhang ausdrücklich anerkannt, der schon vorher unbewußt bei der Bildung der Ornamente gewaltet hat.

Mit Vorstehendem haben wir schon den Uebergang gewonnen von dein Gebiete künstlicher linearer Formen zum Gebiete der frei schaffenden Natur. Hier nun kann es niemand schwer fallen, sich von der geringen ästhetischen Bedeutung der reinen Form zu überzeugen. Zwar fehlen die an sich fchönen Linien und Forinen nicht völlig. Der Krvstall, der gerade, wie eine Kerze emporsteigende Baumstamm sind Beispiele, obgleich auch hier das Wesentliche der Schönheit nicht auf der Form als solcher beruht. Im Ganzen suchen wir derartige regelmäßige und insofern an sich schöne Bildungen in der Natur nicht. Sie scheinen vielmehr ihrer Freiheit zu widersprechen und darum nur als Ausnahme oder gelegentliche Laune von Interesse.

Die unorganische Natur ist es, die wir zunächst in's Auge fassen. Hier tritt uns sogleich ein Begriff, der uns im Bisherigen schon mehrfach begegnet ist, als herrschender entgegen, ich meine den Begriff der Kraft, dem der des Strebens verwandt ist. Wir schreiben der Erde eine Anziehungskraft zn gegenüber dem Stein, dem Stein ein Streben zur Erde zu fallen. Wir lassen ein ander Mal die Theile des Steines aneinander haften vermöge einer festhaltenden oderEohästons-,«raft, und sagen, sie widerstrebten dem Versuch gewaltsamer Trennung. Aber ist dies alles Inhalt « oder Ergebniß unserer Wahrnehmung? Doch wohl nicht. Wir sehen den Stein, wenn er losgelassen ist, sich der Erde nähern, oder noch richtiger, wir sehen. Saß die Entfernung zwischen beiden nach einem gewissen inathematischen Gesetz sich verringert. Wir sehen im anderen Falle, daß die Theile des Steines nebeneinander gelagert bleiben, obgleich wir uns anstrengen, dies Aneinander aufzuheben. Alles andere ist ttebertragung dessen, was mir in uns erfahren. Denn in nns allerdings finden wir die Kraft und das Streben. Ich fühle Kraft meinen Arm durchströmen, wenn ich einen Gegenstand zu mir heranziehe, oder mich mühe ihn festzuhalten. Ich finde ebenso in mir das Widerstreben, die Anspannung meines Willens, wenn ich zu einer Bewegung genöthigt werden soll, die ich freiwillig nicht ausführen würde. Und nur in mir selbst und sonst nirgends in der Welt kann ich dergleichen finden. Indem ich aber die Bewegungsund Berhaltungsweisen der Gegenstände außer mir betrachte, kann ich nicht umhin, sie mit den meinigen zu vergleichen und in Analogie zu setzen, und indem ich dies thue, ist es nur, als müsse auch jenen ein dem meinigen vergleichbares Streben und Kraftgefühl zu Grunde liegen. Es ist mir so, sage ich mit gutem Bedacht. Denn klare Neberlegung zeigt mir freilich sofort, daß ich in der Außenwelt nichts unmittelbar finde, als von Gesetzen beherrschtes Sein und Geschehen, gleichgültige räumliche Verhältnisse und Veränderungen von solchen, und daß icb kein Recht habe, auch die Art, wie mir bei meinen Bewegungen und Verhaltungsweisen oder vor denselben zu Muthe ist, in den Tingen vorhanden zu denken. Jene Belebung ist eben nicht eine That meines Verstandes, sondern der Phantasie, immerhin eine Thai von so unwillkürlichem und zwingendem Charakter, daß wir auch mitten im wissenschaftlichsten Teuren uns niemals völlig davon loszumachen vermögen.

Nicht gering dürfen wir, was die Phantasie hier leistet, anschlagen. Das Streben und Kraftgefühl ist in uns nichts Gleichgültiges und Nebensächliches. Wir erleben es gelegentlich, daß unsere Vorstellungen sich abspinnen, Gedanken an uns vorüberziehen, unsere Bewegungen sich abspielen, olnie von einem sochen Gesühl begleitet zn sein. In solchen Augenblicken fühlen wir uns passiv; unser Vorstellen und Denken erscheint uns wie ein Geschehen in nns, nicht wie unser Thun. Anders, wo ein energisches Gefühl der Kraft oder des Strebens zugegen ist. In der Kraftanfpannung. in dem Streben fühlen wir uns thätig, werden wir unserer Persönlichkeit.inne. Das Kraft- und Strebensgefttthl ist für unser Bewußtsein eben der eigentliche Kern unserer Persönlichkeit. Unsere Persönlichkeit also übertragen wir in die Dinge, indem wir ihnen unsere Kraft und unser Streben leihen.

Diese Verpersönlichung ist nun von der mannigfaltigsten Art. Alle Grade des Strebeiis und Arten der >iraftbetlMigung werden den Dingen geliehen. Wir finden in ihnen, wie in uns, den Wechsel energischer Anspannung und elastischen oder kraftlosen Nachgebens, Felsen ragen „kühn" und „trotzig" empor, Seen breiten sich „friedlich" zu unseren Füßen aus. Was für unsere Wahrnehmung und kaltverständigc Betrachtung nichts ist, als das Aneinander eines Unteren und Oberen, wird zum Gegensatz des kraftvoll sich Anstemmenden und behaglich sich Lagernden, das tatsächliche Nebeneinander znm Festhalten, kurz es entsteht das ganze System des materiellen Lebens, das, so sehr es auch überall hinter unserem bewußten Leben zurückstehen, und im Vergleich mit ihm als blindes Leben erscheinen mag, doch Lebeil ist von unserem Leben, ein wenn auch getrübtes Spiegelbild unserer Persönlichkeit.

An das Leben der unorganischen Natnr war hier zunächst gedacht. Es gilt aber alles Gesagte in noch höherem Maße von der organischen Welt, entsprechend den neuen Anknüpfungspunkten, welche diese Welt für die Vermenschlichung bietet. Der Stein bewegt sich, wie wir meinen, vermöge einer in ihm wohnenden Maft. Immerhin bedarf er eines anderen, das die Kraft zur Thätigkeit ruft. Die Pflanze dagegen scheint aus sich selbst, vermöge der bloßen inneren Triebkraft, etwas zu werden und zu leisten. Eben darin nun liegt ein wesentliches Xeimzeicbcn des persönlichen Lebens, daß es aus sich schöpft, spontan, und ohne eines äußeren Anstoßes zu bedürfen thätig ist. Es erscheint damit die Pflanze noch in besonderer Weise als Analogon der menschlichen Persönlichkeit.

Dazu kommen dann sogleich mancherlei Einzelerfahrnngen. Tie Pflanze wächst, sie entwickelt und nährt sich in einer der unsrigen vergleichbaren Weise. Der Sonnenbrand erschlafft sie, wie uns, der Regen, der uns erfrischt, läßt auch sie sich wieder aufrichten. Sie leidet unter äußeren Verletzungen, wie wir darunter leiden. Jede dieser Wahrnehmungen ist ein neuer Antrieb zur Vermenschlichung. Immer leichter vollzieht sich dieselbe. Die Pflanze eristirt nicht nur, sondern sie genießt ihr Dasein. Sie hat nicht nur vermöge bestimmter chemischer und mechanischer Zusammenlagerung ihrer Theile diese oder jene Form, fondern sie fühlt sich dementsprechend, richtet sich stolz empor, verbirgt sich, trauert. Sie geht nicht einfach zu Grunde, weil die Theile aus ihren Zusammenlagerungen nach Naturgesetzen heraustreten, sondern sie wird krank und stirbt.

Aus dieser Belebung der organischen Natur zieht dann auch die unorganische wiederum Vortheil. Wie die Pflanze Blätter und Blumen, so, scheint es, läßt der Boden die Pflanzen aus sich hervorgehen. Er gewinnt damit eine der Pflanze ähnliche Triebkraft. Die Pflanze sucht das Licht, und das Licht läßt sich finden und umspielt freundlich die Pflanze. Tie Pflanze leidet unter dem eisigen Hauche des Windes; umgekehrt scheint dieser das Pflanzenleben feindselig zu bedrohen.

Dazu kommt endlich die unmittelbare Beziehung der organischen und unorganischen Natur zum Menschen. Eine sonnige Landschaft breite sich vor uns aus, in Wirklichkeit oder nur gemalt. In derselben ziehe sich ein sandiger Weg, in seinen Biegungen den zufälligen Erhöhungen und Senkungen des Bodens nachgebend, erst schattenlos dahin, um dann in schattigem Gebüsch sich zu verlieren. Den Weg können wir nicht betrachten, olme ihn in Gedanken zn wandeln, und uns von der schattigen sichle umfangen zu lassen. Und abgesehen davon- in jedem Falle sind ja vorher Blenschen des Weges gezogen. Nicht umsonst ist er so ausgetreten und ausgefahren. Jede Fuß- oder Wagenspur erinnert an Menschen, an menschliche Arbeit, und menschliches Behagen nach vollbrachter Arbeit. So erzählt uns die Natur überall vom Menschen und seinen Erlebnissen. Auch darin liegt eine Vermenschlichung. Sie ist anderer Art als die vorhin bezeichnete, aber ästhetisch nicht minder bedeutungsvoll.

Im Gegensatz dazu erhält dann auch die, die menschliche Vertraulichkeit abwehrende Natur wiederum höhere Bedeutung. Die felsige Landschaft, der Gletscher, die weite Schneefläche, auch sie erinnern an den Menschen, aber nur insofern sie die Naturkraft als dein Menschen und seiner Kraft übermächtige, darum nur um so imponirendere erscheinen lassen.

Fassen wir alles Gesagte oder Angedeutete zusammen, dann erst verstehen wir den ästhetischen Werth der Natur, wir verstehen ebendamit auch erst die schönen Linien. Wir sprechen bei Beschreibung einer Land: schaft wohl auch bestimmter von „schroffen" oder „sanften" Linien. Wer mir wissen schon, Linien sind nicht schroff noch sanft. Nur die Naturkraft die in plötzlicher oder ruhig stetiger Wirkung jene oder diese Linien her» vorgebracht zu haben scheint, in letzter Linie also unser eigenes Wollen und Handeln, dessen Spiegelbild die Naturkraft ist, erzeugt den einen oder anderen Eindruck. Selbst die regelmäßigen kristallinischen Bildungen verdanken ihre Bedeutung nicht der äußeren linearen Regelmäßigkeit, sondern dein Gedanken an die Naturkraft, die, sonst scheinbar regeltos wirkend, hier im Kleinen ihre Gesetzmäßigkeit offenbart.

Wir verstehen die Natur und haben etwas von ihr, so lautet unser Ergebniß, weil sie unser Leben lebt und unsere Sprache spricht. Nicht jeder versteht sie wie der andere, sondern der eine mehr, der andere minder, der eine so, der andere so, je nachdem er sich in sie hineingelebt nnd hineingedacht hat. Darin liegt zugleich ein Beweis für die ganze Anschauung. Die Linien, die mit sinnlicher Unmittelbarkeit wirkten, könnten zwar vielleicht eine beim einen größere, beim anderen geringere Wirkung erzeugen; sie würden aber ein seiner Art nach verschiedenes Naturemvfinden völlig unerklärt lassen.

Angenommen, jemand hätte sich in alle möglichen Formen der Natur vollkommen hineingelebt, und alle irgend denkbaren Beziehungen zwischen ihnen und sich selbst geknüpft, so daß ihm die Formen alles sagten, was sie zu sagen haben. Ter wäre der ideale Naturbetrachter i sein Schönheitsnrtheil märe das absolute. Angenommen andererseits, in einem Menschen wären die Nebenvorstellungen und Nebengedanken, deren Anklingen uns die Naturformen bedeutsam macht, zeitweilig oder auf die Dauer ausgelöscht oder zur Unwirksamkeit herabgedrückt — so wie wir die Nebenklänge eines angeschlagenen Elavierklanges durch den Dämpfer auslöschen oder berabdrücken können—sür den Menschen wäre die Natnr todt und smmm und damit jeder Schönheit baar; genau so wie sie es für uns war, ehe wir ihr Leben und Sprache liehen. Wie weit jener ideale Standpunkt der ästhetischen Naturbetrachtung von einem Menschen erreicht werden kann, muß dahingestellt bleiben; diesem Zustand der Dämpsnng scheinen sich Menschen unter gewissen Umständen wenigstens zu nähern. Es gicbt Zustände der allgemeinen nervösen Berstimmung nnd entsprechenden Herabstimmung des seelischen Lebens, die eben darin sich zu erkennen geben, daß in ihnen die Wahrnehmung der Außendinge, ohne an sich verändert zu sein, affectlos bleibt, insbesondere die Landschaft den Reiz verliert, den sie sonst hat. Hier fehlt eben dasjenige, was zur Wahrnehmung hinzutreten muß, wenn unser Interesse erregt werden soll.

Wollte ich den Weg, den ich bei dieser Erörterung der Schönheit sichtbarer Formen eingeschlagen habe, ohne Sprung und in gleichmäßiger Berücksichtigung alles Wesentlichen weiter verfolgen, so hätte ich jetzt im Allschluß an das Gebell der Zl'atur zunächst des Lebens zu gedenken, das in den der Natur entnommenen und zu unseren Zwecken verarbeiteten Stoffen maltet und zu uns spricht. Insbesondere die Erzeugnisse der technischen Künste, der Architektur und des Kunsthandwerks, müßte ich in's Auge fassen und zu zeigen versuchen, wie auch bei"ihnen materielles nnd darin anklingendes seelisches Leben es ist, das die Formen schön und bedeutsam macht. Ich hätte im Einzelnen zu sprechen von dem verschieden gearteten Leben, das in den verwendeten Stoffen als solchen sich kund zu geben scheint, deutlicher oder weniger deutlich je nach der Art ihrer Behandlung; von den mancherlei Xraftäußerungen und Kraftleistungen, die in den Formen und Wechselbeziehungen der einzelnen Theile eines technischen Kunstwerkes sich aussprechen; endlich von der Beziehung auf den Menschen, die in der Zweckmäßigkeit, der Gebilde enthalten liegt, und auch dieser Zweckmäßigkeit oder dein Scheine derselben, ästhetischen Werth verleiht. Ich muß es aber hier unterlassen, darauf weiter einzugehen.

Ich hätte andererseits von der Schönheit der unbeseelten organischen Natur überzugehen zu derjenigen der Thierwelt, Doch darauf kann ich nicht verzichten, da einleuchtet, daß es sich mit der Schönheit der thierischen Formen principiell nicht anders verhalten wird, als mit der Schönheit der Formen des menschlichen Körpers.

Dagegen verweile ich bei der Schönheit des menschlichen Körpers, die unter allem, was sichtbare Formenschönheit heißt, den höchsten Rang behauptet, — kein Wunder, da der Mensch eben den Quell und letzten Inhalt aller höher gearteten sichtbaren Formenschönheit bildet.

Wiederum begegnen wir hier zunächst dem Element der Symmetrie. Wollte man darauf die Schönheit des menschlichen Körpers gründen, so hätte man vor allem zu bedenken, daß diese Symmetrie bei jeder Bewegung und freieren Haltung desKörpcrs für's Auge verloren geht. Die bekannten in streng symmetrischer Haltung verharrenden Statuen Altägyptenlands, daneben etwa noch der Front machende preußische Soldat, das wären für eine solche Anschauung die einzig möglichen Ideale der plastischen Kunst. Freilich ist die Symmetrie werthooll; aber nur als Ausdruck für die nach beiden Seiten gleichmäßig vorhandene und ausgebildete Lebens- und Leistungsfähigkeit des Körpers, deren Werth für die ganze Persönlichkeit unmittelbar einleuchtet. Es müßte sonst ein Körper init symmetrischer oberer und unterer Hälfte oder gleichgebildeten Annen und Beinen noch schöner sein. Andererseits steht uns doch die freie Bethätigung der Lebens- und Leistungsfähigkeit höher, als ihr bloßes starres Vorhandensein. Eben darum steht uns die aufgehobene Symmetrie, in der diese freie Bethätigung sich äußert, ästhetisch höher als die starr festgehaltene.

Ein anderes Element der reinen Form aber, das die Schönheit begründen könnte, giebt es nicht. Alles, was bei den freieren, der geometrischen Regelmäßigkeit entbehrenden linearen Gebilden gegen den Versuch

der Aufstellung eines solchen gesagt wurde, gilt hier in noch höherem Maße, seilte schone Forin an irgend einer Stelle des menschlichen Körpers, die nicht an einer anderen Stelle unschön wäre. Ja Formen, die am männlichen Körper durchaus gesorderte sind, würden an derselben stelle des weiblichen vielleicht aus's Höchste beleidigen und umgekehrt. Sie passen da eben nicht hin, höre ich den einen und anderen meiner geehrten ^eser sagen. Aber warum sie hier passen, dort nicht, das ist eben die Frage. Und die Antwort lautet: Nicht wegen der Form als solcher, nicht weil ein Zusammen und Nacheinander von Maßen und Proportionen an sich gefiele, ein anderes das Auge beleidigte, sondern weil die Formen etwas zu sagen haben, und das, was sie zu sagen haben, nur Sinn hat an seiner Stelle in dem System von Gedanken, dem der ganze Körper zum Ausdruck dient. Wohl giebt es gewisse mittlere Normalmaße nnd Nonns.!Proportionen, die der plastische und zeichnende Künstler, vor allein der Anfänger, gut thnn wird zu kennen und zu beachten. Aber sie sind wesentlich andere für die verschiedenen Geschlechter nnd Lebensalter. Sie finden sich selbst bei den verschiedenen schönen Individuen desselben Geschlechtes und Alters nur aimäherungsweise wieder. Sie erscheinen endlich, wie die Symmetrie, bei jeder Bewegung, ja beim Ausdruck jeder Stimmung und Gemütsbewegung sür's Ange mehr oder weniger wesentlich verschoben und modificirt. Eines wie mannigfachen schönen Ausdrucks sind allein Auge und Mund fähig. Und jede Art des Ausdrucks verwandelt die Maße und Proportionen dieser wesentlichen Theile des menschlichen Körpers und ihrer Umgebungen in andere nnd andere. Tarnach gäbe es schließlich nicht nur mehrere, sondern unendlich viel Systeme von Maßen und Proportionen des menschlichen Körpers, die auf Schönheit gleichen Anspruch zu machen hätten. Beweis genug, daß keines von ihnen an sich zu dem Anspruch berechtigt ist.

Eines bestimmten Mißverhältnisses, das angeblich beim menschlichen Körper überall wiederkehrt und nach der Meinung einiger das Mlhsel der menschlichen Schönheit endgültig löst, will ich noch besonders gedenken. Ich meine das Verhältnis; des goldenen Schnittes. Im goldenen Schnitt gelheilt heißt eine Linie oder Distanz, wenn der kleinere Theil sich zum größeren verhält, wie dieser zum Ganzen. Das Verhältnis; ist annähernd das von 3iü, etwas genauer das von 5:8. So soll beispielsweise der menschliche Oberkörper sich hinsichtlich seiner Länge zum Unterkörper verhalten wie dieser zum ganzen Körper, der Kopf zum kopflosen Oberkörper, wie dieser zum Oberkörper einschließlich des Kopfes u. s. w.

Ich rede nun nicht davon, warum dem goldenen Schnitt als solchem überhaupt und von vornherein keine ästhetische Bedeutung zukommen kann. Seine Wertlosigkeit beim menschlichen Körper ist leicht ersichtlich. Es hindert nichts, eine geometrische Figur zu zeichnen, bei der das Verhältnis; noch viel häufiger gefunden würde, als es beim menschlichen Körper sich finden soll. Eine solche Figur müßte jener Anschauung zu Folge noch

schöner und erhabener sein, als der menschliche Körper. In der That würde sich, zumal wenn man in Uebereinsiimmung mit dem menschlichen Körper gerade und regelmäßig gekrümmte Linien vermiede, nichts ergeben als eben eine gleichgültige und sogar wegen ihrer Sinnlosigkeit unangenehme geometrische Figur.

Aber die Verhältnisse des goldenen Schnittes sind auch beim menschlichen Körper vielmehr künstlich gemacht als gefunden. Als Grenze zwischen Ober- und Unterkörper wird ein Punkt angenommen, der zwar für unsere embryonale Vorgeschichte von höchster Bedeutung ist, aber für's Auge keinen Abschnitt bezeichnet. Eine Theilung aber, die nicht in's Auge fällt, kann unmöglich den unmittelbaren Eindruck der Schönheit begründen. Ein wirklich in die Augen fallender Abschnitt findet sich weiter oben, ein anderer weiter unten. Ebenso willkürlich ist die Wahl des Kehlkopfes als Grenze zwischen Kopf und Rumpf. So beweist schließlich das ganze System der Eintheilungen nur, daß es leicht ist, an einem reich, aber nicht allzu scharf gegliederten Objecte ein beliebiges Verhältnis beliebig oft wiederzufinden, wenn man die Grcnzpunkte darnach wählt, und außerdem keinen Anspruch auf große Genauigkeit macht.

Denn auch die Genauigkeit läßt zu wünschen übrig. Ja es wird ausdrücklich zugestanden, daß der männliche Körper, um den Anforderungen der Schönheit zu genügen, etwas nach der einen, der weibliche etivaS nach der anderen Seite abweichen müsse. Damit ist natürlich das Princip ansgegeben.

Endlich finden sich, gleichfalls zugestandenermaßen, die Verhältnisse des goldenen Schnitts auch schon beim Skelett, insbesondere am nackten Schädel. Dieser ist aber für's natürliche Gefühl nicht schön, sondern häßlich. Er ist dies auch nicht um seiner Form willen, sondern vermöge der Art, wie er an vorhanden gewesenes und zerstörtes Leben erinnert.

Es verhält sich eben mit dem goldenen Schnitt, soweit er sich findet wie mit allen Elementen der reinen Form. Sie haben ästhetische Bedeutung in dem Maße, als das vielgestaltige physische und geistige Leben des Menschen sich in ihnen spiegelt oder zu spiegeln scheint. Nicht die Formen, so sagen wir kurz, machen den Menschen schön, sondern der Mensch giebt den Formen erst ihre Schönheit. Lassen wir also die an sich schönen Formen; lassen wir ebendamit auch die sogenannten „reinen" Linien, die vermeintliche „Regelmäßigkeit" der Gestalt und der Züge. Formen sind nichts ohne Leben, Ausdruck, Bedeutung. Was aber Formen zu ihrer Bedeutung und uns zum Verständnis; der Bedeutung verHilst, ist die Erfahrung.

Ein Kind sehe seine Mutter zum ersten Male. Es sieht dann zunächst ein absolut gleichgültiges Nebeneinander von farbigen Flecken. Aber — die Mutter beugt sich über das >iind mit freundlicher Miene. Zugleich stillt sie seinen Hunger oder erweist ibin sonstige Wohlthaten. Die beiden Vvrstellungsgruppen verbinden sich miteinander. Jede folgende ähnliche Miene bringt dann die Wohlthaten in Erinnerung, oder läßt sie wenigstens unbewußt anklingen. Dies letztere ninso sicherer, je zahlreicher und mannigfaltiger die Wohlthaten werden. TaS >iind freut sich über die freundliche Miene, d. h. genauer, es empfindet Lust an dem, was sie ihm bedeutet. Allmählich macht das Kind weitere Erfahrungen. Es strengt sich nn, um etwas zu erreichen, und fühlt Befriedigung, wenn ihm die Absicht gelingt. Dieselben Anstrengungen sieht es andere machen, und mit demselben Erfolg. Zugleich erblickt es die freundliche oder vergnügte Miene. Jetzt wird ihm die Miene zum Zeichen innerer Befriedigung. Dann gelangt das Hind dazu, Worte zu verstehen, auch solche, die eine freundliche Gesinnung ihm oder anderen gegenüber ausdrücken. Es lernt ebenso Handlungen aller Art als Ausfluß einer solchen Gesinnung betrachten. Indem es die Worte und Handlungen jedesmal zugleich von der freundlichen Miene begleitet sieht, wird ihm oieie zum Ausdruck der entsprechenden Gesinnung. Weiter und weiter gehen in der Folge die Erfahrungen des Kindes. Mit ihnen zugleich erweitert und vertieft sich der Sinn der Miene und erhöht und befestigt sich ihr Eindruck. Nehmen wir an, alle Leute, die dem Kinde begegneten, hätten sich verschworen, jede freundliche Gesinnung oder freudige Regung mit einer bestimmten Grimasse zu maskiren, so würde dem Kinde diese Grimasse im Lanfe der Zeit ebenso anmuthend erscheinen, wie ihm die Miene der Freundlichkeit thatsöchlich erscheint. Schließlich ist ja für uns das freundliche Zähnefletschcn der Negerin nicht viel mehr als eine Grimasse. Ihrem Kinde aber und dem Neger überhaupt erscheint eS sicher nicht als solche.

In ähnlicher Weise nun lernt das Kind andere Mienen und Geberden kennen und ihren Sinn verstehen. Eine Miene verkündet ihm Stol>, eine andere Muth, wieder eine andere naives Erstaunen u. s. w. Ich versuche nicht im Einzelnen die Wege zu bezeichnen, auf denen dies Verständniß sich vollzieht. Sie sind mannigfaltige und vielverschlungene und nicht bei jedem dieselben. Aber das wesentliche Ergebniß ist das gleiche: ein unmittelbares und sicheres Gefühl für das, was die Mienen und Gebcrdcn auch in ihren feinsten Abstufungen sagen. Man hat alles Necht, dies feine Verständniß wunderbar zu finden. Aber es ist doch um nichts wunderbarer, als das gleich feine Verständniß, das wir uns für den Sinn der Worte, der mannigfachen Wendungen des sprachlichen Ausdrucks, schließlich des Klanges oder Tonfalls der Stimme in seinen feinsten Abstufungen, — und alles dies der Hauptfache nach gleichfalls im kindlichen Alter — erworben haben. Ter Vorgang ist derselbe hier wie dort, nur daß die Zeichen, um deren Verständniß es sich handelt, in jenem Falle dem Gebiete den Sichtbarkeit, in diesem dem der Töne angehören. Wir wissen uns später von den mannigfachen Erfahrungen, durch die wir mit der einen Nüance des Klanges oder Tonfalles der Stimme den Gedanken der freundlichen Gesinnung, mit der anderen die Vorstellung des Trotzes oder Hohnes verbinden lernten, keine Rechenschaft mehr zu geben. So kann es uns begegnen, daß wir meinen, der Klang oder Tonfall als solcher, ganz abgesehen von aller Erfahrung, »inthe uns freundlich oder unfreundlich an. Aus ganz dem gleichen Grunde können wir auch dazu kommen, der Miene oder Geberde als solcher den Charakter der Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit zuzuschreiben, fo sicher er auch hier nur an dem haftet, was uns die Miene oder G^berde erfahrungsgemäß bedeutet.

Nun handelt es sich uns ja freilich hier nicht um Mienen oder Geberden, überhaupt ausdrucksvolle Bewegungen, sondern um die ruhende menschliche Gestalt und ihre Schönheit. Aber der Weg dazu ist mit dem Gesagten geebnet. Beschränken wir uns zunächst auf das menschliche Antlitz. Dies kann natürlich auch in seiner ruhenden Form nicht umhin entweder der einen oder der anderen Miene in gewissem Grade sich zu nähem. In dem Maße aber, als es dies thut, nimmt e§ zugleich an dem Sinn und der Bedeutung der Miene Theil, und gewinnt damit ein so oder so geartetes ästhetisches Interesse. So nennen wir denn auch Gesichter an sich und abgesehen von jeder Bewegung freundlich, stolz, naiv u. s. w.

Indessen damit wird man sich noch nicht zufrieden geben. Es giebt auch Gesichter, die wir nicht mit solchen Namen bezeichnen, sogenannte ausdruckslose oder nichtssagende Gesichter, die darum doch schön oder häßlich erscheinen. Diese Gesichter sind es vorzugsweise, die uns von an sich schönen und häßlichen Linien des menschlichen Gesichts sprechen lassen, oder gar zu dem Glauben an geometrisch regelmäßige nnd unregelmäßige und dadurch wohlgefällige oder mißfällige Züge verführen.

In der That ist es auch hier mit den an sich schönen Linien nichts, und die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit nur der ungeeignete Ausdruck für eine der Erklärung bedürftige Sache. Die Erklärung ergiebt sich aber aus unserer Anschauung von selbst.

Alan denke sich ein Gesicht, das in seiner ruhenden Forin den Mienen der Freundlichkeit, des Stolzes, des naiven Erstaunens u. s. w. in gleichem Maße sich nähert, das überhaupt zwischen allen Mienen, die uns ein bestimmt charakterisirteS, dabei werthvolleö seelisches Leben verkündige», genau die Mitte hält. Insofern es sich ihnen nähert, nimmt es wiederum an ihrer Bedeutung Theil. Es erinnert also zunächst an alle die Arten des seelischen Lebens in gleichem Maße. Nun sind aber die Arten einander theilweife entgegengesetzt. Insoweit dies der Fall ist, halten sie sich auch in der Erinnerung gegenseitig die Wage. Zugleich haben sie doch auch wiederum etwas Gemeinsames. Es ist, wie vorausgesetzt, überall positiv werthvolles seelisches Leben, das sich in ihnen ausspricht. Soweit dies Gemeinsame reicht, bleibt die Erinnerung bestehen. Eben dies Gemeinsame bildet den Inhalt der Erinnerung. In ihm besteht der besondere Sinn der in Rede stehenden mittleren Form des Gesichts.

Oder kürzer gesagt. Jede der Mienen hat ihre nach bestimmter Richtung hin ausgeprägte Bedeutung. Die Form des Gesichts, die in der Mitte steht, hat dann naturgemäß eine mittlere Bedeutung. Die Mitte aber zwischen den verschiedenen in Rede stehenden Bedeutungen ist nicht Null, sondern positiv werthvolles seelisches Leben überhaupt.

Diesem Gesicht stelle mau ein anderes gegenüber, das hinsichtlich seiner Form die Mitte hält zwischen Mienen, aus denen Verschmitztheit, Bornirtheit, Schläfrigkeit, Wuth u. s. w. spricht, überhaupt zwischen allen den Mienen, die ein abnormes seelisches Leben oder abnorme Aeußerungen dieses Lebens verkünden. Dies Gesicht wird wiederum weder den speciellen Eindruck der Verschmitztheit, noch den der Bornirtheit u. s. w. machen können. Wohl aber wird es, da sich in ihm das Gemeinsame jener Mienen verkörpert, auch das Gemeinsame ihrer Bedeutungen in sich schließen, d. h. es wird innerer Abnormität überhaupt zum Ausdruck dienen.

Jenes Gesicht nun nennen wir schön ohne Zusatz, dieses häßlich ohne Zusatz. Man kann beide nichtssagend nennen, insofern, was sie sagen, nach keiner Richtung hin individuell bestimmt ist. Sie können ausdruckslos heißen, insofern sie in der That jedes Ausdrucks in dem prägnanten Sinne, in dem wir das Wort zu nehmen pflegen, entbehren. Sie sind darum doch absolut genommen nicht minder sprechend und ausdrucksvoll als die speciell so genannten und es haftet auch bei ihnen alles ästhetische Interesse lediglich an dem Ausdruck. Ihr Ausdruck ist nur ein allgemeiner, abstract nnbestimnter, blos insofern bestimmt als er ein positiver oder negativer ist. So ist auch die Bedeutung des Wortes „Farbe" eine allgemeine und abslracte, nur dem Begriff der Farblosigkeit bestimmt entgegenstehende. Weder diese noch jene Farbe meint es speciell. Darum ist doch das Wort nicht bedeutungslos.

Man könnte endlich annehmen, «in menschliches Gesicht halte in seiner ruhenden Form die Mitte zwischen allen möglichen Mienen überhaupt, denen, die uns auf Grund gemachter Erfahrungen anmuthen, und denen, die uns aus gleichem Grnnde unangenehm erscheinen. Ein solches Gesicht könnte nur den Gedanken an ein dahinter waltendes persönliches Leben überhaupt, ohne irgendwelche nähere Bestimmung in uns wachrusen. Es wäre das denkbar ausdrucksloseste Gesicht; es besäße aber eben, indem es jenen völlig allgemeinen Gedanken wachriefe, seinen ihm specifisch zugehörigen Sin» und Ausdruck. Wir würden uns nicht entschließen können es schön oder häßlich zu nennen. Trotzdem wäre es nicht ohne ein gewisses völlig undefinirbareS, und zwischen Befriedigung und Mißbefriedigung schwankendes Interesse. Und dies Interesse hätte eben in jenem Ausdruck seinen Grund.

Ich sprach hier vom menschlichen Gesicht, dachte dabei aber natürlich vorzugsweise an Auge und Mund: Auge und Mund sind des feinsten Mienenspieles fähig. Ebendarum genügen auch beim ruhenden Auge und ruhenden Munde die geringsten Unterschiede der Form, um einen völlig verschiedenen ästhetischen Eindruck hervorzurufen. Ich sehe in diesem Zusammentreffen einen directen Beweis für die Richtigkeit der Ueberzeugung, daß der menschliche Körper seine Bedeutung, also seine Schönheit, in erster Linie der Uebertragnng des erfahrungsgemaßen Linnes der Mienen, oder allgemeiner, seiner mannigfaltigen Bewegungen auf die ruhende Form der betreffenden T heile verdankt.

Trotz jenes Borzuges von Auge und Mund sind doch andere Theile des Gesichtes von der Mienen- und Geberdensprache nicht völlig ausgeschloffen. Nase, «inn und Stirn vor allem nehmen an mancherlei Geberden Theil oder spielen dabei die Hauptrolle. Wir können die Nase verächtlich rümpfen oder hoch tragen; das Kim: hängen lassen oder durch trotzige und protzige Haltung hervordrängen; die Stirnhaut nachdenklich oder trotzig herunterziehen oder umgekehrt die Augenbrauen erstaunt oder verblüfft nach oben schieben, alles Tinge, aus denen auch die ruhenden Formen von Nase, Kinn, Stini eine bestimmte Bedeutung gewinnen müssen.

Was für die Sprache, die die Züge des Gesichtes zu uns sprechen, die Mienen, das sind für den übrigen Körper die der Erreichung äußerer Zwecke dienenden, praktisch zweckmäßigen Bewegungen. Entsprechend ist es dort mehr das geistige, hier mehr das animalische Leben, das in den Formen sich ausspricht und den Inhalt ihrer Schönheit ausmacht.

Wir wissen, um es kurz zu sagen, welche Formen geeignet sind, gröbere oder feinere, kräftigere oder schwächlichere, freiere oder ungeschicktere, anmuthigere oder plumpere Bewegungen herbeizuführen. Wir wissen zugleich, wie uns zu Muthe ist, welches so oder so nüancirte eigenartige Lebenögeftihl uns überkommt, wenn wir Leistungen und Bewegungen der angegebenen Arten ausführen. Eben dies Lebensgesühl heftet sich dann für uns an die entsprechenden Formen. Sie werden für unser Empfinden zu Trägern des Lebensgefühls, und eben damit zu Trägern der Lust bezw. Unlust, die in der Art uns zu fühlen naturgemäß eingeschlossen liegt.

Die feinste Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit eignet nnter den Gliedern des menschlichen Körpers der Hand. Sie spricht die feinste Sprache, bei ihr bestimmen darnm kleinere Unterschiede als sonst am menschlichen Körper unser Schönheitsurtheil.

So wahr es ist, daß die Form des Körpers mehr dem animalischen als dem geistigen Leben zum Ausdruck diene, so wenig darf ihm doch geistige Ausdrucksfähigkeit abgesprochen werden. Zunächst sind ja dem Körper Mienen oder Geberden, in deren Absicht es liegt, Geistiges zum Ausdruck zu bringen, keineswegs versagt. Wir heben die Schulter, wenn wir uns innerlich zusammennehmen oder, was uns unangenehm ist, abwehren, wir senken sie im Gefühl freier Sorglosigkeit. Kraftvolle seelische Erregung spannt die Muskeln, lähmende Empfindung läßt sie erschlaffen. Wir treten breiter und fester auf im herausfordernden Trotze, leichter und elastischer im Bewußtsein freier Sicherheit.

Daraus gewinnt die hohe oder niedrige Schulter, die straffere oder weichere Muskelbildung, der Fuß, der mehr zur einen oder anderen Art des Auftretens bestimmt scheint, jedes Mal auch eine bestimmte genüge Bedeutung.

Andererseits wirkt das animalische Selbstgefühl zugleich auch auf das Selbstgefühl überhaupt. Die Erhöhung des körperlichen LebensgefühlS macht nns stolz und frei, die Herabstinnnnng drückt uns auch geistig nieder. Formen, die an jene Steigerung und Herabstimmung gemahnen, werden also zugleich den Gedanken an diese erwecke».

Endlich sind auch die praktischen Zwecken dienenden Leistungen unserer Glieder nicht nur gröber und feiner, sondern haben zugleich auch geistigere oder materiellere Bedeutung. Insbesondere die Hand kann in hohem Grade vergeistigt erscheinen, wenn sie durch ihre Bildung den Eindruck macht, mehr zu geistig bedeutsamen, als grob materiellen Leistungen befähigt zu sein.

Wie Mienen beim Körper, so sind umgekehrt praktisch zweckmäßige Bewegungen beim Gesicht nicht ausgeschlossen. Ich denke vor allem an die Bewegungen des Sprechens, des Essens, des Kostens. Es ist unvermeidlich, daß die unteren Theile des Gesichtes je nach ihrer Form zur einen oder zur anderen dieser Leistungen, bezw. zu gröberem oder feinerem Vollzug derselben vorzugsweise geeignet oder bestimmt scheinen und ebendamit die Vorstellung eines entsprechenden Eharalters der Persönlichkeit erwecken.

Die Mienen und Bewegungen sind nun aber doch nicht der einzige Weg, auf dem wir die Sprache der körperlichen Formen verstehen lernen. Andere, directere und indirektere gehen daneben her. Ein dirccterer liegt in Folgendem enthalten. Wir wissen, welche dauernden, nicht erst bei Bewegungen hervortretenden Besonderheiten der äußeren Erscheinung mit dem Gefühl der Gesundheit nud 5vmft, welche anderen mit Zuständen der Krankheit und Kraftlosigkeit verbunden zu sein pflegen; wir wissen, weiche Verletzungen Schmerz erzengen oder eine dauernde Beeinträchtigung des LebenSgefühls mit sich führen; wir kennen endlich und verstehen die Merkmale des Todes. Wo wir dergleichen finden oder an dergleichen erinnert werden, wird auch der zugehörige Gedanke mit größerer oder geringerer Kraft in uns lebendig werden.

Wiederum andere Wege führen indirecter zum Ziele. Beliebige Körperformen können einen wesentlichen Theit ihres Charakters schon aus Grund des Umstcmdes erlangen, daß sie andere zu sein pflegen bei den verschiedenen Geschlechtern, Lebensaltern, Ständen, Berufsklassen. Sind wir einmal auf Grund anderweitiger Erfahrungen gewohnt bei einer Gattung von Menschen eine bestimmte Weise zu denken und zu empfinden

vorauszusetzen, so heftet sich der Gedanke daran an jede hervortretende Eigenthümlichkeit ihrer äußeren Erscheinung; und er bleibt daran haste», mich wenn mir der Eigenthümlichkeit anderwärts begegne». Der Mann gewinnt etwas Weibliches beziehungsweise Weibisches, wenn irgend etwas an ihm nn weibliche Bildung erinnert u. s. w.

Derselbe Gedanke läßt sich noch weiter verfolgen. Man weiß, wie leicht uns abnorme menschliche Bildungen an thierische Formen erinnern. Auch diese Art der Borstellungsoerbindung kann nicht ohne ästhetische Wirkung bleiben. Thierische Formen erinnern ihrerseits an die Eigenart des thierischen Lebens. Davon wird etwas auf die ähnlichen menschlichen Formen übergehen. Borausgesetzt ist, daß wir die thierischen Formen bereits verstehen gelernt haben.

Endlich können selbst Erfahrungen, die wir in der unbeseelten Natur machen, sür den Ausdruck und Eindruck menschlicher Formen bedeutungsvoll werden. Wir schließen etwa aus solchen Erfahrungen, welche Form geeignet ist, dem Schädel, der Brust u. s. m. genügende Festigkeit zu garantiren, und verbinden damit wiederum den Gedanken eines entsprechenden physischen und geistigen LebenSgefühls u. dergl.

Zuletzt gedenke ich noch des Mittels der Beseelung körperlicher Formen, das geeignet ist, allen bisher bezeichneten zur Ergänzung zu dienen. Die einzelnen Formen stehen unter einander im Zusammenhang und bilden ein System von Formen, das einem zwar vielgestaltigen, doch einheitlichen physischen und geistigen Leben zum Träger dient. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit nnd Nothwendigkeit der Uebertragung des Ausdrucks von einer Form auf die andere. Zunächst nimmt ein Theil des Körpers, der nun einmal erfahrungsgemäß zu jenem System von Formen hinzngehört, ebendamit an dem zu Grunde liegenden Gesammtleben Theil, so daß sich mit ihm die Porstellung dieses Lebens, mit seiner Berkümmerung die Borstellung einer Berkümmerung desselben zu verbinden nicht umhin kann. Dazu tritt dann noch eine speciellere Bedeutungsübertragung. Das lebendige Auge, der geistvolle oder energische Mund wird mit gewissen Formen des Kinnes, der Nase, der Stirn in der Mehrzahl der Fälle verbunden sein. Dies genügt, den Formen einen Antheil an dem Eindruck jener Eigenschasten zu sichern. Ebenso wird das Ohr bei im übrigen ansprechenden, weil positiv bedeutungsvollen Gesichtern in der Regel einer bestimmten Form und mittleren Größe sich annähern. Damit hat auch das Ohr seine Bedeulnng und seine ästhetische Form gewonnen. Angenommen, wir wären bei Gesichtern der bezeichneten Art immer der Form des OhreS begegnet, die das bekannte graue, wegen seiner Dummheit verschrieene Lastthicr auszeichnet, so würde uns diese Form und keine andere zum Ideale menschlicher Schönheit hinzuzngehören scheinen. Findet man diese Behauptung sonderbar, so beweist man damit nur, wie groß die Macht der Borstellnngsverbindungen ist, aus denen aller Eindruck menschlicher Schönheit beruht.

Ich meine nun nicht mit Borstehendem alle diese Vorstellungsverbindungen bezeichnet zu haben. Aber das Gesagte mag genügen. Verlangte man noch eine außerhalb des Gebietes der Formen liegende Bestätigung der vorgetragenen Anschauung, so könnte anhangsweise an die beim menschlichen Körper mit der Form so eng zusammenhangende Farbe verwiesen werden. Man kennt die an sich schönen Farben und Farbenverbindungcn. Tiefe haben große Bedeutung für die Schönheit der unorganischen Well. Auch in der Welt der Pflanzen spielen sie noch eine gewisse Rolle, obgleich hier der Gedanke des blühenden oder absterbenden organischen Lebens jederzeit hinzutritt und einen wesentlichen Factor ausmacht. Beim menschlichen Körper dagegen ist von solcher Schönheit der Farbe an sich nicht mehr die Rede. Die rothe Rose, die aus dem Grün der Blätter hervorblick, mag auch schon um dieses Farbencontrastes willen schön heißen. Man denke sich aber den Contrast auf den menschlichen Körper übertragen, lasse in gleicher Weise die rothe Nase aus blattgrüner Umgebung hervorblicken, und frage sich, welches die Wirkung sein würde. Freilich spricht man von blauen Augen, goldenem Haar, marmormeißen Armen. Aber das Blau der Augen ist genau betrachtet ein sehr schlechtes Blau, das Gold der Haare von der Farbe des Goldes weit entfernt und die marmorgleiche Weiße des Armes glücklicherweise eine poetische oder vielmehr recht unpoetische Uebertreibnng. So gäbe es überhaupt beim menschlichen Körper ebensowenig schöne Farben wie schöne Formen, wenn wir nicht auf Grund der Erfahrung mit jenen ebenso wie mit diesen den Gedanken eines so oder so gearteten Lebens verbänden. Farben verrathen Gesundheit oder Mangel der Gesundheit, ein derberes oder zarteres Leben des Körpers: eine gewisse Bläue der Augen erscheint sanft, weil wir ihr in der Mehrzahl der Fälle an wirklich oder scheinbar sanfteren, ruhigeren Naturen begegnet sind. UebrigenS scheint mir die Sprache der Augenfarbe keine sehr bestimmte. Lebhaftigkeit des ganzen Wesens läßt uns vermöge einfacher Nebertragung leicht auch eine solche Augenfarbe lebhaft erscheinen, die uns sonst den Eindruck der Sanftheit machte. Achten wir nicht auf die Nebertragung, so meinen wir in solchen Fällen vielleicht eine Verschiedenheit der Farbe constatiren zu müssen, die thatsächlich nicht eristirt.

Ter menschliche Körper, das ist unser Resultat, spricht in allen Theilen eine Sprache, die wir verstehen gelernt haben. Fügen wir hinzu, daß dasjenige, was die einzelnen Theile sagen, zugleich zu einem, hier mehr dort weniger einheitlichen System von Gedanken sich zusammenfaßt, so haben wir den Grund für die Schönheit des Körpers, des Ganzen und seiner Theile. Der menschliche Körper, so dürfen wir ohne poetische Uebertreibnng sagen, ist ein Gedicht, nur ein Gedicht, in dem an die Stelle der Worte Formen und Farben getreten sind.

Sind mir uns über diesen Thatbestand klar, dann verstehen wir auch die Verschiedenheit der Schönheitsurtheile. Tab das Schönheitsideal des Negers schwarz ist und Ncgertypus trägt, das wäre unbegreiflich, so unbegreiflich wie es den Wieland'schen Abderiten erscheint, wenn an Farbe und Fori» als solchen die Schönheit haftete. Es wird verständlich, der Abderitenstandpunkt verliert sein Recht, wenn die Sprache, die Form und Farbe sprechen, es wacht. Nur mit Negerfarbe und Negertupus konnte sich im Geiste des Negers der Gedanke an das animalische und seelische Leben des Menschen verbinden, nur ihre Sprache konnte er verstehen lernen. Nur der Neger kann ihm darum zunächst den Eindruck der Schönheit machen. Dagegen muß ihm unsere Nasse, soweit sie von der ihm bekannten abweicht, nichtssagend oder unschön, gelegentlich wie eine Carricatur erscheinen. Lernt freilich der Neger das höhere körperliche und geistige Leben kennen, das hinter den kaukasischen Formen sich verbirgt und darin zum Ausdruck kommt, dann kann auch er dazu gelangen, unserer Raffe den Preis der Schönheit zuzugestehen. So mag uns auch eine sremde Lautsprache, die uns erst wenig anmuthete, schließlich wenn wir sie genau kennen gelemt haben und in ihren Geist eingedrungen find, schöner erscheinen, als unsere eigene.

Ich bin zu Ende mit dem, was ich in diesem Aufsatz glaublich machen wollte. Ich ging aus von den einfachsten linearen Formen und endigte mit dem Schönsten und Erhabensten, was die sichtbare Welt kennt. Dieser Weg mar der zweckmäßigste, er war aber nicht eigentlich der sachgemäße. Der umgekehrte Weg der Darstellung hätte dem Weg, den unser Formverständniß thatsächlich einschlagen wird, besser entsprochen. Der menschliche Körper ist uns Menschen das Nächste, ihn lernen wir zuerst verstehen. Erst nach ihm, theilweise erst durch ihn hindurch gelangen wir znm Verständniß der anderen Formen. Ich gehe aber den Weg, den ich durchlaufen habe, nicht noch einmal zurück.

Nur auf etwas möchte ich noch aufmerksam machen. Der geehrte Leser kennt so manches schöne Arabeskenornament, in dem menschliche Gestalten in thierische Formen, diese in pflanzliche, diese endlich in lineare ohne Sprung und Vermittelung übergehen. Hier haben wir zugleich einen Beweis und ein Bild der dargelegten Anschauung. Der stetige Uebergang ist möglich, kann uns sogar selbstverständlich erscheinen, lediglich darum, weil es dasselbe ist, nur in verschiedenen Abstufungen, was die Bedeutung der menschlichen Form ebensowohl wie der thierischen, pflanzlichen, linearen ausmacht. — Die menschliche Gestalt scheint in solchen Ornamenten das Leben, das in ihr verkörpert ist, in die thierischen, pflanzlichen, linearen Formen auszuströmen und darin verklingen zu lassen. So, meine ich, strömen wir jederzeit in die sichtbare Welt unser Leben aus, in abnehmendem Grade und mehr und mehr verklingend, je weiter sich die Gegenstände und Formen von uns entfernen; nnd nur darum erscheint uns die sichtbare Welt schön und bedeutend.

Tarrabanoff und ^ipunoff.

Genrebild aus dem russischen Ceben.
von

ü, LereMin.

» - Berlin, —

^bend ist es, und noch nicht gar zu spät. In Paris, London, Petersburg sprudelt das ^eben noch so srisch wie ein Quell; die Plätze in den Theatern sind noch alle besetzt, ans den Straßen rollen noch hurtig die Kutschen und auf den hell erleuchteten Boulevards wimmelt es von munteren Fußgängern.

Auch weist der abgebrochene Minutenzeiger an der Uhr des Uhrmacher: meisters Gwoödik, der einzige öffentliche Chronometer der kleinen Provinzialstadt B . . ., welcher an der Ecke, in der Nähe der Schmiede zu sehen ist, erst auf halb Zehn. Und diese Normaluhr hatte, zum ewigen Slergerniß des Polizeisecretärs Sachrapkin, der alle Morgen auf dem Wege nach dem Polizeibureau in seiner alten, schmierigen Uniform hier vorbeieilt, schon seit undenklichen Zeiten das Bestreben, eine halbe Stunde vorzugehen. Dieses wurde schon so oft nachgewiesen an der tombackenen Taschenuhr des Bäckermeisters ^opatkin, dessen Großvater sie ärnu? 1812 von einem französischen Soldaten im Tausche gegen einen alten Schafspelz erworben hatte. Und was war das doch für eine Uhr! Welche Zähigkeit und Pflichttreue während ganzer drei Generationen! Gleich einem edlen 'arabischen Vollblutpferde kannte sie weder Müdigkeit, Capricen noch sonst irgend welche von den gewöhnlichen Uhrenkrankheiten. Wie oft waren die ^opatkinS, Großvater, Vater und Enkel, sei es durch einen Zusall oder durch ihren eigenen guten Willen, sei es in der Defensive oder in der Offensive, in solche Körperlagen gekommen, bei denen einer anderen, weniger spartanisch-abgehärteten Uhr sofort der Athem gestockt hätte, jn wobei sogar die soliden eckt russischen Rippenknochen ihrer Besitzer schon zu knirschen anfingen, — dennoch blieb stets die wackere Franzosenuhr ganz — ganz und unermüdlich.

Es ist also, wie gesagt, durchaus noch nicht spät, und doch scheint es, als wenn die Einwohner von B . . ., sich alle schon in die Federn verkrochen hätten. Denn ringsum auf den Straßen ist es so still wie in einer alten Burgruine. Aus den Schornsteinen sieht man keinen Rauch aussteigen und aus der Schmiede vernimmt man keinen Laut mehr, weder den heiteren Klang des Ambosses, noch die Stimmen der derben Gesellen. Trin in der eingeschlossenen Finsternis; Hausen,jetzt die unterirdischen Nachtgeister — die Mäuse. Auch hört man hin nnd wieder den Kater Waska*) miauen, denn er logirt jetzt ebenfalls in der Schmiede und zwar sitzt er augenblicklich zusammengekauert auf der Esse und wärmt sich am letzten Rest der Kohlengluth. Ja, ja, die schönen, warmen Sommerabende, wo man bei romantischer Mondbeleuchtung gemüthlich von einem Dachboden in den anderen spazieren konnte, sind nun vorüber, und der griesgrämige Herbst hat, mit Respect zu melden, verdammt kalte Nächte! Man glaubt es gar nicht, wie unbequem sie einem werden können, abgesehen davon, daß man sich sehr leicht einen Schnupfen zuziehen kann, zumal wenn man noch wie WaSka von Kindesbeinen auf an die Wärme gewöhnt ist. Stand er doch in der Knabenzeit in Diensten beim Bäckermeister Lopatkin, wo er gemeinschaftlich mit dem Lehrling Jurka seine Schlafstelle stets hinter dem großen Backosen hatte.

Draußen aber ist es ebenso finster. Es regnet und über den alten geknickten Dächern hängen schwere, dichte Wolken. Anch werden an solchen Abenden, mit Rücksicht darauf, daß die Leute bei schlechtem Wetter sich unnützerweise auf den Straßen nicht herumzutreiben brauchen, die Latenten gar nicht erst angezündet.

Horch! da kommt Jemand von der Graupenstraße.. . über den kleinen dreieckigen Marktplatz, an der öffentlichen Placatsäule vorbei. Er strauchelt und plumps! fällt er in eine Pfütze. Er spuckt und flucht und schimpft auf alle Hauswirthe und Stadtverordneten von B ... . Aha, es ist der Schuster Zibulewitsch, der in dem eingefallenen Barackenhäuschen an der Lehmgrube wohnt und bereits seit zwanzig Jahren fast alle Abende über das schlechte Pflaster und über die ewige Mondfinsternis; in B . . . sich beklagt. Meister Gwosdik und viele andere Mitglieder des Magistrats behaupten aber, daß es nicht so sehr an dem Pflaster, welches doch vor dreißig Jahren erst neu gemacht worden, liege, als vielmehr an dem Umstand, daß Zibulewitsch sehr häufig ans gewissen Ursachen das Gleichgewicht verliere.

„Diese Hallunken! Diese Räuberbande!" ruft er inbrünstig in die dunkle Nacht hinaus, und ein dumpfes Echo widerhallt von den hohen Bergen, die von beiden Seiten die Stadt einschließen. „O, ich möchte blos wissen," srägt er, „wer dieses Teufelspflaster erfunden und ertra

') Der deulschc Hinz,

diese Pfützen hier alle angebracht hat? Nein, so was müßte direct an den Zaren in Petersburg kommen, damit er gründlich erfahre, was für eine verfluchte Ordnung hier ist und sämmtliche Spitzbuben von Balldirowo zum Teusel nach Sibirien verbanne!"

Endlich rafft er sich auf und fetzt, fortwährend schimpfend, seinen Weg fort, indem er sich behutsam an der Wand hält.

Nicht weit von seiner Wohnung, am sogenannten Schweinegraben, bleibt er an einem einstöckigen Eckhäuschen, dessen schwach erleuchtete Fenster mit rothen Vorhängen versehen sind und vor denen, zwei Schritt ab, eine Barriere angebracht ist, stehen und begiebt sich mit beiden Händen in seine Hosentaschen. Nachdem er in diesem und jenem verborgenen Kleiderloch eine Weile herumgesucht, wendet er sich stracks um und nähert sich der Thür. Hier bleibt er aber wieder stehen und streckt den Kopf durch das Loch der zerbrochenen Thürscheibe, um zu sehen, wer da drin ist. „Aha!" sagt er, indem er sich schnell zurückzieht, „auch die hier, die verdammten Spitzbuben! Nein, da gehst du nicht hinein, dein Geld vertrinkst du allein!" und geht ab.

Drin im Zimmer, dessen Inneres durch ein einziges, primitive? Petroleumlämvchen, ohne Glocke und ohne Eulinder, beleuchtet ist, befinden sich vier Personen. Der eine, welcher rechts am Schanktisch sitzt und schlummerr, ist der Wirth >iaragaitsch, ein breitschulteriger Kerl in Hemdärmeln mit einem glatten, blassen und wamvigen Gesicht, einer dicken Stumpfnase und mit großen, zum Kopfe herausstehenden Glotzaugen. Alle süns Minuten erwacht er, sperrt mild die Augen auf und nickt wieder ein. Hinter seinem Rücken auf dem Regal stehen in Reihe und Glied allerlei Schnäpse in den verschiedensten Farben; am Mittelbrett des Regals, über seinem Kopfe, hängt eingerahmt, gleichsam als Zierde und Talisman des Hauses, das kaiserliche Patent für den freien Verkauf von Spirituosen und oben, auf dem ersten Brett, liegt rechts ein Kummet und links steht ein .«ort, mit Eiern. Nebenan sieht man eine finstere Tbürösfnung, aus deren Mitte ein großer nackter Fuß hervorragt; er gehört der Frau Karagaitsch, die im Nebenzimmer schläft.

Die beiden, welche im Winkel am kleinen Tisch sitzen, sind Polizeibeamte, Der eine mit dem großen Schnurrbart ist der Okolodoischnij*> Tarrabmwsf, der andere, mit dem starken Hinterkops, dem kleinen Gesichtchen, dem spitzen Kinn und kurzen Ziegenbärtchen ist sein Freund und Gevatter, der Gorodowoj^) Sivunoff, eine durch ihre vielfachen Aemter als Schutzmann, Hausknecht, Straßenfeger, Feuerwehrmann, Ofensetzer und Laternenanzünder in B . . . weit und breit bekannte Persönlichkeit.

Ter vierte, welcher unter dem langen großen Tische liegt und schnarcht, ist ein betrunkener Baner Namens Dallaban, welcher vor drei Tagen sein Getreide zu Markte gebracht und des schlechten Preises wegen bis jetzt mit den Bäckern noch nicht handelsein sgeworden ist. „Mir sollen dieB . . . ower keine Preise vormachen," hat er zu Hause seinen Nachbarn gesagt, „und niein Getreide verkaufe ich nach dem Satze, den ich haben will!" Auf diesen, von ihm selbst dictirten Preis hat er sich vorgenommen bei seinem Freunde Xaragaitsch so lange zu warten, bis die Bäcker von selbst zu ihm kommen.

Auf besagtem langen Tische befindet sich allerlei Geschirr; in der Mitte desselben steht ein blecherner Krug, auf dessen Rande ein junger Hahn sitzt und schlummert. Er träumt von dem süßen Weizen seines unter ihm

schlasenden Nachbars Dallaban, an dem er mit der übrigen Hühnerfamilie schon seit drei Tagen sich reichlich delectirt. Er war der Erste, der an einem Sack im Winkel das verborgene Loch entdeckt hat. „Solch schöne Zeiten kommen nie wieder . . . Selbst der Onkel Bulbul, der älteste Hahn in der ganzen Hühnerverwandtschaft, kann sich solcher Tage nicht erinnern... O könnte doch immer das Leben so angenehm dahinfließen! Aber wie lange wird es dauern und der köstliche Weizen ist ebenso schnell alle geworden, wie neulich der Hafer, den ich doch gleichfalls entdeckt hatte,"

Auf derselben Seite befindet sich eine alte Wanduhr mit einem übergroßen Zifferblatt, auf dessen Spitze, als Kopfputz, eine alte Soldatenmütze aufgesetzt ist. Unten an den Ketten hängen anstatt einfacher Gewichte allerlei schwere Gegenstände und Hausinstrumente wie: Hufeisen, zerbrochene Beile, Thürbänder, eiserne Topfhenkel, Feuerhaken, Ziegelsteine u. a. D. Ab und zu kommt vom Hofe aus eine schwarze Kuh und steckt in das offene Zugloch des einen Fensters ihren Kopf hinein, gleichsam als wollte sie nachsöhen, wieviel die Uhr ist.

Indessen unterhalten sich noch immer die beiden Freunde in der Ecke am kleinen Tischchen und leeren ein Gläschen nach dem andern. Sipunoff, der heute den Gastgeber spielt, hat bereits das dritte Quarts Schnaps kommen lassen. Tarrabanoff wollte schon längst zu Hause sein, aber er läßt ihn nicht fort; ist es doch nicht so leicht, sich von seinem besten Freunde zu trennen.

Und Freunde waren sie wirklich, obwohl es, in Anbetracht ihrer ganz verschiedenen Eharaktere, ziemlich schwer zu sagen gewesen wäre, was sie eigentlich aneinander fesselte. Denn war Tarrabanoff eine mehr nach außen gekehrte und vorwärts strebende Natur not all den Schwächen und Tugenden einer solchen, so war nun Sipunoff gerade das Gcgentheil von ihm. So z. B. liebte Ersrerer viel zu erzählen und seine Rede stets in belehrendem Tone, mit Sentenzen, Reflexionen und Metaphern zu führen, wie: „Ja, Frennd, was verdorben hat die Ratze, macht nicht wieder gut die Katze," oder: „Sieh' mal dieses, verstehst Tu, Bäterchen, muß ich Dir sagen, ist

ebenso z. B. . . ." oder: „Ja, ja. Tu mußt wissen, daß heutzutage— nun, wie soll ich's Dir erklären —" u. s. ct., wobei er jedesmal, nachdrücklich mit dem Zeigesinger hindeutend, den Kopf ein wenig nach rechts neigte, fem rasirtes bläuliches Kinn hervoi streckte und'bedeutungsvoll die Augen aufsperrte. Taß er aber auch bei solchen Gelegenheiten mitunter gehörig aufschnitt und ziemlich derb prahlte nnd von dem alten Rechte der lieeutia rioötica einen etwas zu starken Gebrauch inachte, so war es ihm infofern zu verzeihen, als er, wie viele Andere seines Schlages, damit nur seine Erzählungeil l'esse'. zu gestalten und interessanter zu machen glaubte,' und auf geschicktes Erzählen mit Hülfe derartiger rhetorischer Mittel legte er immer großes Gewicht.

Dagegen war die Hauptpassion seines Freundes nicht so sehr auf das Erzählen — obgleich eS ihm an Stoff dazu ebensowenig gefehlt hätte wie seinem Gevatter Tarrabanoff, da er gleichfalls Kaiser Nikolaus fünfundzwanzig Jahre hintereinander gedient — als vielmehr auf das Materielle und Praktische, namentlich aber auf das Essen und Trinken gerichtet. Und hierin hatte er allerdings wenig Aehnlichkeit mit seinem berühmten griechischen Namensbruder, dem Philosophen Pinto, denn niit seinem Vor- und Vaternamen hieß er, nebenbei bemerkt, Platon Fedulitsch.

Ferner war Jener ehrgeizig und hörte es sehr gern, wenn man ihn anständig titulirte, lobte und ihm schmeichelte, und zeigte ihm Mancher hie und da seine Aufmerksamkeit in Form von einigen Kupfermünzen oder einem Gläschen Schnaps oder gar einem kleinen süßen Httnhchen, einigen Kohlköpfchen, ein paar Heringchen . . . doch ohne zugleich gegen ihn den nöthigen Grad der ihm gebührenden Achtung zu bewahren, fo nahm er zwar immerhin die Gaben an lindem er sie langsam nnd sorgfälltig in sein rolhes Taschentuch einschlug und sie in seine große, labyrinthartige Hintertasche verschwinden ließ>; allein er erklärte auch dabei, daß eS durchaus nicht in der Ordnung wäre, mit ihm so mir nichts, dir nichts in respectloser Weise umzugehen. „Tenn," pflegte er gewöhnlich noch dann hinzuzufügen, „Tu mußt wissen, Väterchen^), daß unsereins süns—und—zwan—zig Jahre dem Zaren, Kaiser Nikolaus Pawlowitsch gedient und ihn selbst persönlich, so wie ich jetzt vor Tir stehe, ja ihn selbst persönlich drei—mal gesehen hat . . . Wir, Väterchen, waren schon, sozusagen, auf nnd unter dem Berge, diesseits und jenseits des Meeres, standen anch bei Sebaftopol und fochten mit allen Völkern der Erde. Haben auch den Türken und Franzosen und Engländer und Chinesen und Kalmüken und Tataren und auch solche, die blos ein Auge und ein Bein haben, welche weit, weit hinter dem Schwarzen Meere wohnen, und die nicht, wie wir mit menschlicher Stimme sprechen, sondern piepsen wie die Sperlinge, ja ja Väterchen, das haben wir alles gesehen!"

Ein im Russischen vielqcbrauchlcs Kosewort, besagt im vkNrautcn Gespräch ungefähr dasselbe, was im Deutschen: lieber Freund.

Sipunoff dagegen war es einerlei, wie man ihn anredete und was man über ihn sprach, wenn man sich nur gegen ihn in materieller Hinsicht gewissermaßen zuvorkommend benahm. Auch war er in seinen Ansprüchen sehr bescheiden, obgleich er Tag und Nacht bemüht war, wie die emsige Biene für den häuslichen Wohlstand zu sorgen und Alles, was ihm in gastronomischer und ökonomischer Hinsicht nützlich und verwendbar zu sein schien, zusammenzuklauben und wie eine Maus in ihr Loch nach Hause zu schleppen. Denn galt es, irgend so was zu erhaschen, so war er zu allen Zeiten bereit, selbst nach dem äußersten Ende der Stadt sich zu begeben, dort Stunden lang zuzubringen und wo es nöthig mar, wie z. B. zur Erntezeit auf den Feldern und in den Gärten, mit ehrlichem Fleiße den guten Leuten behülflich zu sein, in der Hoffnung, vielleicht ein bischen Gartengemttse oder einen Schoß voll steinharter, verholzter Aepfel oder Birnen, verschüttetes Getreide oder Mehl zu ergattern. Und in dieser Hinsicht hatte er in der That einen außerordentlich scharfen Spürsinn. Hier z. B. platzt beim Transport ein Sack mit Roggen, da verunglückt Jemand mit einem Fäßchen Branntwein, hier führt ein Bauer einen Wagen mit Kirschen und beim Umbiegen an die Placatsäule bricht ihm eine Achse entzwei, wobei die Hälfte der Waare sich ringsum nach allen Seiten zerstreut; da gerathen plötzlich zwei Höckerfrauen in Zank und werfen dabei ihre Körbe mit Eiern um — und überall ist Sipunoff gegenwärtig, überall steht er da, bereit zu helfen und zusammenzuklauben und mit dem Lohn seiner Mühe in einem alten Scherbchen oder im Schöße seines weiten Soldatenmantels flink und freudig davon zu eilen. Darum konnte man ihn auch stets etwas nach Hause tragen sehen, und wäre es auch ein bischen Kleie oder Kartosfelschalen für seine Ziege nnd Hühner, oder eine Handvoll Federn, Heu oder auch sonst Gegenstände, für die er in seiner bunten archäologischen Wirtschaft irgend welche Verwendung zu finden glaubte, wie: alte Blechkannen, kahle Kleiderbürsten, ausgediente Cvlinderhüte (seit einigen Decennien zählt B . . . beständig drei bis vier Stutzer, die sich stets nach der neuesten Pariser Mode kleiden), verlorene Rockärmel u. ä. d.; denn für ihn hatte Alles seinen Werth. Und wenn ihn manchmal seine Frau fragte: „Nann, was schleppst Du da schon wieder für einen Plunder in'SHans?" dann pflegte er gewöhnlich darauf stereotyp zu antworten: „Scht! sei ruhig, Weib, in der Wirtschaft kann alles mal gebraucht werden!"

War er nun in materieller Hinsicht bescheiden, so war er es in noch weit größerem Maße in Betreff seiner Erzählungen. Denn erstens prahlte er nicht und zweitens waren seine knappen, hie und da zerstreuten biographischen Mittheilnngen so einfacher Natur, daß auch von dieser Seite her der Unterschied zwischen ihm und seinein Freund sehr deutlich zn Tage trat. Die einzige Schwäche, die er hierin besaß, mar die, daß er zu gern als scharfsichtiger Spion und genialer Spitzbubenfänger gelten mochte, und zwar aus dein Grunde, weil er nämlich fünfzehn Jahre seiner Militärzelt in

Nord und Lüd. XI.V., I-!,. 18

einer Garnison einer sibirischen Stadt gestanden, wo er viel mit Arrestanten zu thun gehabt und wo er laut seiner Versicherung die schönste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. An diese Periode, welche auch die Hauptcmelle seiner Erzählungen bildete, erinnerte er sich stets mit großem Vergnügen. „I, wo?" pflegte er sich in solchen Fällen zu äußern, „nein, Väterchen, in Sibirien ja! Da, siehst Du, kann man sagen, wird ordentlich gelebt! Nun z. B. ich — was hat mir da gefehlt? Gar nichts hat mir gefehll. Alle Tage hatte ich meine Portion Rindfleisch, meine Kascha*) mit Ocl und — Brot und Tabak, sag' ich Dir, soviel ich wollte. Und dott, mußt Tn wissen, ist der Tabak ganz anders wie hier, wo? ganz anders! Hier, wenn Du rauchst, ist es ebenso als wenn Du ein Stück alte Watle in Brand setzest, da hast Du weder Geschmack noch Geruch dabei. In Sibirien aber, verstehst Du, habe ich immer den echten, ganz echten Machorka^) geraucht. Ja, wenn Du da, sag' ich Dir, einen ordentlichen Zug ihust, fühlst Du es sofort bis iu die Leber. Und er ist auch sehr gesund. Warum? weil er echt ist. Manchmal, weißt Du, mar ich im Stande, den ganzen Tag über keinen Happen zu essen, aber nicht einen einzigen Happen, sag' ich Dir, ich rauchte nur immer meinen Machorka sachte weg und war trotzdem so krästig dabei wie ein Bär. Warum? weil es echter Machorka war. Und wenn es echter ist, da brauchst Du auch wirklich gar niclit so viel zu essen, denn er stärkt und erheitert ebenso wie Spiritus. Sieh', z. B. hier, denkst Du vielleicht, eS ist Tabak, was Du rauchst? Weiß der Teufel! was es ist, aber Tabak, sag' ich Dir, ist es nicht, uein, das ist kein echter Tabak! sonst würde er nicht so verflucht auf der Zungenspitze brennen. Das hast Du auch bei Watte und bei Birkenruthen, die brennen ebenso! Ja, ja!" sprach er erinnerungsvoll seufzend, „meine Kräfte habe ich hier nicht gesammelt, mein Väterchen; und das Bischen, was ich habe, stammt noch von da her, ja von da her stammt es noch. Denn oao ist noch ein Land, wo unsereins wenigstens sagen kann: hier lebst Du ma! «deutlich, wie es sich gehört. Nein, umsonst sagen immer Viele: In Sibirien — uh! da ist es kalt und schlecht! Dnmnie Leute, Väterchen, find es, die es sagen. Wer aber einmal da gewesen ist, ja, der weis; es, aber sehr genau weiß er es, sag' ich Dir! Denn sieh, kalt ist es überall, und wenn Du eine» echt sibirischen Schnaps, verstehst Du, von der ersten Sorte trinkst, so wie ich'S immer that, und eine gute warme Pelzmütze aufsetz'st — o! dann sollst Du mal sehen, wie wann eS Dir wird. ?ie Hauptsache ist der Kopf und die Ohren, verstehst Du, und wenn diese wann sind, dann kannst Du dreist nach Kamtschatka fahren . . ."

Diese physiologische Thatsache bewies er auch in urnxi, so oft er im

") Ticker Brei, russisches Nationalgericht,

Ein kleinblättriger, grünlichgrauer und cncherst starker Baiieimavcii, der n:ii Vvrlirbc von Soldaten gemuckt wird. ,

Winter seinen Nachtwächterposten*) einnahm. Tenn er pflegte nämlich dann — und mochte die Kälte noch so streng sein — in seiner Kleidung keine andere Veränderung vorzunehmen, als daß er nur seine tiefe, mit Werg gefütterte, sackartige Wintermütze recht fest über die Ohren zog. So gerüstet, war er im Stande, eine ganze lange Winternacht unbeweglich wie ein Laternenpfahl an einer Ecke zu stehen und mit einem Auge ruhig zuzusehen, wie das dichte Schneegestöber allmählich die Straßen, Hänser, Bäume und auch ihn mit einem weißen Mantel bedeckte. Je stärker die Fröste wurden, desto tiefer zog er feine Mütze über die Ohren, fo das; Viele diese Erscheinung als ein sicheres Thermometer benutzten, indem sie, des Morgens am Fenster stehend, sich sagten: „Aha, heute scheint es aber sehr kalt zu sein, denn Pläton Fedulitsch hat seine Mütze bis über die Nase gezogen," was jedes Mal, nach Reaumur gemessen, ungefähr — 20" bedeutete.

Zu den vielen anderen kleinen Passionen, die er aus Sibirien mit, gebracht, gehörte auch das Rauchen von Cigarretten, welche er sich selbst aus Zeitungspapier, alten Polizeiacten und sonstiger Maculatur, die er hie und da sich eroberte oder auf der Straße auflas, anzufertigen pflegte. Tiefes sein eigenes Fabrikat rauchte er aber auch mit solchem Appetit — indem er gierig den ganzen Rauch in die Lungen einsog und ihn langsam durch die Zähne herausließ — daß es aussah, als schöpfe er frische Lebensluft aus seiner ziemlich stark duftenden Oualmdüte. Kein Tabak auf der Welt war ihm stark genug. Nur einmal — dessen erinnerte er sich sehr oft — hatte ihm der Polizeisecretär Sachravkin ein Bündel Machorka geschenkt, welches seiner Meinung nach ein echt sibirisches Kraut gewesen zu sein schien, sonst aber hätte er, seitdem er das glückliche Sibirien verlassen, »och keinen echten Machorka geraucht.

Aus dieser schönen Zeit stammte auch seine Gewohnheit her: während des Gesprächs stets ein Auge geschlossen zu halten, um seinem Gesichte, da er sich, wie gesagt, für einen sehr scharfsichtigen Polizisten hielt, ein recht verschmitztes Aussehen zu geben, zumal noch wenn er gerade interessante TiebeSgeschichten erzählte.

So pflegte er manchmal im vertrauten Kreise, wie in der Schmiede, in Gegenwart der Gesellen und der breitschultrigen und rothnasigen Pferdehändler folche Anekdoten zum Besten zu geben.

„Eines Tages — eö war gerade am Charfreitag — ging ich so auf der Straße, warte mal, wo war es doch gleich? Ach ja, es war hinter den Sandbergen, und sehe von Weitem, wie Jemand langsam quer über das Feld angeritten kommt. Halt, denke ich, mit dem Kerl ist es nicht richtig: er schlottert mir zu sehr mit den Beinen . . . Paß auf, sagte ich

Bekanntlich versehen in Rnstland diesen Posten die Dworniks: ein Mittel ding zwischen Hcmskiiccht und Viecwirth.

mir, die Sache ist nicht glatt . . . Ick, eins, zwei, drei, nach Hause, ziehe mich ganz schnell um, wickle mir das Tuch von meiner Frau um den Kopf und eile schnell zurück wie ein Hase zu den Sandbergen. Nun, dachte ich nur, mußt du aber deine Sache schlau anfangen, denn das scheint ein ganz geriebener Fuchs zu sein. Nicht weit davon nahm ich eine gebückte Haltung an und humpelte ganz sachte wie ein altes Weib. Als ich aber so langsam um die Ecke biege und mich ganz vorsichtig umsehe, futsch! da war der Kerl verschwunden. Und sieh, ich hatte mich doch wirklich nicht geirrt; denn einige Zeit darauf erfuhr ich, daß im Torfe Sapnaew an diesem Tage gerade zwei Pferde gestohlen worden sind."

Solcher Geschichten, die den Zweck hatten, seine außerordentliche Geschicklichkeit im Erkennen und Ausfangen von Tieben darzuthun, besaß er eine ganze Menge. Die Zeichen nnd Momente, woran er jedesmal sich die Spitzbuben merkte, waren immer ganz besonderer Art. Entweder erkannte er sie an ihrem Gang und ihrer Haltung oder, wie bei der Geschichte mit der gestohlenen Gans, an der Art und Weise, wie sie getragen wurde, nämlich nicht wie gewöhnlich mit dein 6ovf nach oben, sondern umgekehrt. Bald fielen ihm die carrirten Beinkleider auf, bald die Verschiedenheit der Knöpfe am Nock und ähnliche Tinge.

„Halt! denke ich mir," pflegte er mit sichtlichem Behagen die Einzelheiten solcher Geschichten auszumalen. „Warum geht denn der Kerl so hart an der Wand? Aha! Das scheint noch ein Anfänger zu sein. Ich marsch auf ihn zu und sage: Du! Dich Väterchen kenne ich. .Wieso denn?' srägt er und wird über und über roth. Siehst Du, dachte ich mir, der Hecht ist gefangen! Nun mußt du ihn aber ordentlich am Schwanz fassen, daß er dir nicht so leicht aus dem Netze entschlüpft. Tarauf sag' ich, ihm recht scharf in die Augen blickend: .Willst Tu nicht, Väterchen, mit nur zusammen ein Schnäpschen trinken? Hab' keine Furcht, Freund, ich werde Dir nichts thun. ‚Ein Schnäpschen?- erwidert er, ‚wie meinst Du das?' ‚Ja, ich habe jetzt gerade Lust dazu/ antworte ich, ‚und möckte Dich bitten, daß Tu mit nur gleich mitkommst/ .Was fällt Dir denn ein?' ruft er und rennt schnell fort. Ich rasch hinterher! Allein zum Unglück trug ich gerade einen Schoß voll Kartoffeln und fo dachte ich mir: Nein, nun laß ihn laufen, denn einholen kannst du den Kerl doch nicht mehr; da verlierst du womöglich noch alle deine Kartoffeln. Aber gemerlt Hab' ich ihn mir doch, verstehst Du!"

Ganz anders dagegen lauteten die Militärerinnerungen und sonstigen Erzählungen Tarrabanoffs. Obwohl er einige Jahre älter war als sein Freund, hatte doch seine Unterhaltung viel mehr Schwung und war der Ton derselben überhaupt weit vornehmer und anspruchsvoller.

„Ja, Du lieber Freund . . ." So pflegte er gewöhnlich Leuten seines Gleichen, wie dem Feldwebel Bolltunofs, dein Winkelconsnlenten Tuluptm und andereil vornehmen Kaineraden gegenüber bei eineni Gläschen Thee oder Schnaps seine Geschichten anzufangen. „Wie soll ich Dir sagen . . . viel haben wir erfahren und erlebt, ja, das stimmt! Aber dumm waren wir von vornherein nicht, kann ich Dir versichern! Nun z. B. wenn ich mich so erinnere, wie ich noch jung war — 0, was meinst Tu wohl, was war ich da für ein Kerl? Aber was, andere Zeiten, andere Menschen, ja Väterchen! Du weißt, ich bin kein Freund der alten Zeit. Warum? Weil heutzutage Unsereinem das Leben viel leichter wird, und weil die Menschen jetzt überhaupt klüger und geschickter sind . . . Aber das muß ich sagen, einen solchen Mann, wie Seine Ercellenz der General Lasar Kurillowitsch Bagurin war, wird es nimmermehr geben! Nein, solchen giebt es in der ganzen Welt nicht mehr. ‚Du, Fedot/ pflegte er mir manchmal zu sagen, ‚sei nicht dumm, verstehst Du, dann sollst Du mal sehen, was für ein gescheiter Kerl Du noch mal wirst!' und gab mir einen Rubel, manchmal auch zwei. ‚Da, nimm hin!' sprach er, ‚und trink eins auf mein Wohl! Doch paß auf, daß Dn mir ja nicht betrunken nach Hause kommst. Denn trinken/ sagte er, ‚kann der Mensch soviel er will, aber nur nicht gar zu viel!'. Und groß und stark war er, ja! da ist Unsereins geradezu ein Kind dagegen. Eine gebratene Gans, das war für ihn nur so zum Frühstück, und zu Mittag, da mußten schon zwei solcher Vögel und ein gefülltes Ferkel noch dazu auf den Tisch kommen. Ja, Du lieber Freund, solchen Mann giebt es nicht mehr, nein! Dafür aber, wenn er mal ärgerlich wurde — uh! Dann konntest Du ganz dreist schon im Voraus Deinen Backen- und Nivpenknochen Ade sagen, denn da mar es nicht mehr zu hoffen, daß Du sie in ihrer früheren Gestalt noch mal wiedersiehst. Ja, ja, lieber Freund, das war auch ein General, wie es sich gehört. Und eine Stimme hatte er wie ein Löwe! Wenn er mal bei schlechter Laune durch die Zimmer ging, bekamen Alle das Fieber vor lauter Angst und Furcht. Siehst Du, und doch war ich acht Jahre als Denschtschick^) bei ihm, ja, und habe viel, Väterchen, sehr viel gesehen und erfahren. Grafen und Fürsten waren alle Tage bei uns . . . Nein! Aber das werde ich in meinem gan—zen Le—den nicht vergessen! O, wenn ich noch jetzt daran denke!

„Das war so im Herbst, da sichren eines Tages Alle zur Jagd. Nur ich blieb, außer der alten Köchin Matrena, allein zurück, um das junge Fräulein Sophie Lasarowna zu bedienen, da sie sich an diesem Morgen nicht recht wohl fühlte und es verzog, diesmal lieber zu Hause zu bleiben. Denn sonst pflegte sie auf der Jagd gewöhnlich die Erste zu sein. War sie doch im Charakter ganz wie ihr Vater: groß, stark, seurig, gutmüthig und launisch. Vor ihr hatten Alle solchen Nespect, wie vor Sr.

Ercellenz dem General selbst. Sic war ja eben die einige Tochter. Und reiten konnte sie, sag' ich Dir, wie ein junger donischer Kosak. Ter» feurigste Hengst war ihr nichl flink genug, und mochte sich das Pferd noch so bäumen, sobald sie aber mit ihren kleinen eisernen Fäustchen die Zügel ergriff, wurde das wildeste Roß unter ihr gefügig. Tie sanfte, weichmülhtge Frau Generalin lebte stets in Angst um ihre geliebte Tochler. ‚Ach Lasar Kmillowitsch/ pflegte sie flehentlich sich sehr oft an Sr. Excellenz zu wenden, ‚ich bitte Dich, thu mir den einzigen Gefallen und laß unsere Sophie nicht solche wilde Pferde reiten! Ich fage Dir, ich sterbe noch vor Angst! Mir preßt es jedes Mal das Herz zusammen, wenn ick) sehe, wie das Mädchen so wild dahinbraust wie ein Sturmwind über Berg und Thal und da möchte ich ihr am liebsten entgegenstürzen und sie mit Gewalt vom Pferde herunterziehen/

„Der General aber lachte nur dazu und sagte- ‚Ja, liebes Mütterchen, tapfer muß unsere Sophie sein, denn dafür ist sie auch meine Tockiler! Doch beruhige Dich, ich werde schon dasür sorgen, daß sie künftig mir ganz zahme Pferde zum Reiten bekommt.' Allein Sophie Lasarowna ließ sich ihren scurigen Rappen nicht nehmen und jagte nach wie vor über Hecken und Donien im wildesten Galopp.

„An diesem Tage also waren wir, wie gesagt, ganz allein — denn die Alte blieb in der Küche — und ich hatte das Vergnügen, zum ersten Mal in ihre prachtvollen Gemächer einzutreten . . .

„Die schönsten Gerüche strömten mir entgegen; Gold und Silber, Sammet und Seide schimmerten an allen Ecken und Kanten, kostbare Tcppiche bedeckten den Boden und große lange Spiegel die Wände. Nein, Väterchen! Ich sage Dir, so was habe ich in meinem gan—zen Lc—bcn nicht gesehen, mit einem Wort, ein Paradies! Sie lag ausgestreckt auf dem Sopha in einem leichlen rothen Kleidchen und bis zur Hälfte mit einem wollcncn Tuche bedeckt. Ihr langes blondes Haar war aufgelöst und fiel herab in dichten Strähnen auf die entblößten zarten Schullern und Arme. Früher habe ich mir oftmals gedacht: nein, ein schöneres Weib giebt es wohl ans der ganzen Welt nicht, nicht mal am Hofe des Zaren; doch hatte ich sie noch nie so bezaubernd gesehen wie eben an diesem Tage gerade. Ihr seines durchsichtiges NäSchcn mit seinen zarten beweglichen Flügelchen, die schönen blauen Augen und die hervorgcwölbten süßen Lippchen, die kleinen runden Zuckerhändchen und die jungfräuliche üppige Fülle des Oberkörpers, alles war so bezaubernd schön, daß ich wie betrunken dastand und vor Verwirrung nicht wußte, wo ich meine Augen lnntlmn sollte. Ich brachte ihr das Essen, stellte Alles zurecht, wie sie'S wünschte, und ging wieder auf meinen Platz in das angrenzende Nebenzimmer. Als ich da eine Weile gesessen, rief sie mich wieder zu sich und sagte, indem sie mich freundlich init ihren großen Angen ansah: -Fcdol, bleil/ doch hier, warum reimst Tu denn immer fort? 5iomm, setz Dich hierher, mir zu Füßen, und erzahle mir was aus Deiner Vergangenheit. Vorerst kannst Tu Dir aber ein Glas Wein einschenken und auf mein Wohl trinken.' Was soll ich ilir erzählen? dachte ich bei mir. Ich überlegte hin und her, snchtc mich dieses und jenes zu erinnern und schließlich wurde ich so confus, daß ick) augenblicklich nicht wußte, was ich ihr antworten sollte. Wie ein Traum erschien mir das Alles. Da sie meine Verlegenheit merkte, sah sie mich an und lächelte, indem sie sagte: ‚Nun trink erst, Fedot, und sei nicht so surchtsam!' Ich nahm das Glas und trank und blieb wieder stehen wie eine Bildsäule. ‚Setz Dich doch hin, Fedot/ sagt sie, .warum stehst Du?' Ich ließ mich in einiger Entfernung von ihr auf einen Stuhl nieder und schwieg. ‚Nein, nein/ rief sie, ‚setz Dich hierher, mir zu Füßen/ Ich stand auf und ohne sie anzusehen, setzte ich mich auf den äußersten Rand des Divans. Da fing sie an zu kichern und mit ihren kleinen Füßchen hin nnd her zu trampeln, wodurch ich noch viel verwirrter wurde, da mir der Gedanke ausstieg, sie mache sich nur lustig über mich. Um mich davon durch einen Seitenblick zu überzeugen, wandte ich den.ttovf ein wenig nach rechts und sah verstohlen nach ihrem Gesichte hin . . . Aber da begegneten sich unsere Blicke nnd ich sühlte, wie mir plötzlich das Blut zu >iovfe stieg und wie ich über und über roth wurde. Das sah ich im Spiegel, welcher nicht weit ab von mir, auf der linken Seite hing. Sie lächelte freundlich und ich in meiner großen Verlegenheit lachte unwillkürlich mit. ‚Fedot/ sagte sie dann nach einer Weile, ‚hole mir nieine Guitarre und setz' Dich wieder hierher/ Ich stand auf, brachte ihr das Instrument und nahm nun meinen Platz wieder zu ihren Füßen ein; nur setzte ich mich diesmal schon etwas beqneiner hin. Da begann sie, anfangs langsam nnd sanft, nachher aber immer schneller und stärker, ein wundervolles Lied zu singen und ihre klangvolle Stimme ergoß sich so lieblich wie die heiteren Triller einer Nachtigall, die Du wohl im Frühjahr schon oft im Walde gehört haben wirst, ja! ganz ebenso wie eine Nachtigall sang sie. Nein! was soll ich Tir sagen . . . es war ein fo wundervolles 5!ied, daß ich Tage und Wochen laug, däucht mir, im Stande gewesen wäre, ohne zu essen und zu trinken, rnhig nnf derselben Stelle zu sitzen und ihrem entzückenden Gesänge zu lauschen. Nachdem sie so eine Zeit lang gesungen, wandte sie sich zu mir und sagte, Fedot, hörst Du gern solche Lieder? Liebst Du die Musik?' ‚Ja, sehr gern, Sophie Lasarowna/ erwiderte ich, ohne sie dabei anzusehen. ‚Tag und Nacht könnte ich so sitzen und Ihrem schönen Gesänge lanschen/ Darauf frug sie mich, ob ich ihr auch etwas vorsingen könnte, da ihr das Stubenmädchen Mariaua gesagt hätte, daß ich Abends sehr oft in meinem Zimmer singe. ‚Ja, aber sehr schlecht/ erwiderte ich. ‚Nun, das schadet nicht, sagte sie, ‚singe mal eins, ich mocht' es hören!' Da erhob ich mich und sang das kleinrussische Lied:

's wehen die Winde so stürmisch
So da« die Baume sich bies>en^
Wie lhili mir daß Herz so wehe —
's fließen die Thrcinen von selber.

Verliere die Tag' in Kummer
lind sehe noch immer kein End' —
Wenn ich ein bischen kann weinen,

?nim fühl' ich erleichtert mein Herz u. s, w.

„Anfangs konnte ich nicht einen Ton ordentlich hervorbringen, gerade als wäre mir die Giehle zugeschnürt: bald darauf aber fühlte ich mich etwas sicherer nnd zuletzt wurde meine Stimme so hell und stark, das; ich mich selber wunderte, wie ich da blos so gut singen konnte. Als ich zu Ende war, setzte ich mich wieder hin und schwieg. Sie sprach ebenfalls kein Wort; nur sah sie mich mit ihren großen Augen fortwährend an und schien ein wenig nachzudenken. Plötzlich aber wurde sie heiter, sing wieder an zu lachen und mit den Füstchen zu trampeln und rief: ‚Fedot, hole mir meine neuen Stiefelchen her, ich will ein Bischen herumlaufen.' Ich ging hin und holte sie. ‚Komm, stell Dich hierher auf die 5luiee/ sagte sie, .und hilf mir sie anzielien!' Ich that, wie sie es verlangte. Während ich ihre kleinen warmen Füßchen in meinen Händen hielt und ibr die Stiefelchen zuknöpfte, fuhr sie mir mit ihren zarten Fingerchen in sie Haare und zerzauste mir meine schöne, sorgfältig geglättete Frisur. .Zieh, sieh, wie Tu aussiehst!" rief sie und lachte aus vollem Halse. Tarauf ergriff sie mit beiden Händchen meinen >iopf, drückte ihn an sich unv flüsterte mir in's Ohr: .Mein lieber, lieber Fedot! ach, ich Hab Tich so lieb, daß ich Tich immer bei mir behalten möchte . . Aber Tu innßt es, um Gotteswillen. Niemandem sagen! Hörst Tu?' . . Toch auf einmal wird fie still, es erbleichen ihre Wangen und mit zitternder Stimme flüsterte sie hastig: Tu! Ich glaube, Jemand ist in den Saal hineingegangen! . . . Ach, es ist Papn! . . .ich höre seine Schritte! . . . Nein! er darf Dich hier so nicht sehen! . . . Nasch! spring aus dem Fenster! . . . ooer wart'! verkriech Tich hier unter das Sopha! schnell, schnell, Fedot! schnell!' . . . Im ersten Augenblick war ich so erschrocken, daß ich kau»? ihre Worte verstand; als ich nun aber selber die Schritte vernahm, da begriff ich erst, was sie damit meinte, und verkroch mich schnell unter das Sopha ... O! noch jetzt schaudert es mich, wenn ich daran denke, wie ich da nuten gelegen habe. Während der General vor ihr auf einem Stuhle sasz und sie zärtlich streichelte, indem er ihr haarklein den ganzen Perlauf der Jagd erzählte, stieß er mich einige Male mit dem Fuße an. Nnd dachte ich jedes Mal: nun bist Tu aber jetzt verloren! und meine höllische Angst wuchs immer mehr und mehr. Dabei schlug mein Herz so stark, baß

") Eine in Rußland sehr beliebte und überall bekannte Volksrcmanze.

ich mich wundere, warum er es nicht gehört hat; nur schien es mir in meiner tödtlichen Angst, in der ich die ganze Zeit da mit dem Bauch zur Erde liegen mußte, eine halbe Ewigkeit zu sein... So lag ich, bis es zu dämmern anfing, denn da erst verließ der General das Zimmer, worauf ich sofort durch das Fenster in den Garten sprang ... Ja, ja, Väterchen," so schloß gewöhnlich Tarrabanoff seine Erzählung, „da-Z war eine Zeit, die werde ich in meinem ganzen Lesben nicht vergessen!"

Daß Tarrabanoff wirklich ein großer Freund von Musik war, konnte inan unter Anderem auch daraus entnehmen, daß er alle ausübenden Künstler der öffentlichen Stadtmusik, wie Harmonika-Svieler, Orgeldreher und ähnliche Virtuosen am Parnaß von B . . . durch sein wohlwollendes Verhalten gegen sie gewissermaßen protegirte. Denn so oft er an der gelben Apotheke, dem alten Kloster gegenüber, vorbeiging, wo Nachmittags gewöhnlich der lahme Mitka mit dem Leierkasten oder der barfüßige und betrunkene Guska mit seiner Ziehharmonika bei freiein Entree auf der Straße ihre Concerte veranstalteten, störte er sie nicht nur nicht, sondern er pflegte sogar stehen zu bleiben und lange zuzuhören, indem er mit dem Kopfe die entsprechenden Tactbewegungen machte. Manchmal, wenn es so schönes Wetter war, namentlich im Sommer bei friedlicher Nachmittagsstimmung und unter dem romantischen Eindruck eines malerischen Sonnenunterganges, forderte er sie auch direct auf, ihm dieses oder jenes vorzuspielen, während er selbst dazu pfiff und mit den Fingern schnalzte. Und Gnska, der zu gleicher Zeit allein auf drei Instrumenten spielte und tanzte, nämlich indem er mit dem Munde sang, nut den Händen seine Harmonika bearbeitete und mit den nackten Fußknöcheln Tamtam schlug, munterte er durch öffentliche Lobeserhebungen ans, wie: „Vorwärts! vorwärts, Guska! immer feste! immer feste! so, so, so! gut, gut, gut!" u. s. w.

Dieser seiner Musikliebe allein ist auch der Umstand zuzuschreiben, warum er so gern Hochzeiten besuchte. Denn überall, wo solche stattfanden, war man schon gewöhnt, ihn als unvermeidlichen Stammgast ohne vorherige Einladung nolsi^ v^Iu„L zu empfangen. Während der Tanzzeit pflegte er gewöhnlich bei den Musikern zn sitzen und ruhig zuzusehen, wie sie spielten. Nur wenn manchmal ein paar kräftige Bursche von altem Schrot und Korn den Kosakentanz aufführten, stand er auf und schaute zu, indem er sie lobte und zu größerer Lebhaftigkeit anspornte. Feierte aber einer von seinen intimen Bekannten, den „guten Brüdern", ein solches Fest, wie z. B. einer von den jungen flotten Droschkenkutschern, oder von den charmanten, pfiffigen Hoteldienern nnd ähnliche wackere Kameraden, dann pflegte er sogar selber den Kosakentanz aufzuführen, welchen er gewöhnlich, die Zipfel seines langen Polizeimantels mit beiden Hunden fassend, durch folgende Worte einleitete: „Vorwärts, vorwärts! Hebe die Knochen auf die alten, alten Tage!" Und es ging los zum großen Gaudium und zur Bewunderung der ganzen Hochzeitsgesellschaft. Dafür pflegte er unter solchen Umständen bei der Tafel einen von den Ehrenplätzen, an der Seite des jungen Paares, einzunehmen, und jedesmal nicht eher vom Tische aufzustehen, bis er drei Mal auf das Wohl der Braut getrunken hatte.

Auch Sipunoff pflegte solche Festlichkeiten, so en pa^suit, namentlich wenn er gerade Wache stand, sehr gern mitzumachen. Denn ivarum nicht? Giebt es doch stetö bei solchen Gelegenheiten ein Schnäppchen, ein schmackhaftes Häppchen, ein biochen Tabak und manchmal auch sogar etwas, was man nach Hause mitnehmen kann, wie z. B.: einen zerbrochenen Teller, einen von der .«atze verschleppten Fisch, ein angebranntes Stück Braten und ähnliche gute Dinge. Nur pflegte er nicht in den Tanzsaal unter die Gäste, wie sein Frennd, sondern ganz bescheiden in die ^üche zu gehen und wo es angebracht war, sogar fleißig mitzuhelfen an den verfchiedenen Vorbereitungen der Tafel.

Dieser große Unterschied zwischen ihnen beiden sowohl hinsichtlich ihrer Charaktere als auch ihrer gesellschaftlichen Stellungen, mar selbst schon in ihrer äußeren Erscheinung sehr ausfallend. Tarrabanoff, eine hohe, schlanke Gestalt, trug stets den Kopf gerade, hatte einen graziösen, etwas tänzelnden Gang und verwendete viel Sorgsalt auf Kleidung und körperliche Haltung: Rock und Mantel hübfch zugeknöpft und gebürstet, die ritterlichen Stulpenstiefel gewichst, der schwarze lange Schnurrvatt flott in zierliche Hörnchen gedreht, das Gesicht glatt und sauber rasirt, die Mütze etwas nach rechts geneigt, kurz. Alles mußte in der gehörigen Ordnung sein.

Wilhelm Jordans Roman „Zwei Wiegen".*)

von

l) ll g o Göring.

— Berka a, d, lverra, —

ilhclm Jordan beweist, dnsz cr ein tüchtiges 2tück der Ärast in sich hat, die er den hiiiiischen Helden seiner Muse andichtet. Mit seinen «0 Jahren besitzt cr eine geistige Energie, die uns überrascht und uns ucch manche tüchtig Leistung verspricht.

Gleich dcni ersten Romane „Tic Sebalds" (Stuttgart, Deutsche Verlagscmstalt, 2. Auflage 188K), der ein treues Bild von dein Kampse des alten Glaubens mit der wissenschaftlichen Weltanffassung gab, greifen die „Zwei Wiegen" in die brennenden Fragen unserer Zeit ein und bringen die Ergebnisse der Natunorschung mit ihren Forderungen an das sittliche Leben in einem dramatisch bewegten Gemälde znr Anschauung.

An zwei Wiegen knüpfen sich in zwei verschieden gearteten Familien entgegengesetzt folgenreiche Schicksale. Tie Ecdernwiege der Schöneborns verdankt einem nnheilvollcm Wahne ihre Existenz. Statt „nngcbrochncr Mauncskrast", wie die zweideutige Provhezcihung in dem Worte „.iut>!,«w virt»8" versprochen hatte, war „angeknickte Mcmnheit" aus der Wiege der Schöneborns hervorgegangen. Tie Nachkommen Jürgen Scköneborns sind mit seinem Erbübel, einem verkrümmten Rückgrat, behaftet. Sein Enkel Andreas trägt mit übermenschlicher Selbstverleugnung den Fluch seiner Abstammung und verzichtet auf die Liebe eines edlen WcibcS, um sich nicht einst verflucht zu hören von einem schwächlichen Sohne. In schauerlicher Erinnerung war es ihm aus seinen Knabcnjahrcn geblieben, wie seine Mnttcr in heiligem Zorne gegen den unheilvollen Trugsinn der alten Prophczeihung die wahiiumwobcne Wiege in Stücke geschlagen nnd mit trotziger Kraft die Trümmer in helloderndcm Feuer vernichtet hatte, nachdem die entsetzlich verkrüppelte Tochter Jobüa geboren worden war. Jobäa blieb körperlich verkümmert, wurde aber durch ihr seelenvolles Wesen der gnrc Genius ihrer Umgebung nnd entfaltete ein reiches Geistesleben. Ter Schilderung ihres Leidensdascins nnd der verklärenden Kraft ihrcS Levens widmet der Tichter soviel Raum, wie der Hauptfigur unter den Nebenpersonen gebührt.

*) 2 Bände. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1888.

Ganz anders geartet ist das Schicksal, welches sich an die Eichcnwiegc der Leland? knüpft. Bis in die graue Urzeit im heiligen Haine des Walvaters Odin läßt der Dichter in sinnreichem Hinblick ans das heilige Erbe unserer germanischen Väter Sic Legeildc von der LclandSwiege zurückgehen. Bon Oervil und der schonen Siglinde di zum jüngsten Sprossen ist cö das Schicksal der Lclcmds, sich unter Gcsohr und Abenteuer ihre grauen zu erobern oder sich von diesen erobern zu lassen. In früheren JadrHunderten unbewußt, später zielbewußt, streben die LclandS danach, körperliche Kran uns Schönheit fortzupflanzen. Ihr letzter Sprosse ist Loris Lelaud, der als Glanzpunkt di' Dichtung und als Hanptträger ihrer Hcilslchrc unser Interesse am meisten fcssett. Voll übersprudelnder Kraft hatte er dem Vater den Namen des „tollen Leland" abgenommen. Wie während seiner Ghinnasialzcit, während der er zwar fleißig arbcilcrc, aber niemals das Vorgeschriebene, tobte er sich auch auf der Universität in frischen Ingcndübcrmuth aus, ist aber dabei der fleißigste Student. Als Mediciner beschränk! er sich nicht ans seine Fachstudien, sondern eignet sich eine allgemeine Bildung an, indem cr besonders Naturwissenschaft, obenan Meonomic, betreibt. Gegen die Philosophie gewinnt er Mißtrauen: sie entlarvt sich ihm als Mißbrauch der Sprache und als Surrogat einer Wisscnschast, welche die Gcsammthcit der Wissenschaften zusammenfassen Ml!. Neben seiner speciell mcdicinischcn Ausgabe sieht cr seinen Lebensnervs darin, jene allgemeine Wissenschaft als Lcbcnslchre auf die Familie, die Gesellsclxiflsorduung. den Staat, die Kirche, die Kunstaustalteu, kurz auf alle menschlichen Einrichtungen anzuwenden, mögen sie den höchsten Geistesintercsscn oder den niedersten, menschlickxn Bedürfnisse» dienen. So soll sich die Mcdicin aus Heilkunde zur Heilskunde fortcurwickeln und zu der Kunst sichren, das höchst erreichbare Wohlsein der Gesammthcit zu erzielen.

Nach glänzend bestandener Staatsprüfung hält sich Loris Leland auf den Wunsch seines Vaters ein halbes Jahr lang aus einem großen Landgntc mit bewährter Ackerund Forstivirthschgft ans, Mitlcdend und mitwirkend sollte er so die cinfacl?e Lebens weise der großen Mehrheit unseres Volkes und die Landwirtschaft, die Grundlage unseres Staates kennen lernen, ebenso fein ttebervertrauen ans Bücher- und ProfessorenWeisheit abspülen und die tiefer liegenden Aufgaben der gesellschaftlichen Hcilkunst studiren. Der umsichtige Vater hat seinem Sohn ein höheres Ziel gesteckt, als sich selbst. Loris soll reichliche Muße behalten, sich sinnend, stndirend, arbeitend und schaffend der Förderimg der Gesundheit seines Volkes als Großarzt zn widmen. Er soll überall und unal^ lässig die Steigerung dieser Gesundheit im Angc behalten als die ihm cigcnlküinlichc Aufgabe. Er soll zu allernächst als Herr in seinem Gebiet sich selbst und den Semigen, ebenso seinen Untergebene» nnd Arbeitern je »ach ihrer Empsänglichkeir und Befähigung ein menschenwürdiges, enrcnlich.'s und veredeltes Dasein bereiten, wie es nur iu seinen Kräften steht. In gleichem Sinne soll er rathend und führend mitwirken an den Einrichtungen seiner Gemeinde und seines Kreises. Er soll an der Gesetzgebung theilnehmni, E soll als Mitglied des Land- und Reichstages überall als unermüdlicher Kämpfer üi der vordersten Reihe streiten, wo es gilt, unserer Nation den Nach.vuchs eines starken und schönen Geschlechts zu sichern, welches iu hingebender Pflichterfüllung seine beste Lebenslust finde (II, 373).

Das höchste Ziel des Strcvcus zeigt aber der mcnschenkundigc und weltgewandte Vater seinem Sohne in der Ausgabe, ein AdclSgcschlecht zu stisten. welches als gcistc?starke Aristokratie durch den Vollbesitz höchster Bilsung befähigt sei zur Führerschaft der Nation; denn das ist es, woran mir schmerzlich Mangel leiden (ll, 374>. „Doch will ich sogleich hinzufügen," schreibt der Vater an Loris, „daß dasselbe mir, dem Grundlcgcr, die schuldige Pietät am erwünschtesten beweisen wird, w:nn cS sich begnügt, mir dem Stolze zn sein, was es ist, und seinen bürgerlichen Ursprung nicht verleugnet für ein briefliches Prädicat." Mit den leiblichen Eigenschaften dazu ist Loris geboren, Anfangs, in früheren Jahrhunderten nnbewnßt, in den letzten zwei Jahrhunderten bewußt, ist in der Familie der Jnstinct zur Fortcntwickelung körperlicher Kraft und Schönheit gepflegt worden und hat einen Glanben in der Familie der Lelands geschaffen, dessen Kern unantastbare Wahrheit ist, einen Glauben, zu dem sich Loris' Großmutter bekennt, wenn sie in ihrer mythischen Redeweise darauf schwört, das; sich Loris seine Naturausrüstung erschlafen habe, als achtes Glied von den Jnliegeru der Lelandswiege. So wird das Motto verständlich, welches Wilhelm Jordan dem 1. Bande seines Romans — „Ceoer nnd Eiche" — voranstellt.

„WaS Dich cm Wenden Deiner Bahn
Getreuer Mütter, wack'rer Väter
Gedenken läßt, und sei's ein Span,
Das wird für Dich zum Wundcrthütcr."

Ilm endlich Loris zur Freiheit von Lohnarbeit und kleinlichen Sorgen, zur edlen Muße für die großen Sorgen und den rastlosen Fleiß eines Bahnbrechers der Heilkunde zu führen, übergicbr ihm der Vater seinen Rcichthum als ländlichen Grundbesitz: „Denn das ist seine richtige Gestalt für den künftigen Patriarchen und Mitbewerber um die Führung der Nation," (N, 375.) Er hat das Gut Schöueborn als völlig schuldenfreien Besitz erworben, durch Zulauf ansehnlich vergrößert und einem Meister der Landwirthschaft zur Verwaltung anvertraut, deni er als Arzt das Leben gerettet. Ehe LoriSseinen Besitz antritt, hat er sich als erfindungsreicher Arzt, als mitleidvoll thatkrnftiger Helfer der Leidenden und als seelcnbesiegcnder Retter der Wahnbethörtcn bewährt, aber auch eine Verirrnng in sich durchkämpft, und durch kräftige Selbstüberwindung zu sonnenheller Klarheit sein Licbeslcven geläutert. Ein als Zufall völlig begreiflicher Umstand will es, daß Loris Leland von dem Freiherr,! von Ball!» anfgenommen wird, bei dem er Landwirthschaft praktisch kennen lerne» soll. Er ahnt nicht, daß Leonore von Ballni, die Tochter des Freiherrn, die ihm als anmnthige, in Momenten edler Erregung sogar schöne Jungfrau gegenübersteht, dieselbe ist, die ihm als dreizehnjähriges Mädchen mit knabenhaftem Krauskopf aus peinlicher Lage geholfen und sein Wort auf spätere Werbung um ihre Hand erhalten hatte. Leonore hält geflissentlich Alles scrn, WaS ihm die Entdeckung ihrer Identität mit seiner Retterin ermöglicht. Ja, Loris und Leonore, stehen einander lange Zeit nicht nur fremd, sondern sogar feindlich schroff gegenüber. Sie empfängt ihn mit dem Vorurthcile, welches der verzerrende Ruf von seinen tollen Schüler- und Stndentenstreichen in ihr bereits gefestigt hatte, ehe er kam. Er steigert seinen Widerspruch gegen ihren ncch nicht erschütterten Kiiidesglauben fast bis zu brüsker Nichtachtung. Eilt als Loris seinen Plan cdelmüthigcr Fürsorge für die in der Nähe wohnenden verkrüppelte Joväa Schöncborn mit gewinnender Wärme entwickelt, da gewinnt er ihr Herz und sie fesselt zum ersten Male seine Aufmerksamkeit. Mir wachsendem Interesse nimmt er wahr, mit welch edler Energie sie sich zur Mitarbeit au seinem Licbcswcrkc entschließt. Aber noch ist er blind sür ihr wahres Wesen, welches seine Natur zu veredeln berufen ist. Ihn blendet noch die sinncrrcaendc Schönheit der Müllcrstochter Agnetc Bajör. Ja um so williger war er auf das Gut dcS Freiherr» vonBallin gegangen, als er von dn ans der schönen Agnete hänfig zn begegnen hoffte. Daß dieser jede scinerc Bildung, vor Allein aber ei» warmes Herz fehlt, das mußte er bald cinsehn. Aber bald wurde es ihm auch klar, daß er ihr keine Seele einzuhauchen vermochte. Ihr seines Kokcttircn verdeckt sie mit raffinirtcr Schlauheit. Die Bemüluingcii Loris Lclands, sie weiter zn bilden, nimmt sie widerwillig als unbequem schulmeisternde Pedanterie auf. TaS Mysterium der Lelandswicge erscheint ihr als abgeschmackte Einbildung, deren Mitthcilung sie sogar verletzt und anwidert. Wenn Loris Leland sich schon an ihren verschlten Uebungen im Schreiben und im Gesang von den Grenzen ihrer Bilduugssähigkeit überzeugt hat, so beweist ihm erst recht die Entdeckung ihreH verkrüppelten, häßlichen BrudcrS NikolaS, daß ihr eine Seele fehlt, daß sie an stelle des Herzens eine» EiSklumvcn hat. So lauge LoriS im Hause des Müllers Bajör mit Agnetc verkehrte, hatte diese ihren Bruder verborgen gehalten, bis ihn Loris entdeckte, von der gcradczn grausamen Behandlung des Unglücklichen erfulir und für dessen Rettung sorgte. Loris bringt Nikolas auf dem Gute des ,vcrrn von Ballin unter, wo er nicht nur zum ersten Male menschliche Behandlung und bcüe Pflege findet, sondern auch die wirksamste Förderung seines von Loris entdeckten Bildhauerlalentcs erfährt. Wie die herzlose Agnete den verkrüppelten Brndcr kalt von sich gcstoszen hatte, so wiömcr ihm Lconorc von Ballin warmherzige Thcilnahme und sordert ihn vielseitig in seiner Kunst. Der Krüppel verliert nicht nur seine künstlich erzeugte Verbitterung, sondern, erlöst von dem drückenden Banne, will er der Retter seines Retters werden und Loris von der seelenlosen Agnete aus seinen guten Genius Leonorc lenken. Er Kar Agnete i» der vollendeten klassischen Schönheit, aber mit der erstarrenden Kälte des Medusenhauptes gebildet, ohne den einzigen entstellenden Dehler ihres t^cüchtcö, zwei unverliältnisinäszig stark hervortretende Eckzähne, idenlisirend zu mildern, während er seine: Büste Leonorens alle Scclenwärme eingehaucht hat, durch die sie auch änfzerlich schön erscheint. Loris ist so tief empört, das; er Agnctcs Modell sofort'vernichtet. -eine Worte treffen zugleich den modernen Realismus in der Kunst.

Agnete lägt sich mit einem polnischen Betrüger', der sich für eine» reichen Gras«: ausgicbt, ans ein Abenteuer ein, dessen Gefahr sie nur durch ihre ungeahnte Entschlossenheit überwindet. Tie lernt dabei einen Prinzen kennen, der sie später heirarhet. Vorder hatte auch der bis dahin wciberseindliche Professor Wickiuann, der Vertreter eines er, fahrungsarmcn aber Phrasen reichen Pessimismns der schönen Agnete seinen Zoll zahlen müsse». Geblendet von ihren Reizen, hatte er plötzlich mit der Lehre seines Meiste« gebrochen, um Agnete geworben und einen Korb bekommen, der in der Folgezeit seine:', Weiberhaß steigerte.

Wilhelm Jordan hat es vortrefflich verstanden in Anknüvsung an die Geüal! Wickmanns die gefährlich» Irrlehre Schopenhauers ebenso geistvoll, wie energisch zn bekämpfen (I, 201—27«: II, 23 ff, 321 ff.). In reger Arbeit überwindet Loris Lelaio den Jrrthmn und schmerz seiner Leidenschaft. Er scnt alle Kraft daran, Jobaa Schoncborns Leiden zu mildern. Dabei unterstützen ihn Lüdcnkamp und Liebberr, die er zugleich von verhängnisvollen Verirningcn erlöst. Liidenkamv hatte nach kurzer Ehe seine ebenso schöne wie edle Gattin Enilie verloren und vertrauerte um ihren Verluü seine Jahre iu zwecklosem Dasei». Aus dem Bilde der

Wirklichkeit iit allmählich ein Gesitn seiner Phantasie geworden, welches seine frische Tlmkrafr in lähmenden Träumen zersplittert. Aus diesem Phantasielcbeu reiht ihn Loris Leland und besähigt ihn dasureli, seine längst keimende Neigung zu Liebherrs Tochter Armida zn befreiender Tliat werden zn lasse». Mit gleicher Kraft wirkt Loris auf Licbherr, ein Original von Kraftmenschen. Vater Noah genannt, weil er eine Riesen-Arche gebaut hatte, welche nah Eintritt einer Erdübersluthnng durch ein kosmisches Ereignis; ihn und seine Umgebung aufnehmen sollte, versuchte Licbherr aus seinem reichen Gruuobesiy eine Art Socialnaai dura,;:: führe», in welchem zugleich die Züchtung eines schonen und starken Geschlechtes unerbittlich streng durchgeführt wurde. Licbherr wendete enorme Mittel ans für die einsprechend beste Nahrung, Wohnung und Kleidung seiner Arbeiter. Aver mit einem Blick durchschaut Loris die Unnatur dieser Verhältnisse. Wo Licbherr Glück und Behagen wähnt, sieht Loris Unzufriedenheit, theilweise Erbitterung. E5 gelingt ihm, dein cdlei:. hochiimiigcn Licvhcrr die Augeu zu öffnen. Iu dessen Tochter Armioa gewinnt er >jch eine Mysterium-Schweiter, besiegelt so die Versöhnung ihres Vaters mit dem seinigen, der Licvhcrrn einst die erste Braut einrissen hatte, und wird durch Armida von seiner Starrblindhcit gegen Lconore geheilt.

Die Episode im Schlosse Licbhcrrs gehört zum Originellsten und Geistvollnen. was iu den „Zwei Wiegen" die Phantasie des Tichtcrs geschaffen hat. Alle Feinheiten dieses Zwischenspieles von Dichtung und Wahrheit einem mir Jordans Welranschauuna und Lebensauffassung nicht vertrauten Leser zu vollem Verständnis; ihres tieferen Sinn« zu bringen, würde eine Art Monographie erfordern-, denn jener Abschnitt i>: eine leben? volle Uni'chrcibnng jener imposanten Denkarbeit, die Wilhelm Jordan in den „Andachten" Franks, a. M. 1877), in der „Erfüllung des Christenthums (Frankfurt a. M. 1879), m den „Epischen Briefen" (ebenda 187«), in dichterischer Vollendung aber in seinen Epen „Siegfriedsage" und „H ildebrauts Heimkehr" niedergelegt hat. Den Höhepunkt hat der Dichter in der reizvollen Erosmär (II, 150—160) erreicht. Sic ist das dichterische Abbild des in den genannten Werken Jordans niedergelegten Ideengehaltes von dem kindlich unbefangenen Cultns des Licbcslcbens bei den Griechen, vo» seiner nachfolgenden Entartung in der Welt des klassische» Alterthnms, von seiner Abweisung und Verdammung im Ehristcnthuin und von seiner Auferstehung nntcr den jugendfrischen Germane».

Wie Loris im grossen Stil als Retter anfgctrctcn isl, so gelingt es ihm auch, dcu lialbvcrkommcnc» «rastmcnschcn Tilgcnbcrg, einen ehemaligen Universitäts-Kameradcn, der den Svinnamcu „Titanic" trug, vor dem drohenden Untergänge zu bewahren und zu einer geordneten Lebensarbeit zu retten. Der Dichtcr zeichnet in ihm einen Typus der Gattung, in deren Repräsentanten cinc ausschweifende Phantasie das Wollen und «önncn übersteigt 187—LOS, ZW—217).

Eiu minniuiigsvollcs Bild machen endlich alle die Svenen aus, die sich an Jobäa und ihr Lcidcnsleven knüpfe,,. Ihrer nähcrcn und ferneren Umgebung giebr dicsc muthvollc Trägerin eines harten Martyriums Gelegenheit, Umsicht und Herzensgüte durch tbatkrästige Hilse zu beweisen, durch welche die Leiden der Dulderin gemildert werden. Im hellsten Lichte erscheinen dabei die hohen ärztlichen und menschlichen Tugenden Loris Lelands. Erfindungsrcich ermöglicht er, was Alle für unmöglich hielten: die Hcrabmindcrnng ihrer Hcrzkrämpfe aus das geringste Maß und ihren Transport zn fern wolmendcn Verwandten ans cinci» eigens zu diesem Zwecke erbamen Floß mit einem geräumigen, wohnlichen Anfban, der anßcr dcr armcn Jobäa eine Gesellschaft geistvoller Begleiter birgt. Es dürste schwer sein, in der deutschen Literatur ein ähnlich erhabenes Bild dessen »achznweisen, was in den „Zwei Wiegen" Wilhelm Jordan an Jobäa als Zuchtbcruf des Leides darstellt. Nicht entfernt reicht an diese heldcnl>afle Tnldcriu das in seiner Art rührcndc Bild Balders iu Paul Hcysc's „ttinder der Welt". Jobäa bat sich durch übermenschliche Tenkeuergic bis an die Grenze genialer Geisteskraft emporgearbeitet. Wie früher in ihrer Abgeschlossenheit von Natnr und Welt, so „erlebt" sie erst recht auf dcr langen Wassersahrt manches Licd wclchcs der Bewahrung im Jmvclcnschrein unserer Lyrik würdig ist. Auf dem Floß ist sie so gebettet, das; sie am Tag die grünende Natur beobachten kann n,id bei Tunkclhcit srcicn Blick, sogar dnrch ein Fernrohr, aus den gestirnten Himmel hat. Sic hatte sich den Bilderdurü frischester Empfindlichkeit bewahrt. Dnrch ihre Kraft geistigen Hellsehens und heroischer Srandhastigkcit crrcgt sie die Bewunderung ihrer Freunde. Von Loris Leland läßt sie sich ans der langen Wassersahrt in die wisscnschaitlichc Weltanschauung der Gegenwart einführen, deren Darstellung ihren Höhepunkt in dem Vortrag Loris Lelands über Thatsnchen und Probleme der Astronomie erreicht (II, 346—362). Es i>'r eine musterhafte, im vornehmsten Sinne gemeinverständliche Antwort auf die Frage: „Was ist die Wcltabücht?", wie sie sich im Romane an den Anblick dcr in cinem glcickschcnkligcn Dreieck zusammenstchciidcii Planeten, des wcißglänzcndeu Jupiter, des bleicheren Saturn und des kohlcnröthlich glimmenden Mars knüpft. An innerin Rcichihum glcich stcht Jobäa'ö Ritornell „Beklagt mich nicht" (I, 342 f.) und ihr Dankcslied auf Loris ill, 334—338).

Loris' Leland hatte im Verkehr niit Jobäa, mit LicbKcrr und dessen Umgebung den Jrrtlmm seiner Leidenschast zu Agnctc überwunden und plönlich seine echte Liebe zn Lconore von Ballin erlebt, mußte aber ihrem Vntcr gcgcnüvcr noch eine schwere Prüfung bestehen. Inzwischen hatte Lconorc ihre echte Bcsäliignng zn dcn heldenhaften Lcistnngcn einer Lclandsmntter bewiesen, da es ihr gelungen war, unter Gefahr für ihr Leben und ihren Rnf die Lelnndswicge aus einem von polnischen Rebellen bedrohten Schlosse zu rette». Ter Zauber der Lelandswicgc hat sich bewährt, und beglückt kann Loris seiner Braut zurufen: „Endlich komm' ich, mein Gelöbnisz einzulösen. Hilf mir, Lconorc, ein ganzer Mensch werden, verschmolzen zu Einem Wesen, laß uns beglückt nnd beglückend ein Sümmchen hinznsparen zum Erdschatz und hoffen, dafz er lange nach uns einst ausreichen werde zur Vollzahlung der Schuld, welche uns auferlegt ist von unserer Familienlcgendc".

Tie „Zwei Wiegen" bringen die besten Ergebnisse der mühsam errungenen gegenwärtigen Cultur plastisch zur Darstellung. Ein Erziehungswerk in großem Stil, umfassen sie die große und die kleine Welt, den Kosmos nnd das Menschenleben, und vergessen selbst die Thierwclt nicht, wenn der Dichter auch dem sprackfähigcn Naben „Kolk", dem Frmnoe des KrüppelsNikolas, etwas mehr Ocrzcnsvcrstand von Hildcbrants Stute „Malta" als Rabenbcwufztsci» verliehen hat. Er nimmt es ernst mit der Vcranschanlichung einer Lebensauffassung, welche sich nach den endlich entdeckten Naturgesetzen richtet, mit der Beachtung der Gesetze von der Vererbung und Anpassung, mit dem Kampsc gegen den Ra<-cnbaß. Er zeigt, wie die besten Eigenschaften eines Volkes durch die Vorzüge eines andern sich ergänzen lassen, indem er in die Familie der Lclands die Schwedin Jngeborg, die Nnssin Marta Petrowna, die Teutschrussin Leonore von Ballin. als Frau des Magister Lelaud im 17. Jahrhundert eine polnische Fürstcntochtcr, als Schwiegermutter des Meoiemalrathes Lelano eine Französin einführt, den urdentschcn Kraflhcldcn Liev» Herr eine Jtalierin, einen der „Sebalds", den ehemaligen Theologen Ulrich Zebold, die Tochter einer Engländerin und eines portugiesischen Inden als itzatiin wählen läßt.

Alles in Allem predigen die „Zwei Wiegen" die ernste Lehre (I, 216 f.): »Es dünkt mir äußerst verkehrt, das, was man so gemeinhin Glück zu nenne» pflcgr, für die Bestimmung des Menschen zu halten. Sich wacker zu plagen: seinen Willen durchzusetzen; wenn es mißlingt, sich zu ärger», aber nicht allzn lang und nicht müßig, sondern zu erkennen, durch welche Dummheit man es verschuldet und -.rie's klüger anzugreifen ist; wenn es gelingt, nickt ruhmgackcrig auszuruhcu, soudcrn immjer gleich was Neues, Größeres, Schwereres in Absicht zu nehmen; in surnmz seine verdammte Pflicht nnd Schuldigkeit zu thun: — daS ist unsere Bestiiiunima. wenigstens die des Mannes. Und eine der obersten Schuldigkeiten ist es, rüeniige Iuiigcns in die Welt zn setzen, die's besser machen als wir. Wem das beschienen ist. der bat ans alle Fälle Trcst nnd Befriedigung genug."

Das ist das pädagogische A und O der „Zwei Wiegen".

rirdrich, deutscher Äaiser und König von PrenKcn, ein

Lebensbild von Ludwig Ziemsse,!. Mi, .>»n'ir,'.!!>'»e,, rc>,, "'>r,'rz ^M^iWD?« Bleibt«». W. (5a>npl,ause,,, W. "iemz. <"d»ard,<'ildebr>,!'di, .^cinimu Lüde», H. New. B. Plocküvm. A. ve» W:»rcrl,a'.',-r ». n>. Berlin, Verlag vo» Franz Lipherheide.

<Mi^^Z^/ Inst i» dem Augenblick, in dem jeder Lettische den Wunsch hat, über das Gebell seines Kaisers etwas z» crsahrcn, erscheint das reich «»sgestattcte »nd gut geschriebene Werk Ludwig Ziemssens. Es war offenbar schon länger vorbereitet-, aber keinen glücklicheren Augenblick des Erscheinens komitc es finden, als de» gegenwärtigen. Ziemssens Buch mujz von vornherciu uuicrschiedeu Wersen von jenen leichte» comvilatorischc» Arbeiten, die lediglich der NeugierZe einer grossen Menge cutgege»kom>neu. Es ist eine ernste Arbeit, welche das Leben Kaiser Friedrichs nnd der Kaiserin Victoria und seine ganze Entwickelung, seine Lebensanschaunngen im Sinne des Historikers begründet, es aus den Zeiwerhältttissen »nd den besonderen Umständen, welche Umgebung und Erziehung schaffen, z» erklären nnd zu begreifen sucht. Wir sind mit deu Daten aus dem Leben unseres.Kaisers im Allgemeinen wohl vertraut: Zicmsse» w'ifz aber ans der Jugend des Prinzen so viel interessante, kleine Züge zu erzählen, dafz ihm selbst der Unterrichtete mit Aufmerksamkeit »nd Vergnügen folgt. Das Leben der Kaiserin dürste indes; Wenigen so bekannt sein, daß si.- nicht ans dem Meiste», was Zicmsscn vorträgt. Neues erführen. ES liegt das zunäM wohl daran, das; »ns die englischen Verhältnisse, so nah si: mich in unseren Gesichtskreis gerückt sind durch die Thronbesteigung der Kaiserin Victoria, doch immerhi» fer» liegen, andererseits auch daran, das; man in Prcuste» und in Deutschland seine ganze Aufmerksamkeit von jeher dem Herrfcher zugewendet und die persönliche» Verhältttissc der Herrscherinnen mir i» geringem Grade beachtet hat. Kaiserin Victoria aber gewinnt schon darum ein besonderes Interesse, '.oeil sie ans einem Familienleben hervorgegangen ist, das ohne Gleichen in der Geschichte dasteht', als die Tochter des hochherzigen Prinzgemahls, des intimen Freundes Kaiser Wilhelms und der Beherrscherin eines der mächtigste», Reiche der Erde: weil die Erziehmig ihrer Jugend von dein Eitemvaar selbst auf's Sorgfältigste geleitet und von den Grundsätze» beherrscht war, welche die englische Methode bedeutsam von der deutsche» unterscheiden.

Nord nnd Siid, XI.V., ,?!,, 19

Tie zwei Liescrungen des Werkes, welche uns Kisker vorliegen, reiche» nicht über die Zeit des >krinikiicgs hinaus. Sie nmsassen also nur die Jugendjahre aus dem Leben unsres .«aiserpaars. Sie machen aber dock möglich das oben ausgesprochene Urtlici zn sällc,l, weil sie den Plan des ganzen Werks klar durchschauen lassen und die Art der Darstellung genügend kennzeichnen. Zicmssen steht offenbar ans conservatweni

Standpunkte, An einer Stelle spricht er sogar von den „Horden", von wclclien Prinz Wilhelm, der nacbmnlige Kaiser Wilhelm, das badische Gebiet reinigen mußte, Tas dürfte Iienre doch wohl nicht mehr geschehen. Heul sollte man selbst auf Verirrungcn jener stürmischen Periode mit mehr RnKc, mit mehr geschichtlichem Sinne blicken. Bon dieser einzigen Stelle abgesehen ist das Bnch mit äußerster Gegenständlichkeit geschrieben, und in einem leichten, klaren Stil.

I

Einen wesentlichen Bestandtheil des WcrkcS macbcn die Bilder aus. Sie geleiten das BaiserPaar durch alle Pbasen des Lebens! selbst Probe» aus den Schreibheften des klcinenPrinzcn Friedrich Wilhelm werde» gcgcbcn,nnd wer sür die geschilderten Persönlichkeilen Liebe hat, wird nnch an diese» Beigaben Frcnde finde». Viele Bildnisse aus der ir,,listen JugenddcS >iaisen>aars, Bilder voinNcistcrn —wic W. Gcnlz's Einzug des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Jerusalem vom 4. November oc>cr G. Bleibtrcus Xronprinz^riedrich Wilhelm iml^cfccht am Mout Valsrien

«aiser Friedrich als «ind, s Jahre alt, I8Z6. Nich Pr°I. JulmL Stoppe, vomtü.JaN. t>>71, vvn Sacilie Brand, Aus^ Ludwig Zicmssen, Friedrich, dentlchcr Kaiser oder das ostümsest und König »vn Preuszen. Franz Lipperheide, Berlin. znrFcicr der silber

nen Hochzeit des

kronpriuzlichcn Paars im löuiglicheu Schlosse zu Berlin vom 28. Februar l«.^! — ergänzen die Darstellung des Historikers in wesentlicher Weise. Wir thcilen nusercn Lesern einige Proben mit.

Ein Buch wie das vorliegende, das sich von Partciansckauuugcu freihalt, war ein Bediirsttis!, und wir begrüßen cS mit Freuden als wohlgcluugen. >. V.

Eine neue Übertragung des hohen Lieds,

Das hohe Lied Salomouis bou Daniel Zanders. Hamburg und Leipzig, Verlag von I. F. Richter. Jeder Deutsche, dem seine Muttersprache Werth uud lieb ist, kennt und verehrt den Namen Daniel Sanders. Der Träger dieses Namens hat es vermocht, in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" sich ein Dcnknial zu errichten, welches mit der Sprache selbst, deren Sclmtzknmmer es darstellt, fortleben und dauern wird. Während die Ausarbeitung eines solchen Riesenwerkes gewöhnlich die ganzen Lebenskräfte eines Einzelmensche» erschöpft, besitzen wir von demselben Verfasser ansteigen! eine groste Reihe hochgeschätzter Schriften und Lehrbücher, welche alle demselbc» Ziele, der Würdigung und Erkenntnis; unserer Sprach: gewidmet sind. Aber die Natur solcher Schriften bringt es mit sich, daß wir uns ihre» Urheber nur als Gelehrte», als Mann der Schriftformeln und Tvrachrcqel» vorstellen können. Wir werden daher freudig überrascht, wen» uns in einem Erzeugnisse desselben Ursprunges in lebhcistc» Krrbe» ei» tiefinnerliches, dichterisches Gefühl entgegentritt. Ein solcher Hauch echter Poesie weht hervor aus der kleinen Schrist: „Das hohe Lied Salomonis von Daniel Sanders,"

Jenes lyrische Meisterwerk althcbräischcr Dichtkunst, von welchem Herder sagt, daß es

„Roscnduft athmet

Und Turteltaubeugcsaug tönt"

erscheint hier in einer Wiedergabe, welche ich der Schcgcl'scl'en deutschen Ucvertmgung und Darstellung von Shakespeares „Romeo und Julia" in den köstlichsten Liebesscencn vergleichen, möchte: — hat man jn mit Recht auch dieses Drama „Das Hobe Lied der Liebe" genannt. Der Schmelz und Wohllaut der deutschen Sprache bei getreuer Wiederspicgelung des ursprünglichen Inhaltes und Gehaltes ist bei Schlegel und Sanders dasselbe; beide werden ganz Dichter in Begeisterung und Hingabc sür das schöne Urbild. Wie schwer aber gerade die hier vorliegende dichterische Rachbildung ist, erkennen wir schlagend daraus, daß einer unserer ersten Sprachmeister und Dichter. Friedrich Rückcrt, welcher sonst mit seinen poetischen Darstellungen orientalischer Dichtungen stets in's Schwarze traf, — es sei hier nur an die überaus schöne, glanzsprühendc Wiedergabe von Nal und Tamajauti und von Sawitri crinncn, welche sich wie die frischeste Ursprungsdichtung lesen — doch mit der deutschen Uebcrtragung des hohen Liedes durchaus nicht glücklich war: Das betreffende Gedicht läfzl uns fast vollständig kalt. 'Anders in diesem Büchlein. Der Leser wird von Anfang bis zu Ende gefesselt von der ewig jungen Schilderung der Liebessehnsuchr, die mit dem Ausdruck von Leid und Freud', von Magc und Jauchzen in der heimischen Sprache so anmuthig ihm cntgegentönt. Wir geben am Schlüsse dieies kleinen Berichtes ein paar kurze auf's Gerathcwohl ausgewählte Stelle», aus welchen besser als aus jedem anderen Hinweis der Leser erkennen möge, wie Sanders seiner Aufgabe gerecht geworden.

Bei der Freude indes;, mit welcher der Schreiber dieser Zeilen das Büchlein gelesen, würde er glauben ein Unrecht zu begehe», wenn er den Verfasser nicht aus ein Paar störende Unvoll kommenhcitcn ausnierksam machen wollte, die »ach seiner Ucbcrzeugung ganz leicht entfernt werden können. (5s finden sich mehrmals wiederholt ,'<seitc 17, 18 und 19 des Büchleins) die Bcrse:

„Du machst mich beherzt
Mein Goldchen,"

Mein Holdchcu,

und wiederum:

„Wie lieb, wen» sie herzt
Und scherzt,
Ist mein Goldchen,
Mein Holdchen!"

Erscheint au sich schon gerade diese liebkosende Verkleinerung in ilirci neuzeitlichen Form und Aittvendnng nicht gut gewählt bei einem LiebcSlied aus so entlegener und dadurch ehrwürdiger Zeit, so wirke» diese Ausdrücke ganz besonders störend um deshalb, weil der Leser rfort und gar zu lebhaft an Gccthcs „Mailicd" erinnert wird:

„Fand mein Holdchen
, Richt daheim:
Mus; das Goldchen
DrauKen sein."

Eine zweite, minder störende Auffälligkeit, findet sich, gleichfalls wiederholt in der wunderschönen Stelle des Gedichts, deren Inhalt ganz an Walter von der Vogelweide mahnt:

„Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradcil

Merken, wo niir's Houbct lag."

Es ist die fast gleichlautende Stelle (Seite !l und 36):

„Mir untcrm Haupt lag seine Linke
Und seine Rechte, licbedurchdrunge»,
Hielt mich umschlungen!" —

Hier möchte wohl der Grammatiker Sanders Einspruch dagegen erheben, ob es selbst dichterisch erlaubt sei, das Mittelwort „liebedurchdrungen", dem Sinne nach von der ganzen Person gedacht, an dieser Stelle in der Form aus den Theil und gerade auf die Hand zu beziehen.

Das hohe Lied erscheint in dem vorliegenden Büchlein in fünf Abtheilungen geschieden, welche durch erklärende Prosabriefe an eine Dame durchbrochen sind. So anziehend durchweg diese kurze Prosa-Erläuterung wirkt, so hat der Leser doch den natürlichen Wunsch, das schöne Gedicht in seinem vollen, nicht unterbrochenen Zusammenhang vor sich zu sehen: vielleicht könnte es als solches in einer nächsten Auflage am Schlüsse des fünften Briefes »och einmal wiederholt zum Abdruck gelangen. Möge nun aus den folgenden Versen der Leser selber urtheilen:

„Schwarz bin ich, doch lieblich, bin voll Zier,

O Jerusalems Töchter ihr!

Wie im Feld

Der Kedarcn Gezelt

Wie die Teppiche Salomos." —

„Mein Liebster ist ein Murrhcnstraufz,
Der mir am Busen hanget:
Er hauchet süszc Düfte aus
Und pranget.

Wie in Engedi's Palmenhain
Die würz'gcn Äovhartrauben."

„Sieh, mein Liebchen, Tn bist schön,

Ja Tn bist schön!

Ans dem Schleier blicken

Tic Augen vor und nicken.

Wie Tauben, fromm und klar;

Es wallt Dein lockiges Haar,

Wie eine Herde Ziegen,

Die vom Berge Gilcad heruiedcrlicgcn."

„Deine Wangen

Sic prangen

Schön in den Spangen,

Dein Hals in des Pcrlbands reizender Zier:

Gold'ne Schnürt schaff' ich Dir,

Mit silbernen Knöpfchcn behängen!"

„Lasse mich ein Siegel sein
Am Herzen Dir!
Lasse mich ein Siegel sein
Im Arme Dir!

Denn stark wie der Tod ist die Lieb' und heftig,
Wie die Holl' ihr Eifern fest und kräftig:
Feuerswuth.

Göttliche Flamme ist Licbesgluth.

Liebesgluth löschet nicht aus

Ter Wasser Braus,

Ersäufet nicht der Ströme Fluth.

Wenn Einer aus dem Hans

All sein Gut

Und all sein Gold

Um Liebe geben wollt',

Man höhnete ihn aus,

Sie würde ihm nicht gezollt," L. Jacobn.

Ein Volksbuch,

Lehrbuch der Weltgeschichte von Georg Weder. Z0. Äufl.Leipzig, Wilhelm Engclman»Wenige Bückcr, die dm letzten Jahrzehnten ihre Entstehung verdanken, erfreuen sich einer so große» Verbreitung, und mau darf auch sagen, einer so tiefgehenden gurcu Einwirkung ans große ttrcisc von Lesern, wie Webers Weltgeschichte. Eine Weltgeschichte wird stets unter dem Einflüsse der Zeit stehen müssen, in der sie geschrieben wird! sie kann ine die volle Gegenständlichkeit erreichen, die die Behandlung einer einzelnen historiscwn Frage dem Gelehrten ermöglicht. Wer einen Stoff aus der fernen Vergangcubcii und gar eine» von den Interesse» der Nation, welcher der Schriftsteller zngeliörl. fernab liegenden Gegenstand behandelt, wird nichts von seiner persönlichen Auffassung in die Betrachtung einfließen lassen: er strebt lediglich darnach, aus den vorhandenen Quellen die Thaisache» in reinster Wahrheit festzustellen n»d die Motive der Handlimgen aufzuklären. schwieriger wird die Aufgabe für denjenigen, der einen nationalen <rton oder gnr ein Ereigniß der jüngeren Vergangenheit behandeln soll. Das Streben des Historikers nach gctrenstcr Schilderung der Thalsachcn wird selbst im besten Falle nicht nnbccinünßt bleiben könne» vo» dem Gefühl der Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft eines Volkes und von der StcllttiignaKme zu Frage», welche auch die Gegenwart noch nicht völlig gelöst hat. Tiese Schwierigkeiten wachse» mit der größere» Ausgabe, die sich der Verfasser ci»er Weltgeschichte stellt. Ma» wird die Aufgabe, so weit sie meuschlichc «raste lösen könne», als erfüllt ansehc» dürfen, wen» die Schilderung der Ereignisse ans einer Gesinnung hervorgeht, die der Schriftsteller mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen rheill. Weber bat seine Ausgabe selbst so aufgefaßt: „Eine ernste, solide Geschichiskunde. auf Grundsätzen der Hiimanität und einer liberalen Weltanschauung ausgebaut, in weitere «reise zn tragen: den gebildeten Standen Interesse einzuflößen und Belehrung dar^ zubieten über die Thaten und Schicksale vergangener Zeiten und Geschlechter." „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist wahre Humanität," lautet der Tenkspnich des Verfassers, den man auch als Motto seiner Weltgeschichte vorsetzen kann, denn das ist der wesentlichste Vorzug des Werkes, daß es die Bestrebungen vergangener Zeiten nicht mit dem Maßstab nnsrcr Erkenntnis; mißt, sondern aus dem Geiste älterer Leiten ;n begreiscu strebt. Besonders in religiösen und kirchlichen Dingen war der Verfasser bemüht, sich auf einem möglichst unparteiischen, weitherzigen Standpunkt zu halten. Er ist weit entfernt, „die alte Heideuwclt mit ihrer Lebeussreudc, ihrer patriotische» Tugend und ibrer maimlichcn >!rast zu verdammen, weil ihr Blick mebr der Erde als dem Himmel zngetebrt war: ihm mangelt nicht der Sinn für den Wunder- und Aberglauben ciucr geistig arme» Zeit, nicht die Empfänglichkeit für das beschauliche Gemüthsleben der Mystiker im Mittelalter, nicht das Verständnis; der Kraft, die im Entsagnngsvrincip der Bcttelorden gelegen und nicht die Würdigung der hohen Macht, die der ttirche nnd dem Pavstthnm innewohnte und die Kreuzzügc in's Lebe» rief, aber auch nicht die warme Theilnahme und Begeisterung für die Neformationskänipfc

mit ihrer freimachende» Idee". In diesem Sinne gerechter Würdigung aller auf das Ziel der Humanität gerichteten Bestrebungen, schildert Weber die Welicreigiiissc bis in die jüngste Zeit hinein, stets die politischen Ereignisse in ihrer Wechselwirkung mit de» geistigen Erzeugnisse», die ihre Ursache oder ihre Folge wäre», betrachtend. So wird die Religio» aller Völker und das Schriftthum aller Nationc» mit hinein oerwoben in die Geschichte ihrer politischen Entwickeln»«.

Wenige Männer unserer Zeit kennen wohl die Quelle» der Vcrgangeiihcit so genau aus eigener Lectüre wie Georg Weber, der »unmchr ei» halbes 'Jahrhu»dcrt daran arbeitet, sich mit ih»c» bekannt zu »lachen uud sie in künstlerisch abgerundeter Form der Gegenwart z» vermitteln. Der neuen Auflage des weitverbreitete» Werkes setzt Weber eine autobiographische Schildcruug voran. „Mein Leben und Bildungsgang, de» Freunden nnd Gönnern des Buches gewidmet." Mau liest diese vo» jeder Unbescheiocicheit srcie Tarstellung mit dem größten Vergnügen, man lernt daraus das arbeitsame Lebe» eines Mannes kennen, der aus de» bescheidensten, ja dürftigen Verhältnissen heraus ei» hervorragclider Lehrer seiner Zeitgenossen geworden ist, der neben den bedeutendste» Meistern weltgeschichtlicher Tarstcllnng sich einen Platz errungen. Denn neben dem zweibändigen Werke, das uus hier beschäftigt, dem sogenannten „kleinen Weber", hat er bekanntlich noch ein zweites, größeres vollendet: Tie allgemeine Weltgeschichte, die im Jahre 1«5>6 begönne», nach 24jährigcr, nnu»terbrochc»cr Arbeit zu Weihnächte» 1»8>I in 15 Bänden vollc»dct der Ocffevtlichkeit übergeben werden konnte. Tiefe allgemeine Weltgeschichte besteht selbst neben dein Werke eines Mnkc vollständig zn Ncchr. Denn Nankes Buch ist nicht für Lernende geschrieben, es setzt Wissende voran«: es ist mehr eine Betrachtung dcr weltgeschichtlichen Ereignisse von dem hohen Standpunkt des Denkers als eine Darstellung dcr Vergangenheit selber. Webers Allgemeine Weltgeschichte dient dem Zwecke der Belehrung und wird jedem förderlich sein, der nicht ganz ohne allgemein,! Bildung an die Lectürc herantritt.

Wen» man die Lebensarbeit Georg Webers überblickt, so kann man nur aus ganzem Hrczen den Wünschen beistimmen, welche die Deputation seiner ehenuuigcu Schüler ausgesprochen hat, als er sein Schulamt in Heidelberg niederlegte. Es heiszt am

Schlüsse ihrer Adresse: das; es Ihnen nock viele Jahre von dcr Vorsehung vergönnt

sein möchte, nach mehr denn Zlljähriger Wirksamkeit in Ihrem rcizcnd gclcgenen Heim sich des Anblickes dcr herrlichen Natur zu erfrcucn, in würdiger und wohlverdienter Ruhe znm Glück Ihrer Familie zn leben, die begonnene» Arbeiten, die Ihrem Namen bei der Nachwelt eine bleibende nnd dankbare Anerkennung sichern, fortzuführen und zu vollcndcn!" Ii. 1^.

Bibliographische Notizen.

Zwei Goethevorträge. („DieJngcnd-
spräche Goethes.GoetheuuddicRomanlik")
von Stephau Waetzoldt. Berlin,
Aich. Wilhelmi.
Wir haben es oft mit Bedauern aus
sprechen hörcu, dasz sich die neue germani-
stische Wissenschaft, zumal die ScKcrer'sche
Schule, auch unserer beiden Klassiker be-
mächtige, um sie philologisch zu behandeln.
Dieses Bedauern ist, gelinde gesagt, ein
sehr voreiliges: wenigstens für Goethe ist
es geradezu irrig, denn das helle Licht,
welches die letzten Jahrzehnte über seine
Dichtungen verbreitet haben, ist allein dieser
eingehenden Sorgfalt der Gelehrten, zn
danken. Dnh man bei aller philologischen
Genauigkeit recht wohl sich den Sinn für
die unvergänglichen, morgenschönen Schöp-
fungen des Dichters bewahren kann, be-
weisen die vorliegenden beiden Aufsätze,
Ter erste beruht auf eingehendsten Wort-
studien, er ergänzt eine schon recht statt-
liche Literatur und wirkt iu seinem Ge-
sammtinhalt doch wie ein poetisches Knust-
werk. Waetzoldt weist nach, welche Lehrzeit
der Rheiufranke Goethe durchzumachen hatte,
ehe seine spräche die reine Hoheit gewann,
die uns im Tusso, in der Iphigenie, im
Faust und in Hermann und Dorothea ent-
gegcntönt. „Sein Sprachgefühl keimt aus
dem Mutterboden heimischer Mundart und
aus der Sprache Lnthers." Dann folgen
die Einflüsse des Leipziger Aufenthalts,

l Klopstocks, die entscheidende Wandlung in
Strasburg u. s. w. Hier inns; der Forscher
überall den Dichter mit seinem inneren
Ohre nachempfinden, am besten selbst dich-
terische Begabung besitze», wie dies bei W.
zutrifft. DasIIrtheil (S. 1l): „Wer hier
nur mit philologischem scheidcwasscr ar-
j beitct, der zerstört leicht den glänzeudeu
, Krystall, der im^eigenen Fcncr strahlt"
! ist uns aus der sccle gesprochen. — Der
^ 2. Vortrag behandelt ein bis dahin kaum
, berührtes Gebiet oer inucrn Literatur-
geschichte und bringt viel Nenes. Nament-
lich die Stellung der Romanlikerfrancu, der
Dorothea Schlegel und ihrer Schwägerin
Caroline, auch die Bettinas zu Goethe wird
vielfach in helleres Licht gerückt. Hier
, kann man nur den Wunsch aussvrcchcn,
i das; dcr Verf. recht bald Gelegenheit haben
möge, noch eingehendere Forschungen zu
veröffentlichen. fv,

Friedrich Lux. Sein Leben und seine
Werke, dargestellt von Dr. August
Rcibmanu. Leipzig, Verlag von Breit-
kopf und Härtel.
Ein Pnncgyricus souder Gleichen, in
welchem der viclschreibendc Verfasser es
unteruimmt, einen bisher nur einem kleinen
Kreise bekannten, zwar routiuirtcn aber
keineswegs hervorragende» Eomponisteu zu
^ einem Genie ersten Ranges zu stempeln.
! Ob's wohl Jemand glaube» wird?

«eite

Karl)aenicke in Breslau.

ver Enthusiast von Fichtenstädtel. Novelle 23 >°

August Müller in Königsberg.

Crnest Renan 227

j). F. Krell in München.

Wiens architektonische Physiognomie, II

Hermann Kunz in Berlin.

«aiser Wilhelm und die Reorganisation der preußischen Armee,. 367

Heinrich Ehrlich in Berlin.

Aus der musikalischen vogelpersxective 377

R. Tereskin in Berlin.

Tarrabanoff und Sipunsff. Genrebild aus dem russischen Leben.

(Schluß.) 333

(Mi, Zllusirotioncn,) Dichtungen in Prosa.

Bibliographische Notizen HI^H

Hierzu ein Portrait von Ernest Renan,
Radirung von k. Kühn in München.

„!?ord und Süd" erscheint an, Anfang jedes Monats in Heften mit je ein« Kunstbeilage.

preis pro Vuortal (Z hefte) « Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalle» nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Word und Süd" bc> züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Berlin ^V.,

v. d. Heydtstraße ^.

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirtcn oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (—3 hefte) broschirt 6 !Uark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.

Einzelne hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 ZNark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XI>V (April bis Juni 1.833), wie auch zu den früheren Bänden I—XI.IV stets zur Verfügung. — Der preis ist nur l. U7ark Z0 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift verschen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren. Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von öchottlaender.

Hriginac - GinbanööecKen

(Bestellzettel umstehend.)

Der Enthusiast von Fichtenstädtel.

Novelle,
von

Varl JamicKe.

— Breslau, —
I.

n einem frischen Sonntagsmorgen im Mai fuhr er auf seinem Zweirad in das Städtchen ein.

Er war von Kopf bis zu Füßen in einen hellgrauen Stoffcmzug allernensten Schnitts gekleidet: den hübschen ,ttovf mit der feinen Nase, den geistvoll munteren Augen und dem kecken schwarzen Schnurrbärtchen über den rothen Lippen, bedeckte ein großer grauer Filzhut, das einzige Große an der sonst durchweg zierlichen, graciösen Erscheinung. Trotzdem aber beherrschte er sein Stahlroß mit vollkommener Sicherheit. Schon auf der breiten Landstraße, da die Sonne eben über die Wipfel der alten Fichten emporgestiegen war, in den Gräsern am Wegesrain noch die Thauperlen glitzerten und an dem nahen Berggehänge die Nebel sich zusammenballten, hatte er zu singen angefangen, und er sang noch, als er das erste Häuschen erreichte, in dem ein alter Invalide seit 50 Jahren bei seinen Bienenstöcken hauste.

Er ließ sich auch im Singen nicht stören dadurch, daß der Alte bei seinem Anblick das Messer, mit dem er sich sein Frühstücksbrod schneiden wollte, aus der Hand warf und sich bekreuzigte, da er ein solches Fuhrwerk noch niemals gesehen.

Unaufhaltsam rollte der kühne Sänger auf der einzigen, trefflich gepflasterten Straße dahin — denn Fichtenstädtel erfreute sich eines eigenen Steinbruchs und konnte sich den Luxus guten Pflasters gestalten — und es machte ihm augenscheinlich Vergnügen, die Langschläser ans ihren Federn und die Frühaufsteher an die Fenster zu locken.

Als er auf den zum Marktplatze sich erweiternden Theil der Straße gelangt war, schwenkte er mit gewandter Cnrve nach links, um sich das in der Mitte stehende NathhauS von allen Seiten zu betrachten.

Dabei entging ihm das reizende Möschen einer srischwangigen Blondine nicht, die im leichtesten Morgenanzuge am Fenster eines stattlichen Hauses am Marktplätze erschien und sich neugierig zn dein Sänger hinabbeugle.

„Ei," dachte dieser, „das nenne ich mir eine gute Vorbedeutung" und grünte freundlich Iiinaus. Und während das Köpfchen sich errötbend zurückzog, liest er sein Lied um desto Heller erschallen.

Das Rathhans schien sein Interesse verloren zu baben, er spähte nur noch nach den Fenstern in der Hoffnung, vielleicht noch ein so liebliches Vögelchen ans seinem Neste hervorzulocken.

Und er hatte Glück. Denn bald wurde sein Auge von einer zweiten Mädchencrscheinung gefesselt, die ihm noch schöner deuchte, als die erste.

Sie hatte so träumerische große Augen im blassen Gesichte, eine Welt der Sehnsucht schien darin zu liegen, und sie erwiderte seinen Gruß so erstaunt vornehm, fast unmerklich mit dem Kopfe nickend, daß er unwillkürlich den Hut noch eine Weile in der Hand hielt.

Sein Lied wurde jetzt melancholischer, zärtlicher, die Töne schmolzen an der unsichtbaren Gluti, innerer Leidenschaft dahin, um bald jedoch, und zwar mit fo raschem klebergange in einen Jodler umzuschlagen, der selbst den kecksten Tonkünstlern unserer modernsten Schule zu gewagt geklungen hätte.

Und wer war die Ursache dieses jähen Ueberganges?

An einem dritten Fenster ein dritter Mädchenkopf mit rabenschwarzen, aufgelösten Flechten, die über einen blühend weißen, üppigen, wohl in der Eile nur halb bedeckten Bnsen herabfielen.

O Du grundgütiger Himmel! Das war fast zuviel aus einmal sür ein 2li jähriges Männer- nnd Künstlerherz! Hatten sich denn die drei Grazien aus ihren olumvischen Höhen nach Fichtenstädtel zurückgezogen?

Ter fahrende Sänger schwenkte — beide Hände von dem Veirkolben seines Fahrzeuges loslassend — laut jodelnd seinen Hut, ivars ilm kurz in die Höhe, fing ihn geschickt wieder auf und schloß sein Lied, das mit den Lerchen um die Wette den Himmel erklettern zu wollen schien, mit einem langangehaltenen hohen Tone.

Seine Rundfahrt um das RathhauS war beendet. Noch einmal aber machte er, die Arme jetzt auf der Brust kreuzend, in schnellstem Tempo, keck nach den Fenstern schauend, denselben Weg, fand aver nicht mehr, was er suchte: die Mädchen waren verschwunden.

Da ließ er sein Stahlroß langsam noch eine Strecke die Straße hinaufziehen, im Herzen nicht bange, daß er die drei Schönen wiederfinden werde, und verschwand endlich in dein weiten Thorbogen des Gasthauses zum „goldnen Stern".

II.

Nach etwa zwei Stunden erschien er wieder nnter dem Thore in Begleitung des Wirthes zum „goldnen Stern".

Er sah völlig verwandelt ans, trug jetzt einen eleganten schwarzen Frack und eben solche Beinkleider, weiße Weste und Halsbinde und einen Cnlinderhut.

Der Wirth hatte ihn katzenbuckelnd bis vor das Thor geleitet und deutete, eifrig sprechend, mit der Hand auf ein kleines, dein Gasthaus schräg gegenüberliegendes Häuschen mit grünen Fensterläden und einem Kärtchen davor.

„Nur ein paar Schritte," schloß er, „Sie können nicht fehlgehen."

Unser Sänger ging sofort leichten Fußes über die Straße nach dem bezeichneten Hause und zog an der Hausglocke.

Ein altes Mädchen öffnete zögernd nur halb die Thür und fragte, was der Herr wünsche? ttcmm aber hatte sie einen flüchtigen Blick auf die überreichte Visitenkarte geworfen und die Worte: „Walther Ebeliug, Königl. Negierungsbaumeister" gelesen, so öffnete sie die Thür so weit als möglich und rief freudestrahlenden Angesichts in die Hausflur zurück:

„Fräulein, Fräulein, welche Ueberraschung! Ter Herr Wnlther ist da! ich habe ihn ja gar nicht erkannt, ein so seiner Herr ist er geworden!"

„Willkommen in Fichtenstädtel!" erscholl es aus dem Hintergrunde der dunkelen Hausflur und zwei Arme streckten sich dem jungen Baumeister entgegen, die ihn in ein trauliches Stäbchen geleiteten.

Hier saß er bald einem ältlichen Fräulein mit angenehmen, klugen Gesichtszügen gegenüber, das sich an seinem Anblick ganz unverhohlen weidete.

Fräulein Lieschen Unverricht war seit Jahrzehnten die intimste Freundin seiner Mutter, mit der sie die Jugend verlebt und von der sie sich erst getrennt hatte, nachdem ihr in Fichtenstädtel durch Erbschaft das Häuschen zugefallen war, in dem sie jetzt den Nest des Lebens verbringen wollte.

„So" — begann das alte Fräulein — „nun Hab' ich Dich fürs Erste genug betrachtet, mein lieber Junge; denn so mußt Du mir schon gestatten, daß ich dich auch ferner nenne, Herr Baumeister; und mm erzähle, wie es Deiner Mutter geht, waS Dich hierher führt, und warum Du wie ein Brautwerber in Frack und weißer Binde bei mir erscheinst? Daß Du Dein Eramen glänzend bestanden, hat mir Deine Mutter natürlich mitgetheilt, aber was willst Dn hier in Fichtenstädtel? War nicht eine Neise nach Italien geplant?"

„Du sollst Alles der Neihe nach vernehmen, liebe Tante Lieschen, auf keine Frage will ich Dir die Antwort schuldig bleiben. Um mit den selbstverständlichen Grüßen meines Mütterchens zu beginnen, will ich dabei bemerken, daß sie, Gott Lob, so frisch und jugenglich heiter ist, wie man es bei einer Dame von fünfzig Jahren selten findet. Ja, zur Bestätigung meiner Behauptung muß ich Dir ein Pröbchen ihres Humors zum Besten geben, mit dem sie ihren eigenen Herni Lohn noch kürzlich gewaltig i,ck «I>srir,tui.u geführt hat. — Vor etwa drei Monaten, in der öarnevalszeit, war ich zu einem Maskenball bei einer befreundeten Familie geladen und hatte mich als französischen Eavnlier aus der Zeit Ludwigs XIV. gar kunstgerecht und historisch treu herausstaffirt zur großen Freude meines lieben Mütterchens, das ich, wie so oft, wenn ich den Spuren des Vergnügens nachfolgte, zu meinem Leidwesen allein zu Hause lassen mußte. „Laß Tich's nicht verdrießen, mein lieber Marquis," sagte sie lächelnd zu mir, mich noch zn guterletzl mit prüfendem Blicke von oben bis unten musternd, „und sei auf der Hut, daß Du Dein Herz uicht verlierst, denn in Deinen Jahren sitzt es so locker wie die Blüthen auf dem «rciutlein Männertreu, die dn herabfallen, wenn man sie kaum berührt." — Hab' keine Sorge, fage ich, ein Marqnis läßt sich nur mit einer Margnise ein und eine solche werde ich heut' Abend schwerlich finden. ^ Ich ging also davon und bewegte mich die erste Stunde stumm unter den anderen Masten, ganz der Beobachtung hingegeben, ohne gerade besonders angezogeil oder abgestoßen zu werden. Da plötzlich habe ich die Empfindung, als ob mich Jemand von der Seite recht intensiv betrachtete. Ich wende mich um und denke auch gleich, ich müsse zu Stein werden vor Verwunderung, denn in geringer Entfernung von mir steht ein Figürchen in der Tracht einer Marquise aus Ludwigs XIV. Zeit, so zierlich, so sauber, so elegant, so nnmuthig, dazu so durchcrus historisch echt und meinem Anznge entsprechend, daß ich, sobald der erste angenehme Schreck überwunden war, wie ein Stoßvogel auf meine Zeitgenossin zustürze, um mich ihr, wenn möglich, gleich

zu Füßen zu werfen. Das war aber leichter gedacht als ausgeführt. Denn mit eidechsenartigcr Geschwindigkeit und Findigkei wußte sie mir aus einem Saale in den andern zu entwischen, hier eine Gruppe von Masken anstandslos durchbrechend, die ich schüchtern zu umgehen geiwungen war, dort irgend eine große Person mir in den Z^eg schiebend, so daß ich einen unvorhergesehenen Aufenthalt erlitt; kurz, ohne daß eine Absichl dabei zu seiu schien, wußte sie mir tausend Hindernisse in den Weg zu legen, mich gewaltig heiß zu machen und mir eine volle Stunde lang zn entgehen. Bei alledem hatte ich sie niemals aus den Augen verloren, und da bekanntlich dasjenige am Meisten reizt, was uns am Schwersten gemacht wird, so wurde ich fast närrisch vor Verlangen, das zierliche Wesen mit ihren geschickten, leichten, anmuthigen Bewegungen anzureden und ibm meine Bewunderung auszudrücken. — Endlich fiel sie wie erschöpsl in einem abgelegenen, nur halb erleuchteten Gemach ans einen großen Lehnsessel. Jetzt hatte ich gewonnen Spiel, so dachte ich, und ösfnete die Schleusen meiner Beredsamkeit. Nun, liebe Tante Lieschen, ich will Dich verschonen mit dem, was ich Alles sagte, ich glaube, es war schrecklich albern und ich fürchte, es wurde immer alberner, je tiefer sich die Marquise in Schweigen hüllte, ja, ich fing sogar, als alle meine Künste keinen Eindruck zu machen im Stande waren, an französisch zu radebrechen und versicherte, daß sie mich zum Unglücklichsten aller Sterblichen mache, wenn sie nicht endlich ihr engelsüßes Stimmchen ertönen lasse. Das schlug dem Faß den Boden aus. Die Marquise fing an zu lachen und lachte, lachte, so herzlich, so mit Ueberzeugung und zugleich, wie mir schien, so unerklärlich bekannt, daß ich in völliger Verwirrung dastand und nicht wußte, was ich von mir und von ihr denken sollte. „Marquise," rief ich endlich aus, „Sie haben aus mir einen kompletten Narren gemacht!" worauf sie sich die Larve vom Gesicht riß und noch immer lachend entgegnete: „ich muß nur ausbitten, von meinem einzigen Sohne mit etwas mehr Resvect zu sprechen!" — Ich fühlte, daß ich kreidebleich im Gesicht wurde: vor mir stand mein Mütterchen." Tante Lieschen lachte aus vollem Herzen.

„Daran erkenne ich meine alte lustige Freundin", sagte sie, „die in der Pension vor nunmehr 85 Jahren durch ihre Ausgelassenheit zuweilen die eingetrocknetsten Philisterseelen zu wahrer Heiterkeit befreien konnte. Wohl ihr, daß sie sich diese Gabe erhalten hat! Nun aber weiter im Tert, mein Herr Bamneister."

Walther fuhr fort: „Was meine vrojectirte Reise nach Italien betrifft, fo hat es damit vorläufig noch gute Wege, denn soeben erst habe ich die Arbeiten vollendet, mit denen ich mir mein Reisestipendium von einem hohen Ministen« erwerben will. Bis die Entscheidung fällt, vergehen noch Monate und wie fraglich der Erfolg für mich ist, das wirst Du, Dante Lieschen, leicht ermessen, wenn Du jemals einem Wettrennen beigewohnt hast, wo so viele berufen sind nnd doch nur Einer auSerwählt wird. So konnte es mir also nur lieb sein, als ich jetzt den Auftrag von der Negierung erhielt, die ersten Arbeiten bei dem Bau des neuen Irrenhauses zu leiten, das hier aus städtischem Grund und Boden errichtet werden soll. Schon gestern habe ich alle meine Siebensachen in das Gasthaus zum „golonen Stern" vorausgesandt und bin heute Morgen, fast mit der lieben Sonne zugleich, von der letzten Bahnstation aus, hoch zu Stahlroß in dieses reizend gelegene Städtchen eingezogen."

„Wie?", unterbrach ihn Tante Lieschen hier erstaunt und ergriff ihn bei der ausgestreckten rechten Hand,- „Du warst der fahrende Sänger, der ganz Fichtenstädtel alarmirte und über dessen wunderlichen Einzug alle Nachbars- und Gevattersleute beim Morgenkaffee sich in tausend Bermuthungen ergingen? Meine alte Barbe hörte davon beim Bäcker reden und brachte mir die Neuigkeit warm mit den nock warmen Frühstückssemmeln. Sprich doch, du warst es wirklich?"

„Was setzt Dich dabei so in Erstaunen, Tante Lieschen? Freilich wir ich's, und ich denke, die guten Fichtenstädte,cr werden sich daran gewöhnen, ihren Bauineister in diesem Auszuge zu sehen, denn ich liebe mein Stahlroß gar sehr."

„Ihr Ebelings seid einmal wunderliche Leute, die immer etwas Apartes gehabt haben! — Aber der feierliche Frack, die weiße Binde, was sollen die bedeiiten?"

„Sie sollen bedeuten, daß ich nicht gesonnen bin, mein Leben hier in Sack und Asche zu vertrauern, sondern daß ich gleich heute am Tonntage, wo ich wolil Alle zu Hause treffe, bei den Spitzen der Gesellschaft meinen Besuch machen und mich als lustigen Kumpan zur Verfügung stellen will! Ich sage Dir, Tante Lieschen, Fichtenstädtel birgt Juwelen der herrlichsten Art in seinen Mauern, das habe ich schon gesehen, und ich bin nicht der Mann, an ihnen bewnnderungSlos vorüberzugehen!"

Tante Lieschen schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Herr, dunkel ist der Rede Sinn," sagte sie lächelnd, „aber in einem Punkte irrst Du Dich gewaltig."

„Nämlich?"

„Daß Du glaubst, hier ein lustiges Leben zu finden! Ja, grad? Deine Anwesenheit wird die guten Fichtenflädteler stets daran erinnern, wie fröhlich sie früher gelebt haben und wie der Geist der Zwietracht nunmehr die Oberhand gewonnen und alle Frende zerstört hat!"

„Wie? Meine Anwesenheit? Erlaube, daß ich nunmehr gewaltig erstaune und löse mir das Räthsel."

„Der Bau des neuen Irrenhauses ist der Grund zu unendlichen Streitigkeiten gewesen. Jahrelang haben die Väter der Stadt sich in den Haaren gelegen, ehe der Platz für das Gebäude gefnnden war, und als man ihn endlich gefunden und die Negierung ihn übernommen hatte, da standen drei Parteien in Haß und Erbitterung sich gegenüber und jede geineinsame Lustbarkeit, jedes friedliche, einträchtige Zusammensein war sür immer vorbei. Ein finsterer Geist schwebt über unserem, von der Natur so lieblich ausgestattetem Städtchen und hält Aller Herzen in traurigem Bann."

„Ei was! Dem sollte nicht abzuhelfen sein? Das müßte mit dem Teufel — z>ni (Ion! — zugehen! Hier, Tante Lieschen, ist Papier nnd Bleistift, und nun bitte, nenne mir Namen nnd Wohnung der Honoratioren, oamit ich ailsogleich mein Werk beginnen kann. Ich will doch sehen, ob ich den düsteren Bann nicht breche!"

Diesen pathetisch ausgesprochenen Worten wußte Tante Lieschen nichts als ein Helles dachen entgegenzusetzen, woraus sie sich beeilte, die vornehmsten Namen der Stadt mit Rang, Tiiel und Wohnung herzuzählen, die Walther Ebeling sosort in sein Notizbuch eintrug.

„So," sagteer, als Tante Lieschen eine stattliche Reihe von Namen genannt und diese als die gewichtigsten bezeichnet hatte, „so, nun kann das Werk beginnen, „ich hoffe, es wird ein gntes werden."

Er steckte sein Notizbuch in die Seitentasche, erhob sich, küßte Tante Lieschen die Hand und fügte hinzu: „Gieb mir Deinen Segen, treueste aller Tanten, denn nach den Händen meines lieben Mütterchens sind die Deinen wohl die heiligsten, und ich preise mich glücklich, hier in der Fremde unter ihrem Schutze zu stehen."

„Unverbesserlicher Spötter!" sagte Tante Lieschen und gab ihm einen leichten Backenstrcich aus die rosig angehauchten Wangen, „hier sollst Du meine Hand sühlen, zum Zeichen, daß ich E-rnst aus Deinen Worten machen will. Du Loser."

„Wie kannst Tu nur denken, daß ich scherze," erwiderte er treuherzig und mit einein fröhlichen „Aus Wiedersehen!" verließ er das Zimmer.

Tante Lieschen sah ihm aus dem Fenster nach und als sie ihn so leichtfüßig in seiner frischen Jugendlichkeit dahinschreiten sah, schlich sich ein leiser Seuszer über ihre welken Lippen und sie flüsterte kam» hörbar: „ein Sohn!"

III.

Walther Ebeling hatte sich in dreien seiner Voraussetzungen nicht geirrt.

Erstens traf er sast alle gewichtigen Persönlichkeiten zu Hause; — welcher Umstand kein sehr günstiges Licht auf den Kirchenbesuch der Fichtenstädteler wirft.

Zweitens gehörten die Väter der drei schönen Mädchen, die ihm als ein so liebliches Omen beim Eintritt in das Städtchen erschienen waren, zu den Honoratioren.

Drittens wurde er bereits bei diesem ersten Besuche den drei jungen Damen vorgestellt.

Im Allgemeinen läßt sich von seinen Besuchen sagen, daß sie durchweg denselben Charakter trugen: er wurde mißtrauisch und kühl empfangen, nach seinen ersten Worten sreundlicher zum Sitzen aufgefordert und beim Abschiede mit warmem Händedruck zur Wiederholung feines Besuches und zum Erscheinen beim heutigen Frühschoppen im Wirthshaus zur „Krähe" aufgefordert.

Um diesen Erfolg zu erzielen, brauchte Walther Ebeling in jedem Falle kaum mehr als fünf Minuten, bei den Bätern der drei Schönheiten dehnte er dagegen seinen Besuch auf zehn Minuten aus, weshalb es billig erscheint, daß auch wir ein wenig länger dabei verweilen.

In derselben Reihenfolge, in welcher er die jungen Damen zuerst gesehen hatte, wollte er sie auch jetzt wiedersehen und darnm begann er mit dem Bater der Blondine, einem Billardkugelfabriknnten.

Man ließ ihn zunächst in der „guten Stube" etwas warten.

Während er sich in die Betrachtung eines, an der Wand unter Glas und Rahmen hängenden Ehren-Diploms versenkte, das dem Billardkllgelfabrikanten Ernst Christoph Däglau wegen seiner vorzüglichen Elfenbeinbälle von irgend einem AuSstellungS-Comit^ ertheilt worden war, bemerkie er, wie die Thür zum Nebenzimmer ganz leise und nur so weit, daß man eben hindnrchschielen konnte, geöffnet wurde und ein nicht mehr unbekanntes, tiefblaues Auge ihm entgegenblitzte, das sofort wieder hinter der geschlossenen Thür verschwand, als seine eigenen Augen durchdringend sich auf den Thürspalt richteten.

Gleich darauf erschien Herr Däglau selbst.

Er lieferte in seiner Erscheinung den Beweis, daß der Gesichtsausdruck des Menschen unwillkürlich von den Dingen seiner Umgebung und Beschäftigung beeinflußt wird. Sein runder Hopf nämlich mit der glänzenden Glatze glich genau einer Billardkugel, der ein Witzbold mit Kolile oder schwarzer Farbe ein paar Augen eingezeichnet und einen Bart ü I« L?uri huatrs angeklebt hat.

Er machte ein sehr verdrießliches Gesicht nnd brachte mit Noch die Worte hervor: „Was verschafft mir die Ehre?"

Walthcr Ebeling verbeugte sich kurz, indem er seinen hübschen Kopf ein wenig zur Seite neigte und in die Augen einen so liebenswürdigen Ausdruck zu legen wußte, daß sein Gegenüber nichts Anderes daraus lesen konnte, als: die Ehre ist ganz auf meiner Seite." Tann sagte er bescheiden, aber sicher: „Von der königlichen Regierung damit beauftragt, die Vorarbeiten zum Bau des neuen JrrenbauseS zu leiten, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, mehrere Monate in dieser löblichen Stadt zuzubringen. Damit ich mich dieser Ehre aber würdig mache, hielt ich es für meine Pflicht, mich den Spitzen der Bürgerschaft, zu deren hervorragendsten auch Sie, geehrter Herr gehören, vorzustellen. Ich bitte um Ihr gütiges Wohlwollen."

Er vemeigte sich wiederum, indem er bei sich dachte: „etwas stark aufgetragen, aber das thut nichts, ich weiß, wie die Herren zu nehmen sind."

Herr Däglau machte ebenfalls einen Diener und sein glattes Gesicht erglänzte dabei von freudigstem Stolze. „Das scheint ja ein sehr verständiges Herrchen zu sein," dachte er bei sich und forderte nunmehr den Herrn Baumeister auf, gefälligst Platz zu nehmen.

„Jawohl," sagte er dann, sich in die Brust werfend, „ich bin eine der einflußreichsten Personen der Stadt, nnd mir hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß der Ban des Irrenhauses überhaupt genehmigt worden ist; ich habe nämlich —" und Herr Däglau holte dabei aus, als ob er im Sinne führte, eine seiner schwungvollsten Reden zu halten, deren Ende niemals abzusehen war.

Walther fühlte das sofort nnd wußte geschickt vorzubeugen.

„Denken Sie," warf er, wie erschrocken, daß man das Gegentbeil annehmen könnte, ein, „denken Sie, daß man davon bei einer bcchen Regierung nicht unterrichtet wäre? O, glauben Sie mir, das echte Verdienst hat bei uns zu Lande noch immer seine Anerkennung gefunden, und der Erfolg wird nicht ausbleiben."

Hierbei hatte Walther gcheimnißvoll gelächelt und mit der linken Hand bedeutungsvoll an das oberste Knopfloch feines Fracks gegriffen.

Herr Däglaü faß eine Zeit lang starr vor freudigem Erstannen da und stierte auf feinen Gast. Das Ziel feiner heißesten Wünsche, ein ^rden, füllte ihm so nahe gerückt sein?

„Ist es möglich —?" stotterte er endlich.

„Zweifeln Sie nicht daran," erwiderte Waltber, sicher gemacht durch den raschen Erfolg seiner Worte, „zweifeln Sie nicht; noch ehe ein halbes Jahr vergeht, wird Ihre verehrte Gattin, Ihr liebenswürdiges Fräulciu Tochter nn der Seite des decorirten Gatten und Vaters einhergehen."

„Meine Gattin ist leider todt," sagte Herr Däglau kleinlaut, den «ops ein wenig senkend, „aber woher wissen Sie, daß ich eine Tochter habe?" setzte er, sofort wieder seine selbstbewußte Haltung annehmend hinzu.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt, sie von der Straße ans zu begrüßen, als ich heut Morgen meinen Einzug in die Stadt hielt."

„Nicht möglich! Waren Sie etwa der Sänger, von dem mir meine Tochter berichtet hat?"

„Ich war so kühn," sagte Wallher ruhig.

Herr Däglau sprang auf und rief in freudiger Erregung, — sein Hiops glich jetzt der sogenannten rothen Karolina des Billardspieles —: „Mariechen, Mariechen!" und sofort, als ob sie längst dieses Winkes gewärtig gewesen, erschien Mariechen Däglau in der Thür.

Feierliche Vorstellung!

Mariechen Däglau glich ihrem Vater sehr wenig, ein Umstand, der durchaus zu ihren Gunsteil angeführt werden muß. Sie war eine üppige Blondine mit fast überreichem goldigem Haar, das die weiße Stirn in tausend muthwilligen Söckchen umrahmte, ihre Wangen glichen der sammetiveichen, reifen Pftrsichfrucht und in den dunkelblauen Augen lag soviel Schamhaftigkeit bei aller begehrlichen Munterkeit, daß Walthcr Ebeling mit Entzücken dieses gelungene Werk der Natur betrachtete und seiner Bewunderung desselben rückhaltlosen Ausdruck gab. Er bedauerte, daß ein Tizian nicht zugegen sei, die unvergleichliche Farbe dieses Haars, das wunderbare Colorit der Wangen zu verewigen.

Mariechen erschien äußerst verwirrt über solche, ihr nur halbverständliche Schmeicheleien, fand sie aber im Grunde ihres Herzens doch sehr wohlthuend. Ja, der Vergleich, den sie unwillkürlich im Geiste zwischen dem vor ihr stehenden Jüngling und ihrem Anbeter und Bewerber, einem ehrsamen Handschuhmacher, anstellte, siel so zu Ungunsten des letzteren aus, daß sie im Augenblick alle Treue und Liebe zu ihm verloren zu haben schien.

Vater und Tochter waren in bester Stimmung, der Herr Baumeister hatte ihnen in wenigen Minuten soviel Angenehmes gesagt, als sie sonst in eine», ganzen Jahre nickt hörten, so daß sie es aufrichtig bedauerten, als er schon aufstand und sich verabschiedete.

Man gab ihm das Geleit bis an die Hausthür, er mußte wiederholt versprechen, recht bald wiederzukommen und noch aus der Strafte rics ihm Herr Däglau nach: „Vergessen Sie den Frühschoppen in der „Krähe" nicht!"

„Ein prächtiger Mensch," äußerte sich Herr Däglau, als er mit seiner Tochter die Treppe wieder hinansticg, „und denke Dir, was er mir in Aussicht gestellt hat!"

„Ich weiß, ich weiß," siel Mariechen lebhast ein, „ich habe Alles gehört/'

Welch' neue, ungeahnte, sich zu den lieblichsten ZukunstSarabeSken verschlingende Gedankenreihe hatte dieser Besuch in den Herzen des Vaters und der Tochter angeregt!

IV.

Inzwischen ging unser Baumeister munteren Schrittes dem Haute zn. in dem er die ätherische Jungfrau mit den schwärmerischen Augen erblickt hatte.

„Mariechen ist allerliebst," dachte er bei sich, „eS ist doch etwas Wunderbares um ein so schönes Menschenbild. Wie warm, wie froh, wie glücklich einem bei seinem Anblick das Herz schlägt! Ob die zweite an sie heranreichen wird? Es scheint mir das kaum möglich! Doch, aufgepaßt! da bin ich schon.'"

Und er betrat das Haus des ZimmermeistcrS und Ctadtältesten Pfotenhauer.

Dieselbe kühle Aufnahme!

Herr Pfotenbauer war ein stmker, großer Mann mit kurzgeschorenen. bis tief in die Stirn hineingewachsenem, leicht angegrautem Hauplbaar, kühn gebogener Adlernase und klugen braunen Augen in einem gesunden, bartlosen Gesicht, im Ganzen eine imvonirende Persönlichkeit, die, wie sie jetzt in sast drohender Haltung nach dem Begehr des kleinen Baumeisters fragte, den Vergleich zwischen Goliath und David unwillkürlich hervorrief.

Wie ein Schüler, der seine Lection gut auswendig gelernt hat, wiederlwlte Walther Eveking wortgetreu die Eingangsworte seines Besuches bei Däglan.

Dieselbe Wirkung!

Ein Lächeln glitt über die angenehmen Züge des Herrn Pfotenbciuer nnd mit freundlicher Handbewegung forderte er seinen Gast zum Sitzen auf.

„Wissen Sie, Herr Baumeister," sagte er mit lauter Stimme — denn im Nebenzimmer begann eben eine sichere Hand auf dem Elavier „das Gebet der Jungfrau" zu spielen — „wissen Sie, daß mir die Galle aufsteigt, wenn ich an dieses vermaledeite Irrenhaus denke? Der reine Wahiisiimn ist es, das Gebäude auf jene Stelle zu setzen, gerade am entgegengesetzten Ende der Stadt hätte es errichtet werden müssen! Glauben Sie inir, ich persönlich habe nicht das geringste Interesse daran, aber natürlich — Täglau und Consorten, auf deren Grund und Boden —" und nun erging sich Herr Pfotenhauer in einigen derben Redensarten, welche die Stärke und Heftigkeil des Kampfes in der Stadtverwaltung bei Gelegenheit der Jrrenhausfrage lebhaft vergegenwärtigten.

Mit leisem zustimmendem Kopfnicken und trübem Lächeln auf den Lippen klopfte Walther Ebeling mit der rechten Hand Herrn Pfotenhauer auf die Knie und sagte theilnahmsvoll:

„Warum, verehrter Herr College —" schon bei dem Worte „College", mit dem der Königliche Baumeister den einfachen Zimmermeifter anredete, strahlte das Gesicht Herm Pfotenhauers — „warum, verehrter Herr College, ereifern Sie sich mir gegenüber, der ich bei einer anderen Verwaltung dieselbe Erfahrung wie Sie machen muß? Wundern wir uns doch nicht, daß das Gold fo selten, das Blech so häusig ist, sollen wir uns wundern, daß auf Seiten der Minorität weit häufiger das Recht zu finden ist, als umgekehrt?"

„Wahrhaftig, da haben Sie durchaus die Wahrheit gesagt, Herr Baumeister," erwiderte Herr Pfotenhauer, feinem Gast kräftig die Hand schüttelnd.

„Und Sie sind nicht der Mann," suhr Walther Ebeling zuversichtlich fort, „sich durch solche Erfahrungen die Laune und die Lust am Leben verderben zu lassen —"

„Warum, wenn ich bitten darf?"

„Denn in Ihrem Hause waltet, wie ich mit Entzücken vernehme, die Kunst, die edle Trösterin im menschlichen Jammerthale, in dein es doch eigentlich recht erträglich und hübsch ist."

Er sagte sich, daß es nunmehr die höchste Zeil sei, das Madonnengesicht aus dem Nebenzimmer — sei es auch, durch welche Mittel immer — herauszulocken und suhr daher fort:

„Ich gestehe, ich brenne vor Verlangen, der Künstlerin, die sich nebenan vernehmen läßt, meine Bewunderung auszusprechen. Ist es Ihre Frau Gemahlin oder etwa Ihr Fräulein Tochter?"

„Meine Frau ist in der Kirche, eS ist meine Tochter."

Und Herr Pfotenhauer hatte schon die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und rief nun hinein:

„Selm«, willst Tu nicht einmal hereinkommen?"

Walther Ebeling war bis an die Thür gefolgt und sah nun, wie sich eine schlanke, edle Mädchengestalt von etwa zwanzig Jahren init den verfeinerten Gesichtszügen des Vaters, schlichtem braunein Haar und großen, klugen und stillen Augen vor dem Clavier erhob und erröthend näher trat.

Sie hielt es für schicklich, merken zu lassen, das; ihr die Störung nicht angenehm war.

„Was willst Du, Papa?" fragte sie, scheinbar sehr erstaunt, obgleich sie den fahrenden Tanger von heut Morgen sofort erkannt hatte und sich durch seinen Anblick — sie wollte sich selbst nicht erklären, warum? — einigermaßen ersreut suhlte.

„Herr Baumeister Ebeling, der zu längerem Aufenthalte in unsere Stadt eingezogen ist, wünscht Deine Bekanntschaft zu machen, liebes Kind," sagte Herr Pfotenhnuer und führte sie herein.

„5), ich bitte tausendmal nm Entschuldigung, mein Fräulein, es lag keineswegs in meiner Absicht, Sie in Ihrer Kunstausübung zu stören, ich hatte nur den Wunsch geäußert, der Künstlerin meine Bewunderung aussprechen zu dürfen/'

Selma erröthete und erwiderte gereizt, — denn sie besann sich sofort auf eine Scene in ihrer Lieblingsschriststellerin Marlitt, wo das Liebespaar sich zuerst schroff gegenüber tritt:

„Ich kann nicht hoch von Ihren künstlerischen Ansprüchen denken, wenn Sie mein Spiel bewundern."

Der Vater lächelte befriedigt über diese Antwort seiner Tochter und Walkher Ebeling dachte bei sich: „sie scheint klug zu sein, das macht sie nur schöner," und vertiefte sich desto eifriger in ihren Anblick. Er glaubte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Sirtinischcn Madonna herauszufinden.

„Der Herr Baumeister ist wahrscheinlich selbst ein tüchtiger Musikkünstler," sagte Herr Psotenhaucr, nachdem man sich gesetzt hatte, um die scharfe Antwort seiner Tochter etwas zu mildern.

„Nur in sehr geringem Maße," erwiderte Walther nchselzuckend. Selma aber dachte, ihn von der Seite betrachtend: „Du lügst, ich habe Dich ja singen hören und weiß, daß Du gut singst."

„Und welches Instrument spielen Sie?" fragte sie laut, ihn mit ihren großen Augen durchdringend ansehend.

„Die Zither."

„Die Zither?" riefen Vater und Tochter wie aus einem Munde erstaunt aus.

„Warum setzt Sie das so in Erstaunen?

„O, wir lieben die Zither so sehr, meine Frau und ich und meine Tochter; wir haben sie vor zwei Jahren sehr oft und gut auf einer Reise in Tyrol spielen hören und seitdem nie wieder," sagte Herr Pfotenbauer lebhaft und fuhr dabei zwei, drei Mal heftig mit der Hand durch das kurze, starke Haar.

Selma aber blickte träumerisch in die Ferne und sie sah vor sich eine ganze Alpenlandschaft und den Zitherspieler mit dem krausen ^ockenkopf, den sie so lieb gewonnen und der iimner versprochen hatte zu schreiben und nach Fichtenstädtel zu kommen, und es doch bisher nicht gctl«n hatte.

„Dann können Tie wohl auch das Lied vom .himmelblanen See?'" fragte sie nach kurzer Pause zerstreut.

„Freilich, sreilich!" erwiderte Walther und begann den Anfang des Liedes halblaut vor sich hin zu singen: „Zwischen hohen Bergen und dein tiefen Thal zc."

„O, das müssen Sie uns oft singen, das müssen Sie uns oft zur Zither singen," rief Herr Psotenhauer, ganz von angenehmen Erinnerungen überwältigt, „meine Frau wird außer sich sein vor Vergnügen. Versprechen Sie uns das, Herr Baumeister, nicht wahr, Sie kommen recht bald?"

„Nur zur gern, Herr College, nur zu gern, verlassen Sie sich daranf," erwiderte Walther mit einem Blick auf Selmas Madonnengesicht, der von der Wahrhaftigkeit seiner Worte zeugte.

Auch Selm« wiederholte mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme die Bitte, er solle wiederkommen.

Nachdem Herr Pfotenhauer noch darauf aufmerksam gemacht, daß heute, als am Sonntage, um 12 Uhr in der „Krähe" ein allgemeiner Frühschoppen stattfinde, bei dem Walther wohl nicht fehlen werde, verabschiedete sich dieser von Bater und Tochter so herzlich, als ob er in ihrem Hause schon jahrelang verkehrt hätte.

„Was sagst Tu zu diesem Baumeister?" fragte Herr Pfotenhauer seine Tochter, als Walther kaum verschwunden war, und sah ihr dabei tief in die Augen.

„Er ist nicht sehr groß," erwiderte Selma sich verlegen abwendend und verschwieg ihrem Vater, oaß sie ihn schon am Morgen gesehen und singen gehört, und daß sie jetzt bemerkt hatte, , wie hübsch und klug er aussehe.

V.

„Selma ist offenbar klüger als Manschen, reizend aber sind sie alle Beide, und wenn sie zugleich vor mir ständen und ich müßte mich entscheiden, welcher ich den Preis ertheilen sollte, es würde mir wirklich schwer werden, sehr schwer; aber eine herrliche, echt dramatische Situation! Schon der Gedanke allein macht mich glücklich! Wie kann es nur Menschen geben, die nicht glücklich sind! Wie die Sonne lacht und wie lind die Mailuft weht! Ter alte Goethe hat wie immer Recht:

Ter Tu dcr Freuden viel schaffü,
Jedem ein überfließend Maß!"

So monologisirte Walthe'r Ebeling ans dem Wege nach der dritten Schönheit und blickte entzückt in den blanen Himmel hinein.

Doch er war schon am Ziele; er betrat das Haus des Herrn Fantini, berühmten Zuckerbäckers aus der italienischen Schweiz, der einst als jnnger Mensch auf einer Reise durch Deutschland in Fichtenstädtel krank liegen geblieben war, und später die Tochter seines Wirthes und Pflegers geheirathet hatte. Seitdem war es ihm von Jahr zu Jahr besser gegangen, er hatte das deutsche Heimatsrecht und dazu ein hübsches Vermögen erworben und lebte mit seiner einzigen Tochter Stella in recht guten Verhältnissen.

Als Walther Ebeling die Hausthür öffnete, floh vor ihm eine weibliche Gestalt, wie ein Vogel, den der Jäger aufgescheucht hat, die Treppe hinauf und verschwand hinter einer laut zugeschlagenen Thür.

Er hatte aber die schwarzen Neugelein funkeln und die schwarzen Zöpfe fliegen sehen, und er wußte, wer vor ihm geflohen und daß auch er erkannt worden war.

Langsam ging er die Treppe hinauf und stand dann vor drei geschlossenen Thüren, einem halblauten, in italienischer Sprache lebhaft geführten Zwiegespräch horchend, das hinter einer der Thülen geführt wurde.

Es handelte sich augenscheinlich um ihn.

Er besaß so viel Kenntnis; der italienischen Sprache, daß er einige Ausruse verstand: „Ich bin für Niemand zu sprechen! ich will mich jetzt rasiren! wer ist es denn eigentlich? wird ein reisender Bäckergesell sein!"

Was darauf geantwortet wurde, konnte Walther nicht verstehen, er vernahm nur ein leises Geflüster.

Ohne sich lange zu besinnen, pochte er mit fester Hand an die mittelste Thür, so laut, daß man es auch hinter den beiden anderen hören mußte.

„(!«rii« 61 Laooliu!" hörte er drinnen fluchen, dann wurde wieder eine Thür zugeschlagen und endlich der Schlüssel in der mittleren herumgedreht und geöffnet.

Mit vorgebundener Serviette, halbrasirtem Gesicht, das Messer in der Hand, erschien Herr Fantini, ein hagerer, schwarzäugiger Italiener, mit müthender Geberde auf der Schwelle. Er hatte offenbar die Absichl, ein furchtbares Donnerwetter gegen den Störenfried loszulassen, stockte aber doch beim Anblick des in ruhiger Sicherheit mit lächelnder Miene sich verbeugenden jungen Mannes.

„Womit kann ich zu Diensten sein?" sagte er dann mürrisch, in seiner Aussprache den Italiener verratheno.

Walther Ebeling sagte sein Sprüchlein her, machte aber hier folgenden Znsatz: „Da ich jedoch sehe, daß Sie hochverehrter Herr, in einer sehr wichtigen Beschäftigung begriffen sind, die weniger als jede andere eine Störung verträgt, so bitte ich, meine Ungeschicklichkeit zu verzeihen, und mir ein andermal zn gestatten —"

Herr Fantini ließ ihn aber nicht aussprechen, sondern, heftig den Kops schüttelnd, rief er aus:

„Nein, nein! Bitte gefälligst hereinzntreten, ich werde gleich fo weit sein. Wollen Sie nur Platz nehmen, meine Tochter wird Ihnen solange Gesellschaft leisten. Stella! Stella!"

Und während Herr Fantini sich eiligst zunickzog, um seine Toilette ?u vollenden, erschien Stella im Zimmer, machte einen tiefen 5inir und forderte Walther zum Sitzen auf.

Bei Stellas Anblick empfand Walther einen freudigen Schreck, er fühlte fein Herz schneller pochen und das Blut zu Kopf steigen.

Es war aber auch eine bezaubernde Erscheinung!

Das volle, schwarze Haar, der elfenbeinfarbige, in den Wangen sich schwach röthende Teint, das feine Naschen und die kurze Oberlippe, welche die weißen Zähne nicht völlig zu verdecken im Stande war, die nicht großen, aber gluthvollen Augen, — bezaubernde Augen sind niemals sehr groß — endlich die bei aller Ueppigkeit graziöse Figur bildeten ein wunderbar harmonisches Ganze.

„Sie müssen meinen Vater entschuldigen, er ist etwas heftiger Natur, Sie haben gewiß gehört —" und sie sing bei dem Gedanken an den italienischen Wortwechsel mit ihrem Vater allerliebst zu kichern an, sodaß man alle ihre weißen Zähnchen sah.

„O, mein Fräulein, ich habe nichts zu entschuldigen, ich habe nur dem Schicksal zu danken, daß ich auf diese Weise sofort das Glück hatte, mit Ihnen Bekanntschaft zu machen."

„Die haben wir ja schon heute früh gemacht," siel sie rasch ein; „was haben Sie für eine schöne Stimme und wie können Sie dieselbe nur so zwanglos gebrauchen, während Sie das Zweirad lenken?"

„O, das ist durchaus nicht schwer —"

„Wenn man es kann," fetzte sie lachend hinzu.

Er lachte herzlich mit und sie lachten Beide noch eine Zeit lang, ohne zu wissen, warum.

„Ihre Stimme muß zu italienischem Text ganz besonders gut klingen," sagte sie dann wieder ernster.

„Das sollen Sie später selbst beurtheilen," und er intonirte ganz leise, wie zur Probe, indem er zugleich auf ihren Namen anspielte, eine italienische Volksweise:

„In mar« ultü
In pruerllü,
Invaso ts, o

Eine dunkle Nöthe überflammte plötzlich ihr ganzes Gesicht.

„Wird es gehen?" fragte er.

„Ich denke nur zu gut," erwiderte sie leise.

Es war die höchste Zeit, daß Herr Fantini erschien, denn Beide waren auf dem besten Wege, sich schnurstracks in einander zu verlieben.

Herr Fantini aber gab ihren Gedanken sofort eine andere Richtung, indem er eintretend zu Walther begann:

„Also Sie sind der Mann, der den vielen verdrehten Köpfen in

Nord und Süd, ,Z5. 21

Fichtenstüdtel durch den Bau eines Irrenhauses noch einige Dutzend hinzufügen will? Hören Sie, das ist eine abscheuliche Idee!"

„Für die ich ineine Wenigkeit nicht verantwortlich zu machen bitte," erwiderte Walther, sich höflich verneigend.

„Es sollte auch nur ein Scherz sein; obgleich uns hier wegen dieses verd— Irrenhauses alles Scherzen und Lustigsein vergangen ist."

„Ich hoffe, mit dein Bau desselben wird auch die alte Fröhlichkeit zurückkehren," gab Walther mit einem bedeutsamen Blick ans Stella vertrauensvoll zur Antwort.

„Da haben Sie bessere Hoffnungen als ich und die Anderen hier," sagte Heil' Fantini, seine mageren Beine übereinander legend. „Sie können sich am besten von der Stimmung überzeugen, wenn Sie heute den Frühschoppen in der Krähe besuchen, bei dem alle Stimmsührer und ihr Anhang zugegen sind —"

„Und von dem die Herren immer so spät nach Hause zurückkehren, daß gewöhnlich der Braten verbrennt nnd das Mittagessen untauglich geworden ist," warf Stella mit halb lächelnder, halb schmollender Miene dazwischen.,

„Willst Du wohl schweigen!" rief der Vater gutmüthig polternd, „wenn man sich die ganze Woche gequält hat, darf man sich am Sonntag schon einmal gütlich thun."

„Aber ich, ich muß immer allein sitzen und warten," erwiderte Stella, die Augen niederschlagend.

„Warum hast Du Dich mit Selm« und Marie verzankt!"

„Da seid Ihr Väter doch allein daran Schuld," antwortete sie heftig und kehrte dem Vater halb den Wcken zu.

„Na, warte nur, es wird schon wieder besser werden," sagte er, die Richtigkeit der letzten Bemerkung Stellas anerkennend.

Wnlther aber erhob sich und sagte zu Stella gewendet:

„Ich werde an dein Frühschoppen auch Theil nehmen uud verpftichle mich, Ihren Herrn Vater rechtzeitig nach Hause zu geleiten."

„Wenn Sie das vermöchten?" erwidette sie zweifelnd.

„Warum nicht?"

„Nn, na, versprechen Sie nicht zu viel," sagte Herr Fantini, hell auflachend, nnd erhob sich ebenfalls.

„Wenn der Herr Baumeister für Mittag noch nicht versagt ist, könnte er ja bei uns speisen," sagte Stella rasch, und gleich darauf über ihre Kühnheit heftig erschreckend, deckte sie mit dem rechten Zeigefinger ihr kleines Mündchen zu, indem sie, einer Strafe gewärtig, zu ihrem Vater ausblicke.

Dieser hatte seine Augen weit aufgerissen nnd starrte seine Dochier verwundert an. Dann wandte er sein Gesicht langsam Walther zu, und als er diesen mit vergnügtem lächeln, als ob er nur auf die Einladung wartete, vor sich stehen sah, so erwiderte er:

„Wenn der Herr Baumeister mit unsrer einfachen Kost zufrieden sein will, so würde wich das sehr freuen."

„Und wenn Sie wir Wasser und Brod vorsetzten, so würde ich doch in so angenehmer Gesellschaft Nectar und Ambrosia zu verzehren glauben", erwiderte Walther mit sehr gewagter Schmeichelei, die aber bei dem alten Italiener und seinem Töchtcrlcin die beabsichtigte Wirkung durchaus nicht verfehlte.

Man trennte sich mit Händeschütteln und .1 rivöäeioi-Nufen in allseitiger bester Laune.

Walther Ebeling gab alle weiteren Besuche auf, eilte in sein Gasthaus und während er dort sich seines Fracks und seiner schwarzen Beinkleider entledigte, um bequemere Kleidung nnzuthun und sich nach der „Krähe" zubegeben, sang er unausgesetzt mit lauter Stimme vor sich hin

„In nmrs älto,
In provMü,
Invo«« ts, »

stell»!"

Es war ihm, als hätte er schon einen Athemzug echt italienischer Luft genossen.

VI.

In der „Krähe" hatte sich inzwischen die Stammgesellschaft vollzählig eingefunden.

Nicht mehr wie früher saßen all' die Biedermänner an einem einzigen langen Tische vereinigt, sondern der ziemlich enge Raum wurde von drei runden Tischen eingenommen, an deren jedem die Bertreter einer Bürgerpartei Platz gefunden hatten.

Die Unterhaltung war bereits eine sehr lebhafte. Den Hauvtgesvrächsstoff bildete natürlich der Neuangekommene Baumeister und das Irrenhaus, und jeder Tisch war heute ganz besonders heftig in der Bertheidigung seines bisher eingenommenen Standpunktes.

Ter Billardkugelfabrikant Däglau, Präsident des ersten Tisches, hatte heimlich seiner Tafelrunde zu berichten gewußt, daß der Baumeister ganz auf seiner Seite stehe und daß er dies gewiß auch dadurch kuud thun würde, daß er an ihrem Tische Platz nähme.

Ganz dasselbe hatten die Herren Pfotenhauer und Fantini, die Präfidenten der beiden anderen Tische, ihren Genossen zugeraunt, und es herrschte daher eine allgemeine, mir zu begreifliche Spannung auf das Erscheinen des Baumeisters.

Endlich wurde die Thür geöffnet und Waither Ebeling trat in seinem grauen Anzüge, ein Blümchen im Knopfloch, strahlenden Auges ein.

Sofort hatte er die kritische Lage, in der er sich den drei Tischen gegenüber befand, durchschaut.

Sosort aber auch wußte er, was er zu thun hatte.

Nachdem er sich nach allen Seiten hin freundlich verneigt hatte, ergriff er einen in der Ecke stehenden Stuhl, schwang ihn über seinen Kopf in die Höhe, schritt ohne zu zaudern, als konnte es sttr ihn in der ganzen Welt keinen anderen Platz geben, in die Mitte der Stube und setzte seinen Stuhl so geschickt in den Raum, der von allen drei Tischen begrenzt wurde, daß er thatsächlich an keinen oder doch, wenn man wollte, an jeden derselben zu sitzen kam.

Tie daraus eintretende allgemeine Stille des Staunens sich sofort zu Nutze machend, erhob er sich wieder, stellte sich wie ein Redner hinter seinen Stuhl und begann:

„Meine hochverehrten Herren! Sie haben mich, obwohl ich erst heute hier in Fichtenstiidtel eingezogen bin, bereits der Ehre gewürdigt, in diesem erlauchten Kreise erscheinen zu dürfen. Ich bin mir vollkommen des hohen Vorzuges, der mir dadurch zu Theil geworden, bewußt und werde nach Gräften bemüht sein, mich) desselben würdig zu machen. Indem ich Ihnen Allen meinen aufrichtigen Dank ausspreche, frage ich zugleich an, ob Sie mir gestatten, noch einige Worte hinzuzufügen?"

Er schaute von Tisch zu Tisch, und da ihm von allen Seiten zustimmende Worte und Blicke entgegenkamen, so suhr er, einen vollen Schoppen, den ihm der Wirth inzwischen gereicht, in seiner Rechten haltend, also fort:

„Verehrte Anwesende! Sie Alle werden die Erfahrung gemacht haben, daß es selten einen wichtigen Gegenstand giebt, über den die Ansichten auch nur zweier Menschen vollkommen übereinstimmen!

„Es ist das sehr natürlich; denn wie nach dem allgemeinen Naturgesetz ein Ding unmöglich zugleich an derselben Stelle sein kann wie ein anderes, so wird sich auch ein Mensch, der nun einmal im Leben einen ganz bestimmten, mit keinem anderen zu vertauschenden Standpunkt einnimmt, niemals vollkommen in die Lage eines Anderen versetzen können.

Geben Sie mir hierin Recht, meine Herren?"

Dumpfes Znstimmungsgemurmel von alleil drei Tischen.

„Wird das zugestanden, so werden Sie niir ferner zugeben, daß man niemals mit vollem Rechte wird sagen können: dieser Mensch hat bei Beurtheilung dieser Sache absolut das Richtige getroffen; sondern man wird immer nur sagen können: er hat diese Sache von seinem Standpunkt auL richtig beurtheilt."

Wiederholtes Zustimmungsgemurmel und Fragen: Ivo will er hinaus?

„Um nun auf meinen Gegenstand zu kommen, so kann ich folgerichtig mit Ihrer Zustimmung behaupten, daß bei Beurtheilung der Irrenhaus frage, die, wie mir nicht verborgen geblieben ist, in dieser guten Stadl eine gewaltige Erregung hervorgerufen hat, jede der drei Parteien, die ich hier an den drei Tischen in ihren Häuptern anwesend finde, — ich sage. daß jede der drei Parteien von ihrem Standpunkte aus das Nichtige getroffen hat!"

Ein vielfaches Ah! des Erstaunens, das bei diesen Worten ertönte, ließ Walther Ebeling getrost fortfahren:

„Denn, wer wäre fo verwegen, behaupten zu wollen, daß etwa persönliche, nicht rein sachliche Gründe die Parteien bei Abgabe ihres Votums geleitet hätten?!"

Hier wogten die Köpfe aller Anwesenden wie die Nehren eines Getreidefeldes, über das ein plötzlicher Windhauch fährt, unruhig hin und her, als wollte jeder den furchtbaren Verdacht, es könnten ihn persönliche Motive geleitet haben, uumuthig von sich abwälzen.

„Gewiß Keiner! — Nuu hat aber auch die Regierung ihren Standpunkt, nnd da sie in vorliegendem Falle zu befehlen hat und ein Ansturm diesseits gegen sie völlig nutzlos sein würde, auch die Prüfung ausgeschlossen ist, ob die Regierung das Richtige getroffen, so ist auch kein Grund vorhanden, sich die Kopse zn zerbrechen oder sich darüber ausznregen, welcher Ansicht die Regierung sich angeschlossen hat."

„Da hat er Recht," hörte man von verschiedenen Seiten und .Kopfnicken Anderer bestätigte diesen Ausspruch.

„ES ist nur also —" Walthers Stimme wurde jetzt leiser, klagender, - es zitterte etwas wie eine verhaltene Thräne darin — „es ist mir also, meine hochverehrten Herren, kaum erklärlich, jedeusalls aber höchst beklagenswert!) erschienen, daß die Spaltuug der Parteien, wie sie sich bei Besprechung der JrrenhnuSfrage hier durchaus berechtigt gebildet haben — denn jede der Parteien hatte Recht, wie ich nachgewiesen, — daß diese Spaltuug von solcher, alle gemeinsame Freude und Heiterkeit vernichtenden Dauer sein konnte."

Walthcr hatte den Kops gesenkt und die Augen geschlossen. Er schwieg einige Augenblicke und Niemand wagte sich zu regen. Dann erhob er den Kopf wieder, öffnete die Augen und suhr mit lauter Stimme und vollem Pathos fort:

„Nein, meine hochverehrten Herren, Fichtenstädtel ist nicht der Ort, an dem solch ein Zustand von Dauer sein darf! Urtheilen Sie selbst! Wir befinden uns in einer gesegneten Gemeinde! Gesegnet dnrch die herrliche ^age in den schönbewaldeten Bergen; gesegnet durch Fruchtbarkeit des Bodens; gesegnet durch die Wohlhabenheit der Bewohner; gesegnet durch mildes Mima; gesegnet durch die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, deren ich einige mahrhafte Perlen bereits wahrgenommen;" — hier räusperten sich die Herren Fantini, Pfotenhauer und Däglau sehr laut und tranken dann sofort einen großen Schluck — „gesegnet zuletzt, doch nicht in letzter Reihe, durch die Weisheit der städtischen Behörden!"

„Bravo! bravo! bravo!" —

„Mir ist mich bekannt — nnd ich könnte es durch vollgültige Beweise belegen — daß die Vertreter der drei sich scheinbar feindlich gegenüberstellenden Parteien von ihren vermeintlichen Gegnern nur das Beste denken, ja, daß sie einander aufrichtig vereinen!"

Dieser letzte Satz kam den Meisten außerordentlich überraschend; in der Stimmung aber, in der sie sich bereits besanden, und bei der Bestimmtheit, mit der er vorgebracht worden mar, glaubten Alle daran und fühlten sich zugleich geschmeichelt und gerührt. Jetzt hatte Walthcr Ebeling gewonnen Spiel. Er merkte den guten Eindruck, den er erzielt, und schloß daher mit kraftvoller Betonung:

„Liegt also irgend ein Grund vor, den unseligen Zwiespalt länger bestehen zu lassen? Nein nnd tausendmal nein! Meine hochverehrten Herren, eine Wolke hat an dem sonst allezeit so klaren Himmel von Fichtenstädtcl gestanden, eine Wolke, die, wie ich hoffe, ans Nimmerwicderkehr verschwunden ist nnd die Luft jetzo nur desto heiterer erstrahlen lassen wird. Thun Sie sich selbst nnd Ihrer Stadt kein Unrecht, erheben Sie die Gläser nnd rufen Sie mit mir: das schöne, das freundliche, das gesegnete, das einmüthige Fichtenstädtel, es lebe hoch!"

Schon bei den letzten Worten hatten sich Zllle erhoben und nun brauste aus Aller Munde ein donnerähnliches: Hoch, hoch, hoch!

(5s sand eine allgemeine Versöhnung statt! Männer, die sich ivochenlang nicht gegrüßt hatten, sanken sich jubelnd in die Arme, jeder Groll schien spurlos hinweggeweht. Dem kleinen Baumeister aber thaten die Hände noch lange weh von den vielen kräftigen Händedrücken, die er sich mußie gefallen lassen.

Die drei Tische wurden hinausgeschafft, der alte lange wieder hergestellt und die Fröhlichkeit nahm ihren unbegrenzten Lauf.

Als aber der kleine Baumeister sich einmal auf kurze Zeit entfernte, sagte Herr Fantini zu seinem Nachbarn:

„Das ist ja ein prächtiger Mensch, dieser Baumeister!" und fügte ernsthaft hiuzu: „es ist ein Enthusiast!"

„Was ist er?"

„Ein Enthusiast!"

Und der Nachbar sagte es seinem Nachbarn, und dieser dein nächsten und so fort, und Jeder sprach es bedächtig nach: er ist ein Euthusiast, ein Enthusiast! und bald wußte es jedes Kind, daß der Herr Baumeister ein Euthusiast sei und man nannte ihn allgemein den „Enthusiasten von Fichlenstädtel."

VII.

Walther Ebeling hielt Wort. Als die Wogen der Lustigkeit schon sehr hoch gingen, wußte er den alten Fantini geschickt bei Seite zu locken nnd ihm in's !)hr zu rannen:

„Signor Fanrini, soeben habe ich eine Bision gehabt."

Der Italiener sah ihn betroffen an.
„Was? Eine Vision?"

„Ja; Fräulein Stella sah ich seufzend am Fenster stehen, auf die Straße hinabblickend und ausrufend: der Braten verbrennt mir wahrhaftig wieder, und auch auf den Baumeister ist kein Verlaß!"

Fantini lachte laut auf, faßte Walthcr unter den Arm und sagte:

„So kommen Sie, ehe der protzige Pfotenhauer Sect vorfährt, wie er das bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegt, sonst find wir und der Braten verloren."

Und Arm in Arm schlenderten sie, lebhaft schwatzend, nach Hause, wo ihnen Stella in reizender Toilette froh entgegeneilte.

„Wohl Euch, daß Ihr da seid I" rief sie aus, „ich hatte fchon furcktbare Nacbepläne ausgedacht für den Fall, daß Ihr mich diesmal im Stiche ließet."

Und dabei blitzte sie mit ihren schwanen Augen den Baumeister an, daß es ihm heiß durch den ganzen Körper lief und er bei sich dachte, ich möchte Dich wohl einmal Nache fchnanbend sehen, scnöne Furie!

A!an setzte sich sogleich zu Tische und es begann eine sehr lebhafte Unterhaltung.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Wnlther Ebeling gelegentlich von der einen oder andern Bemerkung des Herrn Fantini, die nicht gerade auf Zartheit des GemüihcS und Tiefe der Bildung schließen ließ, zwar unangenehm berührt wurde, daß er sich dessen aber kaum bewußt wurde oder vielmehr werden wollte, nnd daß der unangenehme Eindruck in der That sofort schwand, wenn er Stella anblickte, was eigentlich unausgesetzt geschab. Sie erschien ihm wie die Verkörperung des von ihm ersehnten Italiens.

Nachdem die verschiedensten Persönlichkeiten und Verhältnisse Fichtenstädtels einer eingehenden Besprechung gewürdigt worden waren, — wobei die christliche Liebe keine hervorragende Nolle spielte — wandte sich Walther plötzlich mit der Frage an Stella, ob sie ihr eigentliches Heimatland schon gesehen habe?

„Wie verstehen Sie das?" fragte sie erstaunt.

„Nun, ich meine Italien, denn wenn Sie keine echte Italienerin sind, so glaube ich in meinem Leben keine mehr zu sehen."

„Nicht wahr, nicht wahr?" fiel Herr Fantini lebhaft ein, „sie hat Ncv,'e, sie hat Na>.'c, sie ist mein Kind, ein echtes Kind des Südens."

„Und doch bin ich noch niemals cmö Ficbtenstädtel hinausgekommen," sagte Stella traurig.

Walther sah sich plötzlich im Geiste an Stellas Seite am Golse von Neapel lustwandeln und es überkam ihn eine übermttthige Freudigkeit.

„0, ckolos I^upoli!" rief er aus, „werde ich Dich jemals so fehen, wie ich Dich von ganzem Herzen zu fehen wünsche? Leben, Leben, wie schön bist Tu, daß man sich in so holder Gegenwart einer noch schöneren Zukunft sreuen darf!"

Stella hatte sofort seine Gedanken errathen und wieder glühte es rosig in ihren Wangen.

Ter' alte Fantini aber sprang von seinein Stuhle auf, umarmte Walther und rief:

„Signor Baumeister, mit Ihnen möchte ich mein Vaterland wiedersehen! Sie sind merth ein Italiener zu sein, wollen wir drei Hinreisen? Wie?" nnd er reichte seiner verlegen dreinschauenden Tochter die Hand — „wollen wir nicht zusammen echte Maccaroni essen und liiciiniäv OKii»ti trinken? He? Denn ich verlasse meine Tochter nie!"

Walther überlief es kalt bei diesen Worten und alle Farben der italienischen Landschaft "verblaßten ihm, wenn er sich in Gesellschaft des Herrn Fantini dorthin versetzte.

„Verlieren wir vor lauter Zukunftsträumen den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen," sagte er ausweichend und stand ebenfalls auf. „Jch sehe dort ein Clavier stehen, Fräulein Stella, wollen Sie nicht die Güte haben, uns etwas vorzutragen?"

„Wenn Sie dazu singen wollen, ja."

Noch ehe aber Stella sich an's Clavier begeben hatte, hörte man vor der Thür laute Stimmen nnd dald darauf wurde kräftig angeklopft.

„Ah, wer stört uns jetzt?" sagte Herr Fantini verdrießlich, „es sing gerade an so schön zu werden."

Stella aber hatte schon „Herein" gerufen, die Thür öffnete sich und unter lauten Begrüßungen und Höflichkeitsbezeigungen erschienen Herr und Frau Pfotenhauer mit Selma und Herr Tüglau mit Mariechen.

Es war seit vielen Monaten das erste Mal, daß die früher eng befreundeten Familien sich wieder zusammenfanden; die dadurch bedingteallgemeine Verlegenheit erstickte man mit lanten Worten.

„Das ist ja schön! Das ist aber liebenswürdig! Nein, daß Sie zuerst zu uns kommen! Guten Tag, liebe Stella! Da ist ja auch Mariechen und Selma! Endlich, endlich sieht man sich wieder! Gut, daß daS Eis endlich gebrochen ist! Ei, ei, Herr Baumeister, hier trifft man Sie? Wie geht's, altes Haus? Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so nmfz der Prophet zum Berge gehen!"

Solche und ähnliche Redensarten flogen in wildem Durcheinander vom höchsten 'Diskant bis zum tiefsten Baß eine Zeit lang hin und her, bis die allgemeine Erregung sich so weit gelegt hatte, daß man aus Sopl^r und Stühlen um den Tisch herum Platz nehmen konnte.

Tabei hatte Madame Pfotenhauer schon Zeit gefunden, Selm« leise zu fragen, ob sie bemerkt hätte, wie der Baumeister nnd Stella sich angesehen haben, und Herr Däglan wußte seiner Tochter Mnriechen zuzuflüstern, daß der ichlaue Italiener sich den Baumeister schon gekapert zu haben scheine.

Die so viele Monate zunickgestaute Unterhaltung erlitt keine Unterbrechung, wurde vielmehr überhastet und es dauerte ziemlich lange, ehe sich aus diesem krausen Strudel ein klares Büchlein mit seinem muntern Geplauder zum Rechte verhalf, das heißt, che Walther Ebeling den Faden der Unterhaltung ganz unmerklich in die Hand bekam und zum Vergnügen Aller emsig fortspcmn.

Pom Weingenuß und der Gegenwart dreier schöner Mädchen ^ denn auch Mariechen und Selm« hatten neben Stella wieder ihre Macht gewonnen — lebhaft angeregt, sprudelte Walrher Ebeling von guter Laune und reihte neben ernsten Betrachtungen Scherz an Scherz, der niemals beleidigte, weil er aus heiterem, unverdorbenem Herzen kam.

Schließlich wurde er bestürmt, seine Zither holen zu lassen, was er denn auch that, um sich für das ihm allseitig dargebrachte Wohlwollen erkenntlich zu zeigen.

Cr begann zum Entzücken der Familie Pfotenhauer mit dein „himmelblauen See" dessen Refrain die ganze Gesellschaft mitsang. Selma zerdrückte dabei heimlich eine Thrä'ne, ihre Mutter dagegen weinte ganz offen, ohne sich zu schämen und der alte Psotenhauer hätte am liebsten den jungen Baumeister umarmt und geküßt, wenn er nur nicht den Spott des rothbäckigen Täglau und des hageren Fantini gefürchtet hätte.

Rauschender Beifall folgte dem ersten Liede.

„Nein, das war zu schön," weinte Frau Pfotenhauer in ihr Taschentuch, und Selm« drückte, ohne jede Peranlassung einen jiuß auf Mariechens linke Wange. Stella aber saß ganz still und nur. wer in Augen zu lesen versteht, wußte, was in ihrer Seele vorging.

ES wurden mehr Lieder verlangt und Walther fuhr fort, ein deutsches Bolkslicd nach dem andern zum Besten zn geben.

Endlich sagte er, zu Stella gewandt, die noch immer regungslos dasaß:

„Nun, Signorina, wie wär's mit der Santa ^ucia?" und er präludirte auf der Zither dazu.

Stella sprang, wie elektrisirt auf, stellte sich hinter ihn und begleitete ihn so sicher und ohne zu stocken, als ob sie seit Jahren zusammen zu singen gewohnt gewesen wären. Sie batte eine wohlklingende, reine, wenn auch nicht große Stimme, aber es bebte eine Leidenschast in ihr, die Alle, selbst Selma und Mariechen wider ihren Willen mit sich fortriß.

Die drei Mädchen umarmten sich zärtlich und küßteil sich und blieben eine Zeit lang umschlungen stehen. Und als sie Walther Ebeling in dieser Stellung bewundernd betrachtete, mußte er sich gestehen, daß er etwas Schöneres in seinem Leben nie gesehen, und daß diese Gruppe selbst die berühmte Eanova'sche bei Weitem übertreffe.

Jedes der Mädchen war in seiner Art vollendet, und Walther theilte demnach seine Liebenswürdigkeit in drei genau gleiche Theile, sodasz jedes der Mädchen für Augenblicke sich für die Bevorzugte halten konnte.

So war der Abend herangekommen und man musste endlich an Aufbruch denken. Allerhand gemeinsame Partieen und Ausflüge wurden noch in Eile vrojectirt und Walther von den drei Familien aufgefordert, bei seiner gänzlichen Unbekanntheit in Fichtenstädtel sich uur an sie zu halten.

„Ich bin garnicht so unbekannt hier," rief Waltber luftig aus, „ich besitze hier eine sehr, sehr gute Freundin."

„Freundin?" riefen die drei Mädchen zugleich erschreckt und erröthcten sofort schamhaft, als Walther sie darauf hin mit übermüthigem, herausforderndem Lächeln ansah.

„Jawohl," sagte er laugsam, „meine liebe, gute — Freundin und Beschützerin, Fräulein — <Mer Augen hingen an seinem Munde! — Fräulein Lieschen Unverrichr, meine Quasi-Tante."

„Wie s Tas ist Ihre Tante? Ach, das ist ja herrlich!" riefen die drei Mädchen durcheinander und ein schwerer Stein war von ihren Herzen gefallen.

„Das ist ja auch unsere Freundin; die besuchen wir sehr oft; ich habe keine bessere Vertraute!" so ertönte es wiederum im Treiklang und die bis dahin kaum beachtete, höchstens geduldete alte Jungfer gewann mit einem Male in den Augen der drei jungen Mädchen eine nie geabnte Bedeutung.

Man trennte sich. Jeder in seiner Weise erregt, und der Schlaf wollte in der kommenden Nacht sich nur langsam und sehr spärlich bei den Mitgliedern der drei Familien einfinden.

Auch Walther dachte nicht an Schlaf. In dem Zimmer seines Gasthauses saß er lange still sinnend und überdachte den eben verlebten Tag. Er war so inhaltsreich, das; er ihm wie ein Monat erschien. Aber Walther war sehr, sehr glücklich. Nnd in dieser Stimmung setzte er sich hin.und schrieb einen langen Brief an seine Mutter, voll Jugendlust und Glück und Frühlingshoffnung und Sonnenschein.

VIII.

Als Walthers Mutter diesen Brief gelesen und wieder gelesen hatte, schüttelte sie nachdenklich den .«ovf und wnßle nicht recht, was sie davon halten sollte. Am Tage darauf aber — in der Nacht pflegten i!,r stets die guten Gedanken zu kommen — setzte sie sich entschlossen an ihren Schreibtisch und schrieb folgende Zeilen an Tante Lieschen:

„Liebe Freundin! Ich erhielt gestern einen Brief meines Wrlrlzer, der mir Mancherlei zu denken gegeben hat. Ich bin bei ihm an das Ueberschwängliche, Enthusiastische gewöhnt, aber dieser Brief enthielt mehr als das, er scheint fast in einein Stadium der Verzückung geschrieben. Dieser Umstand muß bei einer so kurzen Anwesenheit in Fichtenstädtel seinen ganz besonderen Grund haben und ich kann diesen Grund — obwohl der Name keines Mädchens genannt, ja die Erwähnung des weiblichen Geschlechts mit Aengsllichkeit vermieden ist — doch nur in einem,Paar schöner Müdchenaugen finden. Ich kenne meinen Walther zu gut, um nicht zu wissen, wie schnell er Feuer fängt, und wie leicht er dann in seinein Enthusiasmus über jedes Ziel hinausschießt. Von ihm gilt ein Wort, das ich einmal, ich weiß nicht, in welchem Dichter gelesen:

Sein Herz glich dcr schwcbciidcn Hnnc,
ErliiiMiid l'cim lciscstcn Hauch.

Aeußerste Vorsicht ist geboten. Man muß ihn leiten wie einen auf Dächern wandelnden Mondsüchtigen, den man auch erst völlig wecken darf, wenn er die halsbrecherischen Situationen überwunden hat. Theile mir, bitte, den Namen des Mädchens mit nnd füge eine genaue Beschreibung ihres Eharnttcrs und ihrer äußeren Erscheinung bei, damit ich, wenn es nöthig fein sollte. Jung Walther im geeigneten Augenblicke aus seinen phantastischen Höhen auf die solide Erde zurückführen kann. Es ist mir schon manchmal gelungen. Gott befohlen! Deine Elfriede!"

Dieser Brief setzte nun wiederum Dante Lieschen in nicht geringe Verwirrung, wenn gleich er ihr zum Theil den Schlüssel lieferte zu einem ihr bis dahin ziemlich unerklärlichen Ereignisse.

Walther nämlich, der sich gleich am Tage nach seiner Ankunft kopfüber in die Arbeit gestürzt hatte, war noch nicht wieder bei ihr gewesen. Dagegen hatte sie am Montag ganz unerwarteten dreifachen Besuch gehabt.

Zuerst war Stella erschienen, unter dem Borwande, sie hätte vemommen, Fräulein Unverricht sei etwas leidend, — Stella hatte dies soeben erst durch die alte Barbe, welche ihr die Thür öffnete, erfahren, — und wolle sich daher erkundigen, wie es ihr gehe.

Als Tante Lieschen verwundert gefragt, wie sie diese besondere Aufmerksamkeit verdient habe, war Stella ihr lebhaft um den Hals gefallen, hatte sie geküßt und sich entschuldigt, daß sie nicht öfter bei ihr erscheine, da sie doch wisse, welch' einsames Leben Tante Lieschen führe, und da es doch Menschen- und Ehristenpslicht sei, die Einsamen in ihrer Trübsal zu besuchen und zu trösten. Es sei ihr das Alles heute Nacht, wo sie garnicht habe schlafen können, schwer aufs Herz gefallen und sie hätte sich vorgenommen, ihr Unrecht wieder gut zu machen, indem sie recht häusig zu Fräulein Unverricht kommen, mit ihr plaudern, und ihr auch, wenn sie es verlange, etwas vorsingen wolle!

Tarauf hatte sie sich auf dem Sovha niedergelassen, und wohl eine Stunde lang unausgesetzt geplaudert, auch nicht verschwiegen, wie fehnsüchtig ihr jetzt häusig zu Muthe sei und wie sie sich ihren Gemütszustand garnicht erklären könne, und das; sie so gern verreisen möchte, nach Italien, wohin sie schon seit ihrer Kindheit immer gewollt, da es doch ihr eigentliches Vaterland sei. Auch würde das ja gar keine große Schwierigkeit haben, denn ihr Vater hätte sich ein recht hübsches Vermögen gesaimnelr,

— bei diesem Punkte verweilte Stella besonders lange —, und es würde ihm ein leichtes sein, sein ganzes Geschäft aufzugeben und in aller Ruhe und Bequemlichkeit nur von seinen Zinsen zu leben. Den Gedanken, sich zu verheirathen, hätte sie auch wohl schon gehabt, Fräulein Unverrichr würde wohl wissen, wer alles sich schon um ihre Hand beworben hätte, das wäre ja stadtbekannt, aber alle diese Partieen wären für sie doch nicht passend gewesen. Sie hätte an keinem ihrer Freier etwas auszusetzen, was ihren Charakter und ihr Acußeres anbetreffe, aber sie verlangte doch etwas Höheres, etwas Gebildeteres, sie wolle zu ihrem Manne einmal roie zu einem höheren Wesen aufschauen können. „Ach", hatte sie geseufzt, „wann endlich wird der kommen, der dieses heiße und durstige Herz kühlen und befriedigen wird! Er soll es wabrhaftig bei mir gut haben!" lind dabei hatte sie Fräulein Unverrichr angesehen mit Blicken, die zu sagen schienen: „Ist es Dir nun klar', wen ich meine?"

Tante Lieschen aber hatte keine Ahnung, auf wen das Alles gemünu war^ denn der Gedanke, daß Walthcr, den sie auf Händen getragen hatte, und der nach ihrer Meinung kaum dem Knabenalter entwachsen war, schon als Heirathsccmdidat in Betracht gezogen werden könnte, märe ihr nicht im Traum gekommen. Sie tröstete also nur in ihrer einsachen Weise das hübsche Mädchen und warnte es, in den Ansprüchen an den Zukünftigen nicht allzustreug zu sein, dn es leicht geschehen könne, — wie an ihr selbst zu sehen — daß schließlich Keiner als rettender Engel erscheine.

Diese letzte Warnung glaubte Stella auf Walthcr Ebeling deuten zu sollen, sie erhob sich daher rasch, küßte Fräulein Unverrichr wiederholt aus den Mund, bat sie dringend, über Alles, was sie gesagt, tiefstes Schweigen

zu bewahren, — was fo viel heißen sollte als', erzähle nur Alles recht bald Dem wieder, dein es gilt — nnd versprach, recht bald wiederzukommen.

Aoch hatte sich Tante Lieschen von- ihrem Erstannen über den unerwarteten Besuch nicht erholt, so wurde schon wieder die Hausglocke gezogen und die alte Barbe meldete Madame Pfotenhauer nebst Tochter.

Frau Pfotenhauer hatte ihre Tochter lange vergeblich bestürmt, Fränlein Unverricht aufzusuchen, die schamhafte Selm« wollte den Besuch

— den sie übrigens auch für nothwendig hielt, — weiter hinausschieben, die Mutter aber bestand darauf, man müsse das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und cutschloß sich daher ihre Tochter zu begleiten.

Frau Psotenhauer machle gar keinen Hebl daraus, daß die Ankunft des Herrn Baumeisters den Anlaß zu diesem Besuche gegeben habe. Sie erzählte von dem herrlichen Nachmittage und Abend, den sie gestern verlebt hätten, wie heiter und frisch, wie geistreich und liebenswürdig der junge Herr gewesen und wie er durch sein herrliches Zitherspiel die Erinnerung an die schönsten Stunden in Tprol in ihnen wach gerusen hätte. Sie wären gekommen, der glücklichen Tante zu solch einem Neffen Glück zu wünschen.

Frau Psotenhouer überhorte hierauf ganz, daß Fräulein Unverricht erzählte, sie märe gar nicht die Tante, sondern nur eine gute Freundin der Mutter, vielmehr ging sie sofort auf die Liebesgeschichte über, die Selm« in Tyrol mir einem jungen krausköpfigen Maler gehabt habe und der so lange nichts hatte von sich hören lassen. Das arme Kind habe sich darum schon unendlich gegrämt, sei ordentlich mager geworden, und das wäre doch durchaus nicht angebracht. Sie bäte Fräulein Unverricht ihre Meinung zu äußern, ob sie das wohl berechtigt fände? Selm« sei doch ein wohlhabendes und sehr gebildetes Mädchen, das nicht auf irgend einen Maler zu warten brauche, von dem man nicht einmal wisse, ob er sich werde sein Brot verdienen können. Daß ein so liebes Kind wie Selma von Vielen umschwärmt werde und namentlich auf der Reise, sei ja kein Wunder, aber die soliden Männer lernte man doch nur zu Hause recht kennen, und ein tüchtiger Beamter mit einer festen Stellung, auch wenn er kein Vermögen habe, sei doch jedem Anderen, besonders aber einem windigen Maler vorzuziehen.

In diesem Tone ging es, zum Verdruise der armen Selm«, der die Art der Mutter viel zu prosaisch war, eine gute Weile fort, bis endlich Tante Lieschen, Selinas Qualen bemerkend, ihre Hand ergriff, und dem jungen Mädchen lächelnd in's Antlitz schauend sagte:

„Aber ich finde gar nicht, daß Selma abgehärmt aussieht! Ihre Mama ist wohl etwas zu ängstlich?"

„Ich finde auch, Mama, daß Du Dir meinetwegen viel zu viel Kummer machst," erwiderte Selma wie erlöst, denn sie fürchtete, der Baumeister werde sie am Ende gar für eine kranke Person halten — „ich bin durchaus heiter, mir schmeckt das Essen und ich habe über nichts zu klagen."

„Nun, desto besser, da wirst Tu einmal Deinen Mann sehr glücklich machen," fiel Frau Pfotenhauer rasch ein, diese Wendung des Gesprächs freudig begrüßend, „so etwas hören die Männer gern, und wahrhaftig, wer Dich einmal heimführt, der kann sich in jeder Beziehung Glück wünschen. Hab' ich nicht Recht, Fräulein Unverricht?"

„O, gewiß, gewiß," bestätigte Tante Lieschen, Selm« die Wangen streichelnd, dachte aber auch jetzt nicht daran, daß das Alles ans Walther abzielte.

Frau Pfotenhauer aber glaubte für's Erste genug gethan zu haben und empfahl sich Tante Lieschen mit innigem Tanke für die ihr gewidmete Theilnahme und der Bitte, den Besuch recht bald zu erwidern.

Tante Liebchen hatte sich den ganzen Tag darüber gefreut, das; man ihrer in Fichtenstädtel doch noch gedachte, selbst wenn sie sich wenig sehen ließ; und mit diesem Gedanken beschäftigt, saß sie in der Dämmerung am geschlossenen Fenster — oenn sie war etwas erkältet — und blickte zufrieden auf die Straße.

Nur wenig Menschen gingen vorüber, denn der Verkehr Fichtenstädtel S wandle sich einer anderen Richtung zu.

Da fiel ihr ein junges Mädchen auf, das schon mehrmals vorübergegangen war. Es hatte einen großen Fliederstrauß in der Hand und schaute immer nach dem Fenster, hinter dem Tante Lieschen saß.

„Wer ist das?" fragte sich diese und kniff die kurzsichtigen Augen zusammen. Jetzt kam sie wieder langsam vorbei. „Ei, das ist ja Mariechen Däglau!" lind wirklich, sie war es, jetzt sah man es ganz genau, denn sie blieb vor dem kleinen Kärtchen stehen und schaute nun Tante Lieschen gerade ins Fenster.

„Hat sie nicht genickt? — Wie gut doch heute alle Menschen zu mir sind!" Und Tante Lieschen nickte freundlich wieder und winkte mit der Hand, näher zu kommen.

Wie der Wind ist Mariechen im Gärtchen und an der Hausthür, und steht jetzt — man sieht es sogar in der Dunkelheit — tief errothend vor Tante Lieschen.

„Es ist draußen so wunderschön, die Lust so weich und der Flieder blüht — und ich habe Sie hier so einsam hinter dem geschlossenen Fenster sitzen sehen, während alle Menschen sich im Freien erquicken. — Da dachte ich. Du mußt doch einmal sehen, was Fräulein Unverricht eigentlich ist? Sie wird doch nicht krank sein? Und als ich Sie immersort so regungslos am Fenster sitzen sah, da lief ich schnell in unsern Garten und pflückte den Flieder sür Sie. Sie sind mir doch darum nicht böse?"

„Liebes Kind, wie sollte ich Ihnen darum böse sein? Sie sind ja so gut; geben Sie mir geschwind einen Kuß. — So. Was Sie rork geworden sind. Mariechen! Sie glühen wie eine Rose! — und nun gehen Sie, ich dulde Sie nicht hier im dumpfen Zimmer bei der alten Tante. Haben Sie herzlichen Dank für das Stück Frühling, das Sie mir hereingebracht haben, und nun fort, liebes Kiiü), zu den anderen Frühlingstmdern!"

Und heimlich, wie sie gekommen, ist Mariechen wieder hinaus, und es klopft ihr das Herz bis in den Hals hinauf, als sie die dunkle Straße hinabeilt zum Stadtpark, wo die Gespielinnen sie längst erwarten. —

Das Alles fiel Tante Lieschen wieder ein, als sie den Brief der Freundin gelesen, und nun wurde ihr die eigentliche Bedeutung der drei Besuche, aus einmal klar. Es schmerzte sie auch nicht sehr, daß die Thcilnähme nicht ihr gegolten Hatto, sie war vielmehr vollkommen mit der Frage beschäftigt; welches von den drei Mädchen die Auserwählte Walthers sein mochte?"

Nun waren aber schon vier volle Tage seit seiner Ankunft verflossen und der böse Walther hatte sich nicht wieder bei Tante Lieschen, die noch immer das Zimmer hüten mußte, sehen lassen.

Zwar war sie so ziemlich über Alles unterrichtet, was im Städtchen sich ereignet — dafür sorgte die alte Barbe schon —, aber die Hauptsache, das, worüber sie ihrer Freundin Bericht erstatten sollte, war ihr doch ein Gcheimniß.

Sie wußte, daß mit dem Erscheinen des jungen Baumeisters eine neue sröhliche Zeit sür Fichtenstädtel angebrochen war. Wo er sich blicken ließ, sei es auf seinem Zweirad durch die Straßen sausend, sei es langsam zu Fuß schlendernd, erhellten sich die Gesichter der Borübergehenden. Und wenn der Tag der rüstigen Arbeit gehört hatte — und Walther war der Fleißigsten Einer — so vereinigte der Abend bei dem herrlichen Wetter alle den besseren Ständen ungehörigen Bewohner zu gemeinsamem Bergnügen in den hübschen, städtischen Park- und Waldanlagen.

Da wurden Spiele gespielt, getanzt, gesungen, und die Seele all' dieser Lustbarkeiten war Walther Ebeling.

Die Mädchenherzen hatte er bald Alle ohne Ausnahme gewonnen; nicht so leicht indessen wurde es ihm die jungen Männer sür sich einzunehmen. Namentlich die vielen Bewerber der drei Schönsten, Stella, Selms, und Mariechen, fühlten sich anfangs gekränkt und zurückgesetzt und haßten darum Walther. Allmählich aber Ihat er es auch ihnen an. Sie mußten sich sagen, daß sie ihm in keiner Hinsicht gewachsen waren, und daß er bei all' seinen vielen Erfolgen dein weiblichen Geschlecht gegenüber, doch fo bescheiden, zuvorkommend und herzlich blieb, daß sie ihn wieder Willen lieb gewinnen und sich ihm unterordnen mußten. Und dann sagten sie sich auch: am Ende kann er doch nur Eine nehmen, und die sei ihm dann auch von Herzen gegönnt.

Aber auch die Alten hatte er sich zu erobern gewußt. Sein ungemachtcr Enthusiasmus hatte sie Alle angesteckt. Sie waren erstaunt über die vielen ungeahnten Schönheiten Fichtenstädtels und seiner Umgebung, an denen sie bisher achtlos vorübergegangen waren und über die erst Walther ihnen den Blick geöffnet hatte. Sie wurden stolz auf ihr Städtchen und fühlten sich dadurch selbst gehoben und beglückt.

Er^ hatte ein leer stehendes Hüuochen, die Wohnung eines alten, verstorbenen Parkinspectors, ganz versteckt in den blühenden und duftenden Anlagen der ^tadt bezogen und hauste nun darin wie der Prinz im Märchen.

Walther gehörte zu den Frühaufstehern, er liebte die Morgenstunden ganz besonders, denn, sie gehörten ganz seiner Kunst und ihrem Studium. Wenn sein eigentliches prosaisches Tagemerk begann, hatte er schon lange Umgang gepflogen mit den ersten Meistern seiner Glinst und sich mit seinen eigenen, weitschauendcn Plänen beschZttigt.

Das Alles hatte Tante Lieschen erfahren, aber mehr halte auch die alte Barbe nicht auszukundschaften vermocht.

IX.

Erst am sechsten Tage ließ sich Wnlther bei Tante Lieschen wieder sehen. Sie hatte bis dahin ihrer Freundin noch nichts zu berichten gewagt und befand sich gerade deswegen in Auslegung nnd Unruhe.

Kein Wunder, daß sie Walther nnt einer Fluth von Borwürfen empfing, die, wenn auch in die mildeste Form gekleidet, doch eine ernste Verstimmung nicht verkennen ließen.

Walther aber ergriff ihre Hand, wars sich scherzend zu ihren Füßen und mit seinen treuherzigen Augen zu ihr aufschauend, rief er aus:

„Großmüthigste aller Tanten, laß mich zu Deinen Füßen Gnade erflehen für unerhörte Frevel Deines Neffen. Ich bin schuldig, ich bekenne es, obwohl ich in der ganzen Zeit nicht eine Stunde unnütz verwendet habe, und ich nur bedaure, daß die Tage nicht doppelt so lang sind, als sie sind. Die Arbeit und die Wogen des Lebens hatten mich in ihren Strudel gerissen und —"

„Und dabei mußte man freilich einer alten Tante vergessen," unterbrach ihn Tante Lieschen lachend nnd hob ihn auf. „Komm, setze Dich her und vernimm: Alles sei Dir verziehen unter einer Bedingnng!"

„Bitte, sprich sie aus."

„Bekenne mir offen und ehrlich, welcher von den Schönen Fichtenstädtels Du Dein Herz geschenkt hast?"

Walther war betroffen.

„Wie kommst Du darauf?" fragte er.

„Weil man schon davon spricht."

„Nicht möglich! Weiß ich selbst doch nicht —"

„Ist es Stella, Mariechen oder Selma?" fragte Tante Lieschen lächelnd weiter und drohte ihm mit dem rechten Zeigesinger.

Bei Nennung dieser drei Namen ging es wie ein Schimmer über das Antlitz des jungen Mannes.

„O, sie sind alle drei reizend!" rief er begeistert aus, „ich weiß i» der That nicht, welcher die Palme gebührt. Es gehört dazu ein förmliches Studium. Jede der drei hat etwas, was die andern beiden nicht baden und was dem Gesichte das Charakteristische verleiht. War' ich in der Malerei nicht ein solcher Stümper, ich würde sie alle drei malen, es sind Schönheiten, die vollkommen neben einander bestehen können, die einander nicht todt machen."

„Also Du liebst sie alle drei?" fragte Tante Lieschen schnell.

„Ja!" sagte der Baumeister, vollkommen ernst, wie in tiefes Träumen verloren und ohne das entsetzte Gesicht der Tante Lieschen zu bemerken, die fast in Ohnmacht zu snllen schien. „Ia, ich verehre und staune sie alle drei gleichmäßig an. Es sind wahre Meisterwerke der Natur I"

Darauf erging- er sich in einem Hymnus auf die Schönheit, Mach von ihrem Einfluß auf das Leben, auf die Sitten der Menschen, musterte die Künste der Reihe nach bezüglich der Stärke und Dauer ihrer Einwirkung und verweilte endlich am längsten bei der Baukunst und seinen ZukuustSvlänen, die er Tante Lieschen zum Theil bis in's kleinste vorführte.

Den Ausgangspunkt seiner Unterhaltung, die drei Mädchen, schien er völlig vergessen zu haben. Aber auch Tante Lieschen hatte sie vergessen. Mit wachsendem Interesse hörte sie dem jungen Manne zu, der vor ihr saß, der iu seiner reinen, ungetrübten Begeisterung eine Fülle nie von ihr geahnter Ideen gleichsam ausschüttete und vor ihr ausbreitete wie sunkelnde Juwelen. Das kleine Stübchen schien sich ihr zum weiten, hohen, säuleugetragenen Palast zu erweitern, sie selbst fühlte sich verjüngt, die Rosenzeit war in ihr Herz zurückgekehrt, sie schwärmte wie vor dreißig Jahren, sie hätte tanzen nnd singen mögen, — der junge Zauberer hatte ihr es angelhan!

Und als Walther sich endlich schnell erHoden, sie auf die Stirn geküßt und mit freundlichem kurzen Gruß und dem Versprechen, bald wiederzukehren, sich entfernt hatte, stand sie noch lange stumm und in Träumen da, nnd erst ganz allmählich schwand der Palast um sie und die rosige Jugend aus ihrem Herzen und Thränen der Wehmuth liefen über die hageren Wangen herab.

Sie dachte wieder mit Kummer an die drei Geliebten des jungen Baumeisters. Und sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit fieberhafter Eile an WaltherS Mutter:

„Theuerste Freundin! Du hast lange auf eine Antwort von mir warten müssen, ich konnte sie nicht eher geben, weil ich die Sachlage bisher nicht genau kannte.

„Run also zuvörderst: Was hast Tu für einen lieben, schönen, guten und mit allen Gabeil des Geistes und des Herzens reich ausgestatteten Sohn! Du bist gesegnet vor Tausenden, Gott erhalte Dir ihn!

„Um so schwerer fällt es mir. Dir die unerhörte Wahrheil mirzutheilen: er liebt — denke Dir! — drei Mädchen zn gleicher Zeit!"

„Du willst eine genaue Beschreibung dieser drei Mädchen? Wozu eigentlich? Ich sage Dir in niler Kürze: jede ist schön nnd liebenswürdig, jede hat ein gutes Herz und einen guten Charakter, aber nimm die guten Eigenschaften aller drei zusammen, übettrage sie auf ein einziges Wesen und es wird noch lange nicht würdig sein, die ^ebensgesäkrtin eines so auserlesenen, guten und hoben Geistes zu werden, als es Dein W^ilther ist. Sie sind in geistiger Beschränktheit aufgeivachsen, Kleinstädterinnen in

Nord m,d Süd. XI.V,, IZS. —

jeder Beziehung, sie müssen ihn auf die Dauer unglücklich machen. Ich weiß mir in diesem furchtbaren Zwiespalt keinen Rath, überlasse vielmehr Deinem klugen Mutterherzen, wie Du ihn ans diesen Fesseln erlösen will":. Deine ewig treue, in diesem Äugenblick sehr unglückliche Freundin

Lieschen."

Dieser Brief wurde sofort abgeschickt.

Als ihn Frau Ebeling gelesen hatte, muhte sie lachen, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Du gute Seele! rief sie aus, wie schaut aus jedem Deiner Worte das edelste Gemüth, aber von ^iebesdingen verstehst Du doch garnichts! Er schwärmt sür drei zu gleicher Zeit! Nun, das in kein erschwerender Umstand! Im Gegentheil, das scheucht alle meine Sorgen liinweg. Er liegt nur im Banne der Schönheit, aber sein Herz ist srei. So lange er für drei schwärmt, wird ihm die Eine, auf die es ankommt, nicht gefährlich werden. Man muß versuchen, diesen Znstand aufrecht zu erhalten."

In diesem Sinne schrieb sie sofort an Tante Lieschen nnd beruhigrc sie. An Walther aber schrieb sie vor der Hand noch garnicht. Sie wartete erst seinen nächsten Bries ab, und als auch dieser noch in demselben Tone gehalten mar wie der erste, jedoch mit besonderem Hinweis auf die drei Mädchen, ließ sie noch eine Woche verstreichen, ehe sie ihre sanfte, zart warnende Stimme erhob.

Die betreffende Stelle des Briefes lautete so: „Daß Du Dich unter den jungen Damen umsiehst und ihren Lhnrnkter zu erkennn nrebst, ist nur zu loben, denn das bildet junge Männer nnd veredelt sie. Zluch hast Du Recht, über einer einzigen nicht vorschnell die Anderen zu vergessen und ;u vernachlässigen. Gut Ding will Weile haben. Endlich aber vergiß nie, daß, bevor Du daran denken kannst. Dich sür's Leben zu binden. Du eine andere Geliebte erst ganz erobern mußt, das ist: Deine Kunst! Nun, Tu bist ja auf dem besten Wege, aber das Ziel, nicht wahr, Wallher, das Ziel ist noch lange nicht erreicht."

„Wie doch mein kluges Mütterchen immer den Nagel auf den .«ovf zu treffen weiß!" sagte Walther, als er diese Stelle gelesen, „freilich, freilich hat sie Recht: zuerst die Kunst! Tann aber auch das Leben und ich will ihren Rath befolgen: prüfe! Alles und das Beste behallet! Auch das Prüfen ist schön, o sehr schön! Und mit der Wahl, die Mütterchen meint, habe ich ja noch lange Zeit!"

X.

Einige Monate waren vergangen. Seit vielen Jahren enlsannen sich die Bewohner Fichlenslädtels nicht eines so köstlichen Sommers. Es herrschte unter ihnen vollkommene Einigkeit, sie verkehrten miteinander wie eine einzige große Familie, und man verhehlte sich nicht, daß man diesen glücklichen Zustand in erster Reihe dein jungen Baumeister und seiner Gabe überall Frohsinn zu verbreiten, zu verdanken hatte.

Es wurde ein förmlicher Cultus mit ihm getrieben, die jungen Leute suchten ihn bis auf die Kleidung nachzuahmen, ein Zitherclub hatte sich schon gebildet, ein Verein der Radfahrer war in der Bildung begriffen, während man noch vor wenigen Wochen in Fichtenstädtel vergeblich nach einer Zither oder einem Zwei- und Dreirad gesucht haben wurde.

So wird es nicht Wunder nehmen, daß um die Mitte des August der cinmütlngc Beschluß gefaßt wurde, dem Baumeister zu Ehren ein großes Fest in den städtischen Anlagen zu veranstalten.

Es bildete sicb ein Comiti', an dessen Spitze die Herren Pfotenhauer, Däglau und Fantini traten. Festzüge wurden entworfen, kleine Aufführungen einstudirt, neue Spiele erfunden, Musik und Gesangsstücke eingeübt, für den Abend glänzende Feuerwerke vorbereitet. Alles schien auf's Beste gelingen zu wollen.

Unter dieser barmlosen Außenseite des von der Gesammtheit geplanten Festes aber verbarg sich ein weniger harmloser Sonderzweck Seitens des Festvorstandes.

Es war den drei Herren nicht entgangen, daß sich Walther Ebeling für ihre Töchter interessirte, — nur mißverstanden sie sein Interesse — noch weniger aber konnte ihnen verborgen bleiben, daß die Tochter sich gewaltig sür den jungen Baumeister interessirten. Jeder hegte daher im Stillen längst den Wunsch, ihn dereinst Schwiegersohn nennen zu dürfen. Bon Monat zu Monat aber wartete man vergeblich, daß er sich erkläre.

Gelegentlich einer gemüthlichen Kneiperei nun, bei welcher die drei Herren allein zusammen saßen, ging ihnen über diesen wichtigen Gegenstand der Mund über und sie sprachen rückhaltlos ihre Meinung dahin aus, daß diesem Ungewissen Zustande ein Ende gemacht werden müsse. Der Baumeister sollte gezwungen werden, sich für eins der Mädchen endlich bindend auszusprechen.

„Ich kann mir die Sache nur so erklären," sagte Herr Pfotenhauer, der übrigens nnr die Ansichten und Pläne seiner Frau zum Besten gab, „daß ihm bis jetzt keine Gelegenheit gegeben worden ist, einmal ganz ungestört mit Jeder allein zusein, es waren immer Alle zusammen, er hat aus diese Weise Keiner näher rücken können. Dazu muß ihm verHolsen werden!"

„Ganz recht, das ist es!" bestätigten die Herren Fantini und Dägian und Jeder dachte bei sich: dann wird es sich ja zeigen, daß er meine Tochter liebt!

„Nun bin ich auf den Gedanken gekommen," fuhr Herr Pfotenhaner fort und er wünschte, daß ihn seine Gemahlin hören könnte, „ich bin auf den Gedanken gekommen, daß das Fest die beste Gelegenheit dazu bieten kann. Wir arrangiren ein Spiel, wo jeder Herr stets mindestens eine Stunde lang mit einer Dame — die ihm natürlich der Zufall, den wir

als Festordner ja leiten können — zugeführt hat, zusammenbleiben muß. sodaß er mit ihr ungestört in den stillen Gängen des Parkes über alles Mögliche sprechen kann."

„Vortrefflich!" ries Herr Fantini begeistert.

„Ja, das ist eine gute Idee," sügte Herr Täglau hinzu, ..aber welches Spiel bietet eine solche Gelegenheit?"

„5), dafür lassen 5ie nur die Frauen sorgen! Man erfindet z. B. ein Ehespiel. Jeder Herr erhält durch das Loos eine Tame zugctheilt und muß eine Stunde lang den Ehemann spielen n. s. iv. TaS ist in vielen Gegenden Teutschlands ein sehr beliebtes Gesellschaftsspiel."

„So, so; sagte Fantini lebhaft, „und zwar schlage ich vor, daß über die Reihenfolge, wie ihm unsere Töchter zugetheilt werden sollen, — damit sich deiner beklage ^ das Loos entscheide."

„Einverstanden!" riefen Täglau und Pfotenhauer und suchten zu gleicher Zeit in ihrenTaschen nach einem Stück Papier, um sofort dieLvose zu fabnciren.

Täglau war zuerst damit sertig und reichte die Zettel, auf die er die drei Mädchennamen geschrieben, verdeckt Herrn Fcmtini hin. In der Reihenfolge, wie er sie ziehen würde, sollten die Mädchen mit dem Baumeister zusammengebracht werden.

Auch hiermit war man einverstanden.

Das Loos entschied: Mariechen: Stella; Selm«.

So. Tas war zur Zufriedenheit erledigt, und die drei Freunde verpflichteten sich noch gegenseitig durch Handschlag, ihre Töchter nichts von diesem kleinen Eomplott wissen zu lassen.

Merkwürdig genug nun war es — und darf hier nicht verschwiegen werden — daß trotzdem schon am Abend desselben Tages alle drei Mädchen im Besitze dieses Geheimnisses waren.

XI.

Ter Tag des Festes war herangekommen, — es war auf Wunsch des Baumeisters der 28. August, Goethes Geburtstag —, das Wetter herrlich. Alt und Jnng in der fröhlichsten, ausgelassensten Laune. Tas sehr gute Diner, bei welchem man im Trinken nicht träge gewesen, war vorüber, und die Gesellschaftsspiele sollten ihren Anfang nehmen.

TaS Eheipiel, von Frau Pfotenhauer vorgeschlagen — sie bcl,<nwt«e es in Tnrol keimen gelernt zu haben — fand bei der lustigen Stimmung, in der fich Alle bereits befanden, begeisterte Ausnahme.

Auch der nichts ahnende Walther Ebeling bestätigte, daß dieses Spiel durchaus nicht neu sei, daß sogar Goethe in „Wahrheit und Tichtung" seiner Erwähnung thue.

Frau Pfoteuhaucr war durch diese Bemerkung des Baumeisters sehr zufriedengestellt und glaubte aus ihr und der Art, wie sie vorgebracht worden, die günstigsten Schlüsse für die Zukunft ihrer Tochter ziehen zu dürfen.

Die Loose wurden gezogen und Walther erhielt, wie bestimmt, zunächst Mariechen Däglau zur Frau.

Unter allgemeinem Gelächter und scherzen entwickelten sich die komischsten Situationen, Pfänder wurden eingesordert, sobald Jemand aus der Nolle fiel, schüchterne Gatten aufgemuntert, etwas dreister zu sein, lustige Zankscenen herbeigeführt nud dergl. mehr. In einer Stunde mußte bei Androhung einer schweren Strafe jeder Gatte seine Gattin abliefern, um eine neue in Empfang zu nehmen.

Walther dachte bei sich: hier könnte ich dem Nathe meines Mütterchens folgen und einmal prüfen, ob Mariechen für mich eine passende Lebensgefährtin wäre und zog sich mit ihr in die stilleren Gänge des Parkes zurück nach einem abgelegenen, sehr schönen Plätzchen, von dem aus man eine lohnende Aussicht auf die ganze Gebirgslandschaft genoß.

Dieses Plätzchen lag hinter einem großen Felsblocke, der wie ein Leichenstein geformt war, mit ganz glatter Vorderseite, nm 'Rande des Parkes.

Walther pflegte hier oft seine Morgenstunden, mit Lectüre beschästigt, zuzubringen. Er hatte scherzweise zu den Fichtenstädtelern geäußert, sie möchten ihm dereinst hier sein Grab bereiten, der ^eichenstem wäre ja schon vorhanden, der würde sie also nichts kosten.

Auf einem Bänkchen hinter diesem Felsblocke ließ Walther sich mit Mariechen nieder. Herr Däglau hatte schon dafür gesorgt, daß sie allein gelaffen wurden.

Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen, man gelangte nicht über die gewöhnlichen Redensarten hinaus. Desto lebhafter aber fprachen die Augen. Dabei rückte Mariechen ihm immer näher und ehe Walther selbst wußte, wie es gekommen, hatte er einen jiuß aus Mariechens Mund gedrückt.

Beide waren so erschrocken, daß sie nicht wagten, das Erperiment zu wiederholen. Mariechens Zunge aber schien auf einmal gelöst zu sein.

Sie schmatzte mit einer nie geahnten Munterkeit über allerhand alltägliche Tinge, über ihre Toilette, über ihre Lieblingsspeisen, darüber, wie sie sich in der Zukunft ihr Haus einzurichten gedachte und so sort, und wußte nicht, daß sie sich durch diese Rede um ihr vermeintliches Glück brachte; denn Walther erkannte dabei nur allzulebhaft, daß sie nicht im Stande sei, dem Fluge seiner Gedanken zu folgen. Ja, sie ließ ihn kaum zu Worte kommen, wenn er gelegentlich einen höheren Don anzuschlagen wagte, sodaß noch ehe die ihnen vergönnte Stunde verflossen, er mit sich einig war. Mariechen sei nicht diejenige, die er dereinst seinem Mütterchen als Tochter in's Haus führen dürfte.

Er blieb daher bis zum Schlüsse vollkommen in der Molle des gespielten Ehemannes und hütete sich wohl auf verfängliche Fragen von Seiten Mariechens anders als scherzweise zu antworten.

Mariechen glaubte aber auch so schon ihr Ziel erreicht zu haben, denn der Kuß galt ihr als Zeichen der Verlobung und sie triumphirte bereits im Stillen über ihre beiden Rivalinnen.

Als man sich nach Verlauf einer Stunde wieder zusammensand und das schöne Spiel in anderer Zusammenstellung von Neuein beginnen sollte, wurde Walther doch stntzig, da ihm jetzt durchs Loos Stella zu Dlieil wurde. Das; aus der großen Schaar junger Mädchen ihm gerade diese beiden zufielen, erschien ihm als ein sehr merkwürdiger Zufall und allerhand Gedanken darüber durchschwirrten vorübergehend seinen Kopf.

Bald aber hatte er diese an der Seite Stellas, mit der er sich, in seinem Prüfungsgeschäfte fortfahrend, in das Parkdickicht und endlich auf die Bank hinter dem großen Steine zurückzog, vergessen.

Mit Stella kam er sossrt in lebhaftes Gesprach, er verlangte von ihr, sie solle ihn, da er jetzt ihr Gatte sei, im Italienischen unterrichten, denn die Hauptsache zwischen Eheleuten wäre doch, daß sie sich immer verständen.

Sie ging daraus ein und sagte, man beginne im Italienischen immer mit ,'wrv. 0, sagte er, über diesen Anfang wäre er schon hinaus, das wolle er ihr sofort beweisen, und da sie ihn hierauf schalkhast lächelnd und mit recht verliebten Augen ansah und ihm ihr Mündchen entgegenspitzle, so drückte er einen langen Kuß darauf.

Sie ließ sich das Wohlgefallen, fragte aber sofort allen Ernstes, ob er das mit ihrer Borgängerin auch so gemacht hätte?

Auf diese Frage war er so wenig gefaßt, daß er heftig erschrak und nur ganz verblüfft ausrief: „Aber Signorina!"

Das deutete sie durchaus zu ihren Gunsten und war nun sehr heiter und guter Dinge. Dabei drückte sie seinen Arm und ries wiederholt: „Du bist mein, Du bist mein, ich lasse Dich nicht!"

Walther aber sagte sich: hier gilt es vorsichtig sein und er wurde still. Dann war es ihm, als ob auch mit Stella, wie vorhin bei Mariechen, mit dem ersten Kuß eine merkwürdige Beränderung vorgegangen wäre.

Als hätten sie plötzlich eine schöne Hülle abgeworfen und ständen nun auf einmal in ihrer wahren Gestalt vor ihm, die durchaus nicht dem vermutheten Ideal entsprach. Sie ließen sich auch in der Sprache gehen, machten unangenehm berührende Fehler, und hatten ihr Augenmerk sofort aus das Praktische gerichtet, als gelte eS um jeden Preis nur recht rasch unter die Haube zu kommen.

Als Stella gar das Project der italienischen Reise zu Dreien wieder vorbrachte und dabei berechnete, wie viel billiger sie dadurch reisen würden, fand Walthcr sofort seinen humoristischen Ton wieder und freute sich von Herzen, daß er den Ehemann nur zu spielen brauche. Er ging lachend auf Alles ein, aber .immer das Spiel betonend, sodaß Stella am Ende der Stunde zwar nicht unbefriedigt mit dem Erfolg derselben war, aber doch ein Wenig mit sich selbst darüber schmollte, daß sie nicht ausS Bestimmteste an Walther die Frage gerichtet habe, ob er sie Heirathen werde.

Da Mancher von den jungen Leuten bei diesem Spiel diejenige noch nicht erlangt hatte, an der ihm am meisten gelegen war, so fand der Borschlag der Madame Pfotenhauer, einen nochmaligen Wechsel in den Personen vorzunehmen, lebhaften Anklang.

Wieder entschied das Loos und Walther erhielt Selma.

Damit stand es bei ihm fest, das; hier nicht bloßer Zufall waltete, sondern das; eine äußerst liebenswürdige Absicht mit im Spiele war. „Sie wollen mir auch dadurch," sagte er sich, „ihre freundliche Gesinnung beweisen, das; sie mir die drei schönsten Mädchen zuführen, weil sie wissen, das; sie mir dadurch ein ganz besonderes Vergnügen bereiten. Es sind doch prächtige Menschen, die ^eute von Fichtenstädtel!"

Und mit ungetrübtem Frohsinn begann er seine Nolle mit Selma.

Er hielt sich längere Zeit mit ihr unter den anderen Paaren auf, machte auch seine Scherzchen mit Frau Pfotenhauer, seiner Schwiegermama, die sich über diesen Einfall vor Lachen kaum zn halten wußte. Selma aber war sehr zurückhaltend, ja sogar verlegen und konnte auf alle Fragen des Herrn Gemahls auch nicht eine einzige Antwort hervorbringen.

„Ich finde, Herr Schwiegersohn," sagte Frau Pfotenhauer, „daß Sie Ihre Gemahlin allzusehr unter dem Einflüsse der bösen Schwiegermutter halten, Sie sollten ihr mehr Freiheit gönnen."

„Da haben Sie ganz Recht, Frau Schiviegermama," erwiderte er drollig, „ich will doch einmal sehen, ob wir nicht auch tanzen können, ohne daß Sie dazu pfeifen," und dabei ergriff er Selm« und tanzte mit ihr, einen lustigen Walzer singend, die wohlgepflegte Parkstraße hinauf, bis er aus dem allgemeinen Trubel hinauökam. Das war der Frau Schwiegermama gerade recht, und sie sorgte dafür, das; das Pärchen vollständig ungestört blieb.

„Was den Anderen Recht war, ist Selm« auch nur billig," dachte Walther und wellte sie ebenfalls prüfen. Ihr znnickhaltendeö Wesen gefiel ihm sehr wohl, vielleicht war sie die Rechte.

Als er mit Selma an die Bank hinter dem großen Steine kam, erhob sich schon der volle Mond, obgleich die Sonne noch kaum hinunter war, dunkelroth über dem Horizonte.

Unwillkürlich brach Walther bei diesem Anblick in die Worte aus:

„^'iUll'sr wieder Busch und Thal
Still mit Ncbclglanz,
Lösest endlich auch einmal
kleine Seele ganz."

Im Begriff fortzufahren, wurde er jedoch von Selma unterbrochen, indem sie sagte: „Ach, das Hab' ich anch einmal gelesen, das ist von Albert Träger, nicht wahr? Wenn ich nicht irre, stand es in der,Gartenlaube'".

Walther war starr vor Entsetzen. Das hatte er nicht erwartet, gerade von Selma nicht, hinter deren ruhigem Wesen er eine tiefe Bildung und Belescnheit vermuthete.

Als sie ihn aber auf sein Schweigen mit ihren Madonnenangcn recht tramig ansah, dachte er bei sich entschuldigend: „Es ist nicht möglich, heutzutage Alles zu wissen, vielleicht ivar es auch nur eine Verirrung von ihr." Und er berichtigte in sanften Worten ihren Jrrthum und fragte dabei, was sie von Goethe halte.

„Ach, ich habe nicht viel von ihm gelesen, er hat mir eigentlick, nie recht gefallen wollen, schon weil er doch den Damen gegenüber immer ein Bischen unreell war." <

Walther brach in ein lautes Gelächter aus, das „Bischen unreell" hatte alle Dämonen der Lustigkeit in ihm aufgerüttelt, er hätte am liebsten einen Sprung in den Abgrund vor sich Inneingelhan. Jetzt wußte er genau, woran er war.

Selm« stand zitternd vor ihm, sie wußte sich sein Lachen nicht ;u erklären. Als er ihre Verlegenheit bemelkte, regte sich wieder das Mitleid in ihm und er sagte:

„Verzeihimg, liebes Weibchen, Du hast mich in die heiterste Stimnmng versetzt, und das ist doch eine Gabe, deren sich nicht jede Ehefrau ihrem Gatten gegenüber rühmen kann.'"

Sie sah ihn lächelnd an und seufzte.

„Soll ich auch ihr einen Kuß geben?" fragte sich Walther, „und wäre es auch nur der Wissenschaft wegen, wie er auf Selm« wirkt im Gegensatz zu Mariecheu und Stella."

lind er küßte sie.

Obwohl Selm« schon längst auf diesen Kuß gewartet hatte, brach sie doch heftig in Dhränen aus und hielt sich beide Hände vor's Gesicht. Sic besann sich auf eine ganz ähnliche Sccne in einein Marlitl'ichen Romane und wußte, daß sie so und nicht anders handeln mußte.

Walther war einige Augenblicke in arger Verlegenheit, er wußte nicht, was er thnn sollte. Endlich sagte er möglichst unbefangen:

„Aber es fängt an, dunkel zu werden, ich dächte, wir gingen zur Gesellschaft zurück."

Sofort ließ sie die Händ,' vom Gesicht, lächelte ihn an und sagte selig: „Ja, gehen wir zu meiner Mutter!" Ganz so stand es in dem Marlitt'sän'n Romane.

Walther aber, sehr erfreut über diese Wendung der Sache und nicht ahnend, welche tiefere Bedeutung dem „Gehen wir zur Mutter" beigelegt, werden sollte, rief lustig aus:

„Ja, gehen wir zur Frau Schwicgerinama, sie wird hoffentlich finden, daß nur uns Beide vortrefflich in unsere Holle gefunden haben."

Er eilte mit ihr umi gemeinschaftlichen Spielplatze und war froh, als man ihm dort mittheilte, das Feuerwerk solle heginnen, denn er hatte das Ehespiel herzlich satt.

Während nun das Fest seinen weiteren Verlaus nahm, Halle jedes der drei Mädchen beimlich dem Bater, und Selma natürlich auch dcr Mutter niitgctheilt, daß der Baumeister sie geküßt hätte, und j.'des dcr Mädchen hatte die Bitte ausgesprochen, diese Thatsache, die doch so viel wie eine Verlobung bedeute, wenigstens heute geheim zu halten, damit den andern Betheiligten der Abend nicht verdorben wurde.

XII.

Ten Tag darauf saß die'Familie Psotenhauer am Vormittage in feierlicher Erwartung des Baumeisters.

Selma hatte ihr hübschestes Kleid angezogen, die Mutter eine ganz neue Hanbe mit gelben Bänden: ausgesetzt und der Barer sich in seinen schwarzen SonntagSrock geworfen.

So oft die Hausglocke ertönte, fuhren alle Trei in die Höhe und riefen: jetzt kommt er! Aber immer hatte man sich getäuscht.

Tie Aufregung wuchs von Minute zu Minute.

„Ich habe es gleich gesagt, er wird am Bormittcige zu viel zu thun haben, er wird erst Nachmittag kommen," meinte Frau Psotenhauer.

„Tummheit! Bei solchen Gelegenheiten kann man sich frei machen," brummte Herr Pfotenhnuer ärgerlich. „Wer weiß, ob ihn nicht der Schwätzer Fantini unterwegs aufhält."

Und Selma stieß einen lauten Seufzer aus.

Wieder ertönte die Hausglocke.

„Endlich!" riefen alle Drei wie aus einem Munde und sprangen ans; der Vater eilte nn die Thür.

Es war Herr Fantini mit Tochter.

„Was will denn der jetzt gerade?" sagte Frau Psotenhauer leise zu Selma und rang verzweifelt die Hände, um gleich darauf sich mit dem süßesten Lächeln nach den Eintretenden uinzuwendeii.

„Was verschafft uns die Ehre, meine Lieben?" hauchte sie.

„Stella konnte es nicht länger aushalten, sie mußte ihr Glück Jemandem anvertrauen und so kam sie hierher," sagte Herr Fantini freudestrahlend.

„Welches Glück?" fragten erstaunt Herr und Frau Psotenhauer.

Stella aber hatte inzwischen Selma inbrünstig umhalst und ihr in's Ohr geflüstert: „er hat mich geküsn, er ist mein!" und ehe noch Herr Fantini die Frage der Frau Psotenhauer beantworten konnte, stieß Selma entsetzt die Worte hervor! „er hat Dich anch geküßt?"

„Wer hat wen geküßt?" schrie Fantini laut.

„Der Baumeister mich!" sagte Selma erbleichend.

„Dich auch?" schrie Stella auf und ließ sich halb ohnmächtig auf einen Sessel fallen.

Das starre Entsetzen lag einige Secnnden ans dem Antlitz Aller, Niemand rührte sich, Niemand wagte ein Wort hervorzubringen, nnr die gelben Schlcisen an der Haube der Madame Psotenhauer zitterten wie vor Ausregung.

Da wurde wieder die Hausglocke gezogen und sofort war Allen die Bewegung wiedergegeben.

„Wenn er das wäre? — Sollte er das wirklich sein? — Gewiß, er ist es! — Sollte er die Frechheit besitzen! — Ich breche ihm alle Knochen im Leibe!"

So erscholl es zu gleicher Zeit in wunderlichem Quintett durcheinander.

Doch nein! Das war nicht Walthers Schritt, das waren zwei Personen, die sich jetzt der Thür näherten. Sie öffnet sich und Mariechen Däglan erscheint auf der Schwelle sanmit ihrem Vater.

Mariechen im duftigen Rosa-Barege Kleidchen, mit glühenden Wmgen und strahlenden Augen, Vater Däglau mit seinem rothen Billardkugelgesicht, wonneglänzend.

Aber nicht lange bleiben sie so in ihrer Freude stehen; die starren, auf sie gerichteten Blicke ,der Andern üben ihre ansteckende Wirkung und Mariechen flüstert ängstlich:

„Was ist denn geschehen?"

Und Herr Fantini platzt heraus:

„Ich last mich hängen, wenn er die nicht auch geküßt hat!"

„Wer? Wie? Was? Geküßt? Wen geküßt?" stammelt Herr Däglau und tritt vollends ins Zimmer, während Mariechen erbleichend aus Selm« und Stella zugeht und sie zweifelnd ansieht.

Wiederum plötzliche Stille, in der die Augen fragen und Antworr geben, dann bricht ein Sturm los, der nicht zu beschreiben ist.

Alle sprechen zu gleicher Zeit, die Alten wollen wissen, wie eS gewesen, die Mädchen berichten in fieberhafter Eile jede Einzelheit.

^antini rast wie ein wildes Thier in der Stube umher und überschreit Alle mit den von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Worten: „ich schieße ihn nieder wie einen Hund!"

Auch Stellas Augen sprühen unheimliches Feuer, sie knirscht mit den Zähnen und ruft: irmlsäett«! Sie ist ganz Italienerin.

Selm« zerfließt in Thränen und erinnert sich dabei wiederum einer ganz ähnlichen Scene bei der Marlin. Sie hat unendliches Mitleid mit sich selbst nnd wünscht sich den krausköpfigen Maler aus Tprol als Mcher herbei.

Maricchen weiß nicht, was sie sagen soll und denkt mit einem Male wieder recht lebhast an ihren vernachlässigten Handschnhmacher.

„O, dieser Undankbare!" stöhnt Frau Pfotenhauer und wirft verzweifelt ihre gelbe Hanbe in eine Ecke.

Tausend Vorschläge werden in der Aufregung gemacht, einer immer abenteuerlicher als der andere. Madame Pfotenhauer empfiehlt den Bösewicht dein Gericht zu übergeben, Däglau will ihn durchprügeln, Fantini bleibt dabei, ihn zu erschießen. Endlich gelingt es Herrn Pfotenhauer, der verhältnißmäßig am ruhigsteu geblieben ist, sich das Wort zu verschaffen und einen Augenblick nm Nuhe zu bitten.

Jetzt hört man nur rasches, lautes Athiuen, Aller Augen sind auf Herrn Pfotenhauer gerichtet, der also beginnt:

„Meine Herrschaften, verlieren mir nicht den Kopf! Jedem Verbrecher ist es vergönnt, gehört zu werden, bevor er verurtheilt wird, ich halte es für billig, daß wir auch den Baumeister vernehme»."

„Was ist da lange zu vernehmen, ich schieße ihn todt!" unterbricht ihu Fantini, immer noch wuthschnaubend.

„Bitte lassen Tie mich aussprechen! — Wir haben diesen jungen Mann bisher Alle sehr lieb gehabt, ist es nicht so?"

Stummes Kopfnicken von allen Anwesenden.

„Nun also! Hören wir, was für Absichten ihn bei seinem seltsamen Thun geleitet, was er zn seiner Bertheidigung anzuführen hat, und dann erst wollen wir unser Urtheil fällen."

„Nun gut! So will ich gleich hingehen und ihn zur Rede stellen," beginnt wieder Herr Fantini und ergreift seinen Hut.

„Nein, nein, das geht nicht," fährt Pfotenhauer fort, ihn zurückhaltend, „wir sind jetzt Alle viel zu erregt. Ich mache einen anderen Borschlag. Wir schreiben ihm eine Vorladung, fordern ihn auf, sich heute Nachmittag zu einer bestimmten Stunde in dem kleinen Zimmer der „Krähe" einzufinden, wo wir ungestört sind."

„Und wenn er nicht komnt?" fragt Täglau.

„Er wird kommen, ich versichere Sie!" erwidert Pfotenhaner, setzt sich an den Schreibtisch und schreibt, während er das Geschriebene laut vor sich hinspricht:

„An den Köuigl. Regierungsbaumeister Herrn Ebeling, hier. Tie Unterzeichneten ersuchen Sie bei Ihrer Ehre und zu Ihrem eigenen Besten, sich heute Nachmittag 5 Uhr im kleinen Stübchen der Krähe zu einer hochwichtigen Besprechung einzufinden."

Er erhebt sich.

„So. Unterschreiben Sie, meine Herren!"

Und mit fester Hand, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, unterzeichnen Fantini, Däglau, Pfotenhauer.

Tas Schreiben wird gesiegelt und einem städtischen Amtsboten zur Beförderung ausgehändigt.

In dumpfer Erwartung ziehen sich alle Bctheiligten in ihre Wohnungen zurück.

XIII.

Unterdessen ist in das stille Parkhäuschen Walther EbelmgS das Glück und die Freude mit vollen Segeln eingezogen.

Er ahnt nichts vmi dein über seinem Haupte schwebenden Gewitter, und wenn er es ahnte, er würde es in diesem Augenblicke kaum beachten.

Er hat soeben zwei Briese erhalten, einen ans dem Ministerium, einen von seiner Mutter. Ter erste meldet ihm, daß die von ihm eingereichten Pläne den Preis erhalten haben, daß ihm ein einjähriger Urlaub bewillig: wird, daß ihm ein Neisestipcndium nach Italien von 1MD Tkalern zur Verfügung steht, daß sein Nachfolger in Fichtenstädtel bereits ernannt in, und daß er sofort abreisen kann.

Der Andere bringt ihm die sreudigsten Glückwünsche seiner Mutter, sie ruft ihn an ihr Herz, bevor er sich zur Reise nach Italien rüstet.

Er ist so vom Glücke trunken, so in die Träume seiner Zukunft versenkt, daß er daS dreimalige Klopsen an seiner Thür nicht hört.

Ungeduldig öffnet endlich der Amtsbote, murmelt etwas wie: man ist wohl taub! in seinen Amtöbart, wirst den Brief Pfotenhauers auf den Tisch zu den beiden Glücksbriefen und entfernt fich wieder.

Hastig ergreift Walther das Schreiben, entfernt dnö Tiegel und liest dreimal die gcheimnißvolle Borladung, ohne sie zu verstehen.

„Bei Ihrer Ehre und zu Ihrem eigenen Besten!" Diese Wone wiederholt er immer wieder, das kann doch kein Scherz sein!

Allmählich dämmert eine Ahnung in ihm auf; die drei Bäter feiner Gattinnen von gestern sind unterzeichnet, das muß einen Zusammenhang haben mit der Kuß-Asfaire am Leichenstein!

Er lacht mif. Er hat keineswegs die Absicht, sich der Begegnung mit den drei Männern zu entziehen, sein Glück ist so hoch, daß er sich dieser Unannehmlichkeit wenn cS eine ist — freut als Bersöhnungsmittel der Götter. „Der Ning des Polnkrates!" ruft er; dann ficht er nach der Uhr, findet, daß er noch zwei Stunden Zeit habe, ehe er in die „Krähe" muß, und beschließt, diese zwei Stunden bei Tante Lieschen zuzubringen, ihr sein Glück zu melden und sie zu bitten, vorläufig Alles geheim zu halten. Er hat seine Gründe dazu.

Und Tante Lieschen ist zwei Stunden selig. Sie trocknet sich die Thränen, als er gegangen und schwört bei sich, daß dies die schönsten Stunden ihres Lebens gewesen!

Walther aber ist mit dem Glockenschlage fünf an der Thür zu dem kleinen Zimmer in der „Krähe".

Ohne zu zaudern tritt er ein und sieht die drei Männer regungslos «in Tische sitzen.

Sie erwidern seinen Gruß nicht, sie hüllen sich in eisiges Schweigen, aber die Blicke aller Drei ruhen auf der Gestalt des jungen Baumeisters. Uno wie sehr sie sich auch mit Kälte umlagert und gewappnet haben, bei seinem Anblicke schmilzt das Eis zolldick von ihren Herzen.

Sein Auge strahlt so offen, so heiter, so siegesbewußt und schuldlos zugleich, daß selbst Fantini das Bild seiner wüthcnden Tochter sich vor Augen sichren muß, um nur noch einen Nest seines Grolles beisammen zn behalten.

Er nimmt nm Tische Platz und steht fragend die drei Männer an.

„Sie haben mich, meine Herren, in einer hochwichtigen Angelegenheit, bei meiner Ehre und zu meinem eigenen Besten hierher berufen; darf ich bitten, mir den Grund hiervon anzugeben?" beginnt Walther mit ruhiger, fester Stimme.

Pfotenhauer ist nicht im Stande das Wort zu ergreifen, er fühlt, er würde zu milde sein und ersucht daher Fantini, zu sprechen. Tiefer fetzt sich in Positur, vergegenwärtigt sich nochmals seine Tochter, wie sie maleckerw! ausruft und beginnt sein Verhör also:

„Mein Herr, geben Sie zu, unsere drei Töchter gestern Nachmittag an dem sogenannten Leichenstein geküßt zu haben?" - „Jawohl, ich gebe es zu//

„Mit welchem Rechte? wenn ich fragen darf."

„Mit dem Rechte, das ich als Ehemann dazu hatte."

„Herr, Sie mußten doch, daß das nur ein Spiel war!"

„Hieraus könnt' ich Ihnen antworten, daß ich sie auch nur im Spiel geküßt habe."

„Sie könnten mir antworten? Waö soll das heißen?"

„Es soll heißen, daß ich das nicht antworten will, obgleich ich dazu berechtigt wäre, sondern d^iß ich antworten will: ich habe sie im Ernste geküßt."

Alle drei machten eine unwillkürliche Bewegung des Staunens.

„Sic haben sie im Ernste geküßt?" fuhr jetzt Pfotenhauer im Verhöre fort, „u»d haben Sie denn nicht bedacht, was Sie da thaten? daß der Kuß das Zeichen der Verlobung ist?"

„Auch das habe ich bedacht."

„Nun, Herr, Sie können sich doch unmöglich mit allen dreien zugleich verloben!" schrie jetzt Däglau, purpurrot!) im Gesichle.

„Sie sehen selbst die Unmöglichkeit dieser Thatsache ein, meine Herren," sagte Walther ruhig.

„Herr, Sie wollen uns jetzt noch zn Narren machen" nahm PfotenHauer ärgerlich das Wort, „mit solchen Spaßen bleiben Sie uns vom Leibe!"

„Es sei serne von nur, drei Männer, die ich so hochverehre, wie Sie, meine Herren, zum Narren zu haben. Aber lassen (^ie mich ruhig ausreden. Versetzen Sie sich in meine ^age: drei junge Mädchen, gleich schön, gleich liebenswürdig, gleich begehrenswert!) treten mir gleich bei meiner Ankunft in Fichtenstädtel entgegen und lassen mich mit ihrem bestrickenden Einfluß nicht mehr los. Sehe ich jede für sich, so halte ich sie sür die Schönste, sehe ich die andere daneben, so verzweifle ich bei dem Gedanken, welcher ich den Preis geben soll. Und aus diesem Tilemma bin ich noch nicht herausgekommen! Nun aber, meine Herrn appellire ich an Ihre eigene Ehrlichkeit und Offenheit. Sie waren auch einmal 26 Jahre, vergegenwärtigen Sie sich diese schöne Zeit Ihres Lebens und denken ^ie daran, was 5ie gethan haben würden, wenn es Ihnen gestattet worden wäre, drei so liebliche Mädchen — wenn auch nur im Spiel — ihre Gattinnen zu nennen? Hätten Sie sie nicht geküßt? Ich glaube, der Umstand, daß Sie drei so herrliche Exemplare von Töchtern aufzuweisen haben, ist der beste Beweis dafür, daß Sie g^adeso gehandelt hätten wie ich; ja, ich gehe noch weiter, ich erkläre, daß es gradczu beleidigend für Sic, meine Herren, und Ihre Tochter gewesen wäre, wenn ich sie nicht geküßt hätte! Es wäre ein Vergehen wider den heiligen Geist der Schöntwir gewesen! Und ich glaube, diese meine Ausfassung wird von Niemand richtiger befunden werden, als von Ihren Töchtern selbst!"

Tiefe Teductionen, mit dem Ausdrucke tiefster Aufrichtigkeit hervorgebracht, enthielten trotz manches Anfechtbaren doch soviel des Ueberzeugendcn und zugleich für die drei Väter Schmeichelhaften, daß sie sämmtlich die Empfindung hatten: hier widersprechen, hieße sich lächerlich machen. Zugleich sagte sich Jeder: der Mann ist mit sich noch nicht im klaren, die Möglichkeit ist garnicht ausgeschlossen, ja die Wahrscheinlichkeit hat sogar Vieles für sich, daß er bei näherer Bekanntschaft doch meiner Tochter den Vorzug giebt, es wäre also die größte Thorheit, wollte ich mich jetzl mit ihm überwerfen.

Wallher Ebelina, las diese Gedanken auf den Gesichtern der drei Väter, die sich immer mehr aufheiterten. Und da noch keiner das Wort zu ergreifen wagte, fuhr er in zuversichtlichem Tone fort:

„Meine Herren, Sie haben mich den Enthusiasten von Fichtcnstädtel getanft, ich weiß das. Nim wollen Sie mir zürnen, daß ich, meiner Natur getreu, mich für die höchste Schönheit, die auf unferem Planeten zu finden ist, begeistert habe?"

„Nein, das wollen wir nicht!" rief Fantini zuerst und reichte ihm die Hand über den Tisch. „Nein, nein, nimmermebr!" folgte Täglau und Pfotcnhaner nach. Jeder beeilte sich, so zuvorkommend wie möglich zu sein, Pfoteiihaucr bestellte sofort eine Flasche vom Besten und Walther sah sich gezwungen, so ungern er es auch that, zu bleiben.

Es wurde eingeschenkt.

„Es lebe der Enthusiast von Fichtenstädtcl!" begann Psoienliauer und hob das GlaS.

„Er lebe und stuoire weiter, bis er aus dem Dilemma der Treibeit heraus ist!" fügte Fantini hinzu.

„Ja, das foll er und das wird er, nicht wahr?" fragte TSglau.

„Ich werde mir Mühe geben, sagte Walther, „und ick werde mich erklären, ehe Sie es vermuthcn, so wahr Sie mich den Enthusiasten von Fichtenstädtel nennen!"

Sie stießen an.

„Wir lassen Sie nun einmal nicht los, Herr Baumeister, da können Sie machen, was Sic wollen," sagte Pfotenbnuer und schüttelte ihm die Hand. Aller Groll war aus den Herzen der Männer verschwunden, und «ls sich Walther nach Verlauf einer Stunde verabschiedete, weil er heute noch viel arbeiten müsse, erhoben sie sich ebenfalls, um nach Hause zu eilen, wo man ihrer mit Spannung wartete.

Walther aber empfand nur zu gut, daß jetzt, da ihm die Kunst so herrlich gewinkt hatte, Fichtenstädtel und Alles, was darin mar, für ihn aufgehört hatte zu sein. Der Enthusiast von Fichtenstädtel mar todt, das wußte er, und er sann nur darüber nach, wie er den drei Biedermännern seine versprochene Erklärung abgeben sollte.

Die Jagd, die sie auf ihn machten, reizte ihn, sich mit einem Scherze von Fichtenstädtel zu verabschieden.

Bis in die Nacht hinein hatte er seine Sachen gepackt. Alles war in Ordnung, seine alte Bedienungsfrau hatte den Austrag, ihm sein Gepäck nachzuschicken.

Es trieb ihn noch einmal in's Freie, der Mond schien so wunderbar hell.

Da plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke!

In dem alten Schuppen neben seinem Häuschen hatte er heute einen Topf mit schwarzer Farbe stehen sehen, zum Anstrich für einen eisernen Zaun bestimmt. Ob der Topf noch da war? Er eilte hin und fand ihn sogleich. Ein großer Pinsel steckte darin.

Mit diesem Topf eilte er an den großen Leichenstein, wälzte einen kleineren Stein davor, stellte sich darauf und schrieb mit dem Pinsel folgende Grabschrift in großen lateinischen Lettern:

DLR DX?lIU8I^8? V0X ricurMSI ^VILI.
8LINM rov.

«OLM? 8LMLL, ^RMX 8LLI.L RIIIIL!

Der Mond sah lächelnd auf den jungen Mann herab und leuchtete ihm bei seinem Werke, durch das er der Wahrheit gemäß bestätigte, daß hier an dieser Stelle sein Enthusiasmus für Fichtenstädtel den tödtlichen Stoß erlitten hatte.

Dann ging Walther frohen Muthes zu Bette, nachdem er vorher noch seiner alten Wirthin den doppelten Betrag für die verbrauchte Farbe zur Erstattung an die Anstreicher ausgehändigt hatte. Wozu er die Farbe gebraucht, verrieth er nicht. —

Seiner Gewohnheit gemäß erhob er sich fast zugleich mit der Sonne, bestieg sein Stahlroß und fuhr, wie er gekommen, singend durch die ganze Stadt. Noch schliefen alle Bewohner.

Als er um den Marktplatz herumfuhr, ließ er seine Stimme ganz besonders laut erschallen, und die drei Schönen reckten sich im Schlafe auf ihren jungfräulichen Magern, hörten dem Sänger zu, und seine Klänge mischten sich in ihre lieblichen Träume.

Als aber Walthcr Ebeling auf die Landstraße hinanSkam und die Welt in ihrem bunten Spätsommerkleide, von Heller Morgensonne vergoldet vor ihm lag, da weitete sich seine Brust nnd hinter ihm versank wie im Nebel Alles, was er die letzten Monde erlebt, und vor ihm stieg aus eine neue Welt der Hoffnung, des Glanzes und des Ruhmes.

Tie drei Mädchen hatte das gleiche Schicksal wieder zusammengeführn und inniger aneinander geschlossen.

Arm in Arm wandelten sie am folgenden Tage, nur von ihrer Henensangelegenbcit plaudernd, durch die stillen Gänge des Stadtpnrkcs, nach der verhängnißvollen Stelle am großen Leichenstein.

Aver wie erschraken sie, als sie ganz unerwartet die Grabschrift vor sich sahen, die ihnen das Hinscheiden des Enthusiasten von Fichtenstädtel ankündigte!

Als hätten sie ein Gesicht gesehen, flohen sie, so schnell sie laufen konnten, in die Stadt zurück und meldeten das unerhörte Ereignis; den Ihrigen.

Niemand wollte es glauben. Jeder sich selbst von der Unmöglichkeit des Gehörten überzeugen, uud es verging keine Stunde, so hatte ganz Fichtenstädtel vor dein ^eichenstem gestanden und die räthselhafle Inschrift

gelesen.

Man drang in die alte Wirthin, sie wußte nichts, als daß ihr Herr, nachdem er sür immer von ihr Abschied genommen, aus seinem Zweircw davongesahren sei.

Die baldige Ankunft eines neuen Negiernngsbaimieisters klärte Alles ans und die Bewohner AichtcnstädtelS wußten sich in das Unvermeidliche zu finden. Ja, nach einem halben Jahre bereits wareil die drei jungen Mädchen verlobt. Stella hatte sich den neuen Negierungöbaumeister gekapert, Mariecheu ihren schmachtenden Handschuhmacher endlich erhört, und der krausköpfige Maler ans Tyrol hatte sich wirklich eingesunden, um Selma zu beglücken.

Wallcher Ebeling schwand aber nicht aus dem Gedächtnis; des Städtchens, ja die Herren Täglau — der tatsächlich einen kleinen Z^rden erhielt — Famini und Pfotenhaner ließen sogar die Inschrift in den Leichenstciu einbauen, auf daß sie auch den kommenden Geschlechtern Glinde brächte von den lustigen, unwiederbringlichen Tagen, da der Enthusiast von Fichrcnsläotel unter ihnen geweilt hatte.

E r n e st Renan.

Von

August Mutter.

— Königsberg. —

enn ich es im Folgenden unternehme, dein Abbild der äußeren Züge eines der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten der Gegenwart einen flüchtigen Umriß seines geistigen Antlitzes

an die Seite zu stellen, wie es sich in feinen hauptsächlichsten Werken mir abzuzeichnen scheint, so bin ich genöthigt, einige Sätze allgemeinen Inhalts vorauszuschicken, welche in den Augen des Lesers vielleicht einseitig, vielleicht unrichtig, jedenfalls des Reizes der Neuheit baar find. Aber mehr vielleicht als in manchen anderen Fällen ruht hier die Berechtigung des Urtheils auf den allgemeinen Anschauungen, von welchen es ausgeht: gerade um dasselbe, wo erforderlich, aus Eigenem berichtigen zu können, wolle der Leser mir gestatten, persönlichen Ueber.zeugungen für einen Augenblick das Wort zu geben, die an sich kennen zu lernen kaum Jemand neugierig sein würde und die einem philosophisch geschulten Kritiker vielleicht höchst kindlich erscheinen werden.

Was in der Welt Bedeutendes geschieht, wird überall da, wo es sich nicht um bloße Zerstörung handelt, durch Ideen hervorgerufen. Ich verstehe dabei unter Idee auf dem Gebiete des Willens einen Zweck, in der Sphäre des Denkens einen Satz, der, obwohl in dem gegenwärtigen Bewußtsein nicht wirklich, doch als unbedingt nothwendig gefordert wird. Daß die menschliche Natur in sich vervollkommnungSsähig sei, ist für uns

Nord und Sud, Xl>V., ISS, 2ä

ebenso unerweislich, als das; unser Geist vermöge, sein eigenes und da-5 Wesen der Außenwelt zu erkennen; gleichwohl sind beides für uns Ideen, die beimißt oder unbewußt jedem Menschen inwohnen. Ohne die erste würde Niemand über die Befriedigung der nächstliegenden natürlichen Bedürfnisse hinaus irgend etwas zu erstreben haben, ohne die zweite Keiner sich die Mühe geben, über irgend etwas nach zudenken. Verschiedenartig aber, wie diese Ideen als praktische oder theoretische sind — vollkommen geschieden können die einen von den andern niemals werden, so wenig wie in der Einheit des Menschlichen Geistes etwa Wollen und Denken getrennt vorhanden sind. Tie Weltanschauung, die mehr oder weniger klar jeder Mensch sich gebildet hat, ist nicht durchaus von seinem Willen unabhängig: ein auf das Hohe gerichtetes Streben wird mit gewissen theoretischen Ueberzeugungen immer unvereinbar sein: und daß ebenso alles Handeln von der Weltanschauung des Handelnden beeinflußt wird, scheint noch minder eines Beweises zu bedürfen. Was wir aber als Weltanschauung bezeichnen, setzt sich aus zwei verschiedenen Bestandtheilen zusammen: demjenigen, was wir von unserem eigenen und von dem Wesen der Welt klar erkannt haben, also wissen, und dem. was wir auf das Ansehen älterer Ueberlieferung oder zeitgenössischer fremder Gedankenarbeit hin als sicher annehmen, d. h. glauben.

Tie Idee ist an und für sich zunächst rein persönlicher Natur; aber jeder weiß, wie unter Umständen eine Idee auch große Massen, ja ganze Völker und Jahrhunderte ergreift. Tie Ideen erscheinen äußerst verschieden an Werth je nach den Zeiten, deren Urthcile sie unterliegen. Viele Menschenalter hindurch ist das ganze Abendland von der Idee der Wiedereroberung des heiligen Grabes beherrscht gewesen: wie geringwerthig dieselbe Idee für die Gegenwart ist, ergiebt die Thatsache, daß der Türkei ihr Untergang von allen Seiten her droht, nnr von dieser nicht. Die Schätzung der Idee hat aufgehört, seit Europa sich durch seine geistige Entwickelung auf den Sinn des Spruches wieder hinführen ließ: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Wege noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten . . . Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Umgekehrt wird fast immer die Idee bei ihrem ersten Auftreten als „utopische" Thorheit verachtet: das entspricht ihrem Wesen, da sie eben die Forderung darstellt, daß sei, was nicht ist. Wen die Idee einmal ergriffen hat, dem flößt sie je nach dem Maße seiner >imst ein mehr oder weniger lebhaftes Streben ein, die ideale Forderung in der Welt durchzusetzen. Es entsteht eine gewaltige, vielfach unwiderstehliche Bewegung, die immer weitere Kreise mit sich fortreißt, endlich ganze Geschlechter über den bisherigen Stand ihrer Weltanschauung und sittlichen Gewohnheit forthebt. Aber je mehr die Bewegung in's Breite geht, um so mehr verflacht und verlangsamt sie: war sie an sich eigentlich die Verneinung eines der Menschheit natürlich gewordenen Zustande«?, so hängt sich, während sie ihrerseits jenM Zustand verändert, das Schwergcwicht der natürlichen Unvollkonimenheit des Menschenwesens an sie; gehemmt und durch allerlei Beiwerk getrübt, vermag sie in ihrer ursprünglichen Reinheit sich nicht voll durchzusetzen, nach Erreichung eines relativen Fortschrittes gegen das Frühere kommt die Bewegung zum Stillstand. Sosern diese auf praktischeZiele ausging, ergiebt sich daraus eine historische Gestaltung, sofern sie theoretischer Natur war eine dogmatische Weltanschauung.

Wie eine Welle niemals einzeln verlaufen kann, sondern stets mit den anderen Wellen sich durchkreuzt in ewig wechselndem Spiel: so das Durcheinanderwogen der Ideen in der geistigen Entwickelung der Menschheit. Tie nur unvollkommen der Idee entsprechende Gestalt der Dinge trägt keine Gewähr des Bleibens in sich. Das historische Gebilde wird von der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden untergraben, dem Togma einer bestimmten Weltanschauung tritt der weiter prüfende und forschende Geist kritisch gegenüber. Die Unzufriedenheit wie die Kritik führt zur Wiederbelebung alter oder zur Entfaltung neuer Ideen; von ihrem Nachwogen sieht man die stehen gebliebenen Finthen weiter getrieben, eine andere Höhe wird erreicht, damit auch aus ihr derselbe Borgang sich wiederhole. Wie das Alles nicht in einem Zuge verläuft, vielmehr Hebung, Stillstand und Senkung von kleineren Zwischenwellen jeden Augenblick unterbrochen werde», lehrt der Augenschein: volle Ruhe wäre auch hier mit dem Tode gleichbedeutend.

Diejenigen Ideen, welche in der Geschichte mit dem schärfsten Ansprüche auf Allgemeingültigkeit auftreten, sind naturgemäß die religiösen; naturgemäß, weil in ihnen theoretische Weltanschauung und praktisches Wollen in der innigsten gegenseitigen Durchdringung sich darstellen.

Als Religion im allgemeinsten Sinne bezeichne ich dabei das Bewußtsein des Menschen von seiner Stellung zum Weltganzen, wie er selbst sie theoretisch versteht und praktisch durch seinen Willen sich anweist. Da jeder Mensch für sich zunächst den Mittelpunkt der Welt bildet, so ruht in seiner religiösen Ueberzeugung der eigentliche Inbegriff seines Wesens. Daraus ergiebt sich einmal die Stärke, dann aber die Langsamkeit und Unvollkonimenheit aller religiösen Entwickelungen innerhalb der Menschheit; dennnur unter starkem Druck und nur langsam und widerstrebend kann das sich ändern, was mit dem innersten Wesen des Menschen verknüpft ist. Weiter aber folgt daraus, daß die vollkommenste religiöse Idee sich am schwersten und unvollkommensten in der Welt durchsetzen wird. Die vollkommenste religiöse Idee ist gleichbedeutend mit der absoluten Wahrheit; und daß eine ungetrübte Berkörperung der absoluten Wahrheit auf der Welt mit dem Aufhören des Euchens und Forschen», mit dem Erreichen der Fähigkeit vollendeten sittlichen Handelns das Ende der Menschheit bedeuten würde, darüber sind die Vertreter der entgegengesetztesten Weltanschauungen seit lange einig. Will man deswegen die Bollkommenheit einer religiösen Idee als Utopie bezeichnen, so ist auch die Idee der Wissenschaft eine Utopie, wenigstens so lange die menschliche Anschauung nicht mit der Unendlichkeit von Zeit und Raum fertig zu werden vermag.

In jener furchtbaren Novelle des Boccaccio, in welcher der Jude Abraham sich durch den Anblick des schändlichen Lebens der römischen Kleriker seiner Zeit zur Annahme des ClnistcnthumS bewogen erklärt, weil nur eine göttliche Religion unter solchem Frevel ihrer Bekenner auch noch gedeihen könne, liegt eine tiefe Wahrheit verborgen. Nirgends ist, so weit meine Kenntnis reicht, so viel im Namen der Religion gesündigt worden, als innerhalb des Christenthums; wer die Geschichte des Islams einigermaßen kennt, hat für die Borwürfe, welche gegen denselben nach dieser Seite hin von Chrisren erhoben zu werden pflegen, nur ein mitleidiges Lächeln. In der That ist keine Idee der Verunstaltung und dem Mißbrauche Seitens derMenschen gerade ihrer Vollkommenheit wegen schutzloser ausgesetzt, als die Grundidee des Ehristentlinms, die Lehre von dem Reiche Gottes. Das Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist, das heißt die unsichtbare Gemeinde aller derer, welche danach streben über die Welt — die Natur im Sinne Kants — hinaus ihr eigenes Wesen zu erheben, kommt nicht mit äußerlichen Geberden; und doch kann diese Idee in der Welt sich nur verkörpern in allerhand Kirchenwesen, das ihren Glanz,' indem es ihn darzustellen versucht, trübt und verunziert; und die Erhabenheit der Forderung gerade öffnet dem Affen der Frömmigkeit, der Heuchelei, selbst die Thüre zu jedem Tempel, der Menschennngen sichtbar ist. Trotzdem bleibt diese Utopie die vollkommenste religiöse Idee, die es giebt, ja die religiöse Idee in ihrer Vollkommenheit überbanpt, und es ist die Aufgabe der Menschheit, ebenso an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, wie sie an der nicht minder utopischen Erkenntnis; des Weltganzen arbeitet.

In zwei großen Fluthwellen ist die Idee des Reiches Gottes bis heute über die Menschheit dahingegangen. Das eine Mal im Ansang, als sie sich gegen das gealterte Heidenthum des klassischen Zeitalters durchsetzte. Sie ist dabei allmählich verflacht zu jener Idee eines sichtbaren Reiches Gottes auf Erden, welche in der römischen Hierarchie bis henle sich verkörpert zeigt.

Ihrer veräußerlichtm Form setzte der Anbrnch einer neuen Zeit im Humanismus die Idee des freien Menschenthums entgegen, und die Reformation unternahm es, die letztere auf die Höhe des wahren christlichen Gedankens weiter zu erheben. Zu früh — möchte man sagen, wenn es erlaubt wäre, geschichtliche Ereignisse zu kritisiren — ließ sich die Resormaliou ihrer Selbsterhaltung in der äußeren Welt zu Liebe nöthigen, ihrerseits dogmatisch zu werden und sich in den staatlichen Gemeinwesen der germanischen Völker Nothbauten zn errichten, deren Mängel freilich im Sinne des wahren Reiches Gottes vielleicht ebenfo viele Vorzüge waren, die aber auch die christliche Idee nicht ungeschädigt lassen sollten. Früher als im Mittelaller trat jetzt dem Dogmatismus die Idee des freien Mcnschcnthums gegenüber: für die religiösen Interessen unselig verquickt mit dem politischen Treiben der französischen Revolution, aber gefährlicher denn je den Einfluß der bestehenden Kirchen unterspülend dnrch die gleichzeitige mächtige Entwicklung der philosophischen und historischen Kritik, mehr noch der Naturwissenschaften, welche aus der Entfernung aller nicht meß- und wägbaren Ursachen aus dein Kreise ihrer Betrachtung gerade ihre glänzendsten Erfolge herleiten durften und mit Kant in der Erkcnntniß zusammentrafen, daß die Annahme von Unterbrechungen der Gesetze alles natürlichen Seins durch Wunder, wie sie nicht nur des (Glaubens, sondern vorzüglich auch des theologischen Dogmatismus liebste Kinder sind, wissenschaftlich unmöglich sei. Gleichzeitig freilich ist dann auch die freie Wissenschaft der Naturforschung sofort wieder dogmatisch geworden: über dem Mikroskop hat sie die Logik des Aristoteles nicht weniger als die Kritik Kants vergessen und den theologischen Lehrsätzen eine bisher freilich recht unfertige naturwissenschaftliche Weltanschauung gegenübergestellt, die gerade an den entscheidenden Punkten ebenso blindlings geglaubt werden will, wie das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes.

Tie Verlegenheit, in welche sich der gebildete Laie zwischen den theoretischen Anschauungen der Theologen und der Naturforscher gesetzt sieht, wird nun aber dnrch bedenkliche Vorgänge auf dem praktischen Gebiete bis zur Rathlosigkeit gesteigert. Es scheint fast, als ob die Natur, erzürnt über das Eindringen des Menschen in ihre geheimen Werkstätten und die Tienstbarmachung ihrer erhabensten Kräfte für seine eigensüchtigen Bestrebungen, sich zu rächen entschlossen sei, indem sie den Menschen gründlicher als je der Sclaverei seiner natürlichen Neigungen nnd Bedürfnisse zu unterwerfen sich anschicke. Ter praktische Materialismus unserer Zeit, der nicht weniger in den oberen als in den unteren Schichten der Bevölkerung mit erschreckender Schnelligkeit um sich greift, droht über Wissen wie über Glauben mit gleicher Rücksichtslosigkeit zur Tagesordnung, der Tagesordnung einer modernen Barbarei, überzugehen. Nichts irriger, als die Schuld daran ausschließlich dem Togmatismns der Naturwissenschaft oder dem der Theologie anzuschreiben. Von erheblicher Mitschuld freilich sind Beide nicht freizusprechen; der innige Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Grundsätzen des Handelns gestattet keinen Zwiespalt der Ideen in ersierer ohne schwere Schädignng der letzteren! die wirkliche Heilung des UebelS kann schließlich nur daraus hervorgehen, daß sich die Mensche», hoch wie niedrig, wieder schämen zu denken: „Lasset uns essen und trinken, morgen sind wir todt." Aber nolhiuendig daneben ist eS auch, daß eine Vereinigung herbeigeführt werde derer, welche in den beiden feindlichen Lagern des theologischen »nd des naturwissenschaftlichen Idealismus mit der Idee es ernst meinen. Ich bin nicht sicher, ob nicht mancher Zöllner unter den dogmatischen Naturforschern näher am Reiche Gottes ist, als dieser oder jener Pharisäer eines beliebigen XirchenthumS, und man müßte daran verzweifeln, daß die Idee des Reiches Rottes in unserem Erdtheile noch eine Zukunft behielte, wenn es nicht gelänge, wie in den Zeiten der Reformation den Geist des wissenschaftlichen und des religiösen Idealismus zusammenzuschmelzen. Denn wo die Ideen sich im Widerstreite aushöben, bliebe nur die Zerstörung des Bestehenden. Das Reich Gottes würde davon nicht untergehen, aber unsere europäische Gesellschaft, in der eS sich hätte entfalten sollen. Solcher Entfaltung neue Wege wieder zu babncn, fehlt es immerhin nicht an versuchen; mehr als eine Richtung in der protestantischen Theologie — man gestatte dem Protestanten sich an diese zu halten — nnd mehr als ein hervorragenderKopf unter den Vertretern der modernen Naturwissenschaften suchen nach einer Stelle, wo sie sich die Hände reichen können. Solchen Bestrebungen nahe, wenngleich in eigenthümlicher Weise für sich, steht der berühmte Mann, welchem diese Studie gilt — örnest Renan.

Ernest Nenan^) ist am 27. Februar zu Tr^guier geboren,

einer kleinen Seestadt nahe der nördlichsten Spitze der Bretagne. 'Sein Bater war Bretone, seine Mutter aus der Gegend von Bordeaur: er sei eine Toppelnatur, hat er in den 8ouvslli>8 selbst ausgeführt und sich halb scherzhaft, halb im Ernste beklagt, daß gelegentlich der Gascogncr in ihm dem Bretonen unglaubliche Streiche spiele. Zunächst freilich mochte der erstere selten genug sich rülncn: der Vater befand sich meist auf weiten Seereisen fern von der Heimat, nnd die wenn anch heitere Natur der Mutter war doch nirgends geneigt, den streng kirchlichen Sinn zu verleugnen, der in dem klerikalen Einflüssen mehr noch als andere Orte der Bretagne unterstellten Tr^guier allgemein herrschte. So machte es sich ganz von selbst, daß der Sohn einer in mäßigen Verhältnissen lebenden Familie, welcher in der >iloslerschule seiner Vaterstadt sich bereits durch ungewöhnliche Begabung bervorgelhan hatte, im vierzehnten Lebensjahre nach Paris in das „kleine" Priesterseminar übersiedelte, sür welches der soeben mit der Leitung desselben beauftragte Dupanloup mit großem Eifer Zöglinge in der Provinz werben ließ. Aber trotz aller Dankbarkeit des Jünglings gegen die vortrefflichen Geistlichen, welche dort seine Bildung leiteten — einer Dankbarkeit, welcher auch der gereiste, aus diesen Zusammenbängen für immer losgerissene Mann noch bei mehr als einer Gelegenheit woyllhucnden Ausdruck gegeben hat — machte sich bereits auf dieser Vorstufe der innere Gegensatz seiner kritischen GeisteSart zu der scholastischen Dogmatik des katholischen Kirchenthums bemerklich. Zuerst, so hören wir, geweckt durch den Unterricht in der Mathematik; entwickelt aber und bis zum entscheidenden Durchbruch gesteigert durch das Studium des Hebräischen und Deutschen, dem er sich nach seinem Eintritte in das „große Seminar'", die berühmte

8t. Lnlpico, mit Feuereifer hingegeben hatte. Da er seiner Zweifel nicht Herr zu werden vermochte und sich mehr und mehr unfähig fühlte, Priester eines Glaubens zu werden, mit dem er innerlich zerfallen war, trat er im

October 1845 aus dein Seminar aus und widmete sich nunmehr, seinen Unterhalt vorläufig durch Privatunterricht suchend, ausschließlich den gelehrten Studien, welche er mit so großem Erfolge zu betreiben angefangen. Im Jahre 1848 ging er aus dem ««noour« cle I'aAi-^ittion (Befähigungsnachweis für eine außerordentliche Professur) als Erster hervor, und gewann gleichzeitig den von der ^cäctV'mis cks8 iosori^tions et bsllss-lsttre« zu crtheilenden i'i-ix Voluov durch einen zusammenfassenden Ueberblick über die Geschichte und Grammatik der semitischen Sprachen. Damit war seine Laufbahn gesichert; er verfolgte sie zunächst weiter auf dem durch seine Vorbildung ihm gewiesenen Wege der Verbindung scholastisch-philosophischer und orientalischer Studien. Die Akademie gewährte ihm die Mittel, auf italienischen Bibliotheken seine Forschungen fortzusetzen, deren Ziel jetzt eine ausführliche Darstellung der Philosophie des ^.verross bildete, jenes spanisch-arabischen Denkers aus dem 12. Jahrhundert, dessen auf die aristotelische Lehre gegründetes System auch in weiten Dreisen des christlichen Abendlandes maßgebend geworden und für viele Geschlechter scholastischer Theologen und Juristen bis tief in das 16. Jahrhundert hinein geblieben war. Nichts schwieriger als diese Untersuchungen, welche gründliches Verständnis; der aristotelischen und nacharistotelischen Philosophie, Beherrschung mehr als einer orientalischen Sprache und ausgedehnte Kenntnis; der unabsehbaren scholastischen Literatur des christlichen Mittelalters erfordern: so muß die Frucht dieser Studien, das bereits 1852 veröffentlichte Buch ^vsrroös et I'^vsrroisms (2. Ausgabe 1860, 3. Ausg. 1866) schon von diesem Gesichtspunkte ans anerkannt werden. Die Anerkennung steige« sich aber zur Bewunderung, wenn man an dem Werke gleichzeitig den klaren und durchsichtigen Aufbau, die anziehende, trotz vielfacher Trockenheit des Stoffes häufig fesselnde Darstellung, die Genauigkeit der Forschung zu rühmen sindet, welche bei Anderen nur in den seltensten Fällen zu einem so harmonischen Ganzen sich verbinden. Es mag die Voreingenommenheit des Fachgelehrten sein, die mich bewegt, in Wenaus ^Vvsi-i'uss das hervorragendste Werk seines ganzen Lebens zu sehen: das glaube ich aber als sicher bezeichnen zu dürfen, daß diese klassische Leistung bestehen und auf die engeren Kreise, für welche sie bestimmt war, zu wirken fortfahren wird, wenn das viel berühmtere Buch, das einen so mächtigen Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeübt hat, längst vergessen ist. Wenige Jahre später (1855) erschien der erste Theil der bereits erwähnten Preisarbeit, umgearbeitet und erheblich erweitert unter dein Titel llistoirs ßdin>r»Ig 6es IlMFuos »5iuiti,jNL8 (2. Ausg. 1858): ein Buch, in welchem die Gelehrsamkeit Nenans mit einer selbständigen Ausfassung des Geistes der semitisch.'ii Völker sich verbindet, und das trotz vieler uud berechtigter Einwendungen gegen jene Auffassung seine anregende Kraft bis heute nicht eingebüßt hat. Erwägt man, daß neben diesen großen Werken gleichzeitig eine beträchtliche Anzahl der verschiedensten kleineren und größeren Abhandlungen über sprachwissenschaftliche, philosophische und religionsgcschichtliche Gegenstände Wenaus Feder entflossen sind, ^ so erscheint seine literarische Emsigkeit stnunenswcrth; noch staunenswerther aber ist, daß sie auf zwei Jahrzehnte hinaus keine Abnahme erfahren hat, und auch in der Gegenwart kaum gemindert erscheint. Dabei ist der jireis seiner Interessen der denkbar weiteste: neben die Fachstudien, von denen er ausgegangen mar, treteil außer den bereits erwähnten z. B. auch Untersuchungen über den Ursprung der Sprache <1848, erweitert 1857), über die griechische Sprache im Mittelalter (1818); und das große Sammelwerk Hi8t»irs Iitt,'rairs cts la enthält von ihm einen Disovurs sur I'öuN lies

IiLanx-nrts »u. XIV" Meie (1865). Der Gelehrte Z!enan kehrt freilich immer mit Vorliebe zu den semitischen Studien zurück; dabei ziehen mehr und mehr die zahlreicher werdenden Entdeckungen und Ausgrabungen auf dem Boden des alten Orientes seine Aufmerksamkeit an, und er entwickelt sich zum Kenner auch auf dem Gebiete der phönizischen und algebraischen Inschriftenkunde. Co fiel aus ihn, der seit 1851 eine Anstellung an der großen Bibliothek zu Paris inne hatte und 1856 zum Mitglieds der ttd^miu clo« 1ii8«'ip,tioQs erkoren war, die Wahl Napoleons III., als dieser den glücklichen Gedanken faßte, mit der zur Unlerdrücknng der Christenhetze in Syrien 1860 abgesandten militärischen Erpedition, wie einst sein Großoheim mit seiner ägyptischen, ein wissenschaftliches Unternelimen zu verbinden, dessen Zweck die archäologische Untersuchung der dein Libanon benachbarten Theile Syriens und Phöniziens bilden sollte. Bom Herbst 1869 bis ebendahin 1861 weilte Renan in Syrien und Palästina, und schon 1865 konnte er die wichtigen Ergebnisse seiner Forschungen und Ausgrabungen in dein großen Werke -der Ms«i»i, cl« I^llönic-is zu veröffentlichen beginnen. Seitdem Hut er nicht aufgehört, in kleineren und größeren Abhandlungen diesen immer wichtiger werdenden Zweig der Altcrthumskunde zu bearbeiten, und das eben in seinem ersteil Bande volleiidetcgroßeOu^)U8ln«cri^ti«nrim8«imtiL!,rum,in welcheindie bedeutendsten Semitisten Frankreichs zu den griechischen und lateinischen Inschriften

sammlungen der Berliner Akademie ein Seitenstück zu schaffen bemüht sind, verdankt seiner Anregung und Mitarbeit einen großen Theil seines schönen Erfolges. Nicht unerwähnt bleiben dürfen endlich die stets von allen Fachgelehrten mit Srannuug erwarteten jährlichen Berichte über die Fortschritte der orientalischen Studien in Frankreich, welche er im Auftrage der 8u«i6t5 ««iatiHuo zu Paris für deren ^ourunl durch eine Reihe von Jahren verfaßt hat, wiederum glänzend die Gewandtheit bethätigend, mit welcher er den scheinbar trockensten Gegenständen eine eigenthümliche Anziehungskrast zu verleihen weiß. —

Als Renan im Herbst 1861 aus dein Orient nach Frankreich zurückkehrte, sührte er in seiner Mappe außer den von ihm gesammelten Inschriften und Zeichnungen ein Manufcript bei sich, welches er, nach langjährigen Borstudien, jetzt ans dem Boden des heiligen Landes unter dem Einflüsse dieser Umgebung fast in einem Zuge niedergeschrieben hatte, nnd welches den in seinen engeren Fachkreisen seit lange hochgeachteten Gelehrten aus einen Schlag zu einer europäischen Berühmtheit — oder Berüchtigtheit machen sollte. Er war sich des Wagnisses bewußt, welches die Beröffentlichung dieses Manuscriptes in sich schloß; ein ganzes Jahr, so hat er später berichtet, setzte er, der Birtuose der Feder, daran, jeden Satz, jeden Ausdruck immer von Neuem auf die Waagschale zu legen: erst im Jahre 186Z erschien die Vis <Z« Zusus*), jenes Leben Jesu, das einen Sturm durch ganz Europa entsesselte, wie kaum ein anderes Schriftwerk unseres Jahrhunderts. Selbst ich, damals fast noch ein Knabe, entsinne mich genau des Eindruckes, deu es auch in Deutschland hervorrief. In den gebildeten Kreisen der liberalen Bürgerschaft meiner Batersladt ging es, im Original oder in der Uebersetzung, von Hand zu Hand und ward, selten mit offener Mißbilligung, wenn anch häufig mit einem gewissen Vorbehalt, jedenfalls mit Begier und Behagen gelesen; die Spalten aber der Kreuzzeiluug wurden nicht leer von den Namenlisten der rechtgläubigen Männer, vor allen der Geistlichen, welche sich gedrungen fühlten, Zeugnis; abzulegen wider den Gräuel der Verwüstung, der hier dem Heiligthume ihres Glaubens angedroht schien. Sie hatten beide in gewisser Weise Recht, die Liberalen wie die Orthodoren.

Renan spricht einmal selbst die betrübende Neberzeugung aus, das; man meist durch seine Fehler Erfolg habe. Auf seiu Leben Jesu wird das, so ineine ich trotz der gegeutheiligen Ansicht Bieler, doch nicht anzuwenden sein. Zweifellos dankt das Bnch einen Theil seines ErsolgeS der Schadenfreude gewisser Freidenker, hier einmal die Orthodorie, katholische oder

*) Ich benutze die 17. Ausgabe vom Jahrc 1W1 in der Annahme, daß die seit der 13. vorgenommenen Aendenmacn »ichl so wesciillich uns, das; es sür meinen Zweck »othwendig wäre, mir eine der früheren zu verschaffen.

protestantische, ohne jeden Rückhalt und jede Zaghaftigkeit von einem begabten Schriftsteller gerade an der Stelle angegriffen zn sehen, Ivo ihre Empfindung mit Recht am zartesten ist. Aber für folche Gefühlsroheit, die in den Massen sich ebenso hänsig wie selten bei den einzelnen findet, ist der Schriftsteller nicht verantwortlich zu machen. Die außerordentliche Offenheit, mit welcher Renan in einer Zeit, wo in Frankreich der Klerikalismus wieder obenauf und im übrigen Europa ein freierer Zug doch erst eben im Entstehen war, seine wissenschaftliche Ueberzeugung in aller Ruhe aussprach, kann ihm auch bei seinen Gegnern nur zum Ruhm gereichen, für die Taktlosigkeit eines großen Publikums darf er nicht verantwortlich gemacht werden. Und dann erklärt sich ans solche Weise doch nur ein Theil des Erfolges, der in vieler Beziehung als ein berechtigter bezeichnet werden muß.

Nein wissenschaftlich, im Sinne des Fachgelehrten genommen, ist das Buch kaum als eine große That zu bezeichnen. Einen solchen Anspruch würde auch der Verfasser selbst kaum erheben, wenngleich ihm zugegeben werden muß, daß manche Anschauung, mancher feine Gedanke darin auch wissenschaftlich nicht ohne Werth ist: darüber will ich um so weniger Worte verlieren, als ich in dieser Beziehung mich zu keinem maßgebendeil ttrtheile berechtigt fühle. JedensallS hat Renan nie geleugnet, daß er bei seiner Kritik der evangelischen Berichte durchaus aus den Schultern der deutschen Wissenschaft steht, insbesondere jener Tübinger Schule, deren Haupte David Friedrich Strauß er auch in der patriotischen Erregung des Jahres 1870 die Anrede «Ker mnitrs nicht hat versagen mögen. Was aber an dem Buche sein eigen, das ist der Ausbau und die Darstellung. Der Aufbau, vor Allem vermöge des feinen Gefühls, mit welchem er die Gestalten Jesu und seiner Jünger in den Rahmen des Landschaftsbildes und des Volkslebens Palästinas gestellt hat, wie er beide sich aus eigener Anschauung unter Znhülfenahme der geschichtlichen Nachrichten für die Zeit des Herren wieder erschließen konnte. Die Darstellung vermöge des Reizes eines Stiles, dessen Geheimnis; Renan vor allen mir bekannten französischen Schriftstellern der Jetztzeit voraus hat. Dein Deutschen, auch wenn er nicht ausschließlich Zeitungsschreiber ist, macht es nur zu häufig Vergnügen, seine herrliche Sprache, ivie ein Plebejer seine Frau, zu mißhandeln; der Franzose behandelt die seinigc mit jener Galanterie, die man einer Dame der besten Welt schuldig ist. Wenn es aber keinen feineren Genuß giebt, als einen wissenschaftlich gebildeten Franzosen in akademischem Stile sprechen zu hören, so wirkt beim Lesen diese stark abgeschliffene Eleganz heutzutage allmählich ermüdend. Die französische Zeitschrift, in welcher der akademische Stil >I« rixiicrir ist, dio Levns <Ies äoux monclsL, gilt, vielleicht nicht völlig ohne Grund, für einer Ahnung von Laugcrweile verdächtig. Eine neuere Schule sucht dem Uebel dadurch abzuhelfen, daß sie die Sprache der Gasse in die Literatur einführt; die wirklich vornehmen Schriftsteller sind in Verlegenheit. Man hilft sich wie man kann; der eine, wie Lherbuliez, durchdringt seine Redeweise mit einer gewissen ironischen Bonhommie, die eine Weile recht glücklich scheint, auf die Dauer aber etwas sade wird: der andere, wie Daudet, bringt durch den (Gegensatz zwischen der scheinbaren Kühle der Form und dein dramatischen Gehalte des Stoffes eine — Goethe'sch zu reden — angenehme Wirkung hervor, ohne dabei ganz dem Vorwurf der Künstlichkeit zu entgehen. Bei Nencm werde ich auch da, wo der Inhalt eines Essays unbedeutend ist, stets durch die Form gefesselt, ohne daß ich zu sagen vermöchte, worin der Grnnd liegt. Er selbst, der seines Vorzuges nicht unbewußt ist, schreibt ihn seinem Studium der deutschen Sprache zu, welcher manche seiner Wendungen entlehnt seien; jedenfalls wird er, soweit ich urtheilen kann, in der Schreibart von Niemand unter seinen Landsleuten in jener Verbindung von Glätte und Abwechslung erreicht, in welcher allein das Französische seine volle Anziehungskraft noch heute bewähren kann. Ter Reiz seiner Darstellung, der ebensowohl in der Gestaltung der Sätze als in den einzelnen Ausdrücken beruht, verwischt sich auch in einer leidlichen Uebersetzung nicht vollständig: er hat zweifellos mit dazu beigetragen, das „Leben Jesu" dem großen Publikum annehmbar zu machen. Dazu kommt, daß es auch abgesehen vom eigentlichen Stil dem begabten Manne an Gestaltungskraft keineswegs gebricht: der Stoff ist nach den Gesichtspunkten der inneren Entwickelung fest gegliedert und ini Einzelnen kräftig zusammengefaßt, die Vorgänge sind anschaulich und lebhaft geschildert, die Persönlichkeiten vielfach glücklich charakterisnt.

Wir haben uns bisher mit den äußeren Vorzügen des Buches beschäftigt: schwieriger wird die Aufgabe, sollen mir über den eigentlichen Inhalt uns Rechenschaft ablegen. Denn an dieser Stelle, wo es sich um die Auffassung der Person Ehristi handelt, ist so gut wie Alles in das persönliche Gefühl gestellt. Tie altkircliliche Anschauung, welcher jedes Wort der Evangelien inspirirt und als solches jeoem andern gleichwertbig ist, findet hier keine Schwierigkeit: sie hat seit Jahrhunderten aus den sämmtlichcn Stellen des Neuen Testamentes, welche von Jesu Person handeln, mosaikartig sich ein Bild des Got'.menschen zusammengesetzt und verlangt, daß man dieses einfach als gegeben annehme. Die protestantische Theologie der Neuzeit (wohl zu unterscheiden von den dermaligen Trägern der kirchlichen Aemter) hat bis in die Reihen der eigentlichen Orthodoxie hinein diesen Standpunkt aufgeben müssen, weil sie die vollkommene Ncbereinstimmung zwischen den verschiedenen evangelischen Berichten mit gutem Gemissen nicht mehr behaupten zu können meint. Ist schon bei ihr Manches in's Schwanken gekommen, so geräth der in noch größere Verlegenheit, welcher jene Berichte ohne Rücksicht auf dogmatische Gesichtspunkte einfach nach den Regeln der historischen Kritik untersucht. Diese schließen nicht weniger als die Methode der zeitgenössischen Naturforschung das Wunder aus der wissenschaftlichen Betrachtung aus. Nun aber sind die Evangelien von Anfang bis zu Endo von dein Elemente des Wunderbaren so durchtränkt, daß mm? logischer Weise nur das Ganze als geschichtliche Wahrheit im altkirchlichen Sinne annehmen kann oder einfach bekennen muß: die historische Wissenschaft unserer Zeit hat kein Mittel, das Leben Jesu mit einigem Ansprüche auf die nöthige Sicherheit aus dem Inhalt dieser Berichte aufzubauen. Was die wirkliche historische Kritik von diesem Leben übrig läßt, sind die TlMsachen, daß Christus in Nazarcth geboren ist,' daß vermöge des Eindruckes, den er auf seine Jünger durch seine Predigt hcrvorgerusen hat, viele seiner Aeußerungen auch nach seinem Tode erhalten blieben, daß unter seinen Jüngern die hervorragendsten Petrus und Johannes maren, daß er den Haß der orthodoren Juden auf sich gezogen hat und auf deren Betrieb von Pontius Pilatus vor den Thoren von Jerusalem gekreuzigt worden ist, und daß unter seinen Verehrern schon in fnihcster Zeit der Glaube herrschte, er sei von den Todten auferstanden. Renan weiß das sehr gut: etwa mit seinen Worten habe ich diese zweifellosen Thatsachen angeführt. Daß sich bei ihnen Niemand beruhigen kann, der sich als Christen fühlt, oder der auch nur die Entstehung des Christenthums sich erklären will, versteht sich von selbst. Wer sich nun als Christ fühlt und sich ein Bild des Lebens Jesu entwerfen will, kann es nur entwerfen uach dem Idealbilds, das von diesem weltüberwindenden Menschen in seinem Herzen lebt: das ist die Berechtigung des Satzes vom idealen Christus. Wer sich nicht als Christ fühlt, der wird sich das Bild des Lebens Jesu etwa vom Standpunkte eines Juden oder Mohammedaners oder Atheisten entwerfen. Cr hat alsdann das Recht, aus den Berichten der Evangelien sich eine Geschichte zurechtzulegen, wie sie ihm wahrscheinlich vorkäme, wenn Jesus ein Mensch wie er selber oder ein beliebiges anderes Kind des nennzehitteu oder ersten Jahrhunderts gewesen wäre. Nun ist die Schwäche von Nenans Stellung, daß er sich als Christen fühlt, nnd doch den Herren behandelt, als übersähe er ihn, wie der Professor der semitischen Sprachen der Gegenwart den Verfasser des Buches Daniel übersieht, dem er den Anachronismus nachweist, griechische Worte in das Babylon des Königs Nebukadiiezar hineingetragen zn haben. Renan nennt den Herrn noriv manrc; die Worte, die er über Jesu Gottesbewußtseiu sagt, können tieser keinem Rechtgläubigen aus dem Herzen kommen; er hat vor Jesu „Weltverachtung" alle Ehrfurcht; ihm ist vermöge der Ideen, welche Gott als Vater oer Menschen und das wahre Leben als das Leben im Reiche Gottes setzen, die christliche Religio» la r«I!Ai«ll öternelle: aber die Empfindung geht ihm ab, daß eben deswegen es nicht möglich ist, mit den eigenen kleinen Privatidealen über den Menschen, der das Alles in die Welt gebracht hat, zu Gericht zu sitzen auf Grund von Berichten, deren Geschichtlichkeit wir selbst bestreiten, und auf Grund der einem Dritten vielleicht sehr fragwürdigen Ueberzeugung, daß wir auch Alles verstehen was wir lese». Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn der Schüler Renan, sich über den Meister setzend, Jesus als dvinoci-ars ^uik bezeichnet, oder^) von ibm ineint, er sei mehr r,n ^rancl ^uik als rm ^rnock Iwmiue gewesen, oder sich mit einem p»r<Z«rm«n8-Irn c?tts esrM.-mcs zu einer sast mitleidigen Nachsicht mit ihm bereit erklart. Nicht allein die Pastoren der Kreuzzeitung wird das und manches andere der Art verletzen: Jeder, der gerade in der Thatsache, daß dieser Mensch in die Geschichte eingetreten ist und durch die Idealität der von ihm in die Welt gebrachten „Utopien" (auch dieser Ausdruck wird dem Herren nicht erspart) auf ihn wirkt — Jeder, der gerade in dieser Thatsache die Gewähr für sein GotteSbcwußtsein findet, wird hier den schärfsten Widerspruch erheben. Dieser Widerspruch soll, wenn er von dem Verfasser dieser Zeilen ausgeht, keinen Tadel einschließen: ein solcher würde mir nur zustehen, wenn ich mich berechtigt glaubte, gegen Nencm den in vielen Kreisen beliebten Vorwurf der Frivolität zu erheben. Es ist allerdings meine Ueberzengung, daß Nenans Ansicht, Jesu Gestalt sei in erster Linie von seinen Biographen (den Evangelisten) verkleinert worden, vor Allem auf ihn selber Anwendung findet, und es ist ferner, um noch das eine von vielem hinzuzufügen, meine Ueberzeugung, daß ihm trotz aller Bemühungen es nicht gelungen ist, einen psychologisch wahrscheinlichen Uebcrgang von der idyllischen Natur, dem cko^teur Luarmäut**), als welchen er Jesus in der ersten Zeit schildert, zu dem F<-ant sombrs der letzten jerusalemischen Wochen zu schaffen. Aber das möchte ich mit aller Entschiedenheit betonen: wenn an den bemängelten Anschauungen etwas fehlerhaftes ist, so beruht das eben ans der Eigenthümlichkeit von Nenans GeistcSart. Er hat, wie er selbst gelegentlich mit vollem Rechte bemerkt, die jedem Philologen, auch dem Schreiber dieses, theure Eigenschaft, immer die verschiedenen Seiten einer Sache gleichzeitig zu sehen: das ist sehr unbequem, man ist dadurch leicht für manche der nothwendigsten Seiten des Lebens unbrauchbar und entbehrt insbesondere der schöpferischen Einbildungskraft im höheren Sinne — aber es muß auch solche Menschen geben, schon damit die Welt nicht zu sicher wird: Kritik und Dogmatil sind gleichberechtigte Factoren in der Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit. In wiefern Nenan aber trotz feiner kritischen Nichtung doch ein anderes Bild Christi sich hätte entwerfen können oder follen, darüber stellen wir, denke ich, Friedrichs des Großen bekanntem Verfahren gemäß, das Urtheil einem Höheren nnheim. dessen Worte eben angeführt sind, hat sich die theologische Fachwissenschaft, die über das „Leben Jesu" mit solchem Eifer herfiel, nicht eben lebhaft . mit den übrigen Bänden des Werkes beschäftigt; der Verfasser stand auf dein In,lex, der unsichtbar auch in den evangelischen Kirchen vorhanden zu sein scheint. Leichter zu verzeihen ist es dem großen Publikum, daß es, in der Erwartung „den antiklerikalen Ton verstärkt" zu sehen, zwar noch die Apostel eifrig kaufte, dann aber allmählich enttäuscht sich zurückzog: konnte doch das Vergnügen, einen allbekannten, religiöser Polemik willkommene Nahrung bietenden Stoff in anziehendster Form zn genießen, in jedem Bande immer weniger Befriedigung finden. Auf das Gesammtwerk mag in anderer Weise Anwendung finden, was oben gerade im Gegensatz gegen das Leben Jesu über den L,v«rroes gesagt ist; jedenfalls darf ich meine Betrachtung desselben nicht schließen, ohne der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß in dem großen Gedanken, welchem der ganze Plan entsprang, Renan trotz allem gelegentlichen Irregehen doch auf dein Wege gewesen ist, den wir in unseren anfänglichen Ueberlegungen als den für die Zukunft einzig hoffnungsvollen zu erkennen glaubten, dem Wege, auf welchem das Christenthum deni Versiändniß unserer Zeit, unsere Zeit der Idee des Ehristenthums nahe gebracht werden sollte.

Unter allem, was hier über Nenans Leben Jesu bemerkt ist, findet sich vermuthlich lein neuer Gedanke: die Literatur, welche sein vermessenes Buch damals entfesselt hat, ist so unendlich (ick) habe sie nicht gelesen), daß schmerlich irgend ein möglicher Gedanke unausgesprochen geblieben ist.

*) Dies geschieht allerdings erst im Jluro^urels, aber doch in demselben Geiste. Es ist bezeichnend, ivie oft die Ausdrücke «Karrnem-, edurinunt, »I^rme in den ersten Abschnitten mit Anwendimg am den Herrn gebraucht werde».

Wenn ich trotzdem nach so langer Zeit es für erlaubt gehalten habe, meine unmaßgebliche Ansicht über ein inzwischen stark in den Hintergrund gedrängtes Werk hier breiter, als vielleicht zweckmäßig, darzulegen, so ist es abgesehen von anderen Gründen auch deswegen geschehen, weil gerade die Länge der inzwischen verflossenen Zeit hente ein ruhigeres Urtheil gestattet, als im ersten Augenblicke möglich sein konnte. Und inzwischen hat sich das, was schon behauptet wurde, daß die Vis de ^csris nicht das Werk einer nach Aufsehen lüsternen Frivolität gewesen sei, durch die Thatsachen bestätigt. Nenan bemerkt einmal selbst mit Recht, daß er, wenn es ihm um Popularität (im gemeinen Sinne des Wortes) zu thnn gewesen wäre, nur nöthig gehabt hätte, in seinen weiteren Veröffentlichungen den angeschlagenen „antiklerikalen" Ton zn verstärken. Das Gegentheil ist der Fall gewesen. Um das. „Leben Jesu" richtig zu bcurtheilen, uin insbesondere der Frage zu begegnen, weshalb der Bersasser das bedenkliche Werk denn überhaupt an das Licht habe treten lassen, ist zu berücksichtigen, daß es nur den Ansang eines großen Unternehmens hat bilden sollen, das Renan neben seinen semitischen Fachstudien seit Jahren vorbereitet hatte: einer Geschichte der OriAiiio« c?>,ristinni«iue, der Anfänge des Christenthums überhaupt. Es ist ihm beschieden gewesen, in sechs weiteren starken Bänden: I.es ^.pütres (1866), Lt. 1>arr1 (1867), I/^ntccKri8t, (1873), LvimZiles (1877), I/I^liM cw'ttioims (1879), Älku-o^urele et la La du inoinls anti^us (1382) das riesige Unternehmen zu Ende zu führeil. Ich muß es mir ver-sagen, aus dein Wege durch die beiden ersten Jahrhunderte des Ehristenthums Renan weiter im Einzelnen zu folgen. Doch ist es nothwendig auszusprechen, daß an wirtlicher Bedeutung mehr als einer dieser Bände über dem „Leben Jesu" steht; insbesondere hat auf mich der ^nkc'Lkrist, die wunderbar kräftige Darstellung des tragischen Zusammenstoßes der jungen christlichen Gemeinde in Rom mit der ganzen, um ihrer Blasirtheit nullen nur um so furchtbareren Wucht des in dem gekrönten Eomödianteu Nero versonifieirten Reiches dieser Welt, und der Rachweis der Abspiegelung dieser Katastrophe in der Offenbarung St. Johannis einen außerordentlich tiefen Eindruck hervorgerufen, lieber das Gesammtwerk äußert sich der sachkundigste, auf weit verschiedenem theologischen Standpunkte stehende Kritiker, dem ich hier schon aus dem Mangel eigner Urteilsfähigkeit das Wort geben muß*), folgendermaßen: „Diese Gesammtanscliaunng keimen zu lernen und zu vrüsen, ist eine Aufgabe, an welcher kein Kirchenhistoriker in Zukunft wird vorübergehen können. Welche Borbebalte man auch mit Recht machen mag — Renans großes Werk ist die erste und bisher einzige, mit allen Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft ausgearbeitete, vollständige Geschichte der zwei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche". Mit Ausnahme des selbständig denkendeil Mannes,

Freilicli, wie die Menge, nachdem ihre Neugier befriedigt war, ilm auf seinen Wegen nicht weiter begleiten wollte, so hat auch Renan der Menge keinerlei Nachgiebigkeit bewiesen. Ein Mann, der wie er in mehrfacher Weise eines hervorragenden Ansehens genießt, kann und will es selten umgehen, auch zur Politik Stellung zu nehmen. Für eine zu kräftiger politischer Tätigkeit wirklich angelegte Persönlichkeit wäre der richtige Zeitpunkt zum Eintritt in dieselbe kurz nach der Veröffentlichung der Vis ck« ^6sus gegeben gewesen. Schon im Jahre ^86^ in die höchst ansehnliche Stellung eines ProsessorS des Hebräischen an der ersten Lehranstalt Frankreichs, dem (?oI><'A's de I"r!MO«, berufen, hatte er im Febrnar dieses Jahres vergeblich seine Thätigkeit daselbst zu eröffnen versucht: gut gesinnte Klerikale riefen bei der Antrittsvorlesung einen Scandal hervor, welcher die immer den Ultramontanen gegenüber ängstliche kaiserliche Negierung veranlaßt«, ihm von der Wiederholung des Versuches abzurathen. Als nun nach der Veröffentlichung der Vis cks ^ösus der eigentliche Sturm erst losbrach, dachte der kluge und wohlmeinende Unterrichtsminister Durun ihn und sich allen Weiterungen zu entheben, indem er ihn die Treppe zu einer höheren Stellung an der Bibliothek hinaufwarf: aber Renan wollte sich zu solchem Rückzüge nicht hergebeil nnd verweigerte die Annahme des Postens. Es blieb in Folge dessen bei seiner einfachen Entfernung von dem Lehrstuhl, der 18li5 von der Regierung, vielleicht nicht ohne Ironie, dem bedeutenden jüdischen Gelehrten Münk überwiesen winde nnd erst nach dessen Tode in, Jahre 187O auf wiederholten Antrag der Professoren des <I.'oU^s wie der Akademie Renan endgültig zufiel. Indes; begreift man, daß der letztere, nicht lange von der phönizischen Sendung zurück und noch im Auftrage des Kaisers, mit dessen freisinnigen Verwandten J^rome und Mathilde er befreundet war, die Ergebnisse jener Reise sür die Oesfentlichkeit bearbeitend, nicht sofort sich gemüßigt fand, der Regierung eine politische Opposition zu machen; als er schließlich 1869 als Candidat zum Oorps Ii'^isintif im Departement 8eine-6t-U»i-v.s auftrat, siel er durch, wie er freilich dein allgemeinen Stimmrecht gegenüber nicht anders verdient hatte. Denn er ist, so weit ich im Stande bin seine politischen Ueberzeugungen zurückzuversolgen, immer ein Gegner der Demokratie und des allgemeinen Stimmrechts gewesen. Als Philologe, der gewohnt war überall die beiden Seiten der Sache zu sehen, bekannte er sich zu einer Art Aristo irülisu, für den in der Welt immer weniger Platz wird und in Frankreich schon längst keiner mehr war. In merkwürdiger Weise zeigt sich hier bei ihm dieselbe Gcistesart, der wir vorher bei der Betrachtung der Vis cls ^,'>»us begegneten. Scharfe Kritik aller irgendwie sichtbaren Schwächen der französischen Demokratie, das ist der hervortretendste Zug in dem Bekennmiß seiner politischen Ueberzeugungen, welches er in der 187^ erschienenen zweiten Ausgabe") seiner li^lorms inwllectiisll« st rnoi-nle niedergelegt hat. Was er darin über die Unfälngkeit der französischen Demokratie, irgend etwas Positives zu schaffen, fagt, ist im Hinblick auf die heutigen Zustände beinahe prophetisch zu nennen: aber wenn es zur Angabe der Mittel kommt, die nun zur i-6f«rra« führen könnten, da fehlt es an jedem fruchtbaren Gedanken, weil eben die positive Einbildungskraft und der Glaube an eine „Utopie" fehlt. Er weiß sehr gut: il tsv. In toi a linolizus «I108S ä'iTurrmtöriol, aber er findet nicht die Fähigkeit in sich, diesen Glauben Jemand einzuflößen oder selbst zu glauben, wo er nicht sieht. Ich gestehe, daß ich gerade in politischer Beziehung mich dieser Sinnesart sehr verwandt sühle; aber ich verkenne keineswegs, daß damit in der Welt nichts auszurichten ist. Das will er nnn freilich auch nicht; nachdem er ein bedauerliches Untergehen Frankreichs in einem verschlechterten Ameritanismns prophczeiht hat, fügt er anspruchslos entsagend hinzu, daß vielleicht auch dabei sich werde leben lassen, und hat seine Freude wenigstens daran, daß eS den ^IlVmmncis dann schwerlich besser gehen wird.

Denn von uns Deutschen will er natürlich seit 1870 nichts mehr wissen. Bis auf gelegentliche Ausfälle, die wir ihm in Anbetracht der Umstände vernünftiger Weise nicht weiter übel nehmen wollen, spricht er sich srcilich nach 1870 wie vorher über die Verdienste des früheren wissen: schaftlichen Deutschlands höchst anerkennend aus. Er hat auch die ganz richtige Einsicht, daß eS in der europäischen Politik das einzig vernünftige

wäre, Frankreich, Deutschland und England thäten sich zusammen, die Thürs geschlossen zu halten, durch welche der Russe nach dein Westen hineinzudrängen Miene macht. Aber seitdem wir Elsaß und Lothringen annectirt haben, ist das unmöglich; überhaupt haben wir 1870 und später uns viel schlechter benommen, als nach unseren verdienstlichen Antecedentien erwartet werden konnte. Einige der Borwürie, die Renan bei verschiedenen Gelegenheiten gegen uns erhoben hat, wird kein vorurtheilslofer Vaterlandsfreund tder nämlich die eigenen Mängel kennen möchte, um ihnen abzuhelfen) kurzer Hand als unbegründet abweisen; in der Hauptsache freilich wird man aus der Lesung seiner hierhergehörigcn Aufsätze die Ueber^eugung schöpsen müssen, daß wir in der That uns schwerlich in absehbarer Zeit mit Frankreich zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden werden, wenn seine maßvollsten Köpfe so unmäßig gegen uns verstimmt bleiben.

Ich möchte hier meinen Aufsatz schließen, der ja nur den Anspruch erhebt, einen hervorragenden Mann nach einigen Seiten seiner Wirksamkeit zu charakterisiren, nicht sein Wesen und seine Leistungen zu erschöpfen. Ich glaube indeß nicht, daß ich Alles gethan hätte, was der Leser erwarten kann, wenn ich nicht noch einiger neuerer Veröffentlichungen Nenans gedächte, mögen sie auch zum Theil weniger zustimmenden Bemerkungen Raum geben. Erfreulich in der Hauptsache haben auf mich noch die Lonvonirs ck'enfsmo« «t <ts Miness«(1883) gewirkt, ein liebenswürdiges, alle Stilvorzüge des nicht umsonst 187,8 in die ^,cnaV>mis trsniMse, den Kreis der Unsterblichen, aufgenommenen Verfassers, in sich vereinendes Buch, in welchem man nur mit Bedauern ein paar Male die Befürchtung gerechtfertigt sieht, welche Renan selbst in die Worte kleidet: ^I>! Ic; subtil äüinon ^us celin cl« la V5>nin'>! ^,urnis^e, par Kgsarcl, 5t« sn cknpo? Wenigstens habe ich einige Stellen dieser nnd gelegentlich auch anderer seiner Schriften in solchem Sinne nicht ohne Kopfschütteln gelesen; mit mehr als das den befremdlichen Satz, der im Deutschen allerdings besonders hart klingt: „Ich habe, als der einzige in meinem Jahrhundert, Jesus und Franz von Assisi verstanden," Indeß entschädigt für dergleichen die harmlose Offenheit, mit welcher in solchen Fällen der Gascogncr den Bretonen preisgiebt; vorsichtigeren, d. h. versteckteren Leuten begegnet es nicht, so leichtsinnig sich bloßzustellen. Vollkommen unerfreulich sind mir aber zwei Dinge unter den mir bekannten letzten Schriften RenanS: der Bortrag vom ^l>. Mai 1883 über „Judenthnm und Ehristenthum und ihre allmählige Scheidung" (in der Uebersctzung^ Basel 1883) und das Drama aus der Revolutionszeit l.'^.l,be«5o ä,> 'louurrs (188l>>. In letzterem läßt der Idealismus des Verfassers nach einem Satze der 8«uv«nii« zu urtheilen einer Paradorie zu Liebe, aber an einer sehr heiklen Stelle, mehr als den Saum seines weißen Mantels die Straße kehren; und im ersteren begegnen wir der auffallenden Erscheinung, daß der Versasser des Lebens Jesu, der in diesem

Nord und Eiid. XI.V,, IS5, 24

Buche so scharf wie möglich den völligen Bruch Christi mit dem Judenthume betont hat, andersgläubigen Zuhörern zu Liebe die Persönlichkeit dessen, den er dort noti-s msitre nannte, so gut wie unterdrückt und seine Lehre als etwas in der Hauptsache doch jüdisches hinstellt — was selbst sür einen grundsatzlichen Jndenfreund, wie der Versafser dieser Zeilen, etwas zu stark ist. Auch mit dem vor Kurzein erschienenen letzten wissenschaftlichen Werke Renans, dem ersten Bande feiner HiswiT-« cku penpls ä'Isrs?!, die als Vorgeschichte für die Origines cku cliristiiinisW« gelten soll, kann ich mich nicht befreunden; doch muß ich, die Geduld des Lesers nicht allzusehr auf^ die Probe zu stellen, auf eine ohne längere Auseinandersetzung nicht wohl zu gebende Begründung dieses Urtheils verzichten. Möge es dem bedeutenden Gelehrten, dem geistreichen Schnftsteller, dem wahrheitsliebenden Manne vergönnt sein, den Eindruck solcher minder gelungenen oder verfehlten Leistungen bald noch anders, als durch den Glanz seiner großen Werke aus der früheren Zeit zu verwischen!

Wiens architektonische Physiognomie.

von

V F. ttrcll.

— München. —

II.

Die Schöpfungen der Neuzeit.

^achdem wir die alten Züge, welche in dein Gesichte von Wien j haften geblieben sind, gezeichnet haben, gilt es nun diejenigen ! seiner jungen Vergangenheit hinzuzufügen.

Tie Zeit der Nomantik mit ihren unklaren Zielen und ihrer schwächlichen Architektur hat wenig zu Stande gebracht.

Zu nennen wäre allenfalls das Niederöstcrreichische Landhaus und die Statthalterei, beide in der inneren Stadt in der Herrengasse, sodann der Palast des Herzogs von Coburg, der von der Seilerstätte auf den Ring herblickt. Großes Aufsehen hat dereinst die ronianisirende Altlerchenfelder Kirche von I. G. Müller gemacht, ohne indes; eine Nachfolge von Bedeutung zu finden.

Die Ankunft der schwarzen Herolde einer neuen Zeit vor den Thoren Wiens, wir meinen damit die Locomotiven und Dampfschiffe, nnd der vulkanartige Ausbruch in den Jahren 1848 und 49 haben natürlich besonders in die Architektnr der äußeren Bezirke eingegriffen; sie haben aber auch den Pulsschlag des Gebens in der inneren Stadt beschlennigt. (1881 begann die Dampfschiffahrt, 1838 der Betrieb der ersten Eisenbahn, der Ferdinand-Nordbahn. >

Handel und Industrie erhielten alsbald einen größeren Schwung, die Minarets des neuen Erwerbs - Evangeliums, die Fabrikschlöte, begannen aus dem' Häusergewimmcl emporzuwachsen und mit ihren Rauchwolken den heiteren Himmel Wiens zu verdüstern. «Leider hat dieser Satz in Bezug auf die neueste Zeit auch bildlich einen verhängnißvollen Sinn erhalten.)

Außer den Fabriken, Bahnhöfen und eisernen Brücken, wie auch der Markthallen ist sodann des WeltauöstellungSgebäudes zu gedenken, deren Rotunde, von Baron v. Hasenauer, als ein Tenkmal des Anbruchs der Maschinenzeit stehen geblieben ist. Ter Riesenbau des Arsenals sammt Werkstätten steht gleichfalls in enger Beziehung zu der großen Entfaltung der technischen Wissenschaften. Tasselbe wurde im Süden der Stadt außerhalb der Linien in den Jahren 1819—51 ausgeführt unter Zusammenwirkung der Architekten van der Nüll, Siccardsburg, NöSuer, Förster und Hansen. Bon Letzterem ist das in byzantinisircndem Stile geschaffene Waffenmufeum, dessen imposanter Knppelsaal zu den vorzugsweise bewunderten Leistungen des Meisters gehört.

Tiefe zahlreichen neuen Schöpfungen belebten nicht nur den Berkehr und vermehrten die Zahl der fremden Besucher, sie bewirkten auch, daß die Bevölkerungsziffer hock und höher stieg, und aus den Regionen einer Großstadt nach jenen einer Weltstadt hinaufzuzüngeln begann.

Aber das alles vermochte die Hauptzüge in der Physiognomie Wiens nicht zu verändern, denn es war, wie schon bemerkt, immer noch in den Rahmen der Festung gebannt und man nahm Anstand, ihm diese Rüstung abzunehmen. Nicht als ob man nicht gewußt hätte, daß eine so große Stadt, einzig mit ihren doppelten Wällen versehen, ohne Vorwerke für einen fremden Feind lein Schreckmittel, sondern nur ein Borwand gewesen sein würde, durch eine Beschießung nnendlichen Schaden anzurichten. Aber man glaubte eine Zeit laug, der Befestigung gegen die eigene Bevölkerung bei einer etwa ausbrechenden Revolution bedürfen zu müssen. Man stand eben damals noch zu sehr unter dem Eindruck des kurz zuvor Erlebten.

Tie gewaltige Franz Joseph-Kaserne, welche aus der TominikanerBastei an der ^stecke der Altstadt 1852—53 erbaut wurde, hat ganz das Ansehen, als hätte man damit eine Art von Zwingburg errichten wollen.

Leider erhielt diese RevolutionSfnrcht eine neue Nahrung durch ein aus den Kaiser im Jahre 1853 vollführteS Attentat. Wir konnten nicht umbin, desselben Erwähnung zu thun, da ihm Wien ein herrliches Bauwerk verdankt, die Botivkirche.

In der Botivkirche, deren Bau 1856 begann, erlebte der gothische Stil seine glorreiche Wiedciauferstehung. Es ist der erste reine Quaderbau in diesem Stile, der in Wien in neuerer Zeit erstand. Vollberechtigt stellte sich die Golhik mit diesem Bauwerk neben die Rcnaissancekunst. In großartigem Schwung, in einem mächtigen Zug, wie eine Doppelfontaine wächst die zweiththrmige Fassade nnpor, imponirend, blendend. Tnrch das hingebendste Studium gelang es dem Erbauer, Heinrich Freiherrn von Ferstel, die Gothik in ihrer Wesenheit zu erfassen. Er erreichte -wieder jene unaufhaltsame Energie und Conseguenz, welche diesem Stil zu eigen ist, die sich nur um so überwältigender ausspricht, da sie sich durch die unendliche Zergliederung des Organismus nicht von ihren Zielen ablenken läßt, sondern bis in jede äußerste Spitze dringt. Es kann dagegen nur wenig in Betracht kommen, daß der Baukünstler die andere Eigenschaft des gothischen Stiles, jenen malerischen Reiz übersah, der auf überraschenden geistreichen, oft fast bizarren Abweichungen und Ungleichheiten in den

Einzelheiten beruht. Die sorgfältige Beobachtung der Regelrichtigkeit, die puritanische Strenge, mit welcher der Baumeister an der absoluten Symmetrie festhielt und keine Variationen im Maaßwerk der Fenster und bei den Helmen der Thürme sich gestattete, sind unverkennbare Merkmale eines Restes von Unfreiheit, einer gewissen Besorgniß um die Einbuße des unter Mühen und Anfechtungen Errungenen. Die unbekümmerte Sicherheit der Meister des Mittelalters konnte natürlich bei dieser zweiten Auflage der Gothik so lange nicht sich einstellen, als man den Canon des alten historischen Stiles zur absoluten Richtschnur nahm.

H. v. Ferstel versagte sich indeß die Neuerungen nur am Aeußeren, im Innern waren ihm durch die coloristische Ausschmückung eigenartige Probleme geboten, die aber ihre vollständige Losung nicht gefunden haben. Die Ausmalung ist stellenweise etwas verschwommen und bunt, auch schlagen bei den gemalten Fenstern da und dort einzelne Farben, wie blau und violett, zu viel vor. Das Innere steht deshalb an charaktervoller Wirkung hinter einer alten gothischen Kathedrale erheblich zurück.

Wie viel gerade das Colorit bei der Architektur mitspricht, lehrt eben die Außenseite der Votivkirche. Die blaßgraue, fast möchte man sagen geisterhafte Farbe des Kalksteins, in Verbindung mit der blaßgrünlichen der Schiefer des Daches, unter welche sich nur spärliches Violett mischt, schmilzt das Geklüft der Formen zu großen Hauptgliederungen zusammen, die bedeutend genug sind, um sich nicht mehr mit den Detailformen der fast vutzig erscheinenden Häuserkästen der Umgebung zu vermengen. Tie Farbe des Daches ist ein oft übersehener wesentlicher coloristischer Factor. Graue, grünliche, rothe Dacher von gewisser Nuance, vermögen die Größenwirkung eines Gebäudes zu erhöhen; schwere, blauschwarze und dunkelviolette Töne drücken sie herab.

Die Erbauung der Votivkirche war fast eine künstlerische Nothwendigkeit zu nennen; der einsame gothische Coloß, der Stephansdom, verlangte nach einem entsprechenden Widerhall in der Neustadt.

Die Votivkirche und die Restauration von St. Stephan gaben den Anstoß zu einer Reihe von kleineren gothischen Kirchenbauten in den Vorstädten.

Wir nennen die Weißgerberkirche, die Kirche in Fünfhaus, die Lazzaristenkirche, die Pfarrkirche in der Brigitten«« und die Elisabethkirche ans der Wieden, Die letztere ausgenommen, welche I. Bergmann errichtete, sind alle jene ebengenannten ansprechenden tüchtigen Werke von Friedrich von Schmidt. Ein Theil derselben ist in Haustein und Backstein ausgeführt.

Was dein genannten Architekten als ein besoirderes Verdienst angerechnet werden muß, das ist der schlichte Charakter dieser an und sür sich gar nicht unbedeutenden Kirchen. Sie erheben sich zwar aus dem Gewimmel des kleinbürgerlichen Lebens in eine höhere Sphäre, aber sie werden nicht vornehm, sie bleiben Vorstadtkirchen, die wohlwollend auf die versammelte Menge der Häuser herabsehen, wie der Hirt auf seine Heerde, wie ein echter Volkspriester aus seine Gemeinde.

Hier mögen auch dieKirchenvauten erotischen Stils, die maurische Synagoge in der Tempelgasse von L. Förster und der bnzantinisirende Bau der Kirche der nichtunirten Griechen von Th. Hansen Erwähnung finden.

Die Votivkirche stellte ein Stück des Programms der Ringstraste im Vorhinein fest. Sie erhielt ihre Stellung in der AuSlug-Peripective des alten Schottenthors, welch letzteres sich an dem Punkte befand, wo die starke Steigung der Westseite der Altstadt aufhört und zugleich deren Begrenzungslinie, in stumpfem Winkel umbrechend, sich gegen Südosten wendet.

Auflassung der Festungswerke und Anlage des Rings.

Jene NevulntionS-Besttrchtung, welche das Tasein der Festungswerke so sehr verlängerte, verlor nnn aber mehr und mehr an.«rast und konnte dem Trängen der Lebcnöinteressen der Stadt sehr bald keinen Tamm mebr entgegensetzen. Tie Ueberzeugung von der Nothwendigkcit der Auflassung der Festungswerke war in Wien eine allgemeine geworden. sWie weit man aber heutzutage von jener Aengstlichkeir zurückgekommen ist, beweist die Ventilirung der Frage der Verlegung jener erwähnten Toppelkaserne an den Rand der äußern Stadt.

Tie kaiserliche Einwilligung zur Niederlegung der Wälle und Ausfüllung der biräben, dieser Act, der mit Wien eine Umwandlung hervorbrachte, wie sie selten eine so große Stadt erlebt, der ihren ganzen Organismus umschnf, sie eigentlich aus den Kops stellte, erfolgte durch kaiserliches Handschreiben vom 20. Dezember 185,7. Aufgestellt waren als leitende Grundsätze: die Herstellung einer entsprechenden Verbindung der innern Stadt mit den Vorstädten, die Regulirung und Verschönerung der Residenz und ReichShanptsmdt. Im Jahre 1858 fand ein ConcurrenzauSschreiben für die Gestaltung des GrundplaneS Statt. Nach den vrämiirtcn Plänen von Fried. Stäche, Lud. Förster, Van der Nüll nnd Siccardsbürg arbeiteten die Organe des Ministeriums einen definitiven Plan aus, der am 1. September 1859 genehmigt ward. Ter Bau der Ringstraße begann 1863. Parallel mit der letzteren wurde eine zweite Straße als Comunicalion angelegt, die im Nord-Osten jenseits der Wien am Tonaucanal beginnt und im Nord-Westen an ebendemselben endigt.

Ein dritter Straszenzng, die Gürtelstrabe, außerhalb der Linien ist noch unvollendet. Zwischen den beiden älteren Städten entstand nun eine neue dritte, prächtiger als sie, ein zweites Eentrnm, an welches die Altstadt mehr als die Hälfte ihrer Würden in Staat und Commune abtreten mußte. Aber auch damit begnügte sich diese Neustadt noch nicht, sie drang niit ihrem modernen, sashionablen Programm alsbald auch in die Altstadt und in die Vorstädte ein und forderte gebieterisch eine ihr entsprechende Umgestaltung.

Man kann im Hinblick auf den Gang der Architekturentwicklung unseres Jahrhunderts es nur als ein Glück für Wien betrachten, daß dieser Act nicht früher sich vollzog. Ja, würde es sich nur um künstlerische Interessen handeln, so wäre sogar zu wünschen, daß man damit noch länger zugewartet hätte. Jedenfalls aber würde es von Vortheil gewesen sein, wenn man in etwas langsamerem Tempo mit der Ausführung vorangegangen wäre.

Ein großer Theil der Ringstraße könnte dann heute ein anderes, erfreulich-gediegeneres Aussehen zeigen. Tie Architektur der Neuzeit, welche mit Eisen, Stuck und Glao Palastcoulissen zu schassen beliebt, hinter welchen sich ebenso das prunkvoll bequeme Leben der Aristokratie und Plntokratie entsaltct, als auch die gewöhnlichen GewerbS- und Handelshantirunqen und die bescheidenen Haushaltungen des Beamten und Kleinbürgers sich verstecken, diese Architektur halte damals in den großen Städten Eurova's pilzartig emporzuschießen begonnen. Die moderne Baukunst befand sich aber überhaupt noch in einem Zustand der Unreife, den Doctrinen der Romantik sich entwindend, tastete sie hin und her und versuchte sich an dem Erveriment eines eigenen Stils, sowohl von dem in München ausgeheckten, sogenannten MarimilianSstil, als von jenem inhaltslosen, äußerlich elegant geschliffenen, gesuchten Formenragout, welches die Franzosen Stil Napoleon III. sich zu nennen erkühnten, sind in Wien ganz vereinzelte Spuren anzutreffen. Eine Zeit lang schien dann die adaptirte, italienische Hochrenaissance den Sieg davon tragen zu sollen. Aber es zeigte sich schließlich, daß eine Art von gemäßigten! Barockstil dem modernen Geschmack mehr zusagte und der modernen Baulechuik, sowie dem Programm eines modernen Großstadthauses sich leichter accommodirte.

Ter breite Streifen, von einem Flächeninhalt von etwa 500 (M) lü Klafter — 1,79lZ 400 Meter, welcher durch die Beseitigung der Festungswerke der Altstadt entstand, und, der Hauptsache nach, in eine fttnfgetheilte Straße mit doppelten Alleeen, in die weltberühmte Ringstraße sich verwandelte, wurde nun gleichfalls ein Hauptversuch->feld für die Gestaltung der Architektur der Neuzeit. Um einen Begriff von der Bedeutung dieser Straße zu geben, fügen mir bei, daß sie mit drei Fahrbahnen und zwei zu Gehwegen bestimmteil Tovpelalleeen versehen ist, und eine Länge besitzt von 4360,8 Metern, eine Breite von 56,88 Metern. Di? Büttelfahrbahn ist 15,8 Meter breit, jede der beiden Alleeen 7,268 Meter, jede der beiden Nebenstraßen sammt Drottoirs 13,272 Meter.

Bei der Eröffnung des Ringareals erhielten die Bauivilligen große Bergünstigungen, nin für die damals raschanwachseiideBevölkcrungWolznungen und Läden zu beschaffen. Es hätte übrigens dieser Anspannung kaum bedurft, denn init fieberhafter Eile stürbe sich die Privatspceulation auf dieses unvergleichliche Object, und ehe noch der ganze Ring geelmet war, stand bereits eine ganze Schaar von Stuckpalästen fettig da. In der erhitzten Luft der Gründer-Aera, in der Blüthezeit des Börsenspieles bedeckte sich mit rasender Schnelligkeit das übrige, dem Privatbau zugestandene Gebiet am Ring mit Gebäuden, während die meisten monumentalen, öffentlichen Bauten glücklicherweise noch im ersten Stadinm der Entstehung sich befanden.

Sehr bedenkliche ^actoren waren es somit, welche jene Privatbanken aus dem Boden stampften; eine gesunde Entwicklung war dabei so wenig zu erwarten, als ein kernhaftes Holz bei einem Baum, welcher durch Drcivhausivärme und Guano schnell in die Höhe getrieben wird. Bon Autochtonem, spezifisch Wienerischem wird man auch wenig daran entdecken, denn es war dein Aeiiins loci nicht wohl möglich, sich geltend zu machen. EinesHeils verlstnderte das die Nenheit der Probleme nnd die Raschlieit der Ausführung, andcrntheils wurde damals das alte Wicnerthum selbst etwas ans den Angeln gehoben und verstört durch den großen Umschwung, welchen die Zeit des Dampfes und der Electrititäl hervorbrachte.

Bei dem Umschmelznngsprozeß, der zu jener Zeit in den socialen Verhältnissen Wiens stattfand, wurde gerade derjenige Theil der Bevölkerung, der bis dahin der Stadt die eigentliche Signatur gegeben: der wohlhabende Mittelstand ausgewittert und dem allmählichen Verschwinden preisgegeben. Dnzn kam auch noch der plötzliche, breite Zufluß aus allen Theilen der österreichischen Monarchie nnd aus anderen Ländern. So stark auch die Ässtmilirungstraft Wiens sich erweist, fo daß sie Alle, die dahin überfiedeln, mit der Zeit verwienert, die Czechen und Magvaren fo gut, wie die sonstigen !7esterreicher und Deutsche aus dem Reich — fo war es doch zuviel auf einmal, was da von allen Richtungen der Windrose wie zu einem neueiitdecklen Diamaiitfeld herbeiflog.

Ist es doch eine Thatsache, daß bei den wenigsten der jetzigen Einwolmer der Stadt die Großeltern bereits geborene Wiener sind.

Bon den Schöpfern der neuesten Architektur waren aber nicht wenige nicht nur keine Wiener, fondern nicht einmal Oesterreich«-, und darunter gerade solche von den bedeutendsten.

So ist z. B. Semper ein Holsteiner, v. Hansen ein Däne, v. Schmidt ein Württemberg«.

Die Bauherren, oft auch keine Wiener, hatten es eilig; sie zogen die Architekten herbei, wie man Eisenbahnarbciter bezieht. Wer heute angekommen war und sich kaum den Staub von den Füßen geschüttelt hatte, trat morgen in das Bureau ein und fing alsbald an zu entwerfen. Der Entwurf war fertig, ehe sich der sssinus Ivel um den jugendlich kecken Eindringling hätte kümmern können. Vielfach wird man gerade den Bauherren einen großen Theil der Schuld an der protzigen Art zurechnen dürfen, womit jene Riescnzinstasten aufgedonnert wurden, die man mit allem bepflasterte, was das Motivenmagazin der Renaissance und der modernen Pariser und Berliner Renaissance aufzuweisen hatte: mit Säulen und Halbsäulen, Mastern, Hermen, Balustern, Consolen, Rosetten, Zahnschnitten, Nnstica von allerlei Sorten u. s. w. u. s. w.

In manchen Fällen wollten freilich auch die Architekten durch ein verblüffendes Fottissimo der Formen, durch ein Zusammenbacken prunkvoller Motive über ihr Unvermögen hinwegtäuschen. Es waren dann gewöhnlich keine eigentlichen Architekten, sondern einfache Werkmeister, die wegen ihrer Billigkeit von den Speculanten gewählt oder auch auf eigene Rechnung bauend, es auf diese Weise den Studirten gleich thun zu können glaubten.

Die Stuck-Zcheinarchitektur,

Aber auch welche von den studirten Architekten nahmen es mit der Verwendung jener Motive und der Prüfung der Details sehr wenig ernst; das Material war es, welches dazu verleitete.

Meist wurde ja die ganze Herrlichkeit aus einem Teig gemacht, den -man formte und erstarren ließ, nämlich aus Stuck, der über einen Backsteinkern gepatzt war. Auf eine Balustrade, ein Consolcngesims hin oder her kam es da nicht an. Sehr Vieles wurde auch gar nicht erst lange frisch gezeichnet und modellirt, sondern fertig beim Stuccator gekauft. Derlei paßte natürlich zu den betreffenden Gebäuden gerade so, wie Kleider passen, die man fettig kauft.

Man ging bei vielen dieser Stuckfassaden von der thörichten Absicht aus, die Täuschung zu erwecken, als babe man es mit einer Fassade aus dem sehr hell gesärbten Wiener Baustein oder gar mit Marmor zu thun und hantirte fleißig mit Reißschiene und Winkel. So nahm man keinen Anstoß daran, gerade, senkrechte und wagcrechte .«anten und rechtwinklige Verkröpfungen und Ecken in zahlloser Menge auftreten zu lassen. Der Stuck gievt sich allerdings zu Alledem willig her, aber er hält nicht, was er im Moment der Erweichung und in den Flitterwochen des Bauwerks versprochen bat; wenn die Arbeit nicht ganz solid und mit großer Sorgfalt ausgeführt ist, so verziehen sich nachher diese Linien schmählich und wo der Zug zu stark wird, da giebt es Sprünge, in die sich der Schmutz setzt, worin Regen und Frost arbeiten, bis sie glücklich ein Stück abgebröckelt haben. Aber die faden, tobten Farben des Bruches verrathen kein Gehcimniß mehr, denn längst hat die Oberfläche auch allen Schimmer, alle Frische eingebüßt und das Wetter hat sie durch verwischte, in braunen, grauen und violetten Mißtönen spielende Flecken dermaßen verunstaltet, daß, wenn nicht ein sehr starker Sonnenschein daraus sällt, die Wirkung der einzelnen Architcetur-Formen schwer kenntlich geworden, und ihre Zusammenwirkung total vernichtet ist.

Wir wollen dein Stuck durchaus an den Fassaden die Existenzberechtigung nicht absprechen. Wenn er in entsprechende Formen gegossen, gut in der Masse zusammengesetzt ist und eine günstige Färbung entweder bei der Zubereitung oder durch den Anstrich erhalten hat, so kann er sich recht angenehm nnsnehmen; aber er soll bleiben, was er ist und nichts Fremdes scheinen, keine mächtige Quaderarchitektur darstellen wollen. Auch die begabten unter den studirten Wiener Architekten jener Tage sind von Verfehlungen in diesem Punkte nicht ganz frei zu sprechen, und es wäre osi besser gewesen, wenn sie, statt sich in Mm und Paris Rath zu erholen, in den stillen Gassen der Altstadt die alten grauen Paläste ausgesucht und studirt hätten, die doch auch zum Theil mit Stuck sich begnügen mußten. Da ist nichts von den vielen scharfen Kanten und Ecken zu finden. Wir wollen nur auf zwei Einzelheiten aufmerksam machen, aus die so sehr wirksame, dein Stuck besonders angemessene Bildung der in geschwungenen Linien gehenden Fensierverdachungen, dann auf die Art und Weife der Rustica.

Tie letztere ist bei diesen alten Palästen weit flacher gehalten, .vmufig wechseln Bogen von flach gewölbten Quadern mit glatten ab, wobei dann nur die Horizontalfngen gezogen sind. Ans diese Weise bleibt der Begrns der Wand gewahrt und derHanpteffeet anderen vornehinerenFassadentheilen, Fenstern und Portalen vorbehalten. Bei jenen Stuckpalästen des Rings dagegen ist die Rnstica stark bei ausgetrieben, durch venieale Fugung in lanter Einzclanader aufgelöst, so daß die ohnehin durch die vielen Fensterdurchhrcchungen sehr reducirte Mauerfläche vollends verschwindet. Statt der Ruhe, der Klarheit dieser alten Palastfassaden, haben wir hier ein Gedränge der Einzeltheile, von denen keines vor dem Andern zu Wort kommen kann.

Seien wir aber auch nich ungerecht gegen die Architekten der Neuzeit. Es ist ohne Frage eine weit leichtere Aufgabe, einem solchen Adelspalast von wenigen Stockwerken mit hohen Fenstern und reichlichen Wandftächcn in einer Gasse der Altstadt unter den dortigen, schlichten Bürgershüusern eine Fassade zu geben, welche bedeutsam wirkt, als den comvlicirten, sich oft fast geradezu widersprechenden Ansorderungen zu genügen, welche an den Architekten eines Privatvaues der Ringstraße gestellt wurden.

Tie Kostbarkeit des Grundes verlangte einen thnrmholien Zinskasten, worin unten ^aden an Laden, oben eine Miethkaserne, mit Fenstern besät sich defandeii. Ter Charakter des Rings dagegen sorderte einen Monumentalbau; die großen Tistanzen aber, aus welche eine Fassade gesehen wurde, verlockten förmlich znr Forcirnng der Formen.

So verfiel man auf die falsche Idee, Paläste dem Scheine nach herzustellen. Die Nothwendigkeit äußerster Ausnutzung (auch durch die hohen Steuern geboten) durchbrach aber jene Fiction an allen Ecken und Enden. Sind sechs Stockwerke bei einem Palast schon verdächtig, so widersprechen dein Begriff desselben noch stärker die Unzahl von Fenstern, die geringe Stockwerkshöhe, die winzigen Portale, der Mangel an bequemen Vestibüls, Treppen, Höfen u. f. w. Wenn man dann vollends iin Paterre an den Fenstern etwa Placate entdeckt, worauf nur kleine Wohnung zur Miethe angeboten wird, oder gar einen Gemifchtwaarenverschleiß daselbst etablirt findet, so wandelt sich der Nest von Illusion in Unbehagen um. Sie gähnt uns förmlich an diese herzlose Architektur, der es an jeder Melodie fehlt, fie fclmlirt uns die Brust zusammen, da wo sie in monotonen Massen auftritt, um ganze Quartiere zu bilden, wie dies z. B. in der westlichen Nachbarschaft des Schottenrings der Fall ist. Man glaubte nicht mehr in dem frohen Wien zu sein, würde nicht da und dort eine Aussicht auf blaue Hügel tröstend erscheinen.

Was man aber diesen geheuchelten Palästen nm wenigsten vergeben kann, das ist die Beeinträchtigung, welche die wahrhafte monumentale Architektur durch sie erfährt. Fürs Erste stumpfen sie das Auge ab gegen die Schmuckstücke einer reichen Architektur, gegen Säulen, Aedicnlen u. s. iv., von welchen sie einen so überflüssigen Gebrauch machen, als wäre dergleichen billig wie Brombeeren.

Wahrlich man wünscht ein Gesetz herbei ähnlich jenem, das nach einer antiken Stelle zu schließen, in Griechenland bestand, welches verbot, außer bei den Häusern der Götter den Giebel zu verwenden uud man möchte auf die Vermuthung kommen, daß jenes Gesetz nicht nur aus religiöse», sondern auch aus ästhetischen Gründen verlassen worden sei. Es schaden sodann diese Zinskästen, die sich überall mit in die Prospecte der öffentlichen Bauwerke hineindrängen durch ihre große Höhe. Sie machen es für die letzteren schwierig, zu imponiren.

Sie eigenen sich aber auch, der starken Zergliederung der Fassaden wegen, weder zn Einschiebseln zwischen die Monumentalbauten, noch zu Hintergründen sür dieselben.

DieMonumentalnrchitekturmüßteeine solcheWucht derFormen annehmen, um damit noch zu contrastiren, wie sie kaum entfaltet werden könnte, ohne die Zwecke der betreffenden Gebäude zu beeinträchtigen.

Wir können unsere Philippika nicht schließen, ohne auch noch ein Wort des Tadels über den obern Abschluß dieser Zinslasten hinzuznsügen. Viele begnügen sich mit dem, die Voroerfassade abschließenden Hauptgesims, und die über den Nachbarbau hervorragenden Seitenflächen gehen leer aus, so daß ein Anblick entsteht, als wären ungleich hohe Stücke Käse nebeneinander gestellt. Glücklicher Weise ist bei den Gebäuden des Schottenrings, wo wegen des ansteigenden Terrains eine, derartige Anmonung am empfindlichsten gewesen wäre, öfters durch Anbringung von Pavillons und Sellen Abhilfe getroffen worden.

Es versteht sich nun von selbst, daß unser Tadel nicht in vollem Umfang sämintlichen Zinshäusern jener Periode gilt. Sicht man über jene unglückliche Voraussetzung der Schaffung einer Scheinpalastarchitekmr hinweg, so muß man anerkennen, daß Schöpfungen vorhanden sind, welche als heniorragende architektonische Leistungen bezeichnet werden müssen. (Da nur keine Baugeschichte Wiens schreiben wollen, so müssen wir von einer namentlichen Aufführung der einzelnen Gebäude imd Baumeister dieser neuesten Aera Absland ucbmen).

Sehr anzuerkennen ist der auffällige, große Fortschritt, der seit dem Beginn der Ringstraße gemacht wurde. Man hat sich mäßigen gelernt in Bezug auf Anwendung von Prachtformen, man weiß die Effecte besser zusammenzuhalten nnd zu gruppiren, berücksichtigt dabei auch mehr das Material. Der nordwestliche Dheil des Rings, und die Gegend hinter dem Reichsrathsgebäude, dann auch die Hauptstraßen der äußeren Bezirke haben zur Bestätigung des Gesagten interessante Beispiele auszuweisen.

Der Versuch, dem selbständigen deutschen oder englischen Familienhaus Bahn zu brechen, den Freiherr von Ferstel und R. von Eitelberger mit Hilfe des Cottage-Vereins unternahmen, konnte natürlich nur am Saume der Stadt einen Bodeu gewinnen.

Alodcrnisirung der Altstadt.

Schwierigkeiten anderer Art, aber sast nicht minder groß als am Ring, fand die neue Privatarchitektur in der Altstadt zu bewältigen. Mit dem rapiden Anwachsen Wiens, init der Steigerung des Verkehrs, siel ihr hier die Aufgabe zu, zu renoviren, zu adaptiren, Stockwerke aufzusetzen, um die Höhe der Taren zu übersteigen, die unteren Stockwerke dagegen in Läden aufzulösen. Den letzteren ist bei den Hanptstraßen und Plätzen natürlich Alles geopfert; die Gewölbe haben ihre gleißenden Eingeweide förmlich nach außen gedreht, eine Unsumme von Gegenständen hängt in den Ladenfenstcrn, jede denkbare Modiftcation eines Gegenstandes und jedes Mal sogleich heerdenweise, damit es überhaupt noch aus das Publikum, dessen Augen von allen Seiten bestürmt werden, wirkt und dasselbe womöglich fesselt. Da sieht man z. B. dreißig bis vierzig blaugestreiste Hemden und schräg darüber ein Duzend Schirme derselben Art, Silberlöffel zu Hunderten wie eine große Ausschüttung von glänzenden Eiern, das ganze Schaufenster füllend, eine Eompagnie Mikado-Odeurfläschchen u. s. w., den Hintergrund für diese schimmernde Auslage gibt das durch eben dieselbe dunkel gewordene Ladeniimcre ab. Aber auch die Pfeiler zwischen den Fenstern sind in verglaste Schaufenster verwandelt. Längst lmben es dagegen glücklicher

weife die allermeisten Ladeninhaber aufgegeben, durch bunte Schilder oder solche, die vortreten, auffallen zu wollen, das gehört nur noch zn den Besonderheiten der äußeren Bezirke. In der Altstadt begnügt man sich fast durchweg mit eleganten Schildern, die in Gold auf Schwarz den Namen tragen; man will allen Acccnt auf die Schaufenster und das dort, wie ein leckerer Köder ausgelegte, schimmernde Tausenderlei fallen lassen.

Oft ist auch noch der nächste Stock als Gewölbe verwendet nnd ganz zu einem Glashaus aufgelöst, dessen immense Tafeln von einem dünnen, dunkel angestrichenen Eisengerüste zusammen gehalten werden, .ttaum, daß man an der Ecke, die als Erker oder Pavillon ausgebildet ist, noch einen Mauorstreifeu übrig gelassen hat. Am Stephansplatz z. B. begegnet man dergleichen seltsamen Erscheinungen. Auf einen solchen Untersatz, dessen Architektur von Eravatten, Hüten, Stöcken u. s. w. fast völlig verkleidet wird, noch fünf Stockwerke in Stein oder steinnachahmendem Stuck zu setzen, so das; im Ganzen etwas Erquickliches herauskomme —, das ist eigentlich eine Aufgabe, au welcher der Architekt verzweifeln muß. Dazu kommt noch, daß er in den meisten Fällen sich sagen kann, daß der Liebe Mühe ganz umsonst ist, da der Betrachter fehlt. Wenn das betreffende Gebäude nicht auf einem Platze steht, sondern in einer der engen Straßen, wie es eigentlich sür die Wiener Verhältnisse die Hauptgeschäftsstraßen, die >värnthnerstraße und der Äohlmartt, doch sind — wem kommt es da in den Sinn, aus dem schmalen Trottoir, wo man genug aufzumerken hat, daß man bei dein Menschengewühl nicht angerannt wird, stehend oder gehend längere Zeit in die Höhe zu blicken, um eine Fassade zu betrachten? Und dennoch finden wir auch hier jene motivehäufende, marktschreierische Architektur.

So modernisiren sich denn die GeschäftS-Ecmäle der Altstadt immer mehr. Ob sich das Bild der Stadt dabei wirklich verschönert, ob es malerischer wird, das ist eine andere Frage. Wir fürchten fast, daß jetzt auch einige von den stattlichen alten Gebäuden, die im alten Wien sozusagen die Honneurs machten, und angenehme Oasen in dem Geschäftstrubel bildeten, wir meinen jene gemeindlichen und staatlichen Gebäude, welche durch die neuentstandenen Monumentalbauten am Ning ihre frühere Bestimmung eingebüßt haben, dem Geschäftsmoloch, dein Hotel- und Gewölbewesen der Weltfremdenstadt zmn Opfer fallen.

^Uonumentcilvauten am Ring.

Tie eben erwähnten neuen öffentliäien Bauten am Ring waren es nun, welche dem neuen Wien seine anerkanntesten Zuge verliehen haben. Wien befand sich in der glücklichen Lage, durch die Beseitigung seiner Festungswerke nicht nur eine prächtige, die Altstadt umringende Straße mit doppelter Baum-Allee zu gewinnen! es boten sich ihm durch den Verkauf der Bauplätze zugleich enorme Mittel, welche dazu ausreichten, um einige der für eine Weltstadt unzureichend gewordenen baulichen Hauptorganc durch opulent gestaltete Neubauten zu ersetzen und eine Reihe weiterer Schöpfungen hinzuzufügen, welche die Bedürfnisse der Jetztzeit gebieterisch forderten.

Die Ministerien blieben in ihren ehrwürdig dreinschauenden, alten Gelassen, der Landtag von Niederösterreich gleichfalls; die Väter der Stadt begaben sich dagegen ihrer alten heimeligen, aber nur sehr mäßig großen Behausung und zogen in eine gewaltige, für zwölf Millionen Gulden aufgerichtete und mit zwei weiteren Millionen ausgestattete Hochburg, das Nachbild der Monumente stolzen Bürgerselbstgefühls, die in den niederländischen Städten sich erheben (das neue RathHaus ist erbaut von Fr. Fr Hr. v. Schmidt.) Die Universität überließ ihren schönen, in stillem Bersteck gelegenen, von der Jesuitenkirche bewachten Palast der Akademie der Wissenschaften und nahm an dem geräuschvollen Ring in einem hellen geräumigen, mit allein Comfort ausgestatteten Paläste ihren Sitz. (H. Freiherr v. Ferstel war es, der sie schuf.) Die Justiz erhielt eine neue Wirkungsstätte, etwas abseits von der Ringströmung. (Der Justizpalast ist von Alexander v. Wielemanns.) Ter Reichstag nahm mit seinem Doppelgebäude Stellung als Gegenstück der Universität. (Das Reichsrathsgebäude errichtete Th. v. Hansen.) Ein Opernhaus pflanzte sich links von der Burg auf, ein neues Hofburgthearer rechts als Gegenüber des Nathhauses, während zwei großartige, ganz gleich gestaltete Museen, ein naturhistorisches und eine kunsthistorisches jenseits des Rings durch ihre parallele Aufstellung eine Fortsetzung des Burgvlaves schufen und die Richtung der projeetirten neuen Flügel der Burg andeuteten. (Das Opernhaus ist von Van der Nüll und Siccardsburg, dessen gediegene, decorative Ausstattung von I. v. Stork, Gugitz und Andern. Das neue Hofbnrgtheater wird nach dein gemeinschaftlichen Entwurf von Gottfried Semper und Baron v. Hasenaner von dein letzteren ausgeführt. Das Gleiche ist der Fall bei den Museen.

Die bisher genannten Bauwerke nehmen die fast ebene West- und Südostseite des Rings in Beschlag und gruvpiren sich um zwei rechtwinklige Hanptplübe und einen kleineren, dreieckigen Nebenplatz, der für das Reichsjustizgebäude geschaffen wurde.

An der Ostseite des Rings siedelten sich die Kunstleliranstalten und und die Locale für die Publicirung ihrer Production an, die Kunstakademie von Th. v. Hansen, das >iünstlerhaus von Weder, der Nenbau der Gesellschaft der Musikfreunde von Th. v. Hansen und die Äunstg ewerbeschule, nebst zugehörigem Museum von H. Freiherr,, v. Ferstel. Dazu gesellten sich das akademische Gymnasium von Fieiherrn v. Schmidt und die Handelsakademie von Fellner.

Die Paläste zweier Erzherzoge, Ludwig Victor (von Freiherrn v. Ferstel) und Wilhelm (von Th. v. Hansen) und der Cursaal im Ctadtpnrk (von Weber) dürfen gleichfalls znr Monumentalarchiteklur hinzugerechnet werden. Die Bestiminung der angeführten Gebände und die Etablirung eines Stadtparks, der die Häuserkettc unterbricht, machen diese Seite des Rings zu einem ruhigeren Quartier und prägen ihm einen anderen, aristokratischeren Charakter aus, als ihn die geschästSbelebtF Nordwestleite hat, obgleich dieser Charakter bei den auch hier nicht sehlenden Zinskästen, mit (Gewölben und Wirthschnften nicht rein zum Ausdruck kommen kann. Ein Theil der genannten Gebäude steht auch gar nicht an der Ringstraße ielbst, hat sich vielmehr an den stilleren uud wohl auch billigeren Rand des Wiengrabens zurückgezogen.

Än der Westseite des Rings, welche die schmutzigsten und betriebsamsten Viertel der Altstadt mit einer Einrahmnng von pompösen Palästen garnirle, ließen sich die Börse (von Th. v. Hansen), das Telegraphenamt und die Polizei nieder.

Auch ein prächtiges Privattheater, das Ringtheater, erhob sich in dieser Gewinnatmosphäre, täuschte sich auch hinsichtlich des günstigen Standortes durchaus nicht, verfiel aber bekanntlich dnrch eine unverzeihliche Nachlässigkeit einer entsetzlichen Katastrophe, die den Monarchen bewog, ein Sühn Haus an die Stelle des abgebrannten Tempels der Freude setzen zu lassen. Es ist dies jenes gothische Bauwerk Meister Schmidts, dessen charaktervolle Tüchtigkeit so wohlthuend von der es umgebenden prahlerischen Architektur sich abhebe

Prospekte des Rings.

Aus den bisherigen Darlegungen läßt sich ein Theil der für die Disposition des Ringes maßgebend gewesenen Ursachen erkennen.

Ihre Bedeutsamkeit ist nicht in Abrede zu ziehen; es dürste aber dennoch fraglich bleiben, ob diese Ursachen die jetzige Plaeirung der einzelnen Gebäude geradezu dictirten, ob es nicht vielmehr möglich gewesen wäre, gewissen MißHelligkeiten zu entgehen und die künstlerischen, oder sagen mir lieber scenischen Effecte, auf welche man es doch offenbar abgesehen hatte, noch zu steigern.

Es fehlt an ihnen keineswegs, sie sind aber gerade an jenen Punkten, an welchen sich besonders Gelegenheit dazu geboten hätte, nicht vollkommen zur Entfaltung gelangt. DnS ist z. B. d^r Fall mit dem Schottenthor, diesem bedeutenden Straßenknotenpnnkt, der aus eine besondere Auszeichnung Anspruch gehabt hätte. Derselbe befindet sich nicht nur an einer bedeutsamen topographischen Stelle, indem die ansteigende nordwestliche Ringstraße hier ihr Ende erreicht; er bildet zugleich auch den Anfang des eigentlich monumentalen Quartiers.

Die Universität trägt dieser Situation nicht gehörig Rechnung; sie bietet dem aus dem Schotten-Ring Herauskommenden keinen günstigen Anblick dar, wie sie auch zu dem Prospect der Botivtirche keine gute Seitencoulisse abgiebt. <Die Fassade der Universität ist überhaupt an und sür sich nicht ganz geglückt, so viel Schönes sie auch enthält. Die richtige Abslufmig in der Bedeutsamkeit von Mittelbau, Zivischenslttgeln und öckpavillons fehlt, der Mittelbau dominirt nicht ausreichend genug. Weit gelungener ist das Innere als das Aeußere dieses Prachtbaues.) Ter Prospect vom Schottenthor selbst gegen das Reichsrathsgcbäude und die Museen ergiebt auch kein einheitliches Bild.

Ein interessantes Gemälde erhält man aber, wenn man sich an der Ostecke des Reichsrathsgebäudes ausstellt und gegen Nordwesten schaut. Mail hat dann iin Vordergrund zur Linken, in wirksamer, stark perspectiv!scher Verschiebung, das griechische Bauwerk, während zur Rechten in einiger Entfernung das neue Burglhcater mit seinen verschiedenen Gesteinsarten durch die Bäume hervorschimmert, welche es mit dem Haupte überragt. Ten größeren Theil des Mittelgrundes dagegen nimmt die lange Seitenfassade der Universität ein, durch die Vegetation der Anlagen des Rctthhausplatzes günstig unterbrochen und theilweise zugedeckt.

Neber dem anmuthig, durch blaßblangrüne >iuppcln belebten violetten Dache der Universität erscheint auch noch der obere Theil der Thurmhelme der Votivkirche. Tnrch die Entscrnung zu zarten Silhouetten vergeistigt, stören sie nicht nur nicht, sie sind vielmehr als ein glücklicher pikanter Znsatz erwünscht.

Tie Mittelpartie unseres Bildes vervollständigen die Allee der Ringstraße und ihre, von unserem Auge in perspectivischer Verjüngung enteilenden Schienenstränge der Pferdebahn, wälirend der Hintergrund durch die Mündung der aufsteigenden Ringstraße und ein Stück der Hänscrflucht des Platzes vor der Votivkirche gebildet wird.

Ter gelbe Anstrich und das violette Tach des Maria Theresia-Hoscs, der an jener Stelle steht, macht sich bei der großen Entfernung nicht unangenehm bemerklich.

Ter eben geschilderte Prospect wird nun aber in seiner malerischen Einheit sofort vernichtet, wenn man von dem Eckpunkte des Neichsrathsgebändes einige Schritte vortritt; denn alsbald rückt, unmittelbar aus dem griechischen »Nebel heransivachscnd, ein großer gothischer Thurm, nämlich der desRathhanses, smmnt dem sinstern schivarzgmuen Tache desselben, von nächster Nähe gesehen in das Bild herein; es ist das schroffste

Zusamininenprallen der beiden sich so crtrem gegenüberstehenden Stilarten.

Als einen weiteren hübschen Prospect verzeichnen wir jenen, der sich bei einer Ausstellung hinter dein Reichsntthsgebäude ergiebt, wo das Rathhans, schräg vom Blicke gestreift, mit dem Vordertheil der Votivkirche sich zu einein Höhenbilde verbindet.

Tie interessante Architektur des Burgtheaters ist leider an keinem größeren Profpccte als Hnnptstück betheiligt nnd leidet in ihrer Erscheinung unter der Eorona von Zinskästen, die dem Gebäude von einer Seite her dicht ans den Leib rücken.

Großartig nnd einheitlich wird der Platz vor der Burg zwischen den Museen wirken, wenn einmal der Birrgneubau und das Eolossalmonument der Kaiserin Maria Theresia vollendet, sowie den Stallgebäuden am Südende ihre große Fahlheit benoinnien sein wird.

Leider sieht man sich mich am Ring vergebens nach einem bedeutend gestalteten Eingang in die Altstadt um, der zugleich als Zielpunkt den Dhnrm des Stephansdomes zeigen würde. Ein Anlauf wnrde allerdings bei Anlage des Opernhanses, bei der ^ärnthnerstraße sowohl, als anch am AlbrechtSplatz genommen, aber etwas Befriedigendes ist nicht entstanden.

Was wir sodann besonders bedauern, das ist, das; ein solcher Eingang in die Altstadt nicht an jener Stelle geschaffen wurde, wo die Achse des Schwarzenbergplatzes aus den Rand der Altstadt trifft. Der Prospeet von diesem Puukt aus in die äußere Stadt ist der schönste, bedeutendste, welchen der ganze Ring besitzt. Die Folge des von Palästen und palastartigen Gebäuden eingefaßten, mit einer Reiterstatue geschmückten Schwarzenbergplatzes, der Brücke, des Gartens und des Schwnrzenberg'schen Sommerpalastes, dann dahinter 'nnd darüber aufsteigend das Belvederc mit seinem Gartenvarterre — das giebt zusammen ein herrliches Bild. Wenn man sich nun aber umwendet der Altstadt zu, so setzt allerdings jenseits des Ringes die Schivarzenbergstraße diese großartige Avenuue weiter, aber der Eingang in die Stadt ist nicht entsprechend hervorgehoben, die Straße selbst nimmt sich nicht bedeutend aus und bricht in kurzer Entfernung nach der Seilerstatte hin um, so daß unser Blick an einem öden, nichtssagenden Gebände anprallt. Der Ausblick gegen das Belvedere hin kann wohl die Idee einer Drinmvhstraße erwecken, die sich eignen würde für ein «us einem siegreichen Orientfeldznge heimkehrendes Heer, das im Vorüberziehen an den Schöpfungen Prinz Eugens dieses Helden gedenkt. Wenn man aber auf di,e Fortsetzung dieser Straße in das Innere der Stadt hinblickt, so sällt jene Idee sofort zu Boden.

Sehr zu beklagen ist es ferner noch, daß man die Carlskirche 'dieses prächtige Decorationsstück, das zu dem Flottesten gehört, ^was Wien aufzuweisen hat, nicht in gleicher Weise wie das Belvedere zum Schlußpuutt eines Prosvectes gemacht hat. Die Straßenzüge der südöstlichen Quartiere des Rings nehmen nicht die mindeste Rücksicht darauf.

Dnrch eine dieser Straßen, die Canovagasse, wird man der Kirche allerdings ansichtig, aber diese Straße läuft nicht in der Achse jenes Gebäudes, ist auch zu schmal, so daß ihre Häuser das Bild der Kirche beschneiden; sie setzt sich anch nicht über die Wien hinüber fort. Es giebt überhaupt gar keinen Platz mehr, von wo aus die Kirche in ihrer günstigsten Wirkung gesehen werden könnte. Alt-Wien hatte einen solchen ans ihren Wällen; in Ren-Wien kann man sich nur mehr zur Betrachtung der Earlskirche an den Rand des Wiengrabens stellen; dort aber wird der Anblick der unteren Partien der Kirche durch die Gesträuche und Bäume der Anlagen beeinträchtigt.

Nord und Süd. XI.V., 13S, 25

Wir haben die bisherige Kritik an der Gestaltung des Ringes ganz vom künstlerischen Standpunkte aus unternommen und werden den letzteren, gemäß dem Charakter unserer Schilderung anch bei der folgenden Erörterung festhalten. Wir betonen aber ausdrücklich, daß wir uns dessen sehr wohl bewußt sind, daß die künstlerischen Momente nicht die ansschlag-. gebenden sein konnten.

Es war z. B. selbstverständlich, daß die Absicht, eine möglichst gute Communication zwischen innerer und äußerer Stadt herbeizuführen, sehr ins Gewicht fiel. Da wir die übrigen, sicher vorhanden gewesenen, mannigfaltigen offenen und geheimen Gründe nicht kennen, so kann es uns nicht beifallen, für die von uns vorgebrachten Aussetzungen die Schuld den Behörden zuzuschieben.

In Summa ist immer zuzugestehen, daß man es erreicht hat, den Ring zn einer der prächtigsten und großartigsten Straßen der W^elt zu machen, daß aber allerdings dieser architektonische Festzng nicht so voll und ganz, als man es möchte, die Bewunderung hervornift.

Zwei Dinge waren es, welche, abgesehen von den obenerwäbnten Nrsachen, einer schönen >irystallisation störend entgegenwirkten: der schon geschilderte hastige, in prahlerische Wucherungen sich ergehende Privatbau, und der Mangel an einer bestimmten Stilrichtung in der Architektur jener Zeit überhaupt. Was den ersten Punkt betrifft, so hätte man entweder den Privatnutzban gänzlich kern halten müssen, was die Finanziirung nicht zuließ, oder aber es wäre zur Bedingung zu machen gewesen, daß derselbe bescheiden, gleichsam als bloßes Fnllmaterial zwischen den Monumentalbauten sich einfüge, bescheiden im Ausputz der Fassaden und mäßig in der Höhe. Die letztere Forderung hätte freilich ebenfalls wieder mit dem Budget coltidirl. Wie vortheilhaft eine einfache, anspruchslose Architektur als Hintergrund für die Pracht der Monnmeutalbauten gewesen wäre, kann man bei dem an und für sich langweiligen, linken Flügel der Residenz bemerken, der sammt seinem Ziegeldach mit den Museen weit besser zusammenklingt als die benachbarten mit Architekturschmikck überladenen Zinslasten.

Die Stilfraze.

Bon noch größerer Wichtigkeit für die Ringstraße war die Stilsrage, die für de» Monumentalbau namentlich in Betracht kam. Es konnte nicht davon die Rede fein, einen besonderen Stil vorzuschreibe», da die Zeit keine» eigene», einheitlichen Stil besaß. Die Marimilianftraße in München bildete überhaupt eine Warnung vor zn eng bindenden Borschriften.

War es dann aber nicht richtig, daß man die bedeutenden Individualitäten vv» Architekten, welche znr Berfügung standen, jede das aussprechen ließ, waö sie sich bisher auf dein Wege besonderer Ciilwickelung erworben? Kanz gewiß, es war der einzige Weg, überhaupt etwas Erfreuliches zu erhalte». Diese Individualitäten waren aber in ihrem Wollen und Können nicht so begrenzt, als daß sich nicht allgemeine Programme hätten ausstellen lassen, auf welchen mehrere zu harmonischer ZusammenWirkung sich vereinigen konnten, ohne ihre Eigenart einzubüßen.

Vor Allem hätte unseres Erachtens ein Stil ausgeschlossen bleiben müssen, der unserem Klima fremd ist, die griechische Antike. Das Thema des darin sich kleidenden Neichstagsgebäudes eignet sich zwar noch am besten dafür, und das Auge hängt mit Freude an diesem edlen Architekturwerk, wenn dasselbe auch nicht durchweg eine glückliche Gestaltung erhalten hat, wie denn z. B. die Seitenfassaden mit den Karyatiden nicht ganz befriedigen. Aber auch, was den Genuß der Hauptfassade betrifft, so mischt sich doch, und, je länger man in Wien verweilt, immer stärker, darin die Empfindung des Fremdartigen, das nicht nach Wien, nicht nach Oesterreich paßt, zu dem die Abgeordneten nicht passen, die da ein- und ausgehen, das aber namentlich auch nicht zn den übrigen Bauwerken der Ringstraße paßt. Der Mißgriff wird auch an dem Gebäude selbst offenbar durch die nicht zu unigehenden hohen Schlote der Heizungsattlage, üver deren Bestimmung hinwegzutäuschen der Banmeister zu dem bedenklichen Mittel gegriffen hat, diese untergeordneten Bauelemente als Prachtsäuleu mit, vergoldeten Statuen zu gestalten, als wären es Trinmph-Monumente. Ranch und Ruß spotten aber ihrer Meister. Hansen hat offenbar eine gewisse Borliebe für dieses Ausknnftsmittel, denn er hat es vor dem Reichsmthsgebäude schon einmal angewandt, und zwar an der Börse, die, wenn nicht ganz antik, doch in ainikisirendenl Stile gebaut ist. Er hat dieses Bauwerk mit einem Seulpturenschmuck versehen, der sich auf das Meer bezieht. Neptun mit seinen Seerossen tummelt sich über dem Dache unter dem die Börse brandet, die in dem ewigen Auf- und Niederwogen der Cnrse, in ihrer Ebbe und Fluth wohl an das Meer erinnern kann. Aber dieses Gleichnis;, wenn es wirklich beabsichtigt gewesen ist, nun so weit zn verfolgen, daß man ^amiuschlöte in der Form zweier tvscanischer Säulen mit Schisssschnäbeln, von Dreifüßen bekrönt, austreten läßt, das streift ,denn doch an's komische. (Uebrigens dürsten jene Säulen als die Vorbilder der Tegethoffsäule zu betrachten sein.) Wir möchten noch die Gelegenheit benützen, darauf aufmerksam zu macheu, daß das Fehlen der Zügel in den Händen der Bictorien, die das Dach des Reichrathsgebäudes schmücken, nicht nur unantik, sondern ästhetisch überhaupt ein Nnding ist.

Was dann die übrigen Stilarten betrifft, so hätte man die Gothik und jene Architekturen, welche von der italienischen Renaissance sich abgeleitet haben und ihrem Ehamkter nahe geblieben sind, aufeinander halten sollen; st^ vertragen sich nicht, eines zerstört immer wieder die Stimmung, die das andere hervorbringt.

So schön die Gebäude des Nathhausplatzes au und sür sich sind — der Play als solch« ist kein Ganzes. Das ernste, bnrgartig trotzige, gotlnsche NathhauS will nichts wissen von der idyllischen Stufe des antiken Reichs: rathsgebäudes, von der klassischen Heiterkeit des Hochrenaissaneebaues der Universität, nnd vollends nichts von seinem Gegenüber, dem üppigen, von der flotten Wiener Plastik glänzend geschmückten Hosbnrgtheater, bei welchem der Geist der edleren Werke des Barockstils sich mit moderner Eleganz mit einem Hauch französischen Theateressccte durchdringt.

Schreiten wir weiter entlaug dem Ring, so werden wir immer wieder von einem Stil in den andern gewursen. Hinter dem Aeichsmthsgebäudc folgt der Justizpalast, der Spuren der deutschen Renaissance an sich trägt, dann gelangen nur, eine Zinstasienarchitektur stressend, zu den edlen Museen, in welchen eine glückliche Vereinigung von italienischer und französischer Renaissance vollzogen ist.

Weiterhin haben wir das etwas schwerfällige Opernhaus, bei dessen Schätzung übrigens in Betracht zu ziehen ist, daß es einer der frühsten Bauten des Rings ist. Neminiscenzcn italienischer und Anklänge an französische und englische Frühreiiaissance, sind daran zu erkennen.

Die auf der anderen Seite befindliche, etwas zurückgeschobene >innst^ akademie, der ein großer Zug nicht abzusprechen ist, giebt italienische Hochrenaissance, mit einem Beisatz von griechischer Antike nnd erperimentirt mit einer farbigen Belebung der Fassade, mit Bildern auf Goldgrund, wie es von dem^Erbauer schon am Heinrichshof versucht worden ist. Der Palast des Erzherzogs Ludwig Victor zeigt wieder italienische Renaissance mit einem Zusatz der Srilweise Louis XIV. verschmolzen. Der Palast des Herzogs von Coburg ist, wie oben bemerkt, schon älter, aus der vierziger Jahre», und will italienische Hochrenaissance darstelle». Seine schwächliche Sänlenarchitektur hat ihm den Spitznamen „Spargelbnrg" zugezogen.

Der Palast des Erzherzog Wilhelm, in edlem Material erbaut, erinnert an die Bauwerke aus der Spätzeit des XVI. Jahrhunderts, erhält aber einen eigenthümlich romantischen Beigeschmack durch das Obergeschoß mit Heroldkaryatiden, die sich ans die Würde des Großmeisters des Johannitordens, welche den Hoheit Herrn bekleidet, beziehen. Der Eursaal im Stadtpark, für seine Zeit eine tüchtige Leistung, ist von einem banalen Protzen mit den Architekturformen nicht frei geblieben. Den Anschluß dieser^eihe macht das k. k. Mnseum für Glinst und Industrie, ei» schöner Versuch v. Fe r stetes einer mooernisirten lombaroischen Terracottarenaissance mit Ausputz von Gold und farbigem Mosaik.

Am andere» Ende des Ringes folgen sich in ebenso buntem Wechsel die cmtitisirende Börse, das gothische Snhnhaus, die moderne Verandaarchitettnr der Polizei, palastartige Bauten palladianischcr Art mit Sellen über den Ecken und solche, die sich in einer AU üppiger Proseeniumslogenarchitektur gefallen, einem Motiv, das überhaupt i» Wien Anklang gefunden hat und besonders für die (Wildungen in den Berkaufsstraßen, in Verbindung mit einem Pavillonthurme beliebt ist. Hervorragende Beispiele sind der Ziererhof und ein Haus am Stephansplatz.

Wäre es nun möglich gewesen, diesem bunten Vielerlei zu entgehen? Ganz jedenfalls nicht, bis zu einem gewissen Punkte aber doch wohl.

Indem wir diese Vermuthnng aussprechen, setzen wir allerdings voraus — worüber wir eine bestimmte Information nicht besitzen, — das; die schon früher angedeuteten Ursachen, welche zu der jetzigen Disposition des Rings geführt haben, nicht so zwingender Natur gewesen, daß sie nicht eine erhebliche Verschiebung des Programms gestattet hätten.

Der (Grundfehler der neuen Banentfaltung bestand unseres Erachtcns darin, das; sie sich zu wenig um das Bestehende, um die Architektur der Altstadt kümmerte, daß sie nicht an die alte Tradition, die früher schon eine Unterbrechung erlitten hatte, wieder anknüpfte. Dazu wäre freilich eine andere Schätzung der Architektin- früherer Zeit vor allem der Bnrockarchitektnr nöthig gewesen, als sie damals in der ganzen Architektenwclt gang und gäbe war. Hätte diese Anknüpfung stattgefunden, so würde man von selbst dazu gelangt sein, Bauten verwandter Bestimmung zusammenzustellen und damit Bilder von einheitlicherem Charakter zn gewinnen. Wie naheliegend wäre es z. B. gewesen, eine Art von städtischem Forum zu schassen, einen Platz, beherrscht vom Nathhaus, dessen übrige Seiten, das Gerichtsgebäudc, die Polizei, die Börse und die Post gebildet haben würden. Andererseits hätte sich z. B. auch eine Zusammenstellung einiger dieserl'icbäude mit dcrBotivkirche empfohlen. Diese gesammte^ebäudegruppe würde einen spccifisch städtischen Elmraktcr gehabt haben. Sie hätte deshalb in ihrer Architektur an das alte Wien erinnern dürfen, ttothik nnd nordische Renaissance, welche beide sich gut mit einander vertragen, hätten ihr wohl angestanden.

Wenn nun aber allenfalls auch die Börse und die Post es nicht über sich hätten gewinnen können, sich von der Wipplingerstraße nnd dem Quartier, das sich nördlich daran anschließt, loszureißen, und die vierte Seite des eben vorgeschlagenen Forums frei geblieben wäre, so hätte man dafür den Platz mit der Altstadt durch eine entsprechende architektonische Vernnttelnng sehr schön in Verbindung setzen können.

Auf einem zweiten Platz würden sich sodann Kunst und Wissenschaft haben zusammenfassen lassen, indem man die Universität, die Kunstakademie, das naturhistorische und das knnsthistorische Musenm zusammengestellt hätte. Die der italienischen Hochrenaissance verwandte Architektur der Universität und der Mnseen würde hier entsprochen habe».

Ein dritter Platz endlich hätte den Klcmz der Krone und das Ansehen der Staatsgewalten zur Erscheinung zu bringen gehabt. Zn der erneuerten Hosburg mit ihren Depcndcnzen, wornnter wir auch das Bnrgtheater und das Opernhaus rechnen dürsen, hätte sich das Neichsrathsgebäude und eventuell ein neues LandtagSgebäude leicht gesellt. Allenfalls hätte sich aber auch eine besondere Grnppirnng des Burgtheaters und Opernhauses mit den Museen, der Kunstakademie oder dein Musikgebäudc empfohlen.

Beim Neubau der Hofburg soll in der That geschehen, wie wir dein, zu Anfang unseres Artikels citirten Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" entnehmen, was sich als Eonseguenz obiger Borschläge ergiebt: das; die Architektur dieses Neubaues die glänzenden Zeiten des Kaiserhauses unter Carl VI. und seiner großen Tochter Maria Theresia nicht verleugnen, vielmehr mit den alten Theilen der Hofburg in eine innige Berbindnng treten wird.

Wenn wir einer solchen Vielheit der Stile, wenn auch nach Gruppen gesondert, bei den Monumentalbauten des Rings das Wort reden, so geschieht es natürlich nur im Hinblick auf die damals gegebene Situation, die sich aus folgenden Momenten zusammensetzte: Ausgabe der organischen Einfügung einer Neustadt in die alte Doppclstndt, Mangel einer eigenen Stilart zu damaliger Zeit und Borhandensein einer Anzahl hochbedeutender Architekten von ausgesprochen verschiedener künstlerischer Individualität und demgemäs; verschiedener Stilrichtung.

Das sind aber Betrachtungen po8t ie»tnm! Die selten sich bietende großartige Gelegenheit ist vorüber, das Bild ist fast vollständig firirt. Mit Ausnahme der neuen Hofburg, die eben im Entstellen begriffen ist, stehen alle jene Bnnte» äußerlich fertig da, und nnr im Innern der Museen und des Bnrgtbeaters ist die gestaltende Kraft noch in Dhntigkeit.

Bielleicht, das; die Nordostecke des NingS, die ohnedies; etwas kahl ausgefallen ist, noch ein Monnment oder eine Baumgrnppe als Abschluß erlmlt oder nach Entfernung der Kasernen der Eingang zur Neu- nno Altstadt durch ein bezeichnendes, großartiges Bauwerk markirt wird?

Die Aufstellung von weiteren Monumenten und von Brunnen würde überhaupt dem Ning sehr zu Statten kommen. Dieselben würden ihn gliedern und wohitlMige Nnhepnnkte schaffen. Bei dessen großer Breite wäre eine Störung des Berkehrc. nicht zu befürchten. Ein Mittel, um die schroffen Stileontraste des NingS einigermaßen zn mildern und einige Prospekte günstiger zn gestalte», böte sich nnch in der Vegetation, die in richtiger Bertheilimg hier an dem einen Punkt zur Bermittlnng des Nebergangs, dort, an dein andern zur Mastirung verwendet werden könnte. Theilweise ist dies bereits geschehe»! an manchen Orten beeinträchtigen aberdieBnume die Architektur dadurch, daß sie dieselbe nicht nur da und dort malerisch unterbrechen, sondern zn viel davon verdecken, wie dies z. B. bei der Borderfront der Universität der ,Mll ist.

Wir erlauben uns mich zn bemerken, daß wir die Anpflanzung des NatbhansplatzeS in der Art eines englischen Parks bei der verlnltnißmäßigen Kleinheit des GrnndeS nicht für entsprechend lxckle». So selir wir im klebrigen für Vegetation schwärme», dort scheint sie uns zu viel von dem Platz in Anspruch zu nehmen. Es fragt sich überhaupt, ob nicht eine Bepflanznng der Ringstraße in der Art der Straße unter den Linden in Berlin, wobei nur eine breite Allee in der Bütte für die Fußgänger angeordnet ist, geeigneter gewesen wäre, als die Vertheilnng in zwei Alleen und drei Fahrstraßen.

So viele Bedenken man mm aber auch über den Ring als Ganzes betrachtet äußern kann, so ist immerhin anzuerkennen, daß seine Monmnentalbauten in der Architckturentivickelung unserer Zeit Epoche, gemacht haben, und daß sie von den Architekten von ganz Europa als Vorbilder betrachtet und smdirt werden. Die großen Eoncnrrenzen der letzten Zeit haben, Zeugnis; davon abgelegt.

Neueste Privatarchitektur.

Tie Einwirkung der RingMonnmcntnlbanten auf die jüngste Wiener Privatarchitektnr ist natürlich auch nicht ausgeblieben! die letztere sticht durch maßvollere Behandlung der Fassaden, durch ein lebensvolles, gebildetes detail vortheilhaft ab gegen die früheren, schivnlstigen Stuckbackwerke. Die Neichsrathsstraßc, der Bezirk „Landstraße" und die Schwindstraße in dem Bezirk „Wieden" haben z. B. recht tüchtige Leistungen und sehr interessante, verschiedenartige Lösungen des schwierigen Problems vielstöckiger Fassaden mit Gewölben im Parterre auszuweisen.

Wie aber die Ringstraßenbanten selbst keine einheitliche Richtung verfolgen, so hat eben leider die modernste Wiener Architektur bis <mw auch noch keine solche gewonnen. Neben dem Boulevardladenstil treffen wir Anläufe znr, deutschen Renaissance, Verquickungen von niederländischer Renaissance in Backstein nnd Haustein mit französischer Bauweise, dann wieder Neminiscenzeii an italienische Hochrenaissance.

l'ianz in der Nähe des Burgtheaters, in der Teinfaltstraße, sieht man sich dann in einer Gasse zwei neuen Bauwerken gegenüberstehen, wo bei dem einen für die unteren Stockwerke florentinische Paläste der Frührenaissance Pathe gestanden, während das andere eine entschiedene Reproduetion des Rococo darstellt. Noch nm meisten durchgeschlagen haben in neuerer Zeit, wie gesagt, gewisse Motive des gemäßigten Barockstils.

Wer die Ueberzengung gewonnen hat, daß die Geschmacks- nnd Stilcntwicketnng in der Architektur in einem gewissen Zusammenhang steht mit dem politischen Leben eines Staates, wird allerdings gegenwärtig, wo sich in Oesterreich die verschiedenartigsten Strömungen krenzen und in ihrer ttraft schwächen, Ivo zum stetigen Fortgang des Staatsschiffes fortwährende Eomprmnisse zwischen den einzelnen Staaten nöthig werden, die keinem derselben, wenigstens diesseits der Leithe nicht, eine starke Betonung seiner Etttwickliuigsrichtnng erlauben, eiu baldiges Herauswachsen einer einheitlichen Stilweisc in Wien nicht erwarten.

Wird ja doch die Hervorbringun^ eines einheitlichen, eingeborenen Stiles auch in andern Ländern und Städten, wo solche Zustände nicht vorhanden sind, schwer gewacht durch die starken Influenzen von überallher, welche aus der Leichtigkeit des Verkehrs entspringen. (Ein Zeugnis? dieser internationalen Mobilität dco XIX. Jahrhunderts bilden z. B. in Wien die beiden Rothschild'schen Pillen in der Nähe des Belvcdere. Es ist als wenn man Eremplare von der bekannten, saden, geleckten Eleganz, wie sie sich in der Umgebung von Paris vorfinden, aufgehoben und direct, samnrt Karten und Gnrtenthor, nach Wien verseht hätte. In der Dhat sind dieselben auch von Pariser Architekten erbaut worden.)

Der Mangel einer ausgesprochenen, herrschenden Stilrichtung ist für Wien nm so mehr zu bedauern, als sich der dortigen Privatarchitektur bereits wieder ein nicht geringes neues ^eld eröffnet. Die Vvaisersmdt nn der blauen Donau hat sich bisher in gemessener Entfernung von ibrem Strom gehalten, mit dem ihr Ruhin so eng verwachsen ist. Die Ucberschwemmungen waren es, denen der buschige Strand, der Wohnort von Kaninchen, seine Existenz verdankte. Nachdem aber nun mit einem Aufwände von 82 Millionen von 1870 bis 1877 die Correction ausgeführt worden ist, eilt der Strom mit unwiderstehlicher (Gewalt, dock, genau aus der ilmi gewiesenen geraden Strafe, unter den mächtigen über ihn gespannten Brücken hindurch, nach Westen, der anderen Neichshälfte zu. Alsbald wagen sich auch Häuser nahe an ihn heran und es dürste nicht allzulange dauern, bis der Prater eine Einsäumung von Straßen erhalten, in welchen der landende Schiffer, auszer den Lngerhänscm für seine Fracht alles andere finden wird, was er sucht: Hotels, Restaurationen, Easi'>s, Gewölbe u. s. w.

Der Prater wird es verhindern, daß diese Neustadt eine große Diese erhält; dennoch wäre es sehr zu beklagen, wenn nicht an ihre Gestaltung mit allein Porbedacht und mit Geschick herangegangen würde, wenn man das Häuserkericht, das sich bereits dort einfindet und von Trockenwohnern besetzt ist, sich vennehren ließe.

Wir glauben entschieden, das, diese Straudanlago eine Zukunft lxit, und daß auch das jenseitige Ufer, an dem jetzt fast nur Badeanlagen sich befinden, bald eine Besiedlung erhalten wird.

Möge bis dahin Wien, wie im Leben, so anch in der Architektur seinen richtigen Don wiedergefunden haben, so das; die Häuser, die das Ufer besäumen, den zu Schiff Herankommenden als echte Wiener minder mit smnpathischen Physiognomien begrüßen!

Kaiser lOilholm
und die Reorganisation der preußischen Armee.

von

Dermmm ltim>

— Verliii. —

llsV^ttl'cli steht ganz Deutschland unter dem Eindruck des gewaltigen N^^«, ^chinerzes über den Tod unserem geliebten Kaiser-' Wilde! m. LsS^« Wir wissen nicht, welchen Beinamen die Geschichte dermaleinst dem Begründer der deutschen Einheit geben wird, das aber wissen wir bestimmt, das, sein Name unter den Allerersten glänzen wird bis in die fernsten Zeiten. Kaiser Wilhelm war in allen seinen Unternehmungen vom Glück iu außergewöhnlicher Weise bevorzugt. Er war ein LicblingSkind der Borschnng. Aber die Vorsehung ist gerecht, sie gewährt dauernde Gunst nur dem Würdigen, und würdig dieser Gunst des Glückes war Kaiser Wilhelm in jeder Beziehung.

Eine seiner hervorragendsten Eigenschasten ist allezeit eine sast übermäßige Bescheidenheit gewesen. Er liebte es, die Männer in den Bordergrund zu stellen, welche als seine treuen Gehülfen und Berather so großen Antheil an den erstaunlichen Erfolgen hatten, die Preußen und demnächst Deutschland in den letzten Jahrzehnten errungen hat, während er selbst sast cillzn bescheiden sich mit dein Mhme begnügte, diese ausgezeichneten Männer richtig gewürdigt uud an ihren richtigen Platz gestellt zn haben. ?as lag in der großartig angelegten A'ntur unseres hochseligcn Heldenkaiscrs tief begründet, aber das kann ihn auch nur um so höher heben in den Augen aller kündigen vor dem Forum der Geschichte.

Ein Werk aber giebt es, welches recht eigentlich sein eigenstes Werk ist und gleichzeitig die Grundlage gebildet hat für alle späteren Erfolge, das ist die Reorganisation der vreußischen Armee.

Nach den Befreiungskriegen im Anfang unseres Jahrhunderts blieb in Preußen die allgemeine Wehrpflicht bestehen. Die Dienstpflicht betrug 8 Jahre bei der Fahne, 2 Jahre in der Reserve, 7 Jahre in der Landwehr ersten Aufgebots, 7 Jahre in der Landwehr zweiten Aufgebots, im Ganzen alfo 19 Jahre. Tie Landwehr erhielt mithin einen ganz anderen Charakter als sie während der Fcldzüge von 1813—1815 gehabt hatte. Während dieser Feldinge bestand nämlich die Landwehr aus Mannschaften, welche fast durchweg nicht im stehenden Heere gedient hatten, für die also anch der Militärdienst etwas ganz Neues war. Nur die Offiziere hatten meistens im stehenden Heere gedient, die BntaillonSeominandeure waren durchweg frühere Offiziere.

Ursprünglich sollte die Landwehr nur als Reserve der Feldannee dienen und nur in der Bcrtheidignng thätigcn Antheil am Kriege nehmen. Der Zwang der Verhältnisse führte jedoch schon nach dem Waffenstillstände im August 1818 die Landwehr auch auf die Schlachtfelder. Sie leistete damals zum Theil sehr Gutes, ganz hervorragenden Antheil nahm sie an den Schlachten von Großbeeren, Hagelsberg, Deunewitz und an der Hatzbach. Freilich waren ihre Verluste durch Abgang von Kranken, Maroden und Bermißten ganz unverbnltnißmäßig groß, wie sich dies aus der Ungeübtheit der Mannschaften im Ertragen von Strapazen, im Marschiren und Biuouakiren g,mz von selbst ergab. Durch das Gesetz vom 3. September 1814 änderte sich dieZusmmnensetznng der Landwehr vollständig. Tie einzelnen Jahrgänge des stehenden Heeres traten numnebr zur Ncseine nnd aus dieser zur Landwehr über. Es wurde damit beabsichtigt, daß in Zukunft die Landwehr nur uoch aus Mannschaften bestehen sollte, welche bereits im stellenden Heere gedient hatten nnd welche mithin auch mit allen Anforderungen des militärischen Lebens vertraut waren. Leider konnte das Gesetz nicht in diesen: Sinne zur Durchführung gelangen. Preußen hatte allzusehr gelitten nnter dem AuSsaugesvstem Napoleons, der jahrelangen Occupntion, der unmittelbar die snrchtbaren Opfer folgten, welche die Freiheitskriege mit sich brachten. Aeußerste Sparsamkeit war geboten.

Es wnrde daher nur ein Dheil der zum Heeresdienst brauchbaren Mannschaften in das stehende Heer eingereiht, während der Nest als Landivehrrekruten nothdürftig ausgebildet wurde und dann fofott zur Landwehr übertrat. Darin lag eine große Ungerechtigkeit, denn ein Tbeil der Wehrpflichtigen wnrde sehr bedeutend, der Andere sehr wenig belastet.

Nur das Loos entschied darüber, welchem Theile der einzelne Ausgehoben« angehörte. Die Hauptsache aber war, daß die Landwehr durch diese Maßregel eine große Zahl von wenig brauchbaren und recht ungeübten Elementen in sich aufnehmen mnßte, wodurch sie naturgemäß jede Einheitlichkeit verlor. Sie formirte noch dazu eigene Brigaden, so daß also ein Druppenkörper von sechs Bataillonen ausschließlich ans Mannfchaften bestand, deren Tüchtigkeit sich mit derjenigen der Linientruppen gar nicht in Vergleich stellen ließ.

Die Ofsiziercorps der Landwehr entbehrten gleichfalls des einheitlichen (Gepräges, sie ergänzten sich ans übertretenden Linienoffizieren, freiwilligen Jägern, Unteroffiziere» mit Grundbesitz und Kreiseingesessenen mit gewissen Einkünften. Diese letztere Einrichtung zeigte ihre Schattenseiten schon in den Friedensjahren, obschon die Hebungen der Landwehr so knapp bemessen waren als nur denkbar.

Schon in der politisch ernsten Zeit der Jahre 18MM ergab sich klar genug, daß die Organisation der Armee nicht mehr auf der Höhe der Zeit stand. Zunächst suchte man die Zusammensetzung der Landwehr dadurch zu verbessern, daß man die Landwehrrekruten aufhob und alljährlich eine größere Anzahl von Rekruten in das stehende Heer einreihte. Dies ließ sich wiederum finanziell nur dadurch ermöglichen, daß man die Dienstzeit bei der Fahne für alle Fußtrnppen auf 2 bis 2'/2 Jahre' verringerte. Sehr ungern entschloß man sich zu dieser Verringerung der Dienstzeit, jedoch gingen nunmehr wenigstens alle zum Heeresdienste ÄnSgehobencn auch durch die Schule des stehenden Heeres hindurch, ehe sie in die Landwehr eintraten. Von 1842 an änderte man auch die Zusammensetzung der LandivehroffiziereorpS. Sie bestanden seitdem nur noch aus übertretenden ^inienofsizieren uud einjährig Freiwilligen, welche das Landwehroffizicreramen bestanden hatten und vom Ofsiziercorps gewählt wurden. Die Jahre 1848, 1849, 1850 zeigten die völlige Unbrauchbarst des bisherigen Systems. Die Mobilmachungen waren schwierig gewesen und hatten sehr viel Zeit gekostet, die Landwehr hatte namentlicl, 1848 sich durchaus nicht bewährt, vielmehr vielfach sich als unzuverlässig erwiesen. Es hatte sich sehr unzweideutig gezeigt, daß Preußens Heer nicht in der Lage war, der Stellung Preußens als Großmacht zu entsprechen. Noch freilich versuchte mau eine Besserung der Zustände mit kleinen Mitteln.

Die Landwehrbrigaden wurden aufgelöst und von 18l!2 an je ein Linien- und ein Landwehrregimcnt in eine Brigade zusammengestellt und zwar so, daß das ^inienregiment aus den drei Lnndivehrbataillon^bezirken des zugehörigen LandwehrregimentS seine Rekruten erhielt. Auch wurde die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt.

Alle diese Aendernngen und Verbesserungen konnten jedoch die vorhandenen Uebelstnnde nur etwas ausflicken, nicht aber heilen. Der größte dieser Uebelstände war der, daß seit 1845 die Bevölkerung sich verdoppelt hatte, während die Zahl der jährlich eingestellten Rekruten auch nicht annähernd der Zahl der znm Heeresdienst geeigneten misgehobenen Männer entsprach. Es wurden jährlich 63 <M) Mann als Rekruten ausgehoben, aber nur 49l)l)9 tatsächlich eingestellt.

Tie ganze Entwickelnng des preußischen Heerwesens seit 1815> hatte Niemand mit so aufmerksamem und sachkundigem Blicke verfolgt als der hochselige Kaiser Wilhelm.

Im Jahre 1824 berief ihn das Bertrauen seines hohen Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III., zur Führung des dritten Armeecorps. In, Jahre 1>!38 erhielt Prinz Wilhelm das Generalcommando des Gardecorps. Bielfach bot sich dem Prinzen die Gelegenheit, fremde Truppen zu sehen und gründlich kennen zu lernen; so 1822 in Holland, Belgien, Italien: 1828 in Rußland, hier ebenso 1882 und 1835, in welchem Jahre er im Lager von Kalisch sogar russische Truppen unter seinem Eommando hatte. 1835 sah er ivürttembergische Truppen bei Stuttgart, 1840 das achte deutsche Bundescorps in den Manövern bei Schwetzingen, 1841 Oesrerreichcr, 1850 und 1851 russische Truppen bei Warschau, 1852 englische Truppen im Lager vom Ehobhmn, dann im selben Jahre Ocsterreicher bei Olmütz.

Der strebsame Prinz sah alles mit offenen Augen und beurtheilte die militärischen Verhältnisse mit einer ganz ausnahmSwcisen Schcirse und Klarheit. Die reiche Gelegenheit aus dem Zustande sremder Armeen zu lernen, die ihm so oft geboten wurde, hat er auf das rühmlichste ausgenützt, sehr zum Heile für Preußen und Deutschland.

1848 erlebte Prinz Wilhelm, seit der Thronbesteigung seines Bmdcro, des Königs Friedrich Wilhelm IV., Prinz von Preußen genannt, jene traurigen Märztage in Berlin, in denen er vom Volke so schmählich verkannt wurde und in denen man sein Palais nnr dadurch vor der Zerstörung durch die Boll^wuth schützen konnte, daß man an die Thorflügel desselben „Nationaleigenthum" schrieb. Der Prinz von Preußen mußte bekanntlich in Folge jener Märztage nach England gehen, von wo er erst Anfang Juni d. I. zurückkehrte.

^m Juni 184!) wurde er zum Oberbefehlshaber der OperationSarmce in Baden imd in der Pfalz ernannt. Es gelang ibm in kurzem Felonig die Nebellen niedermwerfen und die Ordnung wiederherzustellen. Bei dieser Gelegenheit lernte der Prinz die deutschen Bnndestrnppen auch vor dem Feinde keimen. Nach Beendigung des FcldzugeS wurde er Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen.

Im Jahre 1850 durchlebte er die trübe Zeit der Erniedrigung Preußens, welche durch den Vertrag von Olmütz besiegelt wurde. Er erkannte klar die wahren Ursachen der militärischen Schwäche, welche Preußen damals znr Nachgiebigkeit zwangen. Noch aber konnte er nicht durchgreifen und helfen.

Am 7. Oktober 1858 übernahm der Prinz von Preußen für den erkrankten König Friedrich Wilhelm I V. die Regentschaft, nachdem er ibn bereits seit dem 23. October 1857 vertreten hatte.

Bon hoher Bedeutung sind die Worte des Prinzregenten, welche er am 8. November 1858 an sein neu ernanntes Ministerium richtete:

„Die Armee Hot Preußens Größe geschaffen und dessen Wachsthuni erkämpft. Ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch Uder den Staat gebracht, die glorreich verwischt ivorden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege der Befreiungskriege bezeichnete». Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indesseil auch jetzt aufmerksam gemacht, das; Manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Znstände und Geld nnd es wäre ein schwer sich besrraseuder Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresuerfassung prangen, die deshalb im Moniente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschaale legen zu können."

Noch änderte der Prinzregent nichts an der bestehenden Organisation, aber schon die Mobilmachung des nächsten Lahres 185>!> deckte auf's Neue in greller Weise die vorhandenen Schwächen der preußischen Armee auf. Es kam bekanntlich für Preußen nicht zum Kriege und nun ergriff der Prinzregent sofort die günstige Gelegenheit, die lange beabsichtigten Reformen in's Werk zu fetzen. Umfassende Neuformationen traten in's Leben, vorläufig noch ohne Genehmigung des Landtages.

Die Grundgedanken der neuen Heeresorgcmisation waren folgende: Bedeutende Bermehrung des stehenden Heeres, so daß alle wirklich tauglichen Männer auch zur Einstellung gelangen konnten, Verlängerung der Neservedienstzeit von 2 auf 4 Jahre, dagegen bedeutende Entlastung der Landwehr, indem die Dienstzeit beim ersteil Aufgebot von 7 auf ') Jahre und beim zweiten Aufgebot von 7 auf 4 Jahre ermäßigt wurde.

Bisher hatte man zur Aufstellung von 400 OVO Mann IL Jahrgänge gebraucht, darunter 7 Jahrgänge der Landwehr, also meist verheirathete Leute; jetzt waren nur 7 Jahrgänge der Linie und Reserve zur Aufstellung derselben Druppenmasse uöthig. Tie Landwehr schied aus der Feldarmee vollständig aus. Eine sehr namhafte Erleichterung für die Familienväter war die unmittelbare Folge der neuen Heeresordnung, die freilich erst nach ihrer völligen Durchführung wirksam werden konnte.

In der Thronrede vom Januar 18lZ0 empfahl der Prinzregent die neue Borlage dem Landtage: „Es ist nicht die Absicht mit dem Vermächtnis; einer großen Zeit zu brechen, die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzträfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Gewähren Sie einer reiflich erwogenen Vorlage Ihre vornrtheilssreie Prüfung und Bestimmung." Am 8. December 1M> mar der General von Roon zum .Üriegsminister ernannt morden, der richtige Mann auf dem richtigen Fleck.

Das Abgeordnetenhaus verhielt sich trotz aller ersichtlichen Vorzüge der neuen Heeresordnung ablehnend gegen die Gesetzesvorlage. Unklare I^deen von einer Milizarmee spukten in den köpfen, man fürchtete die Erstarkimg der Macht der Krone, man ahnte nicht, welchen herrlichen Gebrauch unser hochseliger Heldenkaiser von der von ihm selbst erschaffenen Waffe machen würde. Mit der Zeit spitzte sich dieser Zwiespalt zwischen Xrone und Abgeordnetenhaus zu einem Eonflict zu.

Am 2. Januar 1861 bestieg der Prinzregent den Thron seiner Väter als König Wilhelm I. Er lies; sich durch die widerstrebende Haltung des Äbgeordnetenhauses nicht irre machen. Treu hielt der König an dem einmal für richtig Erkannten sest. Im September 1862 ernannte er den Wirklichen Geheimen Rath von Bismarck-Schönhaufen zum Ministerpräsidenten, wieder den richtigen Mann an der richtigen Stelle.

Ungeachtet aller Opposition wurde rüstig au dem begonnenen Werke weiter gearbeitet.

„Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrthum in den Iahren 1848 und 1«49 gewesen — sondern durch Blut und Eisen," erklärte Bismarck.

Der König stand fest zu seinen Getreuen und ließ sich nicht wankend machen durch alle Opposition.

„Meine Herren, ich bin stolz darauf, eiue preußische Sprache zu reden und Sie werden diese Sprache noch oft von mir hören/ entgegnete Bismarck dem Abgeordneten Birchow auf seinen Borwnrf, daß die Minister eine „preußische Sprache" redeten, welche die ganze Welt nicht verstünde.

Großartig wie die Männer, welche es begannen und durchsührten, war auch ihr Werk. Es war in Wahrheit eine ganz ungeheuere Vermehrung der Armee, eine gewaltige Erhöhung ihrer Schlagferngkeit. Die Reorganisation von 185!)—1861 ist der Ausgangspunkt, die Wurzel aller späteren glänzenden Erfolge, welche ohne sie gar nicht denkbar sind.

Es wird gewiß von Interesse sein, aus einem Vergleich der Friedensstärke der preußischen Armee vor nnd nach Durchführung der Reorganisation ihren gewaltigen Umfang kennen zu lernen.

Die preußische Armee zählte:

Tie großeu Bortheile der neuen Heeresorduuug bestauben jedoch keineswegs allein in der so bedeutenden Vermehrung der Kriegs und Friedensstärke der Armee, sowie in der Entlastung der älteren Jahrgänge der Land

Infanterie (einschließlich Jäger) 136 Bataillone

Eavallerie 152 Schwadronen

Feld-Artillerie 99 Batterien

Festungs-Artillerie 50 Compagnien

Pioniere 20

Train gar nicht formirt

253 Bataillone
200 Schwadronen
145 Batterien
72 Eoinpagnien
36
18

,vehr. Dadurch daß die Friedensstärke der Armee bei der Infanterie z. B. nahezu verdoppelt wurde, ergab sich ganz von selbst ein glänzendes Avancement der Offiziere. Junge thatkrästige Männer kamen in höhere Stellung, riberall kam frisches Leben hinein; mit vollster MnnueSkmft konnten Offiziere in höheren Stellungen arbeiten, die fie ehedem erst erreichten, wenn ihre Xörverkraft schon nicht mehr ungebrochen war. Man vergegenwärtige sich die unglaubliche Verjüngung der Armee nur an den: Beispiele der Infanterie. Ganz abgesehen von den Generälen, dem vermehrten Generalstabe und den neu aufzustellenden höheren Stäben wurden in Folge der Neuformatiouen gebraucht:

86 Regimentseommandeure 117 Bataillonkommandeure

Ä! etatsförmige Stabsoffiziere 468 Hauvtlente.

Alle diese Offiziere mußten dem vorhandenen Bestände an aetiven Offizieren entnommen werden. Es wurden also mehr als ein Drittheil aller Hanvtlente sofort Stabsoffiziere, und zwar stellte sich in Wirklichkeit dies Verhältniß noch weit günstiger, weil an der scharfen Ecke der höheren Charge fo Mancher scheiterte. Noch günstiger war das Verhältniß bei den Premierlieutenants, sie wurden sämmtlich auf einen Ruck Hnnptleute, ja die ältesten Secondelientennnts rückten schon in Hauptmann-Hellen auf, wobei freilich nicht vergessen werden darf, das; die Reorganisation mehrere Jahre währte, der Uebergang daher kein plötzlicher.war. Für die Armee bedeutete dies eine Verjüngung um etwa 10^15 Jahre. Auch dies hat bei den Erfolgen der «riege von 1864, 1866 und 1870/71 wesentlich mitgesprochen.

Es ist ein gewaltiger Unterschied ob das Durchschnittsalter der Hanptleute in einem Feldznge 80 oder 40 Jahre beträgt. Generäle von 50 Jahren sind rüstiger als solche von 60 und mehr Jahren, ein Mann in der Kraft seiner Jahre faßt leichter einen entscheidenden Entschlnß, wird in seinen Entschießungen wie auch namentlich in der Ausführung derselben weniger durch körperliche Beschwerden gehindert. Ein Umstand aber scheint uuö im Allgemeinen viel zn wenig gewürdigt zu werden.

Auch in anderen Armeeil hat es stets einsichtige Männer gegeben, welche die Schwachen der Heeresorganisation ihres Reiches erkannte». So in Oesterreich vor 1866, in Frankreich vor 1870: aber beide Reiche hatten nicht das Glück, daß ihre Herrscher rücksichtslos sür das Heil der Armee und damit des Staaten in die Bresche sprangen, ohne sich um die Bedenken der Opposition zu bekümmern. Beiden Reichen war es vorbehalten erst nach schweren Niederlagen eine neue uud gute Heeresverfassung zn erringen; nach schweren Niederlagen nicht mir, sondern auch ^ und namentlich Frankreich — nach ungeheuren materiellen Verlusten.

Was wäre wohl ohne Kaiser Wilhelm ans uns geworden? Welche namenlosen Temüthignngen, welche ungeheuren Verluste an Land und Leuten, an Geld und Gut hätten wir wohl erlitten, wenn unser Heldentmser der Opposition nachgegeben hätte?

Die Vorsehung hat uns ungewöhnliche Gnade erwiesen, indem sie uns einen Herrscher verlieh, der unbekümmert um die Volksgunst das, was er als heilsam erkannte auch durchführte und zwar so rechtzeitig, daß die kommenden ernsten Zeiten das Werk bereits nahezu vollendet antrafen. Ties Glück verdanken wir Gott und demnächst .«aiser Wilhelm. Dieser nnvergängliche Ruhm wird ihm stets bleiben und seinem Rainen in allen Zeiten vomnlenchten.

Nach dem siegreichen Feldzuge von 18l!li wurde die preußische Armee abermals sehr vermehrt. Der norddeutsche Bund trat ins Leben, mit ihm die norddeutsche Armee. Mit den süddeutschen Staaten bestanden Bündnißverträge.

Anch der Bewaffnung der Armee wendete Kaiser Wilhelm uuaitsgesetzt das regste Interesse zu.

Das Zündnadelgewehr hat an den Erfolgen des Jahres 18W seinen redlichen, Antheil gehabt; die Artillerie leistete jedoch nicht das, was man von ihr erwarten durfte.

Dies lag keineswegs an einem etwaigen Mangel an Tüchtigkeit dieser Waffe, wohl aber an ihrer Verwendnng und Ausrüstung. Die glatten beschütze, welche sich gar nicht bewährt hatten, ivnrden nunmehr abgeschafft, nicht ohne heftigen Widerspruch, der in dem Namen Ackolan gipfelt. Nur noch gezogene Geschütze bildeten die Ausrüstung der Feldartillerie.

Durch den siegreichen ,«rieg von 1870/71 erstand endlich nach jahrhundertelanger Ohnmacht wieder das deutsche Reich, mächtiger als es jemals gewesen, getragen und geschützt durch das deutsche Heer und die deutsche Marine. Nach so unerhörten Erfolgen wäre es wohl denkbar gewesen, das; eine gewisse Sicherheit, eine Art von Nachlassen in der straffen Arbeit die Folge gewesen wäre. Dank der rastlosen Energie des Kaisers Wilhelm war davon keine Nede. Unablässig wurde in der Armee weiter gearbeitet.

.«einerlei Uebcrhebung trat ein. In einem Reiche, wo jeder wasfen: fähige Bürger Soldat ist und an den glänzenden Ersolgen seinen ehrlich erworbenen Antheil hat, versteht sich dies freilich von selbst, allein anch in dieser Beziehung gab Kaiser Wilhelm durch seine Bescheidenheit und seine von jedem Pietismus weit entfernte ehrliche, einfache Gottesfürchtigkeit ein leuchtendes Beispiel.

1«71 wurde ein EifenbahnbntMon formirt, 1874 die Artillerie gründlich reorgnnuirt und mit neuen verbesserten Geschützen ausgerüstet. 1,^7.'> wurde ans dem Eisenbahnbataillon ein Regiment formirt, 1881 und zuletzt 1887 erfolgten größere Ncnformationcn.

wnch5 denn die deutsche Armee anch nach dem siegreichen Kriege gegen Frankreich stetig an, und Kaiser Wilhelm hinterließ seinein Nachfolger, unserem jetzigen Kaiser Friedrich ein weit stärkeres Heer, als Deutschland selbst während der größten Machtentfaltung von 1870/71 es besessen hatte.

Die Kriegsstärke lediglich der deutschen Feldarmee ohne irgend welche iin Mobilmachungsfnlle aufzustellende Nenforinationen hat sich seit 1870 vermehrt um:

71 000 Mann Infanterie

«00 Reiter
672 Feldgeschütze
5800 Mann Pioniere nnd Eisenbahntruppen.

Schon bei Betrachtung des allmählichen Anwachsens der deutschen Armee zeigt sich wieder der klare Blick des Kaisers Wilhelm:

Nach 186<> wurden alle Waffengattungen vermehrt, besonders stark die Cavallerie, aber auch die Artillerie. In den 5. Schwadronen der Regimenter erhielt die Cavallerie die Möglichkeit, bei eintretender Mobilmachung die 4 Feldschivadronen nn Mannschaften und Pferden aus der zurückbleibenden 5. Schwadrott zu ergänzen und sofort auszurücken. Die Schlagfertigkeit der Cavallerie wurde dadurch außerordentlich vermehrt.

Die Erfahrungen des Feldzuges von 1870/71 zeigten dann, daß man Cavallerie genug habe, dagegen namentlich mehr Artillerie brauche.

Wir feheu daher, daß die Neuformationen in diesem Sinne ausgeführt werden. Die Infanterie wird der vermehrten Bevölkerungsziffer entsprechend vermehrt, die Cavallerie gar nicht, denn die 4 seit 1870 neuformirten Schwadronen sind die bis dahin fehlenden 5. Schwadronen der 4 württembergifchen Reiterregimenter. Dagegen tritt eine ganz kolossale Vermehrung der Artillerie ein. Ganz neu erscheint nach 1870 die Eisenbahntrnppe, welche bald sehr stark vermehrt wurde. Auch eineLuftschifferabtheilung wurde gebildet.

Neberall ist der greife Kriegsherr auf der Höhe der Zeit gewesen, allen Neuanforderngen wurde er gerecht. Er erlebte noch die Bewaffnung der deutschen Armee mit einem Magazingewehr, wodurch abermals ein Vorsprung vor den anderen Armeen gewonnen wurde, ähnlich wie dnrch die Einführung des Zündnadelgewehrs in den vierziger Jahren.

An den glorreichen Namen Kaiser Wilhelms knüpfen sich noch andere Heeresverbesserungen, so die Ausbildung der Ersatzreserve, durch welche ein großes Reservoir allerdings nur oberflächlich ausgebildeter Mannschaften entstand, welche im Kriegsfalle zur Eomplettirnng, namentlich der Ersatztruppeu, herangezogeil werden können und sicherlich im Laufe eines Feldzuges gute Dienste leisten werden.

Kurz vorher, ehe der Todesengel die Hand unseres greisen Heldenkaisers berührte, hat der «aiser noch die große Frende erlebt, daß die neuste Vermehrung der Kriegsstärke der deutschen Armee, die Schaffung einer Landwehr zweiten Aufgebots und die Regelung der Verhältnisse des

Sandsturms vom Reichstage mit nie dagewesener imponirender Einmüthigkeit zum Gesetz erhoben wurde. Wenige Wochen vor seinem Tode verstärkte somit unser greiser Kaiser Wilhelm die deutsche Wehrkraft nochmals um 700 900 Mann ausgebildeter Mannschaften!

„Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt", konnte Fürst Bismarck ausrufen und damit die Stimmung von ganz Deutschland bezeichne».

Die deutsche Armee ist die furchtbarste und gewaltigste Heeresmaschine, welche jemals einem Reiche zur Verfügung gestanden hat, sie ist aber auch das herrlichste Denkmal für unseren dahingeschiedenen Soldateiikaifer. Er hat diese ungeheure Machtsülle nur dazu benützt, den Frieden zu wahren und Deutschland ruhige Zeiten zu sichern. Auch darin steht Kaiser Wilhelm einzig in der Geschichte da.

Aber er wußte auch, wie sehr er von feinem dankbaren Volke geliebt wurde. Täglich, wenn die Wachvarade bei seinen Fenstern vorbeizog, tonnte er sich auf's Neue davon überzeugen. Vor jenem historischen Eckfenster waren Mittags alle Stände vertreten, die Jubelrufe beim Anblicke des geliebten greifen Hauptes am Fenster kamen vom Herzen und gingen zum Herze». Wie sehr die Armee ihn lieble, war unserem Heldenkaifer erst recht bewußt. Diese Liebe dauert auch über das Grab hinaus.

Wir leben in einer ernsten Zeit. Noch trauern wir an einem frischen Grabe und noch immer quält eine tückische Krankheit den Hcloensohn Kaiser Wilhelms, unseren .«aiser Friedrich.

Jin Westen und Osten ballen sich dunkle Gewitterwolken zusammen. Drohende Blitze zucken durch das düstere Gewölk, besonders im Westen. Haß und Neid verfolgen das blühende Gedeihen des mächtigen deutschen Reiches.

Da ist denn das große Denkmal Kaiser Wilhelms, die gewaltige deutsche Heercsmacht ein rechter Trost. Wenn ja unsere Feinde es wagen sollten, uns in einem solche» Augenblicke anzugreisen, in dem wir gleichzeitig einen großen Tosten beweine» und für die Gesundheit unseres vielgeliebten herrlichen Kaisers besorgt sind, dann sollen sie den trrror teutunieus kennen lernen in seiner ganzen wilden unbezähmbare» Kraft.

Dann soll es wieder heißen: 5.'aßt eure Herzen zu Gott schlagen und eure Fäuste auf den Feind. Noch immer sind wir die echten Nachkommen jener alten Germanen, deren wuchtige Keiüenschlage vor Zeiten das mächtige Römerreich in Trümmer schlugen. Das mögen unsere Feinde jenseits der Vogesen und östlich der Weichsel gut im Gedächtnis) behalten. Gott gebe, daß dieser schreckliche Vertilgnngskrieg nicht zur Wirklichkeit werde; kommt er aber, dann sind wir sicher, daß die Siegesgöttin, deren Gunst Kaiser Wilhelm dauernd besessen, und der seine Weisheit die Wege wahrlich so geebnet hatte, daß eS ihr leicht wurde, Deutschland günstig zu sein, daß diese Siegesgöttin ihrem alten Liebling auch über das Grab hinaus treu sein wird.

Das walte Gott.

Aus der musikalischen Dogelperspective.

von

Heinrich Ehrlich

— Berlin, —

in Jeder meiner geneigten Leser weiß, daß in der Vogelperspective nur die hervorragenden (Gegenstände dein Auge erkennbar sind, da die kleineren in der Entfernung verschwinde». Dagegen dürste nicht vielen Lesern in der Erinnerung gegenwärtig sein, daß Jean Paul die Bogclperspective als die einzig richtige ^ebenöanschauung gepriesen hat: man müsse sich hoch erHeden wie die Lerche, daß nur mehr Aehrenselder, nnd hohe blühende Bäume, und grüne Matten der Berge sichtbar blieben, nicht die Bein- und Leichenhäuser. Allerdings meinte er, man könne mich allenfalls wie die Lerche gerade hinabfallen mitten in das Aehrenfeld, wo nur eben wieder grüne Halme und Kornblumen zn sehen wären, alles Andere verdeckt bliebe. Ich für meinen Theil finde jedoch die obere Luft (das einzige noch unbesteuerte Lebensmittel) zuträglicher, besonders für Musikberichte; denn wer bei diesen sich auf flachen Boden stellen wollte, der kommt leicht in die Gefahr, kein Aehrenfeld zn sehen, und die Dinge aus der Froschversvective des Tagesgeschivätzes zu beurtheileu.

Der Betrachter aus der höheren Region erblickt vor allem drei Institute des öffentlichen Musiklebens: das königliche Opernhaus, den obersten Kunsttempel der deutschen Neichshauptstadt, die altehrwürdige Singakademie, die sorgsame Pflegerin religiöser Musik, in deren Mumen noch immer die größten ausübenden Künstler ihre Eoncerte veranstalten und Joachim und Genossen in ihren Quartetten die Werke edelster Mchtnng in höchster Bollendung wiedergeben; endlich die Philharmome, in welcher die gleichnamigen, dmch Bülows unvergleichliche Leitung zum Glanzpunkte erhobenen Concerte stattfinden, dann die Oratorien des Stern'schen Gesangvereines, und die populären Concerte, der Sammelplatz jenes musikalischen „nd eleganten Publikums, das nur sich an den Werken der großen Meister erfreuen will, ohne Gespräche über Aesrhetik oder Privatverhältnisse anderer Leute, ohne gegenseitige Musterung der Toiletten und des Gebahrens. Die königliche Oper hat im letzten Jahre nur zwei Neuheiten gebracht, die beide — mit dem freundlichsten Ausdrucke — als ivenig glücklich zu bezeichnen sind: einen neuen Kapellmeister, der 58 Jahre alt noch niemals vorher eine Oper geführt Karte, und eine neue „Komische Oper", die sehr weit unter dem Niveau dieses Begriffes überhaupt, und unermeßlich weit stand unter dem des ersten Mnsikinstitutes der deutschen Reichshanptstadt. (Ich wähle die Redeform der Bergangenheit — im>«ri'Lotuui —- weil höchst wahrscheinlich jene Oper auf der Bühue nicht mehr gegenwärtig sein wird, wenn diese Zeilen erscheinen.)

Ein unveränderliches Kunstgesctz bestimmt, daß gewisse Leistungen vollständig handwerksmäßig und mit großem Fleiße, mechanisch von Jugend an gelernt und geübt werden müssen, und daß glückliche Anlagen vielleicht schnelleres Erreichen der Vollkommenheit befördern, niemals die fleißige Nelmng zu ersetzeil vermögen. Es giebt keinen, noch so genialen ausübenden Künstler, der nicht die Tonleitern, die Terzen, Triller ganz mit demselben Fleiße üben mußte, wie der wenigst Begabte. Bon diesem unterscheidet er sich nur dadurch, daß er das mechanisch Gelernte besser geistig verwerchet, nicht etwa daß er weniger üben mußte. Ebenso hat nie ein Opern-Kapellmeister eristirt, und wird nie Einer erstehen, der nicht diese Art der Leitung erst Jahre lang handwerksmäßig mechanisch sich aneignen mußte, bis er zur vollkommen freien künstlerischen Handhabung gelangte. Es giebt sogenannte „geborene Kapellmeister" d'e aus den Lehrjahren tretend, den Tactstock ergreifen, und in kürzerer Zeit so viel Sicherheit, Schärfe des Gehörs, und energischen Neberblick sich aneignen, daß sie manchen älteren UednngSmann („Routinier") überragen; das sind die wenigen Auserwählten, die init bedeutendem Talente und Wissen große Willenskraft und die Gabe sich Gehorsam zu verschaffen, glücklich vereinen. Aber die Musikgeschichte ncnut Keinen, und wird auch in Zukunft Keinen nennen, der nicht schon als junger Mann Operncapellmeister geworden war und langjähriger liebung oblag, bevor er zu Ruf und einflußreichster Stellung gelangte. Herr Deppe war in früheren Jahren Dirigent der vollständig in Berfall gerathenen Berliner Spmphonie Kapelle gewesen; in neuerer Zeit hat er die Anordnung nnd Leitung der vom Herrn Grafen Hochberg gestifteten Schlesischcn Musikfeste mit Geschick durchgeführt. In den Symphonie-Abenden der Königlichen Capelle, deren Führung ihm als Nachfolger RadeckeS ebenfalls übertragen wurde, hat er manche schcitzensmerthe Eigenschaft gezeigt; das war allerdings nnr dadurch ermöglicht, daß ihm von der General-Intendanz viele Proben zugestanden worden, die unter Herrn von Hülsen niemals stattfinden durften. Aber in der Opernleitung, deren heißen Boden Herr Dcppe erst als alter Herr betrat, hat er Fehler begangen, die ihn selbst gegen die gewöhnlichsten UebungSmänner in Nachtheil setzten. Alle Feinheiten in einzelnen Momenten, alle Tonfärbungen in der Begleitung des Orchesters bieten nicht den mindesten Ersatz für die Unsicherheit gegenüber den Sängem und dem Chore. Die Leitung einer Oper ist eben ganz verschieden von der einer Symphonie. Hier steht der Kapellmeister vor dem Orchester, das ihm folgen muß, dort steht er zwischen den Sängern oben und dem Orchester unten, hat nach verschiedenen Seiten hin gleiche Aufmerksamkeit und Sicherheit zu entfalten; ein Schwanken des Orchesters in einer Symphonie läßt sich unschwer beseitigen, besonders wenn das Orchester aus den Königlichen Kammermusikern besteht: aber wenn der Säuger und der Chor durch die Unsicherheit des Dirigenten in Schwanken gerathen, wer soll dn im Orchester die Ordnung herstellen? Ein erfahrenster und gebildetster Musikschrifsteller, ein fast einseitiger Anhänger der klassischen Züchtung, dem also gewiß keine Sympathie für moderne Kapellmeister zugeschrieben werden kann, W. H. Niehl, hat im ersten Hefte von Nord und Süd 1«77 die sehr beherzigenswerthen Sätze ausgesprochen: „Manche Kapellmeister sind blos Musiker; sie können daher ein Werk der absoluten Musik, eine Symphonie zu mnster: hafter Darstellung bringen, aber keine Oper. Eine Oper symphonienhaft zu dirigireu, ist ebenso verkehrt, als eine Symphonie opernhaft." — Diese Worte sind vollkommen passend ans Herrn Deppe anzuwenden. Was nnu gewisse innere Vorgänge in der General-Intendanz, die Entlassung des Tirectors Herrn von Strautz u. s. w. betrifft, die im verflossenen December so viel Staub aufgewirbelt haben, so wird der freundliche Leser mir jede Erörterung erlassen; ich habe von meinem Standpunkte aus nur den Staub auffliegen sehen, mich nicht bekümmert, was dahinter geschah.

Bevor ich zu der Besprechung der neuen „Komischen Oper" übergehe, muß ich der vor anderthalb Jahren gegebenen ernsten „Merlin" von Nüfer gedenken, eines verdienstvollen Werkes, das allgemeine Anerkennung gefunden hat, dessen Einführung auf anderen Bühnen leider ein sehr schwerwiegendes Hinderniß entgegensteht: daß fast zn gleicher Zeit die Wiener Hofoper einen „Merlin" von Goldmark und mit bedeutendem Erfolge gebracht hat. Das neue Werk des rühmlich bekannten Compouisten der „Königin von Saba" drängte das verdienstliche erste des Berliner Componisten in den Hintergrund; die meisten Bühnen bewarben sich um jenes, das andere blieb leider unbeachtet.

Was soll ich nun von der neuesten Neuheit, der jvomischen Oper „Tumndot", srei nach Gozzi, Text und Musik von Nehbcmm sagen? Sie bietet ein psychologisches Mthsel. Ter Dichter-Compouist genießt als Lehrer des Generalbasses nnd der Comvosition, sowie als Berichterstatter des Berliner Fremdenblattes und einiger Mnsikzeitungeu einen ganz guten ^>!uf. Cr hat also ganz bestimmt seine Schiller recht oft gelehrt, das? diese oder jene Harmonienfolge abgebraucht erscheint und unvornehm klingt, daher venniedcn werden müsse, dafz gewisse NlMhmen selbst in der Operette niederer Gattung nicht mehr freundlichen Empfang finden, daß die von der Gesangsmelodie ganz getrennten Vor- und Nachspiele heutzutage kaum mehr in der GeiangSposse anzuwenden sind. Auch hat er unzweifelhaft als ein für edlere Dichtung eifriger Berichterstatter gegen lange Dialoge mit ordinären Redensarten geschrieben, insbesondere aber gegen die Verhöhnung der Familieubeziehungen und des weiblichen Ehrgefühls, das in der gebildeten Gesellschaft aller Länder als ein höchstes Gut betrachtet wird. Ein langer ausführlicher Artikel im „Freindenblatt", für welches Herr Nehbanm fchreibt, belehrte u»s einige Wochen vor der ersten Ausführung, das; der Dichter-Componist mit den nobelsten Anschaumigen an seine Ausgabe gegangen war; er zählte erst die Mängel der Gozzischen Turandot auf und erklärte dann:

„Es kam für den Componisten, der auch der Verfasser seines Librettos ist, darauf an, den guten, höchst branchbaren Kern ans dem Turandot-Stoff herauszuschälen, und ihn zu einem feinkomischen Libretto frei zu bearbeiten. Nehbaum hat von dieser Freiheit den allergrößten Gebrauch gemacht. Zunächst hat er alle schlaffe Sentimentalität herausgebracht, aus dein Prinzen Kalaf einen frischen, kecken Jüngling geschaffen, dagegen die Prinzessin Turandot unserm modernen Empfinden näher gerückt. Auch — so lautete die weitere Erklärung — hat der Librettist den Schauplatz von Ehina nach Indien, nach dem paradiesischen Kaschmir verlegt — jedenfalls nicht zum Schaden des Werks, denn die poetischen Jndier sind ja unsere weitläufigen Vettern, ihr Fühlen und Empfinden ist uns vertrauter als das unserer jetzigen höchst achtbaren Verbündeten aus dem „himmlischen" Reich. Außerdem ist das indische Lostüm dankbarer als das chinesische — und Nehbanm wollte auch wohl nicht etwa ein Nachalimer des „Mikado" sein." Nim will ich einmal des geneigten Lesers „modernes Empfinden" anrufen, auf das; er über folgende Hanptscene nrtheile. Die charmante Prinzessin Turandot war schon einmal mit einem dummen Kerl verlobt, hat die Mthselgeschichte nur erfunden, um nicht wieder getäuscht zn werden — so erzählt sie selbst. Als nun der gescheidte «alaf der ihr gleich sehr gefällt die Räthsel löset, ist sie ohne maßen froh, und will ihn gleich heirathen. Aber er will (trotz der innigsten Liebe für sie) vorerst ibrem Hochmuth eine kleine Demüthigung bereiten; sie soll nun sein Räthsel, seinen Namen und Herkunft errathen. Die Prinzessin erfälirt, daß der alte Hofgärtner ihres Vaters, Barak, den Prinzen aus früherer Zeit kennt, und beschließt durch ihren überlegenen Geist in den Besitz der Näthsel-^ösnng zu gelangen. Als Dienerin verkleidet, tief verschleiert, sucht sie jenen Barak des Abends im Garten ans, und theilt ihm mit, sie sei von der Prinzessin mit dein Auftrage gesendet, ihm eine große Summe zuzusichern, wenn er ihr den Namen des Prinzen sagte. Der alte Gärtner ist ein Schlaukopf; er findet bald heraus, daß die Dienerin die Herrin ist, und beschließt sie zu überlisten; für Geld, erklärt er, ist ihm das Geheimnis nicht feil, aber für ein Liebeszeichen (ich erlaube niir zu bemerken, daß die Sprache Nehbaums sich in anderen Worten ausdrückt); er sei zwar alt und häßlich, aber sein Herz schlage noch warm. Wenn die Botin ihm „drei süße Küßchen" geben wollte, dann würde er ihr den Namen mittheilen. Die Prinzessin Dnrcmdot, die Tochter des Fürsten von Kaschmir, des „poetischeil Inders", willfahrt dem alten häßlichen Gärtner unter der Bedingung, daß er die Augen schließe. Skirina, Baraks Weib, kommt gerade dazu, als die „süßen Küßchen" ertheilt werden, macht großen Lärm, schilt ihren Mann einen „alten wüsten Sünder" die Unbekannte „eine Dirne". Die Dienerschaft des Palastes eilt herbei, zuletzt erscheint auch der Fürst und fragt nach der Ursache des Spectakels. Skirina bringt ihre Klage vor, die Verschleierte will entfliehen, wird zurückgehalten, und der Fürst befiehlt, daß sie vor ihm allein sich entschleiere. Das geschieht; der Fürst erkennt feine Dochter; und der „poetische Jndier" singt eine abgebrauchteste Polkaweise zu den poetischen Versen:

Das ist — da? ist spafchast in der That
In der Roth weiß sie sich Rath,
Das ist unendlich lächerlich
Me gut weiß sie zu helfen sich!

Und der Chor wiederholt diese echt fürstlichen Betrachtungen, um welche die Dichter der Herzogin von Gerolstein, Girofli,' Girofla u. dergl. den Dichter-Componisten der „feinen komischen Oper" Durandot beneiden können. Es ist nun selbstverständlich, daß ein Componist, der sich selbst solche Verse zubereitet, auch die Musik darnach eingerichtet hat; daß aber ein anerkannter Lehrer der Musiktheorie die abgebrauchteste Harmonie, lärmendste und zugleich langweilige Instrumentation mit verwendete, dünkt mich ein Räthsel, vor dem selbst der scharfsinnigste Kalaf rathlos stehen würde. Lassen mir es ungelöst und wenden wir den Blick aus der Bogelperspective von der Oper zu den neuen Chor- und JnsttAmental werken, welche Singakademie und Philharmonie in der verflossenen Winter-Musikzeit gebracht haben.

Symphonie und Lied sind die Tonkunstformen, in welchen sich der deutsche Componist immer am heimischsten fühlen wird; es ist dies die Folge der Wechselwirkung zwischen Künstler und Publikum. Justrumeutalwerke und Lieder finden in jeder Stadt ein sicheres ConcertPnblikum, aber nicht die Oper. Die Leute, die in das Theater gehen, sind an so viele verschiedenartigste Opernmnsik aller Länder gewöhnt, daß ihnen das nationale Gefühl dafür vollkommen abhanden gekommen ist. Daß die Mnsikdramen Richard Wagners eine so ungeheuere Wirkung und Anziehungskraft auf das Publikum ausüben, bietet keinen Gegenbeweis meiner Behauptung. Wenn einmal ein colossales Genie, das nicht nur großartige Werke schuf, sondern auch die mächtigsten Bewcgungshebel erfand und handhabte, die Leute ans ihrer Gleichgültigkeit emporreißt, so liegt hierin noch kein Beweis sür ihr nationales Kunstgefühl. Erst wenn sie mich geringeren Werken derselben Richtung einige Aufmerksamkeit widmen, kann man ein solches zugestehen. Franzosen, Italiener nnd Engländer geben hierin ein nachahmenswmthes Beispiel; in Deutschland hat selbst ein so geniales und liebenswürdiges Werk wie Götz' „Bezähmte Widerspenstige" festen Fuß nicht fassen könne». Ein Chorwerk, eine Symphonie, die in irgend einer größeren Stadt Deutschlands bedeutenden Erfolg errungen hat, wird binnen kurzer Zeit von vielen musikalischen Bereinci! anderer Städte vorgeführt werden; eine deutsche Oper braucht Jahre der Wanderung,

um von einer Stadt in eine naheliegende zu gelangen. Wir haben eben kein deutsches Overnvnblikum. Die Thenterdirectoren wissen genau, daß die Leute dem zweifelhaftesten französischen oder italienischen Fabrikate mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen, als einem als verdienstlich anerkannten deutschen.

Von Chorwerken hat der Winter nur zwei neue gebracht, Bernhard Scholz' Glocke und Anton Rubinsteins Sulamith das erstgenannte hat der Komponist selbst vorgeführt mit dem hiesigen „Cäcilicnvcrein" das letztere hatte die königliche Kapelle für ihren lebten Symphonieabend bestimmt. Herr Scholz, vor einigen Jahren Leiter der Breslauer Bereinsconcerte, jetzt Director der Hoch'schen Conservatoriums-Stiftung und des Mhl'schen Gesangvereins in Frankfurt am Main, hat sich durch mehrere sehr freundliche und melodiöse Jnstrumentalwerke vortheilhaftcn Ruf erworben. Eine Oper „Ziethen-Husaren" die er vor mehreren Jahren an der Könglicben Hofoper in Berlin zur Aufführung brachte, ließ erkennen, daß ihm nach dieser Richtung wenig Begabung verliehen ward. Und sein „Lied von der Glocke" auf Schillers Berse bewies das von Neuem. Talent für freundliche Melodik, vollste musikalische Bildung, vornehmes Wollen, gewissenhafte Arbeit, alles das tritt in dem Werke zu Tage; aber alles das genügt nicht um ein selbständiges Xnnsrwerk zu bilden. Allerdings ist Schillers Gedicht trotz seiner großen unvergänglichen Schönheiten keine tertliche Unterlage sür musikalische Eomposition; auch Mar Bruch, der für Chorwerke ungleich bedeutenderes Dnlent besitzt als Herr Scholz, scheiterte an dieser Aufgabe. „Sulamith" von Rubinstein war ursprünglich als „biblisches Bühuenspiel" an der Hamburger Bühne aufgeführt worden. Der T.'rt ist von Julius Rodenberg dem bohen Liede von Salomo nachgebildet. Der weise völlig läßt das schöne Mädchen in seinen Palast einführen; sie aber liebt einen Hirten, und weist des Königs Anträge znrück. Ter Geliebte kundschaftet ihren Aufenthalt ans, sie entfliehen, werden wieder ergrisse», aber von dem weisen Monarchen begnadig! und vereint*). Daß diese „Handlung" von vornherein für eine Oper zu wenig dramatisches Moment bietet, bedarf keiner ausführlichen Darlegung. Sie füllt auch keinen ganzen Abend aus, und ward in Haniburg mit einer einactigen „komischen Oper" von Rubinstein zusammen gegeben. Aber Sulamith bewährte sich auch trotz dieser Begabung .nicht als ein „Bühnen-Spiel". Der geniale Nubinstein verfolgt seit Jahren den Plan „geistliche Opern" zu schaffen, um sie an Stelle des Oratoriums zu setzen, das er geradezu verwirft, von dem er in einem offenen Briefe an den Herausgeber einer Sammlung „Vor den Eoulissen" wörtlich schreibt: „Es ist eine Kunstgattung, die mich von jeher znm Proteste stimmte; die bekanntesten Meisterwerke haben mich nicht beim Studium, sondern beim Hören in den Aufführungen immer kalt gelassen, ja oft geradezu mißgestimmt." Ihn stören „die Herren in weißer Cravatte" und „die Damen in manchmal extravagantester Toilette mit dem Notenhefte vor dem Gesichte." Er wünscht, daß ein geistliches Theater gebaut werde nur für „geistliche Opern", in welchen die Oratorien der großen Meister zur dramatischen Darstellung kämen. Er habe ursprünglich sein „verlornes Paradies" und „Thurmban von Babel" als Oratorium gedacht, dann aber zur geistlichen Oper umgewandelt, weil er die Hoffnung nicht ausgeben will, daß sein Gedanke später oder früher sich verwirklichen würde. Die geistliche „Oper" soll Stimmung „geistlicher Art" erwecken. Daß Nubinsteins „Thurm von Babel", das „verlorene Paradies" solche Stimmung selbst bei seinen wärmsten Verehren: nicht erweckt haben, läßt sich mit vollster Sicherheit behaupten. Es sind Werke voll genialer Einzelheiten; aber irgendwelche einheitliche Stimmung zu erzeugen vermögen sie nicht, dn sowohl in Erfindung wie in der künstlerischen Arbeit also im ganzen Stile, in Inhalt und Form zu viel des Ungleichartigen hervortritt. Gerne erfreut man sich der genialen Züge; dem Ganzen gegenüber hegt man Bedauern, daß ein so reichbegabter Künstler der Abrundnng der Formen, der Instrumentation und der strengen Schreibart, ohne welche „Geistliches" nicht denkbar, so wenig Aufmerksamkeit widmet. Unter all' den Versuchen geistlicher Opern ist Sulamith die wenigst geistliche, aber ganz bestimmt die liebenswürdigste und gewissermaßen die einheitlichste, allein für die Bühne ebenso wenig geeignet als die andern. Tagegen wird sie im Eoncertsaale immer Anerkennung finden. In vielen Stücken herrschen zwar seine altgewohnten orientalischen MeliSmen vor, und manche mehrstimmige Gesänge gehen zu sehr in's Breite, ohue Tiefe. Aber immer herrscht ein sreundlicher Ton und manche Nummern sind sehr fein erfunden und auch sorgfältig gearbeitet. Sulamith hat bei der Aufführung als Concertoper durch die Königliche Kapelle und bei der vortrefflichen Wiedergabe durch Fräulein ^eisinger

*) Auch Heyses „die Weisheit Salommiis" ficht cmf derselbe» Grunolnac; nur spielt hier uoch die Königin von Saba eine Nolle.

und der Herren Rothmühl, Schwarz und >irolov eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Hoffentlich wird sich dem Werke die Aufmerksamkeit anderer Städte zuwenden.

Den Quartetten Joachims, und Bülows philharmonischen Conecrten verdanken wir die Bekanntschaft einiger interessanter und werthvoller Compositionen: Ein Quartett von d'Albert, ein anderes von Herrn v. Perg?r, einem Wiener Componisten; Symphonien von Richard Strauß und von Friedr. Gernsheim, ein Concert für Geige und Cello von Brahms und einen „phantastischen Zug" von MoSzowski. Taö d'Albert'sche Quartett gab glänzendes Zeugnis; von ungewöhnlicher Begabung für diese schwierige Toukunstform, und von gewissenhaftester und echt künstlerischer, init formsicherer Hand geführter Arbeit. Die Tliemata sind durchweg originell und geistreich, die Stimmführung immer polyphon und fclbständig. die Entwicklung der musikalischen Gedanken folgerichtig und gewandt. Besonders Hervormheben ist die volle Freiheit und Selbstständigkeit in der Behandlung der Instrumente. Nicht ein Dact erweckt den Gedanken, daß der Komponist als ein größter, und in immerwährender, öffentlicher Thätigkeit wirkender Ciaviervirtuose nnwillkürlich Clavierpassagen schreibt: alles ist ganz geigenmäsng erdacht und ausgesührt. Daß hie und da Neberschwang bemerkbar, daß die Intention auf dem Papiere über der tonlichen Wirkung steht, darf nicht verschwiegen werden; aber andererseits ist darauf hinzuweisen, daß d'Albert jetzt 25 Jahre zählt, durch diese künstlerische That die Anerkennung auch der strengen Benrtheilung erivorben und große berechtigte Hoffnungen angeregt hat. Das Quartett des H. v. Perger steht nicht auf gleicher Höhe mit dem eben Besprochenen, hat aber Anspruch auf achtungsvolle Erwähnung; es ist ein sehr freund: licheö und sehr formgewandt gearbeitetes Werk, das auch sehr gut aufgenommen ward.

Richard Strauß' Simphonie „Aus Italien" gehört zu jenen Werken, welche mehr Berschiedenartigkeit der Meinung unter den Keuiiem, al^ Wntung im Publikum erzengen. Viele interessante Momente lassen bedeutende Begabung sowohl für Erfindung als für Jnstrnmental-Wirkungen erkennen, im Ganzen wird aber der noch junge Eomponist seinem unbestreitbaren Talente stärkere Form-Zügel anlegen müssen, um Einheitliches zu schaffen. Gelingt es ihm, diese Herrschast über den gährenden Geist zu gewinnen, dann kann er auf allgemeinen Crfolg sicher rechnen; alle Werke, die er bisher veröffentlicht hat, entölten Einzelheiten, die darauf hinweisen, daß nur das Znsammenfassen der Ideen in ein Ganzes, Abgerundetes Roth thnt, um ein ehrenvolles Ziel zu erreichen. Gernsheims Simphonie hat nicht denselben durchschlagenden Crfolg erzielt, wie seine hier vor zwei Jahren vorgeführte, aber dock den Eindruck eines Werkes hinterlassen, das aus freier Ersindnng hervorgegangen ist. Gernsheims Meisterschaft in der Behandlung des Orchesters ist lange allgemein anerkannt, sie bekundet sich anch hier. Wie mir bestimmt mitgetheilt wird, hat sich der Componist zu einigen Kürzungen des sehr geistreichen letzten Satzes entschlossen, der dann ganz bestimmt durch knappere Fassung unmittelbarer wirken wird. Brahms Concert für Geige und Cello gehört zu den tiefsinnigsten, aber herbsten Werken des verehrten Meisters; es verlangt nicht allem eine vollste Aufmerksamkeit selbst des musikalisch gebildeten Hörers, sondern auch eine ganz vollendete Wiedergabe, wie sie durch Joachim uud Hausmann geboten ward; ohne eine solche wird es dem großen Publikum fast unzugänglich bleiben. Moriz Moszkowski'S „fantastischer Zug" dessen sofortige Wiederholung vom Publikum verlangt wurde, ist ein geistreiches, wohlklingendes, ansprechendes, kleines Orchesterstück. Alle diese Vorführungen fanden in den philharmonischen Concerten statt, die durch Bülows Leitung sich zur ersten Stelle erhoben haben. Wenn er den Tactstock ergreist, so ergießt sich ein elektrisches Fluidnin über das Orchester, die wackern Künstler sind von neuem Geiste beseelt, und folgen dem genialen Führer mit voller Sicherheit in den schwersten Aufgaben, wie eine begeisterte Armee dem sieggewohnten Generale. Und es gelingt ihnen Alles: Haydn'sche Symphonien nnd Berlioz'sche Ouvertüren, die MendelSsohn'sche „Schottische" und Richard Wagners „Meistersänger"Vorspiel tönen dem Hörer in gleicher Vollendung entgegen. Das Großartigste brachte Bülow in der Leitung Beethoven'scher Werke: die Eroiea, die fünfte und siebente Symphonie, die Ouvertüren „Egmont" und „Leonore" versetzten die Hörerschaft geradezu in Crtase, — die Wiedergabe der siebenten mar eine solche, wie man sie vordem nie vernommen hatte. — Als Bülow im ersten Concerte an das Dirigenten-Pult trat, kam ihm sehr wenig persönliche Zuneigung des Publikums entgegen; die unvergleichlichen Erfolge hat er also nur durch seine hohe Künstlerschaft gewonnen; nnd seine Anrede nach dem letzten Concerte bewies, daß er gegenüber den immer steigenden Huldigungeil der Hörerschaft sich zu ruhigerer Haltung und frenndlicher Gesinnung verpflichtet fühlte. Und so können denn die Verehrer des großartigeil Künstlers mit Freude seiner Wiederkunft im nächsten Winker entgegensehen.

Von einer Besprechung der zahllosen Clavierconcerte wird der geneigte Leser mich gewiß gern entlasten; was Bülow und d'Albert sind, weiß die Musikwelt, und die meisten andern auf- und abwogenoen Erscheinungen auf dem Tastenmeer sind heute bereits aus dem Gedächtnisse entschwllnden. Dagegen mag hier als etwas Neues angeführt werden, daß der verflosseile Winter nicht weniger nlö sechszehn Liederabende, in welchem nnr Gesangsvorträge vorkamen, gebracht hat: Drei von Frau Joachim, drei von Fräulein Spics, drei von Herrn Gura, je einen von Frau Schulzen von Asten, Fräulein Hohenschild, Fräulein Schanseil, Frau Schmidt-Köne, Frau Tosti, den Herren von zur Mühlen und Theodor Reichmann. Der berühmte Baritonist der Wiener Hofoper und Königl. Bairischer Knmmer

sängcr hat seinen zahlreichen Verehrern eine Täuschung bereitet, und gezeigt, daß er seine herrliche Stimme nur zu theatralischen Effecten, nicht zum Vortrage des Liedes zu verwenden weiß, daß Innerlichkeit der Empfindung und Fernhalten von starken Auftragen der Tonfarben nicht in seiner Wesenheit liegen. Gura, dessen Stimme nicht mehr im vollen herrlichen Wohllaute, in der Kraft früherer Jahre ertönt, hat doch in drei Abenden die Hörer' entzückt durch seinen ganz vollendeten, echt künstlerischen und von tiefem Gefühl erwärmten Vortrag; er ist jetzt ganz bestimmt der erste Liedersänger. Ten höchsten Genuß hat allerdings Marcella Sembrich geboten in ihrer Wiedergabe der Sopranpartie der „Jahreszeiten" und in ihrem Coneerte durch die Mozart-Arien. Diese unvergleichliche Künstlerin vereinigte die schönste Stimme mit solch ungekünstelter vollendeter Grazie des Vortrages, daß die strengsten Clnssiker im Bordergrund der enthusiastischen Beisallsspenden standen. Wir wollen das Geheimnis; des erstbezeichnetcn großartigen und unerwarteten Erfolges dem ^eser verrathen: Murcella Sembrich hatte die „Jahreszeiten" noch nie gehört; sie sang die Partie ganz ohne jegliches Vorbild, aus ihrem eigeiistem Empfinden, aus ihrem liebenswürdigen freundlichen Gemüthe! Die Hörer vernahmen Neues, Ungeahntes; mid doch ivar jeder Ton vom Geiste des Werkes durchdrungen! Daher der jubelnde endlose Enthusiasmus.

Der Artikel lag schon im Truckcrsatze, als an einem entfernten Punkte — im Bietoriatheatcr, dem eigentlichen Schauplatze der AuSstattungsStücke — eine musikalische Erscheinung emporstieg, die durch besondere Neuheit und Eigentümlichkeit große Aufmerksamkeit erregte, und der ich diese Nachschrift widmen muß: Eine russische Nationaloper, die moskovitische, dramatische Musikwerke in der Originalsprache vorführt! Sie begann mit einem solchen Werke, dessen Name in Deutschland schon seit Jahrzehnten bekannt ist, das aber fast nirgends gehört ward: „Das Leben für den Czar" von Glinka.

Wenn ich nicht fehr irre, hat Vülow diese Oper während seiner Kapellmeislerzeit in Hannover vorgeführt. Der Eomponisl lgeb. 1804 in Nußland, gest. 1857 in Berlin) gehörte noch zu jener altrussiscben Schule, die in Ton- und Staatskunst auch deutsche Elemente gerne in sich aufnahm <daS beiviesen die Lomponisten Glinka, Lwoff, Bortnianski, die Minisler Nesselwde, Eanerin, Benkendorff, Adlerberg u. A.), wogegen die neiirussische Schule mehr das entschieden Slavische mit französischen Ingredienzien zu vermengen sucht; Tschaikovsti (der entschieden Begabteste), Euy, Bnlakireff u. A. sind in ihrer Orcheslration und Harmonisation die Nachahmer Berlioz'; sie sind vielleicht hie nnd dn geistreicher, pikanter als die Aeltern, diese waren jedensalls gediegener, ernster. Glinka gehörte zu den besten Schülern DehnS in Berlin, der Musik ohne Eontrapuuki fast c^ar nicht anerkannte; und „Das Leben für den Czar", im Jahre 18ZlZ zuerst aufgeführt, zeigt öfters das Gepräge dieser Lehre. Das Libretto ist ein durchaus patriotisches, spielt Ili 13, verherrlicht die Thronbesteigung des ersten Romanows, des Gründers der jetzt regierenden Dynastie. Die Musik enthält viele interessante, mehrere sehr melodiöse Stücke, ist durchwegs ganz vortrefflich gearbeitet.

Allerdings, was man heute „dramatisches Element" nennt, fehlt ihr fast ganz; auch bietet das vollkommen lyrisch gehaltene Libretto, in welchem selbst die Liebe so recht patriarchalisch ohne jegliches Hindernis; waltet, keinen einzigen starken Effert-Moment. — Dem „Veben" wirdRnbinsteins „Dänion" folgen, des genialen Musikers entschieden bestes Werk der Gattung <ich habe es unter seiner Leitung in Hamburg gehört), aber dramatischer Musik noch weiter abseits liegend, als Glinkas Oper.

Den Damen und Herren dieser russischen Nalionaloper ist eine gewisse Natürlichkeit und Wärme des Vortrages nachzurühmen. Die Sopranistin Fräulein Vera Offrosimova hat auch eine sehr frische, hohe Stimme, die Ältistin Frau Weriowkina hat uns ebenfalls fehr gefallen; unter den Tenoristen ist Fedor Sokolow hervorzuheben, dessen Stimme im echten Tenorklange erschallt. Das Zusammenwirken war nicht immer sicher — die Schuld trifft weder die Künstler, noch den Kapellmeister von Schuroivski, sondern den „Impresario", der diese „Rationaloper" ans den verschiedensten Theatern rekrntirt hat, nnd ohne genügende Proben vorführte. Das Publikum nahm die fremden Gäste sehr günstig auf. Das sehr große Theater — es fasit 4(109 Menschen — war nur bei der ersten Vorstellung ganz gefüllt; aber im Ganzen blieb der Besuch ein reger; und der Börsennutz meint, das einzige jetzt beliebte Russenpapier sei der Theaterzettel des Victoriatheaters.

Tarrabanoff und ^ipunoff.

Genrebild aus dem russischen Teben.
von

ÜZ. LercsKm.

— Berlin. —
<Tch»,tz,>

A^s»^ZMl freund dagegen war erstens ziemlich klein, breitschulterig, hatte R^AsHi einen schweren, plumpen Gang und zweitens legte er auf das Reichere schon gar kein Gewicht, vielmehr entsprach bei ihm die Buntheit seines Anznges ganz der Vielseitigkeit seiner Beschäftigungen. Tenn trotz seines Amtes als Schutzmann hielt er sich doch nie streng an die vorgeschriebene Unisonn und folgte hierin lieber den Rücksichten der cvncreten, positiven ^ekonomie, als denen der abstracten, leichtfertigen Eitelkeit. Ruch mag er dabei vielleicht noch einen anderen Zweck im Auge gehabt haben, nämlich den des Jncognito, mit dessen Hülfe er die Gauner und Spitzbuben leichter zu fangen glaubte. Und wirklich war er manchmal so gekleidet, daß man nicht wußte, ob das ein Mann oder eine Frau sei, wenn man ihn nicht gerade in der Nähe an seinem blonden Ziegenbärtchen und an dem stachelig hervorstehenden nnd ähnlich einer Zahnbürste gleichmäßig geschorenen Schnurrbart erkannte. War es doch bei ihm Prineip, zwischen seinen eigenen Kleidungsstücken und denen seiner Frau durchaus feinen Unterschied zu machen, sowie überhaupt darauf nicht zu achten, ob sein Anzug so oder so zusammengestellt war, da doch die gemeinschaftliche Garderobe gleichviel einmal anfgetragen werden mußte. Nur behielt er bei der Ansnbnng seiner verschiedenen Aemter — gleichsam als allegorisches Emblem derselben — jedesmal das an, was augenblicklich gerade seiner Beschäftigung entsprach. So konnte man ihn z. B. oftmals an ein und demselben Tage in drei- oder viererlei Trachten sehen: bald als Feuerwehr

mann auf ein« Tonne Waffer reitend, mit einem messingnen Helm und in einen: langen türkischen Schlafruck, bald als Laternenanzünder mit einer Leiter unter dem Arm, in einem alten Bureaufrack und das Haupt mit einem wollenen Tuche umwickelt oder gar als Ofensetzer mit einer Molle Lehm auf der Schulter, in einem breiten wattirten atlassenen Weibermantel nno mit einem hohen Cvlinderhut auf dem Kopf u. f. ä. Denn die Hauptfache, fagte er sich, ist in allen Sachen die Billigkeit und Bequemlichkeit; solche Meider kosten nichts — er bekam sie nämlich geschenkt — und erfüllen doch dabei ganz gut ihren Zweck.

Diesen äußeren Umständen in kosmetischer Hinsicht entsprach aber auch die Achtung, welche beide Freunde seitens der B . . er genossen. Ging z. B. Tarrabnnoff auf der Straße, so grüßten Alle von rechts und links, nud

die auf den: Markte spielenden Kinder hatten vor ihm solchen Respect, daß, wenn sie ihn aus der Ferne nur sahen, sie schon am liebsten so schnell als möglich davonrannten. Sipunoff dagegen winde nicht nur wenig vom Publikum beachtet, sondern es erlaubten sich sogar Viele ihren Scherz mit ihm zu treiben und namentlich den Kindern diente er als beständige Zielscheibe ihres Spottes, indem sie ihm fortwährend allerlei Schabernack spielten. Bald liefen sie hinterher und schrien: Platon! Platon! Siehe, hier hat sich ein Dieb versteckt! Bald meldeten sie ihn:, daß irgend auf einem hohen Dache ein Stiefel läge, den er sehr leicht herunterholen könnte, und sobald er oben war, trugen sie schnell seine Leiter fort und ließen ihn eine lange Zeit auf dem Dache sitzen, indem sie ihm sagten, die weiter habe Jemand gestohlen. Oder wenn er manchmal auf einem Bein am Theerladen stand und aus einem ^cherbcheu mit Dhran oder Birkenthecr seine langen Stiefel schmierte, was ihm gewöhnlich als ^ohn für die geleistete Hülfe beim Theerpumpen umsonst gewährt wurde — während er also auf einem Bein stand, schoben sie ihm eine Stange zwischen die Schenkel hindurch und hoben ihn mehrere Mal in die Höhe und ein schallendes Gelächter von allen Seiten verstärkte dann jedesmal den Effect solcher Possen.

Was ihre Bildung betrifft, so konnte zwar der eine ebensoviel lesen und schreiben wie der andere, d. h. sie verstanden davon alle beide nichts, deuuoch mar es wie selbstverständlich, daß Darrabanosf, dank seiner ganzen Erscheinung, seinem Freunde gegenüber auch im Mite eine dominirende Stellung einnehmen mußte.

Und trotz aller dieser Unterschiede waren sie dennoch Freunde, unzertrennliche, intime Freunde! Wohl wunderten sich die Meisten darüber, aber zu erklären wußte es Keiner, obgleich sich auch hie und da Einige fanden, welche behaupteten, daß diese Freundschaft nicht so sehr Herrn als Frau Sipunoff, die hübsch, jung, muthig war und vorzüglich singen konnte, gelte. Allein welcher ordentliche Mensch beachtet solch müßige Behauptungen? Thatsache aber ist es, daß Tarrabanoff nicht eine einzige Woche vorübergehen zu lassen vermochte, ohne seinen Freund gesehen zu haben, nno wenn er manchmal in Polizeiangelegenheiten auf einige Zeit verreisen mußte, wurde ihm jedesmal, wie er sagte, so bitter langweilig, daß er kaum de« 'Augenblick abzuwarten im Stande war, wo er mit seinem Gevatter Sipunoff wieder zusammenkommen und gemüthlich bei einem Gläschen Schnaps plaudern konnte. So auch au dem Abend unserer Erzählung, da mm ebenfalls Tarmbanoff auf vierzehn Tage verreist gewesen und nun, da sie sich zufällig gerade bei Karagaitsch getroffen, ist es ihnen allerdings nicht so leicht, sich von einander zu trennen.

„Paß auf," sagte jetzt nach einer kleinen Pause Tarmbanoff, „dem Bäcker Lovatkin besorge ich's noch mal ordentlich. O, ich werde ihm die Suppe so vfefsrig machen, das; er acht Tage lang davon Leibschmerzen hat, sag' ich Dir. Er denkt wohl, er kann hier Alles machen und unsereins soll ruhig mit zusehen! Stell Dir vor, neulich, es war gerade Quartalzeit, und da denke ich: Heute am Sonntag wirst Du mal Deinen Freund Lopatkin besuchen. Schön! Ich komme hin und sage artig nnd bescheiden: Gmen Morgen, Luka Lukitsch! ") Wie geht's? . . . Aber da hättest Du blos sehen sollen, was mir der Kerl für ein Gesicht zeigte: gerade als hätte ich ihm eine glühende Kohle unter die Nase gehalten.

„,Wie/ sagte er, ,Du bist schon wieder hier?' „Nim sage blos, was sollte ich ihm darauf antworten? Ich wurde in der That verlegen. Natürlich machte ich allerlei Redensarten nnd bemerkte zuletzt unter anderem, das; nnn wieder die Qnartalzeit gekommen sei und daß er . . . Du weißt doch . . .

„,Was?° schrie er plötzlich, ,Ouartalzeit? Welche Quartalzeit? Was habt Ihr Polizeiratten für einen neuen Kalender bei Euch jetzt eingeführt?'"

„Wie was?" unterbricht ihn Sipunoff, „Polizeiratten sagte er? Na, dieser Halunke!"

„Ja, Polizeiratteu, wie gefällt es Dir? Da wurde ich aber wüthend, verstehst Du, und rief: ,Nun, diese Polizeiratteu, Luka Lnkitsch, haben aber a»ch sehr scharfe Acuglein, ja, ja, sehr scharfe Aeuglcin haben sie und können wohl sehen, wie Du Deine Waare nicht nach bestimmtem Maß und Gewicht, die, wie es einmal gesetzlich vom Kaiser vorgeschrieben ist, in dem dazu gehörenden Amt geaicht sein müssen, verkaufst, sondern Dein Brot mit Steinen wiegst und Dein Mehl mit einer zerbrochenen Flasche mißt. Ja, siehst Du, so was merken sich die „Polizeiratten" und wissen auct, außerdem sehr gut^ wie das Gesetz spricht. Denn bei uns geht Alles nach dem Gesetz, lieber Freund, ja, ja, nach dem Gesetz, Luka ^ukitsch'.'

„,^, was Dil sagst/ antwortete mir der freche Kerl. ,In »lein Geschäft hast Dn Deine Nase gar nicht zn stecken, verstehst Du; das gebt niemand au und da kann ich machen, was ich will. Wie ich meine Waare

verkaufe, ist nicht Deine, sondern meine Sache, wenn nur meine Kunden damit zufrieden sind; ob ich mein Mehl mit einer zerbrochenen Flasche oder mit der Nachthaube meiner Großmutter messe, bleibt sich ganz gleich und geht Tich am allerwenigsten an. Uebrigens/ setzte dieser Hallunke hinzu, ,verzichte ich überhaupt auf Deinen Besuch. Hast Du verstanden?' Ja wohl/ erwiderte ich, .diesmal Hab' ich Dich verstanden, aber warte, Freund, das nächste Mal sollst Du auch mich verstehen!' Da wurde der Kerl mit einmal rasend und fing an aus Leibeskräfen zu schimpfen und zu schreien: .Hinaus! hinaus! Du Spitzbube! Du Gauner! Du . . . Du . . . soundso . . und rief nach seinen zwei Gesellen, die mit langen Osenwischen in den Händen im Nebenzimmer schon bereit standen, jeden Augenblick aus mich loszugehen. Ich machte natürlich schnell, daß ich fortkam; nur rief ich ihm noch laut Himer der Thürs zu: ,Na warte Halunke, Dir werde ich's noch mal ordentlich schwarz anstreichen!'

„Nun, was sagst Du zu diesem Dickwanst? In seinem Geschäft, fagte er, kann er machen, was er will, — ja ja, wie gefällt Dir das? Nein, nein, lieber Freund, so geht es bei uns nicht! Vor allen Dingen mußt Du Tich hübsch durch die Polizeithür quetschen, dann kannst Du erst anfangen, die Leute zu betrügen! Ja, ja, erst durch die Polizeithür, lieber Freund, sonst nützt Dir alles nicht!"

Dieses sprach Tarrabanofs mit großer Energie und im vollen Bewußtsein seiner hohen Stellung als Polizeiwachtmeister von B . . . .; denn es bewegten sich dabei fortwährend seine Nasenflügel, ein Zeichen, welches gewöhnlich bei ihm nur dann zum Vorschein kam, wenn plötzlich in ihm das Gefühl seiner dictatorischen Gewalt erwachte, was übrigens bei diesem Potentaten sehr häusig der Fall war.

„Aber nun," fährt er fort, „sollst Du mal sehen, wie ich ihn jetzt sasse. O, diesmal werde ich ihm schon zeigen, wer hier was zu sagen hat; jetzt ist er mir gerade so zur rechten Zeit in'S Garn gefallen."

„Wie, hat er schon wieder mit Dir was vorgehabt?" fragt Sipunoff. „Was hat er denn nun gemacht?"

„Was soll er denn gemacht haben? Gar nichts hat er gemacht; denn Du scheinst Dich doch um nichts zu bekümmern. Ja Deinetwegen könnte man hier am hellen lichten Tage sämmtliche Straßenlampen stehlen und die Laternen dazu, wenn sie nur nicht so fest angenagelt wären, ohne daß Du die mindeste Ahnung davon hättest. Wahrhaftig, Tu bist auch so einer, den man zum Gouverneur machen könnte; schade, daß Tn blos einfacher Schutzmann geworden bist. UebrigenS möchte ich auch wissen, weshalb Du die Straßen nicht beleuchtest? Ja, weshalb? Zumal noch 'an solchen Abenden wie heute, und warum Du noch immer zu Deinen schmierigen Lampen das altmodische Leinöl und kein Petrolenm nimmst, wie es doch nun einmal von der Obrigkeit vorgeschrieben ist?"

„Weil, weil . . ." versetzt Sivunofs, indem er

sich rasch zuin Wirth umdreht und ihm bedeutet, er solle schnell noch ein Quart Schnaps einschenken, „weil das Petroleum bei Regenwetter nicht brenn! und dann ist eö auch sehr seuergefährlich, wie mir Viele versichett haben."

„I was, feuergefährlich! auch noch! Wem willst Du das einreden? Da bekümmerst Du Dich gerade viel, ob es feuergefährlich ist oder nicki."

„Wie fo denn? Warum soll ich mich darum nicht bekümmern, es ist ja doch, so zu sagen, mein Amt?"

„So? Na, warum weißt Tu nicht als Beamter, was hier vorgeht?"

„Warum sollte ich's nicht wissen? Ich bitte Dich, Gevatter, was smichst Du? Gewiß weiß ich, was hier vorgeht, alles weiß ich, natürlich!"

„So, Du weißt also alles? Dann möchte ich Dich, lieber Freund, fragen, warum Du nicht bemerkt hast, wie Lopatkin nn seinen Bäckerladen aus offener Straße einen Schweinestall gebaut hat?"

„Einen Schweinestall?"

„Ja, auf dem öffentlichen Trottoir einen Schweinestall!"

„I bewahre, Gevatter, Du irrst Dich. Mir hat Lopatkin ausdrücklich gesagt, er baue nur eiue einfache Holzkammcr, die er zur Aushilfe nothivendig haben müsse."

„Also eine Holzkammer doch! Nun ist es aber erstens keine Holzkammer, sondern ein richtiger großer Schweinestall mit vielen Schweinen drin, die man im Vorbeigehen alle Angenblicke grunzen hört, und zweitens hat überhaupt niemand das Recht, auf offener Straße irgend etwas zu bauen, ohne vorher die nöthige Erlaubnis! seitens der Polizei sowie der städtischen Bancommission eingeholt zu haben. Ja, ja, lieber Freund, so einfach geht's bei uns nicht; alles hat sein Gesetz und seine Ordnung. Du aber, Platon Fedulitsch, thust gerade so, als wären wir in Frankreich: Dir ist es ganz gleich, ob die Leute Pässe haben oder nicht, ob die Stadl Abends beleuchtet wird oder nicht. Neulich wurde mehrere Male aus dem Flure der Polizeiwache die Oellamve gestohlen; ob es wahr ist, weiß ich nicht; vielleicht hat Deine Frau beim Aufgießen des Oels an diesen Abenden gerade die Lampe für die Polizeiwache zu Hause vergessen? Kurz und gut, Du sagtest, die Lampe hätte jemand gestohlen und Du wolltest mir den Dieb ausfindig machen. Du aber, siehst Du, hast Dich bis jetzt um die ganze Geschichte weiter nicht mehr bekümmert, während ich nachher wegen der Unordnung, die dadurch entstand, in die größte, peinlichste Vcrlegeiilieit kam. Denn gerade an diesen Abenden sind aus der Polizeiwache, weil es fo finster war, drei Mal die Arrestanten entflohen."

Der Wirth, der in seinem verschlafenen Zustande so lange unter den Flaschen herumgekramt hatte, bringt unterdessen den Schnaps.

„Nein, lieber Freund, so geht es bei uns nicht! Wir leben nicht in Frankreich, sondem in Rußland, mußt Du wissen! Und bei uns in Rußland, verstehst Du, hat, wie gesagt, Alles sein Gesetz nnd seine Ordnung!... Prosit!" ruft er, indem er fein Glas an den weit aufgesperrten Mund bringt, um den flüssigen Inhalt, wie ein wohlgeübter Schnapstrinker flott und graziös mit einem Schwung in den Schlund zu gießen; just, wie es in Rußland in den einfachen Schwitzbädern die großen Virtuosen im „Dampfmachen", die Hausknechte, vorzüglich aber die alten Nikolaischen Soldaten zn lhun pflegen, indem sie ihren Eimer mit Wasser mehrere Mal hin und her schwenken, gleichsam als zielten sie nach einem bestimmten Punkte hin und dann mit einem Schwung! — auf die richtige Stelle, tief, tief im Badeofen auf die heißen Steine gießen.

„Aber ich sage Dir, Platon Fedulitsch," fährt Tarrabanoff fort, indem er sich vom Schuapse verpustend, sein Gesicht wie nach einer scharfen, bitteren Arzenei in unzählige Falten zusammenzieht, „Du sollst mal bloö sehen, was ich mit diesem ^opatkin noch anfange. O diesen Kerl, diesen Spitzbuben, sage ich Dir, befördere ich noch direct nach Sibirien! Ja nach Sibirien!" wiederholt er, indem er sich erhebt und durch die zerbrochene Dhürscheibe auf die Straße hinaussieht.

„Siehst Du, draußen scheint es noch immer zn regnen, und ich habe noch gute zwei Stunden, bis ich uach Hause komme."

„Aber ich bitte Dich, t'ievntter," erwidert ihm Sipuuoff, „wo willst Du bei diesem Wetter noch hin? Nein, ich laß Dich nicht mehr fort! Hente bist Du schon einmal mein Gast und so kannst Tu auch ganz ruhig bei mir die Nacht bleiben. Du bist überhaupt schon sehr lange nicht bei uns gewesen, und meine Frau, wahrhaftig, fragt immerzu nach Dir. ,Du Platon/ sagt sie, ,wie kommt es, daß unser thenrer Freund und Gevatter Feoot Petrowitsch uns nicht mehr mit seinem Besuche beehren und unser Brod und Salz nicht mehr kosten will ? Haben wir ihn vielleicht beleidigt oder sonst irgendwie Unrecht gethan?' Ja, wirklich, ich schwöre es, das sagt sie sehr oft!"

„Dann aber," versetzt Darrabcmosf, „mußt Du mich, Platon Fedulitsch, schon ganz früh wecken, denn ich habe morgen eine wichtige Unterredung mit einem sehr vornehmen Beamten aus Petersburg nnd da muß ich schon ganz srüh ans dem Posten sein."

„So? Mit einem vornehmen Beamten aus Petersburg?" fragt äußerst verwundert Sipuuoff.

,^Ja, aus Petersburg," erwidert ruhig und würdevoll sein Freund.

„Nun dann" sagt Sipuuoff, „wecke ich Dich schon beim zweiten Hahnenkräh."

Er steht auf, geht nu den Schanktisch, rüttelt den wieder eingeschlafenen Wirth auf (der dabei ein so dumm verschlafenes Gesicht macht, als wäre ihm irgend was in die Nase gesprungen), holt, sich fortwährend krümmend und bückend, mit großer Mühe aus dem rechten Stiefelschaft einen leineneu Beutel mit Kupfergeld hervor, berichtigt die Zeche und, indem sich beide Freunde kameradschaftlich von Karagcntsch verabschieden, gehen sie vergnügt und friedlich nach Hause.

Mitten auf einem öden, weiten Felde, am Rande eines Gemüsegartens, dessen nackte, reise Kohlköpfe wie die blanken Schädel einer modernen Magistratsversammlung in der Dunkelheit von der Ferne schimmern, steht tief in der Erde eine baufällige hölzerne Hütte mit einem schiefen Schornstein auf dem eingefallenen Dache, welcher jnst an den schiefen Thunn zu Pisa erinnert, und zwei kleinen, erleuchteten Fensterchen, die ebenfalls fchief sind. Vom hohen Berge aus, an dessen Fuße das Häuschen eingegraben liegt, erscheint es wie ein großer Maulwurfshaufen, aus welchem in der Mitte ein schwacher Rauch emporsteigt.

Drinnen brennt ein kleines Oellämpchen, das an der Wand durch einen Nagel befestigt ist. Am großen eingeheizten Ziegelofen sitzt eine junge kräftige Frau von einigen und dreißig Jahren mit einem hübschen, runden Gesicht und dnnkelblondem, glänzenden Haar, sie hält ein Kind auf dem Arm und schlummert; auf der entgegengesetzten Seite steht eine lange, breite Bank und darauf liegt, zusammengekauert, ein dem Anschein nach zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe. Die hellen Flammen im Ofen stürzen hnrtig in den weiten Rauchfang und verbreiten ihren Schein auf Mutter und Kind und ans das blasse Gesicht des schlafenden Knaben. Das Kind, das auf dem Mutterschooße ebenfalls schlummert, scheint sich in der Wärme recht wohl zu fühlen; es dehnt sich und strampelt behaglich hin und wieder mit den wohlgenährten, runden Beinchen und klammert sich mit den Fäustchen an den offenen Hemdenklagen seiner Mutter. Rechts im dunkeln Winkel vor einem großen Trog mit Biehsutter liegt eine alte weiße Ziege und — denkt mit Sehnsucht an den zarten, saftigen Kohl, der ihr am Tage anmuthig durch die Fenster entgegcnlächelt und den sie, obzivar nicht ilo jur« aber cks facto schon so oft heimlicherweise gekoster hat. Links steht eine Tonne mit Wasser und nebenan eine große, weite Bettstelle mit

einein Strohsack und einigen alten Kleidungsstücken darin; nicht weit davon steht ein großer viereckiger Tisch, und aus demselben befinde» sich ein Haufen Rettige, ein paar Stiefel, ein rundes großes Schwarzbrod und ein Eimer mit Zwiebeln.

„Mutter, Mutter!" ruft plötzlich der jvnabe, indem er sich von seinem Lager erhebt und an den Ofen geht, „ist der Bater noch immer nicht hier? Wo bleibt er denn heute so lange?"

„Jedenfalls in der Schänke, wie immer," antwortet die Mutter; „wahrscheinlich ist er schon wieder heute mit einem Trunkenbold, wie er ist, zusammengekommen und schlägt jetzt womöglich noch sein ganzes Geld todt. Aber er soll mir blos nach Hause kommen, ich werde ihm schon zeigen, wieviel jetzt die Uhr ist!"

„Horch!" sagt der Knabe, „ich glaube, er kommt . . ."

Es klopft und die Mutter geht in's Borhaus, nachzusehen, wer da ist.

„Mach' auf, Dunja, ich bin eö," sagt Sipunoff, der unterdessen, mit seinem Freunde Tarrabanoff eine Menge Pfützen und Sümpfe durchwatet und vom Negen triefend wie die nassen Hähne, mit großer Mühe nach Hause gelangt ist. „Ich bringe Dir einen theuern Gast mit."

„Wahrscheinlich auch so ein Trunkenbold wie Du tust," erwidert ihm zornig seine Frau. „Nein, ich mach' nicht ans, bleib draußen mit Deinem freund! Auch noch, einen freund, das fehlte mir gerade noch! Geh doch hin, wo Du bis jetzt gesteckt hast, Du Trunkenbold! Dn lüderlichcr Kerl! . . ."

So schimpft sie eine ganze Weile fort, indessen die beiden Freunde noch immer hinter der Thür« stehen und lauern, daß sie ihnen ausmacht. Doch sobald sie den Namen Fedot Pctrowitsch hört, wird sie plötzlich ruhig, schiebt rasch den Niegel zurück und entschuldigt sich bei ihrem Gaste, daß sie, ohne zu wisse», wer es sei, ihn hat so lange draußen stehen lassen.

Sie gehen in die Stube hinein — und ans einmal wird Mes drin lebendig. Tarrabanoff und Dunja küssen sich und die Eheleute versöhnen sich; denn Sipunoff bat auch Schnaps bei sich; diesen hat er als praktischer Ehemann zur Besänftigung seiner Gattin mitgebracht. Der Ofen bekommt jetzt frisches Holz, und hell und fröhlich wird es am Herde; auch der «uabe wird ganz munter und er schmiegt sich ehrfurchtsvoll an den hohen Gast heran. Es krähen die Hähne unter dem Ofen, und im Winkel meckert die Ziege; auch die Katze erhebt sich von ihrem Lager und läßt sich erwartungsvoll auf das Fensterbrett nieder. Dunja räumt vom Tische ab und bittet die Herren, sich dahin zu begeben.

„Das Abendbroo" sagt sie, „wird gewiß schon vertrocknet nnd verbrannt sein, aber meine Schuld ist es uicht; warum sitzen auch die Herren so lange in der Schänke, könnten sie nicht eben so gut hier zu Hanse bleiben?"

„Sei ruhig, sei ruhig, Dunja!" beschwichtigt sie Sipunoff, „Du siebst ja, daß ich mit unserem Gevatter Fedot Petrowilsch zusammen war, jedenfalls hatten wir doch etwas Wichtiges zu besprechen. Nicht wahr, Gevatter? " sagt er, verschmitzt mit einem Auge blinzelnd und sich an den Gast wendend.

„Was habt Ihr denn immer so Wichtiges zn besprechen?" fragt Dunja.

„Chi, chi, chi," lächelt Sipnnoff, „das kann ich Dir doch nicht erzählen, da bist Du als Weib doch zn dumm dazu. Aber ich kann Dir nur soviel sagen, daß wir Männer, zumal noch als Polizeibeamte, immer etwas Wichtiges zu berathen und zn besprechen haben, ja, dafür sind wir auch Polizeibeamte, verstehst Du! Sieh z. B. Fedot Petrowitsch, der muß morgen schon ganz früh auf dem Posten sein: ein hoher Beamter ans Petersburg kommt extra hierher, um mit ihm sehr wichtige Angelegenheiten zu besprechen."

„Cha, cha, cha!" lacht Dunja, „direct ans Petersburg kommt er hierher? Na, das müssen auch sehr wichtige Angelegenheiten sein, cha, cha, cha! . . ."

„Sag' mal. Du duinmes Weib," wendet sich ärgerlich zu ihr der

eigentlich Stiefel getragen? Doch nur reiche und vornehme Leute, Gutsbesitzer, Beamte u. s. w.; sonst aber das übrige Volk spazierte doch gewöhnlich barfuß oder in Bastschuhen, nicht wahr? Jetzt aber sieh, auch der dümmste Bauer will heutzutage Stiefel tragen.

„Allein auch in anderer Hinsicht hat sich die Welt jetzt sehr verändert. Früher, was hat unsereins, als Polizeibeamter, Tag für Tag für Rippenstöße, Nasenstüber und Ohrfeigen an die ganze Welt vertheilt? Und wenn manches Mal noch so ein Kerl sich weigerte, nach der Wache mitzukommen, o iveh! welche Keile bekam er da', und es beklagte sich auch damals kein Mensch darüber. Warum? Weil es nnt zur Ordnung gehörte, und folglich waren auch Alle daran gewöhnt. Aber versuche mal jetzt, so mir nichts, dir nichts, aus Langerwcile jemand einen Rippenstoß zu versetzen, da sollst Du mal bören, was er Dir dazu antwortet . . . und Du hast jetzt als Polizeibeamter auch wirklich gar kein Recht mehr dazu, denn ..."

„Siehst Du," unterbricht ihn Sipunoff, „das ist schon nicht gut! Da hatten es doch unsere Borgänger weit besser; denn was nützt es mir wirklich, daß ich Gorodowoj bin, wenn ich nicht hin nnd wieder mal, so zu sagen, bei Gelegenheit Diesem und Jenem eins hinter die Ohren versetzen kann und mich jedesmal so in Acht nehmen muß, daß ich ja nicht irgendwie jemand den Kragen oder Aerinel oder sonst etwas abreiße, wie es doch manchmal in unserem Amte vorkommt. Denn sieh, wie z. B. neulich, da hatte ich gerade einen Kerl abgefaßt, wie er einen Sack fauler Gurken vor die Thür der Polizeiwache ausschüttete, und wollte ihn natürlich dieser Angelegenheit wegen zur Wache nehmen; aber mit einem Mal sängt der Kerl an zu schreien: ich hätte ihm seine schmierige Mütze vom Kopfe gerissen und ihn: dieselbe nicht wiedergegeben, ja er behauptete stramm, ich hätte sie bei mir behalten. Wie, was? rief ich, bist Du toll? Wozu brauche ich denn Deine alte fettige Pudelmütze? Der Kerl aber schrie in einem fort und beklagte sich vor aller Welt, ich hätte ihm seine Mütze gestohlen."

„Ach ja," sagte Tarrabanoff, „jetzt erinnere ich mich; nun was ist denn mit dem Kerl geworden? Es behaupteten in der That viele. Du hättest ihm seine neue Mütze vom Kopfe gerissen und nachher vergessen, ihm dieselbe zurückzugeben."

„Was sollte ich machen?" fährt Sipunoff fort, „ich mußte natürlich den Kerl so ohne weiteres fortlassen; denn am Ende hätte er mich womöglich noch wegen seiner alten Pelzmütze verklagt. Siehst Dn, Gevatter? In dieser Hinsicht, kann man sagen, ist es doch heutzutage beiweitem nicht so gut wie früher, und wirklich, das Volk hat mich jetzt gar keinen Nesvect mehr vor uns, d. h. so zu sagen, vor der Obrigkeit, weil . . ."

„Aber ich bitte Dich, Platon Fedulitsch, wie so denn? Warum hat das Volk keinen Respect mehr vor uns? Dazu sind wir doch da! Ordnung muß allerdings sein, denn, wie gesagt, bei uns in Rußland hat Alles sein Gesetz und seine Ordnung; aber sonst? Wieso denn? Nur muß man heut

ist unsereins schon jetzt ein wahrer Dummkopf dagegen. Und rechnen kann er — nein. Du wirst es kaum glauben, Platon, wie stink er rechnen kann! Bis in die Hunderte! Bis in die Dausende!

„. . . I, ich sage Dir, da wird unser einem schwindelig dabei, und er, sollst Du mal sehen — eins, zwei drei! hat er's 'raus! Kupfergeld kann er zahlen wie ein alter Heringskrämer; und wenn ich ihm z. B. so manches Mal sage: Stepka! Wieviel Kopeken hat ein Rubel? rasch! Da solltest Du blos hören, wie schnell und wie richtig er Dir antwortet! sofort sagt er Dir: ein Rubel hat hundert Kopeken! Aber das wird er Dir nicht nur einfach mit den: Mund wie unsereins sagen, sondern auch, wenn Du willst, mit Kreide und Feder zeigen, ja mit Kreide und Feder, wie es sich gehört. Neulich noch, da sagte ich zu ihm: Stepka, schreibe mir mal auf die Wand eine 2 aus; ich will doch sehen, ob Du wirklich was vom Rechnen verstehst. Und ich — nun. Du weißt ja, wie wir sind: unsere Sache, in der Polizei, auf dem Markte und in der Schenke, d, h. so weit natürlich das Alles mit dem Mund und den Händen, so zu sagen, abzumachen geht, das allerdings versteht unsereins ganz gut ^ warum nicht? Dafür hat man ja doch sein Amt, nicht wahr? Sonst aber mit der Feder — nun das ist für unsereinen dasselbe, was für eine Kuh die Uhrnmcherkunst. Jedoch aber, was eine 2 ist, das wußte ich, weil nämlich auf meinen alten Epauletten immer eine 2 stand, die Nummer des Regiments, und das habe ich mir, verstehst Dn, gemerkt. >inrz und gut, ich sagte zu ihm: Stepka, sagte ich, schreibe mir eine richtige 2 auf, ich will mal sehen, ob Du es kannst! Und richtig! im Nu hatte er sie auch fertig! Anfangs, muß ich Dir gestehen, war ich noch ein wenig im Zweifel, ob das wirklich eine 2 ist, vielleicht ist es gar eine 3 oder sonst irgend ein dummes Zeug. Aber da holte ich meinen alten Mantel hervor und sah nach, ob es stimmt. Richtig! eS stimmte, sage ich Dir, auf's Haar! Ja, ja! das ist überhaupt schon, wie soll ich's sagen . . . eine ganz andere Menschenart als mir Alten! ja eine ganz andere Menschenart! Der Kopf ist ein ganz anderer und auch der Charakter, so zu sagen, die Manieren sind anders. Ja, die Welt ist nun einmal hentzutage so, sie ist klüger und feiner! Nun z. B. mein Stepka — mit wem hat er auch Umgang, mußt Du wissen? Immer mit vornehmen Leuten, ja mit den vornehmsten, sage ich Dir! Bald ist es der Advokat Dulnpkin, bald der Feldwebel Bolltunvff, siehst Du? nnd so ähnlich.

„Das war vor Kurzem noch, da sagte zu ihm Andrej Nikolaewitsch — Du weißt ja, unser neuer Polizeilieutenant — ‚Stevka/ sagte er, .komm' mal her! Hab' keine Furcht, ich werde Dir nichts thun!^ Nnd mein Stepka, nein, dieser Schlingel! geht auch wirklich ganz dreist zu ihm heran und fragt, was seine.Durchlauchv wünschen? ja mit diesen Worten, wie ich's Dir sage! — ‚So, schönt sagte Andrej Nikolaewitsch, ‚Stepka, Du bist ein famoser Kerl!' und klopfte ihm ein paar Mal auf die Schulter. .Weißt Du auch' sagteer, ‚wo Karagaitsch wohnt?'— .Jawohl!' antwortet dreist mein Stepkn, ‚mein Pater/ setzt noch dieser Schlingel hinzu, .ist alle Abende da/ — .So?' sagte Andrej Nikolaewitsch, ‚nun, dann gehe schnell hin und sage Karagaitsch: ich hätte ein Maß — er weiß schon welches — Ebereschenschnaps verlangt, von meiner Sorte, die ich immer trinke, sagst Du; ein bische» Spiritus kann er noch dreist hinzugießen, hast Du verstanden? Hier hast Du auch die Flasche dazu!' Mein Slepka rannte natürlich schnell hin und holte es. Ja! der — hat immer nur mit vornehmen Leuten Ilmgang, denn, wie gesagt . . ."

„Eha, cha, cha!" bricht plötzlich Duuja in ein lautes Lachen ans. „Wie sagst Du, Fedot Petrowitsch? Dein Stepka hat immer nur mit vornehmen Leuten zn thnn? Cha, cha, cha! Aein, weißt Dn, Fedot, Du bist doch in der That ein Spaßvogel!"

„Sag' mal. Du dummes Huhn," nimmt jetzt Sipnnoff energisch das Wort, „warum lachst Du denn heute den ganzen Abend? Sitzt denn da ein Frosch bei Dir im Halse? Porhin schon, als ich Dir erzählte, daß der Gevatter morgen früh mit einem hohen Beamten aus Petersburg zusammentreffen werde, da lachtest Du ebenfalls, ohne zn wissen, warum. Dn dummes Huhn mußt doch bedenken, wen Du vor Dir hast!"

„Du Ziegenbärtchcn, schweig!" erwidert ihm ausgelassen Dnnja. „Warum ich lache, das geht Dich nichts an, hast Du verstanden! Jedenfalls habe ich doch Grund dazu."

„I das schadet nicht, Platon, laß sie doch lachen," sagt Darrabanoff. „Im Gegentheil, ich höre es sogar sehr gerne; wenn sie lacht, ist immer besser, Platon, als wenn sie weinte. Sie hat ihr Gläschen getrunken — nun und da weißt Dn doch, wie die Weiber einmal sind. UebrigenS kennst Du sie ja, sie lacht ja immer. Das ist's eben: echtes Kosakcnblut ist immer heiter. Sieh, als ich in ihren Jahren war, da war ich ebenso. Warum? Weil auch in meinen Adern ein gut Theil echten xosakenblntes fließt, denn meine Großmutter stammte ja ebenfalls von den Kosaken her."

«Ja, ja," erwidert sein Freund, „aber ich bitte Dich, Gevatter, sie mnß doch wissen, wen sie vor sich hat. Siehst Du, was habe ich immer gesagt? Die Weiber siud ein zu dummes Polk! Anstatt vernnnftig zuzuhören, wie kluge Leute sich unterhalten, lacht sie fortwährend, ohne recht zu wissen, warum . . ."

Indem so Sivunoff räsonnirt, erhebt sich Dnnja von ihrem Platze am 5)fen, legt behutsam das eingelullte Kind ans'S Bett und wendet sich energisch, doch mit heiterer Miene zu ihrem Mann.

„Sage mal. Du Kalbsgesicht, seit wie lange bist Du denn so klug geworden? Du ärgerst Dich, warum ich immerzu lache; weshalb denn? Warum soll ich nicht lachen? Er scherzt und spaßt, und Dn stehst da in Deiner lnimmen Eteünng wie ein alter Laternenpfahl, hältst den Mund offen und horchst, als hätte Dir der Pope eine Predigt in der Kirche vorgelesen."

ich nicht Recht, Gevatter? Es ist leicht gesagt: Hier, da hast Du ein Amt! Aber dieses Amt, so zu sagen, richtig, verstehst Du, das heißt so ordentlich verwalten, ja, siehst Du, das ist ganz was Anderes! nicht wahr? Habe ich nicht Necht?"

„Ach was!" sagt Dunja, indem sie das Kind jetzt wieder aus dem Bette nimmt und es Tarrabanoff gicbt, „hier, Fedot, nimm mal den kleinen Grischa zu Dir auf den Schooß! Denn Ihr habt mir ihn wieder wach gemacht."

Sie setzen sich Alle um den Tisch herum und Dunja bringt jetzt das Abendbrot.

„Hier, für Euch beide!" sagt sie, „ich und Fedka, wir haben schon gegessen."

Sie schenkt den Schnaps ein nno die kleine Gesellschaft wird wieder sröhlich wie zuvor.

Der Alles erhebende. Alles beseligende und gleichmachende Geist — des Alkohols versagt auch hier nicht seine Zauberkraft, selbst in seiner ärmsten Gestalt als Fusel und in der gelben, zweifelhasten Farbe, die ihm die saubere Meisterhand des Karagaitsch gegeben hatte, und die annen Gemüther erheiternd, macht er sie so manches Ungemach nnd so manches verdrießliche im Leben vergessen.

Dunja ist so ausgelassen heiter, so übermüthig und lustig, daß sie durch ihre gute Laune auch die Anderen mit fortreißt. Selbst Sipunoff, der kurz vorher noch so unruhig und verdrießlich aussah, verzieht jetzt sein schmales, kleines Gesichtchen zu einem friedlichen Mopslächeln und indem er wie ein gefräßiges >Und die Backen voll Kascha stopft, streckt er keilförmig sein spitzes Ziegenbcirtchcn hervor und freut sich seines Daseins auf Erden.

Indessen hat es draußen zu regnen aufgehört und der sternenrciche Herbsthimmel auf allen Seiten seines blauen Horizontes sich allmählich entwölkt. Nnr hin und wieder huschte noch eine kleine Silberwolke, die in

ihrem weiten Fluge gen Osten in der einsamen Nacht sich verspätet hatte, an dem klaren ruhigen Vollmond vorüber, bald ebenso schnell verschwindend wie die anderen, die ihr im Fluge vorausgeeilt sind.

Hinter dem Berge auf der steilen Landstraße kommen jetzt mehrere ziveispäimige Wagen zum Vorschein. Drin sitzen junge Männer und Mädchen und aus ihrer Mitte erklingen bald daraus fröhliche Töne einer Geige, wobei auch viele Stimmen im Lhor mit eingreifen. Das sind glückliche Hochzeitsgäste, welche sich augenblicklich in der angenehmen Lage befinden, die wichtigsten Sachen des Festes: die Braut und die Getränke mit sich zu führen.

Weit, weit ringsum bis in die dunkle Ferne des Horizontes und bis in die nebelhaften Schatten der Thäler und Schluchten, auf den einsamen Bergen und in den Gipfeln der Bänme herrscht solch feierliche Stille, daß es scheint, als lauschten Himmel und Erde mit angehaltenem Athen, den süßen Tönen der Geige in der ruhigen monde>hellcn Nacht.

„Horch, welch' angenehme Musik!" sagt Tarrabanoss. „Willst Du uns nicht auch ein Liedchen zum Besten geben, Dunja? Ich Hab' Dich schon so lange nicht singen hören, liebe Gevatterin!"

„Ach nein," erwidert sie, „mein Grischka wird dadurch wach und dann kann ich ihn nachher die ganze Nacht nicht zum Schlafen bringen."

„I das schadet nicht!' sagt Tarrabanoss, „Du kannst dreist singen; denn der Kleine ist jetzt so müde, daß er davon gar nicht mal erwacht."

„Wenn er aber doch erwacht," entgegnet ihm Dunja, „dann sage ich Dir, mußt Du ihn zur Strafe die ganze Nacht auf dem Arm halten."

„Ja, ist gut!" erwidert er, „ich bin bereit!"

„Was soll ich Dir denn singen? ein Kosakenlied?" ,

„Ja, ja, ein Kosakenlied!" wiederholt bittend Tarrabanoss, „Dasselbe, welches Du neulich gesungen hast, weißt doch? Na, wie heißt es denn gleich? . . . Ach ja! ‚Spät in der Nacht, spät in der Nacht.'"

Dunja räuspert sich jetzt, sieht nach, ob der kleine Grischka auf ihrem Schooße ruhig schläft und, indem sie ihn mit zarter mütterlicher Fürsorge von allen Seiten einhüllt, beginnt sie mit klangvoller süßer Stimme folgendes Lied:

„Sage mal, Dunja, was ist denn das hier?" unterbricht sie plötzlich Tarrabanoss, der unterdessen langsam seine Kascha zu Ende aß. „Es scheint . . . pfui! wahrhaftig! . . . ein Docht zu sein! Wie kommt denn dies in Deine Kascha hinein?"

„Ach, Onkel, ich weiß schon!" versetzt Fedka. „Bater hat wohl ans Bersehen auch den Docht aus der Oellampe mit hineingegossen."

„Aus welcher Oellampe?" srägt verwundert Tarrabanoss.

„Nun, die ich vorhin aus der Polizeiwache geholt habe," antwortet Fedka. „Das war ja die einzige Lampe, die noch Oel hatte, sonst die anderen waren alle leer."

„Wie? . .. Was ö . . . aus der Polizeiwache?" ruft Tarrabanoss, indem er ganz weit Augen und Mund aufsperrt. „So ist die Sache? .. . Aha! . . . Darum auch . . ."

Sipunoff, der schon bei den ersten Worten Fedkas in große Verlegenheit geriech und sehr unruhig wurde, so daß er nicht recht wußte, was er augenblicklich thun sollte, entweder schnell auf die Straße zu eilen, oder hinter den Ofen sich zu verstecken, kam endlich auf den glücklichen Gedanken, Leibschmerzen zu simuliren und war nun eben schon im Begriff, die plötzliche Erkrankung seines Unterleibes nach der neuesten Methode der dramatischen Mimik: mit Heulen und Schreien, in Scene zu setzen, da kommt ihm auf einmal Dunja zu Hülfe, indem sie sich zu Tarrabanoss mit folgenden Worten wendet:

„Sage mal, Fedot, was machst Du da für Unsinn? Willst Du hören oder nicht? Sonst singe ich gar nicht mehr, wenn Du immerzu mich mit dummen Fragen so stören willst!"

„Ich — ä . . . sieh mal, Dunja ... ja, ja! bitte singe doch weiter!" erwidert Tarrabanoff.

„Wirst Du aber auch nicht mehr stören?"

„Nein, nein! Aber — sage mal blos? . . ."

„Nnn, dann kannst Tn zuhören!" sagt Dunja, indem sie ihr begonnenes Lied jetzt wieder von Neuem ansängt.

Alles wird wieder still und Dunja singt, wobei sie jedesmal den Nefrain: „Spät in der Nacht, spät in der Nacht," nach rnssischer Art mit der hohen Octavc des letzten Tones endigt und dieselbe recht lange ausdehnt.

Emskus ritt des Nachts cin Kosak,
fröhlich, tapfer, jung und schön,
Stepp' und Wald durchflog sein Reimer
Fern von Hause ganz allein.
Weit erglänzte Heller 'Mondschein,
Schatten werfend still und schaurig.
Und des Tones Silbcrfluthen
Rauschen ciusam spät iu der Nacht,
spät iu der Nacht.

Herzlich dacht' er a» sein Liebchen,
Ä» die schöne Hctmanstochtcr,
llud es packt ihn heiszc Scbnsucht
Nach dem Mädchen, seiner Braut,
„«ehr' ich erst vom Kriege heim,
Reich mit guter Beut' beladen,
Tann, oKatja, bist Tu mein!"
Deukt der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Und wir bauen uns ein Häuschen,
Schön gehobelt und geschmückt,
Auf dem Hügel, hart am Bache,
Eingehegt von jungen Linden.
Tri» wird Katja fröhlich walten.
Wird mein trencs Weibchen sein,
Und so herrlich wird es werden!" —
Tentt der Kosak spät in der Nacht,
spät iu der Nacht.

Horch! da ranscben so die Blätter! . . .
Horch! wer flüstert da im Busch? . . .
Plöizlich hält der Kosak au
U,io versteckt sich gierig lauschend . . .

> „Ist es möglich? ... Hör' ich recht? . . Oder täuschen mich die Sinuc? . . . Tiefe Stimme! . . . diese Slimme! . . Rnft der Kosak spät in der Nachr.

spät in der Nacht.

„Katja! Katja! liebe Katja!"
Hört er flüstern hinter'm Busch:
Es durchrieselt ihn ciu Schauer,
Wuth ergreift des Kriegers Herz.
„O, Du falsches, böses Mädchen!
Ta Du mich im Kriege glaubst
Wirst Du treulos Deinem Freunde!"
Nnst der Kosak spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Hast geschworen treu zu bleiben
Bei dem Kreuz au Deinem Halse
Mir, so lang Dein Herze schlägt —
Hältst Du so den hciszeu Schwur? . . .
llnd er steigt voni Roß herunter
Wie ein Tiger wutbergrimmt,
llud er zieht deu Tolch vom Härtel,
Leise schleichend spät in der Nachl,
spät in der Nacht.

Langsam kommt vom Wald ein Wagen,
Drin die schöne Katja sitzet
Ülu der Seite eines Mannes,
Heiter schwatzend und vergnügt . . .
Plötzlich schreit ihr Nnchtveglciter:
„Kalja! Katja! bin verwundet! . . .
Räuber schlugen mich im Rücken,
Und ich stcrb' noch spät in der Nachl! . .

spät iu der Nacht! ...

„Bin kein Räuber, frecher Bube!
Tu Entführer meines Glückes!
Bin der junge Bondarenko! ..."
Ruft der Kosak rachcdürstend. —
Aber plötzlich wird er stille!
Todesangst ergreift fein Herz,
Und gelähmt wird ihm die Zunge
Ob des Mordes spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Tenn er sieht im schein des Mondes
Tas Gesicht von Katjas Bender,
Seines lieben, guten Freundes
Todcrbleichend, starren Auges. —
„Sei verflucht! Tu böser Mörder!
Ter den Bruder mir gemordet,
Meinen lieben, lieben Bruder!"
Ruft das Mädchen spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

„Mögen Qualen Dich verfolgen,
Bittre Reu, so lang Tu athmcsr.
Daß Tu nirgends Ruhe findest!
Nimmer wcrd' ich Teine Frau jetzt!
Nie berühren mich die Hände,
Tie den Bruder mir gcinordet! . . ."
Ruft die schöne Hetmanstochter
Grimm'gcn Herzens svät in der Nacht,
svät in der Nacht.

Immer steht noch Bondarenko
Tief versunken in Gedanken,
Tie fein junges Herz zcrreif;en.
Und er spricht mit matter Stimme:
„Kqjja! Katja! liebe Katja!
Mich ereilt' mein böses Schicksal . . .
Bin verloren! Bin verloren! . . ."
WiederKallt es spät in der Nacht,
spät in der Nacht.

Endlich rafft er sich zusammen.
Schwingt sich auf sein flinkes Roh,
Und verzweifelt, schweren Herzens
Rnft er laut der Freundin zu:
„Lebe wohl, mein schönes Mädchen!
Nimmer wirst mich lebend schauen!
Denn im Kriege will ich sterben,
Unbeweint spät in der Nacht,

spät in der Nacht. —

^ebc wohl! und sinde Trost! . . ."
Und den Renner kräsrig sporncnd.
Sprengt er fort von seiner Braut
Und verschwindet schnell im Dickicht.
Weit erglänzte Heller Mondschein
Schatten »versend still und schaurig.
Und des Tones Silberfluthen
Rauschen einsam spät in der Nacht,
spät in der Nacht,

Viele Lieder singt noch Dunja, indessen Sipunoff sich schon längst sachte in die düstere Ecke hinter den Ofen verkrochen, und mit dein Bauch zur Erde liegend schnarcht er so kräftig, als sägte er einen dicken Ast entzwei; auch die Kinder sind nun allmählich eingeschlafen. Nur Tarrabanoff sitzt noch immer wie gebannt an seinem Platze, tief versunken in Gedanken, indem er ab und zu mit verlebten schmachtenden Augen die schöne Sängerin ansieht, und, sobald ein Lied zu Ende ist, flüstert er leise mit flehender Stimme: „Bitte, bitte, liebe Dunja! singe weiter! singe weiter!"

^llustrirte Bibliographie

Ludwig von Ghbcl, Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienlirche. GrnndriK. Mit einer Farbtafcl und 34» Textbildern. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein richtiger Gedanke wird hier in trefflicher Weise von einem Gelehrten durchgeführt, der durch Einzelforschungen auf dem Gebiete der alten Kunstgeschichte seine» Be» ruf zu einem derartigen Unter» nehmen erwiesen hat. Neu und überraschend ist der Titel und die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt. Statt die Entwickelung der Kunst von Volk zu Volk (eth„o> graphisch) durchzugehen, eine Be» Handlung, bei der die weltgcschicht» lichcn Fragen nicht zur Verhandlung kommen, und anstatt die Kunst eines jeden Volkes »ach Kunstfächern mdograpnisch) anzuordnen, fafzt er die Kunst der Welt, und zwar zunächst die der alten Welt, als ei» Ganzes, das er in drei Perioden gliedert und innerhalb dessen die ethnographische und eioogrnphischc Scheidung nur zur Bildung von Untcrabthciluugen eingeführt wird. Der erste Tbcil umfaßt die Zeit der Vorherrschaft des Orients, in welcher bereits, die Ansänge der griechisckzen itunit ihre richtige Stelle finden, der und Inhalt bedeutendste, die Zeit der Hellenen, ?tils, den Antritt und die

schast. also auch feine Rückwirkung aus den Orient und seine Vorwirkunq auf die römische Kunst 1 der drille die Zeit der Römer, wo die klassische Kunst unter dem Schirm des römischen Wcltrciäzs, endlich im Dienste der Weltreligiou noch ein» mal gläuzeudeI-rüchte hervorbringt. Es ist einleuchtend, daß bei dieser Betrachtung ein ganz anderes Licht ans die Zusammenhänge nnd das Werden nnd Wachsen der Kunst im Grojzen des ganzen Altcrthunis fällt als bisher. Man könnte die untere Zeitgrenze, die Erbauung der SophicnkireKc etwas tief gegriffen finden, wird aber dem Ver fasser, trogdcm die Kunst damals seit Jahrhunderten im Niedergaug begriffen erscheint, doch recht geben müssen, wenn er sagt, dah dieser Niedergang nicht jnh nnd nicht in allen Zweigen zugleich eintrat, das; vielmehr in ciner Zeit, wo die Plastik ihren tiefsten Stand erreicht hatte, die Baukunst als Eonstruction erst ihre letzte Höbe erstieg, bis dahin also doch in aufsteigender Bewegung geblieben ist. Der Schwerpunkt liegt freilich auch bei dieser Betrachtung in der Kunst der Griechen. Ihre bevorzugte Stellung ist unbestritten, ob man sie aus der orientalische» ableiten oder ihic Originalität vertreten mag. Beides ist gleich unrichtig, wenn man einseitig das eine oder das andere vertritt, aber Beides hat seine Berechtigung, indem mau heutzutage im Stande ist, einerseits Umfang und Art des von den Griechen aus dem Orient liebernommcnengenauer festzustellen nnz andererseits das Original-Grie» chische davon zu sondern. Die plastische Schönheit habe» doch erst die Grieche» gesunden. „Mit dem Hervortreten von Küustlervcrsön lichkeitcn, mit dem liebergang zum Steintcmpcl nnd zur Marmorvil> derei beginnt ihre Ruhmcsbah», darin sie ihr Eigenes entfaltet."

Ebenso interessant, wie die Geschichte der Losschäluug der griechischen Kunst aus den

Fesseln der orientalischen nnd ihres eigenartigen HeranwachseuS bis zu ihrer Blüthczcit ist die Zeit des Antritts ihrer Weltherrschaft, ihrer Rückwirkung auf den Orient und ihres beherrschenden Einflusses auf die römische >rnnst. Für beide Perioden, die archaische und hellenische, haben die Funde der letzten Jahrzehnte eine ungemcinc Bereicherung unseres Wissens und unserer Anschauung gebracht, die für die Herstellung des „Weltbildes" von größter Wichtigkeit ist. TasGesagle wird genüge», nm von dem Neuen, das vorliegendes

Buch nach Anlngc Auffassung und stoff darbietet, eine Vorstellung zu gebe». Zu diesen Vorzügen gesell! sich der einer klaren, knappe», präeise», von Sctnvulst und Pathos freie»

Sprache, eines sastgesuchtvoiN' titteu Stils. Jedes Wort giedl uns d>e Gewähr, daß ein Meister zu uns spricht, der seinen reichen und weitumfassenden- stofs vollkommen beherrscht. Dazu kommt eine Fülle von tresslich gewählten und meist vorzüglich ausgeführten Ab- bildungen, von deren Güte die vier unserer Besprechung bcigcgcbcnen nur eine schroack« Ahnung geben. Sic gehören sämmtlich dergriechischenKunst au, Fig. 1 und 2 der letzten Vorstufen der Blüthezeir, Fig. !i eine anmuthige Knaben-

slatuetic aus praxitelischer Zeit, Fig. 4 gicbt eiu Bild von der Entivickelnngsfähigkcit des ko> riiithischcn.Kapitells, von dem sprossenden Leben, das mit der Einfülirung des Akanthusblat' res in den jüngercnOrnamcnt-sril der Ärcliiteklur gekommen war, aber auch bereits von dem öereindringen organisch nicht zugehöriger Elemcnte in das Pflauzenornament.

Auf Einzelheiten einzu» gehen, verbietet uns hier der !>!aum. Toch verdient es Beachtung und ist zugleich ein schöner Beweis seiner Objecri> vität. dasz der Verfasser die Laokoongruppc der Zeil des Titus zuweist, weil wir „der Kaiscrzeit ein Werk nicht nehmen Kursen, welches mög> lichcttveisc doch ihr Eigcnthnm ist". Auch die viclumstrittene Venus von Milo Ivcist er der römische» Zeit, allerdings einer früheren Epoche derselbe», jedenfalls der Epigonenzci: griechischer >kunst zu.

Allenthalben müssen wir das maßvolle Urlheil des Ver° fassers, sein Bestreben anerkennen, nur gesicherte Resultate zu biete», das Problematische zwar nicht z» verschweige», aber das ans ocm Streit der Meinungen als das Wahrscheinlichste sicl, Ergebende klar und bestimmt hinzustellen. So bietet das schöne Werk eine aus streng wissenschaftlicher Grundlage und doch jedem Gebildeten verständliche, dnrcb keinen gelelirlen Ballast vcsclnvertc Darstellung des Wcllgcmges der Knnst im Nliertbum, eine wenlivollc Bereicherung der Kunstliterarur. iu der sich hentznlagc so mancher Unberufene tummelt, eine Gabe, an der jeder «nnsisrcnnd, der nicht blos nivpen möchte an der vollen schale des Kunstschöncn, sondern einen Ein»

blick gewinne» möchte in das 'Werden und Wachsen der Dinst als einer Wclunacht seine helle Irende haben muß.

Dichtungen in Prosa.

Unter der ^-ülle von Romanen und Erzählungen, wie sie alljährlich wachsend ans dem Biichcrmarktc erscheint, ist die Auswahl derer, die einen bleibenden literarischen Werth beansvrnchcn dürften, keine sehr schwierige, aber erfreulicher Weise doch auch nicht allzu crgebnißlose. An erster stelle mag diesmal wieder Paul Hcpsc genannt sei», der unermüdliche, so reich mit Phantasie nnd Herz begabte Dichter. Die Iii.'Sammlung seiner Novellen „Villa Falconicri nnd andere Novellen". (Berlin, Wilh.Her«) enthält vier Erzählungen, von dene» jede ein kleines Cabinetstück ist, so das; ma» schwerlich einer den Vorzug gebe» könnte. In allen handelt es sich »in seelische Krämpfe, die ein edlcS Iranenhcrz zu bestehen hat! Pani Hcuse ist ein feiner .>!cnncr desselben, und die weiche, innige Art, mit der er sich in die Empfindungen seiner poetischen Gestalten zu versetzen weiß, läßt nnS dieselben sympathisch erscheinen. Ter Schluß ist meist tragisch, aber so wohlthucnd vorbereitet, daß eine andere Versöhnung der bestehenden Dissonanzen gar nicht denkbar erscheint; namentlich die zweite Erzählung: „Toris Sengcberg" zeigt dies: Die Heldin hat hier das Glück selbst verscherzt, indem sie von dem Geliebten die Rache für die gekränkte Ehre der Schwester forderte. Wenn er ihr den Dienst nicht geleistet hätte, wäre seine Liebe nicht opferbereit gewesen: da er ihn leistete, war die ihre nicht mehr selbstlos und rein, sondern mir ein Lohn für seine ritterliche That. Deshalb geht die Frau lieber in de» freiwilligen Tod, weil es aus Erden kein reines Glück mehr für sie gicbt. — In der Titclnovelle wird die Sühne an der Schuldigen durch den gekränkten Hatten vollstreckt, der dann seinem zerstörten Dasein selbst ein Ende macht: hier liegen die Verhältnisse älinlich wie in Henses früherer Erzählung „himmlische und irdische Liebe", nur dafz die Heldin eben diesmal eine Frau lst. Das Thema von „unverstandenen Herzen", das sich aus den engen Schranken des Alltagslebens zu einer höheren, geistig angcregtercn Existenz hinaussehnt, ist von dem Dichter auch schon öfter behandelt worden: „Emcrcnz" ist eine Seelenschmestcr der mir Recht so bewunderte» „Lottu", aber wie viel besondere liebreizende Züge unterscheiden sie von dieser! Endlich die letzte Erzählung: „Tie Märtyrerin der Phantasie" befremdet zunächst etwas durch den seltsam klingende» Titel: der Stoff ist aber durchaus der Richtung unserer Zeit entsprechend: ei» junges Mädchen möchte ihren Lebenszweck in etwas Besonderem, Romantischen finden, lernt aber durch Herde Erfahrungen noch rechtzeitig, daß derselbe vielmehr in der edel», hingebenden, echt weiblichen Sorge um einen hilfsbedürftigen geliebten Mann besteht. Die Sprache dieser vier Novellen ist wieder von großer Schönheit und edler Einfachheit: man empfindet ihre Weichheit recht deutlich, wenn man sie mit der eines andern Erzählers vergleicht, der auch zu den enicn unter den jetzt lebenden gehört. Conrad Ferdinand Meyer ist erst ganz kürzlich in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden. «Januarheft 18M). Seine neuette Dichtung: „Die Versuchung des Pescara". (Leipzig, H. Hansel) zeigt die Vorzüge seines Talents, die dort anerkannt sind, wieder im hellsten Lichte. Die knappe, markige Art der Ebaraktcristik, den ethischen Zug seiiier Gestalten und den plastischen Eindruck der einzelnen Bilder: daneben eine gewisse herbe Form seiner Darstcllnng, die nicht willkürlich gewählt, sondern durch eine innere sittliche NotKwendigKil bedingt erscheint. Pescara, der berühmte FeldherrKarls V. in Italien, ist der Wallenstcin seincs Jahrhunderts, aber kein in de» Sternen forschender Grübler, sondern ein entschlossen handelnder Kriegsheld. In dem Augc»blick, wo die Versuchung der heiligen Liga an ilm hcraiilritt, hat er schon entschieden, denn er weiß, daß er. keine Zukunft inehr vor sich hat, daß ei» unabänderliches Verhängnis; ihn mitte» aus seinem Siegeslanse abrufe» wird. Diese Gewißheit giebt ihm das Gepräge sittlicher Größe sowohl dem elenden Vcrräthcr Monrada wie dem heißen Flehen seincs stolzen Weibes gegenüber. Der Gang der Erzählung ist dadurch vorher fcstbestimmt: einzelne Bilder sind von hinreißender Schönheit der Empfindung: eine Sccne, wie die Unterredung zwischen Pescara nnd seinem Weibe im Garten beim Mondenlichr Ittff.) mit dem jähen Schluß, läßt sich »ur durch eigenes Lesen nachempfinden: sie allein würde dieser Novelle de» Namen eines dichterischen ,>!»nstwcrks sichern.

Einer unserer allcrbcgabtcste» jüngeren Novellisten iir Hans Hoffmann: seine im Verlage von ttcvrüder Pactcl in Berlin erschienenen „Neuen Korfu-Gcschichren" waren ein windiges Oicscbcnk für den nunmehr entschlafenen Friedrich Theodor Bischer zu seinem W. Geburtstage. Hoffma»ns Erfindungsgabe ist bewundernswürdig, und de» «estallc» seiner Phantasie weiß er soviel Züge eckten, sogar stark sinnlickcn Lebens zn gcbc», daß man sie leibhaftig vor sich zu sehen glaubt. Er keimt die sonnigc jonische Insel, ans der die Vorgänge dieser fünf Erzählungeu spielen, offenbar aus eigener Anschauung: sie gilt als die sagenhafte Heimat der Phäaken, und noch hcure wohnt dort ein frohes Volk in seligem Nicktstlmn, aber mit scharfem Wiu und mit glühenden Leidenschaften ausgestattet. Es ist deshalb ein geschickter Kunstgriff des Dichters, daß er einige der Erzählungen, deren Inhalt sonst besrcmden möchte, in vergangene Jahrhunderte verlegt hat. In einigen zeigt sich ein eckter poetischer Hunwr, so in der „Wcinprobe", die vier Büßerinnen", und besonders in der letzten Geschickte »Das Amikencabinci": allerlei scherzhafte Vorfälle dienen hier dazu, die liebende» Paare zn einander zu führen. Dem großen Pnbliknm dürften gerade diese heitern Erzählungen mehr zusagen als die beide» ander»: „Die Gekreuzigte»" und „Ter blinde Mönch", denen gerecht zu werden schwierig ist. Es ist eine antike Anschauung, daß die reine «ckonheit des menschlichen Leibes etwas Hohes und Heiliges sei: aber die Grenze des Sittlich-Erlaubte» ist dieser Anschauung jetzt durchaus im Wege. Ju de» „Gekreuzigten" führt dicscr Widerstreit zu einem grausigen Ende: die armen Opfer eines blinden Ablösnngsalmibens genieße» „die sehnsüchtige Lust der Angen" in ihrer Todesstunde. In ähnlicher Weise wird „Ter blinde Mönch" erst sehend, als die antike Venus ihm lebend erscheint. Es geuügt hier zu bemerkcu, daß Hoffmann in beiden Fallen feinen äußerst schwierigen Vorwurf mit hohem sittlichen Ernst mit der Lauterkeit eines griechischen Bildhauers behandelt hat.

Mit besonderer Wärme sei an dieser Stelle eines Lieblings der Leser unserer Zeitschrift gedacht, der reich beanlagten, stets neue Theilnahme erweckenden und in ihrer schriftstellerischen Art sich doch so gleichbleibenden Helene Böhla». Bonden drei Büchern, die sie fast gleichzeitig (bei I. C. C. Bruns, Minden in Westfalen) erscheinen ließ, ist die Novelle: „Herzenswahn!" zuerst in „Nord und Süd" erschienen und hat großen Beifall gefunden. Das unergründlich tiefe Seelenleben eines knospenden Frauenherzens war hier in einer Weise geschildert, das; der Eindruck dieser Erzählung ein mächtiger sein mußte, denn keinem neueren Dichter war es gelungen, dieses Träumen von einem verlorenen Ideal, dieses Sträuben gegen ein sichtbares Lebensglück, dem sich doch das überquellende Herz voll hingeben möchte, so wiederzugeben, wie das Helene Bühlau verstanden hat. Man kann billiger Weise zweifeln, ob einem Manne dies überhanvt möglich sei. Der größer angelegte Roman: „Reines Herzens schuldig" zeigt in der Anlage viele Aehnlichkeit mit „Herzenswahn!" Nur sind die Hindernisse des Liebesglücks der Heldin Dorothea Schöngardt hier sichtbarer, nicht allein in ihrer eigenen Brust verschlossene: denn Stephan Rang, zu dem sie cmporschant wie Käthe zu Reichlin, ist bereits verheirathet. Aber die Macht des Gefühls ist stärker wie die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung: es giebt eine Macht der „allerheiligsteu, allerheiinlichsten Liebe", wie Richard Boß sie nennt, die den, welchen sie überkommt, wohl schuldig werden läßt, aber „reines Herzens". Wie kindlich rührend klingt die Bitte der sich hingebenden Dorothea an den Geliebten, sie nur einmal, ein einziges Mal seine „liebe, kleine Frau" zu nennen! Goethe hat in den „Wahlverwandtschaften" seine Ottilie an ihrer reinen Liebe untergehen lassen; Dorothea, die sonst manche Verwandtschaft mit dieser zeigt, lebt fort in stiller Entsagung, für die Welt und die Ihrigen ein Räthsel, in sich selbst glücklich, weil sie das Höchste genossen zu haben meint, was die Welt ihr bieten konnte. Im Gegensatz zu dieser im Schatten dahinlebenden Mädchenblume stehen die Lichtgestalten des gräflich Heuglin'schen Hauses, für die menschliche Schwächen gar nicht vorhanden sind. Diese Gegenüberstellung ist sehr glücklich; weniger gelungen ist oaS, was die Dichterin, wie wir glauben, aus Rücksicht auf den herrschenden Zeitgeschmack in den Roman verwebt hat: die Schilderung des Armenunterstützmigsvcreins unter Leitung der Tante Wangemann und des Herrn von Bnblitz; aber es hat anch nur nebensächliche Bedeutung. Das kleine Bändchen: „Rathsmädelgeschichten" ist eine recht herzerfrischende, köstliche Gabe. Helene Bühlau versetzt uns hier in die letzten Jahre der Regierung Karl Augusts, wo ein frühlich heranwachsendes Geschlecht noch in dem Glänze der großen Zeit Alt-Weimars es sich wobl sein ließ, wo die lustigen „Rathsmädcl" Rüse und Marie bei der alten Kummcrfclden, der Erfinderin des berühmten Waschwassers, Nähstundc nahmen und mit Goethe und dem Herzoge heiter plauderten. Der lebendige und dabei so innige Ton der Erzählung ist in diesem Buche ganz unübertrefflich. „Ein thüringischer Roman" nennt sich auch Ernst von Wolzogens neueste Dichtung: „Basilla" (Berlin und Stuttgart, W, Spemann 1W7), aber kein heiterer Zug jener sonnigen Gefilde geht durch diese Erzählung. Sie ist ein schauerlich ergreifendes Scelengemälde. Wolzogeu ist kein oberflächlicher Schriftsteller, fondern er arbeitet mit großer Gewissenhaftigkeit die Composition des Ganzen durch, und wer genau liest wird die Feinheit des Aufbans wie die Handlung von Buch zu Buch sich entwickelt bewundern müssen. Das alte Lied: „«o geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben thut lieben, 's thut wunderselteu gut" sührt in dem Hause einer Frankenhänser Ackerbürgersfamilie zu einer furchtbaren Katastrophe: Der altere Bruder Bernhard ist der Besitzer des Vermügens und der Braut, aber er ist ein schwacher Mensch, der unter dem „Fluche des Blutes" zu leiden hat, seine Mutter ist im Wahnsinn gestorben. Da erwacht in dem jüngeren, Fritz, die Leidenschaft für Basilla und veranlaßt den vcrhängnißvollen Ausspruch: „Er lebt noch, aber Du liebst mich, wenn er todt ist!" Nun beginnt das Unheil: Die Stiefmutter, eine wahre Furie, glaubt Bernhard beseitigen zn können; es gelingt ihr anscheinend. Aber mm regt sich der Verdacht in Basilla: obgleich sie Fritz heirathet, wird sie der Ehe nicht froh, denn ihr schrecklicher Verdacht peinigt sie, und als sie ihren Gatten in der Hochzcitsnacht beschwört, sich von diesem durch einen Schwur zu reinigen, kann er es nicht. So spitzt sich der Conflict immer spannender zu; der Leser verfolgt ihn mit fieberhaft gesteigerter Theilnahme, bis endlich die Lösung ihm eine neue Ileberraschnng und zugleich Erleichterung bringt. „Welch' eine Tragödie! Und die schuld? Liebe — überall Liebe!" Wolzogens Roman ist eigentlich eine Criminalgeschichte, aber in Bezug auf ihren dichterischen Werth erhebt sie sich weit über ahnliche Erzählungen.

Aus den, Gebiete des leichten, feinen Conversationsromans verdient „das Nessusgcwand von Fedor von Zobeltitz (Roman in 2 Bänden. Stuttgart, deutsck« Vcrlagsanstalt) einige empfehlende Worte. Der Verfasser zeigt sich als einen feingebildeten, liebenswürdigen Gesellschafter, der uns allerlei vorplaudert, was uns unterhält und belustigt: tiefere seelische Kämpfe werden nur leicht gestreift, denn sie treten auch im Leben selten an die Ocffenrlichk.'it. Gleichwobl find sie bei den meinen der zahlreich im Romane auftrelendcn Personen vorhanden! denn „wir sind allzumal Sünder — auch die besten und edelsten tragen ihr Nessnsgewand," d. h. eine dunkle Schuld der Vergangenheit, die mahnend in das Glück der Gegenwart eingreift. Der ehemalige Gardelientenant Freiherr von Neuland hat auch darunter zu leiden, aber er bat sich tüchtig emporgearbeitet, und als er als Mr, Newland am Genfer See auftaucht, ist er ein gemachter Mann. In dem Pensionslcbcn dort findet er Unterhaltung und Zerstreuung, che er wieder ehrsamer norddeutscher Landedelmann wird; er hat dort Gelegenheit, manche Franenhcrzen zu brechen, bis ihm in der zarten Miß Lilian Potter die wahre Liebe erscheint. Tie edle Eomtcsse Strahlen liebt ihn wahrhaft und innig, die leidenschaftliche Frau von Labomiroff steht ihm „als Geliebte zu hoch, als Gattin nicht Koch genug;" der ersterсn füblt sich Newland nicht würdig, die andere ist es seiner nicht. So kommt es zu allerlei Verwirrungen, die aber geschickt gelöst werden. Tic Nebenfiguren, der ehemalige Pnrfünicricreifendc Earl Feodor Maicr, der ostpreußische Rittmeister von Rankcnhausen, der die meisten Frauen zwar „ganz matt, aber doch etwas kokalt" findet, der lumpige Spcmer sind ergötzliche Nebenfiguren, mit denen der Leser sich gut niiterhält, ohne es zu empfinden, daß sie für de» Gang der HauptHandlung eigentlich überflüssig sind. So tritt die breite Anlage des ganzen Romans auch nirgends störend auf, und man ist entmint, sich plötzlich am Ende zu finden, weil man dem Verfasser gerne zugehört hat. — „Wandel der Zeiten" nennt der «gl. prenß. Generallicutcnant z. D. I. Hartman» eine Sammlung von vier (Erzählungen (Wiesbaden, I. F. Bergmann > sehr treffend, in denen er den Wechsel, welcher sich seit den letzten fünfzig Jahren im Kulturleben des deutschen Volkes vollzogen hat, schildert. Der Stoff ist frei erfunden, aber die „Erinnerungen eines deutschen Offiziers" klingen oft durch. Am schwächsten ist die letzte Geschichte: „Gute Tage": die Machtstellung des deutschen Reiches findet an den in der Sommerfrische zusammentreffenden Personen doch nur wenig äußeren Wiedcrschcin. Tagegcn ist die erste Erzählung „(5nge Schranken" trov ihres nicht befriedigenden Schlusses hochintcrcssani, die Philistrosilät, Ivic sie etwa 1W0 in den kleinen dentschcn Fürstenthüniern herrschte, ganz vorzüglich dargestellt. Noch liölicr möchten wir die zweite Erzählung stellen: sie spielt in Hannover im Jabre 1«47. Ter Gegensatz zwischen Adel und Bürgerthum, die Persönlichkeit des greisen «önigs Ernst August hat der Verfasser aus eigener Keimatlicher Erinnerung geschöpft. Auch die an die Eroberung Alfens im Jahre 1864 geknüpfte Novelle „Morgendämmerung" cnlliält viel Sinniges, Im Hinblick auf die Fülle der mitgetheiltcn Thatmchen ist der Stil der Erzählungen knapp und kurz, was bei der gewählten Nevcllcnform nicht so störend ist wie bei dem früher von uns besprochenen Roman („Zn spät erkannt") desselben Verfassers.

Bibliographische Notizen.

MorellMackenzie, Singen n»d Sprechen, Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimnwigane, übersetzt von Or. I, Michael in Hamburg, mit einem Bildnis; des Verfassers und neunzehn Abbildungen.

vr. I. Michael, die Bildung der Gc-
scingsrcgistcr. Leopold Voß, Hamburg
und Leipzig.
Ter Naiiic Mackenzie ist heut in allcn-
»reisen vielgenannt und dem großen Publi-
kum ebenso bekannt, wie er eö schon bis-

her allen denjenigen war, die sich mir der Literatur der Laryngologie beschäftige». Ter große Gelehrte und Arzt hat sich in dem vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, und wie ich gleich hinznfiigcn will, glänzend gelöst, in allgemein verständlicher Art, gewissermaßen im Uiiterhaltungstone, den Leser in das große Gebiet der Physiologie der Stimmorganc einzuführen, und Sängern und Rednern zu lehren, wie man die stimme ausbildet, die ausgebildete Stimme erhält, und die erkrankte wiederherstellt. Nachdem der Verfasser in Cap.I. diesen Inhalt nnd Zweck icines Werkes festgestellt hat, spricht er in den folgenden Kapiteln II und III von der Stimme und der Gesangsstimine insbesondere. Ich kann von seinen Ansführungcn hier nur hervorheben, daß er dea Werth der Untersuchungen mit dem Kehlkopfspiegel für die Physiologie des Kehlkopfs und somit für die Praxis der Gesangslehre für sehr gering hält und zugicbt, daß der Kehlkopfspiegel kaum auf irgend eine gesangsphysiologische Frage ein neues Licht geworfen hat. Mit Mackenzics Registcrtheoric (S. LZ ff.) kann ich mich nicht mwerstandc» erklären. Er geht von der Zwcircgistertheoric aus, indem er der Brnststimmc die Kopf- nnd Falsetstimme als einen und denselben Stimmincchanismus entgegenstellt. Der Bekämpfung dieser Ansicht und der Rettung der Dreiregisterthcorie ist Dr. Michaels Werk gewidmet. Man kann sagen, daß in Deutschland diese Theorie die herrschende ist. Trockhausen, Deutschlands größter Sangcsmeister, lehrt (Methode X S. 12.) daß Männer von zwei, Brustnnd Falsetregister, Frauen von drei, uämlich Brust, Falset- und Kopfrcgister Gebrauch machen. Dem zustimmend führt Michael ans, „daß durchaus keiu musikalisches Gehör und musikalische Vorbildung dazu gehört, um sich zu überzeugen, daß es wirklich drei Register giebt, denn nicht nur im Gesänge, sondern auch, und zwar viel deutlicher, sind in der Sprcchstimme von der Klangfarbe der gewöhnlich verwendeten Mittclstimme die sonore Bruststimme und die scharse Kopsstiinnic zu unterscheiden und mit Leichtigkeit von jedem gesunden Menschen zu Produziren. Aus diesem Grunde schon bedürfen die verschiedenen Zweiregisterthcoricn durchaus keiner besonderen Widerlegung." Jedem Sänger kann die Lectüre des Michacl'schen Büches augclegcurlich cmpsohleu werde». Interessant insbesondere ist seine Teduction, daß jedes Register seinen besondere»

l Mechanismus hat, daß bei jedem Register

! besondere Muskeln thätig sind, die er dann die „Lcitmuskeln" des betreffenden Registers nennt. — Ich kehre zu Mackenzics Buch zurück. Sehr fesselnd und lehrreich sind die Ausführungen Cap. IV. und V. über Erziehung der Stimme, und Pflege der ausgebildete» Stiinme, kurz und praktisch die Rathschläge in Eap. VII. über specielle Gesundhcitslchrc für Säuger. Was der Verfasser insbesondere über die Anwendung der Register, m^ssa <Ii voce, Ausbildung der Stimme in der Mittcllagc derselben,

I Portamcnto, :c. sagt, stimmt durchaus mit den Principicn der dentschen Autoritäten, insbesondere mit Stockhausens Methode überei». In Cap. VIl und VIII folgt eine der Abhandlung über die Gesangsstimme analoge Besprechung des Mechanismus, der Krankheit und Behandlung der Sprechslimme». In Anhang I, II, und III endlich werden eine Anatomie des Kehlkopfs, einige kritische Bemerkungen über verschiedene Theorien der Bildung des Gesangsrcgistcr (ohne Berücksichtigung des z. Z. noch nicht erschienenen Michaclschcn Bnchcs) und eine interessante Statistik

! der Stellung der Stimmbättder beim Singen l',U Äunstsängcr wurden untersucht) hinzngcsügt,

ES wäre zn wünschen, daß das deutsche Publicum dem englischen in der Anerkennung dieses zur Orientirung und Belehrung in den cinschläglichcn Materien trefflich geeigneten Buches nicht nachstünde. In England hat dasselbe schon ein Jahr nach seinem Erscheinen die fünfte Auflage erlebt. K?.

Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Ausbau von

Julius Lippcrt. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke. Darüber wird es heutekeineMeinungsVerschiedenheit mehr geben, daß eine Geschichte der Cultur sich nur auf inductiver ! Forschung ansbauen lasse. Tie Zeiten sind vorbei, in denen man ans aprioristischem Wege zur Erkenntniß der menschlichen Entwickelnttg gelangen zu können meinte. Nur in deni Punkte gehen die Ansichten weit auseinander, ob es jetzt schon an der Zeit ist, eine Kulturgeschichte zu schreibe». Häufiger als ma» gcineittiglich annimmt, hört man das Bedenke» aussprechen, daß die Delailforschnng mit ihrer Arbeit noch lange nicht fertig sei, daß die vorhandenen Steine in keinem Falle sür eine» Ban ausreichen, daß man durch ein voreiliges Zusammenfügen die Einzelarbcit mehr gefährde als fördere. Bis zu einem gewissen Grade mag das Bedenken gerechtfertigt sein, aber nicht blos in Anwendung auf die Kulturgeschichte, sondern auch auf alle anderen Gebiete der historischen Forschung. Und dennoch läßt man sich dadurch nicht beirren und schreibt Universalgeschichte, obwohl mancher Thcil noch keine gründliche Bearbeitung erfahren hat, man schreibt Allgemeine Kunstgeschichte, obwohl man erst in den Anfängen der kunsthistorischen Specialforschung steckt. Jede Zeit verlangt eben eine Zusammenfassung des vorhandenen Materials zu einem großen, harmonischen Gebilde, und wer dieses Verlangen unberechtigt oder unwissenschaftlich oder gar schädlich nennt, dein kann man nur das Wort entgegenhalten: wenn Jhr's nicht fühlt, Ihr wcrdct's nie erjagen.

Rippert nennt sein Werk, welches jetzt in zwei starken Bänden vollendet vorliegt: Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Durch den Zusatz schon giebt er zu erkennen, wodurch sich sein Werk von den meisten andern, man kann fast sagen, von allen früheren Kulturgeschichten unterscheiden soll. Wenn man sonst sich begnügte, den massenhaften Stoff, den die Spccialistik gesammelt hatte, unter bestimmte Kategorien zu bringen und so dem Leser einzelne Bilder ohne inneren Zusammenhang vorzuführen, so willLivpert im Gegensatz hierzu den gesammtcn Stoff von einem festen Gesichtspunkt ans betrachten und auf diese Weise die organische Verbindung der scheinbar getrennten Theile erkennen lassen. Lippert findet den festen Punkt, indem er die unzähligen Knlturcrscheinnngcn unserer Tage zurückvcnolgt bis zu einer Zcitgrenzc, wo sie saniint und sonders als Diffcrenziruugen einiger weniger Kultunnomente erscheinen. Man kann sich das plastisch an dem Bilde einer genealogischen Tafel klar machen; an der Svitzc steht der Stammvater, dessen Typus sich in den nachfolgenden Geschlechtern hnttdcrtfältig diffcrenzirt; und dennoch gelangt man rückwärtsgcbend dazu, alle Abwandlungen der Erscheinungen auf einen Thuns zurückzuführen. Jene wenigen Knlturniomente aber, welche beinahe den Eindruck eines ZustandcS der Knlturlosigkcit hervorbringen, darf mau keineswegs unterschätzen. „Alles wodurch sich der Mensch auch nur im geringsten Grade über seine natürliche Beschränktheit erhebt, ist ein Thcilchcn Cnltnr, und wir Erben vergangener Geschlechter und wenig berechtigt,

die ersten und schwierigsten Schritte von der Ehre dieses Namens auszuschließen."

Den Antrieb, der zu diesen ersten und allen folgenden Schritten in der Cnltur geführt hat, findet Lippert in der „Lebcnsfürsorge". Man kann nicht gerade sagen, daß dieser Gedanke original ist, denn er erscheint nur als eine wohlthätige Erweiterung des „Kampfes um's Dasein": aber durchaus original ist die Anwendung dieses Gedankens auf das große Material der Kulturgeschichte und die confequente Durchführung desselben. Der „Kampf ums Dasein" bot wohl einen Schlüssel für alle diejenigen Erscheinungen, welche dem Gebiet der materiellen Kultur angehörten; jedoch von den geistigen Errungenschaften ließen sich viele gar nicht und die meisten nicht ohne Gewalt unter jenen Gesichtswinkel bringen. Diese Erwägung mag Lippert dahin geführt haben, den „Kampf lums Dasein" zu enveitern zu einer „Sorge ums Dasein", zur „Lcbensfürsorge" und in ihr den schöpferischen Factor nicht blos der materiellen, sondern auch der

! geistigen Cnltnr zu suchen. Die Sorge nm das eigene Ich führt den Menschen allmählich, nm nur ein Beispiel anzuführen, zur Erkcnntniß der Großartigkeit

! der Natur; „die Sonne drängt sich der Gedankenbildung des Menschen auf, indem sie und nur in so weit sie sein eigenes Ich wärmt oder sengt, der Donner, indem er es schreckt, der Hagel, weil er es peitscht; mir an diese Beziehung zum Ich knüpft sich eine Reihe primitiver Gedanken und mit diesem beginnt die immer an die Sorge um das Ich gelehnte Schulung der menschlichen Dcnttrast". Und so befremdlich es int ersten Moment auch scheinen mag, in streng logischer Weise entwickelt Livvcrt, wie die großen, idealen Güter der Menschheit, deren oft opfervolle Pflege heute losgelöst von jeder Selbstsucht sein kann, auf dem gleichen Boden der Lcbensfürsorge erwachsen sind, wie aus derselben Quelle die Gesetze der Sittlichkeit, die mannigfachen Formen der gescttsclmtlichen Organisation, die Begriffe von Recht und Eigcnthnm, ja selbst die religiösen Vorstellungen geflossen silw.

Daraus ergiebt sich auch, wie fehlerhaft die Ansicht derjenigen Forscher ist. welche an Rousseau anknüpfend von einer höheren Sittlichkeit des Mensel«» im Naturznstnnde gesprochen haben; denn ..der Inhalt des Sittlichkeitskanons kann sich erst wachsend erfüllen mit der Entwickeln«« der socialen Lebensverhältnisse", nnd jene Ansicht ruht einfach auf einem Trugschlüsse, welcher eine subjektive Sittlichkeit an die Stelle eines objectiven Kanons, eines hohen, sittlichen Ideales schiebt.

In einem gleichen Gegensatz befindet sich Lippert zu der von Buckle inaugurirten Richtung, welche, die Gesetze gefunden zu habe,: glaubte, nach denen sich die Geschichte der Zivilisation bewegt. Dem „menschlich Persönlichen", welches in dem Buckle'schen System vollständig verschwand, weist er wiederum seine keineswegs unbedeutende Rolle zu, und er stellt sich damit auf den Standpunkt derjenigen, welche in der Culturbildung die beständige Wechselwirkung von Freiheit uns Nothiocndigkeit erkennen.

Wie in Allem, was aus der Feder unseres Autors hervorgegangen ist, so tritt auch in diesem Werke die eigenartige Verbindung des Philosophen und Historikers zu Tage. Es ist erstaunlich, welche colossale Fülle von Material der Historiker gesammelt hat, und wie der Philosoph es verstanden hat, einen in allen seinen Theilcn durchsichtigen und consequcnt nach einer Idee durchgeführten Bau herzustellen. Die Lectüre des Buches ist keine leichte: aber wer es sich nicht verdrießen läszt, seinen Kopf anzustrengen und das Gelesene noch einmal zu durchdenken, dem wird manche Entwickelungsreihe verständlich werden, manches Räthscl des Kulturlebens gelöst erscheinen*). 1.,

Dramaturgie der Oper von Heinrich Bulthaupt. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. Die musikalisch-dramatische Literatur ist an Büchern, die ans gründlichen Studien fußen und trotzdem in einer lesbaren und anziehenden Form geschrieben sind, nicht allznreich. Bulthaupts „Dramaturgie der Oper" gehört unter diese seltenen Erscheinungen. Das Buch hält zwar nicht ganz das was der Titel verspricht, indem es lediglich die deutsche Oper und auch diese nur mit ihren vornehmsten und epochc

l machenden Werken berücksichtigt, aber was ! der Verfasser auf diesem beschränkten Gebiete in musikalischer, dramatischer und theatralischer Hinsicht vorbringt, das ist von Belang und Bedeutung. Die hervorragendsten Schöpfungen Glucks, Mozarts, Beethovens, Webers, Meyerbecrs und Wagners werden mit ebenso liebevollem Eingehen, wie init strengster Unparteilichkeit und Objektivität beurtheilt und analy! sirt. Das; unsere Opcrncomponisten zweiten Ranges, Marschner, Spohr, Lortzing, Nicolai u. s. m. theils gar nicht, theils nur vorübergehend erwähnt werden, daß ferner die für das vollkommene Verständnis; unentbehrlichen Notenbeispiele fehlen, und daß endlich den Auseinandersetzungen über die Entstehung und allmähliche Entivickelung der Oper nur ein verhältnißmäßig knapper Raum zugewiesen ist, halten wir für einen schweren Fehler. Wie jedoch der Verfasser in der Vorrede andeutet, wird er es sich bei späteren Auflagen angelegen sein lassen, das Mangelnde hinzuzufügen und möglichste Vollständigkeit anzustreben. Nahezu die Hülste des Werkes ist Wagner und seinen Kunstbestrebungen gewidmet. Daß BultHaupt gerade hier die richtige Mitte iuue gehalten hat und weder in panegyrische i Verhiiumelung noch in schroffes Ablehnen verfallen ist, wird ihm von denen, welchen es darum zu thun ist, ein klares, nicht durch einseitiges Parteitreibcn getrübtes Bild der Bedeutung des großen Reformators zu erhalten, hoch angerechnet werden. Selbstverständlich wird nicht Alles und Jedes, was der Verfasser vorbringt und vorschlägt, ans unbedingte Billigung zu rechnen haben. Die von ihm proponirtc Jnsccnirnng des Don Juan, das Verhältniß der vier Fidelio-Ouvertürcn, die rein musikalische Bedeutung derGluck'sche» Opern und dcrgl. sind Dinge, gegen die sich gar Manches einwenden läßt. In jedem Falle aber gebührt Bulthanpt das Verdienst, znm Nachdenken und Tiscntircn angeregt zu haben. Für Alle, die in der Oper „einer der umstrittensten Erscheinungen der>!unstwclt" mehr sehen, als ein Erzengniß der Mode oder ein flüchtiges Amüsement ist die „Tramatnrgie der Oper" auch in der vorliegenden Fassung ein unentbehrliches Hülfsbuch, ein sicherer nnd zuverlässiger Wegweiser. sd.

Die „Assgemeine Zeitung"

tmlt wissenschaftlicher Beilage und Sandelszeituag)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Poftanstalten sür » Mark vierteljährlich <« Vit. sür di« > I«t,t«n «anate. S Mk. sür »cn letzt«» Monat de« Quarta») zu beziehen. Preis bei direkte, Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5,6« sür die anderen Lander de« Weltpostvereins).

Onartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 18.

?r«bt«ummern «röft »rnefiem Huartak Aegister gratis. Leitartikel, wiffenschaftliche und handelSvolitischc Aussätze «. ». in Nr. 93 bis 99.

Zur Revision dcS Processes Baizaine. — Rußland und Bulgarien. — Russische Zeitungen sonst und jetzt, - Aus d'n Vereinigten Staate» von Nordamerika. — Tie katholische UnionSdcwegung unter den Bulgaren. — Zur Lage in Spanien. — Die dänische ReichStagssession.

Wiens Buchdruckergeschichte ISKSI, fgg,, ^ g y Scherzer. — Erinnerungen an Alfred

MeiKner, Von L. Herbert. (VII. Schlutzartikel l — Nochmals allerlei über Soethe<«ildnisse. Bon Fr. Zarnke. <>, 2. z und 4.) - Aus der Raren,a, — Altgeographisches vom Mittelmeer. Von Prof. Or, Lauth. — WKrzburg in franzSstschcr Beleuchtung, — Roma» und Geschichte. — Zwei Uebersetzungen. Von v. V ». Strauü und Torney. — Zur Städte. Statistik. — Julius lheater,

Handels», Bank- und »brsenzuftande in Frankreich. (Euezianal. Bank von Frankreich und Srödil Foncier de France)

In Rr. 1«« bis 1««.

Die Erhaltung tes Weltfriedens durch Neutrolistrung de« Reste» der Türkei, (I) ^ Wirthschafi» liche Zustände in Rußland, (!,/!!,> ^ Karl Schurz über Kaiser Wilhelm. — SchntzMe in Schwer,,».

— Sansibar und sein Sultan.

Eiue Reise in den Sipylus. Vou Dr. M. Schwei«thal. - Nochmal» Allerlei über Goethe» Biltnine. Von Fr. Zarncke. (5>. Schlußorükel,) — Henry Longsellow, Von vr, L, Kellner. — Eorels Monteequicu, Bon E, Suglia, — Lutwia SigtSmuud Ruhl und Joseph Moria v, Radowitz, Von W. Rogge»Ludwig. - Sine Mustereniyllopüdie de« merischltchen Wissen«, Von Dr. S, v, Ccherzer,

— Die internationale JubclauSstellung in Wien. Bon C, v. Bincenti. IUI,) — Berichte des freien Deutschen Hochstistes, Von V, Valentin, — Berliner Briese, <IV1. — Die Sfterreichtsch.ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bon il. Lchlossor,

Handels», Bank» und Borsenzustäride ,n Frankreich <Metallactien»Speculation, .Petit Journal»' und .Lanterne'»«ctien. Erödit Foneier und SociStö des Jmmeublc«. Panamä»Emissto,,scommisfion.)

In Nr. 197 bis IIS.

Zur Abrechnung mit der „KanzlerkrisiS." — Militärisches aus Frankreich. — Die Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralistrung des Restes der Türkei, ttl,/lll,> - Zur Lage in Spanien.

Eme neue SophokleS»N,bersetz,,ng. — Die SemSN e. Gallerte der königlichen Museen zu Berlin. Bon Fr. Pecht. — Frühlingstage an den lombardischen Seen, <!.> — Ein Wimxseling.Eoder, Von Pros, Ur, Holstein, — Au» der deutschen Sagenwelt, — Deutsche Denkmäler, Von W, Lübke. >!,) — Wiener Briese, lcvXXVK — Leben und Briese von Charles Darwin, ,!,/!!,) — Bergsahrten und Raft. stätte». ,VI,I — Ulrich von Hutten, Von Allred Stern, — Ter bayerische El, Gcorgs-Orden vor hundert Jahren, Von Ernst von Destouches, — Der Hypnotismus ol« EiziehuogSmittcl. Von Dr. K. du Prel, — Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges.

Argentinien im Jahre l»»7, — Jahresberichte der bayerischen Fabriken»Jnspe,toren pro l»«7.

In Rr 114 bis IS«.

Tie Erhaltung des Weltfriedens durch Neutralisirung des Reste« der Türkei. (III. Schlug,? — Rumänien unter Joan Broliano, — Die sranzösischen Wirren und das Ausland, — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, — Oirchenpolitik der Pariser Russensreunoe, — Zur Lage in Spanien, — Die deutsche Orientpoliiik,

Zur Lrientirung über daö Geistesleben der Gegenwart, Von A. Dorner, — Frühlingstage an den lomdardischen Seen, —I, v. Töllingers akademische Vorträge. - Neue Schriften über Leopaidi und seine Familie. Von Dr. M, Landau. — Zur ältesten deutschen gulturgeschichie, — Em Ruf sür das Eisaktvol. Von H. No6. — Deutschland am Ausgang des Reichs. Von B, Weber, >I > — Eine Reise in die Mandschurei, Von H. Bnmbvry, — Zum gegenwärtigen Stand der Cholera »Frage, — Die Armensürsorge in London, Von E, A, Eoeniann, — lieber das slawische Gebiet in Bayern, Von Ludwig gaps, — Christian Daniel Rauch. Von W. Lübke. — Zur geologischen Literatur.

Die Zunahme des deuisch»italicn,schen Handels nach der amtlichen italienischen Statistik, — Raiffciscn und seine Schöpsung,

Aufträge für Streisbaudseuduugeu au die

Expedition in München.